Im
*DF

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Fünfter Jahrgang, 1875.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1875.

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Deutsches Reich.

Nachbarn und Fremdlande.

Geschichte.

Länder- und Völkerkunde.

Literatur, Literaturgeschichte, Kunst.

Verschiedenes.

Kritiken und Ueberfichten.

Frankreich und der Friede.

Wozu über etwas Vermuthungen aussprechen, was kein Sterblicher zu berechnen, ja nur als wahrscheinlich zu verkünden im Stande ist? Und doch stellt Jedermann in der Stille die Erwägung an, ob uns der Weltfriede im nächsten Jahre erhalten wird, nicht nur der Geschäftsmann, auch der Familienvater, wenn er die heranwachsenden Söhne betrachtet, der Künstler und Gelehrte, welcher Sammlung zu einer größeren Arbeit ersehnt und der Genießende, welcher im Voraus bedenkt, wie er Muße und Mittel sich oder Anderen zur Freude verwenden wird. Deshalb sei auch dem Journalisten gestattet, darüber zu schreiben; er gleicht dem Schiffer, der ohne wissenschaftliche Instrumente und Beobachtungen nur nach den Erfahrungen früherer Jahre und aus den Wetterregeln seiner Zunft über die bevorstehende Witterung urtheilt; es mag geschehen, daß schon der nächste Tag seine Verkündigung widerlegt, dennoch sind gute Nachbarn geneigt, seine Meinung gelten zu lassen. Am liebsten freilich, wenn sie ihren eigenen Wünschen entspricht.

Als der französische Krieg beendet war, fehlte es nicht an Stimmen, die den Frieden nur für eine kurze Waffenruhe erklärten und gerade unter unseren höheren Befehlshabern, welche durch eigene Beobachtung die Stimmungen der Franzosen kennen gelernt hatten, war diese Annahme fast allgemein. Ihr durfte man schon damals entgegen halten, daß nach einem großen Kriege, welcher die gesammten Kampfmittel einer starken Nation in Anspruch genommen und mit der militärischen Erschöpfung des unterliegenden Theils geendigt hat, die durch den Krieg selbst neugeschaffenen Zustände des Volkes eine maßgebende Bedeutung erhalten, welche sich stärker erweist, als verletztes Selbstgefühl, Rachsucht und der Trieb, den erlittenen Schaden durch ein neues Wagniß in Gewinn zu verwandeln. Der Verlust an Menschenleben, die Störung der nationalen Production, die Erschütterung des politischen Regimentes machen sich erst nach und nach im Laufe der Jahre mit bestimmender Gewalt geltend. Und was richtiger ist, das allgemeine Friedensbedürfniß der civilisirten Welt wird nach einem Kriege, der auch den Neutralen Behagen und Wohlstand gefährdet hat, für längere Zeit weit energischer und betrachtet mit scharfem Mißtrauen jeden Versuch, die wiedergewonnene Ruhe zu stören. Dies Friedensbedürfniß der europäischen Völkerfamilie ist bereits eine starke Macht

geworden, welche auch einer kriegslustigen Politik gebieterische Rücksichten auferlegt. Wie sich auch beim Beginne des französischen Krieges Italien, Oesterreich, England, Rußland zu den kriegführenden Parteien gestellt hatten, seit dem Kriege sind ihre Regierungen um die Wette bemüht gewesen, durch friedliche Demonstrationen jede flüchtige Hoffnung der Franzosen auf Bundesgenossenschaft bei einer neuen Störung des Friedens auszutilgen. Wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, daß dieselbe energische Beflissenheit, den europäischen Frieden zu erhalten, sich Frankreich gegenüber geltend machen würde, selbst wenn an Stelle des Marschalls Mac Mahon irgend ein Prätendent aus den entthronten Familien treten sollte, wofür doch zur Zeit geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist.

Vielen Franzosen freilich erscheint die gegenwärtige Regierung eines Generals immer noch deshalb als die beste, weil sie ihnen die militärische Reorganisation und dadurch die Aussicht auf bessern Erfolg in einem neuen Kriege zu eröffnen scheint. Aber gerade auf diesem Gebiete hat Frankreich seit dem Frieden die größten Schwierigkeiten gefunden, und wer sich die Mühe giebt, in den französischen Mittheilungen über die Reformen im Militairwesen hinter den Zeilen zu lesen, der erkennt, daß die Franzosen jetzt vielleicht weiter davon entfernt sind, ein völlig kriegstüchtiges Heer dem deutschen gegenüberzustellen, als sie im Sommer 1870 waren. Uns Deutschen wird die Meinung erlaubt sein, daß sie die Sache beim unrechten Ende angefangen haben. Sie begannen in ihrem Eifer damit, die Zahl der Mannschaften zu verdoppeln und dieser ungeheuren Masse viele unserer bewährten Heereseinrichtungen, die allgemeine Wehrpflicht, den Freiwilligendienst einzufügen. Der deutschen methodischen Behandlung hätte das entgegengesetzte Verfahren entsprochen, Verminderung des Heeres durch Ausscheiden aller zuchtlosen Elemente, sorgfältigste Schulung des gebliebenen guten Bestandtheils, allmähliches Herausbilden der Lehrkräfte und eine langsame, diesen entsprechende Vergrößerung des Heeres. Was bis jetzt geschaffen wurde, hat den Franzosen einen großen Theil der Uebelstände eingeführt, unter denen das italienische Heer seit der Schöpfung des Königreichs Italien leidet, es fehlt der großen Masse der Soldaten der innere Halt, die Kräfte für eine straffe Durchbildung sind vermindert und nicht gesteigert, die Einführung der kürzeren Dienstzeit und vollends der einjährig Freiwilligen hat die Disciplin und den Zusammenhalt der Mannschaften in fühlbarer Weise verschlechtert. Der Streit z. B. um eine taktische Formation, welcher gegenwärtig dort so sehr beschäftigt, hat eine tiefere Bedeutung. Denn bei der Frage, ob das französische Bataillon vier Compagnien erhalten soll, wie das deutsche, oder sechs bewahren, wie zur Zeit das französische, haben leider beide Parteien Recht; der Kriegsminister, welcher die alte Formation der Compagnien vertritt, weil er überzeugt ist,

daß die Kraft und Tüchtigkeit der bisherigen Compagnieofficiere nicht ausreicht, um die sichere Herrschaft über eine größere taktische Einheit zu behaupten, die Gegner, weil die kleinen französischen Compagnien sich im Kriege allerdings schlecht bewährt haben. In der That liegt die Sache so, daß die neue Einrichtung, welche an sich besser wäre, bei dem Zustand des französischen Heeres die Desorganisation vermehren würde. Die große Schwäche in dem derzeitigen militärischen Vermögen Frankreichs ist nicht nur unserer Militärleitung genau bekannt, sie wird offenbar auch der französischen Regierung immer fühlbarer. Und da dieser bei ihrer unsicheren Stellung zur Nation und bei der Abhängigkeit von einer eitlen und unberechenbaren parlamentarischen Körperschaft die Möglichkeit entgeht, gründlich zu reformiren, so dürfen sich die Franzosen darauf gefaßt machen, einer Periode der militärischen Unordnung zu verfallen, aus welcher ihnen die Erhebung schwer werden wird.

Vielleicht vermindert dieser Umstand nur ihre Aussichten auf Erfolge im Kriege, ohne unsere Hoffnung zu steigern, daß der Friede bewahrt bleibe. Aber es scheint, daß auch nach anderen Richtungen der französische Kampfeseifer gedämpft wird, und nicht am wenigsten durch die friedlichen Eroberungen, welche die Franzosen seit dem letzten Kriege in Deutschland gemacht haben. Unsere Abhängigkeit von französischer Production und Industrie wird mit jedem Jahre größer, zum Theil durch Schuld unserer Industriellen, zum Theil als natürliche Folge des Krieges, welcher in Frankreich eine acute und mächtige Erschütterung des Wohlstandes und in Folge davon eine Steigerung der Erwerbungslust, Umsicht und Thatkraft der Unternehmer hervorgerufen hat, während bei uns die plötzliche Anschwellung des Selbstgefühls und Geldes eine zum großen Theil unfruchtbare Speculation und eine Demoralisation in weiten Kreisen der Geschäftswelt veranlaßte, an deren Folgen wir noch kränkeln. Unverkennbar ist, daß die Franzosen jetzt das Geld, welches ihr Staat in Scheffeln an das Reich zahlte, mit tausend Löffeln wieder von uns zurückholen. Solche Steigerung des Friedensgewinns wird bei der Natur unserer Nachbarn ihre Sehnsucht nach Rache nicht austilgen, wohl aber die Heftigkeit derselben dämpfen.

Wie lange aber auch die Kränkung des französischen Stolzes in den Gemüthern fortarbeiten mag; schon damals, als Herr Thiers sich um die Bundesgenossenschaft anderer Mächte bemühte, war allen einsichtigen Franzosen deutlich, daß ein neuer Kampf gegen das geeinigte Deutschland nur dann unternommen werden dürfe, wenn ein starker Alliirter als Gehülfe gewonnen sei. Und die Hoffnungen auf solche Hilfe sind, soweit sich für uns erkennen läßt, jetzt auch in Frankreich fast geschwunden. Wir Deutsche sind in der glücklichen Lage, daß wir keine auswärtigen Besitzungen haben, daß wir keine unbefriedigten Ansprüche auf fremdes Gebiet zu erheben berechtigt sind und daß

es im Gebiet des deutschen Reiches nur sehr wenige und verhältnißmäßig kleine Theile giebt, auf welche in künftigen Eventualitäten ein fremder Staat rechtlich begründete Ansprüche erheben dürfte. Wir sind ferner in der glücklichen Lage, daß wir bei mäßigen Zöllen in dem freien Verkehr mit allen Culturvölkern unsern Vortheil finden, wir haben durch drei siegreiche Kriege unsere Waffentüchtigkeit vor Europa bewiesen und unsere Politik darf in ausgezeichneter Weise friedlich, gradsinnig und Vertrauen erweckend sein. Jetzt sehen wir alle großen Culturvölker Europas in angelegentlicher Friedensarbeit begriffen, welche nicht weniger energisch ist, als die unsere, und welche die Störungen durch einen Krieg ebenso zu scheuen hat als die unsere. So dürfen wir uns wohl, ohne sanguinisch zu sein, der Hoffnung hingeben, daß wir auch im neuen Jahre in äußerem Frieden Saat auswerfen und die Ernte einbringen werden.

Möge der Segen, welchen wir von dem neuen Jahre für unser Vaterland ersehnen, vor Allem den Führern der Nation zu Theil werden, dem Kaiserhause und dem weisen Leiter der Reichspolitik, dem Kanzler.

C.

Die Genesis des kirchenpolitischen Conflictes.*)

I.

Die Mehrzahl unserer Staatsmänner hätte noch vor nur zehn Jahren dem Ausspruche, der deutsche Staat werde einen harten Kampf mit der katholischen Kirche zu bestehen haben, ein ungläubiges Lächeln entgegengesetzt. Selbst der leitende preußische Minister, der den jetzigen Streit heraufbeschworen zu haben beschuldigt wird, schien in voller Vertrauensseligkeit befangen, maß der kirchlichen Frage wenig Wichtigkeit bei, und versuchte sogar die Schwierigkeiten der inneren politischen Lage durch die Bundesgenossenschaft der Ultramontanen zu beseitigen. Nur ein deutscher Staat, das Großherzogthum Baden, war in zähem Kampfe mit seiner katholischen Landeskirche. Aber weit entfernt, daß die badische Regierung sich der Sympathien der deutschen leitenden Staatsmänner oder der Politiker von Fach zu erfreuen gehabt hätte. Im Gegentheil. Nicht nur, daß man mit einer gewissen freundnachbarlichen Schadenfreude die Schwierigkeiten betrachtete, welche sich für die Regierung des kleinen Landes oft genug ergeben mußten, daß die conservative Partei in Deutschland das badische Ministerium fort und fort beschuldigte, in der Kirche eine der sichersten Stützen des Thrones, den besten Bundesgenossen gegen den Liberalismus zu beseitigen: auch die deutschen Liberalen waren des badischen Kirchenstreites wenig froh. Sie erblickten in dem Auftreten der Regierung einen Rest jenes

---

*) Vortrag, gehalten im Vereine für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg.

bureaukratischen Staatssystemes, welches vor dem Jahre 1848 auf dem ganzen deutschen Volke gelastet hatte, sie waren nicht weit davon entfernt zu glauben, daß die Kirche für die Freiheit des Individuums streite, und darum Unterstützung verdiene gegenüber dem Staate

Auch nach dem Jahre 1866 machte sich bei den deutschen Politikern wenigstens äußerlich kein Umschwung der Ueberzeugung bemerklich. Freilich der Umstand, daß Oesterreich aus Deutschland ausgeschieden war, mußte nothwendig die Stellung der katholischen Kirche berühren. War es doch verwundert genug empfunden worden, wie wenig bei den katholischen Rheinländern und Westphalen das Preußenthum dem Katholicismus gegenüber hatte Stich halten können und im Stande gewesen war, die kirchlicherseits genährte Sympathie für das katholische Oesterreich zu überwinden, hatte man doch mit Staunen gesehen, wie instinctiv richtig der gemeine Mann in vielen Gegenden Deutschlands den Krieg als einen Religionskrieg auffaßte, wie pfälzische protestantische Dörfer auf österreichische Siegesnachrichten hin die Nächte bewaffnet zubrachten, weil sie den Ueberfall benachbarter katholischer Dörfer erwarteten.

In der That wußte kaum jemand in Deutschland besser, wie innig die katholische Frage mit der österreichischen verwebt sei, als der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck. War er doch selbst als preußischer Bundestagsgesandter von Frankfurt nach Carlsruhe gesandt worden, um die badische Regierung in dem Kampfe mit der durch Oesterreich gestützten katholischen Landeskirche zu stärken. Hatte er doch selbst mit ansehen können wie die Strafgelder, zu denen die badischen Geistlichen gerichtlich verurtheilt wurden, offen von dem österreichischen Gesandten in Carlsruhe ausgezahlt wurden, wie dieser sich auf directen Befehl seines als Schutzherrn der katholischen Kirche auftretenden Souveräns der badischen Regierung gegenüber bis zu Drohungen verstiegen hatte, falls nicht den Forderungen des aufständischen Clerus nachgegeben werde. Für Herrn von Bismarck mußte es klar sein, daß seine politische Schöpfung in Deutschland selbst die argsten Widersacher in der katholischen Partei habe, und daß Oesterreich in dieser jederzeit den eifrigsten Bundesgenossen finden würde, um seine Wiedervereinigung mit Deutschland zu erzielen.

Dennoch nahm auch nach dem Jahre 1866 keine einzige deutsche Regierung eine veränderte Stellung zu der katholischen Kirche ein. Nur Baden hatte nach wie vor Verwickelungen mit seiner Landeskirche, ohne natürlicher Weise stark auf die Unterstützung einer Regierung rechnen zu können, deren kirchliche Politik durch Herrn von Mühler geleitet wurde. Machte doch das badische Ministerium die merkwürdige Erfahrung, daß als der erzbischöfliche Stuhl in Freiburg verwaist wurde und Schwierigkeiten vorhanden waren, ihn wieder zu besetzen, der preußische Cultusminister seine Hilfe anbot und sich

bereit erklärte, dem badischen Staate einen preußischen Prälaten mit blutendem Herzen zu überlassen. Dieses großmüthige Opfer Preußens aber war kein anderer als der Bischof Martin von Paderborn, der gegenwärtig im Gefängniß sitzt und zu dessen Charakterisirung wohl nur das gesagt zu werden braucht, daß er selbst Herrn von Mühler zu weit zu gehen schien.

Erst nach dem Jahre 1870, erst nach Begründung des deutschen Reiches hat die preußische Kirchenpolitik eine neue und entscheidende Wendung genommen. Sehen wir genau zu, so lag in den äußeren politischen Verhältnissen für den leitenden deutschen Staatsmann kaum ein Anlaß, den Kampf mit der katholischen Kirche aufzunehmen. Deutschland war aus dem Kriege fester und mächtiger hervorgegangen als es jemals gewesen war; die Furcht, daß Oesterreich das neue Staatswesen zertrümmern könne mit Bundesgenossenschaft der Ultramontanen war mehr als je in den Hintergrund getreten, und wenn es auch sicher war, daß der große Krieg selbst ein Netz hatte sein sollen, mit welchem eine kirchliche Partei das protestantische Preußen hatte ersticken wollen, so hatte doch dieses zu kraftvoll die Maschen durchbrochen, als daß mit den Mächten, welche den Krieg veranlaßt hatten, noch eine Abrechnung nöthig gewesen wäre. Von Frankreich endlich konnte man annehmen, daß es wie nach dem Jahre 1815 seine Kräftigung in einer kirchlichen Restauration suchen würde: um so weniger Veranlassung die deutschen Katholiken in Aufregung zu versetzen und in einen Kampf hineinzuzwingen, der sie nur zu leicht zu Bundesgenossen Frankreichs machen und überaus gefährlich werden konnte, sobald sich neue und doch nicht unerwartete politische Verwickelungen mit dem rachedürstenden Nachbar ergeben würden. Und dennoch ist dieser Kampf eingetreten, und wir sind mitten in demselben.

Nach dem Gesagten, ist es wohl kaum nöthig auseinanderzusetzen, daß Fürst Bismarck den Streit nicht selbst begonnen haben kann. Alle politischen Interessen sprachen dagegen. Als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Reichs standen ihm zwei Wege offen. Entweder er suchte Fühlung mit der katholischen Kirche oder er vernichtete sie so schnell, daß sie vor dem möglichen Eintritt auswärtiger Verwickelungen schon unschädlich niedergeworfen war. Das Letztere konnte er unmöglich zu erreichen hoffen, denn die Sünden fast fünfzigjähriger Unterlassung ließen sich nicht durch auch noch so angestrengte Arbeit weniger Jahre gut machen und die vom Staat mit Fleiß und Bedacht groß gezogene kirchliche Macht bildete einen Gegner, den ein Politiker von dem Weltblicke des Fürsten Bismarck unmöglich unterschätzen konnte. Aber auch der erstere Weg wurde ihm verlegt und zwar von der kirchlichen Partei selbst. Uneingedenk der Begünstigungen, deren sie sich bis dahin in Preußen zu erfreuen gehabt hatte und die der Kirche — wir werden darauf weiter unten zurückkommen — eine Stellung zugestanden hatten, die sie noch niemals und nirgends besessen, grollten

die Ultramontanen, weil der Reichskanzler das neue deutsche Reich nicht in einen abenteuerlichen Kriegszug verwickeln wollte, um dem alten italienischen Bundesgenossen den Kirchenstaat zu entreißen. Sie gestalteten sich im Reichstage zu einer kirchenpolitischen Partei, entschlossen, der Regierung zu zeigen, über welche Macht sie verfügten, wie sehr ihre Feindschaft zu fürchten sei und dabei erachteten sie die Staatsgewalt für so gutmüthig und kurzsichtig, daß diese noch jetzt alles thun sollte, um die kirchliche Macht zu stärken und zu befestigen, und sie waren verletzt und gebahrten sich feindseliger denn je, als die deutsche Regierung diesen Erwartungen nicht entsprach.

Auch damals noch hat der Reichskanzler den ihm im Uebermuthe entgegengeschleuderten Handschuh nicht aufgenommen und ist weit davon entfernt gewesen, in den Kampf mit der katholischen Kirche einzutreten.

Seine dem Reichstag vorgeschlagenen und von diesem gebilligten Maßnahmen gegen den Jesuitenorden zeigten, daß er zu unterscheiden suchte zwischen der katholischen Kirche und der in dieser zur Zeit herrschenden Partei und waren immerhin milder und weniger einschneidend, als die früher von rein katholischen Staaten unter dem Beifall ihrer katholischen Bevölkerungen erlassenen.

Die Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die er aber dann in Preußen zu vollziehen unternahm, trug entfernt nicht den kirchenfeindlichen Charakter, den man ihr aufgedichtet hat, und ist nicht als Symptom eines seitens des Staates mit der Kirche aufgenommenen Kampfes zu betrachten. Die preußischen Gesetze waren so beschaffen, daß unter ihrer Herrschaft jede Kirche ihr religiöses Leben vollständig frei entfalten konnte, sie gingen von dem Gesichtspunkte aus, daß die Kirche nach wie vor eine für das nationale Leben wirksame Potenz bleiben sollte, sie erstrebten keine Vernichtung des Organismus der katholischen Kirche, sondern legten überall Zeugniß ab, wie schwer es dem Reichskanzler wurde, sich von früheren Traditionen loszureißen und wie mühsam derselbe seine individuelle Ueberzeugung dem Zwange der staatlichen Lage zum Opfer brachte. Ein solcher Zwang war aber allerdings vorhanden, denn die inneren Zustände des preußischen Staates waren allmählich derartig geworden, daß die Souveränetät der Staatsgewalt im Begriffe stand verloren zu gehen, daß die kirchenpolitische Grenzberichtigung auch von einer kirchenfreundlichen Regierung nicht länger ungestraft hätte verschoben werden können.

Erst das revolutionäre Gebahren der kirchlichen Oberen, welche die individuelle Willkür und äußerliche Corporationsinteressen über die neu erlassenen Staatsgesetze stellten, hat dann der preußischen Regierung das Schwert in die Hand gezwungen und sie in den Kampf hineingezogen. Aber selbst dann beschränkte sie sich darauf, den Gesetzen Gehorsam schaffen zu wollen, und obgleich die Kirche in ihrem aufrührerischen Treiben geradezu den Staat verneinte, hat dieser doch nichts gethan jene zu vernichten.

Ich weiß, daß diese Auffassung der landläufigen in vielen Punkten widerstreitet, daß die kirchlicherseits ausgestreuten Verleumdungen von dem frevlen Uebermuth, mit welchem der Staat die frühere Eintracht mit der Kirche in herben Zwiespalt verwandelt habe, auch anderwärts Glauben gefunden haben, daß auch gutgesinnte Politiker die preußische Gesetzgebung als eine falsche Maaßregel beklagen, welche geeignet sei dem deutschen Reiche noch manche schwere Stunde zu bereiten: aber gerade darum wird es nicht unangebracht erscheinen, die richtige Sachlage zu constatiren und für unsere obigen Behauptungen den genauen Beweis anzutreten.

Dazu werde ich allerdings etwas weiter ausholen müssen. — —

Die Lehre, welche die katholische Kirche über ihr Verhältniß zum Staate aufstellt, ist stets dieselbe geblieben und hängt mit den dogmatischen Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung unmittelbar zusammen. Die Kirche ist eine Heilsanstalt, welche nicht den niederen Zwecken dieser Welt dient, sondern idealen Zielen nachstrebt und durch welche allein der sündigen Menschheit die Vergebung der Sünden zu Theil wird. Die Kirche ist aber nicht blos ein unsichtbarer Begriff, sondern sie hat von Christus selbst eine äußerliche, irdische, wegen ihres Urhebers unwandelbare Organisation empfangen. Diese äußerliche sichtbare Kirche muß sich vollkommen frei entfalten, um ihrem Stiftungszwecke genügen zu können und kein einzelner Mensch und keine menschliche Vereinigung darf die Freiheit der kirchlichen Bewegung beschränken, ohne sich selbst dadurch die von der Kirche zu erschließenden Pforten des Himmelreiches zu versperren. Vielmehr muß umgekehrt jede irdische Genossenschaft die Stimme der Kirche hören, und durch sie sich leiten lassen zu den idealen Zielen, welche alle Güter der Welt zu ersetzen nicht im Stande sind, zu dem jenseitigen Leben, für welches das diesseitige ja nur eine Vorbereitung sein soll. Rücken wir diese Sätze in das Licht nüchterner juristischer Anschauung, so bedeuten sie nichts anderes als die Freiheit der Kirche und die Knechtschaft des Staates. Die Kirche will ihren äußerlichen Organismus von jeder staatlichen Einwirkung frei gehalten wissen, über nichts, was die Kirche für ihrem Gebiet zugehörig erklärt, soll der Staat Ordnung treffen dürfen, nicht blos die Glaubenslehren sind seiner Einwirkung entzogen, sondern auch das ganze Gebiet des sittlichen Lebens, welches ja in der Kirchenlehre seine Grundlage findet. Dem Staate bleibt demnach nur die Aufgabe, für die materiellen Interessen seiner Angehörigen Sorge zu tragen. Da aber diese nicht die idealen überwuchern sollen, sondern im Gegentheil diesen unterzuordnen sind, so hat der Staat der Kirche zu gehorchen, seine Einrichtungen von deren Billigung abhängig zu machen und den kirchlichen Forderungen anzupassen.

Wie der Geist den Körper regiert, so die Kirche den Staat; das ist ja

das mittelalterliche, immer wieder aufgefrischte, und in der That das Verhältniß von Kirche und Staat am besten kennzeichnende Bild, welches die katholische Kirchenlehre aufgestellt hat.

Nun braucht es wohl kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Doctrin immer nur in sehr verschiedener Art zur Ausführung gebracht werden konnte und eigentlich niemals vollständig verwirklicht worden ist, weil der böse Staat niemals sich die Rolle des von der Kirche beseelten Körpers gefallen lassen wollte oder auch nur konnte, ohne den besten Theil seiner Selbst aufzugeben. Und das um so weniger als die kirchliche Seele doch auch einen recht materiellen Charakter angenommen hatte und von Leidenschaften und Begierden beherrscht wurde, die man dem materiellen Körper vielleicht nicht verübelt hätte, die aber an der reinen, dem Irdischen abgewandten Seele einen sehr befremdenden Eindruck machten, diese dem Körper in freundliche Verwandtschaft rückten und ihn endlich zur Ueberzeugung brachten, daß er in sich einen gleichfalls höchst körperlichen Parasiten nähre, der freilich beständig auf seine Seelenhaftigkeit poche, aber doch nur ein Körper im Körper sei, ein Staat im Staate, der dem letzteren seine beste Lebenskraft aufsauge. Darum sind wie gesagt die kirchlichen Ansprüche nirgends und zu keiner Zeit voll erfüllt worden. Weder die unentwickelten staatlichen Zustände des Mittelalters, noch die spanische Monarchie Philipps II., weder die von Geistlichen regierten Staaten, wie sie bis z. J. 1803 in Deutschland bestanden, noch die neapolitanische Herrschaft Franz I. oder des II. waren der kirchlichen Lehre über Staat und Kirche vollkommen entsprechend. Und deshalb hat es auch nie eine Zeit gegeben, wo die Päpste nicht, wenn sie über staatliche Zustände latein sprachen, geweint hätten wegen der Bedrückung der Kirche, die noch niemals so herbe gewesen sei, wie gerade jetzt zur Zeit des neuesten Thränenergusses. Was Wunder wenn der geschichtskundige Politiker einigermaßen gegen dieses beständige Lamento abgestumpft wurde und keine besondere Rücksicht mehr darauf nahm. Ist es nicht auch für uns Deutsche jetzt ein herzlicher Trost, daß die herben Klagen, welche unsere Bischöfe über unsere Gesetze ausstoßen, nicht minder beweglich über Philipp II. von Spanien ergangen sind? Nun wenn der nicht einmal der Kirche zu genügen wußte, wird unser Gewissen sich wunderbar erleichtert fühlen, daß wir das auch nicht vermögen. Dabei muß allerdings zum Lobe der Kirche Erwähnung finden, daß sie, wenn sie auch theoretisch zu allen Zeiten unwandelbar ihre Ansprüche festhielt, stets mit seltener Klugheit verstanden hat, den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen und sich in das Unvermeidliche, Unerwünschte mit Würde zu schicken, bis es durch allmähliche Minirarbeit in Erwünschtes umgeformt werden konnte. Wer einen am Boden Liegenden aufheben will, sagt einmal ein Papst, muß sich selbst ein Wenig bücken. So hat die Kirche nie verschmäht, um den auf den

Boden einer falschen politischen Auffassung dahingestreckten Staat zu der Höhe der kirchlichen Anschauung emporzuheben, die Starrheit ihrer Grundsätze zu biegen, um dann freilich nach Erreichung des Zieles so zu thun, als ob die kirchlichen Rückenwirbel nie einer Beugung fähig gewesen wären.

Selten ist die Kirche mehr genöthigt gewesen, von dieser Fügsamkeit Proben abzulegen, als seit der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zu freie Entfaltung der Kirche, welche diesem Zeitpunkte vorangegangen war, hatte der Religion und dann auch der Kirche selbst nur Schaden gebracht. Das religiöse Leben war zu einem todten Mechanismus geworden, zu einem Gemisch von Formen, denen der Geist entflohen war, von crassem Aberglauben, der allen Ergebnissen der Wissenschaft in das Gesicht schlug, und nur zu leicht dem extremen Gegensatz, dem Unglauben Thür und Thor öffnete. Die Gebildeten begannen sich mit Widerwillen von der Kirche loszulösen, die der wahrhaft religiösen Erbauung keine Stätte mehr bereitete, und über der verschnörkelten Hülle der Religion den Kern verloren hatte. Seichte Frivolität und offener Unglaube bemächtigte sich der Gemüther. Es herrschte die Aufklärung. Aber auch der Staat wurde gewaltsam zu Eingriffen in das kirchliche Leben veranlaßt. Er hatte die Pflege aller geistigen Interessen der Kirche anheimgestellt gehabt, er hatte dieser seine Machtmittel zur Verfügung gestellt, um durch sie auf das Volk eine erzieherische Thätigkeit auszuüben. Er sah sich in diesen Bestrebungen im Stich gelassen, die Kirche unfähig ihrer Aufgabe zu genügen, diese in der Sittlichkeit Gefahr drohender Weise vernachlässigt. Er glaubte Abhülfe finden zu können, wenn er an die Kirche das Messer der Reformen lege, die krankhaften Auswüchse schonungslos abschneide und sie so wieder geeignet mache, ihren Culturaufgaben zu genügen. Daß dabei nicht immer das Maß weiser Schonung beachtet wurde, verstand sich von selbst unter der Herrschaft einer Staatslehre, welche sich den Staat in der Person des Regenten verkörpert dachte und keine Grenzen für die Wirksamkeit desselben kannte. Daß das Gebiet der eigentlichen Glaubenslehre nicht immer unberührt gelassen wurde, war um so erklärlicher, als den Staatslenkern selbst die kirchliche Religiösität durch die Schuld der Kirche verloren gegangen war. Und daß endlich diese ganze Politik eine mißverständliche war, lag darin begründet, daß der Staat die von der Kirche im Stich gelassene Aufgabe selbst hätte lösen müssen, anstatt die Kirche zur Erfüllung derselben zu zwingen.

Nichtsdestoweniger war der Clerus in seinen besseren Elementen dem Walten des Staates nicht abgeneigt. Er wußte sehr wohl, daß die Aufhebung des Jesuitenordens, welchem die Hauptschuld an der Verrottung der kirchlichen Zustände aufzubürden war, nur auf den zwingenden Antrieb der weltlichen Mächte erfolgt war, und daß sich ein unübersteigbarer Wall materieller Interessen der kirchlichen Oberen, vom Bischof bis zum Papst herauf jeder kirchlich selbst-

ständigen Reformarbeit entgegenstemme, daß ohne den Staat keine Hilfe für die Kirche existire: da aber so die geistliche Armee der staatlichen Fahne folgte, so mußten die kirchlichen Heerführer widerwillig genug dem Josephinismus — wie diese Richtung der Kirchenpolitik nach ihrem Hauptvertreter Joseph II. genannt wurde — freien Lauf lassen, und nur einige ohnmächtige Proteste haben den Gang der deutschen Kirchenpolitik vergeblich zu kreuzen versucht.

Ganz anders gestaltete sich die Sachlage mit dem Anfange unseres Jahrhunderts. Die französische Revolution hatte nicht nur die ganze Kirche, sondern auch das frühere absolute Staatswesen vernichtet. Kein Wunder, daß die zerstreuten Reste der Geistlichkeit unter dem einen gebornen Führer in Rom sich zusammenschaarten, und leicht verständlich, daß nachdem der Sohn der Revolution Napoleon gestürzt worden war, der legitime Staat mit dem Genossen in der Unterdrückung, der Kirche, Bundesgenossenschaft schloß, zumal die Noth langwieriger Kriege das religiöse Bewußtsein des Volkes überall aus seinem Schlummer wieder aufgerüttelt hatte und die Kirche wieder zu einer für den Volksgeist höchst wirksamen Potenz geworden war.

Die Wiedereinsetzung des Papstes in den Kirchenstaat war eine der ersten Früchte der europäischen Legitimitätspolitik; die Wiedererrichtung des Jesuitenordens wurde eher mit Freude als mit Mißtrauen begrüßt und die deutschen Staaten erachteten es für eine der wichtigsten und unerläßlichsten Aufgaben die auch in ihren Gebieten zertrümmerte katholische Kirchenverfassung wiederherzustellen.

Geschickt trug man in Rom den neuen Verhältnissen Rechnung. Bei den Verhandlungen, welche mit den einzelnen deutschen Ländern angesponnen wurden, ging man verständnißvoll auf die Parole des Tages: Bündniß zwischen Thron und Altar ein. Je nach Gunst oder Ungunst der politischen Temperatur stieg und fiel das Thermometer der kirchlichen Prätentionen, bis der Abschluß der Verhandlungen wenigstens theoretisch einen Sieg der Kirche zum Ausdruck brachte. Denn nicht allein, daß diese mehrfach in die Lage gekommen war, ihre Herrschaftsansprüche über den Staat ganz offen zu verkünden, die den Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts höchst lächerlich und anachronistisch erschienen wären, von denen des neunzehnten Jahrhunderts aber als selbstverständliche Ausflüsse der kirchlichen Legitimität respectirt wurden: so brachten doch auch alle Vereinbarungen mit den deutschen Regierungen Zugeständnisse derselben, die einen Fortschritt der kirchlichen Herrschaft den Zuständen des vorigen Jahrhunderts gegenüber bedeuteten.

Freilich änderte sich zunächst das factische Verhältniß von Staat und Kirche in Deutschland noch nicht durchgreifend. Die büreaukratischen Gewöhnungen, welche die Regierungen aus dem vorigen Jahrhundert überkommen hatten, ließen eine Selbständigkeit der Kirche noch immer nicht zu, und die

Sätze der vereinbarten Concordate blieben vielfach todte Buchstaben. Aber der Klerus, der in antijesuitischem Geiste groß gezogen war, verehrte in dem Staate deswegen doch und mit Recht den Pfleger religiöser Interessen, wenn er auch manches Mal über die büreaukratische Vielregiererei unmuthig werden mochte. Allmählich aber starb dieser Klerus aus. In Rom griff unter dem Einfluß des Jesuitenordens in jedem der ziemlich rasch auf einander folgenden Pontificate eine strengere Richtung um sich, und die junge deutsche Geistlichkeit, von Ehrgeiz getrieben, unter der Aufsicht der Nuntiaturen von Wien und München, cultivirte in immer höherem Maße den katholischen Geist, welcher in dem Staate einen Gegenstand der Bekämpfung erblickte, in den stammesverwandten Protestanten Objecte für die Bethätigung des Bekehrungseifers oder des confessionellen Hasses.

Man darf auch nicht vergessen, daß die geistigen Dispositionen des damaligen Protestantismus eine solche Richtung begünstigten. Herrschte doch in jener Zeit die romantische Schule, mit ihrem unklaren Gefühlsleben an allen Schranken der gegebenen Verhältnisse rüttelnd und schließlich haltlos dem schon durch seinen mittelalterlichen Charakter anmuthenden, vor allen Stürmen sichernden Hafen der katholischen Kirche zusteuernd. Ein reiches Feld der Thätigkeit für den Jesuitenorden, der auch sein altes unbestreitbares Talent für Conversionen voll bethätigte.

So ging die Umbildung des Geistes im katholischen Volk und Klerus sicher und allmählich vorwärts, ohne daß es die besondere Aufmerksamkeit der Regierungen oder den Anstoß der Protestanten erregt hätte.

Von allen deutschen Staaten befand sich aber Preußen diesem Neukatholicismus gegenüber in der übelsten Position. Im Westen und Osten besaß es katholische Provinzen, in welchen schon ohnehin der Funke der Unzufriedenheit glimmte. In der Provinz Posen verschwisterten sich die katholischen mit den deutsch- und preußenfeindlichen polnischen Bestrebungen. In der Rheinprovinz erblickte man in der kirchlichen Büreaukratie des Staates den Ausfluß desselben absoluten Systemes, welches man auf politischem Gebiete so entschieden haßte und welches die Regierung mit dem constitutionellen zu vertauschen aller Versprechungen ungeachtet fort und fort säumte. Die ultramontanen Bestrebungen fanden also einen nur zu günstigen Boden, und als im Jahre 1837 die Bischöfe der beiden Provinzen dem Staate offen den Krieg erklärten, hatten sie die ganze Bevölkerung hinter sich.

Der Kampf endete, wie bekannt, mit einer Niederlage der preußischen Regierung, die, durch deren Ungeschicklichkeit verschuldet, für ganz Deutschland verhängnißvoll wurde. Denn jetzt erkannte die römische Curie, wie viel Terrain sie seit Anfang des Jahrhunderts in Deutschland gewonnen hatte; überall provocirte oder duldete sie wenigstens ein Sturmlaufen gegen den Staat, das

doch immerhin einige factische Erfolge erzielte und in den Reihen des Klerus jedenfalls jede milde staatsfreundliche Richtung vernichtete.

Die Concessionen, zu welchen seit d. J. 1840 sich alle deutschen Regierungen der Kirche gegenüber herbeigelassen hatten, befriedigten diese in keiner Weise und es bedurfte nur eines politischen Sturmes, um die Funken klericaler Prätentionen zu heller Flamme anzufachen.

Das geschah aber i. J. 1848. Es ist bekannt genug, wie unvorbereitet die deutschen Regierungen von der Märzbewegung betroffen wurden, wie haltlos sie den Ereignissen jenes Jahres gegenüber standen. Das frühere Regierungssystem machte in der kläglichsten Weise Bankerott, und die geräuschlose Art, mit der es zusammenbrach, zeigte, wie wenig Wurzel es im Volke gehabt hatte. Wo sollten die bedrängten Regierungen einen Bundesgenossen finden, der das staatliche Schiff über die empörten Wellen des Volksunwillens wieder in den sicheren Hafen führen konnte? Die Kirche schien ein solcher zu sein und bot sich zum Theil selbst dazu an. Ihr Einfluß auf das Volk war durch den Umstand, daß der Staat, allerdings der Hauptfactor desselben, zu Boden geworfen war, nicht berührt worden. Sie brauchte nur geschickt ihre Stimme das Jargon der neuen Aera annehmen zu lassen, um den gewohnten freudigen Wiederhall zu finden. Sie brauchte nur zu betonen, daß auch sie vom Staate geknechtet worden sei, um ihre Sympathie für die Volksinteressen erklärlich und unverdächtig erscheinen zu lassen.

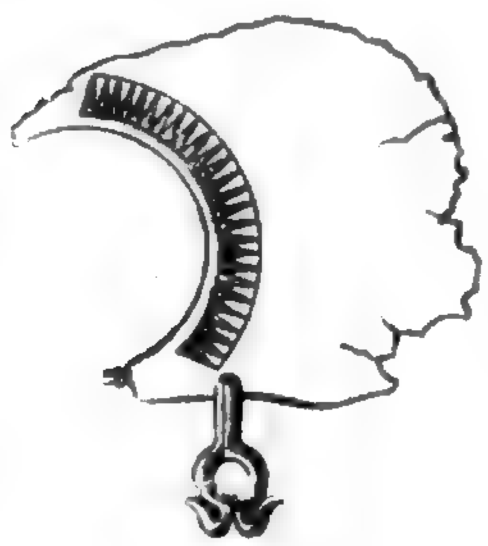
Und sie that das im vollen Maße, allerdings nur zu dem Zwecke, um unter dem allgemeinen Banner der Freiheit ihre eigenen Interessen bergen zu können. Von Opfermuth für die Sache des Staates, von dem Bündniß zwischen Altar und Thron war gar keine Rede mehr. Im Gegentheil, die Kirche vermehrte die Verlegenheiten des Staates und benutzte die politische Bedrängniß, um sich die werthvollsten Rechte anzueignen.

Es wird hier nicht nothwendig sein, den Triumphzug der kirchlichen Prätentionen durch ganz Deutschland zu verfolgen, oder auch nur zu erwähnen, wie geschickt die im absoluten Staate groß gewordene Kirche sich der neuen constitutionellen Rechte zu bedienen wußte, um sich eine bisher nie besessene Machtfülle zu verschaffen: wir werden unsere Betrachtung auf Preußen beschränken können, und wir wollen hier nur mit kurzen Zügen die Entfaltung der katholischen Kirche unter der Herrschaft des neuen preußischen Constitutionalismus schildern.

E. Friedberg.

Eine uralte Gattung von Rasirmessern.*)

Meine Herren! Die schlichten Broncegegenstände, die Sie vor Augen haben, scheinen an und für sich von sehr geringer Bedeutung und kaum würdig, die Aufmerksamkeit einer so ausgezeichneten Versammlung auf eine halbe Stunde zu fesseln. Nichts desto weniger aber glaube ich, daß eine Betrachtung, welche die sicheren einschlagenden Thatsachen größeren culturhistorischen Gesichtspunkten unterordnet, nach vielen Hinsichten ergiebig ist, daß sich dabei ein neues Glied herausstellt in der Kette von Einwirkungen, welche die Civilisation des Ostens in uralten Zeiten auf den Westen ausübte. Die halbmondförmigen Broncemesser, von denen Sie einige aus etruskischen Gräbern stammende Exemplare in den Originalen, andere jenseits der Alpen gefundene in Abbildungen vor sich sehen, dienten zum Rasiren.**) Der einzige namhafte Gelehrte, der neuerdings diese Bestimmung bezweifelt hat, ist meines Wissens Friederichs. Doch widersprechen seinem Vorschlage, in diesen Messern vielmehr Instrumente zum Zerschneiden des Leders zu erkennen, die Beschaffenheit der Schneide, die viel zu dünn ist, um damit ein zähes Material wie die gegerbte Thierhaut zu bewältigen, und die Kürze des Griffes, der nur für zwei Finger zum Fassen Raum giebt, während doch ein ähnliches zum Zerschneiden des Leders bestimmtes Instrument naturgemäß mit der ganzen Faust gefaßt werden müßte. Dazu kommt noch, daß sich ein oder mehrere Broncemesser



*) Vortrag gehalten bei der Festsitzung des deutschen archäologischen Institutes in Rom, am 11. December 1874.

**) Zur Veranschaulichung der Gattung genügt obiger Holzschnitt, der ein bei Corneto (Tarquinii) gefundenes und gegenwärtig Herrn Marinetti gehöriges Exemplar in einem Drittel der natürlichen Größe wiedergiebt; denn die Abweichungen an den verschiedenen Exemplaren, mögen sie nun in Griechenland oder in Italien oder jenseits der Alpen gefunden sein, sind sehr geringfügig. Die Messer sind bald größer, bald kleiner, bald schmucklos, bald auf der einen oder auf beiden Seiten der Klinge mit einfachen Ornamenten des sogenannten indoeuropäischen Stils versehen. Die Griffe enden gewöhnlich in eine einfache Oese; doch ist dieselbe bisweilen, wie an dem oben abgebildeten Exemplare, mit einem schleifenartigen Ausläufer versehen. Allen Exemplaren gemeinsam ist die dünne halbmondförmige Schneide und der kurze nur für das Anfassen mit zwei Fingern berechnete Griff.

dieser Art beinahe in jedem etruskischen Grabe aus einer bestimmten, sehr frühen Epoche finden. Man müßte daher, um die Erklärung von Friederichs aufrecht zu erhalten, nothwendig annehmen, daß in jener Zeit beinahe alle Etrusker entweder Lederarbeiter waren oder als solche dilettirten, eine Annahme, die doch gewiß wenig glaublich ist. Wollte ferner Jemand gegen die Deutung auf Rasirmesser die Thatsache einwenden, daß solche Messer auch in Gräbern vorkommen, die durch ihren Inhalt deutlich als Frauengräber bezeichnet sind, so würde ich ihm zu bedenken geben, daß der Gebrauch, überflüssig scheinenden Haarwuchs von dem weiblichen Körper zu entfernen, im Orient wie im Occident sehr früh auftritt und daß dabei nach ausdrücklichen Zeugnissen auch das Rasirmesser zur Anwendung kam. Doch wir brauchen uns mit der Widerlegung dieses oder anderer Einwände nicht weiter zu befassen, da die ursprüngliche Bestimmung der Messer neuerdings auf praktischem Wege erprobt worden ist. Herr Rabut, ein durch seine Untersuchungen über die prähistorischen Alterthümer Savoyens bekannter französischer Gelehrter, unternahm es, sich mit einem solchen aus den Pfahlbauten des Lac du Bourget stammenden Messer zu rasiren. Und, mag es auch zweifelhaft bleiben, ob die Operation ganz schmerzlos von Statten ging, ob das Resultat allen Anforderungen der modernen Toilettenkünste genügte, jeden Falls gelang es ihm, ein glattes Kinn zu erzielen. Das Opfer, welches Herr Rabut hiermit der Wissenschaft brachte, ist um so anerkennenswerther und der Beweis, den er unternahm, um so schlagender, da das Exemplar, dessen er sich bediente, ungleich unvollkommener und primitiver war, als die Mehrzahl der Stücke dieser Denkmälergattung.

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen heute eine Uebersicht über die Behandlung des Bartes in den verschiedenen Epochen und bei den verschiedenen Völkern des klassischen Alterthums zu geben. Stehen doch wenigstens, was die spätere Geschichte betrifft, die hauptsächlichen Thatsachen hinlänglich fest und sind längst Gemeingut geworden. Von den Griechen ist es bekannt, daß sie während der Blüthezeit ihrer Entwickelung, im fünften und in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. in der Regel vollen Schnurr- und Backenbart trugen und diesen natürlichen Schmuck des Mannes höchstens mit der Scheere künstlerisch regelten, daß damals das Rasirmesser nur von vereinzelten Individuen, anerkannten Weichlingen und Stutzern, namentlich ionischen Ursprungs, angewendet wurde, daß der Gebrauch, das Gesicht zu rasiren, erst seit der Zeit Alexanders des Großen weitere Verbreitung erhielt. Was die Römer betrifft, so bezeugen Schriftsteller und bildliche Denkmale übereinstimmend, daß die letztere Sitte in Rom bereits um die Zeit des zweiten punischen Kriegs wenigstens von einzelnen Individuen angenommen war und etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die allgemein übliche wurde. Doch

haben die Rasirmesser, welche den Gegenstand unseres Vortrags bilden, mit der Neuerung, die sich bei den Griechen um die Alexanderepoche, bei den Römern im dritten Jahrhundert v. Chr. verbreitete, nichts zu thun. Vielmehr beweisen die Verhältnisse, unter welchen, und die Gegenstände, mit welchen sie sich zusammen finden, daß sie einer ungleich früheren Epoche angehören. Solche halbmondförmige Broncemesser kommen, soweit gegenwärtig unsere Kenntniß reicht, vor auf den Inseln des griechischen Archipels, in Griechenland, namentlich Attika und Boiotien, in Etrurien, in den südlichen Alpenthälern und jenseits der Alpen in Savoyen, Niederbayern und Westphalen.*)

Und zwar nöthigt uns die Gleichheit des Typus, welche bei allen Exemplaren, woher sie auch stammen mögen, hervortritt, zu der Annahme, daß die Verbreitung über so weit auseinanderliegende Gegenden von einem gemeinsamen Ausgangspunkte erfolgte. An einer bestimmten Stelle der alten Welt wurde diese Art des Rasirmessers erfunden; von hier aus wurden zunächst Exemplare in andere Länder ausgeführt; Völker, welche die geeignete technische Fähigkeit besaßen, fingen allmählich an, den Artikel, der ihnen bisher aus der Fremde zugekommen war, in eigenen Werkstätten herzustellen und exportirten diese Fabrikate weiter in die Gegenden, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhielten. So wurde denn im Laufe der Zeit, indem die Fabrikthätigkeit und die Handelsbeziehungen sich erweiterten, das Rasirmesser dieses Typus über ein weites Gebiet verbreitet. Sind wir über den Bestand der Funde, in denen solche Rasirmesser vorkommen, näher unterrichtet, dann stellt es sich stets heraus, daß die zugehörigen Gegenstände jenen ältesten Decorationsstil zeigen, der in den classischen Ländern wie in den Gebieten jenseits der Alpen auftritt und in dem Semper und Conze ein gemeinsames Eigenthum des indoeuropäischen Stammes vor seiner Trennung in die einzelnen Zweige erkennen. In Griechenland werden ja leider in Folge des Verbots der Antiquitätenausfuhr die Thatsachen, welche die Zusammengehörigkeit der einzelnen Fundstücke betreffen, vielfach verheimlicht oder gefälscht. Nichts desto weniger aber gelang es mir, während meines Aufenthalts in Athen festzustellen, daß die halbmondförmigen Broncemesser den dortigen Sammlern und Kunsthändlern in der Regel zusammen mit den Producten ältester Metallotechnik, Spiralbroschen, Fibulae mit eingeritzten Streifenornamenten und ähnlichen Gegenständen zum Verkaufe angeboten werden. Ausgiebigere Notizen besitzen wir über die Funde auf italischem Boden. Die Thongefäße und Broncegeräthe der etruskischen Gräber, in denen solche Messer vorkommen, zeigen durchweg das von Semper und Conze als indoeuropäisch bezeichnete Decorationssystem,

*) Gelehrte, denen die Literatur über die nordischen Alterthümer vollständiger zur Verfügung steht, als mir in Rom, werden voraussichtlich im Stande sein, noch weitere Notizen über das Vorkommen solcher Messer in den nordischen Ländern beizufügen.

jenes Decorationssystem, welches auf sehr einfachen Elementen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus der primitiven Weberei entlehnt sind, beruht, das mit Kreisen, Dreiecken, Zickzacklinien, Mäandern und anderen gewisser Maßen geometrischen Formen thätig ist, bisweilen auch Thiergestalten, Pferde, Hirsche, Ziegen, Gänse verwendet und sich von dem zunächst folgenden Stile besonders dadurch unterscheidet, daß es die in demselben so beliebte ornamentale Verwendung von vegetabilen Elementen und von Löwen, Leoparden, und phantastischen Thierfiguren ausschließt. Die Broncemesser sind die beinahe ständigen Begleiter der Thongefäße, welche mit aufgemalten, eingepreßten oder eingravirten Ornamenten dieses angeblich indoeuropäischen Decorationsstils verziert sind. Ich verweise, um hier nur einige der wichtigsten und am Besten bekannten Funde auszuführen, auf das in Corneto entdeckte Kriegergrab, dessen Inhalt in den diesjährigen Monumenten des Instituts publicirt werden wird, auf die Nekropole von Poggio Renzo bei Chiusi, auf die von Villanova bei Bologna, auf die Grabstätte am Fuße des Mittelbergs bei Trient. Also treten diese Rasirmesser in der ältesten Culturschicht auf, die, soweit unsere Kenntniß reicht, auf italischem Boden nachweisbar ist. Dagegen kenne ich kein Beispiel, daß ein Exemplar derselben in einem späteren Grabe gefunden worden wäre, und kann mit Sicherheit behauptet werden, daß diese Rasirmesser fehlen in der reich vertretenen und verhältnißmäßig genau bekannten Gräberschicht, welche bemalte Vasen eigentlich hellenischer und von asiatischem Einflusse freier griechischer Fabrik enthält. Ebenso fehlen sie in den an Toilettengegenständen so reichen präneſtiner Gräbern, welche als Hauptstücke die bekannten broncenen Cisten enthalten.

Ueber die Verhältnisse, unter denen sich solche Rasirmesser jenseits der Alpen finden, werden Gelehrte, die über eine vollständige Bibliothek verfügen, ausgiebigere Aufschlüsse geben können, als ich, dem in Rom die betreffende Literatur nur in ganz beschränktem Maße zugänglich ist. Jeden Falls spricht für ihr frühes Auftreten jenseits der Alpen der Umstand, daß Exemplare derselben bereits in den savoyischen Pfahlbauten vorkommen; denn, mag auch die positive Chronologie dieser Bauten noch mannigfachem Zweifel unterworfen sein, so ist doch soviel gewiß, daß sie einen Zustand der Cultur und Technik darstellen, der, um mich ganz vorsichtig auszudrücken, vor dem Einflusse eigentlich griechischer und griechisch-italischer Civilisation liegt.

Aus dieser Auseinandersetzung ergiebt sich also das merkwürdige Resultat, daß das Rasirmesser bei den classischen, wie bei einigen nordischen Völkern in den frühesten Stadien ihrer Entwickelung auftritt, nämlich schon in der Epoche, in welcher diese Völker zum ersten Male Gegenstände gebrauchten, die auf eine gewisse Verfeinerung des äußeren Lebens schließen lassen. Wollten die Gelehrten, welche der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung in die ein-

zelnen Zweige ein beträchtliches Capital von Bildung und Kunstfertigkeit zuerkennen, auch das Rasirmesser diesem Capital gutschreiben und auf diese Weise das Vorkommen ganz gleichartiger Exemplare in uralten Gräbern diesseits und jenseits der Alpen erklären, so würde über die Zulässigkeit dieser Annahme in erster Linie die vergleichende Ethnographie zu urtheilen haben. Bestätigt sie sich, dann ist ja ein neuer reizender Zug für das indoeuropäische Idyll gewonnen, wie nämlich der Hausvater, nachdem er sich des Morgens aus seinen Fellen gewickelt und aus seinem Plaustrum herausgekrochen, unter dem Scheine der Morgensonne auf einem Baumstumpfe sitzt und sich säuberlich rasirt. Doch muß ich leider gestehen, daß mir alle diese Hypothesen von einer indoeuropäischen Cultur, die diesen Namen verdiente, auf sehr schwachen Füßen zu stehen scheinen. Da es selbstverständlich zu weit führen würde, meine Ansicht über eine so schwierige Frage auch nur andeutend zu begründen, so begnüge ich mich, heute lediglich eine Thatsache anzuführen, die zum Mindesten entschieden dagegen spricht, daß sich unsere gemeinsamen Vorfahren auf ihrer Wanderung durch die Steppen Rußlands und die Wälder Pannoniens bei ihrer Toilette des Rasirmessers bedienten. Unter dem bisher bekannten monumentalen Material ist gewiß der Inhalt der nördlichen Gräber der Nekropole von Alba longa am Geeignetsten, uns einen Begriff von dem indoeuropäischen und durch keine überseeischen Einflüsse modificirten Erbtheile der prisci Latini zu geben. Aber weder in dem ältesten nördlichen Theile dieser Grabstätte, noch in dem jüngeren südlichen, der allerdings schon einige, wenn auch noch sehr oberflächliche Impulse überseeischer Cultur aufzuweisen scheint, hat sich ein solches halbmondförmiges Rasirmesser gefunden. Ungleich natürlicher scheint gewiß die Annahme, daß sich das Rasirmesser und sein Gebrauch aus dem Osten, wo die ältesten Herde der Civilisation existirten, allmählich über die westlichen Länder des Mittelmeers und von Italien und vielleicht auch von der Südküste Galliens aus über die nördlichen Länder verbreiteten und sich somit in die Entwickelung einreihen, durch welche die Völker der indoeuropäischen Rasse, nachdem sie sich bereits gesondert und im Wesentlichen die Länder eingenommen hatten, in denen sich ihre Geschichte abspielt, vom Orient aus die ersten Impulse einer höheren Civilisation erhielten, eine Entwickelung, von welcher ja auch eine Reihe semitischer Worte, die sich damals in der griechischen, wie in der lateinischen Sprache einbürgerten, ein deutliches Zeugniß ablegt.*) Im Orient ist der Gebrauch des Rasirens uralt. Bei den Aegyptern läßt es sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen, aus

*) Um Mißverständnisse zu vermeiden, ist hier ausdrücklich bemerkt, daß ich die Frage, in wie weit die Einwirkung asiatischer Cultur auf Italien unmittelbar erfolgte und in wie weit sie durch die noch unter asiatischem Einflusse stehenden Griechen vermittelt wurde, vor der Hand als ungelöst betrachte.

denen wir Kunstwerke mit bildlichen Darstellungen besitzen. Eine weibliche Broncefigur, die, wie die auf dem Gewande angebrachte Keilinschrift chaldäischen Systems bezeugt, dem alten babylonischen Reiche angehört, ist mit glatt rasirtem Kopfe gebildet. Die Broncefigur eines Priesters aus derselben Entwickelung zeigt das altpreußische Bartreglement, Schnurr- und Backenbart, aber glattes Kinn. Für Assyrien ergiebt sich der Gebrauch des Rasirens aus den Erzählungen von Sardanapal, der rasirt und geschminkt, kaum zu unterscheiden von seinen Odalisken, sein üppiges Leben in dem Harem verbrachte, für das jüngere babylonische Reich aus dem bekannten inschriftlich bezeichneten Steine des Berliner Museums, auf dem das Portrait des Königs Nebukadnezar mit vollständig rasirtem Gesichte eingeschnitten ist. Semitologen mögen entscheiden, ob das öfters in dem alten Testamente erwähnte „Schermesser", wie gewöhnlich übersetzt wird, welches u. a. die Leviten bei ihrer Priesterweihe „über den ganzen Leib gehen lassen sollen," nicht vielmehr ein Rasirmesser bezeichnet. Archaische in Phönicien gefundene Broncefiguren von Kriegern, welche, nach der Charakteristik der Köpfe zu schließen, gewiß keine bartlosen Jünglinge darstellen sollen, erscheinen mit glattem Antlitz. Portraitstatuen von der Insel Kypros, welche den Einfluß assyrischer oder zugleich assyrischer und ägyptischer Kunst erkennen lassen, zeigen vollen Backen- und Kinnbart, aber rasirte Oberlippe. Derselbe Gebrauch, den Schnurrbart zu entfernen, bürgerte sich früh auch in Griechenland ein, wie es der Kopf des Apoll auf einer alten Vase von Melos, männliche Figuren auf den Gefäßen sogenannten korinthischen Styls und auf denen mit Inschriften altattischen Alphabets und die hochalterthümliche Statue des Hermes Kriophoros auf der Akropolis zu Athen bezeugen. Wenn in einem Fragment des Aristoteles angegeben wird, daß die spartanischen Ephoren bei ihrem Amtsantritte den Bürgern befahlen, den Schnurrbart zu entfernen, so bezieht sich diese Angabe gewiß nicht auf die zur Zeit des Aristoteles übliche Sitte; denn gerade aus dieser Zeit liegt uns ein ausdrückliches Zeugniß des komischen Dichters Antiphanes vor, nach welchem die Spartaner volle Schnurrbärte trugen; vielmehr berichtet Aristoteles gewiß über ein Statut altspartanischer Disciplin. Doch es bedarf keiner Anführung weiterer Thatsachen, da ich Ihnen den Beweis liefern kann, daß das Rasirmesser den Griechen schon zu der Zeit, als die homerischen Gedichte entstanden, ein ganz geläufiger Gegenstand war. Der bildliche Ausdruck „es steht auf der Schneide eines Rasirmessers" von Dingen, die sich im Momente der Entscheidung befinden, kommt bereits in der Ilias*) vor.

---

*) Il. X, 173: *νῦν γὰρ δὴ πάντεσσιν ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς*
ἢ μάλα λυγρὸς ὄλεθρος Ἀχαιοῖς ἠὲ βιῶναι.

Die Wendung scheint unter dem Eindrucke gerade solcher Rasirmesser entstanden, wie wir sie zum Gegenstande unseres Vortrags gemacht; denn durch diese Voraussetzung wird sie erst recht verständlich, indem sich in der That kaum ein Gegenstand denken läßt, auf dem es schwerer fällt, etwas festzustellen, der in höherem Grade ein sofortiges Fallen nach der einen oder der anderen Seite bedingt, als die haarscharfe und zugleich gebogene Schneide dieser Messer. Es versteht sich von selbst, daß nach dem ersten Bekanntwerden des Rasirmessers eine beträchtliche Zeit verfließen mußte, bis dasselbe den Griechen so geläufig wurde, daß sie jenen darauf bezüglichen, bildlichen Ausdruck gestatten konnten. Also nöthigt uns die Thatsache, daß dieser Ausdruck bereits in der Ilias vorkommt, zu der Annahme, daß die Einführung des Rasirmessers bei den Griechen in eine altersgraue Zeit fällt, die sich jeder auch nur annähernden chronologischen Berechnung entzieht, und können wir kaum umhin, angesichts dieser Thatsache die folgende Alternative zu stellen. Entweder haben die griechischen Stämme das Rasirmesser schon mitgebracht, als sie vom Norden kommend in Griechenland einwanderten, oder aber — was entschieden glaublicher ist — der Gebrauch wurde bei ihnen eingeführt, als die bereits in Griechenland ansässigen, aber noch auf ihr indoeuropäisches Erbtheil beschränkten Stämme die ersten nachhaltigen Einflüsse der alten überlegenen Culturen des Ostens erfuhren, als sich durch Aufpfropfung semitischer Schößlinge auf indoeuropäischen Stamm das Volksthum herauszubilden anfing, welches später unter dem Namen der Hellenen die Welt mit seinem Ruhme erfüllte.

Wenden wir uns von Griechenland nach Italien, so reichen auch hier die Spuren von der Anwendung des Rasirmessers in sehr frühe Zeit hinauf. Denkmäler der ältesten monumentalen Kunst der Etrusker, wie die vormals in der Sammlung Campana befindliche caeretaner Terracottagruppe und die Malereien der aus derselben Sammlung stammenden Ziegelplatten, mit denen die Wände eines caeretaner Grabes ausgelegt waren, zeigen dieselbe Barttracht, der wir auf Kypros und in Griechenland begegneten, nämlich Backen- und Kinnbart, aber rasirte Oberlippe. Auch aus der römischen Königszeit ist uns ein Bericht erhalten, welcher beweist, daß damals in Rom das Rasirmesser in Gebrauch war, die Erzählung nämlich von dem Wunder des Augurs Attus Navius, der in Gegenwart des ungläubigen Königs Tarquinius Priscus einen Wetzstein mit einem Rasirmesser entzwei schnitt.

Ich verzichte darauf, die späteren Ausläufer der Sitte bei einzelnen italischen Stämmen nachzuweisen, unterlasse es die Richtigkeit des Berichts des Theopompos, wonach alle im Westen wohnenden Barbaren und im Besonderen die Samniten und Messapier sich zur Entfernung überflüssig scheinenden Haarwuchses des Pechs und des Rasirmessers bedienten, durch Vergleich mit bild-

lichen Darstellungen, wobei in erster Linie die schönen Wandgemälde aus der östlichen Epoche von Poseidonia in Betracht gezogen werden müßten, zu prüfen: denn selbst eine oberflächliche Betrachtung dieser Art würde zuviel Zeit erfordern und von der Epoche, der unsere Broncefiguren angehören, zu weit abführen. Jeden Falls ist der Gebrauch derselben auch im Norden uralt und darf sein Auftreten daselbst keineswegs in Verbindung gebracht werden mit der Sitte das Gesicht zu rasiren, wie sie sich bei den Griechen seit der Zeit Alexanders des Großen, bei den Römern im Laufe des dritten Jahrhunderts v. Chr. verbreitete. Es ergiebt sich dies auf das Entschiedenste aus dem Vorkommen solcher Messer in den Pfahlbauten Savoyens, die wir doch gewiß, ohne den Vorwurf des Leichtsinns zu gewärtigen zu haben, beträchtliche Zeit vor der Alexanderepoche ansetzen dürfen, und aus der Thatsache, daß die nordischen Exemplare den gleichen Typus zeigen wie die in Griechenland und Italien gefundenen, die sicher den ersten Stadien der Culturgeschichte in diesen Ländern angehören, was ja deutlich beweist, daß jene derselben Entwickelung oder wenigstens unmittelbaren Ausläufern derselben, die von Italien aus über die Alpen hinüberreichten, angehören. Wenn daher die Kelten, die im Jahre 278 v. Chr. in Makedonien und Griechenland einfielen, nach übereinstimmenden Zeugnissen der Schriftsteller und Denkmäler mit rasirter Wange und Kinn und langem die Oberlippe bedeckenden Schnurrbarte auftreten, wenn der Kopf des italischen Kelten auf dem Schwerkupfer von Ariminum, dessen Prägung im Jahre 268 v. Chr. beginnt, die gleiche Eigenthümlichkeit zeigt, so haben wir hierin gewiß einen uralten, dem ganzen Keltenvolke gemeinsamen Brauch zu erkennen. Die Thatsache, daß die Völker jenseits der Alpen bereits in frühester Zeit allerlei Gegenstände des täglichen Gebrauchs auf dem Landwege aus Italien erhielten, steht hinlänglich fest. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß dieser Landhandel bereits im Gange war, bevor Italien durch den Verkehr zur See in Beziehung zu den civilisirten Völkern des Ostens trat; denn in den ältesten Gräbern von Alba longa, deren Inhalt durchaus keine Spur von überseeischen Verbindungen erkennen läßt, finden sich bereits rohe Perlen aus dem nordischen Bernstein. Ist es doch ganz natürlich, daß die italischen Stämme, indem sie allmählich über die Alpen einwanderten, gewisser Maßen Straßen zwischen ihren früheren und ihren nachmaligen Wohnsitzen bahnten und klingt auch die Kunde von solchem uralten transalpinischen Verkehr deutlich wieder in der Ueberlieferung von einer heiligen Straße, welche aus Italien über die grajischen Alpen nach Norden führte und mit dem Namen des mythologischen Pioniers friedlicher Beziehungen, des Herakles, bezeichnet wurde. Am Entschiedensten spricht aber das Zeugniß der in nordischen Gräbern gefundenen Gegenstände, von denen zum Mindesten ein beträchtlicher Theil allseitig als aus Italien nach dem Norden importirt anerkannt wird,

mögen auch die Ansichten über den Ursprung der geometrischen Decoration, die weitaus der größten Menge dieser Denkmäler eigenthümlich ist, noch getheilt sein. Doch ich brauche mich hierüber nicht weiter zu verbreiten, da das einschlagende Material neuerdings von Genthe*) ausführlich und übersichtlich zusammengestellt und, wie mir scheint, im Ganzen richtig beurtheilt worden ist.

So gewinnen Sie denn, meine Herren, von der Physiognomie, wie sie in sehr früher Zeit Ihren Vorfahren eigenthümlich war, ein wesentlich anderes Bild, als Sie es gewöhnlich anzunehmen gewohnt sind. Während Sie sich bisher die alten Etrusker und die Römer der Königszeit mit gewaltigen, durch keine Kunst geregelten Bärten vorstellten, müssen Sie sich nunmehr an den Gedanken gewöhnen, daß dieselben gewisse Theile des Gesichts rasirten. Und zwar werden wir nach der Analogie der ältesten monumentalen Bildwerke der Etrusker anzunehmen haben, daß auch bei den gleichzeitigen Römern der Schnurrbart zum Opfer fiel. Erst später, als die asiatischen Einflüsse geringer wurden, ließ man in Latium dem natürlichen Schmucke des Mannes seine freie Entwickelung und traten an die Stelle der Tarquinier mit der rasirten Oberlippe die Quinctii Cincinnati und Appii Claudii mit ihren urwüchsigen Vollbärten. Ganz eigenthümliche Bilder aber steigen vor unserem Geiste auf, wenn wir uns die Verbreitung des Rasirmessers in den nördlichen Ländern vergegenwärtigen. Es müssen ergötzliche Momente gewesen sein, wenn dieser Toilettegegenstand zum ersten Male jenseits der Alpen in ein keltisches Dorf gelangte, und ein Maler, welcher die heut zu Tage so beliebte Gattung des historischen Genres pflegt, könnte eine Reihe pikanter Compositionen von den hierbei denkbaren Scenen entwerfen. Er könnte schildern, wie ein etruskischer Hausirer — denn den in den südlichen Alpenthälern seßhaften Etruskern werden wir am Wahrscheinlichsten die Vermittelung des transalpinen Handels zuschreiben dürfen — das blinkende Broncemesser den Dörflern anpreist, die sich um ihn herumdrängen, gewaltige Gestalten mit borstigem röthlichem Haare, gekleidet in Felle oder wollene, mit primitiven Streifenmustern verzierte Röcke und, auf ihre Streitäxte gestützt, den unbekannten Gegenstand mit ihren hellen Augen neugierig betrachten. Er könnte auch den Moment zur Darstellung erwählen, wie der Häuptling des Gaues, entschlossen, die Bestimmung des Handelsartikels an seiner eigenen Person zu erproben, auf einem Baumstamme sitzt und der Etrusker unter dem Staunen der umstehenden Gaugenossen den struppigen Bart von seiner Backe herunterschabt. Doch ich will nicht weiter aus dem Bereiche der Forschung in das Gebiet der künstlerisch schaffenden Phantasie übergreifen. Ehe ich schließe, sei mir nur noch eine Bemerkung verstattet. Wenn ich die

*) Genthe: über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden, Frankfurt a. M. 1874.

Verbreitung des Rasirmessers in jener dunklen Zeit, in der eben die Geschichte über den Ländern des Mittelmeers zu dämmern anfängt, von Einflüssen östlicher Cultur abzuleiten versuchte, so tritt dieselbe Einwirkung deutlich hervor in der historisch hellen Epoche Alexanders des Großen, in welcher das Rasiren wiederum bei den Griechen allgemein zu werden anfing. Wie es überhaupt eine der bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten des Griechenthums der Alexanderepoche ist, daß es mannigfache Elemente orientalischer Bildung in sich aufnimmt, so gehört gewiß auch jene Neuerung in diesen Kreis. Bezeugter Maßen war das Rasiren damals bei den Persern üblich, die nach den glaubwürdigsten bildlichen Denkmalen zu schließen, Wange und Kinn rasirten und nur den Schnurrbart stehen ließen. Welche Absichten Alexander bestimmten, den asiatischen Brauch und zwar in noch viel ausgedehnterer Weise, als er bei den Persern üblich war, anzunehmen, sein Gesicht vollständig zu rasiren und die gleiche Toilette seinen Makedoniern aufzunöthigen, ist schwer zu entscheiden. Bei einer so complicirten Natur, wie sie dem großen König eigenthümlich war, können verschiedene Gesichtspunkte, vielleicht auch ästhetischer und künstlerischer Art, zusammengewirkt haben, in erster Linie aber wohl der, daß der Kriegsherr der Makedonier es für angemessen hielt, seine halbbarbarischen Mannschaften durch solche äußere Zucht zu drillen, wonach also diese Neuerung in dieselbe Kategorie gehören würde, wie der bekannte gegen das Barttragen gerichtete Ukas Peters des Großen und die Bartreglements, welche noch heut zu Tage in den Heeren mehrerer civilisirten Staaten Europas in Kraft sind.

Wolfgang Helbig.

Ein Brief Blüchers.

Im vorigen Jahrgange d. Z. ist ein Brief Blüchers an Bonin vom 4. November 1813 veröffentlicht worden. Es hieß darin unter Anderm: „Der erste Brief, den Du von mich erhellst, wird von jener seitte des Strohmß geschrieben sein.“ Gewiß hätte der Feldmarschall dies Wort wahr gemacht, wenn man ihm freie Hand gelassen hätte. Denn schon am 7. November setzte er sein Heer zum Niederrhein in Bewegung, am 15. sollte der Uebergang bewerkstelligt werden. Auch war es dem General Gneisenau, der während dieser Zeit in Frankfurt die Ansichten des Blücherschen Hauptquartiers mit Nachdruck vertrat, gelungen, den Kaiser Alexander für das ungesäumte Vordringen in Frankreich zu gewinnen, aber schon am 10. November wurde ein neuer Feldzugsplan im Hauptquartier festgestellt, welcher das schlesische Heer zur Unthätigkeit zwang. Die Hauptarmee nämlich sollte — so hatte es der

preußische General v. Knesebeck durchgesetzt — von der Schweiz aus in das südliche Frankreich eindringen, Blücher aber am Mittelrhein den Aufmarsch derselben decken und durch die Belagerung von Mainz dem Nordheere die Einnahme Hollands erleichtern. Ein Eilbote setzte am 11. den Feldmarschall von diesem Abkommen in Kenntniß, dieser kehrte um und schlug am 16. sein Hauptquartier in Höchst auf. Wie er über den Gang des Krieges und den ihm gewordenen Posten dachte, zeigt folgender Brief an Bonin. Er enthält etwa dieselben Gedanken, welche Gneisenau dem Knesebeckschen Entwurfe entgegenstellte, nur in etwas kräftigerer Weise. Gneisenau hatte nämlich sich auch gegen diese Verwendung des schlesischen Heeres erklärt „sowohl des lähmenden, dem Geist des Heeres und seiner Führer ganz unangemessenen Zweckes als des durch die Besatzung von Mainz und die Oesterreichischen Corps ausgesogenen Landes wegen.“ (Pertz, Gneis. III. S. 534.)

Der Brief lautet:

Höegst d. 29t Novb 1813.

Noch imer steh ich hir am Reihn, hette man meine vorstellung gehör gegeben, so wehre ich heutte in Brussell, aber Franckfuhrt wahr zu verführisch alles wollte sich hir erholen und die Schöne Zeit ist vertreumt, in Brabant und in Holland wehre es Zeit gewesen uns zu erholen, da wahr von allen überfluß, alles waß wihr bedurfften könten wir Requeriren, und unsre brawen leutte vor den winter wahrm kleiden. Hir ist der mangell so groß daß mein eigne Perde in zwey tage kein Futter bekomen. Da zu nimt die Sterbligkeit sehr zu. gott weiß waß sie sich gedagt haben meine armeh hir gegen Maintz uf zu stellen ich so wenig als die armeeh die ich befehlige Schicken uns zu ein Blocade oder observations Corps aber der alles verderbende neid mischte sich ins spihll, in dessen werde ich mich loß ahrbeitten über den Reihn oder zur ruhe. daß ist mein entschluß.

Holland ist bereitz zum grösten theill erobert, und daß es mit Braband nicht derselbe Fall ist haben die bey uns und aller ohrten vihll geltenden Sicherheits Comissarien bewirtt.

Der Kaißer von Russland ist ein vortreffliger monarch er will stets daß guhte, und uhrtheillt immer am besten, aber es ist nun in Franckfuhrt ein gantzes HEhr von monarchen und Fürsten und dise versammlung verdirbt alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energie geführt, und ich Fürchte daß wihr villes vertreumen werden. die Lustbahrkeitten in Franckfuhrt jagen sich ein ander, ich stehe eine meille von der Stadt in einen angenehmen ohrt, und habe ein guht quartir. Die Francosen hallte ich von dieser seitte in Maintz ein geschlossen, sie sind gantz ruhig.

es ist uß gemacht gewiß daß wen wihr alle ohne auffenthald über den Reihn zogen Napoleon nun Schon Fridens vorschlege hette machen müssen, da so wie in Holland alle vestungen unversehen wahren, und Fallen musten, aber wihr haben ihm Zeit gelassen und er wird ufs Früh Jahr wider bedeuttend erscheinen, wen wihr nicht mit kraft, und ohne verzug vorwerts dringen.

von deinen HErn Sohn*) habe ich weitter keine nachricht als daß er außer gefahr ist.

Mein Sohn**) ist her gestellt, und Frey durch den über gank von Dressen geworden, aber zum Fernern Militair dinst glaube ich nicht daß er wird, der eine stich ist durch die lunge gegangen, und er Emfindet doch noch imer Schmertzen ich hoffe daß er negstens zu mich komt.

meine Frau ist in Breslau, und meine Tochter im Magdeburgschen beide befinden sich wohl

Der guhte Landraht . . . .***) ist also auch todt die ahrme Frau tuht mich leid.

HErtzlig dankbahr bin ich alle bekannte und Freunde die sich an meinen gebuhrtstag meiner haben erinnern wollen. so oft ich im Kreiße guhter Freunde hir ein guht glaß Reihn wein trinke wünsche ich du mögtest da bey sein.

Die Franckfuhrter überheuffen mich mit Freundschaft.

Emfihll mich deine Frau gemahlin und gantze Famille sihst du den minister Beyme so grüß ihm recht HErtzlig von mich, er wahr imer mein Freund. der gantzen Brüder Schaft zu Stargard†) Empfehlung

Daß Ingerslebensche Hauß auch Rexs Schöning mein alten Bergen, Stumpff und alle bekante, lebens lang dein treuster Freund und gehorsamster

Diner

Blücher

Randbemerkung:

Lord Stuard hat mich auch einen Superben Engelender geschenkt.

C. Blasendorff.

---

*) Wilhelm von Bonin war bei Leipzig verwundet.

**) Franz Blücher, der älteste Sohn des Feldmarschalls, war Commandeur des braunen Husarenregiments und ward am 16. September schwer verwundet bei Peterswalde in Böhmen gefangen.

***) Name unleserlich.

†) Blücher war Mitglied der Stargarder Loge.

Herrenchiemsee.

Wer die schöne Eisenbahnfahrt von Rosenheim nach Salzburg zurücklegt, wo zur Rechten die Berge in unaufhörlichem Wechsel sich aneinanderreihen, vergißt wohl leicht über dem großartigen Alpenbilde die andere Seite. Auf ihr zeigt sich kurz vor Prien (sprich Prien) ein Stück vom Chiemsee, dem größten Landsee Oberbayerns. Es ist freilich nur wenig, was man zu sehen bekommt, blos die Südwestecke und die Südseite der ansehnlichen Herreninsel. Ursprünglich sollte die Bahn nördlich am Chiemsee entlang geführt werden: das hätte ohne Zweifel einen herrlichen Ausblick auf See und Gebirge gegeben. Die Laßheit und Gleichgültigkeit der Anwohner namentlich, wie man sagt, haben der südlichen Linie den Vorzug verschafft, die Bahn geht in weiten Bogen um den Chiemsee, der dem großen Verkehre, wer weiß für wie lange, vielleicht auf immer entrückt ist.

Die Herreninsel, Herrenchiemsee, steht im Chiemgau und über diesen hinaus besonders in Ansehen. Alle Inseln, nicht am wenigsten die des Binnenlandes, erwecken eigene Vorstellungen; die Einbildungskraft treibt mit ihnen gern ihr Spiel. Dieser natürlich anhaftende Zauber mag es wesentlich mit gewesen sein, der ehemals die kirchlichen Genossenschaften zu ihren Niederlassungen sich Inseln ausersehen ließ. Auch die Herreninsel war früher ein Klostersitz, gleich der kleinen benachbarten Fraueninsel, dem früheren Lieblingsaufenthalte der Münchener Maler. Die umfänglichen, aber nüchternen Klostergebäude von Herrenchiemsee erinnern an das Stadtschloß in Berchtesgaden. Natürlich fehlt die Brauerei dabei nicht, deren vielgerühmte Leistungen das Ansehen der Herreninsel in der Umgegend wachhalten halfen. Was aber der Insel ihr Hauptansehen verleiht, ist doch der Waldreichthum, der neuerdings sogar das Schicksal der Insel eigenthümlich bestimmte.

Bis vor kurzem befand sich Herrenchiemsee im Besitze eines im Auslande lebenden Grafen, der blos zur Jagdzeit des überzahlreichen Damwildes wegen kam. Da, lautet die Erzählung, seien eines Tages ganz einfache Leute, denen man dergleichen gar nicht zutraute, erschienen, es seien Schwaben — das ward besonders betont, als ob nur sie zu so etwas überall im Stande wären — gewesen, die hätten die Insel an sich gebracht und sie abzuholzen begonnen. In der That hat so mancher beste Stamm auf das Geheiß der Herren aus Schwaben fallen müssen, noch nach Jahrzehnten wird es zu sehen seien, wo sie anfingen, aber auch rasch endeten, denn die Axtschläge fanden in der Gegend seltsamen Widerhall. Die Geistlichkeit soll nicht unthätig gewesen sein: kurz, das Verlangen, die Forderung wurde laut, der König solle die Insel erwerben und dem waldmörderischen Treiben Einhalt thun. Das ge-

schatz. Die Schwaben haben außer dem hohen Kaufpreise ein schönes Abstandsgeld eingestrichen für die alten Stämme, angeblich zweihundert, die sie von Rechtswegen noch hätten niederlegen dürfen.

König Ludwig hat dem neuen Besitzthume frische Neigung entgegengebracht. Bald nachdem Herrenchiemsee von ihm erworben, entstanden Gerüchte, der König wolle ein neues großes Schloß, im Lieblingsgeschmacke Ludwigs XIV. aufführen lassen, das die Wunder von Versailles erneuern solle. Als Ort wurde die Herreninsel gedacht wie genannt. Die Gerüchte haben auch, heißt es, greifbare Gestalt angenommen: man spricht von vollkommen fertigen Entwürfen, die der Baukunst, unter anderm in Ansehung der Kosten, vollkommen würdig sein sollen. Weiter sind jedoch die Dinge nicht gediehen und nach den neuesten Nachrichten hat König Ludwig seinen Absichten wieder völlig entsagt.

Im Sommer war auf Herrenchiemsee vom neuen Inselherrn erst wenig zu merken. Der König hatte seinen Besitz noch gar nicht gesehen, obgleich für ihn Zimmer in Bereitschaft waren. Das Ganze machte offen gesagt einen wenig erfreulichen Eindruck. Und doch vereinigt Herrenchiemsee auf mäßig weitem Raume alles, was nur das Landleben zu bieten vermag. Prächtige große Felder, die, obschon die Ernte bereits abgebracht war, fernhin golden glänzten, daran anschließend Wiesen, die sich in den Wald hinein verlieren, endlich dieser selbst in aller Art und in jeder Art schön. Wie kann das Edelwild wohl noch mehr, wenn der verehrte Meister das Wort nachsieht, Ludwig Richterisch im feuchten Dickicht lauschen und in hohen Sprüngen davon gehen! Da ist deutscher Waldzauber, da ist deutsches Waldgeheimniß! Und tritt man aus den Bäumen ans Ufer, dann liegt das großartige Alpenbild ausgebreitet, daß man danach greifen möchte. Der See dehnt sich lang aus, nicht so eigen grün wie der Hohenschwangauer Alpsee, aber herrlich gefärbt und in der Sonne spiegelnd — wenn sie scheint. Daß sie dies auch auf der Herreninsel nicht immer thut, weiß der Leser: möge er es aber nie, der Wunsch kommt von Herzen, selbst erfahren!

Nur mit Rührung läßt sich hören, was die Chiemgauer vom neuen Herrn von Herrenchiemsee hoffen und erwarten. Es ist der in dem Menschen nicht aussterbende Glaube an bessere Tage, der da zum Ausdrucke kommt. Was die Zukunft wohl Herrenchiemsee bringen wird? Dem Schreiber trat, als er die Feder führte, vor Augen, wie ein hoher Herr, die heranwachsenden Söhne zur Seite, den schnellen Jagdwagen Abends selbst nach Hause lenkte. Das war vor manchem Jahre, wo so manches inzwischen geworden und vergangen, zu Berchtesgaden. Ob Herrenchiemsee noch einmal das gleiche Schauspiel sieht?

Th. Landgraff.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Zu den Berliner Vorgängen. Wahlaussichten. Vom Hofe. Ulm. — Während sich in Berlin die große Reichsaction in verschiedenen Peripetieen abgespielt hat, sind wir hier an der Isar im Wesentlichen auf die Rolle des Zuschauers beschränkt geblieben. Allerdings nicht auf diejenige des unbetheiligten Zuschauers. Bei dem Staatsproceß des Molkenmarktes hat einer unserer namhaftesten Rechtsgelehrten seinen Ruhm als glänzender Gelegenheitsredner auf Kosten seines politischen Ansehens vermehrt, und eine unserer ultramontanen Kammerkoryphäen hielt bei der großen Reichstagsexplosion vom 4. December den Zündfaden, freilich ohne dadurch in irgend einer Hinsicht ihren Ruf zu heben. Für die hiesige Politik hat das verunglückte Manöver vom 4. December insoweit ein besonderes Interesse, als sich Dr. Jörg mit dem ihm gewöhnlichen praktischen Ungeschick durch die von ihm ausgegangene persönliche Reizung des Reichskanzlers für gewisse Eventualitäten bei dem hiesigen Hofe vorläufig unmöglich gemacht hat. Das letztere würde sogar nach dem allgemeinen Stande der Reichspolitik ohne die notorische Neigung des Königs Ludwig für die Person des Reichskanzlers der Fall gewesen sein; der letztere Herrn Jörg sicher nicht unbekannte Umstand machte seinen Spott über das am 13. Juli in Deutschland verbreitet gewesene „Delirium" zu einem noch gröberen taktischen Fehler. Auch der Ausgang des Processes Arnim ist der Reichspolitik hier am Orte wenigstens nicht ungünstig gewesen. Die „Enthüllungen" desselben haben gezeigt, daß der Reichskanzler, obgleich principiell kein Verehrer des den Mittelstaaten gewährten auswärtigen Gesandtschaftsrechtes, in der vertragsmäßigen Ausübung desselben nicht gleich Rheinbundsgedanken wittert und ebensowenig etwa an seine Beseitigung denkt. Ueber die fatale Neigung eines Theiles der unitarischen Publicistik, den Rheinbundsteufel stets wieder von Neuem an die Wand zu malen, ließe sich überhaupt Manches sagen; hier mag die Bemerkung genügen, daß die Neigung eigentlich ein geringes Vertrauen in den Bestand des Reiches zeigt und daß in einer Föderativverfassung ein excessives Mißtrauen noch nachtheiliger wirkt als das entgegengesetzte Extrem.

Mittlerweile ist durch die Verlängerung der Reichstagssession auch die Eröffnung unserer internen politischen Bühne weiter hinausgeschoben worden. Vor dem 1. Februar wird kaum an die Eröffnung, vor der letzten Hälfte des April kaum an den Schluß der letzten Session unseres jetzigen Landtages zu denken sein, und somit werden die mit so großer Spannung erwarteten Kammerneuwahlen ebenfalls eine Verzögerung zu erfahren haben. Das Ministerium wird diesen Aufschub einer ernsthaften Probe des jetzigen Systems nicht ungern

sehen, zumal aufmerksame Beobachter behaupten wollen, daß die Herrschaft des Klerus über die bäuerlichen Massen ihren Höhepunkt bereits überschritten habe und in merklichem Niedergange begriffen sei. Diese Auffassung mag allerdings einen stark sanguinischen Zug haben; immerhin wird mit Sicherheit anzunehmen sein, daß die ultramontane Agitation von einer Verzögerung des Entscheidungskampfes keinen Vortheil zu erwarten hat. Die Partei wird bei mancher Verschiedenheit der inneren Nuancirung und sehr starken gegenseitigen Abneigungen der Führer lediglich durch die beinahe sichere Hoffnung auf einen großen Wahlerfolg zusammengehalten; bliebe dieser aus, dann würden die künstlich gestauten Wasser sich schon wieder verlaufen. Insoweit mag sogar der Satz Berechtigung haben, daß sich Wahlaussichten für Regierung und reichstreue Partei schon um Ende August, dem verfassungsmäßig möglichen letzten Wahltermin, günstiger gestaltet haben würden, als etwa im Mai. Leider ist indeß dieser Zeitraum zur Ernüchterung der ländlichen Wähler doch etwas kurz bemessen, und somit wird diese Ernüchterung sich wohl erst an der Hand übler Erfahrungen nach vorgängigem Systemwechsel einstellen. Das Ministerium und speciell Herr v. Lutz werden es wohl schon jetzt bereuen, nicht im Herbst 1870 die Kammer aufgelöst zu haben, worauf die deutschnationale Partei nachhaltig aber vergeblich drang. Die damit gewährte Zeit von sechs Jahren nach der Begründung des deutschen Reiches hätte der unvermeidlichen Enttäuschung über das Nichteintreten aller möglichen Utopieen und der damit gegebenen Herrschaft der Klericaldemagogie über die Gemüther Gelegenheit sich auszuleben geboten, und der bevorstehende Kampf um die Existenz wäre dem System wie dem Cabinet wohl erspart geblieben. Die durch die nachherige Entwickelung längst widerlegte und überhaupt schon damals ziemlich überflüssige Furcht vor einer Herrschaft des directen Unitarismus hat diese Auflösung damals hintertrieben, wobei die Besorgniß vor eventuellen Portefeuillenachfolgern aus den Reihen der deutschnationalen Partei in zweiter Linie mit thätig gewesen sein mag. Dafür harren jetzt Nachfolger ganz anderen Kalibers in der Versenkung unserer politischen Bühne. Daß ein entschieden klericalpatriotischer Wahlsieg einen Systemwechsel zur Folge haben würde, ist kaum zu bezweifeln; für eine Regierung gegen eine ausgesprochene parlamentarische Mehrheit fehlen hier alle politischen und persönlichen Voraussetzungen, auch würde eine gewaltsame Aufrechterhaltung des bisherigen Systems schließlich weder das Interesse des Reiches noch des Landes fördern. Es wird überdies bestimmt versichert, daß sich der König einem Delegirten der Klericalpatrioten gegenüber zur Einsetzung eines Ministeriums aus den Reihen dieser Partei eventuell bereit erklärt hat, allerdings unter zwei Voraussetzungen. Die Partei soll eine wirkliche compacte Majorität zustande bringen und sie soll ihre „unanständigen Elemente“ abschütteln. Namentlich das letztere wird allerdings seine großen

Schwierigkeiten haben, konnte doch schon bei den Reichstagswahlen vor Jahresfrist sich Herr Sigl dem Dr. Jörg als gleichberechtigtes Mitglied des klerical-patriotischen Centralwahlcomités an die Seite drängen. An eine längere Dauer der ultramontanen Herrlichkeit ist überhaupt nicht zu denken; warum, wird eventuell auseinanderzusetzen sein, wenn diese Herrlichkeit einmal in das Reich der greifbaren Erscheinung getreten sein sollte. Jedenfalls werden die Beziehungen zu dem Reich durch diesen eventuellen Systemwechsel schwerlich ernstlich alterirt werden, wenn auch ein gewisser nachtheiliger Einfluß kaum ausbleiben kann. Der König hat wiederholt zu erkennen gegeben, daß nach seiner Ansicht die hiesigen Beziehungen zu dem Reich so gut wie die von Bayern innerhalb des Reichsverbands behaupteten Sonderrechte in erster Linie Sache der Krone sind, und daß die Stellung der bayerischen Bevölkerung zur Reichspolitik durch die Wahl von 48 Reichstagsabgeordneten einen genügenden Ausdruck findet. Staatsrechtlich wird dieser wohl als ein Vermächtniß des unvergeßlichen Grafen Hegnenberg fortwirkenden Auffassung ohnehin nichts entgegenzustellen sein; ihr Gegentheil würde das Reich logischerweise unter die Controle der Einzellandtage stellen.

Die Vorbereitung für die entscheidenden Wahlen hat mittlerweile einen sehr ruhigen Charakter erhalten. Dem einflußreichen „katholischen Kasino" wirkt der am 6. November gestiftete „Verein der liberalen Reichsfreunde" mit großem Erfolge entgegen. Eine von demselben am 11. December abgehaltene Versammlung in Sachen des Landsturmgesetzes hatte ein unerwartet günstiges Resultat; die Unerschrockenheit, mit welcher der verdienstvolle erste Vorsitzende des Vereins, Redacteur Vecchioni, den populären Vorurtheilen bezüglich des Landsturmgesetzes entgegentrat, zeigte sich in ihrer Ehrlichkeit zugleich als die beste Politik. Auch außerhalb der Hauptstadt beginnt die liberale Partei den Klericalpatrioten das Terrain streitig zu machen; ein neugestifteter „liberaler Verein für das bayerische Oberland" hat in wenigen Wochen durch Wanderversammlungen das bisherige ruhige Besitzgefühl der Ultramontanen in die lebhafteste Unruhe verwandelt. Auf directe Erfolge bei den nächsten Wahlen ist dort freilich kaum zu rechnen, dazu wird die Zeit zu kurz bemessen sein. Aber für die Zukunft sind auch dergleichen Symptome bedeutsam und erfreulich. Die jetzige politische Herrschaft des Klerus über das altbayerische Landvolk hat für ihre Dauer überhaupt geringe innere Garantieen; sie zieht ihre Lebenskraft lediglich aus dem unvermeidlichen und von jedem Kundigen vorausgesehenen letzten particularistischen Rückschlag gegen die Begründung des deutschen Reiches unter preußischer Hegemonie. An sich und in normalen Zeitläuften wird gerade der altbayerische Bauer leicht gegen die Einmischung seines Klerus in weltliche Dinge mißtrauisch und beschränkt die Herrschaft seines Pfarrers gern auf seine Seele, weit mehr als dies z. B. bei dem bambergischen und rheinpreußischen Landvolke der Fall ist.

In unserer Gesellschaft und bei Hofe wird mit dem Jahreswechsel die hier sehr kurze große Saison beginnen. Man rechnet zur Entschädigung für den traurigen vorjährigen Cholerawinter auf einen besonders glänzenden Carneval. Bei Hofe werden große Festlichkeiten erwartet, für welche die relative Genesung des von seinem königlichen Bruder von jeher sehr geliebten Prinzen Otto auch die erwünschte Stimmung bietet. Die Königin-Mutter befindet sich schon seit einigen Wochen wieder in der Residenz; sie besucht jetzt regelmäßig den katholischen Gottesdienst. Das Verhältniß zu dem königlichen Sohne ist trotz aller ultramontanen Dementis durch den Confessionswechsel der hohen Dame wenigstens nicht herzlicher geworden, wie denn auch die anfängliche heftige Verstimmung des Königs über diesen Schritt allen Abläugnungen gegenüber als eine unzweifelhafte Thatsache aufrecht erhalten werden kann. In das Regierungssystem eines paritätischen Landes paßt eine Conversion innerhalb der Dynastie ohnehin in keiner Beziehung.

In militärischer Hinsicht wird mit dem neuen Jahre eine nicht unwesentliche Veränderung eintreten. Die bayerische Festung Neu-Ulm verschwindet als solche und wird mit dem württembergischen Alt-Ulm zusammen Reichsfestung. Der Kaiser ernennt für die Festung beider Territorien den Gouverneur, dafür der König von Bayern für beide Territorien den Commandanten. Die sonderbare Existenz der unter zwei Territorialherren vertheilten Festung machte ein gemeinsames Arrangement allerdings sehr wünschenswerth; immerhin beweist die Einwilligung des Königs in dasselbe, daß die bekannte Abneigung gegen weitere Concessionen an das Reich weder Halsstarrigkeit noch Hintergedanken in sich schließt. Auch in dieser Beziehung können wir somit den Jahreswechsel mit Befriedigung begrüßen.

Aus Mecklenburg-Schwerin. Geheime Gründe des Verhaltens der Feudalen in der Verfassungssache. — Nachdem der deutsche Reichstag jetzt zum dritten Male seinen ernsten Willen bezeugt hat, Mecklenburg aus den Fesseln des Feudalismus zu befreien, sieht man mit größter Spannung der Entschließung des Bundesraths entgegen. Die Ueberzeugung, daß uns nur aus der Reichsgesetzgebung die Hülfe erwachsen könne, mußte durch die von den Ministern, welche bis dahin für die Erhaltung des Patrimonialstaats gekämpft hatten, nunmehr in entgegengesetzter Richtung unternommenen Versuche erheblich verstärkt werden. Die Verfassungsangelegenheit ist durch diese Männer in eine Lage gebracht, welche nicht unklarer und verworrener gedacht werden kann. Der Großherzog hatte seinen Willen sehr klar ausgesprochen und das schon im Jahre 1849 verwirklichte, dann wieder aufgegebene moderne Staatsprincip dadurch von Neuem adoptirt, daß er als Ziel der Verfassungsänderung die Herbeiführung einer einheitlichen Vertretung

und die Beseitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfassung aufstellte. Aber die Männer, welchen er die Ausführung anvertraute, sind zu sehr in ihren alten Anschauungen befangen, als daß sie dieser Aufgabe gewachsen wären. Sie legten ein Project vor, welches weder zu einer einheitlichen Vertretung noch zu einer Beseitigung des Patrimonialstaates führt und grundsatzlos zwischen zwei Systemen, die einander ausschließen, zu vermitteln sucht. Die Einheitlichkeit der Vertretung wird dadurch durchbrochen, daß für beide Großherzogthümer, also für zwei in ihren Sitzen von einander vollkommen getrennte Staaten, eine gemeinsame Landesvertretung bei der Gesetzgebung mitwirken soll. Der patrimoniale Charakter der Landesverfassung bleibt nach der Vorlage insofern erhalten, als die neue Landesvertretung im Wesentlichen aus den bisherigen Ständen unter Hinzufügung von Mitgliedern der Domanial-Obrigkeiten hervorgehen soll. Was man schaffen will, ist nicht eine Vertretung der Bevölkerung, sondern eine auf das Domanium ausgedehnte Vertretung der alten obrigkeitlichen Stände. Daher konnte auch die neue Vorlage sich nur unter demselben Titel wie die frühere, welche die Beibehaltung der Ritter- und Landschaft als politischer Körperschaften offen auf ihre Fahne schrieb, „als Grundzüge zu einer Modification der bestehenden Landesverfassung" einführen und schon dieser Titel beweist, daß die Verfasser der „Grundzüge" es nicht auf eine Reform dieser Verfassung, nicht auf eine principielle von der alten verschiedene Grundlage des neuen Staatswesens abgesehen haben.

Bei den Ständen konnte dieses Zwitterproject deshalb keinen Anklang finden, weil es jeder der beiden politischen Parteien etwas bot, aber über das zu Grunde liegende Staatsprincip Alle in Unklarheit ließ. Die Ritterschaft war mit der Vorlage unzufrieden, weil sie die bisherigen Stände formell beseitigt, und fand dafür in der realen Wahrung der alten obrigkeitlichen Stände keinen hinlänglichen Ersatz. Eine Minorität der Ritterschaft fand die reine Ablehnung nicht begründet, verlangte aber als Bedingung ihrer Zustimmung die ausdrückliche Anerkennung des Fortbestandes der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen. Die Regierung schien diese Aenderung mit den Zielen der Vorlage recht wohl vereinbar zu finden und durchaus nicht abgeneigt, diesen Antrag als Grundlage weiterer Verhandlung anzunehmen. Sie fürchtete nur, damit bei der Landschaft kein Glück zu machen, welche der Vorlage ihre Zustimmung geschenkt hatte, weil sie in derselben die Tendenz einer Beseitigung des patrimonialen Charakters des Staates erblickte. Freilich ging diese Zustimmung auch nur so weit, als es sich um ein angeblich in der Vorlage enthaltenes Princip und um eine Basis weiterer Vereinbarungen handelte. Daß das Princip nur sehr mangelhaft in der Vorlage zum Ausdruck gebracht sei, und daß letztere noch sehr wesentlicher Abänderungen be-

dürfe, um dem Princip zu entsprechen, wurde auf Seiten der Landschaft ziemlich allgemein anerkannt, und hieraus erwuchs eine Mannichfaltigkeit von Abänderungsvorschlägen, welche aus einzelnen Gruppen der Landschaft hervorgingen, aber nach Ablehnung der ganzen Vorlage durch die Ritterschaft nicht mehr zur Verhandlung kamen.

Ungeachtet dieser mit der Vorlage gemachten Erfahrungen, soll dieselbe in völlig unveränderter Gestalt dem im Februar zusammentretenden Landtage wieder zugehen.

Daß die Aussichten der Regierung auf Einigung mit den Ständen in dem abgelaufenen Jahre günstiger geworden wären, läßt sich nicht behaupten. Die Ritterschaft ist gegen, die Landschaft für ein modernes Staatswesen, und die Regierung möchte gern mit dem Schein des letzteren das Wesen des bisherigen Ständeregiments verbinden. Den Verlauf der bevorstehenden Verhandlungen kann man vorhersehen: der Ausgang wird kein anderer sein, als der des am 7. März geschlossenen außerordentlichen Landtags und nur von Neuem den Zwiespalt der Ritter- und Landschaft unter sich und der Regierung mit sich selbst constatiren.

Die Ritterschaft wird an ihrer Forderung des Fortbestandes der alten ständischen Corporationen um so nachdrücklicher festhalten, als es sich bei ihrem Widerstande nicht blos um politische Ueberzeugungen handelt, die es ihr schwer wird zurückzudrängen, sondern auch um sehr gewichtige Privatvortheile eines großen Theiles ihrer Mitglieder, auf welche freiwillig Verzicht zu leisten diese sich nicht leicht entschließen werden. Diese Privatvortheile sind bisher nicht in den Vordergrund getreten; unzweifelhaft aber üben sie im Geheimen einen ganz entscheidenden Einfluß auf das Verhalten der Ritterschaft zu der Verfassungsangelegenheit.

Die Ritterschaft hütet in den drei sogenannten Landesklöstern — Dobbertin, Malchow und Ribnitz — einen Schatz, welcher mit dem Uebergang Mecklenburgs in die constitutionelle Staatsform ihr verloren zu gehen drohet.

Die genannten Anstalten wurden im Zeitalter der Reformation, als die Landesherrschaft zur Säcularisation der Klostergüter schritt, auf Antrag der Stände, gegen eine von allen Classen der Bevölkerung zu entrichtende Contribution, zu Gunsten des „Landes" von der Einziehung ausbeschieden und unter Verwaltung der Ritter- und Landschaft gestellt, um in ihrer stiftungsmäßigen, nur nach den Grundsätzen der Kirchenreformation geänderten Gestalt „zur Auferziehung inländischer Jungfrauen" zu dienen.

Der Grundbesitz der drei Landesklöster besteht aus 44 allodialen Hauptgütern mit einem Areal von 17,974,614 Q.-R. (= 149,788 preußischen Morgen). Die Grundsteuer wird von 160 Hufen 60 Scheffel entrichtet. Der Flächeninhalt des Klostergebiets (mit Seen und Waldungen) beträgt 7,94 Q.-Ml. Die jährlichen Aufkünfte werden auf 400,000 Thlr. geschätzt. Bei dem Geheimniß, mit welchem die Finanzverhältnisse der Landesklöster umgeben werden, ist man hierbei auf eine bloße Schätzung angewiesen.

Aus der Verwaltung dieser Anstalten mit ihrem colossalen Vermögen haben die Stände einen doppelten Vortheil. Der Verwaltungsapparat besteht in einer Anzahl glänzend mit Gehalten und Diäten ausgestatteter Aemter und Geschäftsführungen (Klosterhauptleute, Klosterprovisoren, Revisions- und Visitations-Commissionen), welche aus der Mitte der Stände besetzt werden, und aus verschiedenen anderen Stellen, durch deren Besetzung sie mittelbar Einfluß üben. Auch ist die Ausübung der Geschäftsthätigkeit der Provisoren

und der Commissionen an Ort und Stelle mit observanzmäßigen reichen Tafelgenüssen verbunden, welche für Manche einen besonderen Werth haben. Der Hauptvortheil der Klöster für die Ständemitglieder aber besteht darin, daß sie für deren unverheirathete Töchter eine unerschöpflich fließende Unterstützungs- und Versorgungsquelle bilden, welche schon dem jugendlichen Alter zu Gute kommt und ebenso die Kosten der Erziehung erleichtert wie die Sorge um die Zukunft verscheucht.

In beider Beziehung aber, sowohl hinsichtlich der Verwaltung wie des Genusses der Klosterbeneficien, hat im Laufe der Zeit der Antheil der Ritterschaft und der Landschaft und der Mitglieder der Ritterschaft unter sich eine sehr ungleichmäßige Gestalt angenommen.

Zwar steht unbestritten die Verwaltung der drei Landesklöster der Gesammtheit der Stände, also der Ritter- und Landschaft, zu und Beschlüsse über Klosterangelegenheiten können daher nicht anders als unter Theilnahme beider Stände auf allgemeinen Landtagen gefaßt werden.

Aber die Ritterschaft wußte im Uebrigen für sich den Löwenantheil an den Klöstern zu gewinnen. Die Stellen der Klosterhauptleute werden nur aus ihrer Mitte besetzt, ebenso die der Klosterprovisoren, mit Ausnahme einer Provisorstelle beim Kloster Ribnitz, deren Besetzung dem Rath der Stadt Rostock zusteht. Auch in den Commissionen für Visitation der Klöster dominirt die Ritterschaft. Von den vorhandenen 430 Klosterjungfrauenstellen hat die Ritterschaft für ihre Angehörigen nicht weniger als 409 in Besitz, darunter die drei Dominstellen, 54 Stellen zur vollen Geld- und Naturalhebung, 111 zur vollen Geldhebung, 150 zur halben, 91 zur viertel Hebung; die Landschaft muß sich mit 5 Stellen zur vollen Geld- und Naturalhebung, 2 zur vollen Geldhebung und 14 zur halben Hebung, im Ganzen mit 21 Stellen begnügen.

Innerhalb der Ritterschaft selbst hat ein Theil derselben, die der Vereinigung des sogenannten eingeborenen und recipirten Adels angehörigen Mitglieder, die Klosterrechte ausschließlich für sich und diesen Verein in Besitz genommen; den bürgerlichen und den nicht zu diesem Vereine gehörigen adeligen Mitgliedern der Ritterschaft wird von den erstgenannten eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Klosterangelegenheiten und bei den dieselben betreffenden Beschlüssen auf Landtagen, eine Theilnahme an den Wahlen für Klosterämter, die Wählbarkeit für diese Aemter und der Genuß von Klosterbeneficien für ihre Töchter nicht zugestanden.

Mag man nun aber über die Ungleichheit zwischen Ritter- und Landschaft in der Nutzung der Klöster und über den völligen Ausschluß eines großen Theiles der Ritterschaft vom Stimmrecht in Klosterangelegenheiten und von jeder Theilnahme an deren Verwaltung und Nutzung vom Standpunkte der alten Landesverfassung aus urtheilen, wie man will: gewiß bleibt immer, daß Ritter- und Landschaft ihre Klosterrechte lediglich als politische Corporationen besitzen, und daß daher, wenn die Aufhebung dieser politischen Corporationen erfolgt, die Mitglieder dieser Corporationen nicht fortfahren können, ihre Klosterrechte zu üben.

So ist es auch schon im Jahre 1849 von der Regierung selbst aufgefaßt und diese Auffassung ist damals durch die Gesetzgebung und deren Ausführung bethätigt worden. Mit Publication des Gesetzes wegen Aufhebung der landständischen Verfassung und des Staatsgrundgesetzes für Mecklenburg-Schwerin vom 10. October 1849 verlor die Ritter- und Landschaft als politisches

Rechtssubject die Existenz und es kamen in Bezug auf die Klosterverwaltung die schon in den Motiven zum Verfassungsentwurf der Regierung angekündigten, dem neuen Staatsrecht entsprechenden Grundsätze zur Geltung. Die Verwaltung der Klöster fiel an die Staatsgewalt zurück, von welcher die Klöster den Ständen überwiesen waren, und die von den Mitgliedern des eingeborenen und recipirten Adels bisher geübte Prärogative der passiven Wahlfähigkeit zu den Stellen der Klostervorsteher erlosch mit dem Recht der Ritter- und Landschaft, von welchem sie abgeleitet war. Hinsichtlich der Nutzung der Klöster wurden die Rechte der in Besitz von Hebungen befindlichen Jungfrauen und die Rechte derjenigen, welchen in herkömmlichem Wege die Expectanz ertheilt war, als wohlerworbene Privatrechte anerkannt. Die Nutzungsrechte der Ritter- und Landschaft wurden wegen ihres lediglich politischen Charakters, als hinweggefallen angesehen. In Betreff der von den Familien des eingeborenen Adels behaupteten Nutzungsrechte ging die Regierung von der Ansicht aus, daß dieselben als Standesprivilegien in dem Rechtsstaate nicht fortbestehen könnten, und daß wegen der Frage, ob ein privatrechtlicher Anspruch vorliege, der Staat sich der Ausmachung der Sache im Wege Rechtens nicht zu entziehen haben werde. Im Uebrigen wurden die drei Landesklöster gleich allen anderen Stiftungen unter die allgemeine Landesgesetzgebung gestellt.

Ganz etwas Anderes hat die jetzige, mit dem Geiste des Patrimonialstaates tief durchtränkte Verfassungsvorlage der Regierung im Sinn. Der § 26 derselben bestimmt:

> „Die Ritter- und Landschaft bleiben als Privat-Corporationen für ihre corporativen Angelegenheiten, z. B. Klostersachen, Creditvereine, städtisches Brandkassenwesen, bei Bestande. Die Verwaltung dieser Angelegenheiten verbleibt den Verbänden der Ritter- und Landschaft, bezw. den interessirenden Mitgliedern derselben nach Maßgabe des bestehenden Rechtes."

Die vorberathende Commission des außerordentlichen Landtags schlug folgende veränderte Fassung dieses Satzes vor:

> „Ritter- und Landschaft verwalten ihre gemeinsamen, bzw. privativen, corporativen Angelegenheiten ohne Theilnahme des Landtags. Insbesondere bleiben die Rechtsverhältnisse der zu diesen Angelegenheiten gehörenden Klöster, des Creditvereines, der ritterschaftlichen Brandkasse u. s. w. unverändert."

Man war also auf dem besten Wege, die ganze Angelegenheit aus dem Bereiche der Landesverfassung auszuscheiden, ein öffentliches Recht, welches zwar, entsprechend dem Charakter des Patrimonialstaats, von seinen Trägern zu deren Privatnutzen ausgebeutet worden ist, damit aber doch nie aufgehört hat, öffentliches Recht zu sein, in ein Privatrecht zu verwandeln, und damit das Unicum zu schaffen, daß drei kirchliche Stiftungen mit einem nach vielen Millionen zählenden Vermögen nicht zu Gunsten des Staates und seiner Zwecke, sondern zu Gunsten einer Anzahl Familien für deren Privatnutzen säcularisirt werden.*)

---

*) Die rechtliche Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens ist in einem kürzlich erschienenen, zugleich die Verhältnisse des Klosters zum heiligen Kreuz in Rostock berücksichtigenden Werke eines einheimischen Rechtsgelehrten, welches der Beachtung aller Betheiligten empfohlen zu werden verdient, gründlich und schlagend nachgewiesen worden: Die Rechtsverhältnisse der vier Mecklenburgischen Jungfrauenklöster nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. E. Biereck. Berlin, Springer. 1875. 2 Bände.

Ohne Zweifel mußte in dem Anerbieten der Regierung, welches den Trägern eines öffentlichen Rechtes, als Lohn für ihre Verzichtleistung auf dasselbe, die Fortdauer des aus diesem Recht bisher gezogenen materiellen Nutzens in Form eines Privatrechts gewähren will, für alle Mitglieder der Ritterschaft, welche dem eingeborenen Adel angehören, etwas sehr Verlockendes liegen. Wenn die Ritterschaft dennoch verschmähete, für diesen Lohn ihre Eigenschaft als landständische Corporation aufzugeben, so wird dabei sicherlich auch die Erwägung mitgewirkt haben, daß eine Ablösung des Klosterrechts von dem landständischen Recht nach der Natur des ersteren durchaus unzulässig ist und daß ihre Mitglieder durch Annahme des Anerbietens der Regierung sich auf einen sehr unsicheren Rechtsboden begeben würden. Eben der Werth, welchen die Klosterrechte für die im Besitz und Genuß derselben sich befindenden Landstände und deren Familien haben, wird als eines der Hauptmotive gelten dürfen, weshalb die Ritterschaft ihrer formellen Aufhebung als landständischer Körperschaft sich mit so großer Beharrlichkeit widersetzt und vermuthlich diesen Widerstand freiwillig nicht aufgeben wird.

Es gibt auch sonst noch vielerlei finanzielle Vortheile im ständischen Leben, welche die Entschließung zum Verzicht auf die jetzige Landesverfassung manchem Mitgliede der Ritterschaft erschweren mögen. So z. B. erhält jeder der beiden Landräthe, welche als ständische Mitglieder der Großherzoglichen Reluitions-Commission in Schwerin angehören, für die mit diesem Amte verbundene außerordentlich geringe Mühewaltung, welche im Wesentlichen nur darin besteht, daß sie zweimal im Jahre bei der Ausloosung von Schuldverschreibungen zugegen sind, ein Jahresgehalt von 800 Thlr. N ⅔ = 2800 Rmk. Aber das bei Weitem schwerste finanzielle Opfer, welches die Aufhebung der bestehenden Landesvertretung und der Uebergang vom Patrimonialstaat zum Einheitsstaat für die Mitglieder der Ritterschaft im Gefolge haben würde, bleibt immer die davon unzertrennliche Einwilligung in die Ueberlassung der Verwaltung der drei Landesklöster an die Staatsgewalt.

Aus Wien. Das Budget. Graf Arnim. Weihnachtsstimmung. Das Kunstgewerbe. — Zum ersten Male, so lange Oesterreich zu den constitutionellen Staaten gehört, ist der Staatsvoranschlag noch vor Beginn des Jahres, für welches er gilt, festgestellt worden, und das jetzige Ministerium darf also abermals auf das Gelingen auf einem Puncte hinweisen, auf welchem dessen Vorgänger kein Glück gehabt haben. Auch stellt sich das Deficit nicht übermäßig groß dar, obwohl recht erhebliche Posten für Hoch-, Straßen- und Wasserbauten, Eisenbahnsubventionen, Schulen aller Art das Budget belasten. Daß der Abschluß des Jahres 1875 einmal etwas anders ausschauen wird, versteht sich von selbst; doch braucht man daran heute noch nicht zu denken, und so sind die Abgeordneten zufrieden in die Ferien gegangen. Wohl schloß diese Serie der Sitzungen mit einer kleinen Schlappe des Ministerium, aber es war vorher schon Alles geschehen, um derselben principielle Bedeutung zu nehmen. Es handelte sich um die Frage des Wahlrechts der Nutznießer geistlicher Stiftungen. In den meisten Kronländern haben diese mitgestimmt, allein ihre Stimmen waren ohne Einfluß auf den Ausfall der Wahlen gewesen, so daß der Reichsrath über die principielle Erörterung der Frage hinweggehen konnte; nur in Ober-Oesterreich hatten diese Stimmen den Ausschlag für die von dem großen Grundbesitze gewählten Verfassungstreuen. Die Verfassungspartei glaubte nun, lieber die Wiederwahl dieser Parteigenossen (zu welchen

auch der Minister für Landesvertheidigung gehört) in Frage stellen, als das Princip anerkennen zu dürfen, während die Klericalen für die Gültigkeit der Wahl ihrer politischen Gegner stimmten, um das Princip zu retten. Und in dieser seltsamen Verschiebung der Parteien stellte sich das Ministerium auf die Seite der Klericalen, allerdings mit feierlicher Verwahrung, daß es sich um keine politische, sondern lediglich um eine Rechtsfrage handele. Der sonst schweigsame Sprechminister ging dabei mit einer längeren Rede ins Feuer, welche an juristischer Gelehrsamkeit und Advocaten-Beredtsamkeit nichts zu wünschen ließ. Dennoch blieb seiner Partei der Sieg, während seine sonstigen Gegner ihre Befriedigung über diesen Bundesgenossen nicht verhehlten, und wie man sagt, auf dieses Zusammengehen kühne Hoffnungen gründen.

Daß unsere katholischen Geistlichen gesonnen seien, der österreichischen Regierung wenigstens keine derartigen Ungelegenheiten zu machen, die diese an die Seite der deutschen Regierung drängen könnten, wird neuerdings bestätigt. Reservationen müssen natürlich nach allen Seiten decken. Liegt einmal Deutschland überwunden da, so wird man auch mit den confessionellen Gesetzen in Oesterreich fertig werden. Die Politik ist zum Glück durchsichtig genug.

Da der Arnimsche Proceß auch nach dem Urtheilsspruche die ganze Welt beschäftigt, werden Sie es begreiflich finden, daß man sich auch hier noch nicht beruhigt hat. Liefen doch gar so viele Fäden zwischen Nassenheide und Wien! Und es scheint, daß noch mancherlei Begegnungen des Grafen Arnim mit Männern der Feder ans Tageslicht kommen sollen. Allgemeines Vergnügen erregte es, daß der alte Theaterdirector Franz Wallner ebenfalls auf der Bildfläche erschien. Dieser Typus der Theater-„Gemiathlichkeit", der um jeden Preis sich bemerklich machen muß — als politischer Agent: etwas Drolligeres ist nicht zu denken. Die „Neue Presse" empfängt jetzt aber die gerechte Strafe dafür, daß sie, „das Weltblatt", dem Manne seit Jahren gestattet hat, in ihrem Feuilleton seine außerordentlichen Abenteuer zu Wasser und zu Lande zu erzählen. In diplomatischen Kreisen scheint man darüber sehr betrübt zu sein, daß der deutsche Reichskanzler schon wieder Gelegenheit gefunden hat, der Welt zu imponiren, aber nur, weil man anfängt, ihn als eine Art Polykrates zu betrachten. Es ist pure Theilnahme. Die neidischen Götter lassen ihn sichtlich nur darum von Erfolg zu Erfolg schreiten, um ihn desto tiefer stürzen zu können, und bei dem Gedanken soll Graf Beust schon jetzt zittern. Denn was würde dann diesem anders übrig bleiben, als die Leitung der europäischen Politik zu übernehmen, während er sich doch nach Ruhe sehnt. Er ist schon wieder unterwegs von London, um in Wien der Ruhe zu pflegen.

Die Politik ist in die Ferien gegangen und etwas wie Ferienstimmung herrscht in unserm Leben — leider nicht Feststimmung. Die Armen begrüßen den ungewöhnlich oft und reichlich fallenden Schnee als eine Himmelsgabe. Tausende von Menschen finden täglich Beschäftigung und Lohn, und viele Tausende von Gulden müssen täglich aus dem Stadtsäckel gezahlt werden, damit nur nothdürftig Bahn geschafft werden kann für Wagen und Fußgänger. Als das Glacis sich noch zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten dehnte, lagerte man dort die Schneemassen ab und überließ Sonne, Regen und Wind die Sorge des Fortschaffens; jetzt geht jede Fuhre meilenweit vor die Linien hinaus, und der Steuerzahler rechnet seufzend nach, in wieviel Kreuzern Zuschlag zu jedem Miethzinsgulden ihm dieser Beweis für die jetzige Größe Wiens wiederbegegnen werde. Aber die Armen sind damit

zufrieden. Bis 1873 war es gar nicht möglich, Straßenkehrer in genügender Anzahl zu beschaffen; wer arbeiten wollte und konnte, wußte weniger harte Arbeit und besseren Lohn zu finden, und wer sich meldete, wies doch die Zumuthung, selbst Schaufel und Kehrbesen zu ergreifen, mit Entrüstung ab: Aufseher wollte ein Jeder sein. Heute sind die Leute schon etwas weniger „hoppatatschig", denn der Verdienst wird immer seltener. Vorige Weihnachten war keine gute Ernte, heuer scheint es gar keine zu geben. Käufer sieht man nur in jenen Geschäften, in welchen jedes Stück Waare zehn oder zwanzig oder siebenundzwanzig Kreuzer kostet. Wer die bitteren Klagen der „großen" Geschäftsleute für Uebertreibung hält, kann sich in allen Gewölben, auch in der vom Oesterreichischen Museum veranstalteten Weihnachtsausstellung von der sehr bedenklichen Wandlung in unseren Verhältnissen überzeugen. Ist doch diese Ausstellung selbst schon ein Zeichen der Zeit! Ein förmlicher Bazar in dem Institut, welches sonst nur das Beste zulassen und durch die Zulassung allein schon eine Auszeichnung verleihen will! Vorzügliche Sachen sind genug da, die wiener Kunstgewerbe verdienen wohl das ihnen von der Presse bereitwillig gespendete Lob, daß sie sich durch die ungünstige Gegenwart noch nicht irre machen lassen. Bewundert werden auch ihre Leistungen, aber auch da sieht man fast nur Quincaillerie kaufen, Dinge, die wenig kosten und doch nach etwas ausschauen. Unsere erste Glasfirma, Lobmeyr, hat nie besser, ja noch nie so gut ausgestellt, unter den Gold- und Silberarbeiten, Email, russischem Niello, Broncen befindet sich vieles, was einen höchst bedeutenden Fortschritt gegen 1873 zeigt und den Vergleich mit dem Besten, was die moderne Industrie in diesen Zweigen leistet, wohl bestehen kann, in der herrlichen Technik des geschnittenen Leders im Stile der Renaissance hat sich eine neue Specialität Wiens herausgebildet. Aber während vor zwei Jahren noch die Privatleute über solche Sachen hergefallen sein würden, gehen, wie versichert wird, jetzt die Reichsten theilnahmlos vorüber. „Schöne Stücke für Museen", sagen sie zur Entschuldigung vor sich selbst. Die Museen, welche früher im Hause jedes Bemittelten zu finden waren, wandern zum Trödler, oder werden doch nicht vermehrt, und die öffentlichen Museen draußen scheinen von unserer Industrie keine Notiz zu nehmen. Aber blos für die Ehre und das Zeitungslob Gegenstände schaffen, welche große Auslagen erfordern, das hält auch der reichste Fabrikant für die Länge nicht aus. So muß man sich mit Trauer fragen, wie lange unser Kunstgewerbe auf dem jetzigen Wege werde bleiben können und wofür eigentlich die vielen Anstrengungen gemacht werden, die Arbeiter künstlerisch zu bilden, ob die vielen Gewerbe- und Fachschulen in allen Theilen des Reiches wirklich eine Wohlthat seien oder nicht? Die Kunst kann nun einmal nicht leben ohne den Luxus.

Doppelt bitter empfindet man es nun, daß seit acht Jahren Wien nur noch in beschränktem Maße Residenz ist. Die Hofhaltungen in Pest, Gödöllö, Ischl, Meran nehmen den größten Theil des Jahres in Anspruch, der frondirende nationale Adel bleibt mit Ostentation fern von Wien, und zum Ueberfluß setzen die Abgeordneten, die doch so froh sind, den Winter in Wien anstatt in ihren heimischen Landstädten zubringen zu können, bei jeder Gelegenheit die Hauptstadt zurück, um ihren Wahlkreisen zu schmeicheln. Wien soll alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer Weltstadt bieten, aber die Einkünfte gönnt man ihm nicht. Weihnachten ist da, aber die Feststimmung will nicht kommen.

Aus Berlin. Rückblick auf das politische Jahr. — Am Schlusse des Jahres ist es guter Brauch, den Blick rückwärts schweifen zu lassen auf das verflossene und gleich einem sorgsamen Kaufmanne das Facit zu ziehen aus Soll und Haben, aus Gewinn und Verlust. Das pflegt jeder Einzelne beim landesüblichen Duft der Sylvesterbowle für sein eigenes armes Dasein zu thun, und wenn er fertig ist mit seinen bescheidenen häuslichen Freuden und Leiden, dann pflegt ein ernster Sinn auch mit sich zu Rathe zu gehen, was auf der großen Weltbühne sich ereignet, ob die Gesammtheit verloren oder gewonnen, ob die Nation und der Staat Fort- oder Rückschritte gemacht.

Für unser Volk nun wird sich, wenn wir die Rechnung des vergangenen Jahres abschließen, ein namhafter Ueberschuß herausstellen. Wiederum war uns eine Spanne Zeit für friedliche Arbeit, innere Sammlung und Kräftigung gegönnt. Das ist dankbar hinzunehmen in einem eisernen Zeitalter, wie das unsrige, voll Völkerhasses und dunkler Drohungen. Und wir haben diese Frist nützlich verwendet zu manchem heilsamen Werke, das den jungen Bau des deutschen Reiches nach Innen wohnlicher, nach Außen fester und wehrhafter gemacht.

Die innere Eintracht ist freilich noch nicht zurückgekehrt in unser Reich. Noch wüthet der „Culturkampf", wie die große Fehde zwischen Staat und Kirche im Spott und im heiligen Ernste genannt wird, mit unverminderter Erbitterung, und noch ist nicht abzusehen, wann und wie die wohlthätige Ruhe eintreten wird. Allein die Thatkraft und Beharrlichkeit, mit welcher die Staatsgewalt auf ihrem von der Mehrheit der Nation als richtig erkannten Wege fortgeschritten, erfüllt uns mit guter Zuversicht. Wir haben vier Bischöfe im Gefängnisse ihren Ungehorsam büßen sehen; einer ist durch gerichtliches Urtheil seines Amtes entsetzt worden, einem anderen steht das gleiche Schicksal in den nächsten Tagen bevor. Die preußische und die Reichsgesetzgebung haben die Lücken ausgefüllt, welche bei Handhabung der kirchenpolitischen Gesetze an den Tag getreten; das Civilstandsgesetz, ein seit langen Jahren von den liberalen Parteien erfolglos erstrebtes Ziel, ist uns als werthvolle Frucht dieser Kämpfe in den Schoß gefallen.

Freilich, die Kraft der Gegner ist nicht zu unterschätzen! Um ein gutes Drittheil verstärkt, waren sie aus den letzten Reichstagswahlen hervorgegangen, und ihnen schließt sich Alles an, was dem Ausbau des Reiches feindlich gesinnt ist, die socialdemokratischen Phrasenhelden, die particularistischen Localpatrioten, die feudalen Hochtories, die lutherischen Strenggläubigen, die elsässischen Protestschreier, die polnischen Hitzköpfe, und was sonst noch der gesegnete Boden des deutschen Reichs für wunderliche Heilige erzeugt. Und die erhitzten Reden, welche tagtäglich fast von der Tribüne der Volksvertreter wiederhallen, sie werden durch die zahllosen kunstvoll geschlungenen Fäden einer rührigen Agitation weiter ins Land getragen; fort und fort von Kanzel und Presse wird dem gemeinen Manne ins Ohr geflüstert, daß die Religion in Gefahr sei und der Kirche Gottes der Untergang drohe. Nicht die Schuld der frommen Volksverführer im Priesterrock und bürgerlichen Kleid ist es, wenn die Verblendung der gläubigen Menge nicht schon in Aufruhr und Bürgerkrieg ausgebrochen ist; es ist im Grunde die trotz aller Irreleitung und Mißverständnisse unserem Volke tief innewohnende Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, und auf diesen loyalen Sinn und die unvermeidliche bessere Einsicht wollen wir auch unsere Hoffnung für die Zukunft setzen.

Trotz alles Widerstandes ist die gesetzgeberische Arbeit in unserm Reiche

stetig und gedeihlich fortgeschritten. Der ernste Conflict, der eine Zeitlang anläßlich des Militärgesetzes drohend am politischen Horizont aufstieg, hat sich durch Nachgiebigkeit und guten Willen auf beiden Seiten verzogen. Wir haben unserer altbewährten Wehrverfassung eine gesetzliche Grundlage gegeben, wie sie in diesen ernsten Zeiten geboten war; wir haben selbst das fast mythische Institut des Landsturms in eine zweckmäßige und brauchbare Form gebracht. Zum erstenmal hat eine deutsche Reichsvertretung den Militäretat im Einzelnen durchberathen und bei all diesen Vorgängen den Beweis geliefert, daß auf die alten liberalen Doctrinen mit ihrer Sprödigkeit in militärischen Dingen die Wucht der jüngsten Geschichte nicht ohne heilsamen Einfluß geblieben sind. In sicherer und stolzer Ruhe darf das waffengewaltige und friedliche deutsche Reich auf den Haß und Neid jenseit seiner Grenzen blicken.

Wenn das Recht diejenige Aeußerung des öffentlichen Lebens ist, worin sich die nationale Zusammengehörigkeit einer menschlichen Gemeinschaft am klarsten ausprägt, so haben wir auf diesem Gebiete im vergangenen Jahre den ernsten Willen, ein Volk zu sein, ganz besonders scharf kundgegeben. All die zahlreichen Rechtsverschiedenheiten, welche nicht nur den einen deutschen Staat vom andern, sondern die Bewohner des einzelnen Landes selbst trennten, sollen fortan verschwinden. Eine Gerichtsverfassung, ein Verfahren soll fortan für bürgerliche Streitigkeiten, wie für Criminalfälle gelten. Schon hat der Reichstag diese in großem Geiste und gediegener Arbeit entworfenen Gesetze in Berathung gezogen; selbst das Riesenwerk, ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch für ganz Deutschland zu schaffen, ist bereits in Angriff genommen, und eine Schaar rechtskundiger Männer schickt sich an, die alte Streitfrage, ob unserer Zeit der Beruf zur Codification innewohnt, praktisch zu lösen.

Die rüstige Arbeit am inneren Ausbau des deutschen Reichs mögen diese paar Beispiele in Erinnerung bringen, und auch nach Außen hat die junge Großmacht die Stellung in der internationalen Gemeinschaft behauptet, die ihr von Gottes- und Rechtswegen gebührt. In der einzigen Frage, die den europäischen Völkerfrieden im verflossenen Jahre getrübt, in der spanischen, ist die deutsche Reichsregierung mit einem Schritte vorangegangen, der von ihrer hohen Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen, wie von ihrer gänzlichen Freiheit von den legitimistisch-reactionären Tendenzen, die eine hinter uns liegende Zeit als das Strebeziel der hohen Politik betrachtete, ein glänzendes Zeugniß ablegte. Als die übrigen Mächte dem Beispiele unserer Regierung folgten, erkannten sie zugleich an, wie unwiderstehlich schon jetzt die deutsche auswärtige Politik die Situation beherrscht. Daß die in den letzten Tagen uns ängstigende bange Ungewißheit über das Bleiben oder Gehen des Mannes, dem wir diese glänzende Gegenwart verdanken, nach der günstigen Seite sich entschieden hat, erachten wir für den hervorragendsten Berechtigungsgrund, auf das verflossene Jahr mit Befriedigung zurückzublicken.

So hätten wir denn als sorgfältige Chronisten in dem knappen Rahmen einer Jahresrundschau die wissenswerthesten und merkwürdigsten Dinge an unserem Geiste vorüberziehen lassen, und scheiden mit dem Wunsche, das neue Jahr möchte für unser Reich und Volk ein glückliches und heilsames werden. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 2. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Genesis des kirchenpolitischen Conflictes.

Von Emil Friedberg.

II.

Die wesentlich unter Mitwirkung der neu gebildeten katholischen Partei zustandegekommene Bestimmung des Art. 15 der preußischen Verfassungsurkunde hatte in möglichst unbestimmter Form der Kirche Freiheit gegeben. Damit war das System der früheren kirchenpolitischen Gesetzgebung, die sich in dem allgemeinen preußischen Landrecht befand und dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend eine Unterordnung der Kirche unter den Staat bewirkt hatte, vollständig verlassen, ohne daß freilich der Gesetzgeber im Einzelnen zu regeln für gut befunden hätte, wie die vielfach verschlungenen Beziehungen zwischen Staat und Kirche sich in Zukunft gestalten sollten. Freilich versuchte der preußische Minister mit den katholischen Bischöfen ein darauf bezügliches Abkommen zu treffen; aber diese waren durchaus abgeneigt, ihrer Machtentwickelung Schranken zu ziehen, sie vertrauten auf einen der Kirche weiter günstigen Gang der Entwickelung, auf die Schwäche des Staates, auf seine Sympathien mit der kirchlichen Macht, welche ja die Verkörperung des conservativen Elementes zu sein behauptete.

Und ihre Hoffnungen täuschten sich nicht. Wer hätte auch in Preußen den immer höher steigenden Fluten kirchlicher Anmaßung entgegentreten sollen? An der Spitze des Staates stand Friedrich Wilhelm IV. Von Person romantischer Gemüthsrichtung, fand er schon in seiner Sympathie für das Mittelalter die Brücke zu inniger Zuneigung und Bewunderung für den Katholicismus. Selbst streng kirchlich, wünschte er auch an der Spitze der preußischen katholischen Geistlichkeit streng kirchliche Männer zu sehen, ohne zu empfinden, daß diese moderne Kirchlichkeit nur in wenigen und auserwählten Fällen sich als treue Religiösität charakterisirte, in den meisten als priesterliches Selbstbewußtsein, hierarchische Herrsucht und principielle Feindschaft gegen den Staat. Schon als Kronprinz hatte er einen so beklagenswerthen Einfluß auf die Gestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse ausgeübt, daß selbst der Papst den Ausdruck naiver Verwunderung nicht hatte zurückhalten können. Gleich am Anfange seiner Regierung sühnte er dann die Conflicte, welche zwischen seinem Vater und der Kirche ausgebrochen waren, durch vollkommene Nachgiebigkeit. Er reichte der Kirche vertrauensvoll die Hand des Staates zur

Versöhnung und duldete nicht ungern, daß sie bald den ganzen Körper ergriff und umfaßte.

Eine der verhängnißvollsten Sühnemaßregeln seines Regierungsantrittes war aber die Schaffung der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums. Die Rechte des Staates über die Kirche sollten nur von katholischen Staatsbeamten wahrgenommen werden. Personen, welche der geistlichen Gewalt der Bischöfe unterworfen waren und dem kirchlichen Parteilager selbst angehörten, sollten die Befugnisse des Staates handhaben, die auf den von den Bischöfen so gut gehaßten Staatsgesetzen beruhten. Es war nichts anders, als wenn man die mit Frankreich fechtende deutsche Armee französischen Officieren zur Leitung anvertraut hätte. Würden diese nicht Alles gethan haben, um die Befehle des obersten deutschen Kriegsherrn in ihrer Durchführung abzuschwächen, und würden sie nicht sogar unbewußt ihren nationalen Sympathien Ausdruck gegeben haben? Die oben charakterisirten Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde sind unter hervorragendem Einfluß der katholischen Räthe des Cultusministers zu Stande gekommen, und der Umstand, daß trotz des mannichfachen Wechsels in der Person der Minister seit dem Jahre 1848 doch immer derselbe Geist in diesem Ministerium herrschte, die Rechte des Staates immer in derselben Weise verwahrlost wurden: ist ein deutliches Zeichen, wie sehr jene Männer der preußischen Kirchenpolitik den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben.

Sehen wir uns näher an, was unter ihrer Aegide die preußischen Bischöfe seit dem Jahre 1848 aus der katholischen Kirche gemacht und welche Stellung sie derselben im staatlichen Leben verschafft haben.

Für den priesterlichen Stand wurde die Jugend schon von klein an zugerichtet. Freilich das in romanischen Ländern erreichte Ideal der Knabenseminare, daß die Kleinen ihren ganzen Unterricht, ihre ganze Erziehung durch die Kirche empfangen sollen, wurde in Deutschland nicht erreicht, und die Carricaturen der Abbatini, der kleinen noch unter der Ruthe stehenden Knaben in geistlicher Tracht, gab es auch in Preußen nicht. Aber doch wurde auch hier der fügsame Teig des jugendlichen Geistes durch kirchliche Hände geknetet bis eine lenksame der Selbständigkeit des Charakters entbehrende Marionette zu Stande gekommen war. Die jungen Candidaten des geistlichen Standes besuchten zwar die gewöhnlichen Schulen, aber einmal sorgte die kirchlich angehauchte oberste staatliche Schulleitung, daß auch diese Anstalten ein kirchliches Gepräge trugen und stellte sie unter Aufsicht des geistlichen Personals, welches der directe oder indirecte Einfluß der katholischen Abtheilung des Ministeriums als dafür tauglich bezeichnet hatte: andererseits aber wurde den katholischen Schülern, welche sich dem geistlichen Stande widmen sollten oder wollten, gemeinsame Erziehung gegeben unter Aufsicht der Bischöfe in kirchlichen Se-

minarien. Keinen Gedanken durften sie hegen, der nicht von argwöhnischen Vorgesetzten controlirt wurde, kein Buch wurde in ihre Hände gelassen, welches nicht rein kirchliche Gesinnung athmete, der Geist der Jugend wurde mechanisch abgerichtet, die Freiheit des Denkens im Keime erstickt, und die Selbständigkeit des Charakters gebrochen. Die Wenigen, welche doch noch als räudige Schafe befunden waren, wurden dann von den guten gesondert, die letzteren in weitere Dressur genommen. Diese] erfolgte abermals in den bischöflichen Seminarien. Solche Anstalten standen unter unmittelbarer Aufsicht der Diöcesanseelenhirten. Jeder Lehrer war vom Bischof angestellt, und das Damoklesschwert der Entlassung schwebte beständig über seinem Haupte, ohne daß eine Appellation an den Staat zulässig gewesen wäre. Und wie wurde die Wissenschaft in diesen bischöflichen Seminarien tractirt? Was kam es denn überhaupt auf die Wissenschaft an! Die bläht ja auf, sie verleiht Selbständigkeit gegenüber der todten Masse des von der Kirche gebotenen Lehrstoffes. Geglaubt sollte dieselbe werden, auswendig gelernt, nicht wissenschaftlich begriffen; dressirt sollte der Seminarist werden, nicht wissenschaftlich gebildet.

So wird es denn auch Niemanden Wunder nehmen, wenn er von dem Paderborner Seminar des Bischofs Martin erfährt, daß dieser Mann die Pflege der Philosophie einem Juristen anvertraute, der allerdings den Vorzug genoß, von der Disciplin, die er zu lehren hatte, gar nichts zu verstehen, nebenbei auch noch Kirchenrecht lesen mußte. Dafür wurde freilich sein philosophisch gebildeter College zum Lehrer der jüdischen Geschichte und Philologie und dann — wegen des inneren Zusammenhanges dieser Disciplinen — der Physik ernannt, endlich aber diese „Diöcesanphysik“ einem jungen Manne übertragen, der seine physicalische Befähigung in einer theologischen Streitschrift bethätigt, die ihn mit den Gerichten in unliebsame Berührung gebracht hatte.

Neben den Seminarien bestanden — allerdings bei den Bischöfen wenig beliebt — theologische Facultäten an den Universitäten. Aber nicht nur, daß man die jungen Theologen in Convicte einschloß, von jedem Umgange mit Commilitonen absperrte, zur Annahme einer geistlichen Kleidung nöthigte, welche strenge polizeiliche Controle ermöglichte, daß man jede freiere geistige Regung sorgsam niederkämpfte: auch die Professoren wurden in straffer Abhängigkeit vom Bischofe gehalten. Zwar stellte sie der Staat an, und gab ihnen das Gehalt: aber vorher holte er die Genehmigung des Bischofs ein, und dieser hielt sich für befugt, jeden Augenblick den Studenten das Hören, dem Professor das Lesen einer mißliebigen Vorlesung zu verbieten. Und der Staat, werden Sie fragen, schützte der nicht seine Beamten in der von ihm bezahlten Amtsthätigkeit? Ich will Ihnen überlassen, sich die Antwort aus einem flagranten Fall zu entnehmen, den ich völlig aufzudecken in der glücklichen Lage gewesen bin.

Seit dem Jahre 1831*) wirkte in Breslau als Professor der katholischen Theologie ein Mann Namens Johannes Baptista Baltzer. Er war streng kirchlich gesinnt; er hatte bei Gelegenheit der deutschkatholischen Bewegung die römische Partei genommen und im Jahre 1848 unter Darlegung großen persönlichen Muthes die Sache der Ordnung vertreten. Aber alle seine Verdienste wurden durch eine eigenthümliche Richtung seines Geistes in den Schatten gestellt. Er wollte nämlich die Lehren der katholischen Dogmatik nicht blos glauben, sondern auch begreifen und darum schloß er sich einer philosophischen Schule an, deren System den katholischen Dogmen eine wissenschaftliche Unterlage gab, ohne dieselben aber sonst irgendwie zu alteriren. In Rom mißfiel das höchlichst. Wozu über religiöse Wahrheiten nachdenken und sie philosophisch begründen? Sollte denn dieser unruhige deutsche Geist niemals einzuschläfern sein, trotz der narkotischen Mittel, die ihm die Kirche seit Jahrhunderten gereicht hatte? Man setzte also eine Untersuchungscommission ein, welche die neue katholische Philosophie — ihr Urheber war Anton Günther in Prag — für irrthümlich erklärte, und nun erfolgte jenes deprimirende Schauspiel, welches die katholische Gelehrsamkeit schon so oft entwürdigt hat: Günther und seine Anhänger unterwarfen sich dem in Rom gesprochenen Urtheil, welches ja um so mehr vom heiligen Geiste dictirt sein mußte, als die Männer, welche es zu Stande gebracht hatten, von der deutschen Sprache sehr wenig verstanden, mithin die Güntherschen Ansichten hauptsächlich aus der Inspiration kannten, nebenbei auch aus übersetzten Excerpten, welche junge Streber nach Rom expedirt hatten, um ihrer Sorge für die Reinheit des Glaubens die gewünschte Anerkennung zu verschaffen. Auch Baltzer unterwarf sich gehorsam, mehr zur Freude des Papstes, als eines Collegen, welcher sich schon im Geiste auf dem Katheder des Ketzers die katholische Glaubenslehre hatte vortragen sehen wohlverstanden ohne alle verstandesgemäße Begründung.

So begannen denn nun offene und geheime Verdächtigungen des in seiner Wissenschaftlichkeit so schnöde gebrochenen Mannes, die bei dem Fürstbischof von Breslau, einst einem Duzfreunde Baltzers, bald offenes Ohr fanden. Es wurde nach Rom berichtet, ehe aber von dort eine Antwort einlief, wurde in Breslau eine glaubensrichterliche Commission eingesetzt, die durch die Abwesenheit aller wissenschaftlichen Theologie glänzte und den Fürstbischof veranlaßte, Baltzer das Abhalten seiner Vorlesungen zu verbieten. Was that nun der damalige Cultusminister Herr von Bethmann-Hollweg. Er gab Baltzer Urlaub; zuerst, wenn dieser es verlangte, ausdrücklich, dann auch stillschweigend, und wenn die Facultät in jedem Semester das Verzeichniß der im nächsten zu haltenden Vorlesungen nach Berlin schickte, und auch Baltzer

*) Vgl. meine Schrift Johannes Baptista Baltzer, Leipzig 1873.

darin seine Absicht aussprach, dem Verbot des Fürstbischofs zum Trotz wieder lesen zu wollen: dann kam das Verzeichniß wieder zurück mit dem bei Baltzers Namen gemachten lakonischen Vermerk: Baltzer werde keine Vorlesungen halten.

Der Minister erlaubte also einem Staatsbeamten nicht, sein Amt auszuüben, weil der Fürstbischof von Breslau das so wollte. War dies Benehmen des Herrn von Bethmann schon schmählich genug, so wurde es doch noch übertroffen durch Herrn v. Mühler. In der Zwischenzeit hatte nämlich der Papst die Maßregel des Fürstbischofs bestätigt, und Baltzer, ohne staatlichen Schutz, von allen Seiten in Stich gelassen, endlich erklärt, er nehme von seinen Vorlesungen, an welchen ihn staatliche und geistliche Behörden wetteifernd behindert hätten, Abstand. Was that nun Herr v. Mühler, der übrigens schon vorher gleichfalls Baltzers Namen aus dem Lectionsverzeichniß der Breslauer Universität hatte ausstreichen lassen? Er verlangte von Baltzer Niederlegung des Amtes und drohte mit Disciplinaruntersuchung gegen den Professor, der nicht lese. Und er hatte die Stirn diese Untersuchung einzuleiten, nach der natürlichen Freisprechung des Angeklagten an das Staatsministerium zu appelliren und das natürlich wiederum freisprechende Erkenntniß dieser Instanz selbst mit zu unterschreiben. Aber gelesen hat der vom Fürstbischof proscribirte Professor nicht mehr. Er bekam seinen Gehalt, er blieb Professor, aber der Staat war zu schwach, ihm die Ausübung der Amtsthätigkeit zu garantiren.

Nach Ablauf der Studien an der staatlichen Universität hörte aber jede Beziehung des jungen Geistlichen zum Staate auf. Die Prüfungen, welche er zu bestehen hatte, erfolgten vor Commissionen, die der Bischof zusammengesetzt hatte, die Seminare, in welchen er für den praktischen Dienst vorbereitet wurde und die letzte kirchliche Politur erhielt, waren bischöfliche, und seine Anstellung erfolgte endlich wiederum lediglich durch den Bischof.

Von diesem aber hing nun auch weiter nicht nur seine Carriere, sondern seine ganze Existenz ab. Zeigte er sich als gefügiges Werkzeug, bethätigte er sich tapfer, die seiner Seelsorge Anvertrauten zur Wahlurne zu treiben, unterschrieb er die verlangten Adressen und brachte er bei Sturmpetitionen und Massenadressen eine schöne Summe von Unterschriften zusammen und wären es auch nur die der Dorfschulkinder gewesen — war er dem Staate und dessen Behörden gegenüber übermüthig, herausfordernd, dann wurde er befördert; er kam in besser dotirte Stellen, und so wurde der Staat, wo er selbst das Gehalt zahlte, in die schöne Lage versetzt, selbst die Prämien zu gewähren für die Bethätigung staatsfeindlicher Gesinnung.

War aber der junge Geistliche vom Geiste der Neuerung angefressen, kannte er einen anderen Willen als den seines Bischofes: dann wurde er womöglich abgesetzt. Das war nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In

der Rheinprovinz d. h. in den Diöcesen Trier und Köln sorgte dafür die französische Gesetzgebung, welche auch unter preußischer Herrschaft in Geltung geblieben war. Danach werden die Geistlichen eingetheilt in Hauptpfarrer und Succursalpfarrer und nur die ersteren genießen den an und für sich dürftigen Schutz, welchen das kanonische Recht der priesterlichen Selbständigkeit gewährt, die letzteren können ohne Urtheilsspruch, nach dem blanken Belieben des Bischofes versetzt und entlassen d. h. ins Elend gestoßen werden. So ist in Frankreich jene Armee zu Stande gekommen, von welcher ein französischer Erzbischof triumphirend in der Kammer erklären konnte, sie marschire blind auf Befehl des Vorgesetzten.

Giebt es doch auf 3425 Pfarrer 30,044 Succursalen und nützen doch die Bischöfe ihre Befugnisse so schonungslos aus, daß ein einziger in einem Monat 130 Versetzungen vorgenommen hat, während die Schaaren der Entsetzten, als Kellner, als Droschkenkutscher und sonst in Paris ein dürftiges Dasein zu fristen suchen. Am Rhein aber lagen die Verhältnisse kaum anders. Auf 1345 Pfarrer waren 1239 jeden Augenblick absetzbar.

Wo aber das französische Recht nicht galt, da führten doch die Bischöfe das gleiche Ergebniß herbei, indem sie die Anstellungen der Pfarrer nur auf Probe vornahmen. Dann genossen sie noch keine Rechte auf ihre Stellungen und waren nichts anderes als ihre rheinischen Succursalcollegen. So waren in der Musterdiöcese Paderborn von 465 Geistlichen ungefähr 285 probeweis angestellt.

Aber auch die definitiv Angestellten, wie waren sie vom Bischofe abhängig! Da erhielten sie Verweise, da wurden sie strafweise versetzt, es wurden ihnen Geldstrafen auferlegt; sie wurden in geistliche Gefangenanstalten gesteckt, mit Fasten, Beten und Bußübungen gequält, und sogar mit Prügeln nicht verschont. Der Staat ließ das alles ruhig geschehen. Höchstens daß er seine Gensdarmerie aufbot, um flüchtige Geistliche dem Bischofe zur Strafe wieder zuzuführen. Ueber die Gerechtigkeit des bischöflichen Spruches maßte er sich kein Urtheil an, und in das Dunkel der geistlichen Gefängnisse drang kein Auge des Staatsanwaltes. Im Jahre 1864 erschien eine gerichtliche Untersuchungscommission in der geistlichen Gefangenanstalt auf dem Kapellenberge in Schlesien. Der Curator eines dort verhafteten blödsinnigen Geistlichen hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Pflegling von dem geistlichen Inspector des Hauses so hart körperlich mißhandelt worden sei, daß dadurch sein krankhafter Gemüthszustand Verschlimmerung erfahren habe. Der Fürstbischof hatte durch seinen Commissar die Wahrheit der grauenhaften Beschuldigung constatiren lassen, aber dem staatlichen Untersuchungsrichter erklärte der angeschuldigte geistliche Gefangeninspector, er gestatte nicht die Vernehmung der übrigen gefangenen Geistlichen durch den weltlichen Richter, zumal dieselben, wenn sie sich ohne Erlaubniß des Fürstbischofes von einem weltlichen Gerichte ver-

nehmen ließen, excommunicirt werden würden. „Unter diesen Umständen", registrirte wörtlich der Untersuchungsrichter, und das ist eine der besten Illustrationen des Verhältnisses von Staat und Kirche in Preußen, „mußte die Gerichtscommission sich entfernen", die Untersuchung wurde niedergeschlagen, der brutale Gefangeninspector aber vom Fürstbischofe — befördert.

Als diese Thatsache im preußischen Abgeordnetenhause im Jahre 1873 zur Sprache kam, las der Abgeordnete von Mallinckrodt einen Brief des Fürstbischofs vor, der erröthend die Wahrheit eingestand. Aber worüber erröthet ein Fürstbischof? wie er wörtlich sagt, daß es in seiner Diöcese einen Priester gegeben hat, der so geisteskrank wurde, „daß er seinen Vorgesetzten zu einem so groben Mißgriffe hingerissen hat." Ueber diesen von ihm nachher belohnten Vorgesetzten hatte der Fürstbischof kein Erröthen mehr übrig.

Diesen Geistlichen aber, von deren Bildung der Staat nichts wußte, deren wissenschaftliche Befähigung er nicht geprüft hatte, auf deren Anstellung er keinen Einfluß hatte, welche er hülflos der Willkür geistlicher Oberen Preis gab, überließ der Staat das Unterrichtswesen zur Leitung; er zwang die katholischen Kinder in deren Schulen hinein, er nöthigte die Jugend, sich mit der von der Geistlichkeit ausgehenden staatsfeindlichen Gesinnung imprägniren zu lassen. Den Bischöfen zog er die kirchlichen Steuern ein, übergab er die vom Staat zu zahlenden kirchlichen Gehalte, unbekümmert darum ob sie auch von den Bischöfen wirklich ausgezahlt wurden, stellte er seine Staatsbürger vor Gericht, und übergab sie deren Strafgewalt. Denn auch Nichtpriestern gegenüber wurde eine solche geübt, und war im Stande die ganze sociale Existenz eines Menschen zu untergraben. Von dem excommunicirten Kaufmanne durfte Niemand kaufen, den excommunicirten Gewerbsmann durfte Niemand beschäftigen. Der Staat sah ruhig mit an, wie die Kirche mit Hilfe der materiellen Interessen ihre Herrschaft begründete. Selbst seine Beamten schützte er nicht, wenn sie wegen Ausübung der Amtshandlungen mit geistlicher Strafe bedroht oder belegt wurden.

Als im Jahre 1856 ein Pfarrer in Hohenzollern einen Mann von der Kanzel beleidigt hatte und dieser eine Injurienklage anstrengte, drohte der Erzbischof von Freiburg dem Kläger und dem Richter mit der Excommunication, und die Regierung, um ihren Beamten zu schützen, mußte ihren Unterthan rechtslos lassen und den Proceß durch die Hinterthüre aus der Welt schaffen. Wie deprimirend mußte solche Manipulation auf die Staatsbeamten wirken, wenn sie sahen, daß der Staat, dem sie dienten, sie vollkommen Preis gab, daß ihre sociale Rechtssphäre von der Willkür der Kirche abhing, welche sie sogar von der Eheschließung abhalten und zum ewigen Cölibat verdammen konnte, blos weil sie ihre Amtsfunctionen verrichtet hatten, ohne daß der Staat auch nur einen anderen Weg der Eheschließung gewährte als der kirchlichen.

Neben der Seelsorgegeistlichkeit wirkte aber in Preußen eine sich stetig vermehrende Zahl von Orden und geistlichen Genossenschaften. Zwar war seit dem Jahre 1810 die Aufhebung der meisten Klöster verfügt worden, aber wie häufig wurde unter der treuen Obhut der katholischen Abtheilung des Cultus-Ministeriums die Ausführung der Regierungsmaßregel vereitelt. Das Kloster zu Neustadt in Westpreußen wurde beispielsweise im Jahre 1834 aufgehoben. Aus Humanitätsrücksichten ließ man einige alte Mönche darin, die dort in Ruhe ihr Leben beschließen sollten, und von denen der letzte auch wirklich im Jahre 1850 starb; aber im Jahre 1872 bestand das Kloster noch immer, und 20—30 Mönche, von den geistlichen Behörden dorthin gesetzt, genossen ungenirt freie Wohnung. Erst 1873 sind sie ausgetrieben worden, und zogen in ein anderes Gebäude der Stadt, für welches der polizeiliche Bauconsens erbeten war, als für einen — Speicher.

Seit dem Jahre 1848 aber wuchsen die klösterlichen Niederlassungen wie Pilze aus der Erde hervor, selbst die von Garibaldi aus Sicilien verjagten Jesuiten suchten und fanden keine bessere Niederlassung als in dem gastlichen Preußen. Noch im Jahre 1853 betrug die Zahl der geistlichen Niederlassungen nur 125: im Jahre 1873: 686; statt der 913 Ordenspersonen des Jahres 1855 gab es im Jahre 1861 schon 5877 worunter allein 449 Jesuiten waren und 1872: 7992. Zählen Sie nun noch die Weltgeistlichkeit hinzu, so gab es schon 1867 in Preußen Gegenden, wo auf je 40 Menschen immer ein Priester, oder eine Nonne oder ein Mönch kam. Und diese Ordensgeistlichkeit war in noch viel strafferer Abhängigkeit von ihren Oberen als die Priester; sie mußten ja schwören, sich wie leblose Werkzeuge gebrauchen zu lassen. Im Jahre 1871 theilte eine Schwester vom armen Kinde Jesu zu Aachen dem Erzbischof von Cöln gewisse Vorgänge ihres Ordenshauses brieflich mit, die bei angestellter Untersuchung ganz richtig befunden wurden. Die Schwester wurde aber nichts destoweniger von ihrer erzürnten Oberin strafweise versetzt und zwar nicht weiter als bis nach Afrika. Keine Hilfe des Staates war dagegen vorhanden. Der Erzbischof von Cöln, dessen Unterstützung angefleht wurde, zuckte die Achseln. Und dabei wagen heute noch die Ultramontanen ein Zetergeschrei zu erheben, daß der Staat die Freiheit des Aufenthaltes beschränke!

Wie zärtlich aber sorgte auch die katholische Abtheilung des Cultusministeriums für die Mönche und Nonnen. Verlangten diese von der Staatsregierung etwas, was mit den Gesetzen in Widerspruch stand, so wußten die katholischen Räthe der Sache schon eine günstige Seite abzugewinnen und dem Gesetze eine Nase zu drehen. Ging das auf keinen Fall an, so wurden den Petenten die Eingaben unerledigt zurückgegeben und sie belehrt, durch welche Hinterthüre das zu erreichen sein würde, was durch die Vorderthüre un-

möglich war. Zuweilen nahm diese vorsorgliche Obhut des Staates für die Ordenspersonen sogar einen fast komischen Charakter an.

Im Jahre 1852 hatte ein reicher schlesischer Gutsbesitzer auf seinem Grund und Boden ein Klösterlein erbaut, und Franziskanermönche hereingesetzt. Deren Wandel mag nicht erbaulich gewesen sein, sie geriethen mit dem Fürstbischof von Breslau in Conflict und beschlossen, das unbehaglich gewordene Leben in Schlesien aufzugeben. Sechszehn Mann hoch machten sie sich auf die Wanderschaft, wobei sie die dankbarliche Zuneigung zu dem Erbauer des Klosters wenigstens bezüglich der weiblichen Mitglieder seiner Familie zum Ausdruck brachten. Denn seine beiden Töchter nahmen sie mit. Nach mannichfachen Conflicten mit Polizei und Gensdarmerie wurden endlich 14 eingefangen und in westphälische Klöster vertheilt. Aber, werden Sie fragen, was ging das den Staat an? O das erläuterte der Bischof von Paderborn dem Cultusminister. Er bat um Staatsunterstützung für diese „nichtsnutzigen Mönche, die er leider auf dem Halse habe." Und das preußische Cultusministerium, welches nie einen Pfennig für die Hebung der wissenschaftlichen Interessen übrig hatte und die Volksschullehrer chronisch verhungern ließ, decretirte sofort eine außerordentliche Unterstützung von 300 Thalern. Wäre der preußische Finanzminister nicht von traditioneller Zähigkeit gewesen, so hätte der Staat die Vagabunden erhalten. Das Betteln, was er an seinen übrigen Staatsbürgern mit Gefängnißstrafe ahndete, gestattete er ihnen ohnehin.

Diese Schaar von Geistlichen umfaßte und umspannte aber das ganze Volk wie mit Fangarmen. Für jeden Berufsstand wurden Vereine gegründet unter geistlicher Aufsicht; durch deren Vermittelung drangen die zahlreichen katholischen Blätter in die Familien. Die Frauen wurden im Beichtstuhl disciplinirt, die Männer durch die Frauen oder durch materielle Interessen, die Knaben wurden an den Schulen und Universitäten zu geistlichen Genossenschaften eingefangen, die Mädchen in klösterlichen Pensionaten erzogen, welche durch ihre Billigkeit den weltlichen Instituten erfolgreiche Concurrenz machten. In die höheren Staatsstellen wurden streng gesinnte katholische Männer eingeschoben und namentlich war jede Besetzung einer katholischen Rathsstelle im Cultusministerium eine Haupt- und Staatsaction, bei welcher alle Hebel und immer mit Erfolg in Bewegung gesetzt wurden.

Die Regierung aber sah dieser Verpfaffung des Volkes theilnahmlos oder gar mit ausgesprochenem Wohlgefallen zu. Als dicht bei Berlin in Moabit ein Kloster begründet wurde und der Unwille des Volkes lauten Ausdruck gefunden hatte, gestand der Minister v. Mühler die rapide Vermehrung der klösterlichen Institute zu, aber, fügte er hinzu, es müsse wohl ein Bedürfniß danach vorhanden sein. Warum würden denn sonst so viele Klöster gegründet werden?!

Freilich in einzelnen Fällen kam der Regierung das Unerträgliche der Situation zum Bewußtsein. Wenn die römische Curie zu schroff dem bestehenden Recht Hohn sprach, wenn der von der Geistlichkeit gepflegte confessionelle Haß in zu hellen Flammen emporloderte: dann kamen wohl kurze Perioden der Ermannung und Besinnung auch bei den Staatslenkern, aber doch nur, um sofort wieder der alten so bequemen Lethargie Platz zu machen. Eine Aenderung des kirchenpolitischen Systemes erfolgte nicht. Selbst die Bischöfe beschlich zuweilen ein Bangen, wie es wohl vom Glücke immer angelächelten Menschen zu geschehen pflegt, daß auf die Dauer der bisherige Zustand sich nicht werde aufrecht erhalten lassen.

Schon im Jahre 1856 constatirte der Cardinal Reisach dem preußischen Gesandten in Rom die volle Zufriedenheit der preußischen Bischöfe mit ihrer jetzigen Rechtslage, aber er gab auch der von jenen gehegten Besorgniß Raum, daß dieselbe werde abgeändert werden.

Und doch hatten dieselben Bischöfe, trotzdem daß ihnen Seitens der Regierung mitgetheilt war, die Erklärung der Infallibilität werde von dem Staate mit einer neuen Kirchengesetzgebung beantwortet werden, nicht den Muth, für ihre Ueberzeugung und den Besitz des früheren Rechtsstandes einzustehen. Feige flohen sie aus der conciliarischen Schlacht, ohne eine Spur von jener Zähigkeit und jenem Uebermuth, den sie jetzt dem Staate gegenüber so reichlich bethätigen. Und doch handelte es sich damals für sie um den Glauben, heute nur um äußerliche Machtbefugnisse. Erhellt es nicht klar, daß diese ihnen höher stehen als jener?

Wir können ihnen für ihre Fahnenflüchtigkeit nur dankbar sein. Hätten sie das Zustandekommen der Infallibilität wirklich gehindert, so wären sie triumphirend in ihre Diöcesen wieder eingezogen und hätten dem Staate gegenüber womöglich noch Ansprüche auf Erkenntlichkeit geltend gemacht. Die ungesunden kirchenpolitischen Verhältnisse würden sich eher noch verschlimmert, die Stimmen warnender Aerzte mehr als je taube Ohren gefunden haben. Jetzt konnten sich die Regierungen den immer dringender werdenden Mahnungen nicht mehr verschließen und mußten wohl oder übel den Weg der Reformen beschreiten.

Hatte selbst Oesterreich sein Concordat aufgehoben, so würde die preußische Regierung den ganzen Volksgeist gegen sich empört haben, wenn sie diesen Bischöfen und der Heerde ihrer abhängigen, an Charakterlosigkeit mit ihnen wetteifernden Priester die früheren Befugnisse belassen hätte.

Jetzt endlich mußte jenes klägliche Verhältniß von Staat und Kirche in Preußen geändert werden, welches ich schon zu charakterisiren versucht habe und welches nie hätte Platz greifen sollen.

Lag darin ein Angriff auf die Kirche? Erhellt es nicht klar, daß die Regierung nur die Rechte wieder in die Hand nehmen wollte, die sie einem für

unabhängig erachteten Episcopat wenn auch fälschlich zugestehen zu können gemeint hatte, den Männern des vaticanischen Concils aber nicht länger belassen durfte.

Und waren denn die Maßnahmen, welche die Regierung jetzt traf, etwa so ungeheuerliche, so kirchenfeindliche, so unerhörte? Verordneten etwa die preußischen Gesetze, daß die jungen Geistlichen vom Staate erzogen, in ihren theologischen Kenntnissen von staatlichen Examinatoren geprüft, vom Staate angestellt werden sollten? Nahmen sie den Bischöfen die Disciplinargewalt über den niederen Klerus, zwangen sie die Kirche zu irgend einem Verleugnen ihres Dogma, verboten sie an die päpstliche Unfehlbarkeit zu glauben, den Papst als das Oberhaupt der katholischen Kirche Preußens anzuerkennen? Nichts von alledem. Im Gegentheil. Die preußische Gesetzgebung befleißigte sich in vielen Punkten einer Zurückhaltung, welche über das Maß des Zulässigen hinausging. Ihre Maßnahmen waren zum guten Theil halbe, und der, welcher eine grundsätzliche und abschließende Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche erstrebte, hat so nicht blos der preußischen Regierung seinen Dank zu sagen, sondern noch vielmehr den Bischöfen, welche der Regierung, nicht wie diese gehofft und gewünscht hatte, auf der Hälfte des Weges entgegenkamen, sondern diese nöthigten, wenn auch zögernden Fußes, die andere Hälfte allein zurückzulegen.

Freilich Knabenseminarien sollten nicht mehr errichtet werden, das akademische Studium erforderlich sein. Aber die bischöflichen Seminarien sollten nach wie vor fortdauern, ihr Besuch den der Universität ersetzen, sobald sie die staatliche Oberaufsicht annähmen. Erst als die Bischöfe diese verweigerten, sind die Seminarien geschlossen worden, was füglich gleich hätte geschehen können. Die Disciplinargewalt sollte den Bischöfen nicht entzogen werden. Nach wie vor wurde diesen zugestanden, Geld- und sogar Gefängnißstrafe zu verhängen. Daß dabei ein bestimmtes Maß vorgeschrieben wurde, verschlug wenig, und daß die Freiheitsstrafe nie gegen den Willen des Verurtheilten vollzogen werden sollte, war eine Selbsttäuschung des Staates, welcher nicht beachtete, daß der Wille des Geistlichen viel zu gut dressirt ist, seine Lebensaussichten, falls er sich dem Bischof wiedersetzt, viel zu zweifelhafte, als daß er von der gesetzlichen Befugniß Gebrauch machen könnte oder von der jetzt ihm gewährten Appellation von ungerechtem geistlichen Richterspruch an die staatliche Behörde. Ja, der Staat zahlte weiter die Unterhaltungskosten für die geistlichen Correctionsanstalten, und stellte sogar der bischöflichen Disciplinargewalt seine Execution zur Verfügung, falls diese von dem Oberpräsidenten der Provinz für gerechtfertigt erklärt würde. Erst als die Bischöfe sich weigerten, die staatliche Aufsicht über die geistlichen Gefangenhäuser anzuerkennen, reiften diese dem Schicksal entgegen, welches sie von vornherein hätte ereilen sollen.

Wurde doch gesetzlich nicht einmal das Band zwischen Geistlichkeit und Volksschule vollkommen gelöst, oder jener die eherechtliche Thätigkeit entzogen. Das Gesetz über die Civilehe ist erst i. J. 1874 erlassen worden, und das Ordens- und Klosterwesen harrt noch immer der Regelung.

Die Regierung verlangte lediglich, daß ein Geistlicher, der in bürgerlicher oder politischer Beziehung Anstand errege, nicht sollte angestellt werden. Aber das Urtheil darüber sollte nicht vom discretionären Belieben der Regierung abhängen, sondern der Controle eines unabhängigen Gerichtshofes unterliegen. Erst als die Bischöfe sich durchaus weigerten, von jeder Anstellung Anzeige zu machen — was doch der Erzbischof von Freiburg der badischen Regierung gegenüber seit über zehn Jahren anstandslos gethan hat und der Fürstbischof von Breslau, mit einer Theilung seines Gewissens, die dasselbe sicher schadhaft machen wird, der österreichischen Regierung gegenüber thut, in Preußen aber durch Gewissensrücksichten zu thun verhindert ist — ist eine Anstellung ganz unmöglich geworden.

Die Regierung verlangte, daß jeder Geistliche sich allgemein menschliche Bildung aneignen und diese in einer Staatsprüfung bethätigen solle. Lag darin Haß gegen die Kirche? Wird nicht deren Einfluß auf das Volk eher gestützt, wenn die Geistlichkeit geläutert und für ihre Bildung Sorge getragen wird? Und haben nicht die Bischöfe bei fast jeder Publication, mit welcher sie vor die Oeffentlichkeit zu treten sich nicht scheuten, die Nothwendigkeit einer größeren Bildung auch dem blödesten Auge erkennbar gemacht? Und von der Theologie hielt der Staat sich wohlweislich ganz fern, und überließ die theologische Prüfung der Candidaten geistlichen Standes nach wie vor lediglich den Bischöfen. Der Staat setzte einen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ein, und das hat kirchlicherseits besonderen Anstoß erregt; vielleicht nicht mit Unrecht deswegen, weil jetzt auch ein Sieg der ultramontanen Partei, eine dadurch hervorgerufene Veränderung in der Person des Cultusministers die Handhabung der einmal erlassenen Gesetze nicht mehr verkümmern kann. Aber wird denn dabei der Vortheil ganz übersehen, daß die Kirche nicht mehr wie in anderen Staaten und beispielsweise jetzt in Oesterreich — wo kein Kampf entstanden ist — dem discretionären Belieben einer Verwaltungsbehörde unterliegt, sondern dem freien selbständigen Urtheile unabsetzbarer Richter?

Es würde zu weit führen, wenn ich die Gesetze des J. 1873 der Reihe nach hier durchgehen wollte. Sie sind weder neu noch unerhört. In Württemberg und Baden hat seit Jahrzehnten kaum anderes gegolten und jenes wird jetzt kirchlicher Seits als Land des confessionellen Friedens gepriesen.

Neu ist nur, daß der preußische Gesetzgeber die kirchliche Frage systematisch zu regeln unternahm, was er aber bis jetzt nicht einmal vollständig gethan hat; neu ist weiter der Gerichtshof, und neu sind endlich die Vorschriften,

welche die Beobachtung der Gesetze sichern. Denn das war ja die Schattenseite der Verhältnisse in Baden und namentlich in Württemberg gewesen. Der Staat gab Gesetze, welche er wollte, und die Kirche befolgte sie, wie sie wollte, ohne vom Staate gezwungen zu werden. Diesen Fehler hat die preußische Gesetzgebung vermieden, und der Kampf mit der Kirche ist demnach nichts anderes als die Durchführung von gesetzlichen Bestimmungen, die an und für sich nichts Feindseliges gegen die Kirche in sich bergen. Spricht man von einem Kampfe des Staates mit den Staatsbürgern, wenn er diese zur Befolgung der Staatsgesetze anhält und gegen Ungehorsame die gesetzlichen Strafen vollstreckt? Ebenso wenig kann man eigentlich von einem Kampfe des Staates mit der Kirche sprechen. Lediglich die Majestät des Gesetzes soll anerkannt werden, und die preußische Regierung bringt nur die Forderung zur Geltung, welche schon im XIII. Jahrhundert ein namhafter deutscher Jurist ausgesprochen hat mit den klassischen Worten: „Die Kirche kann uns kein Recht setzen, womit sie unser Landrecht schädigt."

Don Alfonso.*)

Von Wilhelm Lauser.

Der letzte Act des Carlisten-Krieges hat begonnen. Mit frisch gefüllten Kriegskassen und mit Verstärkungen, welche dem Heer der madrider Regierung eine fast dreifache Uebermacht verleihen, ist der Präsident der spanischen Executiv-Gewalt, Serrano, nach dem Norden gezogen, um, wie die Einen meinen, durch Geld und gute Worte, wie wahrscheinlicher ist, durch wohlberechnetes Zusammenwirken der verschiedenen Corps, die unter seinen Generalen Laserna, Loma und Moriones stehen, die Carlisten zur Waffenstreckung zu zwingen. Ob uns noch vor dem Schlusse dieses Jahres endgültige Erfolge werden gemeldet werden, wissen wir nicht; aber unzweifelhaft ist der Untergang des Carlismus nur noch eine Frage der nächsten Zukunft. Moralisch längst durch die Thatsache verurtheilt, daß die Fahne des Absolutismus nicht aus den Schlupfwinkeln des Nordens in die Gefilde und die gewerbsamen Städte, unter die lebensfähigen und aufgeklärteren Bevölkerungen jenseits des Ebro getragen werden konnte, und daß das gesittete Europa, dem Antriebe des deutschen Reiches folgend, für die madrider Regierung als die echte Vertreterin ihrer Nation sich erklärte, sind auch äußerlich die Ansprüche des Don Carlos als ganz ohnmächtige dadurch hinreichend dargethan worden, daß

*) Obwohl die Ereignisse der letzten Tage vorstehenden Artikel rasch überholt haben, so wollten wir unseren Lesern doch die klare Darlegung der Lage Spaniens von der Hand des dieser Dinge so kundigen Verfassers nicht vorenthalten. D. Red.

es dem Prätendenten unter den denkbar günstigsten Umständen nicht gelang, sich in mehr als in einem Zehntel der Provinzen des Reiches zu behaupten oder auch nur alle wichtigeren Plätze in diesem so beschränkten Kreise zu besetzen.

Mochte immerhin, wie es in dem ersten Carlisten-Manifest vom 16. November 1868 hieß, bei Alcolea der Vertrag von Bergara durch Kanonenschüsse zerissen worden sein, die ungeheure Mehrheit des spanischen Volkes hat sowohl das alte Recht wie das neue Recht des Don Carlos entschieden zurückgewiesen. Und die Regierung Serranos, welche den Staatsstreich vom 3. Januar durch die doppelte Nothwendigkeit gerechtfertigt hatte, das Land vor den Tollheiten der Rothen und vor den Gräueln des Carlismus zu retten, steht heute am Ende ihrer unmittelbaren Aufgabe. Was aber jetzt in Spanien geschehen soll und geschehen wird, um das von seinen schlimmsten Feinden befreite Staatswesen in eine neue zukunftsreichere Bahn zu lenken, dies zu beurtheilen ist man nur im Stande nach einer Ueberschau der mannichfachen Lösungen, welche seit der September-Revolution ohne Erfolg versucht worden sind.

Der der Zeit nach nächstliegende Versuch mit der Republik, der am dritten Januar ein ruhmloses Ende bereitet worden war, wird, dessen darf man völlig sicher sein, so bald nicht wieder in Spanien erneuert werden. Denn so gut man auch von den persönlichen Eigenschaften einzelner republikanischer Führer, wie Castelars, denken mag: die republikanische Partei als solche ist ihrer Unfähigkeit, das Land nach ihren Grundsätzen einzurichten, gründlich überwiesen. Castelar selbst hat bei seinem Regierungs-Antritt das aufrichtige Zeugniß abgelegt, es sei ihm unmöglich, den Ueberzeugungen getreu zu regieren, die er als Mitglied der Opposition verkündigt. Er hat zu seinem bittern Schmerz anerkennen müssen, daß in der großen Menge derjenigen, welche sich Republikaner nannten, die unlautern Triebe, die man den alten historischen Parteien vorgeworfen, Habsucht und Stellenjägerei, weitaus das Uebergewicht über Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl haben. Mit den unfähigen Leuten, die sich in seine Dienste drängten, vermochte er entfernt nicht die wichtigeren Stellen in der Verwaltung und im Heer zu besetzen, und mit Schrecken mußte er einer allgemeinen Auflösung entgegensehen, als die Unversöhnlichen unter seinen seitherigen Anhängern, die ihn des Treubruches anklagten, das Heft in die Hand bekamen und, nach dem Vorbild der Pariser Commune, zu Cartajena und Alcoy ihre volksbeglückenden Pläne auszuführen suchten.

Wenn es ferner auch möglich sein sollte, im Auslande wieder einen Bewerber für die Krone des heiligen Ferdinand aufzufinden, der sich größere Kraft und Geschicklichkeit zutraute, dieselbe zu bewahren, als Amadeo, so

wäre sogar in diesem so unwahrscheinlichen Falle bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien nicht die geringste Aussicht vorhanden, eine regelmäßige Erwählung desselben durch die Cortes durchzusetzen. Denn wie Amadeo, von persönlichen Mißgriffen und Launen abgesehen, hauptsächlich an dem haltlosen Schwanken zwischen den Radicalen, den Progressisten und Demokraten, und den Unionisten zu Grunde ging, so würde auch das Schicksal jeder neuen fremden Throncandidatur in dem Augenblicke besiegelt sein, da dieselbe, wie es jetzt doch kaum anders sein könnte, als die Idee der gegenwärtig maßgebendsten Partei der Unionisten aufträte. In diesem Augenblicke würden die Progressisten vom Schlage Ruiz Zorrillas und die Demokraten, wie Martos, ihr allerneuestes Programm, das republikanische, mit größerer Schärfe als bisher aufstellen, und die Coalition der Parteien der September-Revolution, auf welcher immerhin noch allein die Zukunft des Landes zu beruhen scheint, wäre für immer zersprengt.

Ist mit der Weigerung von Don Ferdinand und Don Luis von Portugal noch die letzte Throncandidatur ausgeschlossen, welche durch die große Idee der iberischen Union die auf einander eifersüchtigen monarchischen Parteien vereinigen könnte, so ist andererseits Niemand mehr, als Serrano selbst, von der Unmöglichkeit durchdrungen, den königlosen Zustand ins Unendliche fortdauern zu lassen. Weder die Zeit seiner Regentschaft vom Juni 1869 bis Januar 1871, wo er „von seinem goldenen Käfig" aus Prim schalten und walten lassen mußte, noch seine Präsidentschaft seit dem 3. Januar hat den Ehrgeiz und das Selbstvertrauen des Mannes erhöht. Wir haben keinen Grund, der Wahrhaftigkeit vertraulicher Aeußerungen desselben zu mißtrauen, denen zufolge er lieber heute als morgen in ein mit allen Glücksgütern gesegnetes Privatleben zurückträte. Inzwischen ist sein Streben lediglich darauf gerichtet, den Frieden im Lande herzustellen und zu verhindern, daß eine einzelne Partei ihr augenblickliches Uebergewicht mißbrauche, um eine einseitige Lösung von nur vorübergehender Dauer herbeizuführen.

Es ist bekannt, welche Anstrengungen es Serrano kostete, während dieses Sommers ein Pronunciamiento der Generale des Nordheeres zu Gunsten Don Alfonsos, des Sohnes Isabels II., zu verhindern. Der Ruf der September-Revolution: „Nieder mit den Bourbonen!" war nicht aus den Reihen des Heeres hervorgegangen; und Generale, wie Topete, Izquierdo u. a., deren nächstes Ziel nur die Thronerhebung des Herzogs von Montpensier oder die Regentschaft desselben für seinen Neffen Alfonso gewesen war, hatten sich mit mehr oder weniger offenem Mißmuth abgewandt, als die Revolution mehr und mehr in das progressistische, demokratische und schließlich republikanische Geleise gerieth. Ganze Heerestheile, und nicht eben die am wenigsten guten, wie das Artillerie-Corps, waren im Grunde stets der Bourbonen-Sache treu

geblieben, und das Standesgefühl führte der letzteren ganz natürlich alle Offiziere zu, welche über die republikanischen Bemühungen sich empörten, das Heer ganz aufzuheben oder durch Zerstörung der Mannszucht seiner wahren Aufgabe zu entfremden. Heute kann es als feststehende Thatsache ausgesprochen werden, daß das ganze Heer sich um den Prinzen von Asturien schaaren würde, sobald Serrano hierzu das Zeichen geben möchte. Dieser jedoch, obgleich er im Innern wohl selbst die Restauration für unvermeidlich, vielleicht sogar für wünschenswerth hält, will um keinen Preis dieselbe auf die Spitze des Degens stellen. Nicht dem Heere, der Nation allein soll es zustehen, den neuen Monarchen herbeizuführen.

Was nun die Nation selbst betrifft, so darf man den Ausdruck ihres Willens gewiß nicht in jenen Parteiblättern suchen, die mit den Schlagwörtern von 1868 ein unbedingtes Verdammungsurtheil über die „unreine Rasse der Bourbonen" aussprechen. Die spanische Nation ist nach den furchtbaren Erschütterungen und Enttäuschungen der letzten sechs Jahre so ermattet, daß sie sich kaum lange gegen eine Lösung sperren wird, die ihr auf die Dauer Ruhe und Ordnung verbürgen könnte. Auf gewisse Errungenschaften der Septemberrevolution freilich, auf allgemeines Stimmrecht und auf Glaubensfreiheit, wird sie nicht mehr verzichten wollen; und sie wird überhaupt, wenigstens in ihrem lebenskräftigen Theile, darauf bestehen, daß die Restauration nicht die Reaction, nicht rachsüchtige Verfolgung derjenigen bedeute, welche Isabel II. gestürzt haben. Nur unter dieser Bedingung steht zu erwarten, daß die Propaganda für Don Alfonso von den Spitzen der Gesellschaft auch in das eigentliche Volk herabsteigen und daß gemäßigtere Republikaner und Demokraten sich für die Idee gewinnen lassen werden, mit Don Alfonso den Versuch einer wirklich verfassungsmäßigen Monarchie zu erneuern, der unter seiner Mutter so kläglich gescheitert war.

Die Seele dieser Propaganda ist Cánovas del Castillo, der frühere Minister Isabels II., der zuerst in den constituirenden Cortes von 1869 gewagt hatte, vor gewissen Ueberstürzungen der Revolution zu warnen und als die natürlichste Lösung der Thronfrage die Berufung des Prinzen von Asturien zu empfehlen. Cánovas del Castillo kann als Urheber jener mit staatsmännischer Berechnung verfaßten Adresse gelten, in welcher die Granden Spaniens dem Prinzen zu seinem 18. Geburtstage Glück wünschten. Ohne dem Andenken Isabels II. irgend zu nahe zu treten, ist hier sehr wirksam hervorgehoben, daß Don Alfonso fern von den Einflüssen, die seine Mutter zu Grunde gerichtet, in Frankreich, Oesterreich, England unter den freiheitlichen Einrichtungen moderner Staaten zum Manne heranreift, der einst das Glück seines Vaterlandes werde begründen können. Und wenn Alfonso in seinem Manifest vom 1. December hierauf antwortet, er sehe nur in einer

liberalen constitutionellen Monarchie das Heil für Spanien, so ist auch sein Rathgeber wieder nur Cánovas del Castillo gewesen.

Der Prinz folgte einem unzweifelhaft guten Rathe, indem er nicht soviel darauf Gewicht legt, daß er durch Geburt der einzige Vertreter des monarchischen Rechtes in Spanien ist, als darauf, daß nur er als der berufene Vertreter der in Spanien seit 1812 eingebürgerten Repräsentativ-Monarchie mit dem freien Volke sich in loyaler Weise verständigen könne. Nichts ohne die Vertretung des Volkes, Alles nur durch den Willen des Volkes, und Alles nur in Uebereinstimmung mit den Ansprüchen des neunzehnten Jahrhunderts: dies ist die Losung, mit welcher Don Alfonso vor seine Nation tritt, ob ihn diese nun als ihren Retter aus der Anarchie berufen werde oder nicht.

Adresse und Manifest sind übrigens sichere Anzeichen, daß man sich auf der einen wie auf der andern Seite vor Ueberstürzung hüten, daß man den Boden für die Restauration mit aller Vorsicht vorbereiten will. Diese Vorsicht ist doppelt nöthig, je weniger man sich in Spanien bis jetzt an den Gedanken gewöhnen konnte, der junge Bourbone vermöchte überhaupt die verhängnißvollen Traditionen seiner Familie und die Einflüsse abzuschütteln, die sich an ihn drängen, um ihn in ähnlicher Weise, wie einst seine Mutter, als Werkzeug zu benutzen. Und doch muß schließlich, zur Steuer der Wahrheit, gesagt werden, daß dieser Prinz, wenn auch äußerlich seiner Mutter ähnlich, doch in gar mancher Beziehung nicht „der Sohn seiner Mutter" ist. Wir lernten denselben kennen, als er, zur Zufriedenheit seiner Lehrer, die öffentliche Prüfung im Wiener Theresianum bestand. Der junge Mann war nicht wenig stolz auf die Lobsprüche, die ihm ertheilt wurden, und zeigt großes Verlangen, sich noch auf anderen Gebieten, namentlich auch in der Rechtswissenschaft, diejenigen Kenntnisse anzueignen, die er für einen Fürsten der Gegenwart unentbehrlich glaubt. In einer mehrstündigen Unterhaltung, die er ebenso fließend in der deutschen und französischen, als in der spanischen Sprache führte, äußerte er sich sehr bescheiden über seine Hoffnungen und Pläne und verwarf entschieden den Gedanken, sich seinem Volke wider dessen Willen aufzudrängen. Er stand damals noch unter dem Eindrucke, den die Begeisterung der Wiener beim Jubiläum des Kaiser Franz Joseph auf ihn gemacht hatte, und pries es als das beneidenswertheste Loos eines Fürsten, die großen Ueberlieferungen der Vergangenheit mit dem gegenwärtigen Freiheitsbedürfniß der Bevölkerungen zu versöhnen und durch weise Mäßigung den Frieden zwischen den Parteien zu erhalten. Von seinem göttlichen Rechte wollte er nichts wissen; den Namen eines Bourbon erst wieder zu vollen Ehren zu bringen, dies sei seine höchste Aufgabe. Die nicht am wenigsten merkwürdige Aeußerung des Prinzen war, daß er den Republikaner Castelar

wegen seiner Vaterlandsliebe und Talente vor anderen achte und sehnlich wünsche, solche Männer mit der constitutionellen Monarchie, wie sie ihm vorschwebe, zu versöhnen.

Nun, die Zukunft wird lehren, ob der Mann dem Bilde entspricht, das der Jüngling darstellt. Hoffen wir es für das vielgeprüfte Spanien, dessen gänzlicher Verfall wohl besiegelt wäre, wenn auch diese letzte Lösung, der es jetzt mit Naturnothwendigkeit entgegentreibt, die Errichtung einer liberalen constitutionellen Monarchie unter dem Sprößling seiner letzten Königin, fehlschlüge!

Der wahre Mas' Aniello.

Von Woldemar Kaden.

> „Son io Mas' Aniello . . . . . il misero pescivendolo di Amalfi, cui non bastavano tutte le fatiche del giorno per disfamarsi la sera!"
>
> P. de' Virgilii.

Ein kühner Held, ein Volksheiland erscheint er uns zumeist, jener rebellische Fischer aus Amalfi; ein hohes Ungewöhnliches, eine Edelthat sein Thun; sein jäher Tod der des Märtyrers einer guten Sache.

Die Romantik webte um ihn den träumerischen Schleier der Verklärung, unter dem tönenden Schalle üppiger Opernmusik schreitet er prahlerisch über die Scene; eine ideale Gestalt mit wallenden Locken, gehüllt in des antiken Amalfifischers farbenprächtiges Costüm: stellt ihn der Maler dar, und auch aus den ernsten Blättern der Geschichte blickt sein Gesicht meist mitleid- oder gar achtungheischend.

Der wahre Mas' Aniello jedoch ist ein ganz anderer Mensch. Er ist ein ächtes Mitglied einer alten Internationale, ein eingefleischter Communard, der lange vor dem wilden Zerstörungswerke der modernen Pariser Commune sein flammenloderndes „Krieg den Palästen und Friede den Hütten" durch die Straßen schrie und ins Werk setzte; eine ungeschulte, niedrige Menschenseele, die aus Rand und Band ging, indem sie gemeine Leidenschaften zu einer Größe ausbildete, daß sie unter dem Feuerbrande einer aufflammenden Stadt, unter dem wüsten Nebel aufsteigenden Blutdampfes dem geblendeten Auge fast großartig, hoch und hehr erscheinen mochten.

In dieses Menschen Antlitz ist auch nicht ein idealer Zug zu lesen. Er ist bar aller Romantik, wie alles Edelmuthes, unbewußt dessen, wer er war und was er wollte. Blindlings ward er von dem blindzutappenden Schicksal oder von der zwingenden Gewalt der Umstände auf die königliche Bühne gehoben, wo er, der Pulcinell des Vorstadttheaters, eine Königsrolle kläglich und lächerlich abspielte, und kläglich ausgepfiffen, in die Nacht schmutziger Coulissen zurückversinkend, unseres ehrlichen Mitleids kein Theil hat.

Entkleidet den Fischerssohn seines bunten Theatercostüms, und euch bleibt unter den Händen, nicht ein psychologisches Räthsel (denn man versteht, daß der Ehrgeizige auch immer grausam ist, ebenso wie sich der Dummstolz vergebens gegen das Unglück bäumt), euch bleibt ein Mensch, wie ihr ihn hundertweise noch heutigen Tages an Neapels Strande, auf seinen Plätzen und Straßen, besonders des verrufenen Altneapels, antreffen könnt: ein Lazzarone mit schmutzigen Händen und Füßen, mit ungewaschenem Gesicht, ein Mensch mit der Zunge eines Advocaten, doch nur sobald es sich um Brot und Wein, um landläufige Maccharoni und Früchte handelt — denn der Bauch ist sein Gott.

Ueber allem Anderen, über höheren Interessen lagert der dicke dumpfe Nebel der Ignoranz. Das Wort Vaterlandsliebe liegt seit Jahrhunderten verschimmelt im Grunde seiner Seele, und spricht man ihm davon, so schlägt er lachend auf seinen Magen, und lachend ruft er: „Das ist mein Vaterland!"

Wenn heute der Russe käme, oder der in allen Volksliedern lebende reiche Großtürke mit Broten, das Pfund zu drei, und mit Wein, die Caraffe zu zwei Soldi — — an Stelle eines Mas' Aniello von vor zweihundert Jahren würden jetzt Hundert erstehen und Hunderttausende ihnen folgen und schreien, sinnlos und gierig: „Viva, viva l'Imperatore! Viva il fedelissimo popolo! Viva il pane e muoja il mal governo!" Ja, das ist das niedrige Volk der Stadt Neapel, das gleiche damals wie jetzt.

Gedankenlos sah man die Herrscher kommen und gehen, gedankenlos die Castelle mit Kanonen armiren und neue Fahnen aufziehen. Das waren Theaterpossen und andern Tags gabs gewöhnlich billiges Brod und bunte Prunkaufzüge. Panem et Circenses!

Gedankenlos ließ man die Wellen der Geschichte ans Ufer schlagen, wenn sie nur Austern und Meerfrüchte oder die Beute gestrandeter Schiffe auswarfen, so war Alles gut.

Der Gebildete litt, klagte, weinte, mußte bis auf den letzten Bourbonenherrn seinen Hals in die Schlinge stecken, seinen Kopf unter des Henkers Beil beugen — der Pöbel amüsirte sich.

Und nie ist ein Held oder Heiland aus seinem Schooße hervorgegangen. Im lastenden Joche bei guter Fütterung waren es Sklaven; wilde Bestien aber, sobald die duckende Hand einmal nachließ. Güte war ihm Schwäche, der gegenüber man sich Alles erlauben durfte. Das ist noch heute so beim gemeinen Stadtvolk: die dienenden Neapolitaner sind nur erträglich, wenn sie mit eiserner Strenge, ja mit Härte regiert werden, beim Gegentheil tritt sofort der schnöde Mißbrauch, höhnende Frechheit und übermüthige Herrschsucht heraus.

Feigheit ist ihre Haupttugend, und auch in Masse sind sie feig. Nie

erwarten sie Erfolg von irgend einer Handlung, nie von irgend welcher Gewaltthat. Fällt ihnen der aber durch Zufall aus den Wolken zwischen die Hände, so folgt dem Staunen alsbald der Uebermuth, diesem die Grausamkeit, und sie werden größere Tyrannen als die, welche im römischen Herrscherkleide wütheten, da sie sich gegenseitig selbst würgen. Das klingt durch Göthes Epigramm:

„ . . . . . . doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann."

Dieses Volkes Einer war Mas' Aniello. Kein Heiland, kein Erlöser seinem Volke, der sein Leben freiwillig hingegeben hätte für die Brüder. Er war auch kein Schwärmer (das sonnendurchleuchtete Neapel erzeugt deren nicht), denn der Schwärmer prägt noch „den Stempel des Geistes auf Lügen und Unsinn"; auch ein organisatorisches Talent war er nicht — mit einem Worte, und um Gesagtes eindringlich zu wiederholen: er war das Urbild eines modernen Communard, eines ungebildeten corrumpirten Socialdemokraten, eines knüttelschwingenden Anhängers der Internationale, war der tolle volle Gastgeber einer großen Volksregie, die krystallisirte Quintessenz plebejischer Gemeinheit.

Durch alle solche Männner, durch Führer oder Gemeine, die sich aus dem verdrossen faulen, verbummelten Pöbel rekrutiren, aus dem arbeitscheuen Lazzaroni- und Lumpenvolk der Nationen, das ohne Würde und Ehrgefühl nur in Genuß und Haß lebt, kann die große schöne Ordnung eines Staatswesens wohl auf Jahre hinaus empfindlich gestört werden, aber dauernde politische Bewegungen erzeugen sie nicht; die Zukunft eines Landes liegt nicht in ihren schmutzigen Händen. Wenn es lange dauert, so bilden sie wohl durch Ansteckung eine Secte, die immerhin nach Tausenden zählt, vielleicht nach Hunderttausenden, die sich mit der Flasche in der Hand zu ruhiger Zeit Stoiker des Elendes nennen, die aber, weil sie den rohen Magen auf ihrer Fahne, die rohe Lust im Schilde führen, der sicheren Bestimmung der Menschheit entgegenstrebend, zu Grunde gehen müssen, wie Völker und Reiche zu Grunde gingen, die nur materielle Wohlfahrt cultivirten.

Man hat diesen napoletanischen Mas' Aniello mit Andreas Hofer in eine Reihe stellen, ihm gleiche Kränze weihen wollen. Welcher Irrthum! Dieser Napoletaner ist nicht werth, dem ehrwürdigen Tiroler die Schuhriemen zu lösen. Hofer kämpfte, rang mit seinen Treuen für den Begriff Vaterland, für Recht und Treue, für ein ihm hohes bürgerliches Ideal, wenn auch immerhin einen Wahn — Mas' Aniello, von niedriger Rache getrieben, lehrt ein rachsüchtiges heimtückisches Volk, das damals wie heute noch nicht gelernt hat, dem Gemeinwohl ein Opfer, und sei es in wenigen Soldi, freudig darzubringen, das frech aller goldenen Rechte begehrt, aber den eisernen Pflichten

ausweicht und sie schmugglerisch zu umgehen weiß, ein solches Volk lehrt er, wo anders es der Lehre bedurfte, wie man die Paläste des Reichen anzündet, wie man ihm das Fell über die Ohren zieht, wie man einmal zehn Tage ohne Steuern in Saus und Braus leben kann.

Wenn durchaus eine Revolution gemacht werden mußte, so waren seit mehr als hundert Jahren ganz andere Veranlassungen dazu da, als die unbedeutenden Fruchtsteuern, denn die spanischen Vicekönige hatten dem Volke durch Verkürzung seiner Hoheitsrechte*) so recht ans Herz gegriffen. Das ließ es sich ruhig gefallen. Als man ihm aber ein wenig an den Magen kam, da brach es los. Da versuchte das parthenopäische Roß, nicht den Reiter, der es aus spanischem Sattel mit scharfem Gebiß regierte, abzuwerfen, sondern nur wieder aus voller Krippe zu fressen.

Welch andern Charakter trug die Volkserhebung, genau hundert Jahre vor dieser, 1547, als der Vicekönig Don Pietro di Toledo das Inquisitionsgericht in Neapel einsetzen wollte. Auch damals war es, nur der Merkwürdigkeit wegen sei es erzählt, ein Fischer aus Sorrento Namens Mas' Aniello, der mit Männern aus dem hohen Adel vereint das Haupt des Aufstandes bildete. Leider kannte jener kühne Spanier das feige Volk besser. Als es im wilden Ansturm seinen gefangenen Führer forderte, wurde ihm dessen Kopf aus einem Fenster der Vicaria gezeigt. Gleich darauf sprengte auch der Vicekönig in voller Pracht, begleitet von wenigen Großen durch die Straßen und das Volk rief ihm Evviva!

Den Aufstand von 1647 zu erzählen, ist hier nicht der Platz, der Hauptsache nach ist er ja auch allgemein bekannt. Nur um Mas' Aniellos Wesen in das rechte Licht zu setzen, sei erwähnt, daß die Motive zu selbigem ein wenig anders waren, als die, welche anzunehmen man zumeist veranlaßt wird.

In Neapel hat von je und je, wie noch heute, nie eine rechte Gesetzesfreudigkeit stattgehabt. Das gemeine Volk fühlte sich noch immer glücklicher, wenn es schlechte Gesetze umgehen, als wenn es durch gute hätte rechtmäßig und in Frieden leben können. Es ist das ein räthselhafter Zug des stadtnapoletanischen Volkscharakters, der seine Erklärung nur in dem sprüchwörtlichen: „Verbotene Früchte sind die süßesten" findet. Er zeigt sich im großen und kleinen Handel, er zeigt sich hinein bis in das Dienstbotenwesen, wo Knechte und Mägde gewiß tief unglücklich werden würden, wollte man ihre täglichen Betrügereien und Diebereien durch eine anständige monatliche Summe ablösen.

Diesem Hange, dem Gesetze Nasen zu drehen, dienen seit Jahrhunderten

*) Seit 1603 oder 4 z. B. war von ihnen der Grassiero oder Prefetto dell' Annone, der Proviantmeister der Stadt, eine vicekönigliche Creatur, zum Präsidenten der Eletti des Volkes gewählt und ihm gegen altes Herkommen die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit übertragen worden. D. V.

im ganzen Königreich Neapel geheime Gesellschaften, deren eine, die bekannteste, unter dem Namen Camorra, sich zu einer wirklichen Pestbeule am Körper des Volkes ausgebildet und Staat und Gemeinden wirklichen tiefen, empfindlichen Schaden gebracht hat und noch immer bringt.

Aufgabe dieser Gesellschaften, und hauptsächlich der Camorra ist, die Gewalt und die List über das Gesetz in unausgesetztem Kampfe triumphiren zu lassen, dabei aber so viel wie nur möglich materiellen Vortheil zu erlangen. Natürlich wurde der Contrabbando, der Schleichhandel, ein Hauptzweig derselben, und dieser stand unter den Vicekönigen in solcher Blüthe, daß auf dem Wege des Eingangszolls fast gar keine Gelder eingebracht werden konnten. Wie noch jetzt schmuggelte man zur Zeit des Vicekönigs Leon Duca d'Arcos auf so unverschämte Weise, daß dieser sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, eine Gabella oder Accise auf den gesuchtesten Artikel der Stadt: die Früchte zu legen.

Auch Mas' Aniello mit Frau und sonstigen Verwandten hintergingen die Zollstätten wo und wie sie nur konnten. Mehrfach erwischt und bestraft, nährte jener wie so viele andere, die das Gesetz in gleicher Weise hintergangen hatten, die niedrigste Rache und hatte es schon vor dem 7. Juli an boshaften Neckereien der Beamten nicht fehlen lassen. So machten es Alle und Mas' Aniello zeichnete sich durch nichts in dem großen Haufen aus, als vielleicht dadurch, daß er die böseste und gewandteste Zunge hatte, oder dadurch, daß er Knaben um sich versammelte und diese eine Preisliste für Lebensmittel auswendig lernen und durch die Straßen schreien ließ. Tiefe Pläne hegte er gewiß nicht, über den Gedanken der Befriedigung seiner Privatrache kam er zunächst nicht hinaus, aber auch damit wurde er von seinen Freunden des Mercato verlacht.

G. Bugni erzählt in seiner Storia del Regno di Napoli, daß Mas' Aniello in jenem Unglücksjahre vom Volke als „Capo lazzaro", Lazzaronikönig, ernannt worden sei, ein Institut, das bis auf die Zeiten der letzten Bourbonen dauerte, und findet durch diese Würde den Gehorsam des gemeinen Volkes gegen seinen Führer begründet. Jene Behauptung jedoch ist unerwiesen, und unwahrscheinlich ferner, daß das Volk einen Menschen, der kaum den Jünglingsjahren entwachsen, zu diesem wichtigen Posten erkürt haben würde. In Neapel hat man ja überhaupt nicht nöthig, hohen Ranges zu sein, um das Volk für sich zu gewinnen, das vollbringt ein derber Junge, wenn er gut schwatzen kann und nur etwas persönlichen Muth besitzt. Dies aber waren jedenfalls Eigenschaften Mas' Aniellos.

Wie wenig er vom Volke anfangs beachtet wurde, wie so gar nichts auch vorbereitet war, beweist der Umstand, daß man von seiner Person bei Wahl eines Führers gänzlich Abstand nahm, und den Fürsten von Bisignano, D. Tiberio, Feldzeugmeister und General der Napoletanischen Bataillone, wie

einst die aufständigen Bauern den Götz von Berlichingen, bat und zwang, den Mittler zwischen dem Vicekönig und dem Volke zu machen.

Erst als dieser auf den Tod ermüdet, und angeekelt von der bestialischen Roheit der entfesselten Schaaren, sich diesem Amte durch die Flucht entzogen hatte, wählte man den schönstimmigen Fischer, der am lautesten sein „Senza gabella!" über den volkswimmelnden Platz geschrien hatte, zum Sprecher, zum Führer.*)

So wurde Mas' Aniello Volkshäuptling, und alsobald brach auch seine gemeine Natur durch alle Schranken der Gesetze, der Moral und der Menschlichkeit hindurch. Eine Reihe von Racheacten, in Gestalt von brennenden Häusern und Hausgeräthen, leuchteten ihm beim Eingang seiner kurzen Laufbahn. Was er Vernünftiges that oder sprach, war nicht seinem Hirn, sondern dem vernünftigen Rathe des würdigen und allgemein verehrten Cardinal Filamarino entsprungen, dem er anfangs Gehör schenkte. Später als ihm der Herzogshut (er war vom Vicekönig, listigerweise wohl, zum Duca di S. Giorgio ernannt worden), als ihm das stolze Barett den Kopf bis zur Fiebergluth erhitzt, ihm das Blut in die Augen getreten war, war er nur noch entfesseltes Thier, und als solches fand er seinen Tod in der Carmeliterkirche. Und feig starb er, weinend, um Verzeihung flehend, um seinem Stamme nicht untreu zu werden. Dieser, das wandelbarste Volk der Welt, das sich aus Koth seine Götter macht und aus seinen Göttern wieder Koth, trug des Gemordeten Kopf durch die Straßen, bat den halbtodten spanischen Gewalthaber, sich wieder öffentlich zu zeigen und als es geschah, rief es in unbändiger Freude sein: „Viva il re e viva il duca d'Arcos!"

Das Grabmal jenes alten Socialdemokraten befand sich in der Kirche, wo er den Tod fand, und es trug die Worte: „Io sono Mas' Aniello d'Amalfi che ho levato in fine la soma ed il dazio a Napoli" (Mas' Aniello bin ich, von Amalfi, der Neapel endlich des Druckes und der Steuern entledigte).

Auf diesem Grabsteine las man an einem Tage des stürmischen Jahres 1799 mit Kohle in Riesenlettern geschrieben: Lazare, veni foras! — Sein Geist aber lebt noch heute im gemeinen Volke, dessen Söhne sich getrost „i figli di Mas' Aniello" nennen mögen.

---

*) Es ist ganz unglaublich, wie viel eine schöne starke Stimme in Neapel gilt. Mag sie sich im Gesang, im Sprechen, im Rufe der Händler zeigen — der Besitzer derselben kann der Sympathie aller gewiß sein. Das gemeine Volk zeigt eine wahre Leidenschaft für kräftige Stimmen und folgt einer solchen voll Andacht und Glauben. Die Magd lauscht am Fenster und wenn der Verkäufer „mit der schönen Stimme" kommt, so kauft sie, und immer nur von ihm. Die Mutter ruft die Bewunderung der Nachbarn auf und jubelt und sagt: „O kommt und höret, wie schön mein Kind weint." D. V.

So sehr sich die Geschichte in Bezug auf diese interessante Erscheinung widersprechen mag: eines geht mit Bestimmtheit aus ihren Darstellungen hervor: Mas' Aniello besaß nichts von dem hohen Edelsinne des ächten Volkshelden, er war Napoletaner des letzten Standes, und diese Eigenschaft schließt Edelsinn und Aechtheit entschieden aus.

Ueber die denkwürdige Revolution und ihren Führer schrieben aber Zeitgenossen und Moderne und wir haben des Fischers Geschichte von Giraffa, de Santis, Donzelli, Capecelatro, della Porta, Baldacchini, Giannoni, d'Ambra, de Virgilii, F. Palermo u. A., und sein getreues Porträt hat uns Micco Spadaro hinterlassen.

Dieser Micco Spadaro war ein Zeit- und Kampfgenosse des Mas' Aniello, Freund des abenteuerlichen Salvator Rosa und mit diesem, wie auch mit Aniello Falcone, dem Schlachtenmaler, und Cesare und Francesco Fracanzano (alles Repräsentanten der napoletanischen Malerschule des 17. Jahrhunderts) eingereiht in die Compagnie „della morte“, welche mit dem Volke von 1647 gemeinschaftliche Sache machte.

Jenes Bild Spadaro's (oder wie er heißt: Domenico Gargiulo) hängt jetzt im napoletanischen Museo nazionale neben einer gleichfalls von seiner Hand gefertigten Revolutions-Mordscene auf dem Mercatoplatze, auf welcher wir die Figur Mas' Aniellos doppelt: einmal als gemeiner Fischer, dann im reichen Costüm des Herzogs bemerken.

Diese beiden Bilder hatten ein eigenes Schicksal. Versteckt vor den leicht beleidigten Augen der Tyrannen des achtzehnten Jahrhunderts, bedeckt von dem dicken Staube desselben, mußte sie erst der eigentlich letzte Bourbone Neapels entdecken und ans Licht ziehen. Das war Ferdinand II. Er ließ die revolutionären Bilder der Rumpelkammer des Museums entnehmen und mit einer gewissen Genugthuung öffentlich aufstellen.

Der Kopf Mas' Aniellos, in Oel gemalt, ist etwas geschmiert, namentlich läßt das Gesicht eine feine Zeichnung fast ganz vergessen; dennoch erkennt man des Meisters Hand darin, sodaß man sich auf die Aehnlichkeit mit großer Gewißheit verlassen kann.

Was jedoch dies Gesicht unter dem spanischen Herzogshut (im Uebrigen trägt er die Fischerkleidung) sagt, ist weit entfernt von den idealen Vorstellungen, denen sich der dem napoletanischen Stadtpöbel Fernstehende beim Namen Mas' Aniellos vielleicht hingegeben hat. Da ist Alles gemeine List oder listige Gemeinheit. Wer aber nach Neapel kommt, der findet dieses Gesicht noch zu Hunderten lebend am Molo, auf dem Mercato, entlang der vielverrufenen Marina und sodann auf allen Wegen — wo das Gesetz umgangen wird.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Ein „bunter Teller“. — Verzichten Sie diesmal auf eine speciellere Ueberschrift! Lassen Sie sich einen „bunten Teller“ gefallen, wie man ihn unter den Weihnachtsbaum zu stellen pflegt, da doch wieder die Tage gekommen sind, von denen geschrieben steht: „und es begab sich zu der Zeit —“ An ein buntes Gemisch von Süßigkeiten denke ich freilich nicht . . . „Was kann von der russischen Grenze her Süßes kommen?“ Nur das Allerlei hatte ich im Sinn, und nicht einmal einen oberflächlichen Zuckerguß werde ich anbringen können, wenn ich nicht in den Geruch eines Schönfärbers kommen will. Der Königsberger Marzipan freilich . . . den hätte ich bald vergessen! Wie kann man ihn in der Weihnachtszeit vergessen? Er ist wirklich süße Waare in der verwegensten Bedeutung des Wortes und, wenn man unseren Conditoren Glauben schenken darf, von der ganzen Welt begehrt. Ich habe noch nicht ergründen können, wie es geschehen, daß gerade in Königsberg dieses Gebäck ganz vorzüglich gerieth oder daß man auswärts die gute Meinung faßte, es gerathe nirgends besser als in Königsberg; denn an ein Geheimrecept zu denken ist Aberglaube. So viel steht fest, daß der Weltruf des Königsberger Marzipans jünger ist, als der der Thorner Pfefferkuchen, auf deren besondere Güte man selbst nahe ihrer Heimath schwört. Es ist möglich, daß sie als Vorläufer und dann als Mitläufer, nämlich bei Postsendungen an gute Freunde, dankenswerthe Reclamedienste geleistet haben. Wie schwer hatte man es früher, seine guten Freunde zu bedenken! Als noch das Kistchen in Leinwand gewickelt, mit einem Bindfaden fest umschnürt, sorgsam versiegelt, vor Eingriffen der Zollbehörden geschützt und auf der Post so theuer bezahlt werden mußte, daß sich der Preis des Gebäcks verdoppelte. Jetzt genügen ein paar Drahtstifte zur Befestigung des Verschlusses, die gedruckte Packetkarte ist nur auszufüllen, die Fünfgroschenmarke nur aufzukleben, und der schönste Satz Marzipan findet im fernsten Winkel Deutschlands seinen Weihnachtstisch. Kein Wunder, daß die Versendungen einen großartigen Umfang annehmen. Ja, man ist dem genialen Reichspostdirector überall dankbar für seine trefflichen Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs, aber nirgends doch dankbarer als in diesem entlegenen Grenzgebiet des Reiches, das sich dadurch täglich lernt weniger verlassen zu fühlen. Gleichheit vor der Post ist eine praktische Errungenschaft, die wir zu würdigen wissen und die nicht allzuweit hinter der mehr theoretischen: Gleichheit vor dem Gesetz! zu stehen kommt. Fragt sich's: wie weit von Berlin? (und es fragt sich mehr und mehr überall in Deutschland: wie weit von Berlin?) so ist unsere Lage nicht einmal die ungünstigste. Wir

haben die dortigen Zeitungen stets am anderen Tage, und die Ostbahn, die eine Zeit lang in sehr unliebsamer Weise viel über sich zu reden und zu schreiben gab, vermittelt wieder den Verkehr so prompt, daß Jeder seine Freude daran haben wird, der aus eigener Erfahrung den Vergleich mit süddeutschen Bahnen (die durch Baden ausgenommen) anzustellen im Stande ist. Nur scheint das Wagenmaterial zeitweise noch immer nicht ausreichend zu sein für den gewaltig gesteigerten Waarentransport, aber auch in dieser Hinsicht ist man nach Kräften bemüht gerechten Beschwerden abzuhelfen. Der Memelstrom erhält seine feste Ueberbrückung bei Tilsit, die Seestadt Memel ihre so lange schmerzlich vermißte Eisenbahnverbindung, die Südbahn hat den Anschluß an die russischen Bahnen durchgesetzt und erlöst den bisher sehr stiefmütterlich behandelten Theil der Provinz, der unter dem Namen Masuren bekannt ist, aus seiner Verschlossenheit für den Handelsverkehr, Zweiglinien der Ostbahn, zum Theil noch im Bau begriffen, werden directere Wege schaffen und zugleich die Communication der kleineren Provinzstädte unter sich wesentlich erleichtern. Es fehlt freilich noch viel, daß unser Eisenbahnnetz so enge Maschen hat, als im Westen am Rhein, aber undankbar wäre es, die sehr merklichen Fortschritte der letzten Jahre nicht anzuerkennen. Für den Fortschritt sind wir allemal, ebenso für den politischen, als für den ökonomischen, nur herrscht über das Maß des ersteren nicht dieselbe Einigkeit. Allerdings handelt es sich immer nur um etwas mehr oder weniger Links; was davon abfällt, steht ganz Rechts, sehr viel weiter als die Regierung selbst und ihr oppositioneller, als der fortgeschrittenste Theil der Fortschrittspartei. Dabei muß immer wieder erinnert werden, daß der Patriotismus keiner Provinz fester eingewachsen sein kann, als dieser, und daß er am festesten da sitzt, wo er sich am selbständigsten fühlt. Wahrscheinlich in keiner anderen ist das Abonnement auf die offenen und verschleierten Regierungsblätter so gering, aber andererseits sieht sich auch die Parteipresse genöthigt, mit großer Vorsicht Alles zu vermeiden, was dieses patriotische Gefühl verletzen könnte, und die Scheu vor Beeinflussung der eigenen Meinung ist so groß, daß die politischen Führer nie unbedingt auf ihren Anhang rechnen dürfen, wenn sie die Parteiinteressen zu ersichtlich in den Vordergrund stellen oder mit einem Programm operiren. Man ist in allen liberalen Kreisen gut Bismarckisch und würde nicht hinter den Abgeordneten stehen, wenn sie es nicht wären. Die kleine Schaar der Altconservativen sucht zwar unter sich den Zusammenhang zu erhalten, ist aber zur Zeit kaum eine politische Partei, eher eine gesellschaftliche Clique zu nennen. In den Kreisen mit vorwiegend littauischer Bevölkerung läßt sich bei Wahlen eine Mehrzahl von Stimmen zwar gegen die Fortschrittspartei zusammenbringen, aber doch nur dann, wenn sie auf einen Prinzen des königlichen Hauses oder auf einen berühmten General gelenkt wird. Im ostpreu-

ßischen Ermlande hat die katholische Geistlichkeit genug Einfluß, um klericale Wahlen durchzusetzen und den Altkatholicismus fern zu halten; aber auch so weit folgt man ihr nicht überall gern, und die Bevölkerung zu einer feindseligen Haltung gegen Staat und Staatsgesetz zu bringen darf sie, wenn sie sich selbst lieb hat, nicht versuchen. Auch das katholisch-polnische Element in Westpreußen ist nicht sonderlich staatsgefährlich und würde sich selbst bei einer Theilung der Provinz in der Minorität befinden. So argumentiren auch die Danziger und ihre Anhänger, die noch immer für eine solche Theilung lebhaft agitiren. Sie erscheint durchaus nicht wünschenswerth aus den Gründen, die an dieser Stelle schon früher entwickelt sind. Nur dem Einwande möchte ich hier noch begegnen, daß, welche Rücksichten auch dem preußischen Staat gegenüber maßgebend sein mögen, Ostpreußen doch keine Veranlassung habe, im eigenen Interesse einer Trennung von Westpreußen zu widersprechen. Das ist ein großer Irrthum. In Preußen ist die Provinzialeintheilung naturwüchsig; jede Provinz fühlt sich als einen politischen Körper von einer gewissen Eigenartigkeit; sie würde, wie sie zu irgend einer Zeit einmal staatliche Selbständigkeit gehabt hat, für den Nothfall auch wieder für sich stehen können. Ein solcher Körper will nun aber auch Gewicht haben, zunächst zu seiner eigenen Beruhigung, dann im Verhältniß zu den anderen gleichberechtigten Körpern. Nun ist zwar die jetzige Provinz Preußen räumlich sehr ausgedehnt, aber der Einwohnerzahl noch nicht so weit anderen Provinzen voraus und in ökonomischer Hinsicht sehr weit gegen andere zurück. Schon im Ganzen behauptet sie daher den staatlichen Centralbehörden gegenüber nur mit Anstrengung ihren Einfluß; jede Hälfte für sich würde bald ihre Ohnmacht fühlen und sich um so mehr lahm gelegt sehen, als sofort ein Gegeneinanderarbeiten unvermeidlich wäre. In dem russisch-polnischen Hinterlande und auf der Ostsee würde sich eine höchst ungesunde Handelsconcurrenz festsetzen, und das dann ganz natürliche Bemühen beider Theile, den Staat in ihr Interesse zu ziehen und durch ihn besondere Vortheile zu erlangen, könnte nur schädigend wirken. Wie man daher auch die Verwaltung decentralisiren möge, ein Oberpräsident als Repräsentant der Staatsautorität, und ein Provinziallandtag zur obersten Controle der Selbstverwaltung muß uns bleiben, wenn unsere Kraft gesammelt, unser politisches Gewicht nicht geschmälert sein soll. — Die neuen Gesetze bürgern sich bei uns leichter und schneller ein, als erwartet werden konnte. Die ländlichen Unruhen, die freilich gegen das Institut der Amtsvorsteher gerichtet schienen und deren eigentliche Bedeutung ich schon in einem früheren Briefe klarzulegen versucht habe, haben sich nicht wiederholt und werden sich schwerlich wiederholen. Wirkliche Uebelstände für die ärmere Bevölkerung hat die neue Organisation nur in den Kreisen, in denen wegen Mangels an anderem Material die Amtsvorsteher aus der Zahl

der Staatsbeamten haben entnommen werden müssen. So sind in dem mit großen Forsten bedeckten südlichen Theile von Masuren vielfach Oberförster mit diesem Amt betraut. Nun aber war die Abhängigkeit der sehr armen Bauerschaften jener Gegenden von diesen Hochmögenden schon früher sehr groß; jetzt ist einem despotischen Regiment Thür und Thor geöffnet, und daß an mancher Stelle starke Neigung dazu vorhanden ist, wird von Leuten behauptet, die mit den Verhältnissen genau bekannt sind. Hier sollte die Regierung die strengste Aufsicht führen und jede Ueberschreitung der Amtsbefugnisse ernstlich ahnden. Der Erlaß des Oberpräsidenten an die Civilstandsbeamten mit der Aufforderung, der Vernachlässigung kirchlicher Acte durch Mahnungen und Vorstellungen entgegenzuwirken, beweist zum mindesten, daß die Befürchtungen der evangelischen Geistlichkeit, das kirchliche Leben werde durch das neue Gesetz stark gelockert werden, nicht ohne Grund waren. Es zeigt sich nun, wie sehr sie sich die Gemeinden entfremdet hat. Nun kommen von allen Seiten die Klagen über Schmälerung des Einkommens, über den Verfall der Landeskirche; aber „die Gläubigen“, wie sie sich selbst nennen, wollen sich auch jetzt den Forderungen der Zeit und der Vernunft nicht bequemen. Wird ihnen so zu helfen sein? N—a.

Aus Schleswig-Holstein. Zum Verständniß der Meinungen. — Die öffentlichen Blätter, welche in der hiesigen Provinz erscheinen, haben mit wenigen Ausnahmen keine über das Weichbild der betreffenden Stadt hin ausreichende Verbreitung, da die großen Hamburgischen Zeitungen theils als Localblätter, theils auch als amtliche Publicationsorgane für die Behörden in den Herzogthümern der einheimischen Publicistik eine solche Concurrenz bereiten, daß alle Versuche der provinziellen Organe, ihren Leserkreis über die Grenzen der engeren Heimath auszudehnen, stets mehr oder weniger gescheitert sind.

Diese Thatsache hat aber Uebelstände zur Folge gehabt, von denen zwei namentlich in die Augen springen; zunächst ist das auswärtige Publikum zu seiner Orientirung über die hiesigen Verhältnisse und die Stimmung im Lande meist auf auswärtige Organe angewiesen, die, wenn sie nicht gar aus trüber Quelle schöpfen, die Zustände in unserem Lande unter einer Beleuchtung erscheinen lassen, welche aus dem eigenen Parteiinteresse häufig reflectirt wird. Nach dieser Richtung hin bewegen sich die Anklagen, welche meist nicht ohne Grund von hier aus gegen einen Theil der hauptstädtischen Presse gerichtet werden, die der sehr subjectiven Auffassung ihrer meist altländischen Correspondenten im hiesigen Lande, die sich in die hiesigen Verhältnisse nicht zu schicken vermochten und das eigene persönliche Unbehagen an den ungewohnten Verhältnissen auf ihre politischen Meinungsäußerungen übertragen,

einen sehr weiten und aus der Ferne oft nicht controlirbaren Spielraum ließ.

Andererseits hat das Fehlen eines einflußreichen provinziellen Organs, wie die alten Provinzen solche zahlreich aufweisen, auch den Nachtheil gehabt, daß diejenigen einheimischen Kräfte, die sich sonst veranlaßt sehen mochten, durch publicistische Thätigkeit einer gerechten Beurtheilung unserer Zustände Bahn brechen zu helfen, sich dieser Aufgabe deshalb entzogen, weil sie von einer Wirksamkeit in der engen Begrenzung der einheimischen Journalistik sich einen ersprießlichen Erfolg nicht versprechen zu können glaubten.

So hat es geschehen können, daß den Anklagen über unsere schleswig-holsteinischen Verhältnisse nur höchst selten in der auswärtigen Presse Darstellungen gegenüberstehen, welche Land und Leute diesen Auslassungen gegenüber in Schutz nehmen.

Wenn Sie nun nach dem Grundsatze Audiatur et altera pars einem gänzlich unbekannten Freunde Ihrer Blätter gestatten wollen, in Kürze den Nachweis zu versuchen, daß ein guter Theil der erhobenen Anschuldigungen, soweit er überhaupt stichhaltig ist, in der historischen Entwickelung unseres Landes seine Begründung findet, so werde ich Ihnen für das mir nach dieser Richtung bezeigte Wohlwollen dankbar sein.

Kaum ein Jahrzehnt ist verflossen, als noch die Schleswig-Holsteiner die Schmerzenskinder des gesammten Deutschlands waren. Lange bevor „der verlassene Bruderstamm" von dem publicistischen Retter der bedrückten Nationalitäten dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht wurde, war das Ursprungszeugniß aus Schleswig-Holstein für den Inhaber desselben die bestmögliche Empfehlung weit und breit. Wenn diese so überaus wohlwollende Stimmung jetzt vielfach in ihr Gegentheil umgeschlagen ist, so kann diesem Umschlage nur eine Charakterveränderung der Schleswig-Holsteiner oder eine Erkaltung der Sympathie Deutschlands zu Grunde liegen, die in dieser warmen Weise nur dem Unglück gezollt wurde.

Ersteres behauptet ein großer Theil namentlich der officiösen hauptstädtischen Presse, letzteres möchten wir als die begründetere Erklärung aufstellen.

Um über den Grund der Berechtigung der gegen die Schleswig-Holsteiner erhobenen Vorwürfe ein Urtheil zu fällen, muß man, wie wir meinen, in einem höheren Maße dem historischen Gange der Ereignisse seine Aufmerksamkeit schenken, um daraus zu erkennen, daß das, was als Eigensinn und Particularismus gescholten wird, soweit es wirklich vorhanden ist, ein Product des historischen Entwickelungsganges unseres Volkes ist.

Die Herzogthümer, seit vielen Jahrhunderten unter eigenen Fürsten mit einander eng verbunden, blieben auch, als sie unter dem oldenburgischen Hause

mit dem dänischen Reiche das gemeinsame Oberhaupt theilten, an der äußersten Nordmarke getreue Hüter und Bewahrer deutscher Sitte und Gesinnung. Das Jahr 1848, welches durch die radicalen oder vielmehr revolutionären Bewegungen der Kopenhagener Clubisten das Königthum zu einem willenlosen Spielzeuge in den Händen der am Ruder befindlichen Demagogen machte und dieses veranlaßte, die feierlich garantirte Verbindung der Herzogthümer in Frage zu stellen, führte zu der bekannten Erhebung in den Herzogthümern, die nach wechselvollen Ereignissen und nachdem Deutschland und insbesondere Preußen dieselben in Stich gelassen, Land und Leute den dänischen Drängern widerstandlos auslieferten. Die nun folgende Periode bis zum Aussterben des oldenburgischen Königshauses lastete mit ihrem Druck schwer auf den Herzogthümern, die in ihrer politischen Entwickelung völlig zurückbleiben mußten, da die ganze Thätigkeit der zu einer solchen Wirksamkeit, wenn auch nur in beschränkter Weise, berufenen Personen sich in einer Abwehr der nationalen Vergewaltigung concentrirte.

In diesem engen Cirkel des passiven Widerstandes verschwammen alle Parteiunterschiede und stockte alle über dieses gemeinsame Feld der Thätigkeit hinausgehende politische Arbeit.

So fand das Jahr 1864 die Herzogthümer einig und als nun die Gelegenheit gegeben schien, das dänische Joch abzuschütteln und das Volk sich um den schaarte, in dessen Person der Ruf „Los von Dänemark" seinen beberechtigten Ausdruck zu finden schien, da waren es die beiden deutschen Vormächte, welche unser Volk in ihrer eigensten Sache zur Unthätigkeit verurtheilten, wechselweise sich in die Herrschaft über dasselbe theilten, um, nachdem die Gegensätze zwischen ihnen auf den böhmischen Schlachtfeldern zum Austrag gebracht waren, Land und Leute dem Sieger auszuantworten.

Das straffe Regiment der Dictaturperiode, das nach der definitiven Einverleibung sich nur in constitutionelle Formen kleidete, ohne den ungewohnten Verwaltungsmechanismus und dessen rücksichtslose Handhabung dem Gefühl und Verständniß des Volkes näher zu bringen, hat dennoch nicht, namentlich seit dem französischen Kriege in der großen Majorität der Bevölkerung die Anhänglichkeit an den neuen Verband zu erschüttern vermocht.

Das was als Particularismus und Eigensinn erscheinen wird, ist nicht eine Abwendung von dem gemeinsamen Verbande, den, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Niemand gelöst sehen möchte, sondern die durch die historische Entwickelung zur nothwendigen Erscheinung gebrachte Thatsache, daß unser Volk, das auf eine lange Geschichte einer selbständigen Stellung zurückblicken kann, sich nicht entschließen mag, heute das „Kreuzige ihn" über den auszurufen, dem sie gestern „Hosiannah" zugejubelt, als sie in ihm ihr eigenes Recht verkörpert sah.

Der ohnehin nicht bewegliche Charakter unseres Volkes würde in einer solchen Apostasie eine Verurtheilung seiner selbst finden, für die es durch keine Belohnung in seinem Gewissen Beruhigung fände.

Nachdem aber und wie wir ausdrücklich hinzufügen, zu unserem Glücke, zu einer selbständigen Gestaltung unseres Landes kein Raum gefunden und nachdem der enge Anschluß an den neuen Verband das Schiboleth aller Parteien, von einer winzigen Minorität abgesehen, geworden, konnte immerhin der Assimilationsproceß auf die vorhandenen Gefühle der Bevölkerung insoweit Rücksicht nehmen, daß, ohne der Einheit im Ganzen Eintrag zu thun, wenn nicht die sog. berechtigten Eigenthümlichkeiten geschont, doch aber den gerechten Ansprüchen der Provinz Rechnung getragen wurde.

Ein solches Entgegenkommen vermissen wir aber in der Art der Behandlung, welche den Herzogthümern neuerdings in der Frage der Zwangsanleihe zu Theil geworden ist, indem man die Erörterung dieser Ansprüche durch eine ebenso in der Form verletzende als durch die Geringfügigkeit des Angebots unzureichende Entscheidung abschneiden zu können geglaubt hat.

Die fraglichen Anleihen, welche während der Erhebung der Herzogthümer von den Communen aufgebracht werden mußten und zum großen Theil für die Verpflegung der deutschen Reichstruppen verwandt sind und welche sich auf mehrere Millionen Thaler belaufen, sind nach Unterwerfung der Herzogthümer unter die dänische Uebermacht von den Siegern durch einen Federstrich für unverbindlich erklärt worden.

Nachdem die Herzogthümer von Preußen annectirt worden und alle Einwohner aus denselben diesem zu Gute gekommen sind, lag es nahe, daß nun auch der gemeinsame Verband die Schulden des annectirten Landes auf sich nähme, umsomehr als diese Schulden zu einem Zwecke contrahirt waren, für den Preußen selbst seiner Zeit und bis zu dem Zeitpunkt eingetreten war, als die Reaction auch Preußen veranlaßte, den Herzogthümern die Waffen aus der Hand zu nehmen.

Wäre aber selbst die Rechtsfrage streitig, so war immerhin ein Zweifel darüber nicht möglich, daß die stärksten Gründe der Billigkeit einer angemessenen Ausgleichung dieser Angelegenheit, wie sie auch von der zweiten Kammer der Regierung empfohlen war, das Wort redeten, gelte es auch nur, den Schleswig-Holsteinern, welche in einer angemessenen Behandlung dieser Angelegenheit einen Rechtsanspruch sehen, einen Hauptgrund ihrer Beschwerden zu entziehen.

Die in diesen Tagen dem Provinziallandtage vorgelegte peremtorische Proposition glaubt nun durch Zahlung einer Aversionalsumme von 400,000 Thlr. eine völlig genügende Entschädigung für die zehnfach größere Forderung zu gewähren und die fast einstimmige Zurückweisung dieser Proposition abseiten

des Provinziallandtages hat nicht verfehlt, die Klagen über den Eigensinn unserer Landsleute von Neuem zu wecken, mit welchem Rechte, darüber geben wir unter Bezugnahme auf unsere vorstehenden Ausführungen den Lesern das Urtheil anheim.

Jedenfalls liefert die so außerordentlich reiche Fürsorge, welche das Reich den materiellen und geistigen Interessen von Elsaß-Lothringen nach ihrer Einverleibung in das deutsche Reich gewidmet hat, den Beweis, daß man diesen Provinzen gegenüber ein Verfahren einschlagen zu müssen geglaubt hat, dessen Consequenzen, wenn auch nur in der abgeschwächtesten Form vergeblich für die Herzogthümer gefordert sind.

Alle diese Vorgänge sollten sich diejenigen gegenwärtig halten, welche in Veranlassung dieses jüngsten Vorkommnisses über den Eigensinn und den Particularismus unserer Bevölkerung Zeter zu schreien sich veranlaßt fühlen. Diesen Anklagen gegenüber möge aber das Stillschweigen nicht als Zugeständniß des Unrechts gelten sondern nicht unerwogen bleiben, daß eine wirksame Vertheidigung in Parlament und Presse, wie bereits oben angedeutet, unseren eigenen Landsleuten in einem weit geringeren Grade zu Gebote steht, als z. B. den Hannoveranern, die, ohne uns in der treuen Anhänglichkeit an den neuen Verband zu überflügeln, sich materiell weit besser zu stellen gewußt haben, weil unsere Landesgeschichte der letzten 25 Jahre in dem einseitigen Nationalitätskampfe die Folge haben mußte, die besten Kräfte in der parlamentarischen Armee abzustumpfen und für die in dem neuen Verbande ihrer harrenden Aufgaben weniger geschickt zu machen und andererseits die unter der Fremdherrschaft versagte Gelegenheit zur Auszeichnung die Bethätigung in den Verwaltungszweigen zu einer ebenso unerwünschten Aufgabe machte, wie die publicistische Thätigkeit durch die auf dem Gebiete der Presse in Uebung befindlichen Repressivmaßregeln.

Wenn dies die Folge gehabt hat, daß wir weder bedeutende parlamentarische Capacitäten ins Feld zu stellen gehabt haben, noch aus unseren Reihen Männer sich in einflußreichen amtlichen Stellungen befinden, noch endlich durch maßgebende einheimische Preßorgane die öffentliche Meinung zu unverfälschtem Ausdruck hat gelangen können, so sind dies Umstände, die bei der Beurtheilung hiesiger Verhältnisse in Betracht gezogen werden sollten und deren Würdigung wohl dahin führen könnte, das jetzt landläufige abfällige Urtheil über Schleswig-Holstein und seine Bewohner wesentlich zu rectificiren.

Aus dem Reichsland. Ungemüthliche Stimmungen. — Erlauben Sie Ihrem alt-elsässischen Correspondenten Ihnen über gewisse, dem Anscheine nach unbedeutende und für das größere Publikum vielleicht unan-

sehnliche Vorkommnisse, die aber doch bei uns ziemlich ansehnliche Wellen schlagen, zu berichten. Es ist hier nicht mehr die Rede von Verwaltung, vom Landeshaushaltsetat oder gar von Autonomie, sondern von dem gesellschaftlichen Auftreten des Einen und des Andern, des Eingewanderten und des Alt-Elsässer. Käme in diesen Verhältnissen ein richtiges Verständniß der Sachlage zu Stande, so könnte vielen Mißhelligkeiten, zum allgemeinen Frommen, ein Ende gemacht werden. Daß zwischen der alten Einwohnerschaft, in den Städten besonders, und der deutschen Einwanderung noch zur Stunde wenig Zusammengehen besteht, brauche ich wohl nicht hervorzuheben; das weiß eben Jedermann, und es giebt auch Zeitungscorrespondenten, welche ihr besonderes Augenmerk auf alle kleineren und größeren Zwistigkeiten richten, die dieses unerquickliche Verhältniß zu Tage fördert. Besser wäre es vielleicht, sie schwiegen davon und ließen die Sache sich langsam aufklären. In jedem eroberten Lande pflegen ja solche Reibereien vorzukommen; die Einen sind verstimmt und nervös, weil sie sich eben als Besiegte fühlen; die Andern leben in dem Gefühle des Siegers und es liegt in der Natur der Dinge, daß sie sich dieses Gefühles nicht erwehren, selbst da, wo es sich nur darum handelte, dem Besiegten gegenüber, einen Schleier auf ihre, wenn auch noch so berechtigte, Selbstbefriedigung zu werfen. Auch fühlen sie sich unangenehmer berührt, als es nothwendig wäre, durch die gesellschaftliche Opposition, welche ihnen von der andern Seite entgegentritt und welche gerade wieder durch ihre eigene, ihnen nicht zu verdenkende Unkenntniß der tieferen Gemüthsstimmung der Einwohnerschaft, hervorgerufen wird. Besser wäre es und politischer, wenn in solchen Verhältnissen ein Jeder ruhig abwartend in seiner eigenen Sphäre verbliebe und es unterließe, mit dem ganz anders denkenden und fühlenden Nachbar anzubinden. Freilich ist das ein ungemüthliches Wesen, aber will man das Zusammenleben erzwingen, so wird es noch viel ungemüthlicher und verknöchert sich auch diese Ungemüthlichkeit, so zu sagen. Es sollte von vorn herein ein Jeglicher begreifen, daß, nach einem Kriege und einer Eroberung, man einem Lande gestatten muß, sich besonders in gesellschaftlicher Hinsicht zu sammeln, oder besser, wie bei einem durch Stürme aufgewühlten See, sein getrübtes Gewässer sich klären, und die verschiedenartigen hin- und herwallenden Elemente sich sondern und ablagern zu lassen. Erst wenn dieser Proceß vor sich gegangen sein wird, kann sich ein normales Leben entwickeln. Mischen sich aber die neuen Elemente unter die alten, und sucht man geflissentlich, und wenn auch in der besten und versöhnlichsten Meinung, eine Annäherung der beiden „Gesellschaften" zu erzwingen, so wird man eben alles Andere als gerade eine Versöhnung hervorrufen und die beiden Elemente in noch schrofferer Weise sich absondern sehen. In solchen Angelegenheiten ist es nothwendig, daß mit vielem Tact vorgegangen und mit großem Feingefühl Hand angelegt

werde. Was in den letzten Tagen auf diesem Gebiete in Sachen der Armenlotterie von Straßburg geschehen ist, wäre somit von besonderem Werthe, und möchte ich es — im Gegensatz zu den Auffassungen verschiedener rechtsrheinischer Zeitungen — einem Jeglichen, Eingewanderten oder Alt-Elsässer, zu richtiger Würdigung anempfehlen. Wer nicht in unseren Verhältnissen zu Hause ist, und von außen zu uns herein kommt, der möchte wohl im ersten Augenblick sich wundern, daß auf diesem Gebiete der Unterstützung der Armen kein Zusammenarbeiten möglich sei; und viele Eingewanderte fühlen sich heute noch dadurch recht bitter getäuscht und verletzt, — würden aber eine richtigere Empfindung haben, wenn sie sich objectiv in unsere Denkungsweise hineinleben, und sich von unserem Standtpunkte aus den letzten Krieg mit all seinen Schrecken und Nachwehen ins Gedächtniß rufen wollten. Da würden sie erkennen, daß es eben heute noch viel besser ist für beide Theile, man lasse jeden auf seinem Wege und suche nicht diese zwei Wege zu vereinigen, bevor der natürliche Zeitpunkt gekommen sein wird. Die Alt-Straßburger haben nun, seit einigen vierzig Jahren, eine Gesellschaft gebildet, die jedes Jahr zu Weihnachten eine Armenlotterie veranstaltet; diese Gesellschaft wird nur zusammengesetzt durch alte, so zu sagen reichsstädtische Elemente. Jedermanns Gaben werden freundlichst angenommen, aber der eigentliche Kern der Gesellschaft ist heute, wie er vor dem Kriege war, rein alt-straßburgisch. Früher kam es öfters vor, daß das specifisch französische Verwaltungselement sich in diese Gesellschaft hineinzwängen wollte, und daß man ihm höflich zu fühlen gab, man möchte lieber unter sich bleiben. Heute lebt dieser particularistische Geist immer noch fort, und wurde durch die Ereignisse eher verstärkt: ist es doch ganz natürlich, daß nach großen Begebenheiten die Landsleute sich enger aneinander schließen: der psychologische Moment wird schon kommen, wo man sich dem neuen Leben erschließen wird; aber dieser psychologische Moment kann eben nicht erzwungen, muß in Geduld abgewartet werden. Ob die Eingewanderten einen Versuch machten, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; überrheinische Zeitungen, wie die „Karlsruher“ unter andern, haben in dieser Angelegenheit in sehr gereiztem Tone von der Verschlossenheit der Alt-Straßburger gesprochen, und die Eingewanderten haben auch eine besondere Hülfs-Gesellschaft gebildet, welche einen „Bazar“ errichtete und Geld für die Armen sammelte. So wären also die beiden Elemente geschieden, und, ich will es noch einmal betonen, diese Scheidung ist nicht, wie so Manche es behaupten, ein bedauerliches, sondern ein im Grunde recht erfreuliches Ereigniß. Man muß doch die Sachen nehmen, wie sie stehen. Je mehr die Einwanderung ein Zusammenwirken mit der Einwohnerschaft erzwingen will, je weniger wird diese zu Stande kommen, gerade weil die Alt-Elsässer hinter diesem gesellschaftlichen

zuvorkommen einen politischen Hintergedanken wittern, und eben zur Zeit noch nicht in der Stimmung sind, mit dem Sieger gemeinschaftlich und öffentlich zusammenzuleben. Läßt man im Gegentheil die Sachlage sich auf normale Weise entwickeln, greift man nicht selbst in das Räderwerk ein, übt man Geduld, so wird sich Alles nach und nach in die richtigen Geleise finden. Und man sage nicht, dieser Particularismus, der sich in dem Armenwesen zum Beispiel und noch auf anderen Gebieten kund giebt, sei verbissener, französischer Chauvinismus. Nein! das ist eben der elsässische Particularismus, der schon vor dem Kriege der französischen Verwaltung gegenüber bestand, der heute gerade der nämliche geblieben ist, der deutschen gegenüber, und auf welchen Deutschland ein elsässisches Staatenwesen hätte aufbauen können, wenn Deutschland es eben gewollt hätte.

Vielleicht werden meine deutschen Leser ob dieser Auffassung in Staunen gerathen und auch die eingewanderten Berichterstatter werden sich wahrscheinlich nicht darin zurecht finden. Uns Elsässern darf es schon erwünscht sein, wenn die rechtsrheinischen Zeitschriften uns erlauben wollen, diese unsere Ansichten offen und ehrlich in ihren Spalten auseinanderzusetzen. Am Ende wird denn doch ein Verständniß erzielt werden, und jedenfalls muß es Deutschland auch seinerseits erwünscht sein, diesen ihm fremd klingenden Stimmen Gehör zu verleihen und, wenn auch mit Staunen, zu horchen auf diesen unseren linksrheinischen, elsässischen Gedankengang. Ein Alt-Elsässer.

Aus Berlin. Die Restauration in Spanien. Die Sylvesternacht. Theater. — In die Stille der Feiertagswoche fiel diesmal ein Ereigniß der auswärtigen Politik, welches uns zwar nur mittelbar, aber bei dem engen Zusammenhang der internationalen Beziehungen und Interessen doch nahe genug berührt. „Fern im Süd das schöne Spanien" spielt schon geraume Zeit die erste Violine im europäischen Völkerconcert; freilich ist dies Instrument nicht gerade von bezauberndem Wohlklang. Und auch in dem jüngsten Vorgange, der Restauration der Bourbons, vermögen wir ein allzu erfreuliches Ereigniß vorläufig nicht zu erblicken. Mögen auch die Ultramontanen aller Orten einigermaßen verstimmt und enttäuscht sein, daß ihrem carlistischen Ideal von unverfälschtesten Gottes- und Papstesgnaden der Boden unter den Füßen weggezogen wird, wir können uns der unbehaglichen Ahnung nicht entschlagen, daß sie bald genug auch mit dem Sohn der Tugendrose sich vertragen werden, der die Vertheidigung der Kirche als erstes Regierungsprincip aufstellt und vor allen Dingen sich mit dem päpstlichen Segen wappnet. Es ist wahr, die neue Regierung tritt mit leidlich liberalen und constitutionellen Allüren auf, aber wer kann es dem geschichts- und menschenkundigen Beobachter verdenken, wenn er diesen ganzen Stamm, von dem wir seit Jahr-

hunderten nichts als Reaction und Bigotterie erlebt, für faul und erstorben ansieht? Der Bann einer starren Familientradition und beschränkten Erziehung ist schließlich doch stärker als die Lehren der Geschichte und Vernunft.

Man scheint hier in maßgebenden Kreisen die Wandlung der Dinge in Spanien nicht so ungünstig anzusehen. Für dies seltsame republikanische Staatsangebinde auf dem classischen Boden des absoluten Königthums, das von vornherein für eine dauernde lebensfähige Schöpfung sich selbst kaum ausgab, konnte man freilich auch keine große Sympathie empfinden. Man scheint die Aussicht, daß die bourbonische Restauration in Spanien die ultramontan-legitimistischen Tendenzen auch anderwärts wieder beleben, den gesunkenen Muth der zahlreichen „Depossedirten“ wieder anfachen können, nicht für begründet oder gefährlich zu erachten, und wir wollen mehr hoffen als glauben, daß die Optimisten Recht behalten. Das deutsche Reich ist im Grunde in der Lage, die Vorgänge in dem entkräfteten Pyrenäenlande mit Gleichmuth zu betrachten; zum Wohlwollen aber sehen wir keinen Grund. Daß der junge „König“ seine verrufene Mutter einstweilen noch außer Landes zu lassen gedenkt, ist uns keine Bürgschaft, daß nicht doch über kurz und lang die würdige Isabella und der heilige Franz von Assisi mit dreifachem päpstlichen Segen und der ganzen Last politischer und moralischer Sünden am Manzanares sich wieder niederlassen werden.

Eine gute Mahnung und Lehre scheint uns der sechsjährige Kreislauf der spanischen Dingezu enthalten: die Entrepreneure leichtsinniger Umsturzversuche und Revolutionen werden vielleicht in Zukunft etwas bedachtsamer und vorsichtiger zu Werke gehen, und davon wird im Allgemeinen das conservativ-monarchische System — im guten Sinne — eine Stärkung und Festigung in der öffentlichen Meinung gewinnen. Darum sechs Jahre lang Bürgerkriege und innere Unruhen, ausländische Herrschaften und Soldatenconspirationen, die Intriguen ehrsüchtiger Marschälle und die Schwärmereien impotenter Idealisten, politische und materielle Schäden der schwersten Art, um dann das vertriebene und unwürdige Herrscherhaus in einem jungen Sprossen zurückgerufen zu sehen, von dem man im besten Fall noch nicht wissen kann, weß Geistes Kind er ist? Daß die Republik sich wieder einmal in unserem monarchischen Erdtheil als unfähig und unmöglich erwiesen hat, betrachten wir als eine werthvolle Thatsache, wenn auch der Träger des spanischen Königthums dennoch unsere Sympathie nicht besitzt.

Doch nun von der großen Weltbühne, wo in einer Nacht Republiken stürzen und Könige auferstehen, ein ganzes Volk mit Regierung und Völkermacht klingenden Spieles von einem Lager ins andere zieht, zurück zu den kleinen Tageserlebnissen unserer Residenz! Die Sylvesternacht, welcher der friedliche Staatsbürger sonst nur mit einer Art Grauen entgegensah, deren

Trophäen zahllose angetriebene Cylinder, eingeworfene Laternen, wüstes Gebrüll, gelegentlich auch zerschlagene Knochen zu sein pflegten, sie ist diesmal ohne erhebliche Störung vorübergegangen, Dank den imposanten Streitkräften, welche die Polizei neuerdings bei solchen festlichen Gelegenheiten entfaltet. Der Chef der hiesigen Polizei, Herr von Madai, der sonst in der Verwaltung seines dornenvollen Amtes sich nicht gerade des allgemeinen Beifalls erfreut, hat doch in Verdrängung des Unfugs in jeglicher Gestalt von der Straße Einiges geleistet. Während früher bei solchen Anlässen selbst die „Linden" kaum zu passiren waren und die berühmte Ecke bei „Kranzler", wo die zwei mächtigsten Verkehrsströme in einander münden, zu einem geradezu lebensgefährlichen Engpaß wurde, müssen jetzt die aus Profession oder Liebhaberei Excesse suchenden Gentlemen schon die dunkleren Vorstädte oder die Hasenhaide zum Schauplatz ihrer Belustigungen erwählen, und der friedliche Berliner Familienvater freut sich der sicheren Ruhe — und räsonnirt den nächsten Morgen an der Hand der „Vossischen" oder der „Staatsbürgerzeitung" über Polizei, Militär, Steuern und andere lustige Dinge, die nun doch einmal in unserem unvollkommenen Zeitalter nicht zu entbehren sind.

Von unseren Bühnen ist viel Neues oder Hervorragendes nicht zu berichten. Des meisten Zuspruchs erfreut sich das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mit seiner neuen Lecocqschen Operette „Giroflé—Girofla", einer Vorstellung, die mit einer gefälligen, oft einschmeichelnden, frischen und munteren Musik eine humoristische Grundidee, eine Reihe höchst scherzhafter Situationen und Personen und eine außerordentlich prächtige Ausstattung verbindet. Lecocq verdrängt überhaupt auf der deutschen Bühne mehr und mehr den nachgerade ausgeklungenen und in Manierirtheit und Affectirtheit verfallenen Offenbach, was wir nach den letzten Erzeugnissen dieses Tondichters keineswegs bedauern können. Die neueste Operette, von der wir sprechen, versetzt uns nach Spanien, aber in das alte romantische Spanien der Mauren und Piraten. Da lebt ein würdiger Caballero, der zwei Töchter hat, welche sich so ähnlich sahen, daß kein Mensch sie unterscheiden kann. Beide sollen ihre Hochzeit feiern; da wird die eine von Seeräubern entführt. Um nun dies fatale Ereigniß dem überaus wilden und jähzornigen maurischen Schwiegersohn (einer Figur von vollendeter drastischer Komik) zu verheimlichen, muß die andere Schwester die Rolle der Entführten mit übernehmen, und den beiden verlangenden Gatten sich für die richtige Angetraute ausgeben, eine schwierige und auf die Dauer unhaltbare Situation, die begreiflicher Weise zu höchst komischen Scenen führt und trotz der Versuchung, das pikante Thema nach der lasciven Seite auszunutzen, im Ganzen decent durchgeführt ist.

Das letztere kann man von einem andern neuen Producte, womit uns die nun einmal unvermeidliche französische Bühne beschenkt hat, nicht be-

haupten. Die „kleine Marquise" von Meilhac und Halevy, welche uns das „Residenztheater" als Weihnachtsgabe bot, hat denn doch selbst bei dem keineswegs prüden hiesigen Publikum, welches der „Kameliendame", der „Fernande" und ähnlichen widerlichen „Sittenbildern" donnernden Beifall spendete, durch die vollendete Schamlosigkeit und Frechheit und bei alledem Langweiligkeit und Fadheit so entschiedene Mißbilligung erfahren, daß das traurige Machwerk nach drei- oder viermaliger Auszischung von dem Repertoire abgesetzt werden mußte. Ich mag Sie nicht mit der Analyse dieses Schmutzes belästigen, obwohl es von culturhistorischem Interesse wäre, zu zeigen, was für nichtswürdige Gemeinheiten und Unanständigkeiten man nicht nur einem Pariser Publikum zu bieten, sondern mit rapider Schnelligkeit auf die Bühnen des gesammten Europa zu verpflanzen wagt. Hoffentlich ist das Schicksal der „kleinen Marquise" eine Warnung, in Zukunft wenigstens mit etwas mehr Geschmack und Kritik bei den Acclimatisationsversuchen von Pariser Sumpfpflanzen auf dem Boden des deutschen Theaters zu verfahren. O.

Literatur.

Der höhere Lehrerstand in Preußen. Von Herbert Soller. Berlin, R. Oppenheim. — Nicht leicht hat eine lobende Anerkennung einem Stande so geschadet, wie die, daß es der preußische Schulmeister gewesen sei, der bei Königsgrätz gesiegt habe, und wir können unserem Moltke gar nicht dankbar genug sein, daß er gegen diese Phrase aufgetreten ist. Nicht nur hat dieselbe uns Lehrer zu einer Ueberschätzung unseres Werthes und zu einer Selbstberäucherung verleitet, welche uns gegen unsere Fehler fast blind gemacht hat, sondern gerade sie hat wesentlich dazu mitgewirkt, daß noch immer langsam und von allen Seiten mit Widerwillen zu einer Verbesserung unserer äußeren Lage geschritten wird. Wenn man schon für so billiges Geld so vorzügliche Lehrer gehabt hat, ist es da nicht mindestens unwirthschaftlich, wenn nicht gar gefährlich, sie, welche bisher ja immer schlechter gestellt waren, als die anderen Beamten, nunmehr diesen gleichzustellen? Auch für unser äußeres Interesse ist es daher entschieden vortheilhafter, anzuerkennen, daß auf die Hebung des Lehrerstandes auch von Staatswegen dauernd hingearbeitet werden muß, damit derselbe seiner hohen Aufgabe immer vollkommener genügen könne.

Aber die Rücksicht auf dieses Interesse könnte die vorliegende Schrift nimmermehr rechtfertigen. Dieselbe entwirft von unserem Stande ein Bild, welches jeden Freund des Vaterlandes entweder mit ernster Besorgniß, ja mit tiefer Scham erfüllen, oder seinen Widerspruch herausfordern muß. Und in beiden Fällen,

sollte man meinen, ist es mindestens uncollegialisch, so öffentlich die Schwächen seines Standes zu behandeln. Wäre der Inhalt der Schrift etwa in einer Lehrerversammlung vorgetragen, wäre die Sache als interne Angelegenheit behandelt, dann wäre im schlimmsten Falle kein Schaden angerichtet worden. Aber seine schmutzige Wäsche vor aller Leute Augen waschen, sogar den Schülern zeigen, wie ein Lehrer über sich und seine Collegen denkt! — Nur wer die Ueberzeugung hat, daß die tiefen Schäden unseres Unterrichtswesens nicht anders als durch öffentliche Besprechung zu heilen sind, daß dem Staate aus der Unkenntniß seiner Organe über entsetzliche Zustände unabsehbarer Schaden erwachse, darf über seinen Stand öffentlich so sprechen, wie der Verfasser es thut. Der sittliche Ernst, der heilige Zorn, der die ganze Schrift durchweht, und der dem aufmerksamen Leser auch durch die satirische Form hindurch aus jeder Zeile entgegenathmet, zeigt, daß es diese Ueberzeugung gewesen ist, welche den Verfasser zur Herausgabe der Broschüre bewogen hat. Die Verantwortung hierfür müssen wir ihm überlassen; aber nachdem er diese traurige Angelegenheit einmal an die Oeffentlichkeit gezogen hat, kann ich aus voller Ueberzeugung die Skizze allen Lehrern und Allen, die es mit uns gut meinen, nur aufs dringendste empfehlen. Dieselbe wird ihrer höchst ansprechenden Form wegen sicher von Vielen gelesen werden, für die sie nicht bestimmt ist. Andere werden sich an der satyrischen Form stoßen, welche ausschließlich die Schattenseiten, und auch diese möglichst dunkel darstellt. Aus diesem Grunde wird die Schrift dem Lehrerstande in gewisser Hinsicht unzweifelhaft schaden, und nur die Hoffnung, daß es dem Verfasser gelingen möge, die Aufmerksamkeit unserer höheren und einflußreicheren Vorgesetzten auf Zustände zu lenken, welche sie, weil sie fast ausnahmslos einem andern Berufskreise entnommen sind, nie kennen gelernt haben, kann mit einem Schritte aussöhnen, der wohl Jedem gewagt, Vielen unklug erscheinen wird. W.

Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—1874. Schriften zur Tagespolitik. Von Heinrich v. Treitschke. (Berlin, G. Reimer.) — Wenn Herr v. Treitschke in der Vorrede zu dieser neuen Sammlung politischer Aufsätze sich die Bedenken nicht verhehlt, die einem unveränderten Abdruck derselben entgegenzustehen schienen, so kann man bei weiterer Betrachtung ihm und uns nur Glück wünschen, daß er der Versuchung, an ihnen zu ändern, widerstanden hat. Es ist damit nicht gemeint, daß alles Mitgetheilte auch gleiches Anrecht hat auf den Platz, an dem es steht. Was aber gegeben werden durfte, mußte gegeben werden, wie es war. Mag immerhin ein scharfes und ungerechtes Wort, das ein Federstrich leicht bessern oder beseitigen konnte, mag immerhin ein sachlicher Irrthum hie und da mit unterlaufen, wer möchte bei ruhiger Ueberlegung es im Ganzen doch anders wünschen? Denn durch irgend welche Aenderung, mag sie an sich unbedeutend scheinen, würden diese Aufsätze, wie uns dünken will, Schaden nehmen an ihrer Seele. Liegt doch nicht ihr geringstes Verdienst in der Frische und Fülle tiefer Empfindung, wie sie in der Noth des Tages nur der persönlichen Erregtheit des vollen Herzens entspringen kann, in jener momentanen Ueberzeugungskraft der ergriffenen Seele, die zu allen Zeiten den großen Redner bildete, in dem feinberauschenden Dufte der blühenden Rede. Ist es doch die große Leidenschaft des politischen Fühlens, die uns Deutschen so lange ab-

handen gekommen schien, die scharf markirte Neigung und Abneigung in Dingen des Staates, die charaktervolle und bewußte Entschiedenheit, die in erster Linie den Verfasser zum Rang des größten Publicisten unseres Volkes erhoben hat. Was er immer schreiben mag, er schreibt immer Reden, immer steht er mitten in den Dingen, über die Dinge zu reden, scheint ihm versagt. Des Mannes eminente Begabung ist vorwiegend publicistischer Natur. Wer hat außer ihm wohl je verstanden die abstractesten Fragen der Staatsweisheit dem sinnlichen Verständnisse der Menge näher zu rücken. Und Niemand hat in den Tagen des Zweifels, die uns zeitlich noch nicht gar so ferne liegen, gewaltiger auf die deutsche Jugend durch Schrift und Wort gewirkt, als er. Wenn er seine Stimme erhob, ward andachtsvolle Stille in den weiten Sälen, in denen Kopf an Kopf die Hörer lauschten, und selbst die Alten fühlten sich hingerissen von der Macht seines Wortes. Seit den Tagen Dahlmanns war der Gedanke des Vaterlandes noch nie mit solchem Feuer vom akademischen Katheder in die jungen Seelen geworfen, noch nie die nothwendige Erbärmlichkeit kleinstaatlichen Treibens so scharf und hohnvoll gezeichnet, das Bedürfniß, einem großen Staate anzugehören, noch nie so unabweislich erweckt worden, als in jenen Vorlesungen im Anfang der Sechziger Jahre. Wahrhaft gestärkt und erhoben pflegten sich die Hörer zu trennen: selten mag wohl der moralische Einfluß eines akademischen Lehrers größer gewesen sein. Freilich war den Gemüthern noch manche harte Prüfung auferlegt bis zu den unvergeßlichen Jahren unserer Wiedergeburt im heiligen Geiste eines befriedigten Existenzbewußtseins. Daß aber die deutsche Jugend, die an diesem Kampfe theilnahm und bis zu seiner endlichen Vollendung an ihm theilnehmen wird, den Ereignissen mit Verständniß und Begeisterung entgegenkam, daß sie sich nicht genöthigt sah, halb widerwillig und vom Erfolg besiegt den Verhältnissen Rechnung zu tragen, das ist zum großen Theil mit das Verdienst Heinrichs v. Treitschke. Und da somit seine Worte und Schriften vor vielen anderen der bewegten Zeit Thaten gewesen sind, so gehören sie als solche auch der Geschichte an mit allem, was ihnen ihren dauernden Werth verleiht, wie mit allem, was minder gut und vergänglich an ihnen ist. Nicht ihr Inhalt allein, auch ihre Form ist historisches Gut. Wie sie den Lebenden oft die Wege gezeigt und ihr Thun begleitet haben, so werden sie den Kommenden einen Blick gestatten in die Ideen, die diese Zeit bewegten, und dem fernen Geschichtsschreiber unserer größten Epoche werden sie zur Erkenntniß des Zeitgeistes dienen können wie nur je die besten politischen Schriften vergangener Zeiten, dann auch, wenn ihm die Thatsachen überall noch klarer liegen werden, als uns sie zu schauen heute schon verstattet ist. Es ist ein ansehnliches Stück deutscher Geschichte, das in diesen Blättern vor uns liegt. Mit stolzer Freude durchläuft man die Stufenleiter aller Empfindungen, die seit damals die Brust aller Freunde des Reichs erfüllten, noch einmal durchlebt man alle Hoffnungen von der leisen Ahnung bis zur freudigen Gewißheit. Wohlthuend vor allem aber ist, daß man zwei Dingen, die unsere politischen Auslassungen früherer Tage gar oft zu begleiten pflegten, nimmer begegnet auf diesen Seiten: der Weisheit des Pessimismus und der herzlosen Verzagtheit.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 8. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das Christenthum in der Geschichte.*)

Von Wilhelm Lang.

In kräftigem Wachsthum breitet sich in unseren Tagen die Wissenschaft von den Anfängen des Christenthums aus. Wie das höhere Alter gern auf die Kindheit sich zurückbesinnt, so sucht das Gedächtniß der Menschheit die halberloschenen Spuren jener Anfangszeit auf, und strebt sie wieder zu beleben, strengt allen Scharfsinn an, ein zusammenstimmendes Bild aus ihnen zu gestalten. Was bedeutet dieser Eifer in einer Zeit, da unser Glaube, wie die Rede unter uns geht, in den letzten Zügen liegt? Ist es ein Zeichen der Pietät, die unser Geschlecht einer gestürzten Macht widmet, aus deren Bann es sich erlöst weiß? Oder ist es die kalte Neugier, die, nachdem der Glaube zu den Todten gelegt, wenigstens noch die Frage aufwirft, wer denn der Todte gewesen ist? Lebensbeschreibungen pflegt man erst aufzusetzen, wenn der Geschilderte im Grabe liegt. Daß die moderne Forschung mit der Herkunft des Christenthums sich beschäftigt, ist, so scheint es, ein Beweis, daß die Zeit vorüber ist, da es ein Heiligthum war. Wir haben kein anderes Interesse mehr an ihm, als das der parteilosen Untersuchung, der leidenschaftfreien Geschichte. Ein Leben Jesu hat man erst im neunzehnten Jahrhundert angefangen zu schreiben, das aufgehört hat, den Galiläer als Gott zu verehren. So ist auch der Ursprung der Kirche zum Gegenstand der Forschung geworden, seitdem ihr Inhalt aufgehört hat, die Herzen auszufüllen, zu beherrschen, ja zu beschäftigen.

Wenn nur nicht die neuere Wissenschaft dabei auf Ergebnisse käme, welche die Zuversicht dieser Sätze wieder erheblich erschüttern müssen. Das Christenthum soll ein veraltetes Ding für den modernen Menschen sein. Gut; nun zeigt aber die kritische Wissenschaft, daß man die Lehrsätze, die uns eine Thorheit geworden sind, mit Unrecht auf den Stifter des Christenthums zurückgeführt hat, und daß diejenigen Lehren, die wirklich von seinem Munde ausgegangen sind, leider noch in keiner Weise für veraltet erklärt werden können. Eher ließe sich sagen, sie sind noch so neu, wie ein Geräthe, von dem man sich bisher seiner Kostbarkeit halber noch keinen Gebrauch zu machen erlaubte.

*) Dr. A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte, 3 Thle., Heidelberg, Fr. Bassermann. 1868—1874.

So wenig Zuverlässiges von Jesus überliefert ist, so weiß man doch so viel, daß er seinen Anhängern eine Gesinnung empfahl, von der nur zu wünschen wäre, sie würde in künftigen Zeiten mehr befolgt und wüßte sich mehr Boden in den Menschenherzen zu erobern, als ihr im Laufe der ersten zwei Jahrtausende geglückt ist. Es ist wahr, Jesus hat, worauf neuerdings viel Gewicht gelegt worden ist, manches nicht gelehrt, was heutzutage nützlich zu wissen und zu beherzigen ist, aber es ist nicht minder gewiß, daß das, was er gelehrt hat, morgen so wenig veraltet sein wird wie heute.

Doch nicht darum wird der Streit unserer Tage geführt. Selbst die Bewunderer der Commune erweisen zuweilen dem Befreier und Menschenfreund Jesus die zweifelhafte Ehre, ihn unter ihre Heiligen zu versetzen. Vielmehr was die Späteren aus seinen einfachen Sprüchen herausgeklügelt und zu tyrannischen Einrichtungen ausgesponnen haben, ist das Christenthum, welches unser Geschlecht als unerträglichen Zwang empfindet, und welches kurzweg abzuschütteln und auszustoßen empfohlen wird. Und freilich, wer unter Christenthum nur die Lehrsätze versteht, auf welche sich im Verlauf von zwei oder drei Jahrhunderten nach Jesus die Kirche, die seinen Namen trägt, aufgebaut hat, dem kann es ja nicht schwer sein, den Nachweis zu führen, daß dasselbe unserer modernen Bildung fremd geworden ist und daß zu den äußeren Ordnungen, welche auf jene Lehrsätze gegründet sind, die Gegenwart kein inneres Verhältniß mehr hat. Weniger schnell mit dem Urtheile wird derjenige sein, der den ganzen Verlauf der christlichen Entwickelung mit ihren Krisen und Epochen überdenkt und den unzertrennbaren Zusammenhang sich vergegenwärtigt, in welchem dasselbe mit der gesammten abendländischen Gesittung steht.

Nichts springt so sehr in die Augen, als die Flüssigkeit und Veränderlichkeit seiner Formen, und längst ist uns die Vorstellung geläufig, daß die Geschichte des Dogmas die Geschichte seiner Selbstauflösung ist. Wir sehen die kirchlichen Einrichtungen entstehen und sehen sie zerfallen. Doch diese Fähigkeit, die verbrauchten Formen abzuwerfen, ist zugleich ein Zeichen unverwüstlicher Lebenskraft. Nur die ununterbrochene Reihe seiner inneren Veränderungen ist es, durch welche das Christenthum im Zusammenhang mit der Culturbewegung geblieben ist, ja dieser von Zeit zu Zeit wieder seinen unverwischbaren Stempel aufgedrückt hat. Zäh klammert es sich an die Fortschritte der Civilisation und verkettet unauflösbar mit ihnen sein Schicksal. Nach vierzehn Jahrhunderten bricht eine neue Invasion des Heidenthums siegreich herein, aber wir sehen die Statthalter Christi an der Spitze des Triumphzuges der Renaissance. Und dann wieder im nächsten Augenblick — während das Christenthum überwältigt scheint von dem alten Feind, rafft es aus eigener Kraft sich auf zu einer Erneuerung, welche die Grundlage einer neuen

Bildung wird. An seine inneren Veränderungen knüpfen sich die wichtigsten Culturfortschritte, und so eng ist der Zusammenhang, daß sich auf keinem Punkte auseinanderhalten läßt, was dem Einflusse des Christenthums und was geistigen Mächten anderer Herkunft zuzuschreiben ist; so eng, daß wohl zu keiner Zeit mehr die siegreiche Concurrenz eines „neuen Glaubens“ zu befürchten steht. Denn Alles, was als solcher sich ankündigt, ist selbst nur ein Kind der Culturbewegung, aus welcher der Antheil des Christenthums nicht mehr ausgeschieden werden kann. Der neue Glaube mag sich seiner Abstammung schämen, aber er kann sie nicht verläugnen. Auch der Gegensatz ist, wie man in der philosophischen Epoche sagte, als ein Moment in die Entwickelung des Ganzen aufgenommen. Der Ketzer Arius gehört nicht minder zur Kirchengeschichte als sein glücklicher Gegner Athanasius, der Protestantismus nicht minder als die alte Kirche, die Hegelsche Philosophie so gut als die Scholastik, Reimarus und Lessing so gut als der Hauptpastor Goeze und — warum der letzten Consequenz ausweichen, da doch eine Grenzlinie nirgends gezogen werden kann — die heutigen Angreifer und Verächter des Christenthums so gut wie seine Vertheidiger. Der Ort, an welchem das Leben Jesu von Strauß geschrieben ist, die Repetentenstube im ehrwürdigen Tübinger Stift, das ehemals ein Augustinerkloster war, vergegenwärtigt aufs eindringlichste den Wandel der Zeiten, aber auch den unzerreißbaren Zusammenhang einer Cultur, in welcher das Christenthum ebenso beständigen Einfluß übt als es beständigen Umbildungen unterworfen ist. Proteusartig wandelt es die Gestalt; es scheint bald mehr zu geben, bald mehr zu empfangen, jetzt die Bewegung zu führen, dann wieder von anderen Strömungen fortgerissen zu werden, doch in allem Wechsel der Zeiten spüren wir seine Allgegenwart.

In diesem Zusammenhang der Cultur erscheint das Christenthum, so lange es existirt; seine Eigenthümlichkeit besteht nicht in dem kleinen Vorrath von Dogmen, der nur mehr spärlichen Zuwachs aus dem Munde des Unfehlbaren erhält, sondern in der Fähigkeit trotz dieses Inventars unveränderlicher Formeln sich mit allen lebendigen Mächten der Zeit auf guten Fuß zu stellen. So stereotyp, wie jene Formeln, ist eine andere, die man bei neuen unbequemen wissenschaftlichen Funden zu hören bekommt, nämlich die, daß diese oder jene neue Theorie höchst verwerflich und eifrig zu bekämpfen sei, daß aber, wenn sie sich gleichwohl haltbar erweist, dem Christenthum doch daraus ein Schaden nicht erwachsen könne, denn u. s. w. Kaum riß der Darwinismus bei uns ein, so beeilten sich die Verkündiger des Christenglaubens, zu versichern, die neue Lehre sei ebenso gottlos als ungereimt, aber im gleichen Athem fügten sie vorsichtig hinzu, daß auch, wenn die Hypothese von der Wissenschaft bestätigt würde, das Christenthum dadurch nicht im geringsten

erschüttert werde. Noch neuerdings war zu hören, wie die Kirche gegen die Einführung der Civilehe ihre Stimme erhob, aber doch bei Zeiten darauf bedacht war, ihren Frieden mit der unvermeidlichen Einrichtung zu machen, die ja bei genauerer Prüfung der Kirche keinen Eintrag thun könne, ja vielmehr den wahren Interessen derselben nur förderlich sein werde. Diese unendliche Bieg- unr Schmiegsamkeit muß den Radicalismus, der mit dem Christennamen lieber heute als morgen aufräumen möchte, zur Verzweiflung bringen, und man begreift den Haß, welchen er den Wortführern des Bündnisses zwischen Christenthum und Cultur in besonderem Maße zu widmen pflegt. Wer aber in den geschichtlichen Anfängen des Christenthums bewandert ist, der weiß, daß dieses Bündniß so alt ist, als das Christenthum selbst. Nur daß neuerdings die Freundschaft vielfach blos aus Noth, aus Vernunftsgründen geschlossen scheint, in der Absicht, zu retten, was noch zu retten ist; während das Christenthum in jungen Jahren mit Freudigkeit und Lust an den Brüsten der Zeitbildung sog, ja daraus seine Hauptnahrung gewann und das Geheimniß seiner Erfolge.

Das will freilich nicht stimmen mit der überlieferten Vorstellung von der Art und Weise, wie das Christenthum in die Welt gepflanzt wurde und dieselbe überwand. Allein die neuere Wissenschaft hat hier Entdeckungen gemacht, welche dieser Vorstellung erheblichen Eintrag thun, und welche noch überdies geeignet sind, den Streitigkeiten über das Christenthum den größten Theil ihrer Schärfe zu benehmen. Sie führt den dogmatischen Streit, der seiner Natur nach aussichtslos ist, auf ein ganz anderes Feld, auf das Gebiet der leidenschaftlosen geschichtlichen Betrachtung. Sie lehrt, daß gerade derjenige Punkt, an welchen sich vornehmlich die erbitterte Debatte knüpft, gar nicht von der Erheblichkeit ist, die ihm die dogmatische Auffassung, und zwar die des Glaubens und die des Unglaubens, beigelegt hat. Als geschichtliche Erscheinung knüpft das, was wir Christenthum nennen, unzweifelhaft an Person und Leben Jesu an, allein doch nur in derselben Weise, wie überall geschichtliche Umbildungen zuletzt, theologisch gesprochen, ihre auserwählten Rüstzeuge finden, von denen das befreiende Wort ausgeht oder die glückliche That. Dieses Eintreten einer Persönlichkeit, welche dem dunklen Drang der suchenden Geister zum rechten Wege verhilft, und deren Name zur Aufschrift des Jahrhunderts wird, ist immer ein Mysterium, aber das Geheimniß ist dort in Nazareth nicht von anderer Art und nicht größer, als auf allen den Punkten, wo die Rüstzeuge, mehr oder weniger des Zieles sich bewußt, ihren Willen und ihre persönliche Verantwortung einsetzen. Das Aufgebot allen Scharfsinns und aller Gelehrsamkeit hat das Dunkel, in welches das Leben Jesu gehüllt ist, nur in geringem Maße aufzuhellen vermocht; das ist bedauerlich, aber es ist für die Wissenschaft zu verschmerzen. Denn während

man in der Aufhebung des Schleiers von der Person unseres Religionsstifters nicht sehr glücklich gewesen ist, sind gleichwohl für die Erklärung, wie das Christenthum entstanden ist, die werthvollsten Resultate gewonnen worden. Die genauere Erforschung des ganzen Zeitalters hat nämlich dazu geführt, daß man aufgehört hat, den Schauplatz, auf welchem die geistige Umwälzung ihren Anfang nahm, blos auf dem Wege von Galiläa nach Jerusalem zu suchen. Der Ursprung des Christenthums ist ungleich complicirter gewesen, als die vom Nährvater gezimmerte Wiege von Nazareth. Es hätte nicht die Welt beherrschen können, wenn seine Wurzeln nicht schon tief in der vorchristlichen Welt gelegen wären. Wie überall in der Geschichte, hat es eines persönlichen Anstoßes bedurft, daß die Kräfte zu neuen weltumgestaltenden Mischungen zusammentraten: die Kräfte selbst sind vorher bereit gelegen.

Diese Art und Weise, das Christenthum geschichtlich zu betrachten, ist noch von sehr neuem Datum. Zwar war der Christengott derselbe, der als Judengott bereits die Veranstaltungen des alten Bundes im Hinblick auf die Erlösung geschaffen hatte; es lag hierin ein Moment, an welchem der geschichtliche Zusammenhang des Christenthums wenigstens nach einer Seite aufdämmerte. Die ersten geschichtsphilosophischen Versuche knüpfen sich an dieses Verhältniß des alten und des neuen Bundes. Allein dabei konnte die Ansicht, daß die neue Religion durch ein Wunder in die Welt gepflanzt sei, unerschüttert bestehen. Ist das Wunder auch nach rückwärts vorbereitet oder vorgedeutet, so kehrt nach der altgläubigen Vorstellung das Christenthum seinen übernatürlichen Charakter dafür um so schroffer nach der heidnischen Welt, und man kann kaum Ausdrücke finden, stark genug, um den vollkommenen Gegensatz zu bezeichnen: es ist das Licht, das in der Finsterniß scheint, die Wahrheit, welche den Irrthum überwindet, das Reich Gottes, das mit dem Reich des Teufels zu Felde liegt. Diese altgläubige Vorstellung hat nur äußerst langsam gemildert, modificirt und zuletzt durch die geschichtliche Ansicht verdrängt werden können. Nicht ohne Beschädigung ging sie freilich aus der Reformation hervor. Indem die Reformation ihr Recht aus der Wahrnehmung ableitete, daß die Kirche sich verändert habe, sich selbst untreu geworden sei, durch Irrthum und Abfall sich bewegt habe, lagen darin bereits die Anfänge der Kritik, der Gegensatz von Licht und Finsterniß wurde in die Kirche selbst hineingetragen. Allein an dem Wunderanfang des Christenthums wagte die Reformation nicht zu rütteln. Auch ihr galt dasselbe als eine unmittelbar vom Himmel kommende Einrichtung, die nur von den Menschen verderbt war. Am Anfang aber lag Alles. War der Anfang ein göttliches Wunder, so blieb das Christenthum überhaupt etwas von der menschlichen Weltgeschichte specifisch Verschiedenes, nicht unterworfen den Gesetzen, kraft deren alles andere geschieht. Und diese Vorstellung ist bis in

die neueren Zeiten die herrschende gewesen. Selbst die Aufklärung, indem sie den robusten Wunderglauben mit der Annahme einer göttlichen Vorsehung vertauschte, hat hierin nichts geändert; ohnedies wollten die meisten Vertreter des Rationalismus, die sonst überall die „erlogenen Wunder" verbannten, doch wenigstens aus dem Urchristenthum das Wunder nicht entfernen. Vischer hat neulich aus persönlicher Erinnerung viele daran gemahnt, welchen einschneidenden Wendepunkt das Leben Jesu von Strauß bildete. Unser Geschlecht kann sich kaum mehr eine Vorstellung machen von dem Ideenkreis, der erst durch dieses Buch bei Seite geschafft ist. Noch Neander sieht im Christenthum eine aus dem Himmel kommende Kraft, welche in ihrem Ursprung wie in ihrem Wesen, erhaben über Alles, was die menschliche Natur aus eigenen Mitteln zu schaffen vermag, neues Leben ihr verleihen und von ihrem inwendigen Wesen aus sie umbilden sollte. Das ist nur die moderne Uebersetzung jenes altchristlichen Gegensatzes vom Licht und der Finsterniß. Das Christenthum ist nach diesem Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts ein schlechthin übernatürliches, den geschichtlichen Zusammenhang zerreißendes Wunder, womit er dann die seltsame Theorie verbindet, daß die Wunderkraft des Urchristenthums noch etwa bis ins dritte Jahrhundert gereicht und von da an dem Naturzusammenhange Platz gemacht habe, eine Theorie, vor welcher immerhin der Katholicismus den Vorzug der Consequenz behaupten möchte, wenn er noch bis zum heutigen Tag die Wunder des heiligen Januarius und der Louise Lateau flüssig macht. Erst Strauß hat mit seiner Kritik der Wunder in den Evangelien, indem er auf das Leben Jesu die Gesetze alles Geschehens anwandte, auch für eine geschichtliche Ansicht vom Christenthum die Bahn gebrochen. Auch die Geschichte steht vor Punkten, die dunkel, die nicht weiter aufzuhellen sind, aber sie kennt keine Wunder, am Anfang des Christenthums so wenig als in dessen späterem Verlauf.

Doch die menschliche Erkenntniß bildet eine ununterbrochene Kette. Sie kennt keine Sprünge. Nirgends werden unbrauchbare Stützen weggeworfen, wo nicht zuvor in der Stille neue und bessere aufgestellt worden wären. Wenn das Wunder zur Erklärung des Christenthums überflüssig wurde, so geschah es nur, weil inzwischen die Elemente einer besseren Erklärung gefunden waren und stetig sich gekräftigt hatten. Man war auf dem richtigen Wege, als man anfing zu entdecken, daß das Christenthum, wenn auch als unvermitteltes Wunder in die Welt hereinbrechend, doch nicht in einem lediglich negativen Verhältniß zu seiner Zeit gestanden sei, vielmehr mindestens eine äußere Förderung durch dieselbe erhalten habe. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts drückte das in seiner Sprache so aus, daß Christus zu keiner „bequemeren Zeit" auf die Welt kommen konnte, und daß seine Lehre in keinem andern Jahrhundert einen so schnellen und rühmlichen Eingang

gefunden haben würde. Ja es war schon den ältesten christlichen Apologeten merkwürdig erschienen, daß die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes gerade mit der römischen Universalmonarchie zusammenfiel. „Die Vielheit der Reiche," sagt Origenes gegen Celsus, „wäre ein Hinderniß für die Verbreitung der Lehre Jesu durch die Welt gewesen; wie hätte eine Friedenslehre Raum gewinnen können, wenn nicht die Welt bei der Erscheinung Jesu schon überall ins Mildere umgeändert gewesen wäre?" Damit war bereits der Anstoß zu einer Gedankenreihe gegeben, die eifrig verfolgt wurde, sobald einmal der Wunderglaube in Mißcredit gerieth. Zu einer Zeit, da man gegen das Wunder mißtrauisch wurde, es aber doch beim Ursprung des Christenthums noch nicht zu beseitigen wagte, suchte die Wissenschaft, von einem gewissen Instinct getrieben, nach anderen Erklärungen, gleichsam um das Wunder, wenn es doch nicht mehr haltbar sein sollte, im Voraus zu ersetzen. Jetzt nämlich wurde der Zustand des Jahrhunderts, in welchem das Heil erschien, genauer untersucht. Man vergegenwärtigte sich den Schauplatz der Begebenheiten, das Weltreich, in welchem die Gegensätze der Nationalitäten aufgehoben waren, und gleiche Einrichtungen, gleiche Ideen an den Siegeswagen der Römer sich hefteten. Man schilderte die Auflösung des jüdischen Volkes, die Zersetzung der hellenischen Cultur, man verfolgte die Entwickelung der vorchristlichen Religionen bis zu dem Punkte, wo sie vor der neuen Macht die Waffen strecken mußten. In diesen Schilderungen sprach sich, wie gesagt, ein richtiger wissenschaftlicher Instinct aus, nur gelang es noch nicht, die Menge der neugewonnenen Kenntnisse in ein inneres Verhältniß zur Entstehung des Christenthums zu bringen. Ausführungen dieser Art nahmen die Stelle einer Einleitung oder mehr oder weniger müssigen Beiwerks an, oder es spukte noch jene Idee vom bequemen Jahrhunderte nach: der Verfall der jüdischen Welt war so himmelschreiend geworden, daß der Messias unmöglich länger verziehen konnte; in das römische Weltreich trat das Christenthum ein, damit ihm sein Weg zu den Völkern erleichtert würde; die Heidenwelt hatte im Unglauben geendet, der aber nur aus der Verzweiflung an den bisherigen Religionen hervorging, Sehnsucht nach einem neuen Glauben war und sofort verlangend dem aufgehenden Lichte sich entgegenstreckte. Eine Geschichtsbetrachtung, die uns heute so naiv und veraltet klingt, als gehöre sie einem fernen Jahrhundert an, und doch ist sie noch in der Hälfte des unserigen die herrschende gewesen.

Es ist das Verdienst F. C. Baurs, für die Geschichte des Christenthums eine neue Stufe erobert zu haben. „Mein Standpunkt ist der rein geschichtliche", dies stolze Wort steht im Eingang zu seinem „Christenthum der drei ersten Jahrhunderte". Es ist uns heute eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die allgemeinen Gesetze der Geschichte auch für den Anfang dieser Geschichte

gelten müssen. Aber Baur ist der erste gewesen, der principiell und mit Nachdruck es ausgesprochen hat: soll das Christenthum geschichtlich begriffen werden, so darf nicht nur im Verlauf, sondern es darf auch im Anfang der geschichtliche Zusammenhang nicht zerrissen werden. Er zuerst hat das Christenthum aufgefaßt als „eine dem Geist der Zeit entsprechende und durch die bisherige Entwickelungsgeschichte der Völker vorbereitete allgemeine Form des religiösen Bewußtseins." Von diesem Gesichtspunkte erschien der Universalismus des römischen Reichs, erschien der Verfall der griechischen und jüdischen Religion nicht mehr blos im Licht von äußeren Förderungsmitteln, sondern als constituirende Momente des neuen Weltbewußtseins, das im Christenthum seinen charakteristischen Ausdruck fand. „Es enthält nichts, was nicht auch durch eine ihm vorangehende Reihe von Ursachen und Wirkungen bedingt wäre, nichts, was nicht längst auf verschiedenen Wegen vorbereitet und der Stufe der Entwickelung entgegengeführt worden ist, auf welcher es uns im Christenthum erscheint, nichts, was nicht, sei es in dieser oder jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hätte." Und so schrieb er die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte von dem Gesichtspunkte: „Zusammenhang, Haltung und Einheit in das Ganze zu bringen, die verschiedenen Elemente, die hier zusammenwirken, und die bewegenden Kräfte und Principien, deren Product das Resultat der drei ersten Jahrhunderte ist, in ihrem Unterschiede zu sondern und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu verfolgen, alle einzelnen Züge, die zum Charakter einer in so inhaltreicher Bewegung begriffenen Zeit gehören, so viel möglich zu einem in sich harmonischen Bild zu vereinigen."

Aber Baur selbst hat freilich wenig mehr als die principielle Forderung aufgestellt und die Wege gewiesen. Es kam ihm bei seinen geschichtlichen Arbeiten mehr nur darauf an, den Geist durch die Fülle des Geschehenden hindurchleuchten zu lassen, oder wie er sich auszudrücken pflegte, die Hauptmomente der Entwickelung zusammenzufassen. Ausführliche Erzählung, die dem Einzelnen ihr Recht widerfahren ließ, lag außerhalb seiner Absicht und der eigenthümlichen Art seiner Begabung. Wohl aber hat er, und auf seinen Schultern eine Schaar jüngerer Talente das gesammte Gebiet des Urchristenthums kritisch durchforscht und diese kritische Arbeit hat im Laufe weniger Jahrzehnte zu einer Reihe festbegründeter Resultate geführt, mit denen man von der Kritik allmälig zur Geschichtserzählung fortschreiten konnte. So ist der Apostel Paulus mehrfach zum Gegenstand der Monographie gemacht worden. Man hat den Zusammenhang der Offenbarung des Johannes mit der neronischen Christenverfolgung auch vor einem nichtgelehrten Publikum nachgewiesen. Auch der zeitgeschichtliche Hintergrund des Lebens Jesu, die

Vorgänge in Judäa, waren inzwischen durch sorgfältige Untersuchungen aufgehellt worden, nicht minder die für den christlichen Ideen- und Empfindungskreis so wichtige Entwickelung, welche die griechische Philosophie von Sokrates bis zu den Neuplatonikern genommen hat. Solche Studien und Versuche zeigten, daß es möglich ist, mit den von der kritischen Forschung behauenen Steinen zum Neubau zu schreiten; sie mußten ermuthigen, auch die große Aufgabe zu unternehmen, das gesammte Zeitalter, welchem die Entstehung des Christenthums angehört, zum Gegenstand eines breit ausgeführten Geschichtsgemäldes zu machen. Es galt, die älteste Geschichte des Christenthums zu erzählen als ein wirkliches Stück der wirklichen Geschichte, sie einzugliedern in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang, sie darzustellen, wie die Mithandelnden sie erlebten, vermischt und verworren mit durchaus profanen Ereignissen. Es galt, zu zeigen, wie das Christenthum geworden ist unter den lebendigen Wechselwirkungen mit den gegebenen Zeitverhältnissen.

Das sind die eigenen Worte, mit denen A. Hausrath sich über die Absicht seiner „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" ausgesprochen hat, die jetzt in drei Bänden vollendet vorliegt. Er hat zuerst an der Geschichte des Paulus seine Kräfte geübt, er hat auch die ungleich größere Aufgabe in ausgezeichneter Weise bewältigt. Ich habe versucht, die Stelle zu bezeichnen, welche dieses Werk in der Geschichte der Wissenschaft einnimmt; es schien mir, daß das Neue und Epochemachende desselben auf diese Weise am eindringlichsten sichtbar werde. Um so kürzer kann ich mich über das Werk selber fassen. Es ist hier ohnedies nichts zu sagen als unbeschränktes Lob, rückhaltlose Empfehlung. Hervorgegangen aus der theologischen Wissenschaft, ist es doch ein ächtes Geschichtswerk, nach Form und Inhalt für einen weiten Leserkreis berechnet, der sich für die Durcharbeitung durch die drei Bände reichlich belohnt sehen wird. Wir haben wenige Geschichtsbücher, die einen bedeutenden Inhalt in so durchsichtiger Form geben, die so anziehend und fesselnd zu lesen sind. Nirgends in der Erzählung drängt sich ein subjectives Interesse hervor, sei es kritisch oder erbaulich, und die Geschichte ist darum so lebendig, weil sie überall den Quellen selbst nacherzählt ist. Mit steigendem Genusse liest man diese Schilderungen aus der jüdischen und aus der römischen Geschichte: die Charakteristiken der römischen Kaiser von Augustus bis Hadrian, die Beschreibungen der Landschaften und Bevölkerungen, durch welche Paulus die Lehre vom Kreuze trug, und wieder die Erzählung tragischer Katastrophen, wie die neronische Christenverfolgung und der Fall von Jerusalem. Immer erfreut das künstlerische Geschick, mit dem diese Geschichtsbilder zusammengesetzt sind und bei oft dargestellten Gegenständen überrascht die selbständige Forschung und die Neuheit der Gesichtspunkte, so, wenn die religiösen Tendenzen innerhalb der absterbenden Heidenwelt nachgewiesen oder wenn die Wege aufgezeigt werden, auf welchen

sich der Glaube an den Messias durch die heidnischen Völker verbreitete. Gerade die Ausführlichkeit, die zuweilen vom Zwecke abzulenken scheint, führt recht lebendig in die Epoche hinein und läßt uns die Zeit erleben, „wie die Mithandelnden sie erlebten". Und alle Einzelschilderungen führen doch wieder zurück auf die geistige Revolution, zu deren Erklärung sie dienen, auf die Umwälzung, welche sich inmitten der Weltereignisse auf dem Schauplatze des römischen Reiches vollzog, und die wir das Christenthum nennen.

Ob es wohl nöthig war, ausdrücklich zu versichern, daß das Christenthum gleichwohl nicht als Product der Weltverhältnisse aufzufassen sei? Die Versicherung ist immerhin Mißverständnissen ausgesetzt, denen ein für allemal die Thüre verschlossen werden sollte. So wie das Christenthum historisch geworden ist, ist es allerdings nur durch das Zusammenwirken aller geistigen Factoren der Epoche geworden. Wie man auch über den persönlichen Anstoß denken mag, der von Judäa ausging, gewiß ist, daß die erste Gemeinde eine Secte des Judenthums und in Gefahr war in diese engen Schranken sich einzuschließen, wenn nicht der Glaube an das Kreuz durch Paulus in die Heidenwelt eingeführt worden und dadurch in die Culturbewegung des Westens eingegangen wäre. Nicht von demjenigen Kreis gingen seine weltgeschichtlichen Wirkungen aus, der durch persönliche Erinnerung am engsten mit dem Meister zusammenhing, erst in der paulinischen Form ist es welterneuernd geworden, also durch denjenigen Apostel, für welchen der geschichtliche Jesus verschwand hinter dem dogmatischen. Den großen Weltumschwung hat nicht der historische Christus bewirkt, sondern der ideale Christus, den frühzeitig die Gemeinde sich bildete: als selbständige Macht hat sich das Christenthum erst erfaßt, als es definitiv mit dem Judenthum brach, und es errang sich den Sieg allerdings im Kampf mit dem römischen Staat und mit der griechischen Bildung, aber so, daß es gleichzeitig diese Mächte absorbirte und in ihre Formen sich ergoß.

Es giebt keine Neuschöpfung von so originaler Kraft, die nicht fortwährend compromittiren müßte mit den Mächten, welche sie überwinden und verdrängen will. Aber es giebt auch keinen Verfall, an dem nicht schon Kräfte thätig sind, welchen die Zukunft gehört. Es war darum eine der Hauptaufgaben des Hausrathschen Werks, die Fäden blos zu legen, die von den alten Bildungen in die neuen überleiten. Ausführlich sind die inneren Veränderungen verfolgt, die in den Glaubensvorstellungen der antiken Welt vor sich gegangen sind, Veränderungen, die nach der einen Seite nur Verfall und Zersetzung zu sein scheinen, auf der anderen aber bereits die Wirkungen eines neuen Princips sind kraft dessen die heidnische Cultur nicht blos dem Christenthum entgegenkam, sondern sich auch zur Mitarbeit an demselben rüstete. Wenn das Christenthum seinen Monotheismus und den Glauben an

Unsterblichkeit zunächst aus seiner mütterlichen Wiege empfing, so sind dies Ideen, die zugleich das Heidenthum um diese Zeit aus sich selbst erzeugt hatte. Zumal die Unsterblichkeit der Seele darf man geradezu eine heidnische Idee nennen, und die Aufgabe der christlichen Entwickelung war es, diesen überkommenen Mythus aufzulösen und den geistigen Kern aus der Schale zu befreien, wie dies die moderne Philosophie gethan hat. Der Bruch zwischen Gott und der Welt, zwischen Geist und Materie, kommt erstmals in der platonischen Philosophie zum Vorschein. Die Aufklärung jener Tage bestand darin, daß sie über der hellenischen Götterwelt einen einzigen Gott anerkannte; die Freidenker jenes Geschlechts glaubten an ein ewiges Leben und an eine Wiedervergeltung nach dem Tode. Dem Bewußtsein vom Sündenelend hat Seneca ergreifenden Ausdruck verliehen. Einer der jüngeren Stoiker hat das Wort ausgesprochen: „Alle sind Brüder, den Alle haben in gleicher Weise Gott zum Vater." Schrittweise hatte das Heidenthum der geistigen Gottesverehrung des Judenthums sich genähert. Und auf der Grenze zwischen Judenthum und Platonismus hatte der alexandrinische Jude Philo sein kühnes System aufgebaut, das den klaffenden Dualismus von Gott und Welt überwinden sollte durch die Lehre von einem Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Logos, des Vaters erstgeborenen Sohn, der Ebenbild Gottes, aber zugleich Urbild der Welt und insonderheit der Menschen ist. „Ohne positiven historischen Anstoß," sagt Hausrath, „konnte die neue Weltanschauung nicht zu einer festen, befriedigenden religiösen Ueberzeugung gerinnen; war aber ein solcher gegeben, dann standen allerdings die Umrisse fest, in denen die in Fluß gebrachten Ueberzeugungen sich als neue Religion gestalten mußten. Das blasse Schema war da, das der religiöse Genius nur mit lebendigeren Farben auszumalen brauchte, um eine Weltanschauung zu bieten, die den Gebildeten und dem gemeinen Mann Genüge that."

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die Methode des Hausrathschen Werks auch auf die Evangelienfrage, überhaupt auf die urchristliche Literatur neue Lichter zurückwirft. Wie wir die allmähliche Ausbildung des Christenthums in den zwei ersten Jahrhunderten verfolgen können, so auch die Literatur, die sich aus der jungen Gemeinde entwickelte. Vom Galaterbrief an, den Paulus im Jahre 53 schrieb, und von jenen ersten Apokalypsen, die nach den Schrecknissen der neronischen Zeit im Jahre 68 geschrieben sind, bis zu dem Logosevangelium, das der hadrianischen Zeit angehört, finden wir alle Schriften des neutestamentlichen Kanons eingereiht in den geschichtlichen Zusammenhang; eben damit ist ihnen die Zeit angewiesen, in der sie entstanden sind. Dieses Verfahren ist sozusagen die Probe der neutestamentlichen Kritik. Ueberall hat die Kritik vorarbeiten müssen, nur auf ihre Resultate gestützt war es möglich die einzelnen Schriften an ihre richtige

Stelle zu setzen, aber auf der anderen Seite erhalten ihre Ergebnisse auch wieder ihre Bestätigung dadurch, daß in der Geschichtserzählung die Schriften als charakteristisch für eine bestimmte Zeit und aus deren Bedingen erwachsen sich darstellen. Hausrath hilft damit zugleich zur Entscheidung an denjenigen Punkten, wo der von wesentlich literarischen Gesichtspunkten geführte Streit bisher fast hoffnungslos war.

Auch in dieser Beziehung bildet das aufbauende Werk von Hausrath einen Abschluß der kritischen Untersuchungen, welche seit vier Jahrzehnten das Gebiet der ersten christlichen Jahrhunderte umgepflügt haben, und die in ihrer Gesammtheit zu den stolzesten Leistungen deutscher Wissenschaft gezählt werden dürfen. Es ist ein Werk, das nicht blos die Kenntnisse unseres Geschlechtes vermehrt, sondern auch dessen geistigen Horizont erweitert. Seine Wirkung ist befreiend, nicht blos von der Ueberlieferung sondern auch von den Schlagworten des Tages. Es liegt weit ab von den Streitigkeiten der Gegenwart, mit keinem Worte nimmt es aufdringlich Partei; doch gerade aus der Geschichte mögen diejenigen den meisten Gewinn ziehen, denen es heutzutage um eine selbständige Meinung zu thun ist.

Drei noch ungedruckte Briefe von Goethe.

Mitgetheilt von Rudolf Baier.

Goethe an Benecke.

I.

Wohlgeborner
Insonders hochgeehrtester Herr!

Ew. Wohlgeboren konnten mich nicht bedeutender an die schöne Zeit unserer ersten Bekanntschaft erinnern, da ich in Göttingen freundlichst aufgenommen unter Anleitung höchst wissenschaftlicher Männer meinen Zweck eifrig zu verfolgen Gelegenheit fand.

Auf die gegenwärtige Mittheilung läßt sich nur mit überraschter Beschämung danken. Seit seinem ersten Erscheinen begleitete ich, mit näheren und ferneren Freunden, ja mit Einstimmung von ganz Deutschland und der Welt, jenes charakter-gegründete, gränzenlos productive, kräftig unaufhaltsame, zart-liebliche Wesen auf allen seinen Pfaden. Ich suchte mich mit ihm durch Uebersezung zu identificiren und an seine zartesten Gefühle, wie an dessen kühnsten Humor mich anzuschließen; wobey denn, um nur des letztern Falles zu gedenken, allein die Unmöglichkeit über den Text ganz klar zu werden mich

abhalten konnte, eine angefangene Uebersetzung von English Bards and Scotch Reviewers durchzuführen.

Von einem so hochverehrten Manne solch eine Theilnahme zu erfahren, solch ein Zeugniß übereinstimmender Gesinnungen zu vernehmen, muß um desto unerwarteter seyn, da es nie gehofft, kaum gewünscht werden durfte.

Mögen Ew. Wohlgeboren dieses vorläufig dem englischen Freunde mit aufrichtigem Dank für dessen Vermittelung zu erkennen geben, so werden Sie mich sehr verbinden.

Die Handschrift des theuren Mannes erfolgt ungern zurück, denn wer möchte willig das Original eines Documents von so großem Werth entbehren. Das Alter, das denn doch zuletzt an sich selbst zu zweifeln anfängt, bedarf solcher Zeugnisse, deren anregende Kraft der Jüngere vielleicht nicht ertragen hätte.

Und nun schließe mit Wunsch und Bitte, daß Dieselben ein wohlwollendes Andenken mir immer erhalten mögen.

Weimar den 12. Novbr: 1822.

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebenster
J W v Goethe.

II.

Wohlgeborner
besonders hochzuehrender Herr.

Ew. Wohlgeboren abermalige Sendung gereicht mir zu nicht geringem Vergnügen; den Antrag einer verehrlichen Comite nehme in beyliegendem Schreiben dankbarlichst an, wobey ich Ew. Wohlgeboren ergebenst bitte für mich die Summe von zwanzig Pfund zu unterzeichnen, weil ich keinen Beweis versäumen möchte, wie hoch ich den Geist eines Mannes schätze, der nur allzufrüh das merkwürdigste Individuum das geboren werden konnte auf und weggezehrt hat.

Die Widmung des Sardanapals ist mir von dem höchsten Werth. Wenn ich die Gunst eines solchen Blattes meinem Verdienste nicht wohl zuschreiben darf, so bleibt es immer merkwürdig, daß ein jüngerer in seinem Vorgänger die Ahnung jenes Strebens enthusiastisch verehrt das er in sich selbst unwiderstehlich empfindet.

Nehmen Sie meinen verpflichteten Dank und lassen mich durch Ihre Vermittelung von den weiteren Fortschritten jenes löblichen Unternehmens ein mehreres hören. Wenn der Vorübergegangene sich zwar selbst schon ein herrliches geistiges Monument gestiftet, so ist es doch sehr schön, daß ein bleibendes reales Denkmal die Nachkommen sinnlich erinnere: er sey auch dagewesen wie Viele, aber begabt, verehrt, geliebt wie Wenige. Mein Andenken auch

unter Göttinger Freunden belebt zu sehen, ist mein eifriger Wunsch wenn ich mich fernerer Geneigtheit angelegentlichst empfehle. Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

Weimar d. 3. April 1826. ergebenster Diener J W v Goethe.

III.

Ew. Wohlgeboren

gefällige Sendungen waren immer von Wichtigkeit; die letzte ist überraschend und so ehrenvoll als betrübend. Mir giebt es ganz eigene Gedanken, daß der unbegreifliche Mann mich gerade auf den Sardanapal besonders anwies, da ich diesem Stück von jeher vor andern günstig gewesen. Der königliche Leichtsinn, die Anmuth des griechischen Mädchens, die ganz eigene wundersame Verbindung zwischen den zwey Personen verscheuchen alle hypochondrischen Gespenster, womit der treffliche Dichter seine Freunde zu ängstigen pflegt, sie erscheinen nur hier und da gleichsam aus den Winkeln hervortretend.

Doch ich muß mich hüten von den Vorzügen dieses Stücks zu sprechen; man erschöpft eine solche Production niemals durch Nachdenken, beim jedesmaligen Lesen ist sie wieder neu.

So ging es mir auch diesmal. Lebhaft aber regte sich der Wunsch dem Dichter dagegen etwas Freundliches erwiedert zu haben; nun ist er nicht zu erfüllen und man kommt in Gefahr sich abzuquälen über die Frage: wie dieses, von seiner eigenen Hand bezeichnete Exemplar so lange vorenthalten werden konnte, wie die mir erwiesene Freundlichkeit so lang ein Geheimniß blieb, ja durch die Zuschrift von Werner noch mehr verdeckt und aller Nachforschung entzogen wurde.

Bin ich nun Ew. Wohlgeboren diese ganz unerwartete Entdeckung schuldig, verdank ich Ihnen ein Zeugniß das mir besonders in diesen Tagen ganz unschätzbar seyn mußte; so werden Sie überzeugt seyn, daß ich diese günstige Einwirkung auf mich und meine Zustände nach ihrem ganzem Werth anzuerkennen weis.

Kann ich noch erleben, daß jenes intentionirte Monument wirklich zu Stande kommt, so wird es eine ganz eigene Klarheit über meine Tage verbreiten.

Ich bin gewiß, daß Ew. Wohlgeboren das Nähere, sobald es zu Ihrer Kenntniß kommt, mir geneigtest mittheilen und die Hand bieten werden, daß ich ungesäumt meine theilnehmende Pflicht erfülle.

In vorzüglichster Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Weimar den 27. Jul 1826. J W v Goethe.

Die hier mitgetheilten drei Briefe Goethes sind an den 1844 verstorbenen Oberbibliothekar und Professor Georg Friedrich Benecke in Göttingen, den bekannten Germanisten, gerichtet*). Sie betreffen die Widmung des „Sardanapal" von Lord Byron an den deutschen Dichter.

Zum Verständnisse der Briefe ist an Goethes 1824 geschriebenen Aufsatz „Lebensverhältniße zu Byron" zu erinnern.

Goethe hatte den Manfred in einer den Geist des britischen Dichters bewundernden Weise besprochen; Byron fühlte sich geschmeichelt und beabsichtigte, seinen „Sardanapal" dem deutschen Dichter zu widmen. Letzterer sagt über diese Beziehungen in dem genannten Aufsatze: — — „Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ. Sodann aber folgte überraschend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerspiels Sardanapal, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte. Der Deutsche mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten, auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Facsimile, zu höchst werthem Andenken. Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen, wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirne führt."

Der erste der drei Briefe nun läßt uns die Umstände erkennen, welche die Unterlassung der beabsichtigten Widmung verursacht haben. Unter dem 30. Mai 1821 sandte Byron den eben vollendeten „Sardanapal" von Ravenna aus nach England an seinen Verleger Mr. Murray und im December desselben Jahres erschien das Drama zusammen mit „Die beiden Foscari" und „Cain". Wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Manuscripte wird Byron das Blatt, welches die beabsichtigte Widmung enthielt, an Murray geschickt haben mit dem Auftrage, dasselbe Goethe zur Approbation vorzulegen. Dies geschah, wie wir aus dem ersten Briefe erfahren, durch Vermittelung Beneckes, welcher, den Engländern damals als der bedeutendste Kenner ihrer Sprache

*) Die Briefe befinden sich im Besitze der in Stralsund lebenden Tochter Beneckes, Frau Bohnstedt, welche dieselben dem Einsender zum Zwecke der Veröffentlichung mit freundlichster Bereitwilligkeit anvertraut hat.

in Deutschland geltend und überdies durch die Beziehungen Göttingens zu England begünstigt, mit diesem in regstem literarischen Verkehre stand. Daß aber das Dedicationsblatt Goethe erst zuging, als der „Sardanapal“ längst erschienen war, dürfen wir aus dem Datum des Goetheschen Briefes schließen, mit welchem das Blatt am 12. November 1822, also elf Monate nach dem Erscheinen des Dramas, von Weimar an Benecke zur Weiterbeförderung nach England abgeht. So erklärt sich zur Genüge, wie die beabsichtigte Widmung bei der ersten Ausgabe unterbleiben mußte und erst späteren Drucken vorangestellt wurde. Wo und durch wen das Blatt auf seinen Wegen bis zu dem Tage, an welchem Goethe es an Benecke zurücksandte, in so auffälliger Weise aufgehalten worden, ist freilich nicht mehr aufzuklären. Möglich, daß es von Murray nicht gerades Weges und unmittelbar an Benecke befördert ist, sondern letzterem auch erst durch weitere Vermittelung und auf einem Gelegenheitswege zugegangen.

Goethe erwähnt der „mancherlei Verspätung“ als Ursache, daß „Sardanapal“ ohne die Widmung in die Oeffentlichkeit trat. Da das Drama schon im December 1821 erschien, so ist, wie eben bemerkt, wohl anzunehmen, daß das Dedicationsblatt seinen Weg nach Deutschland und zu Goethe erst gefunden hat, als es bereits zu spät war, und die Schuld dieser ersten Verspätung werden wir in England zu suchen haben. Daß dann an weiterer Verzögerung Goethe selbst nicht ohne Antheil war, mögen wir aus den Worten des Briefes lesen, daß die „Handschrift ungern zurück erfolge“, und überdies dem Umstande entnehmen, daß Goethe ein lithographirtes Facsimile von dem Blatte anfertigen ließ.

Dies Blatt aber, welches unser Dichter so ungern und gewiß nur zögernd aus seinem Besitze entließ, hat nie das Ziel seiner Bestimmung erreicht; es steckt heute noch in demselben Briefumschlage, der es am 14. November 1822*) von Weimar Benecke zuführte, um von diesem weiter an Murray befördert zu werden.

Das Blatt, ein Bogen in kleinem Octav, goldgerändert, mit dem Wasserzeichen „Fellows 1817“, trägt die unzweifelhaften Schriftzüge Byrons und in ihnen die aus den späteren Ausgaben des Sardanapal bekannte Widmung an Goethe, diese von den Drucken dadurch verschieden, daß die Zeilen nicht in der Form einer Lapidarinschrift auftreten, sondern einfach in Cursivschrift hintereinander fortlaufen. Die Widmung stellt sich in 13 Zeilen folgender Gestalt dar:

Dedication of „Sardanapalus“.

To the illustrious Goethe a stranger presumes to offer the ho-

*) Dies ist das Datum des Poststempels.

mage of a literary Vassal to his liege-Lord — the first of existing writers — who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe.

The unworthy production which the author ventures to inscribe to him is entitled „Sardanapalus".

Es erklärt sich, daß Benecke das ihm von Goethe zugesandte, zum Abdruck bestimmte Blatt zurückhielt, da ihm nun, nachdem Sardanapal längst erschienen war, die Weitersendung des Blattes nach England überflüssig erscheinen mußte.

Nicht in gleicher Weise wird Byron die Sache als eine abgethane angesehen haben. Als er den im Druck erschienenen „Sardanapal" ohne die Dedication von Murray erhielt und sich ihm nun die schon beim Erscheinen des „Marino Faliero" gemachte Erfahrung wiederholte, — auch dies Drama hatte der Dichter und zwar bereits im Jahre 1820 Goethe zu widmen beabsichtigt — die Erfahrung nämlich, daß eine vorhergehende Anfrage bei dem deutschen Dichter Verspätungen verursache und den Zweck vereitele, sah er kurz und gut von solcher Anfrage ab und überschrieb seinen im Januar 1822 vollendeten „Werner" „to the illustrious Goethe". Trotzdem muß ihm dies nicht genug gewesen sein, und er die früher gehegte Absicht, den „Sardanapal" Goethe zu widmen, festgehalten haben. Dafür spricht einmal die späteren Drucken vorangestellte Widmung, was wohl nicht ohne ausdrückliche Einwirkung Byrons geschehen ist, dann zweitens insbesondere die von Eckermann unter dem 26. März 1826 (I. 172) verzeichnete Mittheilung: „Goethe war heute bei Tische in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein ihm sehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift der Dedication seines Sardanapal." Ein zweites Dedicationsblatt, mit dem ersten gleichlautend, ist also von Byron an Murray gegangen und von diesem, da er das erste nicht zurückerhalten, wiederum durch Beneckes Vermittelung an Goethe gesandt. Daß dies der Fall war, erhellt aus dem Inhalte des zweiten und dritten Briefes. Der zweite Brief ist wenige Tage nach Empfang des, wie wir eben von Eckermann gehört haben, am 26. März 1826 eingetroffenen Byronschen Blattes geschrieben und die Erwähnung des „Sardanapal" also nur eine Rückäußerung auf jene Zusendung.

Schließlich ist zu dem ersten Briefe noch hinzuzufügen, daß die im Eingange des Schreibens erwähnte Zeit der ersten Bekanntschaft zwischen Goethe und Benecke in das Jahr 1801 fällt, in welchem ersterer einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Göttingen genommen hatte, um (vgl. Tag- und Jahreshefte) „die Lücken des historischen Theiles der Farbenlehre abschließlich auszufüllen."

Das Denkmal, zu welchem Goethe zwanzig Pfund zeichnete, war für die Westminsterabtei beabsichtigt, aus deren Dichtergräbern englische Orthodoxie den Leib des Sängers ausgeschlossen hatte.

Der letzte Kurfürst.

Am 6. Januar dieses Jahres ist der letzte Kurfürst von Hessen „zu seinen Vätern" versammelt worden, nicht aller, aber doch derjenigen würdig, die ihm als Kurfürsten vorausgingen; wie denn „Nicht besser sein wollen, als Vater und Großvater" vielleicht das einzige Stück Pietät war, das man ihm nachrühmen konnte.

Will man diesen Fürsten mit einem Wort charakterisiren, so wird man sagen müssen: er war genau wie seine kurfürstliche Würde ein Anachronismus; mit seinen beiden Vorgängern in derselben merkwürdiger Weise genau die Zeit ausfüllend (1803—1866), in der es nichts mehr zu küren gab, in der es also auch keiner Kurfürsten mehr bedurfte, und nichtsdestoweniger als der einzigartige Kurfürst, der er — eine Ironie der Geschichte — einmal war, und der auch nicht leicht einem andern seine Stimme gegeben hätte, als sich selbst, doch nur in dieser tristen kaiserlosen Zeit, die eigens für ihn und Seinesgleichen gemacht zu sein schien, möglich.

Ob er dadurch prädestinirt war, diese Zeit festzuhalten und alles Neue zu hassen? Jedenfalls hat er dieß ebenso aufrichtig gethan, wie jenes versucht, und wenn seine Bestimmung keine größere war, sie erfüllt.

In dem Sinne freilich, wie es alle verneinenden Geister schließlich werden müssen, ist auch der letzte Kurfürst von Hessen der neuen Zeit dienstbar geworden; ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß auch er — wenn schon wider Wissen und Willen — den neuen Kaiser mitgekürt und so einmal doch sein besonderes Kurfürstenrecht geltend gemacht hat. Von so weittragenden Folgen für unser Gesammtvaterland war das Verhalten dieses seltsamen Fürsten in den Jahren der Reaction von 1850 an und in dem für ihn selbst so verhängnißvoll gewordenen Jahre 1866.

Möglich, daß auch ohne ihn Alles so gekommen wäre, wie es gekommen ist. Aber das unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Krisis im Selbstauflösungsproceß des weiland Bundestags durch nichts so sehr beschleunigt worden ist, wie durch die hessischen Verfassungswirren, insofern sich bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß der von beiden Parteien angerufene keine zu befriedigen vermochte, weder den Kurfürsten, noch sein Land, und der ganze Handel nur dazu diente die beiden Hauptmächte des Bundes mehr, als je,

einander zu verfeinden. Die viel verspottete Schlacht von Bronzell, die angeblich nur einem Schimmel das Leben kostete, ist doch erst auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 entschieden worden, und sie kostete „Scepter und Kronen“.

Welche besondere Rolle aber der Kurfürst von Hessen in eben diesem Jahre 1866 gespielt und wie er sich um dessen Ausgang mitverdient gemacht hat – als der vielleicht passivste von allen Mitspielenden — daran mag um so mehr erinnert werden, als es zur Zeit nur wenigen bekannt ist. Der gewöhnlichen Annahme zufolge wäre der Kurfürst von Hessen einer der entschiedensten Parteigänger Oesterreichs gewesen, eine Annahme, die in seinem trotzigen Verbleiben auf Wilhelmshöhe und in seiner Gefangennahme daselbst, durch die, beiläufig, der seither unpopulärste Fürst eine zeitlang populär wurde, eine handgreifliche Bestätigung zu finden schien. Nichtsdestoweniger ist diese Annahme ohne Grund. Der Kurfürst hatte seit lange, und selbstverständlich seit seiner Begrüßung durch „Bismarcks Feldjäger“ keine Sympathien mehr für Preußen. Aber ebensowenig für Oesterreich; theils weil er überhaupt keine Sympathien hatte; theils weil ihn letzteres in seinem Streit mit den Ständen auch schließlich im Stich gelassen, während sich ihm Preußen bei Gelegenheit der Vermählung seines dritten Sohnes im Januar 1866 wieder freundschaftlich genähert hatte, theils weil ihn doch die ganze Tradition seines Hauses mehr zu diesem, als zu jenem hinzog. Als es schließlich galt Farbe zu bekennen, war wohl Niemand so unentschlossen und rathlos wie der Kurfürst von Hessen; und noch bis zum 13. Juni Abends konnte in der Residenzstadt Kassel kein Mensch wissen, wie sich der Landesherr entscheiden werde; denn noch wußte es dieser selbst nicht. Erst am 14. früh erhielt der kurhessische Bundestagsgesandte seine definitive Instruction durch den Telegraphen. Was den Ausschlag gegeben, ob persönliche Einwirkung ganz besonderer Art, oder eine letzte Pression Seiten Oesterreichs unter Hinweisung auf seine eventuell gefährdeten böhmischen Besitzungen, oder was sonst, das mag hier dahingestellt bleiben: unberechenbar wie ein Würfelspiel war es jedenfalls, daß der Kurfürst gerade so Partei nahm, wie es geschehen ist. Waren doch auch, als schon preußische Truppen das Land besetzt hielten, die seinigen noch nicht einmal mobilisirt, so daß er auch den Verbündeten nicht das Mindeste nützen konnte.

Wer dies unglaublich und unbegreiflich findet, dem müssen wir zu bedenken geben (und könnten es sehr im Detail beweisen!), daß das ganze kurfürstliche Regiment seit lange nur noch eine Illustration zu dem Goetheschen Wort war: „das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß; das Unbeschreibliche — hier ist es gethan“ (nur das allerletzte paßt nicht; man müßte denn das Wörtchen „hinan“ in „herab“ umändern!), und daß bei dieser ernsten Gelegenheit nur zu Tage trat und seinen Tag fand, was nie anders gewesen. Denn

nicht mit dem Wort „Mißregierung" wird das Wesen der kurfürstlichen Wirthschaft seit 1850 richtig bezeichnet, sondern damit, daß im modernen Sinne des Worts meist gar nicht regiert wurde.

Gewiß war es nicht die Absicht des erlauchten Herrn, sein Land so herunterzubringen, wie er gethan hat; aber ebenso wenig hatte er die gute Absicht des Gegentheils. Ihm galt Hessen lediglich als Domaine, deren Bestimmung keine andere war, als von ihm nach Möglichkeit ausgenutzt zu werden. Der allerhöchsten Ungnade war gewiß, wer ihn an landesväterliche „Pflichten" zu erinnern wagte; denn nur eine unendliche Summe von Rechten bildete ihm den Begriff seiner königlichen Hoheit; weshalb denn auch bei Differenzen, Einwendungen, Gegenvorstellungen, wenn Jemand solche und seine gesunden Glieder dabei riskirte, das „Ich bin der Kurfürst" die stärkste und oft einzige Rechtfertigung seiner jeweiligen Handlungsweise war.

Je mehr sich nun deren im Laufe der Zeit nöthig machten, desto größer wurde — ein anderer schlimmer Zug seines Charakters — sein persönliches Mißtrauen, in jedem Vorschlag, in jedem Rath, in jeder Meinungsäußerung, in jedem schönen Hause, das in Kassel ohne seine Genehmigung gebaut worden, einen heimlichen Angriff auf seine Souveränetät sehend; selbst in der ihm verschriebenen — Gott weiß, warum — einmal „grünlichen Arznei" nichts Geringeres: „wie wenn der Leibarzt mit dem Kurfürsten machen könnte, was er wolle; wie wenn der Kurfürst nicht wüßte, daß alle Arznei braun ist."

Dieser unmäßige Souveränetätsdünkel, gepaart mit Mißtrauen, ließ am kurfürstlichen Hofe — dies Gute wird man wohl anerkennen müssen — keinerlei Patronage und Nepotismus aufkommen; mit persönlichen Empfehlungen war bei diesem Fürsten nichts zu erreichen; es sei denn, daß man ihn täuschte, insofern man ihm — ein aber doch immer gefährliches Experiment — das gerade Gegentheil von dem anpries, was man zu erreichen wünschte. Durch sich selbst empfohlen war ihm in des Wortes verwegenster Bedeutung nur jede Mittelmäßigkeit, jedes Gewöhnliche, Alltägliche, so daß Schulze oder Müller zu heißen vortheilhaft werden konnte, während gefährlich, einen Namen zu führen, den der Kurfürst noch nicht gehört hatte.

Will man dem Gesagten widersprechend finden, daß doch die Hassenpflug-Vilmarsche Partei, dieselbe, aus der das Häuflein renitenter Pastoren hervorgegangen ist, in großem Ansehen bei ihm stand, so ist hierauf zunächst einschränkend zu erwidern, daß es auch damit nicht ganz so bestellt war, wie man gewöhnlich annimmt. Denn einmal hatte der Kurfürst zu der von dieser Partei zur Schau getragenen Frömmelei („Muckerei" nannte er sie gelegentlich selbst) nicht die geringste persönliche Neigung, und daß sie ihm seine hessische Kirche lutherisch machen wollten, ging ihm ganz wider den Strich; und zum andern lernte er im hessischen Treubund so viel faule Individuen kennen, daß

auch ihm die ganze Sippe dadurch verdächtig wurde. Was ihr immer wieder auf die Beine half und als Partei den verhältnißmäßig größten Einfluß sicherte, war eben dies, daß sie allein es verstand, den Kurfürsten an seiner zugleich stärksten und schwächsten Seite zu fassen, ihn schmeichlerisch anlügend, daß er das sei, was er sein wolle, in der hessischen Pfaffensprache: „der Gesalbte des Herrn, dessen Willen irgendwie zu beschränken Auflehnung gegen Gott sei, ja der nicht blos das Recht, sondern auch die heilige Pflicht habe, eine Verfassung zu brechen, die seine Souveränetätsrechte beschränkte u. s. w.“ In einem abscheulichen Machwerke, „hessische Chronik“ genannt (Marburg bei Koch 1855), hatte Vilmar sogar die Schamlosigkeit, zu notiren, wie Gott diesen und jenen Hessen, der sich am Verfassungswerk betheiligt, schon in diesem Leben durch schwere Heimsuchungen bestraft habe; während er bei anderer Gelegenheit eine Phrase wagte (ich garantire nur für den lästerlichen Inhalt, nicht genau für die Form), in der er „das Auge Gottes und des HErrn im Himmel“ und die „blauen Augen des Kurfürsten auf Erden, die beide über ihr Volk wachten“ — so ungefähr — coordinirte.

Ebenso verstand es diese Partei, wie sonst Niemand, dem Mißtrauen des Kurfürsten durch Verdächtigen alles dessen, was neu war, „von der guten althessischen Zeit abweichend“, immer neue Nahrung zu geben; und soweit ihr dies gelungen ist und damit: den Kurfürsten immer mehr seinem Volk und der Gegenwart zu entfremden, um soviel hat sie auch dessen nun von ihr bejammertes „Sterben im Exil“ — zu dem er selbst weiland so viel andere und bessere genöthigt hat — auf dem Gewissen.

Dies freilich wohl nicht das schlimmste, was sie darauf hat! So meinte sogar ein ehemals zur Partei gehöriger, nachmals nüchtern gewordener hessischer Pfarrer: „daß es der liebe Gott doch besonders wohl meinte mit dem Kurfürsten —, daß er ihn auf seine alten Tage von aller Regierungssorge befreit und ihm noch so schöne Muße, über sich nachzudenken und sich ernstlicher auf den Himmel vorzubereiten, geschenkt habe.“

Ob der hohe Herr seine Muße dem entsprechend verwandt hat, danach hat nun hier Niemand mehr zu fragen. Aber soviel ist richtig an jener frommen Hypothese, daß die besten Freunde des Kurfürsten nicht Ursache haben, ihn um seines Exiles willen, und wie er dazu gekommen ist, zu beklagen. Denn schwerlich — wie die Dinge in Hessen zu Anfang der 60er Jahre standen — würde der Kurfürst bis zu Ende seines Lebens den Thron seiner Väter behauptet haben, wenn er ihn auch nicht gerade so wie es geschehen ist hätte verlassen müssen. War doch kurz vor der Katastrophe, ohne daß Jemand eine Ahnung von ihr hatte, die Meinung allgemein verbreitet, und je näher der unnahbaren höchsten Person, desto mehr: daß es so keine zwei Jahre weitergehen und bestehen könne. Sie hat sich erfüllt, anders als man

erwartete, aber nicht schlimmer, als wie man erwarten oder befürchten mußte. Auch für den letzten Kurfürsten selbst nicht schlimmer, sondern besser! Denn vom Schauplatz verdrängt — nicht ohne Leidensgefährten — durch die Wucht großer geschichtlicher Ereignisse, zu einer Zeit, in die er schlechterdings nicht hineinpaßte, und in deren neue Ordnung er sich auch nachmals nie zu finden gelernt hätte: ist er eben dadurch vor dem minder ehrenvollen Schicksal eines Herzogs Carl von Braunschweig und Seinesgleichen bewahrt worden.

Wie die Thiere des Waldes auf den Grabstein des alten Jägers, so können die Hessen auf den ihres letzten Kurfürsten die Worte setzen: „Ihm ist wohl, und uns ist besser. Requiescat in pace!"

Für Haus und Herd.

Von einem alten Militär.

Wieder ist eine Session des Reichstags über die Prüfung des Armee-Budgets und des Pensionsfonds hinweggegangen, ohne die gerechte Erwartung derjenigen Militärpensionäre zu erfüllen, welchen die Verbesserungen des neuen Pensionsgesetzes gegen das alte nicht zu Gute gekommen sind, derer nämlich, welche bereits vor dem Kriege 1870 in Inactivität versetzt worden sind. Werfen wir einen Blick auf die Lage dieser so wenig Beneidenswerthen, so finden wir die vermögenslosen pensionirten Officiere, denen bei ihrem Ausscheiden Alter oder Gebrechlichkeit nicht mehr gestattete, um eine Civilanstellung nachzusuchen, fast ohne Ausnahme in dürftiger Zurückgezogenheit, in der sie ihre geringen Mittel zwischen der Aufrechthaltung eines standesmäßigen Aeußeren und den Bedürfnissen für Nahrung, Kleidung, Wohnung, und, wenn sie auch noch für eine Familie zu sorgen haben, für deren äußeres und inneres, gegenwärtiges und zukünftiges Wohl mit sorgenvoller Sparsamkeit vertheilen, von dem Proletarier nur dadurch unterschieden, daß ihnen zwar in Krankheitsfällen der Lohn ihrer früheren Arbeit nicht ausbleibt, die Pension nämlich, dagegen aber auch die Gelegenheit, durch Arbeit ihrer Dürftigkeit nachzuhelfen, mit höchst seltenen, gar nicht in Anschlag zu bringenden Ausnahmen, gänzlich versagt ist. Wie Viele haben vorher, ohne Verschwendung, ein kleines Vermögen nach und nach in stummer Resignation zum Opfer gebracht, um besonderen Unglücksfällen, wie Verlusten von Pferden, häufigen Versetzungen u. s. w. entgegen zu arbeiten, um einen Verfall äußerlich zu verbergen, dessen Herstellung von der Erhaltung der Carrière erhofft wurde. Der Mangel an Mitteln zu einem Umzuge nach einer wohlfeileren neuen Heimath hat Viele gezwungen, in der theueren letzten Garnison zu bleiben und sich Entbehrungen

aufzuerlegen, von denen sie früher nie eine Vorstellung hatten. Die große Mehrzahl aber hat die kleinen und kleinsten Städte, auch Dörfer, aufgesucht, um aus den geselligen Regionen zu verschwinden, welche Anforderungen an ihr kümmerliches Einkommen stellen konnten, die über das Nöthigste hinaus gehen.

Auch für die jetzt noch junge Generation der Officiere wird eine Zeit kommen, wo die jetzt neuen Pensionssätze in demselben Mißverhältnisse zu der Entwerthung des Geldes stehen, wie die alten Sätze zu dem jetzigen Geldwerth und auch dann werden die dann alten Pensionäre ein Recht haben, einen Ausgleich durch ein neues Gesetz zu fordern, das nicht allein die Helden eines dann allerneuesten Sieges, sondern alle Pensionäre der Armee umfaßt, die eben so in fortdauernder mit vielen Resignationen verbundener Pflichttreue Theil gehabt haben werden an der Tüchtigkeit der Armee, wie die jetzt so ungerecht zurückgesetzten Pensionäre.

Werfen wir nun einen Blick auf diesen Antheil der vor dem Kriege von 1870/71 in Inactivität versetzten Officiere. Man sollte vermuthen, daß in dem Militärstaate Preußen, in dem die allgemeine Militärdienstpflicht schon so lange in Fleisch und Blut des ganzen Staats- und bürgerlichen Lebens verwachsen ist, Jedem, der diese Pflicht erfüllt hat, trotz der ihm selbst daraus erwachsenen Opfer klar geworden sein müßte, daß es die ununterbrochene pflichttreue Arbeit der Officiere vom jüngsten Lieutenant aufwärts ist, welche die Ausbildung von der ersten Dressur bis zum Gebrauch auf dem Manöver- und Gefechtsfelde, die Belehrung und Erziehung des Soldaten zur Subordination und Disciplin, die Ausbildung der Officiere selbst zu den höheren Stufen ihres Berufs, zu einem so kriegstüchtigen Ganzen verbindet. Man sollte vermuthen, daß diese Arbeit, der manche Körperkraft erliegt, nicht so gering angeschlagen werde, daß man nur die Früchte derselben auf den Schlachtfeldern und zwar nur auf denen des letzten Krieges des Lohnes oder eines besseren Lohnes werth erachtet. Es scheint aber, daß von den Herren Abgeordneten nur Wenige die Linie des Militär-Dienstes passirt, oder daß sie dem Officierstande nur gezwungen, sowohl früher als jetzt, eine eingehende Betrachtung zugewendet haben und deshalb ihre für alle bürgerlichen Aufgaben so thätige Geistesschärfe, so wie ihr Rechtsgefühl den für die Pflichten erworbenen Rechten des Officierstandes noch nicht mit dem von uns in jeder anderen Beziehung hochgepriesenen Eifer zugewendet haben. Zu diesem Schlusse fühlt man sich berechtigt, wenn man sich erinnert, daß schon in der vorletzten Session die Frage über die Ausdehnung des neuen Pensionsgesetzes angeregt, aber schon in der Commissionssitzung durch die — wenn sie wahr ist, ungründliche — Bemerkung beseitigt worden sein soll, daß es gar nicht zu übersehen sei, wohin das führen könne, ferner, daß die Zeitungen im Anfange auch dieser Session unter den Vorlagen in Betreff des Militärpensionsfonds auch einer Summe erwähnten,

welche aus den Ueberschüssen des Pensionsfonds zur Verfügung gestellt werden sollte, um das neue Pensionsgesetz auf sämmtliche pensionirte Officiere auszudehnen, daß aber später von diesem edeln Vorhaben wieder nicht die Rede gewesen ist. Endlich ist auch im bairischen Landtage ein Antrag eingebracht worden, für die Gleichstellung der vor dem Kriege von 1870/71 verabschiedeten Pensionäre mit den nach dem Kriege verabschiedeten, eine Summe zur Verfügung zu stellen. Das bairische Kriegsministerium hat diesen Antrag unterstützt, aber auf den Etat — irren wir nicht — des auf Baiern entfallenen Kriegskostenbetrages verwiesen; von der endlichen Erledigung der Sache haben wir nichts weiter erfahren, haben aber diese Regung mit Freude und auch mit Hoffnung für die Session des Reichstages begrüßt und nur bedauert, daß sie im Reichstage, wo ihr geholfen werden konnte, nicht zum Ausspruch gekommen ist. Will sich etwa der Reichstag anmaßen, die Popularität der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 durch die bessere Behandlung der Pensionäre nach dem letzten Kriege in Vergleich zu stellen? Das glauben wir nicht. Die Regierung hat als einen gerechten Lohn für die Armee, wie sie war, als sie in den Krieg ging, wozu ihre Führer, vom Lieutenant aufwärts, sie vorgebildet hatten, eine Verbesserung des Looses ihrer nicht mehr dienstfähigen Führer von dem Reichstage verlangt; dieser hat von der Berechnung nach Sechzigtheilen trotz aller anerkennenden Redensarten die Forderung bis zur Berechnung nach Achtzigtheilen herab gesetzt. Wir können jetzt nicht beurtheilen, ob die Regierung damals wegen der Ungeheuerlichkeit der vorliegenden Arbeiten und Forderungen trotz der ihr zur Seite stehenden ungeheuren Summe der 5 Milliarden und des großartigen Pensionsfonds die Gedanken und den Muth für die vor 1870 verloren und Gott gedankt hat, daß sie von einer vielleicht nur rasch vorübergehenden, vielleicht sogar für nicht allgemein aufrichtig gehaltenen Wendung zu Gunsten der Armee nur einen Theil der Ansprüche für die Armee erfüllt hoffen durfte; oder ob die Regierung selbst gar nicht den Gedanken gehegt hat, das Schicksal der Militärpensionäre nach dem ruhmreichen Kriege allgemein verbessern zu wollen. Letzteres würde zu sehr an die Behandlung der Miliz-Armeen erinnern, als daß wir daran glauben könnten. Das Ende der Laufbahn eines Officiers, wie der eines Beamten wird stets ein warnendes oder ermuthigendes Beispiel für die nachfolgende Generation sein. Beweis dafür der heutige Mangel in all den Zweigen des Staatslebens, deren Träger seit langer Zeit unter einem ihren Leistungen unangemessenen Schicksal gelitten haben. Auf diese Weise tritt eine dem Striken der Arbeiter ähnliche, aber weit gefährlichere Wirkung ein, indem durch die von der häuslichen Erziehung bewirkte Abmahnung von gewissen Berufskreisen in steigender Progression der Zufluß zu diesen doch unentbehrlichen Staatsämtern aufhört. Je leichter es ist, mit weniger Vor-

bereitung dieselbe Laufbahn zu beginnen, desto weniger wird die Kategorie irgend eines Staatsdienstes vor dem Eindringen unbrauchbarer Arbeiter in dieselbe gesichert sein; das letztere Mittel, die Vacanzen zu füllen, wird also das verderblichste, sowohl für den bürgerlichen, als für den militärischen Staatsdienst sein. Die Verbesserung der Aussichten, ehe die Abmahnung oder Abneigung überhand genommen hat, ist also das beste Mittel, die Functionen der Staatsmaschine und der Armee stets in ausreichender Zahl und Tüchtigkeit besetzt zu sehen. Zu diesen Aussichten gehört aber bei der Armee mehr als bei jedem anderen Zweige des Staatsdienstes auch die Sicherung vor einer Zukunft, deren Entbehrungen in keinem Verhältnisse dazu stehen, daß der Berufssoldat seine Zeit, seine Gesundheit, sein Leben eine so lange Zeit dem Dienste gewidmet hat, daß ihm jede Möglichkeit genommen ist, seine Lage durch den Uebergang zu einem andern Beruf zu verbessern. Welcher Sinn, welche Gerechtigkeit liegt darin, daß man von dem neuen Pensionsgesetz die vor dem Kriege von 1870 verabschiedeten Officiere ausgeschlossen hat? Sie sind die ältere Generation; aus ihren Familien wird zuerst das Officiercorps seinen Zuwachs erhalten. Es ist ja natürlich, daß die Entwerthung des Geldes zunimmt, und das neue Pensionsgesetz hat diesem Verhältnisse noch lange nicht genug Rechnung getragen. Der Pensionär ohne Vermögen ist auch daran gewöhnt, sich eine Entbehrung nach der andern aufzuerlegen, da er unter Verkäufern lebt, die ihn jede Rangstufe höher theurer bezahlen lassen. Wie der größte Theil der Quartier-Vermiether über das Verhältniß der Serviserhöhung hinaus bei Officieren und Beamten die Miethen gleich erhöht hat, so suchen andere Verkäufer auf die höhere Charge eine Steuer zu legen für den Aplomb, mit dem sie den Titel aussprechen. In dieser Beziehung kann man die naivsten Ansichten und Geständnisse hören, namentlich aber wird es keinem Verkäufer oder Vermiether einfallen, wenn er einmal seine Taxe nach dem Ansehen der Person zu ändern gewöhnt ist, zwischen einem Alt- und Neupensionär einen Unterschied zu machen.

Genau betrachtet ist aber die Ausgabe gar nicht so unübersehbar und so ungeheuerlich, welche aus der Ausdehnung des neuen Pensionsgesetzes auf die Altpensionäre entstehen würde. Sie zu berechnen aus den Additionsexempeln aller Pensionen zahlenden Kassen kann doch nicht schwer sein. Sollte man aber den Betrag für Alle für unerschwinglich halten, so wird man nicht ungerecht sein, wenn man nothgedrungen Unterschiede setzt und zwar etwa folgende: 1) sind zu berücksichtigen Alle, die durch Verwundungen oder dauernde Gesundheitsschwächungen in einem Kriege invalide und behindert worden sind, durch das Ergreifen irgend einer ihnen zuzumuthenden Erwerbsart ihre Einkünfte zu verbessern, 2) die in Folge directer

Dienstbeschädigungen im Friedensdienst zu demselben Grade der Erwerbs-unfähigkeit Herabgedrückten, 3) die Pensionäre über 30 Dienstjahre, 4) die Pensionäre über 20 Dienstjahre. Unter der letzteren Classe werden sich schon Viele befinden, die sich durch das neue Pensionsgesetz nicht verbessern würden, also keine Mehr-Ausgabe veranlassen. Man wird auch zugeben, daß man mit 20 Dienstjahren schon die Ehre in Anspruch nehmen kann, manchen Stein zum Bau der Armee eingefügt zu haben, auch wird es nach so langer Dienstzeit Vielen sehr schwer oder unmöglich sein, einen neuen Wirkungs- und Erwerbs-Kreis zu gewinnen, nicht allein, weil es den Meisten an Geschick und Fügsamkeit dazu gebricht, sondern auch, weil sich ihnen eine weit verbreitete Abneigung entgegen stellt, ihren Gesuchen zu willfahren, da das zwanzigjährige Dienstalter durchschnittlich das vierzigjährige Lebensalter in sich schließen wird.

Im Reichstage ist keine Stimme der Commilitonen für die Sache, die wir hier vertreten, laut geworden, es sind deren ja auch nur so wenige und ihr Gedankenflug schwebt in höheren Regionen. Vielleicht wollten sie nicht betteln, wo sie voraussetzten, daß Abneigung ihnen die Thüren verschlossen hätte. Auch wir wollen nicht betteln, sondern mahnen an die Erfüllung einer Pflicht und sind weit entfernt, in deren Erfüllung etwa eine milde Gabe und Gnade zu erblicken.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Kirchendiebstähle. Gesellschaftliches. Colmar-Breisacher Eisenbahn. — Wenn man einem frommen und biedern Elsässer Bäuerlein glauben soll, so leben wir heutzutage in Zeiten, die schlimmer sind, als die ärgsten Perioden der Wiedertäufer und Bilderstürmer. Da werden Crucifixe an den Landstraßen zertrümmert, Heiligenbilder demolirt, Kirchen erbrochen, Opferkasten geplündert und Reliquien geschändet. So meldet das „Elsässer Journal" aus dem Flecken Kirweiler, daß vor ungefähr 14 Tagen in finstrer Nacht zwei steinerne Crucifixe, die neben der Straße nach Buchsweiler auf Privateigenthum standen, von ruchloser Hand niedergerissen und zertrümmert worden seien. Eines dieser Steinbilder war von einem dortigen katholischen Bürger in Folge eines Gelübdes erst vor einem Jahr für 200 Franken gekauft und an jener Stelle errichtet worden. Eine Woche später erzählt die „Mühlhausener Zeitung" von einem Diebstahle in der dortigen neuen katholischen Kirche. Ein Opferkasten war erbrochen und ausgeräumt worden. Der Dieb hatte sich

Abends in die Kirche einschließen lassen und wurde am anderen Morgen in der Frühe von dem Küster als ein struppiger Kerl mit dickem rothen Gesicht und zerknitterter Mütze recognoscirt, aber merkwürdiger Weise — laufen gelassen. Nun endlich ist noch in der Nacht vom 2. auf den 3. Weihnachtsfeiertag vorigen Jahres der Dom zu Colmar der Schauplatz einer wahren Greuelthat gewesen, die eine allgemeine Panik der religiösängstlichen Gemüther zur Folge hatte. Dort wurden zwei Tabernakel zertrümmert, die heiligen Gefäße entwendet, die consecrirten Hostien auf dem Altartisch umhergestreut, zwei Reliquien-Kästchen ihrer kostbar eingerahmten Reliquien beraubt und vier reichgefüllte Opferstöcke geplündert. Die Aufregung war natürlich am anderen Morgen ungeheuer unter der Bürgerschaft und Geistlichkeit von Colmar. Der Dompfarrer verordnete sofort, daß das Glockengeläute in der Kirche bis zur Purification derselben unterbleiben und die Stille des Charfreitags herrschen solle. Dann erließ er ein Avis in französischer und deutscher Sprache an seine geliebten Parochianen, in welchem er sie mit den blumenreichsten Ausdrücken zu allgemeiner Buße und Bekehrung aufforderte und zur Sühne des gottesschänderischen Frevels, welcher den Zorn des Herrn auf die ganze Stadt herabbeschwören könne, einen feierlichen Trauer-Gottesdienst auf den letzten Tag des Jahres bestimmte. Die frommen Leute in der Stadt aber schüttelten unwillig und mißmuthig den Kopf und meinten, das hätten die Freimaurer und Sectirer gethan, und man habe es auf einen allgemeinen Bildersturm in den katholischen Kirchen abgesehen. Von diesem albernen Verdachte, der sogar in der Elsässischen Presse seinen Ausdruck gefunden hat, kam man aber glücklicherweise nach einiger Ueberlegung zurück, und heute richtet sich derselbe vornehmlich auf Individuen, deren man sich überhaupt eines gemeinen Diebstahls wohl versehen kann, und die jedenfalls mit den Localverhältnissen ziemlich genau vertraut gewesen sind. Denn die Diebe sind an einer Stelle eingebrochen, welche man die zur Vollführung ihres Verbrechens relativ günstigste betrachten kann. Zwischen einer Capelle und einer Seitenthür des Domes hatten sie eine Oeffnung gemacht, welche gerade weit genug war, um einen Mann durchzulassen. Das Bubenstück selbst aber haben sie mit aller Gemüthsruhe und Ueberlegung durchaus methodisch und schlau ausgeführt. Nur solche Gefäße sind von ihnen entwendet worden, die einen effectiven Werth an Gold oder Silber repräsentiren. Drei Ciborien, deren Füße nur aus vergoldetem Kupfer bestanden, haben sie mitten durchgebrochen, die Schalen annectirt, die ziemlich werthlosen Untersitze aber in nahestehende Beichtstühle geworfen, wo sie am anderen Morgen von dem Küster gefunden wurden. Also reine Goldgier, die auri sacra fames des Virgil, die Absicht der rechtswidrigen Zueignung fremden Vermögens, bildete das Motiv der verbrecherischen Handlung, wie bei jedem gemeinen Diebstahl. Von

confessionellen Verirrungen kann hierbei nicht im Entferntesten die Rede sein. Erschwert wird die Sache allerdings durch Zeit und Ort der That und die Art der Ausführung. Ein solcher Diebstahl, welcher zur Nachtzeit mittelst Einbruches von zwei oder mehreren Personen gewaltsamer Weise begangen wird, kann nach dem etwas strengen französischen Strafgesetz unter Umständen sogar mit dem Tode bestraft werden. Einstweilen ist es allerdings den Anstrengungen der Staatsanwaltschaft noch nicht gelungen, den frechen Kirchenräubern auf die Spur zu kommen, und es bleibt immerhin äußerst merkwürdig, daß die verwegenen Gesellen es wagen konnten, in Colmar, dem Centralpunkte der Justizbehörden und der gerichtlichen Polizei, beiden ein Schnippchen zu schlagen.

Indessen wurde am Sylvesterabend um 8 Uhr von dem Pfarrer Meyblum die angekündigte Sühnandacht abgehalten. Dieselbe hatte in ihrer Art etwas Ergreifendes und Dramatisches an sich. Zuerst wurden mehrere lateinische Bußpsalmen mit dumpfer Orgelbegleitung abgesungen. Alsdann folgte eine Anrede des würdigen Dompfarrers an die versammelte Gemeinde in deutscher und französischer Sprache, in welcher er sich über den Kirchenraub des Weitern verbreitete und dann die Parochianen allesammt zur Reue und Buße aufforderte. Endlich wurde noch ein Sühnegebet an das heilige Altarssacrament laut vorgebetet und hierauf die Lichter gelöscht.

Von den eingewanderten Deutschen wurde der Sylvesterabend in Colmar und anderen elsässischen Städten, wo sich seit der Annexion deutsche Gesang-, Turn- und sonstige Vereine gebildet haben, nach alter deutscher Weise durch Abhaltung von Sylvesterbällen und dergleichen gefeiert. An einzelnen Orten haben auch eingeborne Elsässerinnen an diesen Bällen Theil genommen; und man ist geneigt, dies als ein gutes Zeichen zu deuten für die allmähliche Annäherung und Verschmelzung des einheimischen und des eingewanderten Elements in gesellschaftlicher Hinsicht. Denn bisher hat auf diesem Gebiete die noch ziemlich allgemein herrschende Spannung zwischen beiden Theilen ein freundschaftliches und kameradschaftliches Verhältniß noch äußerst schwierig und nahezu unmöglich gemacht. Derjenige Elsässer, der sich mit den Deutschen, hier zu Lande „Schwoben" genannt, viel abgiebt und allzu vertraut macht, kommt in schlechten Geruch bei seinen Landsleuten; und deshalb herrscht noch immer eine gewisse Scheu, sich offen und ungeschminkt auszusprechen und sich zu geben, wie man ist. Denn der elsässische Volkscharakter ist ebenso offen, frei und gemüthlich, wie der der meisten deutschen Stämme. Diese unangenehme und geradezu widersinnige Spannung in gesellschaftlicher Hinsicht hat nun in Bezug auf jene Vereine gleichfalls die Folge, daß sie etwas exclusiver Natur geworden sind. Ihre durchgängige Physiognomie ist die von reinen „Beamtenvereinen". Das elsässische, also das rein bürgerliche Element ist

darin noch sehr schwach oder eigentlich gar nicht vertreten. In einzelnen Städten, z. B. in Straßburg, bestehen außerdem noch sogenannte „Casinos", welche, abgesehen von den so ziemlich allgemein verbreiteten Officier-Casinos, den Sammelpunkt der eingewanderten Deutschen bilden sollen. Auch in Colmar, dem Hauptbezirksort von Ober-Elsaß, soll binnen Kurzem ein solches Casino errichtet werden. Doch zweifelt man im Allgemeinen an der dauernden Lebensfähigkeit derartiger Institute. Die monatlichen resp. vierteljährlichen Beiträge sind im Vergleich zu deutschen Verhältnissen wirklich horrend; und da diese Casinos meist ihre eigene Wirthschaft haben und insofern also auf die Coulanz des jeweiligen Oeconomen hingewiesen sind, so sind die Speisen und Getränke bei einiger Lässigkeit desselben nicht immer grade die vorzüglichsten zu nennen. Und in dieser Hinsicht hört man namentlich hier und da vielfache Klagen der Mitglieder solcher Casinos.

In Straßburg wird binnen Kurzem der Landesausschuß zusammentreten. Einen seiner Berathungsgegenstände soll, wie allgemein vermuthet wird, die Aufhebung des oberelsässischen Bezirkspräsidiums in Colmar und dessen Verschmelzung mit der Straßburger Regierung bilden. Colmar würde dadurch ca. 80—90 Verwaltungsbeamte verlieren, da gleichzeitig auch die dortige Steuerdirection mit übersiedeln soll. Den Colmarer Bürgern und den Abgeordneten des Oberelsasses kann eine solche Maßregel gewiß nicht gleichgültig sein. Die alte freie Reichsstadt, welche schon zu Kaiser Friedrich Barbarossas Zeiten zu den bedeutendsten Städten und Emporien des alten heiligen römischen Reiches germanischer Nation gehörte, würde dadurch gradezu zum Dorfe degradirt werden. Die Stadt, welche schon jetzt bei einer Einwohnerschaft von über 23,000 Seelen mit Bezug auf öffentliches Leben und Verkehr so ziemlich das Prädicat „öde" verdient, soll, wie von Eingesessenen erzählt wird, so wie so seit der Einverleibung bedeutend an Handel und Wandel eingebüßt haben. Die eigentlich einflußreichen Familien haben hier, wie auch in andern Städten des Elsasses, für die französische Nationalität optirt und sind zum Theil nach Paris, zum Theil nach dem jetzigen Norden Frankreichs ausgewandert. Die Localblätter in Colmar, deren drei existiren, — die einzige größere deutsche Zeitung, die „Elsässische Volks- und Handelszeitung", ist seit November vorigen Jahres wegen Mangel an Abonnenten eingegangen — machen sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen, ihren Mitbürgern mit Emphase mitzutheilen, welche von den ausgewanderten Colmaranern in den französischen Städten zu „Municipalräthen" creirt worden sind. Das Theater, ein schönes neues Gebäude aus rothem Sandstein, steht seit Jahr und Tag leer. Die Studenten von Straßburg sind einmal im vorigen Jahre in corpore hier eingezogen und haben einige Studentenstückchen gespielt zur allgemeinen Freude und Ueberraschung für Einheimische und Eingewanderte. Auch sonst giebt

wohl einmal eine Gesellschaft von Dilettanten daselbst ein Theaterstück oder ein Vocal- und Instrumentalconcert zum Besten. Sonst aber ist das öffentliche Leben in der oberelsässischen Metropole ziemlich todt. Es wird noch mehr abnehmen, wenn jene Maßregel mit der Verlegung des Bezirks-präsidiums zur Durchführung gelangt. Das Motiv hierfür soll höhern Orts Kostenersparniß sein. In directem Zusammenhang scheint damit zu stehen die neuere Nachricht, daß der jetzige Bezirks-Präsident, Hr. Freiherr v. der Heydt, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen werde.

Eine neue Verkehrsquelle scheint sich hingegen für die zeitige Bezirkshauptstadt und den ganzen oberelsässischen District mit der projectirten und augenblicklich im Bau begriffenen Colmar-Breisacher Bahn zu eröffnen. Die Bauarbeiten der Bahnlinie von Colmar bis zum Rhein — die Stadt liegt 3½ Stunden vom Rhein entfernt unweit des Gebirges und Freiburg im Breisgau ziemlich schräg gegenüber — sind kürzlich aufs Neue in Verding gegeben worden, nachdem die Bahn zuerst in vier Loosen einer in Straßburg domicilirten deutschen Gesellschaft zugetheilt war, welche sie aber aus unbekannten Gründen nicht in Angriff genommen hat. Man geht mit der festen Absicht um, die Bauten möglichst zu beschleunigen, um die ganze Linie Colmar-, Neu- und Alt-Breisach womöglich noch in der ersten Hälfte des neuen Jahres dem öffentlichen Verkehr übergeben zu können. m.

Aus Belgrad. Vorgänge in der Skupschtina. Aus Bosnien und Montenegro. Handelspolitik und Finanzielles. — Anschließend an meinen letzten Bericht will ich Ihnen über die Vorkommnisse Mittheilung machen, welche sich in der Skupschtina abspielten, und welche eben den Sturz des Ministeriums Marinovitsch zur Folge hatten. Es war am 3. December (21. November alten Stils). Die Abgeordneten sind in der Sitzung vollzählig erschienen; kurz vor Eröffnung derselben betritt das Gesammtministerium den Saal, Marinovitsch mit stolz erhobenem Haupte als Führer. Der Ministerpräsident erhält zuerst das Wort und trägt die Erklärung der Regierung vor, daß sie aus constitutionellen und gesetzlichen Gründen die Berathung des gegen die Pforte gerichteten Adreßentwurfes der Opposition nicht gestatten können. Hierauf erhält Kaljevitsch — der jetzige Finanzminister — das Wort: „Man zeige der Opposition das Gesetz, welches der Skupschtina verbietet, offen und ehrlich von den Bedürfnissen des Landes zu reden, und wenn ein solches besteht, so sind wir dazu da, es abzuschaffen, denn wir stehen im Namen des serbischen Volkes hier, und das serbische Volk ist souverän. Es ist eine unwürdige Kampfweise des Ministeriums, wenn es uns etwas zu discutiren verbieten will, weil darin bittere Wahrheiten zu Tage treten." Für die Regierung spricht Garaschanin, der Sohn des kürz-

lich verstorbenen Ministers unter Fürst Michael. „Meine Meinung ist, daß wir die Adresse darum nicht discutiren dürfen, weil dieselbe der Regierung des Fürsten Verlegenheiten bereiten würde, und weil sich die Majorität in der Adresse anmaßt, dem Fürsten Verhaltungsregeln zu geben, und ihm gleichsam zu sagen: Gospodar, du willst es nicht, oder du kannst es nicht, oder du bist nicht fähig, unsere Wünsche zu begreifen, deshalb sind wir gekommen, dich zu belehren." Er warne die Skupschtina eindringlich vor der Annahme des Entwurfes.

Da tritt Uros Knezevitsch auf, einer der geistreichsten Publicisten Serbiens. Die Majoriät hat ihn zum Berichterstatter und als Generalredner gewählt. „Mein Herr Vorredner hat vollkommen recht, wenn er sagt, wir wollten der Regierung den Weg vorzeichnen, den sie zu gehen hat, und wir wollten den Fürsten belehren. Wenn die Regierung das letztere nicht im Stande ist, ist es die Aufgabe jeder echten Volksvertretung, dem Herrscher die Augen zu öffnen, ohne auf rechts oder links Rücksicht zu nehmen. Das Ministerium, unterstützt von auswärtigem Einfluß, sandte den Fürsten auch nach Stambul, gleichsam um dem Sultan zu huldigen, und Serbiens Volk sah zähneknirschend zu, wie in der ganzen europäischen Presse diese Reise ausgelegt wurde, als ob Serbiens Volk auf seine Mission als Befreier seiner slavischen Brüder verzichte. Die Politik der Regierung taugt gar nichts; sie ist weder consequent in ihren Zielen, noch hat sie ein bestimmtes Programm. Man unterliegt fremdem Einfluß, das Ministerium versteht nichts, und der Fürst, welcher glaubt, die Maßnahmen seiner Räthe seien zum Wohle des Volkes, läßt sich zu allem brauchen."

Da bricht der Skandal los. Ein Tumult wie im weiland polnischen Reichstage erhebt sich; man fürchtet Thätlichkeiten. Endlich kommt der Präsident soweit zum Wort, um dem Redner eine Rüge zu ertheilen. „Das ist zu wenig!" ruft der Kriegsminister, und „Ausschließen aus der Skupschtina!" ertönen andere Stimmen. „Versucht es, Ihr vom Fürsten „ernannten" Creaturen, wir sind die richtigen Vertreter des Volkes!" antwortet die Majoriät und um es nicht zu offener Schlacht kommen zu lassen, wird die Sitzung geschlossen.

Am 4. December wird die Sitzung fortgesetzt. Das Ministerium ist wieder vollzählig auf dem Platze. Eine endlose Debatte beginnt pro und contra der Adresse. Oratorisch bedeutend waren nur die Auslassungen des Deputirten Milan Kujundzitsch, welcher im Namen der Opposition spricht. „Und ich sage Ihnen noch einmal: die Skupschtina hat allein das Recht, in der Adresse, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Volkes, der Regierung ein Programm zu dictiren. Die Regierung ist nur die Vollzieherin des Volkswillens und darf auf keinen Fall selbständig vorgehen, sonst ist die Skup-

schtina eine Maschine, welche von jedem Beliebigen mißbraucht werden kann. Dann ist es besser, wir gehen nach Hause und sagen unseren Wählern: man verbietet uns, eurem Willen Ausdruck zu geben, wir legen unser Mandat wieder in eure Hände, handelt nun, wie es einem freien Volke zukommt." Nachmittags spricht nur Marinovitsch, und bei der Abstimmung wird die Adresse mit 61 gegen 58 Stimmen abgelehnt. Da sich unter diesen 61 aber 33 sogenannte „Pairsstimmen" befinden, betrachtet das Ministerium dies Resultat als eine Niederlage und giebt seine Demission.

Mit der Neubildung des Cabinets wurde Zumitsch betraut, welcher auch ein Ministerium zusammenbringt, das aus den besten Kräften der Opposition gebildet ist, und welches das Vertrauen des Volkes genießt. Durchweg sind die Minister junge Männer von 30—35 Jahren, auf deutschen und französischen Universitäten gebildet, und was die Hauptsache ist, von einer tadellosen Vergangenheit. Daß der Minister Jvanovitsch Mitredacteur der Neusatzer „Zastava" war, und später in Genf als Verbannter die „Sloboda" — ein Organ radicalster Richtung — herausgab, wird ihm Niemand zum Vorwurf machen können.

Ueber die Manipulationen, welche angewendet wurden, um eine Majorität gegen die Adresse zu erzielen, kann ich Ihnen folgende Thatsache verbürgen. Der Entwurf der Opposition war in der Vorberathung mit allen Stimmen gegen eine angenommen worden. Selbst die vom Fürsten Ernannten hatten dafür gestimmt. Die Adresse wird dem Ministerpräsidenten überreicht, um die Einwilligung zur öffentlichen Discussion zu erhalten. Dieser liest und erschrickt. Er läßt die „33" zusammenberufen, und erklärt ihnen, daß diese Adresse nicht angenommen werden dürfe, weil dies eine förmliche Kriegserklärung gegen die Pforte sei. Die „Pairs" wollen sich aber nicht überzeugen lassen. Da trifft im Moment der höchsten Noth eine Depesche aus Constantinopel ein, geschickt vom russischen Botschafter Ignatieff, des Inhalts, daß der Großvezier Hussein Avni Pascha erklärt habe, daß wenn die Adresse in der vorliegenden Fassung angenommen würde, die Pforte dies als casus belli betrachten, und sofort türkische Truppen in Serbien einmarschiren lassen würde.

Nun fügten sich die 33, und wirkten auch unter ihren Bekannten, damit wenigstens eine Majorität von 3 Stimmen gegen den Entwurf erzielt wurde.

Dieser Fall ist erst jetzt bekannt geworden, und die Opposition benutzt diese Angelegenheit, um gegen die Pforte zu agitiren und den abgetretenen Marinovitsch als Verräther hinzustellen. Soviel ist sicher, daß Serbiens Volk ungeheuer kriegerisch gesinnt ist, und wenn zum Kampf gegen die Türken gerufen würde, würde das ganze Land wie ein Mann aufstehen, um voll-

kommene Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die anderen slavischen Stämme im Reich der Osmanlis, die Bosnier, Bulgaren und vor Allen die Montenegriner, würden sofort bereit sein, das Bruderland zu unterstützen. Melden ja doch Briefe aus Bosnien, daß man die Ernennung eines omladinistischen Ministeriums als gutes Omen betrachte, weil jetzt die Zauderpolitik wohl endlich ein Ende erreicht haben, und eine Actionspolitik eintreten werde. In Bosnien und der Herzegovina, wo doch die Hälfte der Bewohner Muhamedaner sind, herrscht trotzdem eine Einmüthigkeit der Gesinnung zwischen Christen und Muselmännern, daß an innere Streitigkeiten und Zerwürfnisse nicht gedacht werden könnte. Ich bereiste im Herbst 1873 ganz Bosnien und weiß aus eigener Erfahrung, daß die Bosnier, gleichviel welcher Confession und Religion, zuerst Slaven sind und selbst als Muhamedaner einen bitteren Haß gegen die wirklichen Türken nähren, welche hier zum Unterschiede von den Bosniern „Osmanljis" genannt werden. Selbst Derwisch Pascha, der jetzige Vali von Bosnien und der Herzegovina, soll sich für einen Anschluß des Vilajets an Serbien ausgesprochen haben.

Die Pforte kennt die Stimmung im Lande und wirft immer mehr Truppen in diese Gegenden. Serajevo, Zwornik, Bihatsch, Travnik, Novi-Bjelina, Banjaluka und Moztar erhielten stärkere Garnisonen und die Kruppschen Kanonen halten bei der Artillerie ihren Einzug. Besonders an der montenegrinischen Grenze werden größere Truppenmassen concentrirt, doch macht sich Crnagora wenig daraus; es rüstet auf Leben und Tod und die unter der Direction Marinovitsch stehende Kugel- und Patronenfabrik in Cetinje arbeitet Tag und Nacht. Bewaffnet sind die Völker dieser Länder ja stets, ob sie im Hause sind oder auf dem Felde arbeiten, und in der Führung der Waffen sind sie von Jugend auf geübt. Da ist an ein Unterliegen nicht zu denken, und wenn die Türken noch so viele Truppen in die Westprovinzen schickten. Sagt ja Simon Popovitsch, der Redacteur des officiellen montegrinischen Blattes „Crnagorac" in seinen letzten Nummern: „Unsere Geduld ist bald erschöpft, bekommen wir nicht vollständige Genugthuung für das Blutbad in Podgorizza, so werden wir uns die Revanche selber holen. Wir haben lange genug in Constantinopel um Gerechtigkeit petitionirt, jetzt ist das Ersuchen zu Ende und wir verlangen unser gutes Recht. Noch einige Wochen und wir lassen die alten Banner wieder fliegen, welche so oft zu Kampf und Sieg geleitet und die Söhne der schwarzen Berge ziehen hinaus, um ihre Erbfeinde zu schlagen und Freiheit denen zu bringen, welche unter dem Joche der Muselmänner schmachten. Die Sonne der Freiheit, welche so oft Crnagoras todesmuthige Söhne beschützte, wird auch wieder leuchten, wenn unsere Parole heißt: „Freiheit von den Spitzen der Dinara bis hinunter zum Meer."

Die Feindschaft gegen Oesterreich-Ungarn nimmt jetzt schon sichtbarere

Dimensionen an. Die Verhandlungen wegen eines Anlehen und wegen Neueinrichtung der serbischen Nationalbank mit der Frankobank in Wien wurden abgebrochen. — Das Blatt „Glas Javnosti" („öffentliche Meinung") hielt in einer der letzten Nummern den Magyaren eine Strafpredigt, welche schon beinahe zu extrem war. Alles was die Ungarn gegen die Serben in der Militärgrenze und der Vojvodina seit dem 1867er Ausgleiche unternahmen, wurde aufgezählt und mit Abrechnung gedroht. Es ist wahr, daß Ungarn schauerlich gewirthschaftet hat, seit die Militärgrenze provinzialisirt wurde, aber es finden sich im ungarischen Reichstage auch schon Stimmen, welche gegen die Unterdrückung der Serben protestiren. Auf die Auslassungen des „Glas Javnosti" antwortete die Pester „Reform" und droht mit allem Möglichen, wenn Serbien die Omladinisten auf dem magyarischen Donauufer in ihren Anschlußbestrebungen unterstütze. Da aber nichts so heiß gegessen wird, wie man es kocht, wird wohl auch der Groll der Ungarn nachlassen und wenn sie die in ihrem Lande lebenden nichtmagyarischen Völkerschaften vernünftiger behandeln, werden die Klagen über Unterdrückung verstummen. Die Siebenbürger Sachsen und die Serben sind eben alle Beide nicht von jenem Schlage, daß sie sich unterdrücken ließen und wenn man diesen Völkern nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, können sich die Zustände wiederholen, welche zur Unabhängigkeit Croatiens geführt haben. — ϱ.

Aus Berlin. Allerlei Parlamentarisches und Städtisches. — Das parlamentarische Leben beginnt jetzt wieder in eine Hochflut auszuarten, welche dem begeistertsten Freunde constitutioneller Einrichtungen bisweilen bange macht. Kaum sind unsere Reichsboten aus dem weihnachtlichen Familienschoße zurückgekehrt, und schon wird ihnen die freundliche Einladung zu Theil, sie möchten sich mit ihren Geschäften etwas beeilen und dem preußischen Landtage Platz machen, und unter dieser ungastlichen Pression wird die Maschine zu erhöhter Dampfkraft angespannt. Kein Wunder, wenn Angesichts all dieser Reichs-, Land-, Provinzial-, Kreis-, Synodal- und sonstiger Tage in manchem nicht ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Gemüthe der sündhaft-reactionäre Gedanke aufsteigt, daß die alte patriarchalisch-bureaukratische Zeit doch auch ihr Gutes hatte.

Wir wollen hoffen, daß das Streben der modernen Gesetzgebung, die Thätigkeit der staatlichen Organe zu Gunsten der Selbstverwaltung mehr und mehr zu entlasten und freiwillige Ehrenämter mit mühsamen öffentlichen Functionen zu beladen, nicht am Ende auf eine Grenze der Opferwilligkeit und Hingebung im Dienste des Gemeinwohles stoße. Für die einflußreichen und glänzenden Gesetzgebermandate werden sich auch ohne Diäten immer bereitwillige und fähige Männer genug finden; ob aber z. B. die preußische Ver-

waltungsreform mit ihren hohen Ansprüchen an beschwerlichen und wenig dankbaren unentgeltlichen Amtsgeschäften nicht vielleicht auf einem etwas zu idealen Grunde ruht, muß die Folge lehren.

Doch wir wollen uns mit den ersten Glaubenssätzen des modernen politischen Katechismus nicht in Widerspruch setzen, bevor sie in ihrer ganzen Consequenz und Entwickelung erprobt worden sind.

Ich wollte Ihnen heute einmal von einer Körperschaft sprechen, die freilich zunächst nur ein locales Interesse hat und neben den großen parlamentarischen Versammlungen ein bescheidenes Dasein fristet, in den jüngsten Tagen aber auch in weiteren Kreisen, die sonst von unserer Communalverwaltung nur Notiz nehmen, wenn der Steuerbote mahnend an die Thüre pocht, den Stoff zu lebhafter Discussion geliefert hat: ich meine unsere Stadtverordnetenversammlung. In dieser ehrwürdigen Körperschaft, deren nutzbringende Thätigkeit zu ergründen sonst nur Wenige den freveln Muth besaßen, haben sich neuerdings so bedenkliche Krankheitssymptome gezeigt, daß man es in unseren politischen Kreisen und unseren Zeitungen in öffentlichem Sanitätsinteresse rathsam erachtete, den Vätern der Stadt erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Da bot sich denn ein recht unerfreuliches Bild.

Es zeigte sich eine Spaltung, eine Parteiung, ein Intriguen- und Cliquenwesen, welches in einer der letzten Sitzungen zu wahrhaft tumultuarischen Scenen führte und die gerechtesten Zweifel erweckte, ob eine solche Versammlung fähig sei, die communalen Interessen nach sachlichen und unbefangenen Gesichtspunkten zu behandeln. Fast wäre die Elite städtischer Bürgertugend und Intelligenz sich buchstäblich in die Haare gerathen, und die Tribünen jubelten diesem ergötzlichen Schauspiel Beifall zu. Die Berliner Winkelpresse, draußen kaum dem Namen nach gekannt, hier aber durch ihre Verbreitung und ihre im schlimmen Sinne populäre Haltung eine Macht, schürt das Feuer und die Achiver werden den Streit der Könige zu büßen haben.

Schon früher hatte sich in unserer Stadtverordnetenversammlung eine kleine Coterie von politisch radicaler Gesinnung zusammengethan, welche durch ihr agitatorisches Treiben, ihre persönliche Intriguensucht und ihr rücksichtsloses Auftreten als ein unangenehmes Element empfunden wurde. Bei den letzten Ergänzungswahlen nun erlangte diese Partei, die sich selbst den tönenden Namen des „Berges“ beilegte, während die Gegner — ich weiß nicht auf Grund welchen Witzes — als „Brahminen“ oder „Beduinen“ bezeichnet werden, die Majorität in der Versammlung. Dank der hohen Gleichgültigkeit und Stumpfheit, die hier bei der großen Menge in öffentlichen Dingen herrscht, liegt das Ergebniß solcher Wahlen ganz in den Händen einiger Agitatoren und Schreier, die in den Bezirksvereinen das große Wort führen. Die neue Majorität übt auf ihre Mitglieder einen bisher nicht erhörten Zwang und

Terrorismus aus und will ausgesprochener Maßen eine politische Partei sein, wenn auch der schlichte Verstand nicht einsehen kann, was etwa Canalisation oder Straßenpflaster mit der hohen Politik zu thun haben, und die schon bisher recht unverfälschte fortschrittliche Gesinnung der städtischen Repräsentanz eine Transfusion mit noch rötherem demokratischen Blut nicht gerade als eine Nothwendigkeit erscheinen ließ.

Im Gefühl seiner mangelhaften Geistesfähigkeiten hat sich der „Berg“ den wegen seiner Dreistigkeit, seines Ehrgeizes, seiner Unverträglichkeit und Rücksichtslosigkeit ebensosehr, als wegen seiner Kenntnisse und seiner Rednergabe bekannten Abgeodneten Eugen Richter als Vorkämpfer verschrieben. Das Debut war der Sturz des bisherigen Stadtverordnetenvorstehers Kochhann, der eine zwölfjährige verdiente Amtsthätigkeit hinter sich hat, und die Erhebung eines dunkeln Ehrenmannes in der Person eines Herrn Dr. Straßmann. Dann rückte Herr Richter mit einer neuen Geschäftsordnung heraus, meinte, die bisherigen Versuche der Versammlung in dieser Richtung seien des Druckpapiers nicht werth und erging sich in sonstigen ungehörigen und tactlosen Ausfällen, er, der in Fragen städtischer Verwaltung völlig Neuling ist. Daraus entwickelten sich dann die unerquicklichen Scenen, von denen ich vorhin sprach, und die sich jeden Augenblick wiederholen können. In den Händen dieser Clique ruht nun die städtische Verwaltung, und das ist bei der Größe und Bedeutung der Hauptstadt eine Summe von Macht und Einfluß, um deren wohlthätige Verwendung wir gerechte Besorgniß hegen. Gott gebe, daß unsere „politische“ Communalvertretung nie mit wirklich politischen Dingen sich zu befassen Anlaß habe. Die geeigneten Elemente, in revolutionären Zeiten ein hauptstädtisches Regiment mit allem Terrorismus und allem Mißbrauch der Gewalt zu errichten, wären leider in Berlin in überreichem Maße vorhanden. Glücklicherweise ist wenig Aussicht, daß der „Berg“ unserer Stadtverordnetenversammlung so bald in die Lage kommen werde, eine ähnliche Rolle wie sein berühmter Vorgänger zu spielen.

Der richtige Eingeborne läßt sich übrigens in seiner philosophischen Beschaulichkeit und seinem fatalistischen Gleichmuth durch die Wahrnehmung, daß im Rathe der Väter nicht Alles in Ordnung ist, nicht sonderlich stören. Ihm versinnlicht sich doch die ganze Thätigkeit dieses ehrsamen Collegiums unter dem Bilde der Steuerschraube. In der speciell Berlinischen Kunstgattung des „Couplets“ ist die stets wiederkehrende Behandlung dieses abgestandenen Themas jedesmal des allseitigsten Beifalls sicher, während die ebenso stereotype poetische Verwerthung des „Culturkampfes“ sich höchstens eines succès d'estime erfreut. Gerade jetzt hat wieder die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und die dadurch bedingte Einführung der Einkommensteuer in den kleinen Arbeiter- und Handwerkerkreisen unserer Stadt recht unan-

nehm berührt. Bis auf ein Einkommen von 140 Thalern herab werden die kleinen Existenzen, die mit diesen Revenüen ein unbegreifliches Dasein fristen, in die unbarmherzigen Einschätzungslisten aufgenommen, und auf diese Weise das Staatsbewußtsein in Köchinnen- und Hausknechtskreisen gefördert, in welchen diese Charakterseite bisher wenig entwickelt war. Begreiflicherweise erfreut sich aber dieser neue pecuniäre Ausdruck des Gemeinsinns keineswegs allseitiger Zustimmung in den Grundschichten der städtischen Bevölkerung. Daß nach einer solchen Steuerreform die wichtigsten Lebensmittel billiger werden, ist zwar eine nationalökonomische und logische Wahrheit von einleuchtender Richtigkeit; nur verspürt man in der Praxis nichts davon, und so kommt es, daß die schönsten Theorien der modernen Volkswirthschaft sowohl in öffentlichen Versammlungen und gewissen Preßorganen als in der privaten Debatte am Biertisch und Kochherd vielfach einer heftigen Kritik unterzogen werden.

Auch die neue Münze erfreut sich noch keineswegs der Anerkennung, wie es der Hauptstadt des Reiches ziemte, und der Silbergroschen macht noch gar keine Anstalten, dem groben Rivalen aus Nickel das Feld zu räumen. Wir fürchten, bevor die reichstreue Mark den particularistischen Thaler verdrängt hat, bevor zum Exempel ein Berliner Droschkenkutscher sein Honorar in Gestalt von sechzig Pfennigen heischt, wird noch mancher Tropfen die Spree hinabfließen. Unser Volk ist eben im Grunde unglaublich conservativ; das zeigt sich am besten bei solchen Reformen, die so tief in das gewöhnliche Leben und den Verkehr des Tages eingreifen. D.

Literatur.

Ein neues Werk von August Stoeber. — Der verdiente Herausgeber der „Alsatia" hat ein neues Werk geschrieben, in welchem er sich mit gewohntem Geschick bemüht, ein Bild des Elsaß zu den verschiedenen Zeiten seiner geschichtlichen Epochen zu liefern, indem er uns die verschiedenen Eindrücke schildert, welche Reisende aller Nationalitäten im Elsaß empfangen haben. „Indem ich dies Buch veröffentliche," sagt Stoeber in der Vorrede, „lasse ich eine Reihe Reisender reden, welche sehr verschieden nach der Zeit ihrer Anwesenheit im Elsaß, nach ihrer Nationalität, und nach ihrer gesellschaftlichen Stellung geschrieben haben. Alle diese Unterschiede sind nicht ohne Einfluß geblieben auf die ihnen gewordenen Eindrücke, und gehen aus ihnen die so verschiedenen Urtheile hervor, welche sie über unsere Städte, unsere Denkmäler, unsere Einrichtungen gefällt haben." Herr Stoeber begleitet jede

Aeußerung mit eigenen höchst interessanten Bemerkungen, und giebt einen kurzen Lebensabriß der Schriftsteller. Unter den merkwürdigsten Stücken steht obenan ein Gedicht von Nigellus aus dem Jahre 826 über den Anblick des Elsaß zu jener Zeit; ferner ein Fragment der „Kosmographie von Sebastian Münster, über den Zustand unserer Provinz im 16. Jahrhundert; ein Fragment der „voyage en Alsace“ von Montaigne aus dem Jahre 1581; eine Notiz des Herzogs Heinrich von Rohan über Straßburg von 1600; ein Bericht über einen Aufenthalt in Straßburg im Jahre 1686 von Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury; ein Auszug der „voyage littéraire en Alsace“ von dem Benediktinermönch Dom Ruinert (1696); verschiedene Anführungen Friedrichs des Großen, Arthur Youngs, Goethes und anderer mehr.

Aus allen diesen Schilderungen ersehen wir, daß der Grundcharakter des Landes und die Cultur desselben seit tausend Jahren im Großen und Ganzen nur geringe Veränderungen erfahren hat. Schon zur Zeit des Ermoldus Nigellus, im Anfange des 9. Jahrhunderts, war die herrliche elsässische Ebene dem Getreidebau gewidmet, während die Vorberge der Vogesen mit den schon damals in ganz besonderem Rufe stehenden Rebengeländen geziert waren. In der Unterhaltung zwischen der Muse Thalia, dem Rheine und dem Wasgau werden die Reize dieses bevorzugten Landes geschildert, welches dem Menschen seine Schätze zu Füßen legt. Sebastian Münster seinerseits schildert im 16. Jahrhundert den mächtigen Eindruck, welchen das Land auf alle Fremden ausübt, „welche, wenn sie einmal von dem Lande gekostet haben, gar nicht wieder heraus wollen; und vorzüglich die Schwaben bauen hier gern ihre Nester.“ „Das Elsässische Land,“ schreibt er weiter, „wird im Osten vom Rheine begrenzt, im Westen von dem Vosagus, welcher Germanien von Lothringen trennt, und sich vom Sundgau bis nach der Stadt Weißenburg hinzieht. Die Breite, vom Rheinfluß bis zu den Bergen beträgt drei gute deutsche Meilen, wiewohl man eine viel breitere Ebene bei Hagenau findet, jenachdem das Gebirge sich mehr vom Rheine entfernt. Was die Fruchtbarkeit dieser Gegend betrifft, so kann man leicht ersehen, wie groß dieselbe sein muß, da in diesem so schmalen Landstriche alljährlich eine so große Menge Wein und Korn wächst, daß nicht allein die recht zahlreiche Bevölkerung ihren vollständigen Bedarf gewinnt, sondern eine so große Menge noch übrig bleibt, daß auch die Nachbaren einen reichlichen Antheil daran erhalten. Denn der gute Wein, welcher in dieser Gegend des Elsaß wächst, wird in langen Wagenreihen, oft auch auf dem Wasserwege, nach der Schweiz, Schwaben, Baiern, Lothringen und Niederdeutschland, zuweilen selbst nach England, verfahren. Im Lande Sundgau wächst Getreide in großer Menge, und dieser Ueberfluß findet sich in der ganzen Elsässer Ebene vor bis nach Straßburg und von hier holen sich ihren Bedarf die Bergbewohner aus Lothringen, die aus der Franche Comté und aus einem großen Theile der Schweiz. Die Berge und Hügel erzeugen Holz und die Ebene bringt einen Ueberfluß an Korn und Obst. Man findet auch in den Elsässer Bergen Wälder von Kastanienbäumen, ebenso Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke. Ferner schöne und reiche Weideflächen an den Bergen und in den Thälern, von denen die fetten Käse, welche im Münsterthale fabricirt werden, ein gutes Zeugniß ablegen. Um es mit einem Worte zu sagen, es giebt im ganzen Deutschland keine zweite Gegend, welche sich mit dem Lande Elsaß messen könnte, in Allem was für das Leben des Menschen nothwendig ist. Denn bei den Elsässer Bergen giebt es keine Stelle, die leer wäre oder unfruchtbar, welche nicht

bebaut und bewohnt wäre! Es giebt auch Sümpfe dort, hart am Rheine, und bei diesen fette Weiden für das Rindvieh. Dieser so kleine Landstrich scheint dem Menschen dermaßen angenehm, daß man daselbst 46 Städte, große und kleine, alle mit Mauern umgeben, funfzig feste Schlösser in den Bergen und Thälern, und unzählige Dörfer und Melkereien vorfindet."

Auch „Seume" in seinem „Spaziergang nach Syracus", den er im Jahre 1801/2 unternahm, hat zweimal das Elsaß berührt, und spricht rühmend von dem schönen und reichen Lande, welches er von der Plattform der Kathedrale bewunderte. „Diesseits Belfort," schreibt er, „spricht man noch ein wenig deutsch, und die Leute von guter Bildung gefallen sich darin, beide Sprachen correct und angenehm zu sprechen." Das ist dort heute noch genau ebenso. Auf der Reise von Paris nach Straßburg berührte er auch Nancy, woselbst es seine Verwunderung erregt, daß die Wirthschaftsschilder gewöhnlich in deutscher und französischer Sprache abgefaßt seien, und wäre das Deutsche oft außerordentlich komisch gewesen. Auch Stoeber erinnert sich noch vor 20 Jahren ein Schild gesehen zu haben, auf dem der deutsche Text des „Ici on loge à pied et à cheval" gelautet habe. „Hir logir man zu Fuchsz und zu Ferdt".

Der englische Bischof Gilbert Burnet, welcher in den Jahren 1685 und 1686 auf einer größeren Reise das Elsaß berührte, spricht von Straßburg als „der schönsten Stadt an den Ufern des Rheines". Nachdem er die ihm überaus imponirenden Festungswerke beschrieben, fährt er fort:

„Bis jetzt hat man noch ziemlich gut den Vertrag in Betreff der Religion aufrecht erhalten. Daher kommt es, daß es nur wenig Convertiten giebt, deren man nicht mehr als 200 zählt. In der That verhältnißmäßig wenig, und — wenn man nicht die neuerdings beliebte Methode in Anwendung bringt, die Bekehrung durch Dragoner als Missionaire bewirken zu lassen, — scheint es, daß die Ernte nicht so ergiebig ausfallen wird, als man erwartet hatte, wiewohl es dort Jesuiten giebt. Die Lutheraner hassen die Calvinisten fast ebenso sehr wie die Papisten. . . . . Ich habe viele ausgezeichnete Leute gesprochen, Diener des Wortes, wie Laien, welche mir zugaben, daß die Sitten-Verderbniß in der ganzen Stadt eine schreckliche gewesen sei. Wie man aber dadurch den Donnerschlag, welcher ihre Freiheit zerstörte, gleichsam selbst auf sich herabgezogen hätte, so müsse man fast geneigt sein, zu glauben, daß noch etwas Schlimmeres nachkommen würde, da man auch jetzt noch garnicht zum Bewußtsein des Uebels gekommen sei! An dem Beispiele dieser Stadt sieht man auch, wie gefährlich es für eine städtische Gemeinschaft ist, wenn die Bürger stolz und übermüthig werden. Weil die Einwohner sich einbildeten, sie könnten sich selbst vertheidigen, lehnten sie die Aufnahme einer ihnen angebotenen kaiserlichen Garnison ab. Hätten sie eine solche von nur 500 Mann angenommen, — welche ihnen in Betreff ihrer Freiheit doch keine Befürchtung verursachen konnte, so hätten die Franzosen die Stadt nicht anders belagern können, als indem sie dem Reiche den Krieg erklärten. Und dies zu wagen hätten sie sich sicher erst sehr gründlich überlegt! Die Straßburger betrachteten eine Garnison als eine „Bresche in ihrer Freiheit", und statt derselben unterhielten sie lieber eine eigene Heeresmacht von 3000 Mann. Abgesehen davon, daß dies ihre Mittel erschöpfte, fand man auch, daß diese 3000 Mann zu wenig waren, um an eine ernstliche Vertheidigung zu denken, als die Franzosen mit einer ganzen Armee vor der

Stadt erschienen. — 'Der Handel beginnt sehr zu leiden, und wie sollte er blühen in einer Stadt, in welcher stets eine Garnison von 8—10,000 Mann unterhalten wird."

Für uns Deutsche haben das hauptsächlichste Interesse die Auszüge aus den „Reisen in Frankreich in den Jahren 1787—89, von Arthur Young".

„In Zabern," schreibt Young „könnte ich mich wahrhaftig in Deutschland fühlen. Die Zimmer werden durch Kachelöfen geheitzt. Der Küchenherd ist drei oder vier Fuß hoch. Mehrere andere kleine Einzelheiten beweisen, daß man bei einem andern Volke ist. Auf hundert Menschen kommt kaum einer, der ein Wort Französisch verstände. Das Studium der Karte von Frankreich und der Geschichtsschreiber Ludwig des IV. haben mich die Eroberung des Elsaß nicht so verstehen gelehrt als diese Reise. Eine hohe Gebirgskette zu überschreiten; eine Ebene zu betreten, welche von einem Volke bewohnt wird, das sich von den Franzosen durch seine Vorstellungen, seine Sprache, seine Sitten, seine Vorurtheile und Gewohnheiten durchaus unterscheidet; alles dies gab mir einen viel schlagenderen Begriff von der Ungerechtigkeit einer solchen Politik als alles das, was ich darüber gelesen hatte. So sehr übertrifft die Gewalt der Thatsachen die der Worte!" In seinem Tagebuche fährt Arthur Young fort: „Ueber den Rhein gegangen um etwas von Deutschland zu sehen; aber nichts zeigt, daß man ein anderes Land betritt. Das Elsaß ist deutsch. Das Gebirge allein macht eine Unterscheidungslinie." Und weiter schreibt er von Schlettstadt: „In Straßburg und im ganzen Lande, durch welches ich gekommen bin, tragen die Frauen die Haare aus dem Gesicht zurückgestrichen, auf dem Scheitel gethürmt und hinterwärts in drei Zoll dicke runde Zöpfe geflochten. Das Ganze ist sehr hübsch geordnet; auch in der Absicht, zu zeigen, daß nie ein Kamm durch diese Zöpfe fährt . . . . In diesem Lande ist alles deutsch, sobald man aus den Stadtthoren heraus ist; die Gasthäuser haben große gemeinsame Säle mit immer gedeckten Tischen, an welchen die verschiedenen Gesellschaften Platz nehmen, reiche wie arme. Auch die Küche ist deutsch. Man nennt „Schnitz" ein Gericht, welches aus Speck und getrockneten Birnen besteht. Die Schüssel sieht aus, als ob sie von der Tafel des Teufels käme, aber ich war sehr erstaunt, als ich von dem Gerichte kostete und dasselbe mehr als eßbar fand."

Diese Auszüge mögen genügen, Stoebers Buch zu empfehlen. Sollen wir übrigens einen Tadel aussprechen, so ist es der, daß Stoeber es für angemessen erachtet hat, das Buch ganz und gar in französischer Sprache zu schreiben. Daß er Deutsche, wie Goethe, Seume und Andere, in das Französische überträgt, einem deutschen Lesepublikum gegenüber — denn die Franzosen werden voraussichtlich kein besonderes Interesse an diesem Werke haben — ist um so mehr befremdlich, als Stoeber fast alle seine früheren Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht hat. J. L.

Berichtigungen.

Auf S. 71 Z. 17 v. u. lies „Einnahmen"; S. 72 Z. 18 v. u. „Arena"; Z. 23 v. u. „engeren".

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Heinrich Leo und der Philolog Göttling.

Von G. Lothholz.

Gleich nach Beendigung seiner Studien war Karl Wilhelm Göttling, der geistvolle Philolog, im Jahre 1815 als Professor an das Gymnasium zu Rudolstadt berufen worden, wo er drei Jahre lang nach allen Seiten hin fördernd und belebend gewirkt hat. Kuno Fischer hat in dem Vorworte zu den Opuscula academica*) seine ganze Art so trefflich geschildert, daß alle, die Jahre lang zu den Füßen des genialen Mannes gesessen, freudig die verehrten Züge in jenem kunstvollen Bilde wiedererkannt haben, jene Züge, die sich gleich bei seinem ersten Auftreten kundgaben. Göttling wurde damals der Nachfolger eines Mannes, der mit Recht als ein wohlwollender, alles mit feinem Ernst zu erreichen suchender Lehrer gerühmt wurde, Abekens. Durch sein bereits in zweiter Auflage erschienenes Werk „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775" und durch seine Schrift „Cicero in seinen Briefen" hat Abeken sich später in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Merkwürdig, daß dieser tief und allseitig gebildete Mann durch die Milde und Feinheit seines Wesens, das die derbe thüringische Jugend gar nicht verstand und für ungerechtes Schleicherwesen hielt, bei seinen Schülern das Vertrauen in seine Gerechtigkeit verscherzt hatte. Ganz anders wirkte die Erscheinung des seinem ganzen thüringischen Naturell nach den Schülern mehr verwandten Göttling. Die Jugend des neuen Professors, die frische Art seiner Lehrmethode, die geistvolle Behandlung der Schriftsteller, das liebevolle Eingehen des neuen Lehrers auf die die Schule nicht so unmittelbar berührenden Interessen der Jünglinge, das alles gewann ihm die Herzen der Schüler in hohem Grade. Unter ihnen befand sich damals auch Heinrich Leo. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie Göttling auf eine so kernhafte Natur gar bald einen sehr tiefgehenden Einfluß gewinnen mußte. Lag doch etwas Verwandtes in Beider Wesen, welches auch späterhin, als ihre Weltanschauungen weit auseinander gingen, die unzerstörbare Grundlage freundschaftlicher Gesinnung bleiben durfte.

Die folgenden Mittheilungen, welche mir Herr Geh. Regierungsrath Leo in Halle zur Benutzung freundlichst überlassen hat, betreffen gerade jene Jahre

*) Lipsiae impensis Salomonis Hirzelii 1869.

der Entwickelung des Historikers, in denen sich der Einfluß des großen Philologen unmittelbar geltend machen konnte, eben die Gymnasialzeit in Rudolstadt. Abgesehen von dem großen Interesse, welches die persönlichen Kundgebungen bedeutender Männer der psychologischen Betrachtung zu gewähren pflegen, bieten die folgenden Blätter einen nicht verächtlichen Beitrag zur Erkenntniß der inneren Geschichte einer vielbewegten Zeit. Während in den oberen Klassen der deutschen Gesellschaft nicht allzulange nach den Befreiungskriegen ein Umschwung in den Gesinnungen sich vorbereitete, klang der Nachhall der großen Zeit in den mittleren Schichten in einer Stärke weiter, die alle Lebensäußerungen durchdrang, die dem inneren Gewinn jener gewaltigen Kraftentwickelung Dauer und Verbreitung verlieh. Charakter haben und deutsch sein, galt noch über Wissen, und doch wird man mit Genugthuung bemerken, daß die Urgrundsätze philologischer Forschung, wie sie Göttling in seinem Briefe aufstellt, von unseren besten Gelehrten heute noch als die allein richtigen anerkannt werden dürften. Und wenn wir auch die Ueberschwenglichkeiten und Ausschreitungen, die mehr der Zeit angehören als den Personen, nicht übersehen, so werden wir sie doch milde beurtheilen, wie die Irrthümer der eigenen Jugend und unser historischer Sinn wird auch ihnen ihr Recht nicht verkümmern wollen.

Doch lassen wir Leo selbst reden über den Eindruck und die Wandlung seiner Stimmung, als Göttling in das Lehrercollegium des Rudolstädter Gymnasiums eintrat.

„Professor Fröbel hatte im Sommer 1815 die Buchdruckerei in Rudolstadt gekauft; quittirte die Stelle am Gymnasium, für die er trotz seiner Gelehrsamkeit nicht paßte, und übernahm das bürgerliche Geschäft eines Buchdruckereibesitzers, für welches er in jeder Hinsicht wohl ausgestattet war, und in welchem er sich durch eine Reihe außerordentlich zierlich gedruckter Ausgaben französischer und lateinischer Werke ausgezeichnet hat. Abeken aber war einem Rufe an die gelehrte Schule seiner Vaterstadt Osnabrück gefolgt, und hatte um dieselbe Zeit wie Fröbel seine Stelle in Rudolstadt niedergelegt. Beide waren hier ersetzt worden durch zwei jüngere Männer, die Professoren Göttling und Hercher, von welchen ersterer nun der feste Stamm ward, an welchem sich die zu Boden gesunkenen Triebe meiner Seele zu neuem Leben emporrankten. Er hatte alsbald nach seinem Erscheinen in Rudolstadt auf mich den wohlthätigsten Eindruck gemacht durch die Frische und redliche Kraft, die sein ganzes Wesen ausdrückte. Während ich noch allen Muth des Lebens sinken ließ, brauchte ich ihm nur auf der Straße zu begegnen, um durch eine unbeschreibliche innere Freude über meine ordinären Zustände erhoben zu werden, und während ich damals im Grunde alles Arbeiten und Lernen hängen ließ, that ich doch immer einiges für seine Stunden, nicht weil mir an

den Gegenständen des Lernens im mindesten mehr etwas gelegen gewesen wäre, sondern weil er gerade diese Stunden gab und es mir ein unerträglicher Gedanke war, ihm faul und untüchtig zu erscheinen. Ich hatte mich in ein näheres Verhältniß zu ihm zu setzen gesucht, und von ihm erbeten, daß er mir von Michaelis 1815 an wöchentlich zwei griechische Privatstunden gab. Er nahm mich dabei wohl etwas zu hoch, und ließ mich Sachen lesen, an denen ich meiner inneren Entwickelung nach keinen rechten Antheil nehmen konnte, doch nahm ich dabei an Formenkenntniß, überhaupt an Sprachkenntniß zu, obwohl mir daran gar nichts lag, sondern nur an seiner Gewogenheit, und ich freute mich seiner Gespräche, an denen mir Alles lag. Ich hatte mich wohl gehütet, über meine innere Lage mit ihm zu spechen, denn je trostloser ich mich derselben überlassen hatte, je mehr mußte ich mich derselben schämen; ich hatte ja auch bis dahin nicht die mindeste Lust gehabt, aus ihr herauszukommen, sondern hatte absichtlich immer tiefer in dieselbe versinken wollen. Nun aber, im Januar 1816, war meine Stellung zu ihm plötzlich eine ganz andere; ich wollte wieder leben und tüchtig leben und sah in ihm das Licht, was meinen Lebensweg in nächster Zeit beleuchten müsse.

„Mit gutem Muthe ging ich zu ihm, sobald ich wieder gangbar war. Er hatte schon immer meine Besuche freundlich aufgenommen; auch diesmal that er es. Ich erzählte ihm nichts von meinen letzten Erlebnissen; aber jedes Wort von ihm war mir ein Orakel, und da er den Plan hatte, zu Ostern für das Gymnasium eine Turnanstalt einzurichten und viel von dem Turnwesen in Berlin erzählte, was einem jungen Manne die Sache wohl ans Herz legen mußte; ich überdies jede Anregung, die von ihm kam, mit Enthusiasmus aufgenommen haben würde, gab ich mich diesen Interessen ganz hin und mit freudigster Seele. Er gab außerdem meiner Lectüre eine neue, zugleich Frische und Unterhaltung in mein tägliches Leben bringende Wendung, und als ein neuer Mensch, mit völlig umgewandelten Sinnen und Trachten trat ich, als die Schulstunden nach Neujahr 1816 wieder begannen, in dieselben wieder ein. Ich arbeitete fleißig und mit Lust daheim und mied alle Bierkneipen; nur kam ich dann und wann des Abends noch in den Gasthof zum Adler, wo der Sohn vom Hause mein Mitschüler war, der zwar auch zeither an unserem burschikosen Unwesen mancherlei Theil genommen hatte, aber durch einen gewissen phantastisch-poetischen Zug in seinem Wesen vor ähnlichen Extremen, wie das meinige gewesen, immer bewahrt worden war.

„Auch diese Besuche im Adler aber erhielten bald eine ganz neue Färbung. Damals hielt sich in Rudolstadt ein gewesener sächsischer Offizier, ein Herr Schmitson auf und wohnte bei Göttling. Er aß Abends zuweilen im Adler und blieb nachher wohl noch länger sitzen; es schien, er fand Gefallen daran, sich mit uns beiden Bürschchen zu unterhalten. Seine Gespräche gewannen

bald einen entschiedenen Einfluß auf unser sittliches Wesen; er brachte Bücher mit; las uns Goethes Faust vor und erläuterte ihn; suchte uns Geschmack am Nibelungenliede beizubringen — kurz! vier Wochen nach jener Krisis, die ich bestanden hatte, war ich ein völlig anderer, nicht blos meinen Intentionen nach — denn um diese umzuändern, hätte es nur weniger Tage bedurft —, sondern auch in allen meinen Beschäftigungen und in meinem Umgange. Göttling und Schmitson waren mir in meinem Leben erschienen, wie Engel vom Himmel gesandt, und auch wenn ich ersterem nicht für die treueste Freundschaft, die er mir später in allen Lebenslagen erhalten und bewährt hat, fast soviel Dank in meinem Leben schuldig geworden wäre, wie meinen leiblichen Eltern, würde das dankbare Andenken an jene Zeiten zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

„Während ich nun auf das Fröhlichste in allen den Theilen des Unterrichts fortschritt, welche Göttling anvertraut waren, und namentlich eifrigst bemüht war, im Griechischen alles Versäumte nachzuholen, rückte das Frühjahr heran, und mit ihm unternahm ich wieder botanische Excursionen. Bald begannen auch die Uebungen auf dem Turnplatze mit ihren Liedern und Spielen; zu den griechischen Privatstunden ertheilte mir Göttling auch besonderen Unterricht in der Geschichte der deutschen Literatur; ich lernte damals zuerst Tieks und Fouqués Dichtungen, überhaupt die Schriften der romantischen Schule, kennen und wie das Land sich von Neuem in seinen Blätterschmuck kleidete, schlugen alle Triebe meines geistigen Lebens von Neuem frisch und fröhlich zu Tage. Nun habe ich aber immer ein Stück Mönch in mir herumgetragen und jederzeit eine Neigung gehabt, den inneren Zustand meiner Seele äußerlich in Habitus und Manieren auszudrücken, und mich einer Ascese, die der Stand, den ich repräsentiren wollte, mit sich brachte, bis aufs Extrem hinzugeben! Wie ich also das Jahr zuvor den verlumptesten, wildesten Studenten äußerlich darzustellen, und die Darstellung durch die erschrecklichsten Sauf- und Paukübungen zu bewahrheiten suchte, so war mir nun bald kein Rock altdeutsch, kein Beinkleid grobleinen, keine antikuchenbäckerische Turndisciplin streng genug. Die Richtung schlug mir mit allen ihren Carricaturen in den Leib, und ich hatte auch eine Anzahl meiner Schulfreunde in diese Uebertreibungen hineinzureißen gesucht. Göttling mochte dies als kindische Abgeschmacktheit belächeln; er ließ es geschehen."

Zu Michaelis 1816 ging Leo nach Breslau, um dort Medicin zu studiren. Göttling hatte ihm dahin Empfehlungen gegeben an seinen früheren Lehrer Franz Passow. Mit treuer Liebe und inniger Dankbarkeit hing Göttling an diesem trefflichen Manne, der von 1807 bis 1810 Professor am Gymnasium in Weimar zugleich mit Johannes Schulze, dem nachmaligen Geheimen Rathe im preußischen Cultusministerium, auf Göttlings Bildung einen maß-

gebenden Einfluß ausgeübt hatte. Passow gewann auch über den Schüler Göttlings, den jugendlichen, zu Extravaganzen, wie wir schon gesehen haben, geneigten Leo eine gewisse Macht. Leo schwankte noch hin und her, ja er hegte wohl den Gedanken, der Wissenschaft den Rücken zu kehren und Seemann zu werden. Doch folgen wir lieber der Schilderung seines eigenen Lebens und Treibens:

„Eigentlich hörte ich von Weihnachten 1817 an nur noch bei Passow; neben den Vorlesungen aber trieb ich bis zum Februar (1817) in literis nur Allotria, denn die völlige Herrschaft über meine Zeit verlockte mich, mich mit aller Macht gehen zu lassen und also die wenige Thätigkeit, die ich außer den Vorlesungen auf wissenschaftliche Dinge verwendete, literarischer] Schleckerei zuzuführen, und so theilten sich meine Stunden neben den Arbeiten für Passow — neben den Vorlesungen beschäftigte ich mich damals mit einer Arbeit über einen Dialog des Lucian, um mir dadurch den Eintritt in das philologische Seminar zu eröffnen — bald nur noch unter Molière, Cervantes und einen mißglückenden Versuch, ohne Lehrer polnisch zu lernen. Ich hatte diese Art im Ganzen planlosen Treibens bis Anfang Februar doch im hohen Grade satt, und sehnte mich nach einer grundhaltigeren Bestimmung, als mir die Vorsehung diese auch in der Antwort meines lieben Göttling auf einen Brief von mir zuführte, welche Antwort, da sie geradezu lebensbestimmend für mich geworden ist, ich hier wörtlich anfügen will:"

Rudolstadt den 5. Februar 1817.

Dein lieber Brief, mein guter Leo, hat mir das Bewußtsein meiner alten Schuld recht aufgeregt: ein Brief von Maßmann, der hiebei mit folgt, hat mich vollends aus Herzensgrund daran gemahnt, die Antwort an Dich nicht länger zu verschieben. Vor allem aber sei mir wegen Deines künftigen Studiums jetzt willkommen! Nicht weil ich die Philologie für das allein heilbringende Wissen hielte: von diesem Glauben bin ich seit Jahr und Tag zurückgekommen, wiewohl ich in früheren Jahren den dummen Gedanken mir oft habe beigehen lassen, sondern in der Ueberzeugung, daß gerade durch die Philologen, oder besser Schulmänner, am meisten auf die deutsche Jugend gewirkt werden kann, damit ein wahrer Sinn in sie hineinkommt. Dann habe ich eine wahre Sehnsucht darnach, daß durch tüchtige Leute die gesammte Form der Philologie einmal umgestürzt und eine wirkliche Literatur derselben herbeigeführt werden könne. Man sehe aber bis jetzt den meist geistlosen Jammer der Philologen an, wie sie die wahre Allerweltswissenschaft ist, nichts eigenthümliches, volksmäßiges, deutsches: überall höchstens deutsche Philologie durch größere Gründlichkeit und Fleiß sich auszeichnend, nirgend durch eine wirkliche Darstellung. Eine Literatur, die in Noten und Citaten ihr elendes Leben hinschleicht, kann höchstens ein halbes Jahrhundert den tironibus nützen. Die

Philologie muß historisch betrieben werden; ich sehe in ihr nichts, als was Schelling einmal die historische Construction des Alterthums nennt. Sie soll uns das Alterthum durch Sprache und Geschichtsforschung nahe vor Augen bringen, auf daß wir Grund und Boden haben. Nun ist aber für geschichtliche Forschung im Alterthum gründliche Sprachkenntniß eine unerläßliche Bedingung, und so mag denn die Philologie sich beiläufig, als wie ein abc, auch durch Conjecturen und Verbesserungen äußern. Dabei bleiben aber die meisten stehen, statt es blos als Mittel zum Zweck zu betrachten. Um beides zu erreichen wirst Du am besten thun, wenn Du Dir einen griechischen und einen römischen Schriftsteller wählst und all Dein Lesen mit auf ihn beziehst, Vergleichungen anstellst, die Notenmacher zu überbieten suchst u. s. w., wobei Dein reger Sinn Dich schon den rechten Weg finden lassen wird. Für das Römische wollte ich, wähltest Du den Tacitus, suchtest den recht tüchtig durch und durch sprachlich zu verstehen und erklärtest ihn Dir dann lebendig, d. h. Du reistest an die Orte gelegentlich; untersuchtest die Denkmale der alten heimathlichen Tapferkeit und gäbst uns eine lebendige Ausgabe des Tacitus. Die alten Kerls sind meist Ochsenzeug, die den Tacitus herausgaben, Ausländer oder Stubenhocker. Lipsius ist allein in Westfalen gewesen, um sich die Sachen anzusehen; der reinliche, zinnblanke Brabanter ist aber mißvergnügt zurückgekommen von den schmutzigen, garstigen, groben Westfalen, wie er sie nennt. Die Früchte davon sind klar; auch er hat nicht viel geleistet. Dabei müssen selbst Untersuchungen über die altdeutsche Geschichte sein; besonders eine über die Entstehung des deutschen Adels, dessen Einbildung durch die Darstellung seines Ursprungs zu Nichte gemacht und als eine Fratze dargestellt werden muß. Alles müßte deutsch abgehandelt sein, nicht in dem halbverkohlten Latein. Solch eine taciteische Reise machte ich gleich mit Dir einmal, wenn unsere Ferien zusammenfielen; auch nicht um der Ausgabe willen, sondern weil das Berühren und Befühlen der altdeutschen Denkmale etwas sehr erhebendes, Zuversicht gebendes für jeden hat.

Für das Griechische einen Thucydides und Herodot, jenen noch lieber. Nur, wie gesagt, lies in Beziehung. Gründlichkeit im historischen Forschen wird nur durch solche an sich nicht anziehende Mittelchen erworben. An den Dichtern magst Du Dich frei und froh ergötzen: es ist Sünde genug, sie nach gewöhnlicher Manier mit Notendruck zu bespritzen. Mit einem Worte: wähle die historische Philologie: so findet sich das Studium der Geschichte als Allgemeines nachher von selbst.

Daß Du von dem über alle Maßen vortrefflichen Jahn begeistert werden würdest, habe ich mir wohl denken können. Ein ähnliches Gefühl hat sich meiner durch und durch bemächtigt, als ich die ernste, wackere Gestalt sah, ihn reden hörte und vollends in Berlin noch kennen lernte.

Bei ihm war mirs immer wie Frühlingsluft, wenns draußen keimt und sich regt und Gras und Halm sprossen. Jahn ist ein rechter Philolog, ob ers gleich vielleicht nicht weiß unter diesem Namen. Wiewohl sich seine Philologie nur auf die deutsche Sprache erstreckt, halte fest an ihm und seinem Streben! Daß ein Band bleibt zwischen den Ordentlichen. Ich wollte, ich hätte länger mit ihm zusammenbleiben können, als mir vergönnt war. Es ist gar so moosig kühle, fern von allen, die es nicht blos treu, sondern wahrhaftig eifrig meinen, zu leben. Luden ist einer von den letzteren; den soll Niemand verunglimpfen; er strebt noch zu etwas Tüchtigerem — oben hinaus! wie es die Philister nennen, oder, noch besser, aus dem Häuschen. — An Passow gesinnt halte Dich immer fest; er ist sehr gut gesinnt und will das Beste: ich verdanke ihm viel; besonders die Ahnung eines anderen Lebens in der deutschen Literatur. Grüße ihn herzlich von mir und frage ihn doch, ob er nicht durch den Buchhändler Korn ein Päckchen erhalten, worin mein Aufsatz: Nibelungen und Gibellinen, und ein Brief befindlich. Gehst Du zu von der Hagen und Büsching? Letzterem habe ich auch etwas auf sein Verlangen geschickt; er hat aber noch nichts darauf von sich hören lassen. Was Abeken anlangt, so habe ich den guten Mann allerdings recht lieb; daß er das Beste gewollt, bin ich fest überzeugt. Ihr mögt ihm manchmal Unrecht gethan haben. Wodurch er die Liebe der Schüler verscherzt hat, kann ich bis diese Stunde nicht begreifen; er schien mir sonst fast zu sanft, etwas weichmüthig; das einzige, worin ich mich gerade nicht innerlich zu ihm hingezogen fand. Daß er gut war, bin ich sicher. Passow wird Dir noch mehr von ihm sagen können. Der kennt ihn länger und genauer.

Von den Breslauer Studenten habe ich ohngefähr denselben Begriff gehabt, den Deine Beschreibung mir erneut hat. Das Ding ist auch zu nahe an der polnischen Grenze, da werden dann die polnischen Filzläuse sich einnisten bei den Schlesiern, die fast halbe Slaven sind. Wenigstens habe ich sie immer so gedacht und darum schon die nahen Böhmen vorgezogen, bei denen sich ein tüchtiger Kern slavischer Natur erhalten hat. An diesen wackeren Kerls haben sich die Ferdinande wahrhaft versündigt; ihre Behandlung ist ein wahrer Schandfleck in der deutschen Reformationsgeschichte. Lies einmal Pelzels Geschichte von Böhmen, sie wird Dir besser gefallen, als Woltmanns Froschlaich. Ich würde Dir sehr rathen, einmal eine Reise dahin zu machen und das Elend, das halbe geistige Verschmachten der Männer zu sehen, in deren Volksliedern und Sagen ein wirklich poetischer Geist weht. Die Kaiser haben sie so weit gebracht, daß sie in dumpfem Hinbrüten halb vermodern; sie, die ein so freudiger, heller deutscher Geist beseelt, daß sie sich fast uns angeschlossen hätten. Studiren Böhmen in Breslau? Und wie nehmen sich diese? Ihr thut wohl, wenn Ihr dort nach und nach — denn

nur so könnt Ihr unter Studenten wirken — einen bessern Geist einzuführen sucht. Es wird Noth thun; meinen besten Segen! — Hörst Du nichts bei Heinrich Steffens? Das ist ein prächtiger Kerl! Ich kenne ihn zwar nicht persönlich; aber habe viel Gutes von ihm gehört und gelesen.

Mit dem Seemann ist es bei uns Deutschen nun so eine Sache. Ein deutscher Flottlieutenant, wie etwa des hochberühmten Kotzebue leibhaftiger Sohn, wird wenig austragen und wirken können. So lange wir Deutsche nicht Seeschlachten liefern und fast keine Seeküste haben, kannst Du nicht viel machen. Ein Hanseatisches oder Triestiner Handelsschiff zu betrachten, würde Dich bald nicht mehr reizen — und ein Rhein-, Elb- oder Weserschiffer! — Nein, lieber Junge! Auch ich hatte einmal einen stolzen Seegedanken; Forster und Cook hatten ihn angeregt; er ist aber wieder verflogen, weil unser Grund und Boden, unser terrestre, erst etwas nütze sein muß, ehe wir uns in den sonst prächtigen Wallensteinschen Gedanken einlassen können. Und ich denke, unser Erdboden wird manchen gefallenen guten Kerl aufnehmen müssen, ehe man mit Freuden in ein naßes Grab sich begiebt. Bleibe bei der lebendigen Philologie und werde für einige Zeit Schulmann. Mir kam der Name sonst recht ekelhaft vor; ich halte ihn aber für den sichtbar wirkendsten Beruf neben dem allgemeinen, den jeder Brave mit uns theilt. Es sollte mich freuen, wenn Du später einmal statt meiner hier wirken könntest, wenn der Lauf der Zeit oder ungünstiges Geschick uns abruft. Sei ein gründlicher Philolog. Verschmähe Anfangs das Kleinliche nicht; daß Du es nachher verschmähen kannst, wenn Du Historiker wirst, d. h. der die Geschichte darstellt, aber sie auch mit machen hilft. Nicht wie jener, der den Geschichtschreiber über den Helden setzte; sollte ich das letzte blos sein, so wünschte ich lieber, der letzte aller gemeinen Soldaten gewesen zu sein für das eigene Bewußtsein. Von der Wirkung aufs Volk ist nicht die Rede, sondern vom Gewissen des Einzelnen. Also, muthig fortgestrebt, mein lieber Junge! Laß Dir Winkelmann in dem einen Theile Deiner Wissenschaft zum Muster dienen; bei dem war der plastische Sinn auch recht in Fleisch und Blut geschlagen. Ueberhaupt studire diesen späterhin recht tüchtig, wenn Du Dich in den Vorkenntnissen: Grammatik u. s. w. recht sicher weißt! Du hast schon gute Kenntnisse und kannst sie dort in der Geschichte der Kunst sehr gut brauchen. Liest diese Niemand in Breslau? und wie lange bleibst Du dort? Ich würde Dir rathen, ins Seminarium zu gehen, was Passow dirigirt. Es wird Dich wenigstens üben, und Uebung ist nie zu verschmähen. Frag ihn doch darum! Er wird Dir gern darin Bescheid geben, auch bei einzelnen Gelegenheiten, wo Du philologischen und historischen Rathes bedarfst. Es hat mich wahrhaft gefreut, daß Deine Studien mir durch Deinen Entschluß näher bleiben. Arzneiwissenschaft ist auch gut: ihre praktische Wirkung aber ist für mich zu

weit aussehend und ungewiß. Etwa wie das politische Streben unserer Fürsten. Ihre Wirkung ist aber untersuchend sehr groß. Du hörst bei Wachler? Den sagte man vor Kurzem todt? Ist er noch Passows Schwiegervater geworden? Schreib recht bald und erhalte mir Deine Liebe, der meinen bist Du immer gewiß. Lebe recht wohl. Dein K. Göttling.

Universitätsfragen.

Von einem akademischen Lehrer.

Die gegenwärtigen Verhandlungen der französischen Nationalversammlung über die Fragen des höheren Unterrichts haben wiederholt schon mit günstigen und ungünstigen Bemerkungen auch die Sitte der öffentlichen Vorlesungen angestreift, deren verschiedene Betonung nach Sybels so interessanter Darlegung „über das Verhältniß der deutschen zu den französischen und englischen Universitäten" ein wesentliches und mit Tieferem zusammenhängendes Moment des Unterschieds und des differenten Typus bildet. Es seien uns daher einige Betrachtungen verstattet, welche zunächst die ideale Bestimmung jener Seite am deutschen Universitätsunterricht betreffen, um dann auf die empirische Wirklichkeit überzugehen und eins an dem andern zu messen.

Wenn auch in manchem hier Einschlägigen an den deutschen Hochschulen mit mehr oder weniger Recht keine Uniformität herrscht, so wird doch über die Definition der Publice-Vorlesung in soweit Einstimmigkeit stattfinden, daß dieselbe eine Vorlesung bedeute, für welche der Student kein Honorar zu zahlen hat, wie für die Privatim gehaltenen. Neben letzteren giebt es dann noch Privatissima. Dieser Superlativ bezieht sich aber — minder logisch — auf einen andern Eintheilungsgrund, welcher Verstoß gegen die Fundamentalwissenschaft sich durch manche praktische Inconvenienzen rächt. Es handelt sich nämlich dabei nur um die grundsätzlich und aus Sachgründen geringere Theilnehmerzahl, sowie etwa auch um das Local des Unterrichts, welches bei den Privatissima die eigene Wohnung oder das Arbeitslocal des Docenten ist, während nach der sehr vernünftigen neueren Sitte allmählich wohl jede Hochschule ihr Universitätsgebäude oder andere amtliche Locale für amtliche Zwecke und als normalen Unterrichtsort besitzt. Dagegen können die Privatissima je nachdem bezahlt sein oder gratis gegeben werden; es bleibt also als faßlicher und greifbarer Unterschied nur dieser scheinbar sehr äußerliche und prosaische übrig, ob eine Vorlesung, ein Unterricht dem Studenten mit oder ohne Honorar an den Lehrer zugängig ist. Von letzterer Art hat wenigstens an den preußischen Universitäten, also zum voraus an der überwiegenden

Mehrzahl aller deutschen, jeder Ordinarius von Amtswegen mindestens eine im Semester zu halten. Soviel uns bekannt, folgen auch unsere übrigen Hochschulen mit Ausnahme von nur wenigen süddeutschen demselben Brauch jedenfalls als einer gewohnheitsrechtlichen Sitte. Was hat nun namentlich den Staat veranlaßt, einen derartigen Unterschied unter den Vorlesungen zu verfügen, statt alle freizugeben, wozu er den von ihm voll besoldeten Docenten gegenüber selbstverständlich ebensogut das Recht hätte, oder aber allen Honorarzahlung zu belassen?

Dies führt uns auf die Idee, welche offenbar den Publice-Vorlesungen zu Grunde liegt und die wir an sich als eine vernünftige und werthvolle bezeichnen müssen, sofern sie mit dem festzuhaltenden Gedanken der Universitas literarum ursprünglich wenigstens zusammenhängt. Im Centrum des Unterrichts stehen natürlich die streng fachmäßigen Disciplinen, wie sie nur für ausdrückliche Angehörige der betreffenden Facultät Anziehungskraft und Werth haben. Das sind die Fächer und Gebiete zum scharfen Studiren, zum Lernen und Arbeiten im strengen, ernsten Sinne des Worts. Wo aber ein Centrum ist, da giebt es auch eine Peripherie; je klarer und bestimmter jede Facultät ihren Platz einnimmt und ausfüllt, desto mehr muß sie in vollständiger Behandlung der ihr zustehenden Aufgaben auch an ihre Grenzen oder zu der Berührung mit anderen Facultäten geführt werden und einsehen, wie ihre Bestimmung als Glied im Universitätsorganismus ihr die gar zu schroffe, kastenmäßige Facultätsabschließung verbietet, vielmehr sie auch zur Arbeit für die Nachbarn und schließlich für alle Genossen der Hochschule anweist. Es lassen sich ausnahmslos für jedes Fach derartige Grenzgebiete von allgemeinerem Interesse nachweisen, welche durch nachbarliche Berührung oder durch vielfache Bedeutung im allgemeinen Leben auch außerhalb des beruflichen Rayons Verständniß und rege Theilnahme finden. Und nicht blos auf die Peripherie oder auf Grenzgebiete erstreckt sich dies, wonach, materiell betrachtet, gewisse Segmente allgemein zugänglich gemacht werden können; das Gleiche läßt sich fast durchweg von dem jeweiligen Ganzen sagen, was wenigstens seine Resultate, seine durch mühsame Einzelarbeit gezeitigten Früchte betrifft, welche, selbstverständlich mit wesentlich veränderter Form der ganzen Behandlung, keineswegs blos für wenige Eingeweihte zu reserviren sind. In der Fähigkeit, klar, lichtvoll und anziehend auch für facultätsmäßige Laien und andersartig Gebildete zu sein, erweist sich gerade der wahre Meister in seinem Fach, derjenige, welcher mit geistiger Souveränetät seinen Stoff beherrscht und daher dessen Vielseitigkeit entsprechend zu wenden und zu verwenden weiß, während der minder Gewandte seinen eigenen Mangel durch mehr Voraussetzungen bei den Zuhörern decken muß. Den Naturwissenschaften und Verwandtem kommt bei dieser Verbreitung der Lehrthätigkeit ihr Stoff entgegen, welcher

theils durch natürliche Anschaulichkeit, theils durch das allgemein menschliche und direct praktische Interesse, das er besitzt, sich für die weitesten Kreise eignet. Und doch scheint es uns beinahe, als ob wenigstens auf den Universitäten dieser Vortheil nicht durchweg und genügend wahrgenommen würde, vielleicht aus Antipathie und im Gegendruck gegen die allerdings flache Popularisirung, welche dafür außerhalb dieser Kreise mit jenen Resultaten und — Problemen getrieben wird. Daß aber dieser Nachtheil keineswegs nothwendig mit einer gewissen Ausschließung gegen andere Universitätsgenossen verbunden ist, bei welchen allgemein ein ganz anderes Maß von Bildung vorausgesetzt werden darf, als bei dem Leserkreise der vielgerühmten illustrirten und nicht-illustrirten Zeitschriften gewöhnlichen Schlags, des erinnern wir uns aus eigener Erfahrung. Wir kennen eine Universität, an welcher schon seit langen Jahren Winter für Winter z. B. populäre Anatomie mit größtem Erfolg und unter regster Theilnahme vor nichtmedicinischen Studirenden vorgetragen wird, und das von einem Docenten, der auch in strengen Fachkreisen als bedeutende Kraft gilt. Läßt sich dies nicht allgemein ausführen? Zweifellos hat doch der Gegenstand allerwärts das gleiche, so große und naheliegende Interesse. An Aehnliches erinnern wir uns hinsichtlich der populären Astronomie, und sind überhaupt überzeugt, daß sich ganz besonders aus dem Gebiet der Medicin und Naturwissenschaft eine Reihe derartiger, etwa ein- bis zweistündiger „Popularisirungen" im besten Sinne des Worts vor dem „populus academicus" aufführen ließe, ohne daß die Vorlesungsverzeichnisse sich damit so recht deckten, wenn wir uns darin nach den kleineren und Publico-Vorlesungen umschauen. Bei den anderen Facultäten ist es weniger das anschaubare, als das geschichtlich zu spürende und vollends in unserer historisch so stark lebenden Zeit fühlbare Interesse, das den Fragen des Rechts- und Staatslebens, der Kirche, der Gesellschaft u. s. w. eine ausgedehntere Theilnahme sichert. Außerdem finden gerade sie durch die Gymnasialvorbildung des Studenten, wenn sie irgend gut und nicht pedantisch abstoßend für das ganze Leben war, einen auch für etliche Fortsetzung auf der Universität empfänglich gemachten Boden.

Es liegt auf der Hand, wie werthvoll eine derartige universitätliche „Internationalität" statt eines etwaigen Facultätschauvinismus oder unwissenschaftlichen, weil geistwidrigen Kastenthums ist. Auch Sybel in seinem schon erwähnten Aufsatz hebt dies unter Anderem als die seitherige Stärke der deutschen Hochschulen hervor, welche dadurch für wirkliche Bildung und somit auch fürs Leben etwas ganz Anderes leisten können, als die scheinbar praktischeren, weil Zeit und Kraft ersparenden „Dressuranstalten" für künftige Advocaten oder Aerzte u. s. w., Anstalten, die wissenschaftlich betrachtet nicht über der Stufe der Klericalseminare ultramontan-theologischen Schlags stehen;

denn beiderseits schablonisirt man eben den Menschen und drillt von Außen, statt von Innen heraus zu bilden. Nur so findet die Vereinigung der verschiedensten Lehrkräfte und Mittel an einem Ort ihre beabsichtigte Verwendung, wenn sie wirklich auch Allen in annehmbarer Weise geboten wird. Der menschliche Geist als solcher und das spätere Leben und Wirken nicht minder sind reicher angelegt, als daß die stricte Concentrirung auf eine Facultät und deren „Brodstudium“ sie nähren und befriedigen könnte. Und wie schädlich, wenn seinerzeit doch in Abgeordnetenkammern oder Stadtcollegien oder auch in der so einflußreichen Presse dieselben Leute vielleicht nur um so volltönender mitreden, welche durch zu enge Fachbildung sich kein Verständniß der betreffenden, nie abstract gesonderten, sondern concret in Allerlei hineingreifenden Fragen verschafft haben. Da wird dann viel geredet und wenig gesagt! Sogar praktisch thut es sehr gut, wenn für die Studirenden auch im Unterricht keine zu schroffe itio in partes stattfindet, wenn sie zuweilen äußerlich in gemeinsamen Localen des Hörens und Lernens zusammenkommen und damit über den Facultätsstudien nicht die wesentliche Einheit und Gemeinsamkeit auch der künftigen Lebensarbeit ganz vergessen. Ist ja doch selbst in dieser Hinsicht schon die gesellige Facultätenmischung in den studentischen Verbindungen von großem Werth. Abermals müssen wir etwaige hier sich bildende Sonderungen ausschließlich nach dem Gegenstand des Studiums wieder für fast ebenso krankhaft und verderblich erklären, wie diejenigen nach theologischer und confessioneller Gesinnung; denn Bornirtheit und Intoleranz hat gar verschiedene Erscheinungsformen und geht durchaus nicht blos schwarzgekleidet; sie ist sogar mit professionell profaner Gesinnung nahezu ebenso vereinbar, wie mit theologischer!

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine derartige Erwägung über die so werthvolle Nutzbarmachung aller Facultäten für einander und fürs Ganze neben etwaigen äußeren Motiven den inneren Grundgedanken bei der Anordnung der Publico-Vorlesungen bildet. Und zwar rechnet man dabei so: Was der empirische Mensch nicht direct braucht, nicht für ein künftiges Examen und den späteren Broderwerb im Leben unmittelbar nöthig hat, das pflegt er auch nicht gern zu bezahlen. Da es aber höherer Anschauung nach doch großen Werth für ihn hat, wird er es am Ende schon auch mitnehmen, wenn es ihm gratis geboten wird. Diese Erwägung dreht sich um die Amphibolie des deutschen „umsonst“ und bestimmt daher die nach rein eudämonistischem Brodstudiumsstandpunkt nutzlosen, weil nicht centralfachmäßigen, sondern peripherisch nur bildenden Vorlesungen als unbezahlt zu haltende.

So sehr wir mit der oben dargelegten Idee einverstanden sind und ihr daher nicht nur Conservirung, sondern möglichste Ausdehnung und reichste Ausübung an den deutschen Hochschulen wünschen, so wenig können wir dagegen unseren Zweifel über die Zweckmäßigkeit des gewählten Mittels unter-

drücken, das uns vielmehr sehr zweischneidig und gefährlich zu sein, ja seine eigene Absicht zu eludiren scheint. Wir erklären übrigens bei diesem delicaten Punct ein für alle Mal, daß wir Niemandem und keiner Seite zu nahe treten wollen, sondern sine ira et studio in rein objectiver Ruhe und Sachlichkeit bei unseren Betrachtungen zu Werke gehen. Insbesondere weisen wir den etwa auftauchenden Verdacht ab, als ob wir den neuerdings mehrfach erhobenen Vorwurf unideal-materieller Gesinnung der studirenden Jugend auch unsererseits erheben und verstärken wollten. Wie Friedländer in seiner Rede über den „Idealismus unserer Zeit" in gerechter Weise urtheilt, wie namentlich Schmidt in seinem Protestantentagsreferat „über die Abnahme des theologischen Studiums" nachdrücklich betont: wir haben keinerlei Recht die junge Generation von 1870/71 unter die von 1813 zu stellen, wollen wir uns nicht einer altväterischen laudatio temporis acti schuldig machen. Der stärkere Nachdruck, welcher vielleicht neuerdings auf das „Brodstudium" gelegt wird, hängt eben doch sehr deutlich mit der allgemeinen Zeit- und Weltlage zusammen, welche von Jedem für sein Fortkommen eine größere Anspannung der Kraft fordert und auch auf geistigem Gebiet den Tagen idyllischer Behaglichkeit ein Ende gemacht hat. Die einzelnen Fächer haben sich im letzten halben Jahrhundert auffallend rasch erweitert; einzelne wie namentlich Naturwissenschaft und Medicin fordern zur Bewältigung ihres so angewachsenen Stoffs mehrere Jahre Studium weiter, weshalb gerade diese Facultätsgenossen sehr billig zu beurtheilen sind, wenn sie sich bekanntlich am meisten auf ihr specielles Gebiet concentriren, für die übrigen Bildungszweige aber keine Zeit und Kraft mehr haben. Es ist das sehr zu bedauern, um so mehr, als gerade diese Gebiete an einer natürlichen, compensationsbedürftigen Einseitigkeit leiden und es doch von so großem Werth wäre, wenn ihre Vertreter im späteren Leben draußen auf dem Land als wahrhaft durchgebildete Bildungscentra, analog der wahren Geistlichkeit, unter dem Volk dastünden. Allein ändern läßt sich da aus einfach praktisch-materiellen Gründen nicht viel, und jedenfalls fällt der Uebelstand nicht der Jugend zur Last. Wir schreiben derselben also die wesentlich gleiche Idealität zu, wie sie andere Zeiten besaßen, und taxiren sie zum allermindesten nicht etwa niedriger, als die moderne Weltstimmung überhaupt. Mit diesem unbedingten und freudigen Zugeständniß haben wir uns aber andererseits auch das Recht erworben, nicht hyperidealistisch zu sein, sondern am geeigneten Ort nüchtern und prosaisch die Dinge zu nehmen, wie sie eben sind. Und da ist es denn, um auf unsere specielle Frage zurückzukommen, eine allbekannte und überall sich bestätigende psychologisch-ethische Thatsache, daß der Mensch aller Orte, aller Alter und aller Stände nicht recht schätzt, was er zu leicht und wohlfeil bekommt. Die bekannten Gratisvertheilungen von Schriften namentlich erbaulichen Inhalts sind,

eben weil gratis, im Wesentlichen hinausgeworfenes Geld, Papier und Druck, während schon eine kleine Bezahlung ein gewisses persönliches Band zwischen dem Menschen und seinem neuen Besitz knüpft. Darin liegt keinerlei Niedrigkeit und Schmutzigkeit der Gesinnung, sondern nur das ganz richtige Gefühl, daß Eigenthum nur durch Arbeit, hier durch krystallisirte Arbeit oder Geld repräsentirt, Sinn und Bedeutung hat. Der Mensch muß etwas von seiner Person in die Sache legen, um sie als eine in sein Lebensgebiet aufgenommene zu schätzen; sonst ist und bleibt sie ihm ein fremdes und gleichgültiges „Ding". Wir möchten demnach in unserer Frage den Gedankengang, der nach obiger Auffassung die officielle Anordnung von Gratisvorlesungen bestimmt hat, in der Converse betrachten und angesichts der psychologischen Erfahrung sagen: Was der Mensch nicht bezahlt, das braucht er auch nicht, wenigstens seiner subjectiven Taxirung nach, das gilt ihm zum Voraus für minder werthvoll, für gleichgültig; er nimmt es nur eben so mit, wenn es ihm just paßt, und läßt es aus dem geringsten Anlaß auch liegen. Wir müssen es deshalb, gelegentlich bemerkt, für höchst verfehlt halten, wo nicht sehr dringende örtliche Gründe vorliegen, wenn einzelne Facultäten mancher Universitäten sogar in die neue Münzordnung es herübergenommen haben, ihre Honorare um ein Beträchtliches niedriger anzusetzen, als die der Nebenfacultäten. Aus der eigenen Studentenzeit erinnern wir uns, dies zwar reell angenehm, ideell aber entschieden deprimirend und verwerflich gefunden zu haben; denn eine niedrigere Tarifirung in der nun einmal auf Erden so bedeutsamen, ob auch alleräußerlichsten Geldskala setzt eo ipso fürs allgemeine Gefühl auch das Fach und die Leistung selbst um einige Grade herab; die schlechterdings erforderliche und um jeden Preis festzuhaltende Coordination der Facultäten ist dadurch von der eigenen Hand der Betheiligten aufgehoben, was denn doch sehr unweise und bestenfalls idealistisch unpraktisch genannt werden muß. In die gleiche Linie gehört es, wenn neuerdings Stimmen laut werden, welche speciell das darniederliegende philosophische Studium dadurch emporzubringen rathen, daß das Fach etwa namentlich auch in zweistündigen, alle 14 Tage wiederkehrenden und möglichst wohlfeilen, wo nicht ganz freien, Vorträgen behandelt würde — offenbar analog dem Muster der Pariser Vorlesungen! Da sei Gott vor; lieber die Philosophie auf den Abbruch verkaufen, als sie so auf den Markt tragen wie einen verlegenen Ladenhüter. Man kann und soll, damit sind auch wir völlig einverstanden, durch richtige materielle Gegenstandswahl der Zeit, ihrem Interesse und Bedürfniß entgegenkommen; aber durch solche formelle Transaction würde man sich nur selbst den Credit absprechen. In dieser Hinsicht kann man es doch ruhig abwarten, bis die Zeit an ihrem antiphilosophischen Gebahren von selbst herzlich satt bekommt und an ihren Früchten die Wurzel erkennt — lange ist es

sicherlich nicht mehr bis dahin! Indeß, unsere Erwägungen gelten nicht einzelnen Facultäten und Disciplinen, sondern dem System der Gratisvorlesungen in allen Fächern. Und da wiederholen wir die ganz einfache, psychologisch motivirte und deshalb nothwendig überall mehr oder weniger sich zeigende Folge, daß die Studirenden wesentlich schon aus dem genannten äußeren Grund diesen Theil des Unterrichts unterschätzen, was sich in verschiedenen Zeichen von Nonchalance gegenüber dem Verhalten bei den „Hauptcollegien", insbesondere in einem höchst willkürlichen und fluctuirenden Besuch offenbaren wird. Das aber ist in mehreren Beziehungen vom Uebel. Gottlob, daß die deutsche akademische Jugend bis jetzt noch ganz frei ist von den Pöbelhaftigkeiten, wie sie von französischen oder russischen Lehranstalten vermeldet werden, ein hohes Glück, daß Pietät gegen die Lehrer oder wenigstens männlicher Anstand noch durchweg das Herrschende ist. Allein principiis obsta! Eine gewisse leichte Lockerung des guten Tons ist mit den eben genannten Uebelständen der Gratisvorlesungen schon gegeben, und diese könnte zuletzt weiter führen, so wenig wir der akademischen Bürgerschaft gegenüber eine pessimistische Ansicht hegen. Fürs Andere aber ist ein überwiegend unregelmäßiger Besuch auch wissenschaftlich vom Uebel; er ist die pure Zeitverschwendung, da disjecta membra so gut wie nichts sind; er führt leicht dazu, auch sonst eine dissolute Weise des Studiums sich anzugewöhnen und dasselbe überhaupt mehr als Spiel, denn als Ernst zu betreiben, wie ein Redner der französischen Nationalversammlung es kürzlich mit Recht tadelnd bemerkte, daß bei den völlig öffentlichen Vorlesungen so Manche sich nur einfinden aus Neugier oder um sich eine Stunde unterhalten und wissenschaftlich anfäuseln zu lassen, oder am Ende gar nur aus vis inertiae dableiben, weil sie von einer anderen Vorlesung her bereits an Ort und Stelle sind und die Zwischenstunde bis zum nächsten Fachcolleg auch in dieser Weise ausfüllen zu können meinen.

Es versteht sich, daß derartige Beobachtungen auch auf den Lehrer ihre Rückwirkung äußern müssen. Wir nehmen an', er hat die wahre Idee dieser Sorte von Vorlesungen erfaßt und wäre mit Freuden bereit, neben den centralen Disciplinen seines Fachs auch die Peripherie zu behandeln und überhaupt sich auch für andere Facultäten nutzbar zu machen. Nun weiß aber, wie schon berührt wurde, jeder Kenner, daß edle Popularität und Allgemeinverständlichkeit weit schwerer ist, als das Einherschreiten in der appretirten Terminologie der Schule oder der Vortrag nur für specielle Fachgenossen. Trotzdem muß der Docent bemerken, daß dies keineswegs Anerkennung findet, diese vielmehr in umgekehrtem Verhältniß mit seiner wahren Mühe steht. Das entleidet ihm die Sache; er mag keine Zuhörerschaft, und wäre sie noch so groß, die heute so, morgen anders zusammengesetzt ist, wo neben mäßigen Stammbesuchern das Genus der Hospites überwiegt, von

denen einst der gefeiertste Aesthetiker der Gegenwart das massive Wort auf einem Auditoriumsanschlag gebraucht haben soll: Hunde und Hospites verbitte ich mir! Wen das gleichgültig läßt, der setzt sich damit selbst auf die Stufe der, in ihrer Art gewiß recht ehrenwerthen, Wanderlehrer der Gesellschaft für Volksbildung herunter, er verläßt die zu gedeihlichem Wirken durchaus erforderliche Höhe des akademischen Standpunkts. Wenige werden dies wollen. Abgeschreckt von den offenbaren Uebelständen der Gratisvorlesung, welche aber der Idee nach und in der herrschenden Anschauung zusammenfällt mit der mehr peripherischen und populären, werden die Meisten auch diese letztere schlechthin löbliche, aber durch ein unrichtiges Mittel introducirte Form fallen lassen. Kant verstärkt einmal, wo er von der vielgetadelten Dunkelheit seiner Darstellung redet, das Horazische: „odi profanum vulgus et arceo" mit dem Virgilischen: „ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent." Das ist freilich etwas brüsk und allzu massiv, nur einem Kant erlaubt; allein ein derartiger Hintergedanke ob auch in milderer Form wird es am Ende doch sein, was überwiegend dazu veranlaßt, zum Gegenstand der „Publica" gerade nicht allgemein anziehende, sondern mehr oder weniger fachmäßige, zuweilen sogar die allerdetaillirtesten Gegenstände nur mit Beschränkung der Ausdehnung zu wählen. Es wird dann erwartet, daß die fatale und unerträgliche Laxheit des „Gratis" durch das reine berufsmäßige Interesse aufgewogen werde, das jedenfalls einige Wenige dem Specialobject entgegenbringen. Denn wahrhaftig, weit besser nur ein paar Personen zum Auditorium, als — s. v. v.! — einen „Taubenschlag" voll, auf welchen keinerlei Verlaß ist. Gegen den Verdacht etwaiger anderer Gründe dieses Verfahrens, als es der vollberechtigte und pflichtmäßige Stolz wissenschaftlichen Unterrichts ist, verwahren wir uns hier ebenso entschieden, wie wir früher die Partei der Studirenden gegen ungerechte Vorwürfe nahmen. Es giebt immer Leute, die in ihrer giftigen Laune und Weltanschauung derartige banausische Verdächtigungen auf die Bahn zu bringen lieben, — sie kann man ruhig sich selbst überlassen!

Sei dem übrigens, wie ihm wolle; warum ein ein- oder zweistündiges Colleg über einen rein fachmäßigen Gegenstand frei sein solle, während von Andern und ein anderes Mal oder drei- bis vierstündig ein völlig analoger Gegenstand mit Honorar behandelt wird, dafür ist schlechterdings kein vernünftiger Grund mehr einzusehen; es ist ein pures opus operatum Angesichts der officiellen Verpflichtung. Irrationelle Grundlosigkeit aber, lediglich positivgesetzliche Motivirung eines Verfahrens schickt sich kaum für den Ort, wo Wissenschaft und Vernunft cultivirt werden, also auch alle Einrichtungen und Sitten vom gleichen Geist getragen sein sollen. Dies ist jedoch noch der geringere Schaden und mehr nur ein logisch-ästhetischer Einwand. Weit bedenklicher dürfte sein, was wir oben als Eludirung des Zwecks der fraglichen Institution bezeich-

neten. Gerade die so werthvollen, im Universitätsorganismus unentbehrlichen Vermittlungsvorlesungen allgemeiner Art, um es kurz so auszudrücken, werden als Gratisvorlesungen, zu was sie doch die allgemeine Ansicht auf Grund der einmal bestehenden Einrichtung stempelt, dem selbstbewußten, auf sich und seine Leistung etwas haltenden Docenten durch die dargelegten Mißstände entleidet, somit fallen sie mehr und mehr aus, wie im Allgemeinen unsre Vorlesungsverzeichnisse bestätigen dürften, oder werden sie der Idee zu lieb, aber nur mit mäßiger Freudigkeit gehalten, und das kommt ihnen nicht zu gut; in den Augen der Studirenden aber werden sie durch das erleichternde Gratis zum Voraus zu nebensächlicher Bedeutung herabgedrückt, statt daß man gerade ihren wenigstens idealen Werth und ihre bildende Wichtigkeit für Alle durch erleichterte Allgemeinzugänglichkeit hervorheben wollte.

Dies ist es, was wir zu beweisen beabsichtigten, wenn wir diese ganze officielle Einrichtung als ein zwar wohlgemeintes, aber im praktisch-empirischen Erfolg sehr zweischneidiges Mittel bezeichneten. Unsere Ansicht geht deswegen dahin, daß die wenigen noch nicht davon berührten Universitäten wohl daran thun, auch für die Zukunft ihre hierin richtigere Sitte beizubehalten, und daß es im übrigen Deutschland gut wäre, eine in der Ausführung doch nicht probehaltige Vorschrift aufzugeben. Das beabsichtigte Wahre ließe sich alsdann leichter, häufiger und freudiger ausführen. Bei mehr oder weniger allgemein-gültigen Vorlesungen mit der so wünschenswerthen Ankündigung „für Studirende aller Facultäten" wäre der Besuch wohl etwas schwächer, aber intensiv unverhältnißmäßig werthvoller. Denn wie gesagt, wir halten unsere studirende Jugend von Ferne nicht für so unideal, daß sie sich durch die kleinen Kosten eines kürzeren, dazu auch wenig Zeit kostenden Collegs völlig abschrecken ließe; dagegen würde das darin steckende aes proprium, wie der Mensch nun einmal allgemein ist, ein gewisses Band mit dem Gegenstand und eine ob auch ziemlich unbewußte Motivirung constanteren Besuchs bilden, während das Unwesen eines plan- und maßlosen Hospitirens bei dem natürlichen Ehrgefühl der Jugend dann von selbst wegfiele oder sich wenigstens stark ermäßigte. Und dieser Unsitte in jeder Weise zu steuern, ist an sich schon werthvoll, weil sie das Ansehen der Wissenschaft nothwendig schädigt. Diese verlangt bei aller akademischen Freiheit ebensosehr die erforderliche Zucht, Disciplin und stetige Ordnung, z. B. auch in dem wesentlich durch die Studirenden selbst sich verschiebenden Anfangs- und Schlußtermine der Semester. Derartiges ist schon als Vorschule des späteren Lebens namentlich in unserer zur Zuchtlosigkeit geneigten Zeit nicht zu gering anzuschlagen.

Wenn einst der alte A. Kommenius „die Schule als Spiel" für das zu erstrebende Ideal ansah, so mag das für seine harte Zeit und für die niedere Elementarschule überhaupt viel Wahres enthalten. Unsere Zeit hat auf ver-

schiedenen Gebieten wohl eher einen Zusatz von Adstringirendem nöthig, und jedenfalls für die erstarkten Kräfte der Hochschule wäre es ein fataler, in jedem Sinne fernzuhaltender Grundsatz; denn man wird nach allem Beigefügten unsere oben erwähnte „Popularisirung" hoffentlich nicht so mißverstehen. In dieser Beziehung können wir auch die allgemein herrschenden wissenschaftlichen „Societäten" unserer Hochschulen für keine glückliche Sitte halten; denn sie scheinen uns, um ein katholisches Sprichwort zu brauchen, weder Fisch noch Fleisch und darum in steter Gefahr eines bedenklichen Dilettantismus wenigstens für die Jugend. Das wahrhaft Richtige und höchst Werthvolle daran ist zweifellos der unmittelbare Verkehr mit den Studirenden, das Kennenlernen ihrer Auffassungsweise, wodurch sich erst auch der Lehrer vervollkommnet, das Innewerden ihrer Lücken und Mißverständnisse — all dies durch die Ergänzung des sonstigen einseitig akroamatischen Vortrages durch wesentlich dialogische Unterrichtsweise. Aber dieser werthvolle Gehalt scheint uns, wenigstens für die Fächer, welche nicht schon durch den Gegenstand und dessen demonstrativ-praktische Behandlung von selbst etwas derartiges haben, erst durch die feste organisirte Form der „Seminare" gewährleistet zu sein, auf welche wiederum Sybel a. a. O. rühmend hinweist. Mehr und mehr brechen sich dieselben Bahn und erweisen sich als ein heilsames Gegengewicht der bloßen „Vorlesung", als werthvolle Betonung des zweiten Theils im Wort und Begriff Hochschule, welcher über dem ersten doch wohl etwas zu kurz gekommen war. Es wäre sehr zu wünschen, daß derartige Seminare für alle dazu angelegten und deß bedürftigen Hauptfächer eingerichtet würden. Da aber ihre strammere Organisation, ihre wissenschaftliche Disciplin mit verschiedenen Anforderungen an die Kraft und Zeit der Theilnehmer nicht wohl nach dem Princip der reinen Freiwilligkeit gedeihen kann, sondern ein Wechselverhältniß von Leistung und Gegenleistung erfordert, so ist für ihr dauerndes Gedeihen nöthig, daß der für seine Universitäten sonst so redlich und weise besorgte Staat auch hierin durch Gewährung mäßiger Mittel hilft, welche ja gewiß in gar keinem Verhältniß zu den sonstigen Unterrichtsausgaben stehen. Und hier nun würden wir, was den Lehrer betrifft, das altsokratische Gratis ganz am rechten Platze finden; je persönlicher der Verkehr wird, desto besser fällt das sich etwas kalt anfühlende Mittelglied des Geldes weg, und hier, was durchweg die Hauptsache oder vielmehr der alleinmaßgebende Gesichtspunkt unserer ganzen Erwägung war, ist auch durch die ganze Organisation eines solchen Seminars der sonstige Mißbrauch des gratis-publice in keiner Weise mehr zu besorgen, also immer zu!

Unsere Darlegungen bewegten sich allerdings auf sehr realistisch-empirischem Boden; allein, soll man denn die Wirklichkeit anders ansehen, wenn man sie verstehen will? Wir mußten auf scheinbare Kleinigkeiten aufmerksam machen:

jedoch auch solche können in stetiger Wiederholung und bei größerer Ausdehnung erhebliche Folgen haben. Wer es gut mit dem neuen Reiche meint, der hält auch sein aus den trübsten Zeiten herüber rettendes geistiges Palladium, seine Universitäten hoch und macht darauf aufmerksam, wo sich ihm auch nur kleine Desideria aufdrängen. Insbesondere in unserer Zeit, welche mit löblich freiheitlicher Gesinnung doch wohl zuweilen auch über das Ziel hinausschießt, kann es nichts schaden, wenn in dem und jenem leicht auf die Kehrseite hingewiesen wird; der wahren Freiheit, welche nur in der Ordnung besteht, thut man damit einen Dienst.

Zwei Quellen des deutschen Ultramontanismus.

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts konnte man mit Recht von einem nationalgesinnten katholischen Klerus in Deutschland reden. In dem seit einigen Jahren begonnenen letzten Drittel wird man, einige verschämte, in der größten Zurückgezogenheit lebende Ausnahmen abgerechnet, jenen vergebens suchen. Die Ultramontanisirung ist während des zweiten Drittels in Folge langer, steter und angestrengter Arbeit für Rom gelungen. Zur Zeit müssen wir uns in die Thatsache schicken, die schon längst vor den Maigesetzen und dem Franzosenkriege feststand, daß die Sympathien des Klerus unserem Staate und Volke nur gehören, wenn und insofern diese der Curie und ihren Zwecken sich dienstbar bezeigen. Es wird wiederum auf deutscher Seite der langen und angestrengten Arbeit während einer ganzen Generation bedürfen, um im letzten Drittel unseres Jahrhunderts das ultramontane Unkraut auszurotten, was im zweiten Drittel durch römische Schlauheit und Zähigkeit ausgesäet ist. Die Maigesetze werden hierzu allein nicht ausreichen; sie sind eben nur im Stande, dem Unkraute die Spitzen abzubrechen, damit es nicht neuen Samen reifen und sich verbreiten lasse, nicht aber, auch dessen Wurzeln auszutilgen.

Eben auf diese Wurzeln und Quellen des Ultramontanismus ist also das Hauptaugenmerk zu richten. Es ist nun bekannt und in der jüngsten Zeit oft genug wiederholt, wie in den Cabineten der Fürsten der naive Glaube an die Bekehrung des Papstthums zu modernen Anschauungen, Angst vor der Revolution und der Köhlerglaube, daß eine monarchische Kirche auch mit einem monarchischen Staate dieselben Interessen habe, dem Eindringen des Ultramontanismus Thor und Thür in Deutschland geöffnet haben. Auch ist die Erkenntniß jetzt allgemein, daß die üppig emporwuchernden Orden, Congregationen und Vereine, namentlich die jesuitischen, sehr viel dazu bei-

getragen haben, um dem Ultramontanismus in katholischen Kreisen Deutschlands die Herrschaft zu verschaffen. Endlich hat man auch über die bischöflichen Lehranstalten als Brutstätten jenes Geistes nunmehr die richtige Ansicht gewonnen.

Aber minder gekannt und beachtet sind zwei Anstalten gewesen, welche für die Ausbreitung des ultramontanen Geistes in unserem Lande und Volke von dem wichtigsten Entschlusse gewesen sind, von denen gerade die Hauptmissionare und Apostel dieser Richtung in großer Zahl ausgegangen sind, um in Deutschland meist in sehr einflußreicher Stellung für dieselbe thätig zu sein.

Jene zwei Anstalten sind das Collegium Germanicum und das Hospitium dell'Anima in Rom.

Das Collegium Germanicum verdankt seine Gründung dem Stifter des Jesuitenordens Ignaz von Loyola und ist geleitet von den Mitgliedern seines Ordens. Im Jahre 1552 wurde das Colleg errichtet; die älteren Sprachen, scholastische Philosophie, Physik und die verschiedenen Zweige der Theologie sollten die Lehrgegenstände sein. Aufgenommen wurden deutsche Jünglinge, die sich der Theologie widmen wollten. Adelige erhielten eine gewisse Bevorzugung. Beim Eintritte mußten alle einen doppelten Eid ableisten, deren einer den Zweck des Instituts, die Bekämpfung der Ketzerei offen aussprach. Später wurde nach sechsmonatlichem Aufenthalte ein Eid abgefordert, worin sich die Zöglinge verpflichteten, auch wirklich Geistliche zu werden, nach Ablauf der Studienzeit nach Deutschland zurückzukehren und hier im Sinne der Anstalt als Geistliche thätig zu sein. Die Studienzeit war 10 Jahre, 3 für Philosophie, 4 für scholastische Theologie, die 3 letzten für praktische Theologie. Exercitien von 30 Tagen schlossen das Ganze, um den zu entlassenden Zögling als zwar nicht formelles, aber doch seiner ganzen Geistesrichtung nach als thätiges Glied des Ordens nach Deutschland abzusenden.

Die Frequenz des Germanicums wurde bald eine recht lebhafte; es gab Jahre, in welchen die Zahl der Zöglinge sich über 200 belief. Das ist um so weniger zu verwundern wegen der großen Vortheile, die jenes ihnen bot, und in sichere Aussicht stellte. Denn erstens wurde es den Jesuiten ein Leichtes, für ihre Anstalt so reichliche Geldzuflüsse zu eröffnen, daß sich hier dem deutschen Jünglinge die billigste Gelegenheit bot, zugleich die „ewige Stadt" kennen zu lernen und sich in den theologischen Disciplinen auszubilden. Dann aber erblühten auch den Zöglingen die besten Aussichten für die Zukunft. Denn den Jesuiten, welche damals begannen an den Höfen der katholischen Laien- und Pfaffenfürsten allmächtig zu werden, war es ohne Mühe möglich, die in ihrem Geiste Ausgebildeten dann auch in Deutschland zu den fettesten Pfründen und einflußreichsten geistlichen Aemtern zu befördern. Wir besitzen

ein Verzeichniß ehemaliger Mitglieder des Germanicums, welches darthut, eine wie große Zahl seiner Zöglinge zu den hohen und höchsten geistlichen Würden in Deutschland gelangt ist; leider ist dasselbe für die neueren Zeiten nicht fortgesetzt, sonst würde es uns interessante Aufschlüsse hinsichtlich der Verwälschung des deutschen Klerus bieten können.

Vorzüglich aber gewann das Germanicum die Gunst der ganz unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Wittelsbacher und Habsburger. Kaiser Ferdinand II. ertheilte ihm 1628 sogar das Privileg, gleich den Universitäten die akademischen Grade zu verleihen, so daß die dort promovirten Zöglinge das volle Recht haben sollten, diese Würden in Deutschland zu führen und ihre Vortheile zu genießen.

Die Aufhebung des Jesuitenordens und die napoleonische Occupation Roms machte dem Bestande des Germanicums ein Ende, aber nur für kurze Zeit. Denn gleich nachdem die Occupation beseitigt und der Jesuitenorden wieder hergestellt war (1814), wurde auch jenes erneuert (1817); und seitdem entsandte es jahraus jahrein seine Zöglinge nach Deutschland, wo sie im Rathe der Bischöfe und auf den Kathedern der bischöflichen Lehranstalten für die in Rom eingesogenen Grundsätze Propaganda machten und noch heute machen. Wenn man den Namen irgend eines ultramontanen Kampfhahnes liest, der sich in den letzten Jahren durch wüthenden Eifer für Syllabus und Unfehlbarkeit hervorgethan, und nebenbei mit dem Titel eines Doctors und Professors einherstolzirt, so kann man mit hoher Sicherheit darauf schließen, daß wir einen Germaniker vor uns haben, der als Doctor romanus heimgekehrt, flink zu einer „Professur" an irgend einer bischöflichen Winkelfacultät avancirte, wo er den künftigen Klerus in jesuitischem Geiste instruirt und disciplinirt.

Zwar war, wenn wir nicht sehr irren, in Preußen eine Zeit lang die Vorschrift geltend, daß Theologen, die im Auslande ihre Ausbildung erlangt, keine Anstellung im Staate finden sollten, aber unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. blieb dieselbe unbeachtet, bis sie endlich seit Anfang der fünfziger Jahre ganz außer Kraft trat.

Erst das neuere Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen hat hier Vorsorge getroffen, indem es wenigstens für die Zukunft die Anstellung solcher Emissäre des Jesuitismus von der staatlichen Genehmigung abhängig macht. Hoffentlich wird sich im Palais des preußischen Unterrichtsministeriums nimmer wieder ein Mühler finden, der dieselben unter seine Fittiche nähme oder auch nur zu ihrem Eindringen gutmüthig die Augen schlösse.

Wir wenden uns nun zu der zweiten römischen Anstalt, welche statutengemäß den Import des Ultramontanismus in unser Vaterland besorgt.

Hier haben wir zudem das flagrante Beispiel, wie sich der Ultramonta-

nismus an den Willen der Stifter nicht kehrt, wenn es gilt die eigenen Tendenzen auszuführen.

Wenn irgend ein weltlicher Fürst sich je erlaubt hat, eine geistliche Anstalt, statt sie als Versorgung für müßige Mönche zu belassen, nützlicheren Zwecken dienstbar zu machen, so schreit man im ultramontanen Lager über Sacrileg, Diebstahl und ungerechte Verletzung des Willens der Fundatoren. Wenn aber die Curie selber eine Anstalt, für die Armen bestimmt, diesem Zwecke entfremdet und zu einem Werkzeuge ultramontaner Propaganda umformt — dann, Bauer, ist es ganz was Anders.

Eben jenes aber ist mit dem deutschen Hospiz dell' Anima geschehen. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es von zwei Deutschen zur Aufnahme armer deutscher Pilger, welche Rom besuchten, gegründet und dotirt. Heute ist es, und zwar nach einer päpstlichen Verordnung vom 15. März 1859 definitiv, das Hauptabsteigequartier des höheren deutschen Klerus und ein Pensionat für bereits geweihte deutsche Kleriker geworden, welche nach dem Willen der Bischöfe sich dort in den Grundsätzen und dem Verfahren der Curie ausbilden sollen, um diese dann nach Deutschland zu übertragen.

Zwar genügt das Hospiz zum Schein noch immer seiner fundationsmäßigen Bestimmung; armen Landsleuten wird nämlich eine unentgeltliche Aufnahme für drei Tage gestattet; daß indeß diese Frist für einen Besucher von Rom, wo zu einer auch nur oberflächlichen Besichtigung ebenso viele Wochen erforderlich sind, einen ganz illusorischen Werth hat, liegt am Tage.

Dagegen wurden beispielsweise während des einen Jahres 1862 im Hospiz 13 deutsche Bischöfe und 41 deutsche Geistliche wochenlang bewirthet. Daß dieselben es dort ganz behaglich fanden, glauben wir gern; daß aber die Herren mit ihren 8—12,000 Thlrn. Revenuen sicher nicht zur Zahl der in das Hospiz „zusammenströmenden Armen" gehören, für die es stiftungsgemäß bestimmt ist, steht wohl außer Zweifel. In Betreff des Klerikerpensionates, zu dem jetzt das Hospiz vorwiegend dient, spricht es übrigens die citirte päpstliche Verfügung ganz unverblümt aus, daß die Instruirung in den ultramontanen Grundsätzen der Curie und deren Verbreitung in Deutschland Zweck der Anstalt ist.*)

Auch aus diesem Institut ist eine Reihe von Zöglingen, namentlich in den letzten zehn Jahren in die einzelnen deutschen Diöcesen übergegangen: in welchem Sinne sie hier wirken, brauchen wir nicht erst zu bemerken.

*) „ut sacerdotes theologicas in Urbe disciplinas melius et perfectius addiscant, et sacrorum negotiorum usum apud Sanctam Sedem, religionis magistram cognoscant et assequi velint, unde fieret, ut in dioecesim quisque suam et Romanae Curiae methodum et disciplinam, germanumque sacrae doctrinae sensum transferrent."

Mögen die deutschen Regierungen, denen endlich über die wahren Tendenzen der Curie die Augen aufgegangen sind, beständige Wachsamkeit üben, daß nicht jene Sendlinge des Curialismus aus diesen beiden Instituten sich der deutschen Bischofsstühle oder der Stellen in den Domcapiteln oder in den theologischen Lehranstalten bemächtigen; möge auch namentlich unsere Vertretung in Rom ein wachsames Auge auf die beiden dortigen Institute haben, um sich schon zeitig die Persönlichkeiten zu merken, welche dort auch jetzt als künftige Werkzeuge des Jesuitismus und Ultramontanismus ausgebildet werden und nur den günstigen Augenblick erwarten, wo sie wieder offener oder versteckter Weise sich in Deutschland einnisten und das Werk ihrer Propaganda wieder aufnehmen können.

Schließlich sei es gestattet, hier noch eine abwehrende Gegenbemerkung gegen einen voraussichtlichen Angriff beizufügen. Wenn irgend einem Mitarbeiter eines ultramontanen Blattes vorstehende Zeilen in die Hände fallen, so wird er tobend oder klagend sich über eine sogenannte Denunciation beschweren. Und doch hat, ein für allemal bemerkt, gerade der Ultramontanismus nicht das geringste Recht dazu. Denn nirgends wucherte nicht das sogenannte, sondern das echte heimliche Denunciantenthum üppiger, als gerade in seinen Kreisen. Für den höheren deutschen Klerus, der sich noch nicht willenlos dem Jesuitismus zur Verfügung stellte, waren die Nunciaturen factisch zu Denunciaturen geworden, und für den niederen Klerus fand ein gleiches Denunciantenthum bei den bischöflichen Curien die liebevollste Pflege. Die Acten manches bischöflichen Generalvicariats könnten darüber manche lehrreichen und umfangreichen Aufschlüsse geben. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein in clericalen Kreisen Norddeutschlands cursirendes Bonmot. Darin wird die Thätigkeit des Dechanten, also der Mittelbehörde zwischen Bischof und Pfarrklerus, akrostichisch in folgender Weise erklärt: **Decanus** = **D**eferens **E**piscopo **C**uncta **A**liorum, **N**on **V**ero **S**ua. Solchen Kreisen sollte eigentlich die Lust, sich über angebliche Denunciationen zu beschweren, schon längst vergangen sein!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Militäretat. Post und Markrechnung. — Die Verhandlungen über den Militäretat im Reichstag werden voraussichtlich noch ein kleines Nachspiel in unserer Kammer haben. Hoffentlich ist es dann überhaupt das letztemal, daß die Militärangelegenheiten auf unserem Particularlandtag eine Rolle spielen. Es wäre an der Zeit, daß den juristischen Unklarheiten

und Zweideutigkeiten, die über die Verbindlichkeiten Württembergs bisher noch bestanden haben und zum Theil künstlich aufrecht erhalten worden sind, einmal ein Ende gemacht würde. In seinen letzten Sessionen hat der württembergische Landtag eine Reihe von militärischen Exigenzen zu verwilligen gehabt, welche sich theils auf das Retablissement des Armeecorps bezogen, theils auf die Herstellung solcher Einrichtungen der militärischen Verwaltung, wie sie in der preußisch-norddeutschen Armee bereits bestanden hatten. Wir hatten nachzuholen was bisher versäumt war, das verstand sich von selbst, und die württembergische Kammer geizte um so weniger, als es sich hierbei nur um die Verwendung der auf unseren Theil entfallenden Kriegsentschädigungsgelder handelte, und sie in ihrer patriotischen Mehrheit wirklich die Pflicht empfand, ihrerseits nichts zu versäumen, was unser Armeecorps zu einem ebenbürtigen Glied des deutschen Heeres machen sollte. Nur bei einem Theil jener Exigenzen — im Betrag von etwa 4 Millionen Gulden, während die Gesammtsumme derselben etwa 13 Millionen Gulden betrug — war die Kammer der Ansicht, daß sie eine rechtliche Verbindlichkeit zu deren Verwilligung nicht anzuerkennen vermöge; sie verwilligte sie gleichwohl, jedoch ausdrücklich als Vorschuß, dessen Rückerstattung von Seite des Reichs man anzusprechen habe, und es wurde dem Ministerium eindringlich aufgegeben, für die Wiedererstattung dieser Summe aus den Mitteln des Reichs Sorge zu tragen. Diese Ansicht war durch den Berichterstatter Hölder sehr scharfsinnig aus dem ziemlich unbestimmten Wortlaut des Militärvertrags mit Preußen abgeleitet worden; ob sie freilich stichhaltig war, ob sie auch von der anderen Seite anerkannt wurde, war eine andere Frage und, aufrichtig gesagt, die Hoffnung war gering, daß von Seite des Reichs die Verbindlichkeit zur Rückerstattung jener Summen zugestanden würde. Man erinnert sich des Gangs, den die Sache am Reichstag nahm. Im Reichsbudget waren einige Posten zur Rückerstattung an Württemberg vorgesehen; die Militärcommission strich sie; als aber Minister Mittnacht und die württembergischen Abgeordneten lebhaft für die bedrohten Posten einstanden, fand wenigstens einer derselben, nämlich eine erste Rate von 150,000 M. für die Errichtung einer Militärbäckerei in Ludwigsburg Gnade vor den Augen der Commission und auch des Reichstags. Für die hiesige Stellung sowohl des Ministers als der nationalen Kammermehrheit war es sehr erwünscht, daß auf das Ansinnen einer Rückerstattung von Seiten des Reichs nicht mit einem runden Nein erwidert wurde, aber freilich war nur in einem einzigen Falle die Bedingung, unter welcher der württembergische Landtag eine Reihe von Verwilligungen gemacht hatte, anerkannt worden, und selbst in diesem wurde offenbar von Seite des Reichstags keineswegs eine rechtliche Verbindlichkeit zugegeben. Die staatsrechtlichen Gründe, welche für den Stuttgarter Landtag maßgebend ge-

wesen waren, hatten den Reichstag gänzlich kalt gelassen, vielmehr wollte man nur gewisse Gründe der Billigkeit gelten lassen, wobei man insbesondere die Loyalität hervorhob, mit welcher Württemberg bisher seinen militärischen Verpflichtungen nachgekommen sei und zumal im vollen Umfang die für den erhöhten Präsenzstand erforderlichen Casernenbauten beschafft habe: Bauten, für welche der Landtag freilich im eigensten Interesse des Landes so schleunigst sorgte, das an die Annehmlichkeiten der Privat-Quartierungslast niemals gewöhnt war. Denn hierzuland hat es immer als Grundsatz gegolten, möglichst viele Lasten vom Einzelnen und der Gemeinde auf den Staat hinüberzuwälzen, während man in Preußen an die umgekehrte Maxime zu halten pflegte.

Nun muß aber dem württembergischen Landtag daran liegen, daß die leidige Streitfrage auch principiell zum Austrag oder doch zum Ende gelange. Denn auch für die nächste Session ist noch einmal eine letzte militärische Exigenz vorgesehen, für Bauten von Spitälern und dergl., welche die Kammer nicht wieder in der unbestimmten und unwahrscheinlichen Aussicht auf Rückerstattung durch das Reich wird verwilligen wollen. Andererseits ist über die Nothwendigkeit dieser Bauten nicht der geringste Zweifel, und doch herrscht die entschiedenste Abneigung, dem württembergischen Finanzminister weiterhin noch Gelder für militärische Zwecke zu bewilligen, nachdem nunmehr ein ordentlicher Reichsmilitäretat besteht, zu dem Württemberg seinen entsprechenden Beitrag stellt. Auf alle Fälle wird man erwarten dürfen, daß volle Klarheit in das verwickelte Verhältniß gebracht und nicht länger durch Nährung eitler Hoffnungen der Thatbestand verdunkelt werde. Zuletzt wird freilich nur ein Mittel übrig sein, den Knoten zu entwirren. Mit dem Reichsmilitärbudget, das an die Stelle des Pauschquantums getreten ist, sind die außerordentlichen Leistungen des württembergischen Staats allerdings kaum mehr vereinbar, allein mit dem ordentlichen Reichsmilitärbudget wollen sich auch die militärischen Reservatrechte Württembergs nicht mehr vertragen. Die Folge ist offenbar die, daß die in Zukunft erforderlichen militärischen Einrichtungen dem Reichsetat zur Last fallen, daß aber dafür Württemberg auf die ohnedies niemals praktisch gewordene und in alle Zukunft niemals praktisch werdende Bestimmung verzichte, daß nämlich Ersparnisse an der dem Reich für Militärzwecke zu entrichtenden Quote in den Privatsäckel des württembergischen Staats zurückfallen. Diese Bestimmung war lediglich ein theoretischer Trost für den praktischen Mehraufwand, den Württemberg neben seiner ordentlichen Reichssteuer noch aus eigener Tasche für Militärzwecke zu bestreiten hatte. Die Verfechter des specifischen Landeswohls hatten seiner Zeit dieser Bestimmung ungemeine Wichtigkeit beigelegt, sie dachten nicht daran, daß dieselbe ihre unvermeidliche Kehrseite hatte. Eine hinlängliche Erfahrung ist jetzt darüber ge-

sammelt, welchen Werth überhaupt die Selbständigkeit der württembergischen Armeeverwaltung, durch welche jene Ersparnisse erzielt werden sollten, für das Land hat. Und auch die Krone könnte den blassen Schimmer füglich entbehren, der von diesem Reservatrecht wehmüthig auf sie zurückstrahlt. Man sollte denken, es werde auf dem nächsten Landtag nicht an muthigen Männern fehlen, welche für den Verzicht auf ein Reservatrecht eintreten, das in Wahrheit als eine Last sich erwiesen hat.

Möglich, daß ein anderer Rest der Kleinstaaterei, nämlich unser Postsonderrecht bestimmt ist, noch länger in den Abend des Jahrhunderts hinein auszudauern. So lange einerseits alle erheblichen Verbesserungen, die von der Reichspostverwaltung ausgehen, alsbald ihren Eingang auch in unsere Verwaltung finden, so daß den Verkehr störende Abweichungen thunlichst vermieden werden, während andererseits auf die Förderung des Verkehrs im Inland die eifersüchtigste und väterlichste Sorgfalt verwandt wird, will sich ein Bedürfniß nach Aufhebung dieses Sonderrechts nicht geltend machen. Noch kürzlich ist zu höchster Befriedigung das Localpatriotismus eine Statistik veröffentlicht worden, in welcher das Postgebiet des württembergischen Staats als das höchstentwickelte unter sämmtlichen Postgebieten der Welt erschien. Merkwürdigerweise ist aber das gemeine Bewußtsein, anstatt gerechten Stolz über dieses Reservatrecht zu empfinden, so undankbar, dasselbe zuweilen gänzlich zu mißachten und zu übersehen. So geschah es neulich, als Herr Stephan seinen berühmten Verdeutschungserlaß hinausgehen ließ, daß sofort eine Stimme in einem württembergischen Blatte zu solcher erwünschter Neuerung den Generalpostdirector des Reichs beglückwünschte. Als ob jener Erlaß Württemberg das Geringste anginge! Als ob eine Verfügung, welche für das Reich erlassen wird, damit auch schon für die Unterthanen des Königs von Württemberg gälte! Jener wackere Einsender hatte ganz vergessen, daß, wenn die fraglichen Neuerungen überhaupt einmal auch bei uns eingeführt werden sollten, sie doch zuvor ihren Durchgang durch die souveränen Entschließungen der königl. württembergischen Postverwaltung zu nehmen haben. Werden auch wir dereinst unsere Briefe „einschreiben" lassen oder „postlagernd" in Empfang nehmen, so kommt uns zu, dies nicht als eine Reichsverordnung, sondern als gnädigen Erfluß der Canzlei des Herrn Hofacker dankbar zu verehren.

Ernsthafter ist, daß wir, allerdings in der tröstlichen Gesellschaft Bayerns, am 1. Januar zurückgeblieben sind, als das Reich den Uebergang zur Markrechnung that. Während Baden und Hessen sich von ihren Guldenbrüdern trennten und muthig in die neue Rechnung sich stürzten, behielt man sich bei uns eine längere Frist der Ueberlegung vor. Man dachte: da die Neuerung in jedem Falle keine Annehmlichkeit ist, so hat es keine Eile damit. Das entgegengesetzte Räsonnement wäre freilich vielleicht ebenso natürlich ge-

wesen: da die Neuerung doch einmal unvermeidlich ist, so ist es besser, sie muthig und gleich zu thun, anstatt die Leiden des Uebergangszustands, der doch bereits eingetreten ist, zu verlängern. Dieser Ansicht waren auch die Handels- und Gewerbekammern gewesen, und andere Corporationen, welche für die wirthschaftlichen Interessen des Landes das Wort führten. Sie hatten dem Finanzminister eindringlich Muth zugesprochen und ihm die Nachtheile vorgehalten, die aus unserem Zurückbleiben für das Land entspringen müßten. Und anfangs glaubte man einen Erfolg dieser Schritte umsomehr hoffen zu dürfen, als man aus einigen Symptomen beinahe schließen konnte, die württembergische Regierung habe es, anstatt sich in das Hintertreffen zurückzuziehen, geradezu auf eine verwegene Initiative abgesehen. Schon vor Jahresfrist nämlich, als ein neuer Fahrplan und zugleich ein neuer erhöhter Tarif für unsere Staatsbahn erschien, wurde dem Publikum die Ueberraschung zu Theil, daß auf jeglichem Billet der Fahrpreis nicht blos in der üblichen Guldenmünze sondern auch in der künftigen Markrechnung ausgedrückt war, offenbar in der Absicht gleichsam auf pädagogischem Wege das Volk rechtzeitig mit den Begriffen: Mark und Pfennige vertraut zu machen, deren Herrschaft vor der Thüre stand. Statt dessen wissen wir jetzt, daß dies lediglich in der Absicht geschehen war, den Rechnungsbeamten auf den Canzleien eine anregende Beschäftigung zu ertheilen und ihnen Gelegenheit zu geben, durch die schwierige Umrechnung aller erdenklichen Beträge ihre Verstandeskräfte zu schärfen. Wie ja auch in dem eben vorbereiteten Budget, das dem nächsten Landtag zugehen wird, sämmtliche Posten sowohl in Gulden- als in Markrechnung ausgedrückt sein werden, blos zur Uebung der Calculatoren in den vier Species. Es hat dem Finanzminister nicht an Gründen gefehlt, warum die Einführung der Markrechnung in Württemberg mit dem 1. Januar schlechterdings unmöglich gewesen sei. Ohne Zweifel waren diese Gründe triftig; wobei es nur wunderbar bleibt, daß jene Vertreter des Handels- und Gewerbestandes, denen doch auch einige Einsicht zuzutrauen ist, den sofortigen Uebergang zur neuen Rechnung übereinstimmend für ebenso möglich als wünschenswerth erklärten. Das Einleuchtendste, was zu Gunsten des Aufschubs vorgebracht wurde, war dies, daß die Umrechnung für uns sich nicht vom Kalenderjahr an empfehle, sondern vom Budgetjahr, das seinen Kreislauf je am 1. Juli zu beginnen pflegt. Man vertröstete das Land damals auf den 1. Juli 1875. Allein neuerdings ist auch dieser Termin wieder fraglich geworden. So lange der Uebergang in den freien Willen der einzelnen Staaten gestellt ist, genießt man gern noch die mögliche Frist bis zur schmerzlichen Trennung von Gulden und Kreuzern. Man hält sich das Unerwünschte so lange als möglich vom Leibe. Mit einer wahren Angst denkt man der Zeit, da doch einmal Ernst gemacht werden muß. Man scheint in den Canzleien

am Königsthor wirklich der seltsamen Meinung zu sein, der verdrießliche Uebergangszustand werde dadurch erträglicher werden, daß er länger dauert.

Aus Madrid. Die neue Monarchie. — Die Partei, welche hier in den jüngst verflossenen Tagen einen leichten Sieg davongetragen, hat im Auslande von dem einstimmigen Enthusiasmus berichtet, mit dem man in Spanien allenthalben das glückliche Ereigniß der monarchischen Restauration begrüßt habe. Etwas anders wird derjenige über den Verlauf der Dinge urtheilen, der ihm an Ort und Stelle selbst mit unparteiischem Auge zugesehen hat.

Es war am 29. December Nachmittags, als wir hier zuerst vernahmen, daß die Generale Martinez Campos und Jovellar und der Brigadier Daban an der Spitze von Truppen der Centrumsarmee in Sagunto ein Pronunciamiento zu Gunsten des Prinzen Alfonso gemacht. Die Nachricht verursachte natürlich einige Aufregung. Aber die Regierung schien voller Vertrauen; sie brandmarkte die Bewegung durch Vergleichung mit der Carlistenerhebung von S. Carlos de Ràpita (1860) während des Krieges gegen Marocco, und am folgenden Morgen erschien ein Manifest, unterzeichnet von sämmtlichen Ministern und in sehr heftigem Tone abgefaßt. Die Nordarmee, so hieß es, sei auf jeden Fall treu, und man werde die Insurrection, die nicht an Ausdehnung gewinne, aufs Schnellste unterdrücken. Einstweilen suspendirte man die Organe der Alfonsisten, „Epoca", „Tiempo", „Diario Español", „Eco de España" und „España Católica" und verhaftete die Häupter der Partei, besonders Cánovas del Castillo. Sogar ein so vorsichtiges und heuchlerisches Journal wie der „Imparcial" erklärte sich in lebhaften Ausdrücken für die Regierung. Dennoch erkannte ein Jeder, daß die Lage derselben zwischen den Carlisten und Alfonsisten höchst schwierig sei. Die Straßen wimmelten von Menschen; das Café Fornos, als Sammelplatz der republikanischen Parteien bekannt, war gedrängt voll; drinnen und draußen sah man zahlreiche discutirende Gruppen; aber doch war überall mehr Neugierde als Besorgniß wahrzunehmen; ja in den Mienen der zahllosen Spaziergänger, welche die im hellen Sonnenschein erglänzende Calle Alcalà und das Retiro erfüllten, schien sich fast eine Art Festfreude auszudrücken darüber, daß es endlich einmal wieder eine aufregende Zerstreuung gab nach so langer drückender Stille in der Politik. Etwas ernster schauten wohl die Föderalen drein, und auf der Puerta del Sol, ja in den eleganten Cafés selbst begegnete man gewissen zweideutigen Gestalten mit Blousen oder zerschlitzten Capas, deren Anblick man hier nicht gewohnt war. Abends schlossen die Magazine und Cafés bei Zeiten ihre Fensterläden; aber die Vorsicht war überflüssig. In der That glaubte ich selbst nicht, daß ein Regierungswechsel so in aller Stille vor sich gehen kann. Gegen 12 Uhr Nachts

begannen plötzlich die Glocken zu läuten; dann hörte ich einen vereinzelten Ruf: Viva el principe Alfonso, hierauf Pferdegestampfe auf der Puerta del Sol, und als ich das Fenster öffnete, sah ich den Platz mit Cavallerie und Infanterie bedeckt und gegenüber eine Gruppe Menschen, welche einen großen weißen Zettel an der Thür des Ministeriums der Gobernacion lasen. Auch einige schwache vivas ertönten; nach 10 Minuten verschwanden die Truppen und Alles wurde still wie gewöhnlich. Am folgenden Morgen (d. 31.) sah ich die Balkone der Häuser mit den spanischen Farben behangen. Man hatte Don Alfonso XII. zum Könige proclamirt; Spanien hatte sich in einer Nacht aus einer Republik in eine Monarchie verwandelt. Das Verfahren war sehr einfach. Der Generalcapitän von Madrid, Primo de Rivera, selbst Alfonsist, machte den Ministern den wahren Stand der Dinge klar; diese bekehrten sich schnell und wichen. Cánovas del Castillo aus der kurzen Haft entlassen, nahm mit seinen Freunden von der Regierung Besitz. Der Duque de Sesto wurde Civilgouverneur, der Conde de Toreno Alcalde von Madrid. Ihre Proclamationen verkündeten sofort an den Straßenecken das freudige Ereigniß und ermahnten zur Ruhe. Diese blieb völlig ungestört. Die übrigen Parteien waren nicht gerüstet und wohl auch zum Widerstande zu schwach. Das spanische Volk acceptirte die Veränderung, wie so viele andere, ruhig, gleichgiltig, regungslos. Die farbigen Behänge der Balkone (las colgaduras) sind hier schon ein nothwendiges Hausgeräth geworden, und gerade die Gleichgiltigsten sind die ersten, welche ihre Fenster schmücken. Die erste Maßregel der Regierung war wie immer die Belohnung der an der Bewegung Betheiligten. Martinez Campos wurde zum Generallieutenant und Generalcapitän von Catalonien ernannt an Stelle von Lopez Dominguez, der wie es scheint, der Erhebung nicht günstig gewesen. Jovellar erhielt das Kriegsministerium; den Brigadier Daban machte man zum mariscal de campo. Ferner wurden die feindlichen Journale sämmtlich suspendirt. Jetzt konnten „Epoca“ und „Tiempo“ wieder triumphirend zum Vorschein kommen, während die Gegner schweigen mußten, die gestern noch so vorlaut gewesen.

Die Regierung des Generals Serrano genoß im Lande keine große Sympathie; sie war vielmehr fast allgemein verachtet, und in allen Kreisen, sogar in der Armee hegte man von ihr eine so üble Meinung, daß diese, selbst wenn sie nicht begründet war, ihr alle Festigkeit und Autorität rauben mußte. Die Situation war unhaltbar; nur glaubte man, daß sie wenigstens bis zur Beendigung des Krieges ungefährdet fortbestehen würde, so lange der schattenhafte Patriotismus, den man sich anzufachen bemühte, die Parteiinteressen zum Schweigen verdammte. Dem Alfonsismus fehlt es nicht an Freunden, besonders in den begüterten Klassen, denen vor Allem an Ordnung und stabilen Verhältnissen gelegen ist. Aber ich zweifle, ob selbst diese Freunde,

wenn sie klar sehen, der letzten Ereignisse froh werden können. Der Glaube und die Hoffnung sind hier in politischen Dingen gar zu sehr erschüttert. Die neue Situation trägt in ihrem verdammenswerthen Ursprung den Keim ihres Unterganges in sich, wie alle vergangenen. Es ist immer dasselbe Schauspiel, welches Spanien nun schon mehr als funfzig Mal in diesem Jahrhundert mitangesehen hat, eine Militärinsurrection, welche die Basis des Staates umkehrt, eine Anzahl Generale, welche die Truppen nach sich ziehen, um ihren eigenen ehrgeizigen Plänen zu dienen: ein gefährliches Beispiel für die Zukunft, das bisher immer nur zu schnell Nachahmer gefunden hat. Und der Fall ist dieses Mal um so bedenklicher, als das Pronunciamiento während des Krieges gegen die Carlisten stattfindet. Es ist ein Wechsel der Fahne angesichts des Feindes; es sind Generale, die von der Republik ihr Commando erhielten und sich gegen sie wenden. Der einzige Martinez Campos war augenblicklich ohne Oberbefehl und ausdrücklich zur Vollführung seiner Absicht einige Tage vorher von Madrid abgereist.

Und die neue Monarchie ist in der traurigen Lage, daß ihre erste Handlung die sein muß, den Aufstand zu belohnen. Man verkleidet die Sache, wie man kann. Martinez Campos erhält sein Avancement wegen der Dienste gegen die Cantonalen in Valencia und Cartagena mit der Anciennetät vom August 1873, der Brigadier Daban, weil er die carlistische Faction Lozanos geschlagen. Martinez Campos verzichtet sogar förmlich, da man glauben könne, jenes sei die Belohnung für die Erhebung, und da alle Theilnehmer an dieser sich verpflichtet hätten, dergleichen nicht zu beanspruchen und nicht anzunehmen. Die Regierung weist natürlich den Verzicht zurück und „zwingt" den General zur Annahme der neuen Grade. Wer läßt sich durch dieses Spiel täuschen? Die Sache bleibt dieselbe und trägt die Demoralisation in die Armee, die feste Grundlage der Monarchie selber. Wer wird nicht nach so leichtem Erwerbe lüstern? Wer will sich noch in mühsamer Pflichterfüllung plagen, wenn ihn lange Dienstjahre nicht soweit bringen, wie einen andern ein Pronunciamiento in einem Tage? Und welcher Begriff von Pflicht und Ehre wird schließlich dem Soldaten bleiben, den man in solcher Weise mißbraucht?

Man vergleicht die spanischen Zustände mit der Prätorianerwirthschaft des kaiserlichen Roms, und die Aehnlichkeit ist wirklich frappant. Das Volk bleibt bei den Veränderungen unbetheiligt; die Generale und ihre Freunde machen Alles in der Stille mit der Gegenpartei ab; dann wird das fait accompli bekannt gemacht. Es ist der Säbel, der die Regierungen gründet und stürzt. Und daran ist man nunmehr schon so sehr gewöhnt, daß man sich garnicht einmal die Mühe nimmt, die abscheuliche Wahrheit vor den Augen des Publikums zu verhüllen. Sie drückt sich offen genug in den Ceremonien aus, welche solchen Wechsel begleiten. Kein Civilact, wie etwa eine Rede oder ein

Programm des Präsidenten Cánovas oder des Ministerio-Regencia. Diese Herren bleiben den profanen Blicken verborgen; nur die Entfaltung der bewaffneten Macht dient dazu, die neue Lage der Dinge dem Volke eindringlich zu machen. Man versammelt die Truppen der Garnison auf dem Prado und läßt sie bei dem Generalcapitän vorüberdefiliren. Jede Compagnie erwidert auf den Ruf eines Officiers mehr oder weniger lebhaft mit dem „reglementsmäßigen" viva. Die Einwohner der Stadt waren, wie zu jedem derartigen Schauspiel, in großer Menge hinausgeströmt und wohnten in tiefem Schweigen der Feierlichkeit bei. Die „Epoca" that wohl, die Freude eine stille, gesetzte zu nennen, die sie auf allen Mienen zu lesen glaubte. Diese Freude war eben nur für Alfonsisten wahrnehmbar. Wohl sah man auf vielen Gesichtern eine gewisse Heiterkeit; aber es war das Lächeln der Ironie oder das des Gleichgiltigen, der dieselbe Comödie schon so oft gesehen. Am Abend des Tages (31. Decbr.) und an den beiden folgenden fand eine glänzende Illumination der Hauptstraßen statt. Die guten Einwohner von Madrid erleuchteten ihre Fenster für den Prinzen Alfonso, wie sie es am 3. Januar vorigen Jahres nach dem Staatsstreiche Pavías, wie sie es am 11. Februar 1873 für die Republik, wie sie es vorher beim Einzuge Amadeos, wie sie es 1868 beim Sturze der Bourbonen gethan. In der Calle Alcalá sah man im ersten Stock eines Hauses unter Glas und Rahmen ein kleines silbernes Reiterstandbild des Prinzen Alfonso an derselben Stelle, wo 1868 „Abajo la raza espurea de los Borbones" geschrieben stand, und die alfonsistischen Blätter freuten sich dessen mit unbegreiflichem Cynismus. Wenige Tage nachher hielten Martinez Campos, Jovellar und Daban ihren Einzug mit 10 Compagnien der Truppen, deren „heroischer Anstrengung" (heróico esfuerzo) das große Ereigniß zu verdanken ist.

Was dem Fremden bei einem solchen Regierungswechsel in Spanien am meisten widerwärtig ist, das ist die förmliche Besitznahme des Staates seitens der siegreichen Partei. Man betrachtet das Volk immer noch wie eine Heerde, die aus einer Hand in die andere geht, um ausgebeutet zu werden; in stiller Nacht wird der Handel geschlossen, und am Morgen verkündet man den neuen Besitzer. Der Staat ist die große Sinecure, el gran filon, wie ihn Rubi in seinem letzten satyrischen Lustspiel genannt hat. Die Männer der neuen Situation mit ihren zahllosen Freunden wollen versorgt sein; die Aemtersucht ist ein Krebsschaden der spanischen Gesellschaft; noch immer hält man es für ehrenwerther, sich seinen Müßiggang vom Staate bezahlen zu lassen, als von eigener Arbeit zu leben. So wird bei jeder Veränderung der Regierung die ganze Stufenleiter der Administration erschüttert. Jede Partei ist durch die Begehrlichkeit ihrer Anhänger gezwungen, exclusiv zu sein und alle anderen sich zu Feinden zu machen. Die Zeitungen wimmeln jetzt von Absetzungen

und Ernennungen. „Una de las llagas de la sociedad española, desde mucho tiempo, es la inmoralidad“ sagte Ruiz Zorrilla 1870, und die Immoralität ist seitdem nicht aus dem spanischen Staatsleben verschwunden.

Ueber die wahren Tendenzen der neuen Regierung bleibt man noch im Unklaren. Man hat die constitutionelle Monarchie proclamirt; aber die ersten Maßregeln entsprechen wenig dem Charakter einer solchen. Von den suspendirten Journalen durften nur diejenigen wieder erscheinen, welche die neue Situation acceptirten. Zugleich wurde die Jury suspendirt und die Discussion der wichtigsten politischen Fragen der Presse untersagt. Man meldete, Alfonso wolle noch in Paris das Decret zur Zusammenberufung der Cortes unterzeichnen; aber das „Diario Español“ sagt, das sei „ein absurdum“. Und das dürfte erst nur ein Anfang einer weit drückenderen Reaction sein; man fürchtet von der Restauration Alles, selbst die Aufhebung der in diesem Lande so spät (1868) errungenen Gewissensfreiheit. Wirklich hat man schon die protestantische Zeitung „la Luz“ unterdrückt, während die „España Católica“ in heftigen Ausdrücken die Rechte der Kirche zurückverlangt. Und wem wird nicht ein wenig bange, wenn er das Circularschreiben liest, das soeben der Justizminister an die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Vicare gerichtet? „Wenn die Kirche,“ heißt es da, „mit der spanischen Nation die zahllosen Uebel steriler politischer Verwirrungen erduldet hat, so muß sie mit der Thronbesteigung eines erlauchten Prinzen, der katholisch ist wie seine Vorfahren und entschlossen, soviel wie möglich, die verursachten Schäden wieder gut zu machen, ruhige und glücklichere Tage erwarten. Die Proclamation unseres Königs Don Alfonso XII. wird der Beginn einer neuen Aera sein, in welcher man die guten Beziehungen zum gemeinsamen Vater der Gläubigen hergestellt sehen wird, welche die Ungerechtigkeiten und Excesse dieser letzten Zeiten unglücklicher Weise unterbrochen haben .... man wird der Kirche und ihren Trägern alle die Protection zu Theil werden lassen, die ihr in einer eminent katholischen Nation wie der unserigen gebührt u. s. w.“ Uebrigens ist es wunderbar und verdächtig, daß diese Regierung so ganz ohne Programm auftritt und nicht einmal durch Versprechungen das Publikum zu gewinnen sucht. Sie könnte sich damit entschuldigen, daß sie vorerst nur eine Regentschaft ist; eher aber möchte der Grund davon die Spaltung im Ministerium selbst sein; denn in der alfonsistischen Partei existiren drei Nüancen von der heftigsten Reaction bis zum gemäßigten Liberalismus. Gegenüber dem gemeinsamen Feinde hielten sie zusammen; wird ihre Einigkeit auch nach dem Siege fortdauern? Alejandro de Castro (Estado), Orovio (Fomento), Cárdenas (Gracia y Justicia) sind moderados históricos, Cánovas del Castillo (in seiner Jugend 1854 Verfasser des liberalen Programms von Manzanares und Freund O'Donnels), Salaverría (Hacienda) ge-

hörten zur liberalen Union und blieben der Revolution feindselig; ähnlich der Präsident der Akademie Marques de Molins (Marina); Romero Robledo (Gobernacion) befand sich in der Deputation des Congresses, welche Amadeo aus Italien abholte, und verfaßte damals die Rede für Zorrilla; Ayala (Ultramar), berühmt als Dichter durch seine Comödie el tanto por ciento, war einer der eifrigsten Urheber der Septemberrevolution und verfaßte das Programm und Manifest derselben; Jovellar (Guerra) nahm gleichfalls an der Revolution Theil. Der größte Fehler, den die Regierung begehen kann, ist, wie man bereits zu thun anfängt, die ganzen verflossenen sechs Jahre als illegitimen Zustand, als Rebellion zu betrachten und sie auslöschen zu wollen, indem man unmittelbar bei 1868 anknüpft. Die Bourbonen, die 1815 nach Frankreich zurückkehrten, mußten es theuer bezahlen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Die historischen Thatsachen in einem Tage ungeschehen machen zu wollen, ist das Verderben jeder Politik. Es war der große Irrthum der Föderalen, daß sie nicht mit der Vergangenheit rechnen wollten.

Das Benehmen der vorigen Regierung in der kritischen Lage hatte ihre Schwäche und Unfähigkeit bewiesen. Man möchte fast an ein halbes Einverständniß glauben, wenn man denkt, daß man wenige Tage vor dem Staatsstreiche die Veröffentlichung von Alfonsos Manifest in den Zeitungen erlaubte und die Abreise des als Alfonsisten wohlbekannten Martinez Campos nicht verhinderte. Aber dem widersprechen die heftige Sprache und die Gewaltmaßregeln der letzten Momente. Von Serrano hieß es zuerst, daß er, nachdem ihm der Wille der Nordarmee bekannt geworden, sich bereitwillig diesem unterworfen habe und an der Spitze der Truppen bleibe, bis man ihn ersetzt. Gleich darauf aber hörte man, daß er sich, von nur zwei Adjutanten begleitet, nach Frankreich auf den Weg gemacht. Wie ein Correspondent des „Imparcial" schrieb, hegte er wirklich anfangs die Absicht, sich der Bewegung zu widersetzen. Acht Bataillone und zwei Regimenter sollten unter seiner eigenen Anführung nach dem Centrum marschiren, und schon waren sie unter den Waffen, als sie Contreordre erhielten.

Gegenüber der lauten Siegesfreude der Alfonsisten fühlt man unwillkürlich eine lebhafte Sympathie für die unterlegenen Parteien. Man kann den Föderalen mancherlei Vorwürfe machen; aber zum wenigsten haben sie an ihrer Spitze Männer von unerschütterlicher Ueberzeugung und unbescholtener Ehrenhaftigkeit, die vielleicht nur ihre Ideen ein Paar Jahrhunderte zu früh verwirklichen wollten. Pi y Margall und Salmeron sind so arm aus der Macht geschieden, wie sie in sie eingetreten, und leben nachher wie zuvor von ihrer angestrengten geistigen Arbeit. Ebenso fleckenlos verließ Castelar das politische Leben, in welchem er sich vielleicht erhalten konnte, wenn er mit seinen innersten Ueberzeugungen brechen wollte. Er ist heut natürlich

besonders indignirt und spricht von seinem Volke mit einer an ihm ungewöhnlichen Bitterkeit; denn er sieht nun wirklich das ganze Werk der Revolution, alle seine Bemühungen vernichtet. Er hat sofort auf seine Würden, den Vorsitz der Commission für die Ausstellung in Philadelphia, die Professur an der Universität u. s. w. verzichtet und gedenkt binnen Kurzem Spanien zu verlassen, in der Schweiz ein Manifest zu publiciren, das seinem Lande die volle Wahrheit sagt, und dann nach Frankreich zu gehen.

In verschiedener Weise wollen die Parteien den Sturz der Republik erklären. Pí glaubte diese Staatsform durch Herstellung der föderativen Verfassung schützen zu können; denn die auf so viele Punkte vertheilte Staatsgewalt sei nicht so schnell gefährdet wie eine Centralregierung. Damit verband sich naturgemäß die Abschaffung des stehenden Heeres und Einführung des Milizsystems wie in Amerika und in der Schweiz. Daß dieses nicht geglückt, schreibt er der Kürze der Zeit zu, die ihm nicht erlaubte, seine Pläne zu realisiren, dem unglücklichen Zufall, daß die Republik mit einem Bürgerkriege begann und so der Armee bedurfte, dem Zaudern der Cortes in Sanctionirung der föderalen Constitution, was die cantonalen Aufstände zur Folge hatte. Castelar wollte die conservative Republik auf Ordnung und Ruhe begründet; er begriff, daß die beste Staatsform nichts ist ohne die Constituirung der Gesellschaft. So reorganisirte er das stehende Heer, und das Heer verwandelte gleich darauf die Republik in Dictatur und jetzt die Dictatur in Monarchie. Das ist der traurige Cirkel, in welchem sich hier das Staatsleben bewegte. Aber es ist wohl mehr der äußere Anblick der Sache, als ihre innere Bedeutung; wo die Republik wohl begründet war, konnte es so nicht kommen. Die Wahrheit ist, daß die Republik eigentlich noch garnicht existirte, wenn wenigstens das Wesen dieser Regierungsform darin besteht, daß das Volk an den Staatsgeschäften theilnimmt, und nicht in der dictatorischen Verwaltung einiger weniger, wenn auch höchst wohlgesinnter und talentvoller Personen. Das spanische Volk hat noch kein politisches Leben; eine starke Klasse, welche im Interesse der Freiheit und Ordnung zugleich sich an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt, fehlt; Unwissenheit oder Gleichgiltigkeit sind allgemein. So ist es völlig unmöglich, in Spanien eine parlamentarische Versammlung zu erhalten, welche den nationalen Willen ausdrückt, weil eben ein solcher nationaler Wille noch garnicht existirt. Jede Regierung erhält die Cortes nach ihrem Geschmack; das Ministerium des Innern regelt die Wahlen. Das wissen selbst die Föderalen recht wohl. Die republikanischen Parteien bauten in die Luft; sie hatten es mit einem Volke zu thun, das sich bis vor Kurzem willig unter das Joch des politischen und religiösen Absolutismus gebeugt, und wollten ihm Institutionen geben, für welche kaum hochgebildete und weitvorgeschrittene Nationen reif sind.

Die Republik war unhaltbar; aber mit diesem Königthum ist wenig gebessert; neue und stets neue Schwankungen muß man erwarten, und das Ende ist nicht vorauszusehen. Die Lage des Landes ist indessen traurig. Der jammervolle Zustand der Finanzen ist genugsam bekannt, und die erneuten Ansprüche des Hofes und des Klerus können ihn nur verschlimmern. Zum wenigsten hoffte man von der monarchischen Restauration einen günstigen Erfolg für den Bürgerkrieg. Die alfonsistischen Journale meldeten sofort ein Pronunciamiento des Carlistengenerals Dorregaray für Alfonso und den Uebertritt des Obersten Berriz in Bilbao. Aber diese Nachrichten bewiesen nur, daß es diese Regierung wie ihre Vorgängerinnen mit der Wahrhaftigkeit nicht zu genau nimmt. Die Lage der Dinge hat sich eher verschlechtert. Pamplona ist seit lange hart bedrängt, der Entsatz vorerst ganz unmöglich, und die Waffenruhe, welche sich ihre Gegner gönnen, benutzen die Carlisten, um sich besser zu organisiren und sich wieder weiter in der Provinz Valencia auszubreiten. Die Entscheidung des Krieges durch Waffengewalt ist, wie man hier versichert, in den nördlichen gebirgigen und fanatisch carlistischen Provinzen höchst schwierig, fast unmöglich. In den beiden vorigen Bürgerkriegen unter Isabella und Amadeo nahm man zu dem convenio seine Zuflucht, einem höchst gefährlichen Auskunftsmittel, das die Erhebungen verewigt. Man läßt die Insurrection nicht nur ungestraft, sondern belohnt sie noch dazu; denn die carlistischen Offiziere bleiben in ihrem Grade, den sie meist nur erst vermöge der Insurrection erhielten, so daß es hier vortheilhafter wird, sich gegen sein Vaterland, als für dasselbe zu schlagen. Und wo will man das Geld hernehmen, alle diese neuen Generale, Brigadiere, Obersten zu bezahlen, da Spanien deren schon jetzt eine Unzahl besitzt.

Neue Feste werden den König empfangen und in ihm vielleicht glänzende Illusionen erwecken. Gewiß, für ihn wäre es besser gewesen, wenn er seine Studien in einem liberalen Lande hätte fortsetzen können und auf diesen Thron, wenn er ihm bestimmt war, als Mann und nicht als Kind gelangt wäre. Sollte seine natürliche Anlage auch die vortrefflichste sein, es ist schwer, anzunehmen, daß ein so verdorbenes politisches Leben, wie das in seinem Vaterlande, ihn nicht auch verderben sollte.

* **Die Brigg „Gustav".** In den wirklichen oder scheinbaren Ruhepausen, die zwischen den die Welt umgestaltenden Ereignissen des letzten Jahrzehnts lagen oder ihnen gefolgt sind, ist das politische Interesse hin und wieder auf eine Reihe von Verwickelungen gelenkt worden, die man nach dem Schauplatz ihres anfänglichen Verlaufs einfach als Seefragen bezeichnen darf. Es mag genügen, um der rein europäischen ganz zu geschweigen, die Namen „Florida", „Alabama", „Shenandoah", „Virginius" zu nennen. Allen gemeinsam pflegte ein

theoretisches Interesse völkerrechtlicher Natur zu sein, welches vor allem das schwierige Dogma der Neutralität zur See betraf. Wenn indeß auch einzelne von ihnen mehr als einmal hart auf dem scharfen Grate hinliefen, der bei den complicirten Verhältnissen unserer Staatensysteme Krieg und Frieden scheidet, so sind doch die meisten gütlich im Wege des Vergleiches geordnet oder auch schiedsrichterlicher Entscheidung unterstellt worden. Freilich darf man als Hauptresultat des Arbitralspruches in der Alabamafrage wohl dies bezeichnen, daß er die praktische Unhaltbarkeit des Schiedgerichtsprincips überhaupt zweifellos dargethan hat. Auf der einen Seite wird sich das bittere Gefühl, dennoch übervortheilt zu sein, aus den Anschauungen der Buße zahlenden Massen selten ganz verdrängen lassen, und auch auf der andern Seite wird die schiedsrichterliche Zuerkennung in den wenigsten Fällen völlige Befriedigung gewähren. Man weiß, wie England mehr gute Miene zum bösen Spiel machte, als es zur Zahlung verdammt ward, wie Sir Alexander Cockburn, wenn er auch das Resultat des Genfer Schiedsspruches nicht anzutasten wagte, doch ein dickes Buch gegen seine Begründungen schrieb, wie man widerwillig in England die Summe von drei Millionen Pfund für die weise Einsicht zahlte, daß in einzelnen Fällen die Entscheidung eines Schiedsgerichts wohl förderlich sein, daß sie aber als Surrogat des Krieges wohl kaum allüberall und zu jeder Zeit wirksam sein könne, eine Einsicht, die der händefaltenden Friedensduselei des Gladstoneschen Regimentes und den utopistischen Phantasien der Richards und Consorten platt ins Gesicht schlug. Aber auch in Amerika hatte man andererseits vielfach gehofft, mehr zu erreichen. Es hat sich gezeigt, daß die Wege des rein diplomatischen Vergleichs oder der kriegerischen Intervention auch jetzt noch die einzig richtigen zur Lösung auch dieser Fragen sind, um so mehr als die Wissenschaft des Neutralitätsproblems durch die langwierigen und gelehrten Untersuchungen in Genf wenig gefördert worden ist.

Schon ein paarmal hat bekanntlich die neue Machtstellung des Reiches die deutsche Politik auf das uns bisher unbekannte Gebiet der Seefragen geführt: seit einem Monat stehen wir abermals vor einer solchen. Die Sache an und für sich liegt so einfach wie möglich. Die grausame Ermordung des Hauptmanns Schmidt durch die Carlisten hatte seitens des deutschen Reiches zwei Folgen: einmal die Anerkennung der spanischen Executivgewalt unter Serrano, der sich mit Ausnahme Rußlands bekanntlich alle europäischen Mächte anschlossen, sodann die Aussendung einer deutschen Flotille, wenn man so sagen darf, zum Schutze der deutschen Interessen an der spanischen Nordküste. Seit Mitte August kreuzten die Dampfkanonenboote „Albatros" und „Nautilus", jedes mit vier Kanonen und hundert Mann, in den cantabrischen Gewässern mit dem Auftrag, den deutschen Handel mit den nordspanischen Küstenstädten,

der nicht unbedeutend ist, gegen die carlistischen Banden zu beschützen und mit der Weisung, jeder kriegerischen Action, falls sie nicht durch die Carlisten selbst hervorgerufen würde, sich zu enthalten. So wirksam nun unsere Schiffe im Verein mit denen Englands und Frankreichs der Zufuhr von Contrebande steuern konnten, im Ganzen sahen sie sich mit Ausnahme eines kleinen Kugelwechsels vor Guetaria zu einer beobachtenden Muße verdammt, die sie durch wissenschaftliche Arbeiten soweit thunlich nutzbar zu machen suchten. Als aber die furchtbaren Winterstürme kamen, die ein Auslaufen aus Santander kaum möglich machten und wochenlang alle Seeverbindungen unterbrachen, wurden sie nach fast viermonatlichem Aufenthalt in den spanischen Gewässern von der deutschen Admiralität zurückberufen. Man wird der Admiralität, wenn man die Gesammtlage bedenkt, nicht, wie es wohl auch geschehen ist, einen Vorwurf deshalb machen dürfen, so sehr die Abberufung auch in Handelskreisen beklagt ward. Hatte doch die carlistische Bewegung, aus den Umgebungen Madrids bis in die nordspanischen Berge verdrängt, ihren Höhepunkt bereits überschritten; machte doch der bekannte Zustand der cantabrischen See in dieser Zeit überhaupt ein wirksames Kreuzen unmöglich. Dennoch sollte die Kunde von ihrer Abberufung verhängnißvoll werden. Denn es scheint nach den vorliegenden Berichten sicher, daß jene Nachricht die Carlisten zu dem Bubenstück ermuthigte, dessen Schauplatz abermals die Bai von Guetaria war. Am 11. December zwangen ebendieselben Stürme, die die Abberufung unserer Schiffe veranlaßten, die Rostocker Brigg „Gustav“, die mit Petroleum beladen von Nordamerika kam, im Hafen von Guetaria Schutz zu suchen. Obwohl der Kapitän neben der Nothflagge noch die deutsche Flagge aufhißte, wurde das Schiff, sobald es in Schußweite war, doch alsbald der Zielpunkt eines scheuslichen Angriffes. Die Carlisten, die das kleine republikanische Guetaria belagerten, verstärkt durch die Garnison des benachbarten Zarauz, unterhielten vier Stunden lang ein scharfes Feuer auf den deutschen Kauffahrer, dessen Kapitän mit seinen zehn Matrosen sich endlich genöthigt sah, das Schiff zu verlassen und auf einem Boote mit Hülfe spanischer Lootsen nach Guetaria zu flüchten, wo die Mannschaft von den Republikanern auf das Herzlichste empfangen ward. Die Brigg trieb hierauf bei Zarauz auf den flachen Strand und ihre Ladung ward von den Carlisten gelöscht. Als Kapitän Zeplien den andern Tag das Wrack seines Schiffes besichtigen wollte, ward er von den Carlisten zurückgewiesen. Es waren abermals die elementaren Gewalten, welche erst nach langen Tagen zum Weihnachtsfeste die Kunde nach Berlin gelangen ließen. Es war selbstverständlich, daß die deutsche Regierung den Fall sehr ernst nahm. Dem Kaiser ward eine Denkschrift über die Sache vorgelegt, die abberufenen Schiffe wurden sofort zurückbeordert und man beschloß alsbald bei der spanischen Regierung zu reclamiren. Die Reclamation betrifft zwei Punkte: die materielle Entschädigung für das in Verlust gerathene Schiff, welche die Assecuranzgesellschaft, bei der es versichert war, nicht tragen will, und die Genugthuung wegen der verletzten deutschen Flagge. Gleichzeitig hat die deutsche Regierung durch den spanischen Gesandten in Berlin diplomatische Verhandlungen eingeleitet und auch für den Fall der Selbsthilfe Vorkehrungen getroffen. Die spanische Regierung hatte anfangs ihre schließliche Antwort nach Einsicht der die Sache betreffenden Depeschen in Aussicht gestellt, sie hat indeß, ohne eine deutsche Beschwerdenote erst abzuwarten, sich bereit erklärt, Entschädigung zu leisten und hat energische Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen getroffen. Ihre Kriegs-

schiffe sind am 17. Januar auf der Höhe von Zarauz eingetroffen, während deutscherseits nicht nur der „Nautilus“ sofort Befehl erhalten hat die Küste zwischen Santander und Pasages zu recognosciren mit der abermaligen Weisung nur in Folge carlistischer Provocation thätig aufzutreten, sondern auch Vorbereitungen zu einer umfassenderen Thätigkeit zu See getroffen worden sind. Das in Kürze der Verlauf. Weiteres von Bedeutung ist mit Sicherheit noch nicht bekannt.

Wenn auch an dem guten Willen der spanischen Regierung nicht zu zweifeln ist, so dürfte sie doch kaum im Stande sein, ihr Versprechen zu erfüllen. Die Unterdrückung des Carlismus zu Lande steht noch in weitem Felde und von der See allein ist ihm nicht beizukommen. So wird das Reich schließlich doch auf Selbsthilfe angewiesen sein und zwar unter Genehmigung der spanischen Regierung. Dies dürfte die Form sein, unter der wir allein eine völlige Genugthuung uns verschaffen können. Freilich würde der neuen Monarchie, der die Besiegung des Don Carlos nun nicht mehr bloß ein eigenes Bedürfniß, sondern auch eine Pflicht nach außen ist, ein Armuthszeugniß von vornherein gegeben werden, und doch ist nicht gut erfindlich, wie sich die Frage, wenn man die Carlisten nicht als kriegführende Macht anerkennen will, anders lösen lassen wird. So wird es die Aufgabe unserer Staatsmänner sein für, das heikle Verhältniß die diplomatische Form zu finden und, wenn diese gefunden ist, die Grenzen thätiger Selbsthilfe sicher festzustellen, auf daß die Sphären beiderseitiger Interessen sich nicht allzuhart berühren. Daß aber die deutsche Regierung zu einem energischen Entschluß bereits gekommen ist, hat ja die Mobilisirung einer weiteren Flotille höchst wahrscheinlich gemacht, und daß ihre Politik in dieser Richtung den Beifall der Nation in vollem Maße besitzt, beweist die freudige Erregung, mit der diese Nachricht allenthalben begrüßt ward.

Aus Berlin. Landtagseröffnung. Ordensfest. Vom Wallnertheater. — Ohne Sang und Klang ist der preußische Landtag wieder eröffnet worden. Nicht der Kaiser, noch Fürst Bismarck hielten die Begrüßungsrede, sondern der zwar sehr verdiente und würdige, aber zu feierlichen Paraden weniger geeignete Finanzminister und Viceministerpräsident Camphausen. Mit einer gewissen Enttäuschung sahen denn auch die zahlreichen Zuschauer auf den Tribünen und die Abgeordneten anstatt des Kaisers ehrwürdiger Erscheinung oder des Reichskanzlers imposanter Gestalt den behäbigen Säckelmeister des Reichs die Rolle des Hauswirths übernehmen, der die „erlauchten, edlen und geehrten Herren von beiden Häusern des Landtags“ willkommen heißt. Auch das bunte Gewimmel von militärischen, diplomatischen und Hofuniformen, welches sonst solchen Versammlungen einige malerische Reize zu verleihen pflegt, fehlte fast gänzlich; die wunderbaren Costüme, die man bei dieser Gelegenheit um die Glieder mancher Volksvertreter wallen sah, von kundigen Trachtenforschern als Kreishauptmanns-, Deichvorstehers-, Oberbürgermeisters-, Schützenkönigs-Uniformen und dergl. gedeutet, auch sie waren weggeblieben, und der öde triste Frack beherrschte die Situation.

Dieser wenig anziehenden äußeren Erscheinung entsprach auch die Thronrede, die jedes feierlichen Schwunges entbehrte. Vergebens warteten die Landboten auf irgend eine gehobene Stelle, um herkömmlicher Weise etwas zustimmenden Beifall anzubringen. In trockenstem Geschäftston wurden Provinzialordnung und Verwaltungsgerichte, Wald- und Viehseuchen, Wege- und

Vormundschaftsgesetze angekündigt, alles sicherlich sehr wichtige und werthvolle Dinge, von denen sich aber das große Publikum mit ehrfurchtsvoller Scheu fernhalten wird. Nur in einem einzigen Gesetz kam der große Kirchenconflict zum Vorschein und auch dies war so trocken und kalt angekündigt, daß dem begeistertsten Culturkämpfer das Wort des Beifalls auf den Lippen erstarb. Zum Glück ist es ja keineswegs nothwendig zum Heile des Staats, daß die parlamentarischen Vorgänge ein pikantes und aufregendes Interesse bieten, und so wollen wir denn hoffen, was in letzterer Beziehung voraussichtlich der nächsten gesetzgebenden Campagne abgehen wird, möge durch sachliche Gediegenheit und materiellen Nutzen ersetzt werden.

Der äußere Pomp, welchen die Feier der Landtagseröffnung vermissen ließ, wurde um so reicher einen andern Feste zu Theil, welches am folgenden Tage stattfand: dem „Krönungs- und Ordensfeste". Nach altehrwürdiger Sitte wird an unserm Hofe der 18. Januar festlich begangen, der Tag, an welchem einst Friedrich, der erste König in Preußen, die Krone empfing, derselbe Tag, an welchem auch sein erlauchter Nachkomme hundertundsiebzig Jahre später im Schlosse zu Versailles mit der deutschen Kaiserkrone sein Haupt schmückte. Welche Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse und Wandlungen schließen die beiden Tage ein! Doch die historische Bedeutung tritt bei diesem Feste zurück. Dagegen pflegt sich, nicht mehr einem sanften Regen, nein einem gewaltigen Wolkenbruche gleich, der Schwarm der Orden herniederzulassen auf gerechte und ungerechte Häupter. Der Werth dieser in blitzenden Sternen ausgedrückten landesherrlichen Gnade wird allerdings einigermaßen beeinträchtigt, wenn der glückliche Decorirte die unabsehbare Reihe der Genossen mustert; der Vorgang gewinnt einen gar zu geschäfts- und gewohnheitsmäßigen Anstrich. Allein eine gewisse praktische Nüchternheit ist bei allen Dingen nützlich, auch beim Ordenaustheilen. Gönnen wir, die wir wiederum leer ausgegangen sind, in edler Selbstlosigkeit unseren glücklicheren und würdigeren Mitmenschen den Schmuck des Knopfloches mit und ohne Eichenlaub und Schwerter!

Ich werde Sie mit Schilderung der Feier dieses Tages, die in den peinlichen Formen höfischer Etikette vor sich zu gehen pflegt, nicht ermüden. Ich kann für die Mittheilung, in welchen Zimmern des Schlosses sich die verschiedenen Herrschaften versammelten und in welcher Reihenfolge und Rangordnung sie vor den Majestäten vorbeidefilirten, das byzantinische Interesse bei Ihnen nicht voraussetzen. Liebhaber solchen Ceremoniells können das im „deutschen Reichs- und königlichen preußischen Staatsanzeiger" nachlesen, der an diesem Tage stets den Triumph feiert, in einer Extraauflage von hunderttausend Exemplaren zu erscheinen und als Beilage sämmtlicher Berliner Zeitungen die neugierige Welt von den Einzelheiten dieser Feierlichkeit in Kenntniß zu setzen.

Mit dem Ordensfeste beginnt dann hergebrachter Maßen die eigentliche gesellschaftliche Wintersaison in den Hofkreisen, und die Diners, Soireen, Bälle, Concerte drängen sich in fast beängstigender Menge, schon jetzt auf Wochen voraus genau bestimmt, es müßte denn der todte Kurfürst von Hessen eine Störung in alle Dispositionen gebracht haben. Bei diesen Herrlichkeiten der höfischen, aristokratischen und diplomatischen Gesellschaft muß ich mich jedoch von meinem Berichterstatteramte dispensiren lassen; in bedauerlichem Grade fehlt mir der Sinn für das Parquet voll feierlichen Prunkes, für den Salon voll steifen Zwanges und langweiliger Menschen. Lassen Sie lieber auf den Theatern mich umsehen nach Neuem und Interessantem, das sie etwa bieten!

Das wichtigste Bühnenereigniß dürfte augenblicklich wohl auf dem Wallnertheater vor sich gehen, wo die neueste komische Operette von Offenbach, „Schönröschen“ (La jolie parfumeuse) allabendlich eine dichte Menge Schaulustiger anzieht. Das ist sonst nicht das Genre des Wallnertheaters, welches in der Pflege der Berliner „Posse“ seinen eigentlichen und erfolgreichen Lebensberuf erkannt hat. Allein diese Kunstgattung, für welche wir trotz ihres geringen ästhetischen Werthes als Freunde sprudelnden derben Humors immer eine Vorliebe hatten, scheint neuerdings sehr in Verfall gekommen zu sein. Höchstens, daß aus mühsam zusammengeflickten Fetzen, aus stereotypen Personen, Situationen, Verwickelungen und altbewährten Witzen ein neues Stück fabricirt wird. Diesen ganzen Winter war die humoristische Berliner Localpoesie nicht einmal schöpferisch genug zu einer solchen Leistung; es wurden einfach die alten Stücke früherer Jahre „mit theilweise neuen Einlagen“ wieder aufgewärmt, und da diese Producte einen dauernden Kunstwerth nicht besitzen, nur als unmittelbare Ergüsse der herrschenden Volksstimmung, als satirische Abbilder der wechselnden socialen Zustände ein Interesse haben, so wirkt eine solche nachträgliche Reproduction ähnlich, wie wenn man etwa den „Kladderadatsch“ vom vorigen Jahre lesen wollte.

Diese Sterilität hat denn wohl auch die Direction des „Wallnertheaters“ verführt, sich auf das ihr fremde Gebiet der französischen Operette zu begeben und ihrer weltberühmten Komik die Maske eines tollen Pariser Carnevals vorzubinden, ohne daß jedoch diese Metamorphose eine durchaus gelungene zu nennen war. Das Stück selbst ist weder musikalisch noch dramatisch von sonderlichem Werth und es bedurfte bisweilen der verzweifelten Anstrengung von Fräulein Mila Röder und Herrn Helmerding, um das Schiff über Wasser zu halten. Es fehlt in einem Offenbach'schen Werke nie an einzelnen Partien, im Grunde aber ist die Schöpferkraft des Meisters doch längst zu Ende und das Beste sind Anklänge und Wiederholungen aus früheren Tagen. Dazu kommt ein Text, dessen Witz keineswegs seiner Länge entspricht und der in seiner stellenweise vollendeten Abgeschmacktheit stark an die Grenze desjenigen geht, was wir selbst in der tollen Faschingszeit uns gefallen lassen. Auch die gewohnten Mittel, die schale Kost durch die Zuthaten einer raffinirten Lascivität pikanter zu machen, wollten nicht recht verfangen. Der Grundgedanke, um den sich das ganze Stück dreht, die neuvermählte unschuldsvolle „Parfumeuse“ in der Hochzeitsnacht ihrem Gatten vorzuenthalten und den Verführungskünsten eines alten Roué auszusetzen, läßt an Frivolität nichts zu wünschen übrig; aber selbst Liebhaber solcher scharfen Würze werden degoutirt durch die plumpe und endlose Ausspinnung dieser Scene, und der Mangel an jeglicher Handlung und Verwickelung wird durch die vielen fremdartigen Einschaltungen und zur Sache nicht gehörigen Episoden schlecht ersetzt. Alles in Allem scheint uns das Repertoir dieses Modegenres, der musikalischen Posse, durch „Schönröschen“ keine sehr schätzbare Bereicherung erfahren zu haben. Wir leben nun einmal in einer Zeit mangelhafter Schöpfungskraft auf theatralischem Gebiete. Das ist uns nie fühlbarer geworden, als durch die Novitäten, welche wir diesen Winter über uns ergehen lassen mußten.

L.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 22. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Lage der Gegenwart und die Religion der Zukunft.*)

Von Moritz Carriere.

„Der Gegensatz einer irreligiösen oder gegen das Uebersinnliche gleichgiltigen Zeitbildung und einer Fassung des Christenthums in Formeln, welche der Vernunft, wie der Natur- und Geschichtserkenntniß der Gegenwart nicht gemäß sind, dieser Gegensatz und die Kluft, die er zwischen den Menschen unter einander, wie zwischen Kopf und Herz der Einzelnen befestigt, dünkt mir das tiefste Leiden unserer Tage und der gefährlichste Schaden unserer Cultur." So schrieb ich vor sieben Jahren in der Vorrede zu dem Theile meines Kunstbuches, der das Weltalter des Gemüths mit einer Darstellung des Lebens und der Lehre von Jesus und Muhamed eröffnet. Jene Worte blieben unbeachtet; heute wird man sie vielleicht besser verstehen. Die Leugner und Widersacher des freien Geistes, der Dogmatismus und Materialismus, stehen gegenwärtig nicht mehr blos auf dem Schlachtfelde der Theorie, sie sind bereits praktisch geworden. Das Papstthum belegt mit seinem Bannfluche nicht mehr blos die Errungenschaften der deutschen Geistesbildung, seine mittelalterlichen Machtsprüche und Machtansprüche haben dem neuen deutschen Reiche den Fehdehandschuh hingeworfen, und dieses ist eingetreten in den Kampf der Cultur um seiner Selbsterhaltung willen; während der Feind an der Grenze sich zum Rachekrieg rüstet, erheben die Feinde im Innern offen das Haupt, nicht blos auf den Sturz unseres Bundesstaates lauernd, sondern diesen unterwühlend, und in der Presse, wie im Reichstage werden Aeußerungen und Bestrebungen laut, die der echte Patriot als einen Verrath am Vaterlande brandmarkt. Altkluge Bildungsphilister meinten vor fünf Jahren: Was kümmern uns die paar hundert alten Männer des vaticanischen Concils? Und heute ist ein großer Bruchtheil unseres Volkes von ihnen umschnürt, verhetzt, verblendet.

*) „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft", E. v. Hartmanns neueste Schrift, veranlaßte mich, ihr gegenüber darzuthun, warum ich meine Auffassung des Christenthums in den Religiösen Reden und im Buch über die Kunst aufrecht halte, und die Ueberwindung und Versöhnung des Deismus und Pantheismus anders als er verstehe. Ich war im Begriff dies in einem Sendschreiben an Hartmann zu entwickeln, ward aber ersucht, die populärwissenschaftlichen Vorträge, welche der Volksbildungsverein in München veranstaltet, am 2. Januar mit einer Erörterung dieses Themas zu eröffnen. Daher die Form der Rede, die ich dann nicht wieder abstreifen mochte.

Andererseits ist es eine ernste Sache um den Materialismus. Seine Verkündiger im Reiche der Wissenschaft, in einer Sphäre des Idealismus erwachsen, fällen heute noch moralische Urtheile, was sie ja gar nicht dürfen, wenn alles nur nach Naturnothwendigkeit durch Druck und Stoß von außen geschieht und die Selbstbestimmung eine Täuschung ist; sie handeln auch nach dem Sittengesetz, sie lieben die Wahrheit und Freiheit. Sind aber einmal in der Menge Gott und Gewissen zu Schein- nnd Trugbildern geworden, dann tritt das augenblickliche Gelüsten der Sinne, die Selbstsucht und physische Gewalt an die Stelle von Pflicht und Recht, und der Mensch stürzt geistmörderisch in die Thierheit herab, aus der er sich emporgerungen, als das Gefühl des Ewigen und Unendlichen ihm aufgegangen, als die sittliche Weltordnung ihm zum Bewußtsein gekommen war. Mit schmunzelndem Behagen genießt heute die selbstgefällige Halbbildung den verzuckerten Schnaps im Feuilleton papiergroßer Blätter von Wien und Frankfurt, und läßt sich das Sinnliche als das Alleinwahre, den Glauben an das Uebersinnliche, an das Göttliche als eine längst überwundene Thorheit aufschwatzen. Vergebens hat die Pariser Commune mit Mord und Brand die praktische Folgerung solcher Theorie gezogen. Voltaire hatte gesagt:

„Hörte der Himmel auf den Schöpfer zu verkünden,
Ja gäb' es keinen Gott, wir müßten ihn erfinden!"

Hundert Jahre nach ihm erklärte ein französischer Proletarier: „Wenn es einen Gott gäbe, müßte man ihn füsiliren!" Und in einem socialdemokratischen deutschen Gesangbuche stehen die Verse:

Der ist ein Lump, der eines Gottes Walten
In Wort und Schrift demütbig anerkennt.

Das klingt etwas grob, aber was man in vornehmen, ja vermeintlich wissenschaftlichen Kreisen erfährt, ist nicht viel humaner. Wer mit Platon und Aristoteles, mit Leibniz und Kant zur Erklärung der Welt und zum menschenwürdigen Leben einen selbstbewußten Willen der Liebe im Princip des Daseins für nothwendig erachtet, darum aus Vernunftgründen an ihn glaubt und auf eine künftige Lebensvollendung hofft, der muß es sich gefallen lassen, für einen Schwachkopf oder sonderbaren Schwärmer betrachtet und belächelt zu werden. Nun wie Ratbot lieber mit seinen heidnischen Heldenahnen in der Hölle, als ohne sie im Pfaffenhimmel sein mochte, so will auch ich, so wollen hoffentlich auch Viele von Ihnen fortkämpfen unter dem Banner des Idealismus, und fortfahren eine Weltanschauung zu bekennen und zu verbreiten, welche dem Naturmechanismus und der Materie ihr Recht läßt, aber auch dem Geiste und der Freiheit, auch den Forderungen des Gemüthes und Gewissens gerecht wird.

Unser Wissen ist Stückwerk; aber wir haben in der Gegenwart eine Summe von wissenschaftlichen Erkenntnissen gewonnen, die uns gewiß sind, die ebenso sehr der Erfahrung wie der Vernunft entsprechen und durch beide erwiesen werden. Zu ihnen stehen wir, die lassen wir uns durch Bischöfe und Pastoren nicht antasten, und freuen uns jeder neuen Wahrheit, die diesen Schatz vermehrt. Aber die wirklichen Erkenntnisse sind eng begrenzt, wir stoßen überall auf ein Unbekanntes, Unerklärtes, und es ist nur ein eitler Machtspruch des Dogmatismus wie des Materialismus dies leugnen zu wollen. Nur durch seine Behauptung, durch keinen Beweis hat der Materialismus das Denken zu einer Ausscheidung des Gehirns herabgesetzt, wie die Galle eine Secretion der Leber ist; niemals hat er nachgewiesen, wie blinde außereinander befindliche Atome ein sehendes einheitliches Bewußtsein, wie der Wechsel des Stoffes ein bleibendes Selbstgefühl, wie der naturnothwendige Mechanismus die Ueberzeugung einer sittlichen Freiheit, wie das blos Sinnliche eine Opferfreudigkeit für übersinnliche Güter hervorbringt, so daß wir das irdische Dasein selbst für sie in die Schanze schlagen! Ebenso leer ist die Behauptung des Dogmatismus, daß er von Gott und göttlichen Dingen Ueberverünftiges wisse, daß die Seligkeit von dem Bekenntniß seiner Formeln abhänge, von Formeln, die oft nichts sind als ein Knäuel ungelöster Widersprüche, wie jenes athanasianische Symbolum von der Dreieinigkeit. Oder wenn Gott alle Geschlechter für die Schuld eines Individuums strafen, wenn er die verdammen soll, welche von Jesu keine Kunde gehabt, so widerstreitet das seiner Vatergüte, wie unserem Gerechtigkeitsgefühl; wenn statt der Schuldigen ein Unschuldiger ans Kreuz geschlagen und sein Verdienst den Andern angerechnet wird, so widerstreitet das der Vernunft, da es in geistigen Dingen keine Stellvertretung giebt; Niemand kann für den Andern denken und wollen, das muß jeder selbst thun! Wenn aber der Glaube selig machen soll, so darf nur das Glaubenssatz sein, dessen beseligende Macht Jeder an sich erfahren kann, dessen Einfluß auf unsere Gemüthserhebung, auf unsere sittliche Lebensführung heilvoll ist.

Was mit jenem erwähnten gewissen Wahrheitsschatze nicht in Einklang steht, was ihm widerspricht, das wird sich nicht dauernd im Bewußtsein des Volkes behaupten, jede Schulstunde in Mathematik, Naturkunde, Geschichte thut ihm Abbruch. Vielmehr von der erkannten Wirklichkeit aus wollen wir unsere Schlüsse auf das Unbekannte ziehen; wir fragen: wie muß Grund und Ziel der Wirklichkeit beschaffen sein, um diese Welt des Naturmechanismus und des Freiheitsbewußtseins, diese zweckvolle Ordnung hier und dies Leid des Daseins dort, das Gute, wie das Böse zu erklären? Ist vernunftgemäß die Wirkung nicht größer als die Ursache, so kann der Geist nicht aus dem Geistlosen, die Liebe nicht aus dem Lieblosen, das Selbst nicht aus dem Selbst-

losen stammen, ebensowenig wie der Stoff aus dem reinen Gedanken, die Naturkraft aus einer logischen Dialektik herkommt; darum setzen wir denknothwendig die Ursache des Alls, das unvergängliche Wesen der vielfältigen Erscheinungswelt sowohl als Naturkraft und Realität wie als Weisheit und Güte, als das Eine, das sich in allem offenbart und über allem bei sich selbst ist. Das ist freilich weder eine sinnliche noch eine mathematische Gewißheit; aber wie Kant die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit Forderungen der praktischen Vernunft nannte, weil ohne sie die Thatsache des Sittengesetzes, der Pflicht, des Unterschiedes von Gut und Böse und die volle Verwirklichung des Guten nicht denkbar wäre: so wollen wir das sinnlich und mathematisch gewisse Stückwerk unseres Wissens ergänzen durch dies Ideal der Vernunft, durch das Göttliche, und erwägen, daß gerade darum das Endliche uns nicht genügt oder das Unvollkommene als unvollkommen von uns angesehen werden kann, weil das Unendliche und Vollkommene in der Tiefe unseres Wesens liegt und sich uns innerlich offenbart. Und wenn die Anbeter des Universums uns sagen, daß sie nicht bloßen Stoff und blinde Kraft darin sehen, sondern daß sein Kern ja Vernunft und Güte sei, so wiederholen wir: Vernunft und Güte sind nicht für sich da, sondern Güte ist die Gesinnung einer wollenden, Vernunft die Bethätigung einer denkenden Subjectivität, und der Wille der Liebe, die sich selbst erfassende weltdurchwaltende Vernunft nennen wir ja Gott. Und warum ist er doch uns nicht sinnlich oder mathematisch gewiß? Weil dann das Gute, weil dann Freiheit und Sittlichkeit nicht möglich wären, vielmehr Furcht und Hoffnung unsern Willen gebunden hielten, und weil die selbsterrungene Wahrheit und ihre Beseligung der Preis unseres idealen Sinnes sein soll, der trotz des Augenscheines am Uebersinnlichen festhält.

In solchem Sinne ward die Forderung erhoben, daß wir uns um Christen zu sein und zu heißen, doch genügen lassen am Evangelium, an Jesu eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben, dieser Verwirklichung des sittlichen Ideals, dieser lebendigen Darstellung der Gottinnigkeit, der Religiösität als der Einigung unseres Gemüthes mit dem Ewigen. Jene herrlichen Worte der Bergpredigt, jene sinnreich-dichterischen Parabeln, jene lichtvollen Sprüche in eindringlicher Schlagkraft des Ausdrucks, jene Offenbarung der Liebe und Wahrheit im Wirken, Leiden und Sterben, sie widersprechen ja der Naturwissenschaft nicht, wenn sie auch mit dem Materialismus nicht verträglich sind, der aber kein Naturgesetz, sondern nur eine eben so flache als dreiste Muthmaßung ist; jene Worte und jenes Leben, weit entfernt der Vernunft zu widersprechen, erfüllen ihre sittlichen Forderungen, bekräftigen ihre Ideen aus der Tiefe des reinen Herzens. Und so dünkt es mir die Aufgabe der gegenwärtigen Religionswissenschaft von der Ausbildung des Christenthums seit Paulus und Johannes das zu bewahren, was der Erfahrung und Vernunft

gemäß erscheint, das andere der Geschichte zu überlassen, jenen Kern aber mit den Erkenntnissen unserer Zeit in Zusammenhang zu bringen.

Doch da tritt uns ein Mann entgegen, um nicht blos der alten ungenügenden Kirchenlehre, sondern auch diesem Bestreben „das Messer an die Kehle zu setzen", ein Soldat, der auf dem Krankenlager nicht wie Loyola zum Schwärmer für Rom, sondern zum freimüthigen Denker geworden und gleich bei seinem ersten Auftreten sich einen Ehrenplatz unter unseren hervorragenden Schriftstellern errungen, — Eduard von Hartmann. „Die Selbstzersetzung des Christenthums" soll „der Religion der Zukunft" den Weg bahnen. „Ich bekämpfe," sagt er, „die Orthodoxen, weil sie christlich, d. h. für uns ungenießbar sind, die radicalen Gegner des Christenthums, wie Strauß, weil sie irreligiös sind, und die vermittelnden liberalen Protestanten, weil sie nicht nur irreligiös sind, sondern gar obenein noch christlich sein möchten." Die katholische Christenheit sei durch Pius IX. an den Gedanken gewöhnt worden, „daß die Ausrottung der modernen Bildung eine unabweisbare Forderung des Christenthums sei"; da drehe er den Spieß um und bringe der Zeit zum Bewußtsein, „daß die Ausrottung des Christenthums die Aufgabe der modernen Bildung sei." Und das schreibt der Philosoph, der recht wohl weiß, so gut wie sein Gegner Johannes Huber*), daß die Ausschreitungen des socialdemokratischen Materialismus nur dem Ultramontanismus, nur der römischen Kirche zu gute kommen werden, indem die Leugnung aller Idealität in Millionen einen berechtigten Widerwillen, die Angst vor der Gefährdung des Eigenthums eine Flucht unter die Fittiche der Autorität hervorruft; und die verführten Massen selbst, nachdem ihr wüster Rausch sich ausgetobt, ebensogut wie in Frankreich nach den Orgien des Atheismus, wieder von der Kirche in den Aberglauben zurückgeführt werden. Hartmann weiß mit uns, daß das Volk von der Religion die Wahrheit verlangt, nicht die Erkenntnisse, wie sie in den Specialwissenschaften zerstreut sind, sondern der Wahrheit, wie sie die Philosophie in einer in sich zusammenhängenden Weltanschauung sucht und findet, die eine ewige Wahrheit vom Grund und Zweck des Seins. „Die Religion, sagt er mit uns, schließt den ganzen Idealismus des Volkes in sich, alle Ideale (mit Ausschluß des materialistischen Ideals eines socialdemokratischen Schlaraffenlandes) und alle Hingabe des Gemüthes an das Ideal verkörpert sich dem Volke in der Religion; sie allein ist es, die ihm die beständige Mahnung vor Augen hält, daß es etwas höheres gebe als Fressen, Saufen und sich Begatten, daß diese zeitliche Sinnenwelt nicht ein Letztes sei, sondern daß sie nur die Erscheinung eines Ewigen, Uebersinnlichen, Idealen sei, dessen

*) Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. Von Johannes Huber, München bei Ackermann.

Schatten im Nebel wir hier nur schauen. Dies Bewußtsein, wenn auch nur als dunkle Ahnung, im einfachen Volksgemüth wach zu halten ist die Aufgabe der Religion."

Auch darin stimmen wir zusammen: die päpstliche Unfehlbarkeit ist die folgerichtige Spitze des römischen Princips. Das Opfer des Intellects kann man nicht für menschliche Weisheit fordern, nur für göttliche Autorität; wird die einmal von der Kirche beansprucht und der Kirche zugegeben, so braucht man den Heiligen Geist nicht mit der Inspiration eines ganzen Concils zu incommodiren, sondern sieht am Besten das Oberhaupt für inappellabel an, und bewahrt die Einheit des Glaubens durch die Einköpfigkeit aller Glaubensentscheidungen. Dagegen hat sich die Reformation auf das persönliche selbständige Gewissen gestellt, dem Princip freier Schriftforschung gegenüber der Kirchenautorität gehuldigt; und ich stimme abermals Hartmann bei: der Maßstab des autonomen sittlichen Gewissens wird damit an die Bibel selbst gelegt und geprüft, welche Aussprüche als eine göttliche Offenbarung angesehen werden dürfen. Das selbständige Gewissen ist damit zum obersten Richter in geistigen Dingen erhoben, und von der Sklaverei des äußerlich vorgeschriebenen, vom Beichtvater vertretenen Gesetzes wird das Volk zur sittlichen Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung, zur Freiheit erzogen. Aber ich kann nicht zugeben, daß damit das Princip des Christenthums überschritten sei; denn wenn dasselbe die Moral auf den Willen Gottes gründet, so ist damit nichts uns Aeußerliches und Fremdes gesetzt, sondern die sittliche Weltordnung bezeugt sich in unserem Gewissen, und schon im Judenthum weissagt Jeremias vom Gottesreich, das Jesus eröffnet hat: Gott giebt sein Gesetz ins Innere, und schreibt es nicht auf steinerne Tafeln, sondern ins Herz; nicht einer wird den anderen belehren, sondern ein jeder wird Gott von sich aus erkennen.

Das führt uns in den Mittelpunkt von Hartmanns Schrift. Ihm ist Jesus ein Jude von Kopf zu Zehe, in aller nationalen Beschränktheit, in allem Aberglauben seiner Zeit. Nur hat er die Ueberlieferung der Schulen hinausgetragen auf die Gasse zur Erbauung und Belehrung auch der Aermsten und Bedürftigsten, und aus der schwammigen Hypertrophie der talmudischen Gelehrsamkeit mit sicherem offenen Blick echte Perlen herausgegriffen und sinnbildlich veranschaulicht. Auch das dünkt mich bereits ein Großes: den Kern von der Spreu zu sondern, das alte ewig Wahre mit fester Hand zu erfassen und volksverständlich zu verkündigen; denn nur im eigenen Wahrheitsgewissen lag der Maßstab dafür. Und ich gehe noch einen Schritt weiter als Hartmann. Das ist mir das Herrliche und Menschheitliche in Christus, daß er die Urwahrheiten des sittlich religiösen Lebens, wie sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern aus den Herzen der Edelsten und Weisesten

entquollen, auch aus der Tiefe seines Innern geschöpft. Hartmann sagt: „Thut den Anderen, was ihr wollt, daß sie Euch thun sollen“, das sei eine praktische Klugheitsregel, die sich so bei Hillel, dem älteren Zeitgenossen Jesu finde; ich höre sie schon viel früher aus dem Munde des Chinesen Konfutse. Wenn Jesus sagt: „liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst“, so steht das allerdings auch im dritten und fünften Buch Moses, aber Jesus setzt hinzu: das sei der Inbegriff des Gesetzes und der Propheten, er macht die Liebe damit zum Princip; was dort gelegentlich neben Ceremonie- und Speisegeboten gesagt war, das wird jetzt zur Hauptsache zum Maßgebenden, und darum darf Hartmann es nicht durch den Satz Hillels abschwächen, sondern wir werden diesen im Munde Jesu darnach adeln: aus der Liebe zu Gott, dem Allwaltenden, folgt die Liebe zu seinen Kindern, den Menschen, die unsere Brüder, mit denen wir eins sind, denen wir deswegen erweisen, was wir von ihnen erwarten. Dem alttestamentlichen Spruch: Auge um Auge, Zahn um Zahn! setzt Jesus sein Gebot entgegen: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch beleidigen. Es ist charakteristisch für ihn, aber es gehört ihm nicht allein an. Ein altindisches Sprüchwort heißt Böses mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum die Axt, welche ihn fällt, mit Wohlgeruch erfüllt, und im herrlichen Gedicht von der Sawitri sagt diese: Wohlwollen mit Wort und Werk sei des Guten stete Pflicht, und sie lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind. Und Buddha gebeut: Ueberwindet Haß durch Liebe, überwindet Lug durch Wahrheit, Böses durch des Guten Kraft. Auch Muhamed lehrt: Es ist besser, daß du das Böse mit Gutem erwiderst, und der weinselige Hafis singt:

> Wer den Busen dir zerrissen und erbarmungslos durchwühlt,
> Gleich dem Bergesschachte sollst du ihn mit reinem Gold beschenken;
> Gleich dem schattenkühlen Baume sollst du labend jene Hand,
> Die den Stein nach dir geworfen, mit der Früchte Sold beschenken;
> Ja du sollst in Herzensmilde liebevoll, der Muschel gleich,
> Den, der dir das Haupt zerschlagen, mit der Perle hold beschenken.

Das ist gerade das Weltgiltige im Christenthum, daß das Menschliche ich möchte sagen in reinster Blüthe, in reinstem Duft sich im Gemüth von Jesus entfaltet, und unmittelbar das Tiefste klar hervortritt. Darum konnten Tertullian und Rahel wieder sagen: die menschliche Seele sei eine Christin von Haus aus. Nichts durchaus Neues, sondern das ewig Wahre, nicht in philosophischer Form für Wenige, sondern in volksthümlicher Weise für alle wollen wir ja in der Religion. So wenig aber war Jesus blos Jude, daß die Bergpredigt ausdrücklich die Mosaischen Verbote durch seine Gebote ergänzt, das Verbot des Ehebruchs durch das Gebot der Herzenskeuschheit, das Verbot des Mordes durch das Gebot der werkthätigen hilf-

reichen Liebe. Und giebt es für uns in sittlicher Beziehung ein tieferes und höheres Wort als das von Jesus: Ihr sollt vollkommen werden wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Selbstvervollkommnung als ethisches Princip setzt voraus, daß wir mehr sind als Naturwesen, als Ergebnisse blinder Nothwendigkeit; sie setzt voraus, daß wir zur Freiheit berufen und befähigt durch eigne Willenskraft unsere Bestimmung erreichen und erfüllen; sie setzt voraus, daß die Idee des Vollkommnen als Norm und Mahnung in unserer Seele liegt, als ein Selbstzeugniß oder eine Offenbarung des ewig Vollendeten, des Göttlichen selbst im Endlichen. Und dies Göttliche, der himmlische Vater, ist uns damit nicht fremd, sondern wir sind seines Geschlechts, er ist Eines Wesens mit uns, und wir erhalten unser wahres Sein, wir erhalten es im Doppelsinne des Gewinnens und Behauptens, wenn wir seinen Willen thun. Dabei ist ferner dies das Eigenthümliche von Jesus, daß er von allem Aeußerlichen hinweg stets auf das Innerliche, auf die Gesinnung hinweist, daß er darum die Armen, die Leidtragenden glücklich preist, weil in ihnen die Sehnsucht nach Recht und Licht erwacht, daß er das Heil nicht als einen künftigen Lohn der Tugend darstellt, sondern in die Tugend selbst hineinlegt: Selig sind die reines Herzens sind, denn sie schauen Gott! Weil Hartmann dies auf schwer verständliche Weise verkannte, darum nimmt er die Freudenbotschaft Jesu vom Reiche Gottes nur in dem Sinne einer irdischen Theokratie, eines national-jüdischen Königreichs Jehovas auf einer neu zu schaffenden Erde, wenn die alte im Feuer vernichtet worden, und vergißt ganz die ausdrückliche Erklärung: daß das Reich Gottes nicht von äußerem Gepränge und sinnlich greifbar ist, sondern sich im gottversöhnten Innern aufbaut, und daß allein das Sittliche, die Einigung des Willens mit Gott, den Eintritt in sein Königthum der Wahrheit bedingt. So hat Jesus allerdings die jüdische Messiashoffnung vergeistigt, und sich damit zum Heilande der Menschheit gemacht. In den Erscheinungen des Auferstandnen, in der Hoffnung der Jünger auf seine dauernde Wiederkunft zur Ueberwindung der Welt, zum Gericht, zur Aufrichtung seines Reichs lag etwas Phantastisches, zu welchem die Bildlichkeit seiner Rede, vielleicht auch seiner Auffassung Anlaß geboten, und ich bin weit entfernt zu leugnen, daß gerade diesem Elemente das Christenthum einen großen Theil seiner Erfolge, seiner raschen Ausbreitung verdankt; aber als die phantastische Hülle sank, da blieb der Wahrheitskern, da blieb der ideale Sinn des Gottesreichs.

Was bleibt für Hartmann, um die Wirkung Jesu auf die Menschheit zu erklären? Einmal Paulus, für den der Kreuzestod Jesu die unwillkürliche Gelegenheitsursache zur Gründung der neuen Religion geworden sei; dieser habe das Christenthum vom Judenthum losgerissen. Wohl. Aber er war ein eifriger, das Christenthum verfolgender Jude, er wurde selbst erst menschlich

frei seit Jesus ihm offenbar geworden, er will ausdrücklich, daß nicht nach ihm oder nach Petrus, sondern nach Christus seine Anhänger sich nennen; er bildet das Ursprüngliche weiter, aber er hat es von Jesus empfangen. Sodann bleibt für Hartmann doch die eigenthümliche Persönlichkeit des Heilands. Er sagt: „Es ist schwer zu definiren, was den bestrickenden Zauber einer Persönlichkeit ausmacht für die Personen, welche mit ihm in Berührung kommen. Man kann sehr wohl alle liebenswürdigen Eigenschaften eines Menschen aufzählen, und wird dabei doch jenen unsagbaren Rest unberührt gelassen haben, welcher erst in Wahrheit die elektrisirende und hinreißende Wirkung auf die Umgebung ausübt, und welcher sogar sehr wohl mit großen, für sich allein sehr abstoßenden Fehlern gepaart sein kann. Eine solche undefinirbare persönliche Macht muß Jesus geübt haben, wie die enthusiastische Begeisterung der vielen Haus und Hof, Gatten und Kinder verlassenden und seinen Wanderzügen nachfolgenden Menschen beweist. Die so hervorgerufene begeisterte persönliche Hingabe an den wunderbaren prophetischen Mann, den sie, das künftige Erdreich anticipirend, schon hier als Herrn anerkannten, diese ursprünglich Glaube genannte Hingabe der ihm persönlich Nahegetretenen war es, welche durch ihre Ausdauer über das Grab des Meisters hinaus und durch ihre Willigkeit zur Erduldung des Martyriums einem der entschiedensten Verfolger so imponirte, daß der Zauber der solche Wirkungen erzielenden Persönlichkeit indirect auch ihn in seine Netze zu ziehen begann, und durch anderweitige psychologische Vorgänge begünstigt ihn aus einem Saulus zum Paulus machte." Dies „geheimnißvolle Etwas" können wir uns klar machen, wenn wir zusehn was Jesus für Paulus und Johannes war. Paulus nennt ihn den neuen Menschen, in welchem das göttliche Ebenbild wieder hergestellt sei, das durch die Sünde seit Adam in der Menschheit verloren war; so hat er die Menschheit erlöst und mit Gott versöhnt, das Bewußtsein der Kindschaft wieder gewonnen, das die Menschheit eingebüßt als sie ihr Herz in Selbstsucht vom Vater abgewandt. Für Jesus war Gott der Vater, weil er im Gefühl der Liebe lebte; er war im reinen Herzen unmittelbar Gottes inne, so beginnt durch ihn das Gottesreich, und wir gehen in dasselbe ein, wenn sein Geist in uns waltet, das ist die Heiligung der Seele, die Wiedergeburt, der Glaube durch den wir vor Gott gerecht und selig werden. Und Johannes sieht in Jesus den fleischgewordenen Logos, das heißt die persönliche Offenbarung und Darstellung der göttlichen Vernunft, der ethischen Eigenschaften Gottes, der Wahrheit und Liebe; wie Fichte sagt: Wenn du wissen willst was Gott ist, sieh an was der von ihm Begeisterte thut. Fassen wir beides zusammen: In Jesus ist das sittliche Ideal verwirklicht und die Beziehung der Menschheit zur Gottheit, die Versöhnung der göttlichen und menschlichen Natur in einem vorbildlichen Leben dargethan. Weil die Religion etwas mehr

ist als Doctrin, weil sie die Hinwendung der Gesinnung auf das Ewige, weil sie That und Leben, das gottinnige Leben der Liebe ist, so konnte für die Verwirklichung ihres Begriffs wie für die des sittlichen Ideals die Lehre, die Theorie nicht genügen, sondern die lebendige Persönlichkeit mußte sie darstellen, mußte in Thaten und Leiden, im Tod und in der Ueberwindung des Todes die Wahrheit, die Liebe nicht blos verkündigen, sondern bewähren. So voll, so rein, so herrlich hat das nicht Moses noch Muhamed, nicht Zarathustra noch Buddha gethan; das ist das Geheimniß von Jesu Wesen und Wirken, und dadurch ist und bleibt er der religiöse Genius der Menschheit, über den in seiner Sphäre nicht hinausgegangen werden kann, weil es für das Vollendete kein Höheres giebt. Und deshalb fahre ich fort, mich als Christen zu bekennen.

Hartmann ist anderer Ansicht. Indem er Jesus nur für einen zeitlich und national beschränkten Juden nimmt, indem er behauptet, daß die liberalen Protestanten ihm nur den eigenen rationalistischen Deismus unterlegten, und indem er zugleich die Nothwendigkeit der Religion anerkennt, fordert er eine solche für die Menschheit und stellt die großartige richtige Ansicht auf: daß die Religion der Zukunft, um Weltreligion werden zu können, die Synthese der orientalischen und occidentalischen — ich würde lieber sagen: der arischen und semitischen — Ideen sein, Pantheismus und Monotheismus versöhnen müsse. Wenn die jugendliche Menschheit das Göttliche als das Unendliche im allumfassenden Himmel sah, wenn es sich hier in Licht und Wärme als eine wohlthätige Macht offenbarte, wenn Licht und Wärme zum Symbol des Wahren und Guten wurden, so war Gott zugleich Geist und Natur, zugleich in der sichtbaren Welt gegenwärtig und für sich selbst seiend. Diese Uranschauung war der Keim für den Polytheismus, indem einzelne Naturerscheinungen, wie die Sonne, die Morgenröthe, das Meer, der Sturm, das Gewitter vorzugsweise zu Trägern der Gottesidee wurden, oder die Phantasie hervorragende Eigenschaften und Wirkungsweisen des Einen wie die Weisheit, die Liebe, den Kriegsmuth in besonderen Göttern personificirte; dabei bricht in tieferen Gemüthern, in vedischen Gesängen der Indier, wie bei Phidias und Aeschylos, der Gedanke durch, daß in den verschiedenen Göttern nur Ausstrahlungen des Einen, nur verschiedene Namen für sein Wesen und Walten zu erkennen sind. Diese Einsicht, daß das Göttliche als das Allwaltende und der Quell alles Mannichfaltigen, als das Höchste, nur Eines sein könne, hielten Moses, die Propheten in Israel, Muhamed in Arabien fest; sie betonten dabei in Gott den Geist, den sittlichen Gesetzgeber, den Herrn über Alles, sie unterschieden ihn von der Natur und es entwickelte sich daraus der Deismus, welcher Gott und Welt neben einanderstellt, Gott als den Schöpfer, die Welt als sein Werk ansieht, und die Wesens- und Lebensgemeinschaft des

Unendlichen und Endlichen aufhebt. Diese aber ist die Sehnsucht der Seele, ist die Forderung der Vernunft, der das Unendliche selber zu etwas Endlichem wird, wenn es etwas Anderes außer ihm hat, wenn es von Anderem begrenzt wird, an Anderem sein Ende findet. Und so betont denn das indische Brahmanenthum die Wahrheit des Pantheismus: es betrachtet das All als die Entfaltung der ihm innewohnenden Weltseele, oder Brahmas; die Welt geht aus ihm hervor, wie der Strom aus dem Quell, er ist der Lebenshauch in allem Lebendigen, er ist das Seiende und Bleibende im Wechsel der Erscheinungen, die wie seine Traumgebilde vorüberziehen, während er selig in sich selber ruht. Es ist Ein Wesen in allen Dingen, darum fühlen wir uns eins mit allem was lebt. Die Brahmanen aber zogen die beiden vornehmlich von der Volksphantasie ausgebildeten Göttergestalten heran, und sagten: Es ist Eine Gottheit, deren reines Wesen, das Brahm, sich als Weltschöpfer in Brahma, als Welterhalter im Vishnu, als Weltrichter, Vernichter und Erneuer im Siva offenbart. Die selige Ruhe des Einen ungetheilten Seins gegenüber der Unrast, dem Leid, dem Wechsel von Geburt und Grab in der vielheitlichen Erscheinungswelt, das ist es auch, was Buddha als das Heil, als Nirvana, sucht, und in der leidenschaftslosen Stille, im Frieden der Seele findet. Aber wenn die Versenkung in das Eine zur Weltflucht und Weltentsagung führt, wenn die Welt selbst zum bloßen Schein und zur Illusion des Bewußtseins herabgesetzt wird, statt in ihr eine gegenständlich reale Erscheinung des Ewigen zu erkennen, dann entsteht ein träumerischer Quietismus gegenüber der weltfreudigen Thatlust im Griechen- und Römerthum, gegenüber dem Sinn für persönliche Selbständigkeit bei den Germanen, und die jüdisch-christlich-muhamedanische Weltansicht erscheint der indischen überlegen durch ihren Glauben an die Wirklichkeit der Natur, der Entwicklung, der Geschichte, und diese Ueberlegenheit ist es, welche der asiatischen Stagnation gegenüber den rüstigen historischen Fortschritt der muhamedanisch-christlichen Cultur bedingt und die christlichen Arier gegenwärtig zu den Trägern der Weltgeschichte gemacht hat.

Ich denke, daß Hartmann in dieser meiner Fassung seine Ansichten wiedererkennt, und so finde ich auch mit ihm in der christlichen Trinitätslehre das Bestreben, die abstract jenseitige Einheit des Judengottes der Welt näher zu bringen und sie mit lebendiger Mannichfaltigkeit zu erfüllen; die schaffende, erlösende, heiligende Thätigkeit Gottes ist hier personificirt. Nun aber will Hartmann darin den Mangel sehen, daß nicht, wie in Indien, die eine unpersönliche Substanz als die alleinige und einzig wahre Gottheit, als das Wesen der drei Offenbarungsweisen festgehalten werde, und er tadelt den modernen Protestantismus, daß er statt mit den Indiern diesen tiefen Sinn der Sache zu erfassen, vielmehr zwei Personen wieder streiche und

nur eine als persönlichen Gott festhalte, der dem Menschen wieder so jenseitig gegenübersteht, wie zuvor. Dagegen verlangt er die Einheit des Monotheismus und Pantheismus herzustellen, d. h. einen Monotheismus zu gewinnen, dessen Gott nicht durch seine Persönlichkeit vom Menschen geschieden sei, und einen Pantheismus, der nicht durch Vielgötterei verdorben werde. Wir sind, sagt er, heute eben so eifrige Anhänger des Monotheismus wie die Juden und Muhamedaner, eben so eifrige Anhänger der Immanenz wie die Inder; Hegel hat die Lehre von einem der Welt einwohnenden Göttlichen zu einem grandiosen System ausgebildet; Schopenhauer hat sich mitten in die Lebensansicht des Buddhistenthums hineingestellt; es bleibt die Aufgabe, die orientalischen und occidentalischen Ideale zu einem systematischen Ganzen zu verschmelzen, um eine Weltanschauung zu gewinnen, die da fähig und würdig sei, an die Stelle der absterbenden Religionen zu treten. Der Panmonotheismus würde mit der Vernunft übereinstimmen, das Gemüth befriedigen, der Sittlichkeit zur Grundlage dienen, er sei berufen, Weltreligion zu werden.

Ich stimme dem bei, denn ich habe selber seit mehr als fünfundzwanzig Jahren die Ueberwindung und Versöhnung des Pantheismus und Deismus, der leitenden Gedanken von Spinoza und Leibniz, für die philosophische Aufgabe der Gegenwart erklärt und mit einem Kreis von Freunden darangearbeitet. Aber ich kann die Versöhnung nicht mit Hartmann darin finden, daß man den Theismus, daß man den lebendigen selbstbewußten Gott aufgiebt und den Willen der Liebe durch ein Unbewußtes ersetzt, das von sich und der Welt nichts weiß, aber doch hellsehend dieselbe durchwalten, die Natur zweckmäßig gestalten, daß heißt auch Getrenntes, Entlegenes auf einander beziehen, für einander bestimmen, und die Geschicke der Menschheit im Großen leiten soll. Denn das sind Thätigkeiten, die erfahrungsgemäß nur dem bewußten Geiste zukommen. Es ist Hartmanns Verdienst, daß er auf ein ideales Princip in der Welt gegenüber dem Materialismus und Dualismus energisch hingewiesen, daß er ein Vernünftiges anerkennt in der unbewußten Zweckmäßigkeit der Natur, in den Instincten der Thiere, in der Sprachbildung, in den höchsten Kunstschöpfungen der Phantasie, welche die Menschen nicht mit Willkür und Reflexion hervorbringen; aber das scheint mir bisher seine Grenze, daß er dies für uns Unbewußte, unser Wollen und Verstehen Ueberragende und Durchwirkende auch an und für sich bewußtlos sein läßt, während doch seine Werke vom Lichte des Bewußtseins zeugen. Auch ich will Monopantheismus, d. h. den Einen, der sich in Allem entfaltet, der die Vielheit nicht außer sich, sondern in sich hat, aber ich will die Einheit nicht aufgelöst in der Vielheit, sodaß sie thatsächlich aufhörte Einheit zu sein und nur das Viele wirklich wäre, wie im Pantheismus, sondern ich will die Einheit als

bei sich selbst seiende und bleibende, sich selbst erfassende Wesenheit, wie im Theismus; nur so versöhnen wir beides in Wahrheit, wie auch unser Geist nicht außer dem Leibe steht, sondern im Leibe waltet, und sich nicht auflöst in seine Gefühle, Vorstellungen und Thaten, sondern in und über ihnen bei sich selbst bleibt. Hartmann hat einen Panmonismus, keinen Monopantheismus, weil der Theos, das lebendige Selbst der Gottheit fehlt. Dies ist aber die Sehnsucht, die Forderung der religiösen Seele, ebensosehr wie die wirkliche Einigung mit Gott, die Wesensgemeinschaft mit ihm. Die Ideen des Morgen- und Abendlandes werden nicht dadurch versöhnt, daß man das Beste des Semitenthums, den einen geistigen Gott opfert, sondern dadurch, daß man die Natur in ihm erkennt und ihn zum Allumfassenden, Allbeseelenden macht.

Ich habe in meinem geschichtsphilosophischen Werke über die Kunst es an Muhamed gepriesen, daß er das Wesen der Religion in die Gottergebenheit gesetzt, in den Glauben an den Einen geistigen Gott und in die werkthätige Menschenliebe; aber ich habe dabei betont: Was seiner semitischen Anschauung fehlt ist die Immanenz, das Bewußtsein, daß wir in Gott leben und sind, daß Alles eine Offenbarung seines Wesens ist, daß er nicht blos erhaben über der Welt thront, sondern die Fülle der eigenen Natur in allem entfaltet und alles erlösend zu sich zurückführt. Dies hat der arische Genius ergänzt, als die Perser Muhamedaner wurden; in immer neuen Weisen verkünden ihre Dichter wie sie Gott in allem, alles in Gott sehen, wie die Seele ein Strahl seines Lichtes, er der Quell und das Meer zugleich, wir ein Tropfen in ihm sind. Und ich würde mit Hartmann sagen, daß auch wir dies zum Christenthum heranbringen müßten, wenn es nichts bereits im Christenthum enthalten wäre. Nur im Gefühle dieser ursprünglichen Wesensgemeinschaft konnte Jesus sich als der Sohn bekennen, dessen eigenes Lebenselement es ist, den Willen des Vaters zu thun und darin seine Freiheit und Seligkeit zu haben; nur in diesem Bewußtsein konnte Johannes ihn sagen lassen: Ich und der Vater sind eins. Und das will er nicht für sich allein, wir alle sollen mit ihm Gottes Kinder sein. Gott ist die Liebe, die Einigung des Unterschiedenen, als Selbstgefühl und Bewußtsein. Von Gott, durch Gott, zu Gott alle Dinge; in ihm leben, weben und sind wir, — diese herrlichen Sprüche von Paulus kennen nicht den jenseitigen, sondern den welteinwohnenden Gott. Wir haben durch die Selbstsucht, die Sünde das Bewußtsein dieser Lebensgemeinschaft verloren, Christus stellt es wieder her, und das Ziel ist, daß wir mit unserem Wollen und Wissen uns in Gott wiederfinden, daß der Vater alles in allem sei. Das klingt bei einzelnen Kirchenvätern weiter in den Versen von Synesios, wie in der Prosa von Origenes; und wenn man mit der Allgegenwart Gottes Ernst macht, wie will man sie anders fassen als daß er alles in sich hegt? Durch den Neuplatonismus wirken arische

Einflüsse in das Christenthum herein, es entstand ja in dem Judenthum, das mit Persern und Hellenen bereits in Berührung gekommen war; Philo in Alexandrien, der den Moses und Platon zusammenbrachte, war ein Zeitgenosse von Jesus. Und wie das Christenthum sich im Abendlande ausbreitet, da begegnet uns sogleich der große Kelte Johannes Scotus Erigena: Gott ist das eine alleinwahre Sein, er offenbart sich in der Welt, und führt als unendliche Liebe alles von ihm Ausgegangene wieder in sich ein, zugleich Princip und Ziel des Lebens. Da begegnen uns die großen Germanen, die Erzväter unserer Philosophie, Meister Eckhart, Tauler, der Verfasser der deutschen Theologie. Ihnen ist Gott das Eine, das in ihm selber quellend ist, das in die Mannichfaltigkeit sich ergießt und doch bei sich selbst bleibt, er ist der innerste Grund der Seele; wenn sie die Selbstsucht überwindet und ihm sich hingiebt, lebt sie in ihm und er in ihr, dann erkennt und liebt sie Alles in Einem und Eines in Allem. Jacob Böhme hat das tiefsinnig bilderreich weiter entwickelt, Angelus Silesius in seinen Sinngedichten es epigrammatisch ausgeprägt. Daß aber unsere deutschen Classiker, namentlich Lessing, Herder, Goethe unter dem Doppeleinflusse von Spinoza und Leibniz in phantasievoller Anschauung bereits die Versöhnung des Pantheismus und Deismus wie Propheten der Gegenwart verkündeten, das habe ich in den Denkreden auf deutsche Dichter an dieser Stelle früher erörtert und mein geschichtsphilosophisches Werk über die Kunstentwickelung hat diese Ideen ausführlich dargethan. Hier erinnere ich nur an den Goetheschen Spruch:

> Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
> Auf daß was in ihm lebt und webt und ist
> Nie seine Kraft, wie seinen Geist vermißt.

Und an das Bekenntniß Fausts:

> Der Allumfasser,
> Der Allerhalter,
> Faßt und erhält er nicht
> Dich, mich, sich selbst?

Nur Selbstsein ist wahres Sein; das bloß Gegenständliche, Aeußerliche wäre so gut wie gar nicht da; nur indem wir unser selbst inne werden im Fühlen und Wissen sind wir für uns; und dies Höchste, dem Leben allein Werth Verleihende will man dem Göttlichen absprechen! Woher kommt es denn dem Endlichen zu? Ist denn da nicht das Endliche mehr als das Unendliche? Wie soll Liebe und Bewußtsein aus dem Lieb- und Bewußtlosen stammen? Gott ist Geist, innerweltlich und überweltlich zugleich.

Doch Hartmann will ihn unpersönlich, unbewußt festhalten, er erhebt

noch einmal Einsprache, und zwar von gewichtigster Seite her, um der Sittlichkeit willen. Das große Princip der Ethik, die Autonomie des Willens, daß dieser sich das Gesetz der Freiheit selber giebt, scheint ihm unverträglich mit der Annahme eines persönlichen Gottes, nach dessen Geboten dann der Mensch handele; nur der Pantheismus vermöge den sich souverän dünkenden Eigenwillen zu brechen, indem er ihm zeigt, wie er sich selber verletzt, indem er den Nächsten zu verletzen glaubt, daß er sich selber aber fördert, indem er den Nächsten fördert. Was das Mitleid und die Liebe nur instinctiv ahnt, indem sie es praktisch bethätigt, daß nämlich das Ich des sich von dem Nichtich abtrennenden und demselben entgegensetzenden Selbstbewußtseins nicht das wahre Selbst sei, sondern daß das wahre Selbst die Andern und die ganze Welt mitumfasse, diese große ethische Grundwahrheit spricht nur der Pantheismus aus. Ich bin vollkommen einverstanden, denn ich bewahre die Wahrheit des Pantheismus, aber ich bemerke, daß das Christenthum das Gleiche thut, wenn es die Liebe zum Princip macht, wenn es dabei fragt: sind wir nicht allzumal Glieder eines Leibes, also daß mit einem alle leiden und sich freuen? Wir *alle* entstehn und bestehn in einem gemeinsamen Lebensgrund und Wesen; wir werden bewußt und frei, indem wir als Individuen uns durch eigene Willensthat selbst erfassen, von anderen wie vom Ganzen unterscheiden und selbst bestimmen. Scheiden wir uns aber selbstsüchtig vom Ganzen und suchen unser Wohl ohne Rücksicht auf die anderen, oder gar in ihrem Weh, so ist dies der Abfall der Sünde von unserem wahren Wesen ins Unwesen, in die Einbildung subjectiver Gelüste, und Unruhe, Unseligkeit ist die Folge davon, weil *wir uns* von dem gelöst haben, worin allein unser Frieden ist. Dies aber, das alldurchwaltende Göttliche, die sittliche Weltordnung bezeugt sich in uns als die Stimme des Gewissens, und wir vermögen das Ungeheure, uns selbst zu überwinden, gegen unser individuelles sinnliches Interesse dem kategorischen Imperativ der Pflicht zu folgen, weil wir so uns im Ewigen wiederfinden und unser wahres Dasein bethätigen, weil wir nur so unsere innere Natur erfüllen und unsere eigene Bestimmung erreichen: in Liebe freies selbständiges Glied im Gottesreiche zu sein. Vortrefflich sagt Fichte der Jüngere im Einklang mit der deutschen Mystik und Spinoza fortbildend: „Der die Welt und Selbstsucht überwindende Wille der Liebe in uns ist selbst nur der im Menschen wirkende Wille der ewigen Liebe, ein Funke der göttlichen, das ganze Weltall umschließende Liebesmacht, welche im Kreise des endlichen Geistes zur Selbstempfindung hervorbrechend, ebenso in ihm das Gefühl der Vollendung, Beseligung erzeugt, wie sie in Gott ewig empfunden der Quell seiner Seligkeit ist." Angelus Silesius singt:

> Die Liebe, welche sich zu Gott in dir beweist,
> Ist Gottes eigne Kraft, sein Feuer und heilger Geist.

Und damit stehen wir vor dem Mysterium, dem Geheimniß und Geisteswunder, das ja auch Hartmann für die Religion fordert: es ist das Mächtigwerden des allgemeinen oder göttlichen Geistes im endlichen, menschlichen, das wir als Offenbarung und Weltregierung bezeichnen; alles Große, die Menschheit Erleuchtende und ihr Geschick Bestimmende vollzieht sich im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit, gerade wie in der Natur der Kampf ums Dasein und die Vererbung die Hebel und Mittel sind, wodurch die innenwaltende Schöpfermacht kraft der Individuen selbst neue höhere Lebensstufen ersteigt und neue vollkommenere Formen hervorwachsen läßt. Von Religion und Kunst sagt auch Hartmann: „Ohne die ahnungsvolle Tiefe und den unendlichen Reichthum des Jedem eine andere Seite darbietenden Mysteriums ist gar keine Religion möglich; es ist hier nicht anders, als mit dem Kunstwerk: auch dieses fängt erst da an seinen Namen im wahren Sinn zu verdienen, wo seine äußere Erscheinung Symbol eines Mysteriums wird, welches dem ahnungsvollen Gemüth und dem sich hinein versenkenden Gedanken eine unendliche Welt eröffnet, aus der jeder einen anderen Gewinn nach Hause trägt, ohne den Anderen des Irrthums zeihen zu können." Nicht die menschliche Ueberlegung oder Willkür, nicht das absichtliche Machen, sondern die über den Menschen kommende göttliche Begeisterung ist die Mutter solch' echter Kunstwerke; das haben auch alle großen Dichter und Bildner bekannt, aber ebenso mußten sie das innerlich Eingegebene, unwillkürlich in ihnen Aufleuchtende selbstkräftig erfassen und mit besonnenem Sinne durchführen. Das Unendliche aber, aus welchem das Ideale, das Wahre, Gute, Schöne stammt, muß dessen mächtig sein, denn gleich der Liebe, gleich der Freiheit sind sie wirklich und lebendig nur im fühlenden, denkenden, wollenden Selbst! Das Selbst aber ist nicht das Unbewußte, sondern dessen Sicherfassen im Bewußtsein. Ich stimmte Hartmann bei, „daß unser wahres Selbst die anderen und die ganze Welt umfasse", denn hier war er von der Wahrheit überwältigt, über die bisherige Schranke seiner Philosophie hinausgehoben; zu sagen, daß die Selbstlosigkeit das wahre Selbst des Menschen sei, das wäre ein ärgerer Widerspruch, als das hölzerne Eisen. Nicht der Untergang im Bewußtlosen ist unsere Einigung mit Gott, sondern daß wir in ihm leben, erkennend und wollend sein Wesen in uns erfassen und bethätigen, das Nichtseinsollende, die gottentfremdete Welt überwinden, und das Seinsollende, das Wahre, Gute, Schöne verwirklichen.

Radirung und Kupferstich.

Von Wilhelm Lübke.

Seit die Photographie in reißender Verbreitung sich in den weitesten Kreisen eingebürgert hat, seit eine Anzahl bedeutender Künstler, Kaulbach an der Spitze, sich hauptsächlich dieser überaus gefälligen Technik bedienten, um ihre geradezu für diese Vervielfältigungsweise berechneten Compositionen auf den Markt zu bringen, konnte es einen Augenblick scheinen, als ob die ernsteren und mehr künstlerischen Reproductionsweisen der früheren Zeit vom Schauplatz verdrängt werden würden. Wenn wir aber einen Rückblick halten über das, was in den jüngsten Tagen besonders der Kupferstich und die Radirung geschaffen haben, so wird jene Befürchtung sich als grundlos herausstellen. Vielmehr dürfen wir mit Befriedigung darauf hinweisen, daß in der Masse und dem Werth der Arbeiten dieser Gattung eine stetige Steigerung zu beobachten ist. Wie aber die vervielfältigende Kunst stets die Begleiterin der Malerei gewesen ist, und von dieser ihre besondere Richtung empfangen hat, so ist es kein Wunder, daß das überwiegend coloristische Streben der heutigen Kunst auch die reproducirenden Künste zu einer mehr malerischen Behandlung antreibt, daß also die Radirung über den Kupferstich, und daß bei dem letzteren die gemischten Gattungen über die strenge Linienmanier den Vorrang behaupten.

Die Radirung ist bei uns in erster Linie nach dem Vorgang der neueren Franzosen gepflegt und in weitere Kreise verbreitet worden durch die „Zeitschrift für bildende Kunst", welche in den bis jetzt vollendet vorliegenden neun Jahrgängen mit stets zunehmendem Umfang und gesteigertem Erfolg sich dieser schönen Kunstgattung angenommen hat. In ihren Blättern ist es auch, wo einer der beliebtesten und gewandtesten modernen Künstler des Faches, W. Unger seine Sporen verdient hat. Aus den in der Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten hat die Verlagshandlung sodann die beiden mit verdientem Beifall aufgenommenen Separatpublicationen über die Casseler und Braunschweiger Galerie zusammengestellt, denen sich bald ein ähnliches Werk über die werthvolle Sammlung der Wiener Kunstakademie anschließen dürfte. Es ist ein überaus verdienstliches Unternehmen, das Publikum mit den Schätzen der kleineren, nur zu wenig bekannten Galerien, an welchen Deutschland reich ist, vertraut zu machen. Nur so wird man allmählich erkennen, wie reich wir auch in dieser Hinsicht sind, wenngleich nicht wie in anderen Ländern durch die Concentration auf einen Punkt eine ähnliche Massenwirkung wie z. B. in Paris erreicht wird.

Eine nicht minder erfreuliche Anregung ist seit einigen Jahren von der

Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien ausgegangen, wie denn die Kaiserstadt an der Donau, nachdem sie in früheren Zeiten hinter der Entwickelung Deutschlands auch in den bildenden Künsten zurückgeblieben war, neuerdings durch energische Förderung dieses edlen Zweiges der Culturblüthe und durch bedeutsamen Aufschwung kunstgeschichtlicher Forschung das früher Versäumte glänzend nachgeholt hat. Für die Pflege des Kupferstichs war die Berufung eines Meisters wie L. Jacoby das Signal für eine neue Aera. Rückt auch der große Stich nach Raphaels Schule von Athen unter der Hand des vielbeschäftigten Künstlers nur langsam vor, so läßt sich doch schon so viel erkennen, daß man eine höchst bedeutende Arbeit zu erwarten hat, in welcher das Verständniß der plastischen Form mit der Feinheit malerischer Behandlung sich harmonisch verschmilzt. Inzwischen sind manche kleinere Arbeiten des Künstlers veröffentlicht worden, die, wie das schöne Blatt nach Führich's Jacob und Rahel in Lützow's Zeitschrift zu dem Besten ihrer Art gehören; außerdem aber merkt man an den Leistungen einer Reihe jüngerer Stecher und Radirer, wie fördernd Jacoby als Lehrer zu wirken weiß. Auch bei der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ist sein Einfluß nicht zu unterschätzen, und mit Befriedigung nimmt man wahr, wie der Gesichtspunkt in den Publicationen des Vereins immer weiter, vielseitiger und umfassender wird. Wenn im Anfange noch eine gewisse locale Einseitigkeit herrschte, wird dieselbe sichtlich mehr und mehr abgestreift, und nicht blos die moderne Kunst mannichfaltiger zur Anschauung gebracht, sondern auch die Meisterwerke früherer Epochen, zunächst aus den Galerien Wiens, werden als besondere Publication zur Ausgabe gelangen.

Das Album der Gesellschaft enthält in der jüngsten Lieferung ein Aquarell Menzels aus der Gesellschaft radirt von Klaus, Kurzbauers humoristische Weinprobe, gestochen von Forberg, Richard Wagners Portrait von Lenbach, nach der nicht manierlosen Behandlung des Originals meisterlich radirt von Unger, Victor Müllers stimmungsvollen Abendspaziergang Fausts mit Wagner, radirt von Klaus, endlich Hoffmanns ideale Schilderung des alten Athen gestochen von Willmann. Zu dem Galeriewerke hat zunächst Unger eine große Radirung nach dem grandiosen Rubensschen Altartriptychon von S. Ildefonso beigesteuert und darin mehr als es sonst bisweilen der Fall ist, seine Subjectivität dem Original unterzuordnen verstanden. Als überaus werthvolle Extragabe muß sodann der schöne Cyclus Führichs vom verlorenen Sohn in den Stichen von Petrak erwähnt werden, die dem Gegenstand entsprechend in strengerer Linienbehandlung cartonartig durchgeführt sind.

Da hier einmal von den Wiener Bestrebungen die Rede ist, so dürfen jene Prachtwerke nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche den unermeßlich reichen Kunstbesitz des österreichischen Herrscherhauses auf kaiserlichen

Befehl und in wahrhaft fürstlicher Ausstattung unter Leitung des kunstsinnigen Oberstkämmerers Grafen Crenneville zur Darstellung bringen. Den Anfang machte die Waffensammlung des kaiserlichen Arsenals, welcher dann in noch schönerer Ausstattung und gediegenster Herstellung das große Prachtwerk über die kaiserliche Schatzkammer folgte. Gleich dem erstgenannten von Leitner redigirt, enthält es auf 100 Tafeln ausschließlich Originalradirungen von Jahrnbauer, Kozeluch, Lang, Poschinger, Schuhmann, Unger und Nopalensky, wahrhafte Meisterwerke der Nadel, die hier in feinster Wiedergabe der Gegenstände mit all ihrem formellen und stofflichen Reiz zugleich die höchste malerische Wirkung verbindet. Nicht zufrieden mit diesen köstlichen Gaben bringt dieselbe hohe Stelle in diesem Augenblick uns ein neues Prachtwerk in der kaum erschienenen Monographie über das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn, die an künstlerischer Gediegenheit der Ausstattung auf einer schwerlich zu übertreffenden Höhe steht. Ohne mich hier weiter auf die Bedeutung des Ganzen einzulassen, will ich nur auf die meisterhaften Radirungen von Rudolf Alt, Kozeluch und Unger hinweisen, die in reicher Anzahl das Werk schmücken und demselben für alle Zeiten einen Ehrenplatz auch in der Geschichte der modernen Vervielfältigungskunst sichern. Das Beste, was Frankreich in diesem Zweige geleistet hat, ist hier in Meisterschaft künstlerischer Behandlung, in ausgewählter Sorgfalt typographischer Ausstattung, in Schönheit des Druckes und des fein abgetönten Papiers völlig erreicht.

Finden wir bei all diesen Unternehmungen die rüstige und gewandte Hand Ungers betheiligt, so verdankt eine andere Publication ihm ausschließlich ihre künstlerische Gestaltung. Ich meine die von Vosmaer herausgegebene Publication von Franz Hals, welche eben durch das Erscheinen der zweiten Hälfte ihren Abschluß erreicht hat. Wer noch nicht so glücklich war, den großen holländischen Meister in seinen Hauptwerken zu Harlem kennen zu lernen, der dürfte durch diese Reihenfolge von 20 Radirungen, welche hier vorliegen, Anlaß erhalten das Versäumte nachzuholen und sich mit dem Geist dieses originellen und kühnen Meisters, der zuerst die holländische Malerei zur vollen Freiheit geführt hat, inniger vertraut zu machen. Meines Erachtens sind diese Arbeiten das Beste, was wir bis jetzt von Unger erhalten haben. Vielleicht war die kecke, geistreiche, souveräne Art des Harlemer Meisters, der anfangs mit einer fröhlichen, später mit einer düsteren Entschlossenheit, wie kein zweiter seinen Aufgaben zu Leibe geht, und mit unglaublich resolutem Pinsel nur das Nothwendigste, dieses aber mit genialster Treffsicherheit giebt, seinem modernen Dolmetsch eine vorzüglich sympathische Natur, deren Offenbarungen er eben deshalb mit besonderer Vorliebe verfolgte und mit überraschender Treue wiedergab. Genug: während Unger hin und wieder bei seinen früheren Arbeiten durch die stets gesteigerte Leichtigkeit des Schaffens

wohl zu einer stark subjectiven Art der Ausdrucksweise geführt wurde, welcher gelegentlich weniger die treueste als die geistreichste Uebersetzung als Ziel vorschwebte, ist er in diesen meisterlichen Blättern dem eigenthümlichen Genius seines Vorbildes aufs Genaueste gefolgt, und giebt alle Eigenheiten des Harlemer Meisters in congenialer Freiheit und Keckheit und doch mit größter Gewissenhaftigkeit wieder. Man beobachtet bei diesen trefflichen Radirungen mit ähnlichem Genuß, wie bei den Originalen jenen Entwickelungsgang, der von einer reichen, blühenden und kraftvollen Farbenscala zu einer immer mehr vereinfachten, von einer sorgfältig detaillirenden, zu einer genial abbreviirenden Pinselführung fortschreitet. Besonders läßt sich dies an den acht großen Schützen- und Regentenstücken des Rathhauses zu Harlem verfolgen, zu welchen jetzt in der zweiten Hälfte noch das ebenfalls hochbedeutende Schützenstück des Rathhauses zu Amsterdam hinzukommt. Nur schade, daß für diese mächtigen Bilder die Radirung nicht einen etwas größeren Maßstab wählen konnte. Um so großartiger läßt sich die breite Kraft des Meisters an den Einzelbildnissen erkennen, unter welchen das männliche Brustbild vom Jahre 1625 aus der Suermondtschen Galerie, jetzt im Berliner Museum, durch einfache Klarheit und charaktervolle Lebensfrische hervorragt. Aber kaum mag man einem einzelnen dieser Blätter solchen Vorrang zugestehen, da alle das gewaltige Lebensgefühl des Meisters mit sprühender Unmittelbarkeit zum Ausdruck bringen.

Es würde unrecht sein, in dieser kurzen Uebersicht nicht auch noch der Arbeiten eines andern tüchtigen Meisters der Radirung zu gedenken, obwohl dieselben von anderer Seite schon in diesen Blättern Erwähnung gefunden haben. Ich meine die beiden Publicationen N. Massaloffs über die Eremitage, von denen das eine zwanzig Bilder verschiedener Meister, das andere die vierzig Rembrandts dieser an Werken des großen holländischen Meisters reichsten Sammlung vorführt. Massaloff, der seine Schule in Paris bei Flameng gemacht hat, verräth dies durch die Delicatesse seiner Nadel, durch die Einfachheit der Mittel, mit welchen er gleichwohl die verschiedensten coloristischen Stimmungen und die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Meister wirkungsvoll wiederzugeben weiß. Wenn dabei die Werke eines strengeren plastischen Formgefühls, namentlich also die großen Italiener wie Lionardo und Raphael nicht zu ihrem vollen Recht kommen, so liegt dies mit bedingt in dem Wesen der Radirung, welche weit mehr coloristische Stimmungen, die Reize der Licht- und Luftwirkungen, als die der strengeren Linienführung zu schildern vermag. Ueberall dagegen, wo dies farbige Element zur Alleinherrschaft kommt, wie bei den holländischen Meistern, welche obendrein den Schwerpunkt der Petersburger Sammlung bilden, da bleibt schwerlich etwas zu wünschen übrig. Besonders zeigt sich der Künstler in der Wiedergabe Rembrandts nicht blos innig vertraut mit der Pinselführung, sondern auch

mit der Nadelführung des großen Meisters, und indem er bald zarter bald kräftiger, bald sorgfältiger, bald freier verfährt, gelingt es ihm von der Vielseitigkeit und dem magischen Reiz in den Werken seines Vorbildes eine lebendige Anschauung zu gewähren.

Gegenüber diesem Reichthum an werthvollen Radirungen kann der strengere Kupferstich begreiflicherweise an Massenhaftigkeit der Production sich nicht geltend machen. Aber es genügt auf Arbeiten wie Kellers Disputa und Sixtinische Madonna, Stangs Sposalizio, Mandels Madonna della Sedia und Madonna Panshanger, Weber's Lais corinthiaca und Amerbach hinzuweisen, um zu erkennen, daß auch die ernste, edle, klassische Kunst des Grabstichels nicht vergessen ist, sondern sich soweit es irgend die überwiegend realistische und coloristische Strömung der Zeit zuläßt, würdiger Pflege erfreut.

Die Versorgung der Wittwen und Waisen preußischer Staatsbeamten.

Von Emil Witte.

In den Zeitungen kehrt schon seit mehreren Jahren von Zeit zu Zeit das Gerücht wieder, daß die Regierung mit der Absicht umgehe, die Versorgung der Hinterbliebenen von Staatsbeamten anderweitig zu regeln. Man scheut sich nicht, die überschwänglichsten Hoffnungen in dieser Hinsicht wach zu rufen, wie denn schon von einer Rückzahlung aller bisher gezahlten Beiträge die Rede war und ganz ernsthaft in größeren Zeitungen darüber discutirt wurde, ob diese Beiträge mit oder ohne Zinsen zurückgezahlt werden sollten, und ob es nicht billig sei, denen, welche nun schon so lange in die bestehende Wittwenkasse gezahlt hätten, auch noch anderweitige Vergünstigungen zukommen zu lassen. So wenig begründet und in ihrer extremen Form, man kann wohl sagen, sinnlos auch diese Gerüchte waren, so haben sie doch stets bewirkt, daß die Bestrebungen derer, welche eine Verbesserung der bestehenden Zustände auf die eine oder die andere Weise zu erreichen suchten, gelähmt wurden. Denn es ist nur zu natürlich, daß der eigene Eifer erkaltet, sobald Hülfe von außen zu erwarten ist.

Die Thronrede, mit welcher der diesjährige Landtag eröffnet ist, zeigt nun, daß man in Regierungskreisen in der That einstweilen nicht an eine Veränderung der preußischen Wittwenkasse denkt. Dagegen hat der Pommersche Lehrerverein, nachdem er im vorigen Jahre seitens des Ministeriums in dieser Angelegenheit abschlägig beschieden worden ist, sich in diesen Tagen mit einer hierauf bezüglichen Petition, der sich auch noch andere Beamtenkreise anschließen

dürften, an das Abgeordnetenhaus gewandt. Da also die „Kgl. Preußische Allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt“ in der nächsten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße in Anspruch nehmen dürfte, mag es gestattet sein, hier noch einmal auf dieselbe zurückzukommen.

Ich habe mich wiederholentlich zu zeigen bemüht, daß dieses Institut in seiner gegenwärtigen Einrichtung nicht mehr dem Zwecke entspricht, welcher seinem Königlichen Stifter*) vorschwebte, indem dasselbe eines Theils während seines Bestehens wesentliche Verschlechterungen erfahren hat, anderen Theils inzwischen andere Anstalten mit vollkommeneren Einrichtungen entstanden sind, an deren Benutzung die Staatsbeamten durch den Beitrittszwang zu der staatlichen Wittwenkasse wenigstens indirect gehindert werden. Es kann nicht meine Absicht sein, auf die zu Tage liegenden Schäden dieser Anstalt hier nochmals hinzuweisen. Ich will nur zu erörtern versuchen, ob aus wirthschaftlichen Gründen eine Reform dieses veralteten Instituts oder eine Aufhebung desselben vorzuziehen sei.

Der Staat muß, um eine hinlängliche Anzahl von Beamten einer gewissen Qualification zu haben, diesen ein gewisses Minimum an Besoldung gewähren. Geht er unter dieses Minimum herunter, so wird sich für die offen werdenden Stellen sehr bald nicht mehr die nöthige Anzahl von ausreichend qualificirten Bewerbern finden, und es bleibt ihm dann nichts anderes übrig, als entweder sich mit Beamten von geringerer Qualification zu begnügen, oder die Gehälter zu erhöhen.**) Das Einkommen der Beamten besteht nun aber keineswegs ausschließlich aus dem Gelde, welches ihm vierteljährlich ausgezahlt wird, sondern auch noch aus gewissen anderen pecuniären Vergünstigungen, welche sich unter Umständen allerdings schwer in Geld abschätzen lassen. Dahin zählt bei uns in erster Linie die Pensionsberechtigung, und da die Wirkung dieser Berechtigung analog ist der einer Wittwen- und Waisenkasse, so will ich an diesem Beispiele die Vortheile und Nachtheil einer derartigen „Vergünstigung“ nachzuweisen suchen.

Dadurch daß der Beamte die Aussicht hat, falls er nach einer gewissen Dienstzeit erwerbsunfähig wird, vom Staate versorgt zu werden, spart der letztere an Gestalt bei den activen Beamten. Es giebt bekanntlich Kassen, in welche die Theilnehmer alljährlich eine gewisse Summe einzahlen, um im Falle eintretender Arbeitsunfähigkeit aus denselben versorgt zu werden. Die Beiträge, welche derartige Kassen fordern müssen, sind aus Gründen, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, sehr erheblich, und ich will beispielsweise einmal annehmen, daß A an eine derartige Kasse 100 Mark zu zahlen hätte,

---

*) Dasselbe ist 1775 von Friedrich d. Gr. gegründet.

**) Man vergleiche „Für Haus und Herd“ in Nr. 3. d. J.

während B als Staatsbeamter diese Ausgabe erspart, so ist klar, daß A bei 3100 Mark Einkommen pecuniär erst eben so stehen würde, wie B bei 3000 Mark. Diese 100 Mark erspart B oder vielmehr der Staat an dem Gehalte des B. Noch klarer war dieses Verhältniß, so lange die Beamten den jährlichen Pensionsbeitrag wirklich zu zahlen hatten. Hätte damals B 3100 Mark jährlich an Gehalt bezogen und 100 Mark als Pensionsbeitrag abgeben müssen, so hätte er nur gerade so gut gestanden, wie bei 3000 Mark ohne Pensionsabzug. Hatte dann der Staat die Absicht, die Stelle des B um 100 Mark jährlich zu verbessern, so war es ganz gleichgültig, ob er dem B die Pensionsberechtigung zusicherte, ohne daß derselbe fernerhin den Beitrag von 100 Mark zu zahlen hatte, oder ob er sein Gehalt auf 3100 Mark erhöhte. Hiernach käme es also für den Staat auf dasselbe hinaus, ob er das ganze Gehalt direct oder einen Theil desselben indirect, z. B. in Gestalt einer später zu beziehenden Pension zahlt. Trotzdem aber hat der Staat aus der Einrichtung einer eigenen Beamtenpensionskasse mehrfache Vortheile.

Erstens würden, wenn die Beamten nicht zum Eintritt in eine derartige Kasse gezwungen wären, viele derselben nicht beitreten. Sie würden das ganze Gehalt, welches sie nunmehr direct beziehen, verbrauchen und im späteren Alter von Unterstützungen leben müssen, mithin dem Staate zur Last fallen. Sollte Jemand dies bezweifeln, so verweise ich ihn auf die Thatsache, daß trotz der Verpflichtung jedes verheiratheten Beamten, seine Frau in die Wittwenkasse einzukaufen, doch sehr viele dies zu thun unterlassen, und daß es nicht wenige Beamtenwittwen giebt, welche theilweise oder ganz von Almosen*) leben. Gerade daß diese wirthschaftlich weniger gewissenhaften Beamten, indem ihnen ein Theil ihrer Dienste indirect, wie ich es oben nannte, vergütet wird, zum Sparen angehalten werden, ist einer der wesentlichsten Vorzüge derartiger Kassen.

Der zweite Vortheil, den der Staat von einer solchen Einrichtung hat, ist der, daß er seine Beamten billiger bekommt, als ohne dieselbe. Vorausgesetzt, daß nach statistischen Ermittelungen, wie sich diese ja durchführen lassen, eine jährlich bis zum Augenblicke der Pensionirung zu zahlende Rente von 100 Mark denselben Geldwerth hätte, wie die später zu gewährende Pension, so muß doch diese Pensionsberechtigung höher als eine Rente von 100 Mark angerechnet werden. Denn wollten die Beamten, statt daß ihnen der Staat diese Berechtigung gewährte, sich dieselbe in einer Altersversorgungskasse, die ja an ihnen ein Geschäft machen will, erkaufen, so müßten sie unzweifelhaft dort für eine Pension, die den reellen Werth einer Rente von

*) Auch die vom Staate gewährte Unterstützung, welche nicht auf einem wohl erworbenen Rechte beruht, nenne ich Almosen.

100 Mark hat, eine Rente von 120, ja von 150 bis 200 Mark zahlen, und hätten doch hinsichtlich ihrer Pensionirung nicht dieselbe Sicherheit, wie beim Staate. Wenn also, um zu unserm obigen Beispiele zurückzukehren, B 3000 Mark baares Gehalt und außerdem unter gewissen Bedingungen Pensionsberechtigung hat, die dem Staate durchschnittlich nur 100 Mark auf jeden derartigen Beamten kostet, so wird er sich den Werth dieser Berechtigung vielleicht auf 200 Mark rechnen und sein Einkommen eben so hoch schätzen, wie das des A, wenn dieser 3200 Mark hat. Daß diese Rechnung nicht auf Phantasie beruht, sondern von den Betheiligten in der That angestellt wird, kann man an vielen Beispielen sehen. Größere Communen, Großgrundbesitzer, ja sogar Actiengesellschaften, welche eine größere Zahl von Beamten beschäftigen, und welche bei der Steigerung des Preises der Arbeit mit dem Heraufgehen der Löhne in anderen Berufszweigen nicht gleichen Schritt halten konnten, oder wollten, haben, um an Besoldung zu sparen, Pensionskassen, meist verbunden mit Wittwen- und Waisenkassen gegründet und haben durch diese ihren Zweck erreicht. Wenn man einen Beamten, der jährlich 100 Mark in eine solche Kasse zahlt, frägt, wie hoch er sich den ihm hieraus erwachsenden Vortheil anrechne, so wird man, vorausgesetzt natürlich, daß die Einrichtung der Kasse gut ist, wohl stets eine höhere, oft eine sehr erheblich höhere Summe nennen hören. Ja es giebt Fälle, in denen sich die Ersparniß, die der Lohnherr allein durch die Einrichtung einer solchen Kasse hat, ohne selbst in dieselbe zu zahlen, nachrechnen läßt. Ich will übrigens die humanen Absichten, welche wenigstens in einzelnen Fällen den ersten Beweggrund zur Einrichtung einer derartigen Kasse gebildet haben, keineswegs verkennen. Daß diese Humanität sich nebenbei in gutem, baarem Gelde verzinst, ist eine erfreuliche Erscheinung, die sich auch umgekehrt wohl bei allen ökonomisch richtigen Einrichtungen wieder findet. Denn wohl in der Mehrzahl der Fälle ist es eine vollkommen zutreffende Speculation gewesen, welche zur Einrichtung dieser Kassen geführt hat.

Außer der Geldersparniß für den, der die Besoldung zu zahlen hat, und dem gleichzeitigen größeren Wohlbefinden des Beamten, der seine Zukunft gesichert weiß, gewährt eine Pensionskasse, besonders wenn sie mit einer Wittwen- und Waisenkasse verbunden ist, auch noch den Vortheil, daß sie den Beamten mit einem neuen außerordentlich starken Bande in seiner Stellung festhält. Wer ein auskömmliches Gehalt bezieht und durch eine gut eingerichtete Kasse seine und der Seinigen Zukunft gesichert weiß, wird selbst durch eine sehr erhebliche pecuniäre Verbesserung nicht leicht bewogen werden können, eine andere Stellung anzunehmen. Nicht die untüchtigsten besonders unter den Juristen und Technikern sind es, welche den Staatsdienst verlassen, um anderweitig ein Einkommen zu beziehen, welches ihnen ermöglicht, für die Zukunft

ihrer Familie zu sorgen. Und wenn gleich für Manche die Annehmlichkeit einer höheren Einnahme das Maßgebende für diesen Schritt sein mag, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß vielleicht die Mehrzahl durch die Sorge für die Ihrigen zu demselben gedrängt worden ist.

In diesem Falle tritt zugleich die Schattenseite derartiger Anstalten recht klar hervor. Dem Beamten kann dieses Band, welches ihn an seine Stellung fesselt, lästig werden. Er kann in die Lage kommen, eine bessere Stelle ausschlagen zu müssen, wenn er nicht die Zukunft seiner Familie gefährden will. So giebt es in Preußen Gymnasien, welche in dieser Hinsicht so vorzügliche Einrichtungen haben, daß ein Lehrer, welcher z. B. 3000 Mark Einkommen hat, sich dieses eben so hoch anrechnen muß, als ob er an einer anderen Schule 3500 oder 4000 Mark hätte. Hier hat er sich also durch seine eigenen Beiträge eine Fessel geschaffen, und das Patronat hat es in seiner Hand, ihm jährlich 500 bis 1000 Mark weniger zu zahlen, als er an einem andern Orte bekommen könnte.

Für den einzelnen Beamten ist es hiernach jedenfalls am vortheilhaftesten, wenn er sein ganzes Gehalt direct bezieht. Der Staat muß in diesem Falle, um die für seinen Dienst nöthigen Kräfte zu gewinnen, mehr aufwenden, als wenn er einen Theil dieses Gehaltes indirect, wie es oben genannt wurde, zahlt. Diesen Ueberschuß kann der Einzelne verwenden, je nachdem es ihm seine persönlichen Verhältnisse wünschenswerth erscheinen lassen, und ist pecuniär nicht an den Staat gebunden, wenn ihm eine vortheilhaftere Stellung angeboten wird. Dagegen hat der Staat von einer gut eingerichteten Wittwen- und Waisenkasse, mag nun diese direct von ihm selbst oder durch Beiträge der Beamten unterhalten werden, sehr erhebliche Vortheile, indem er an Gehalt spart, die Beamten stärker an sich fesselt und, was vielleicht das Wesentlichste ist, dem Uebelstande vorbeugt, daß die Hinterbliebenen derselben zu Almosenempfängern herabgewürdigt werden. Besonders der letzte Zweck kann freilich nur durch Beitrittszwang erreicht werden, der ja sicher ein Uebel ist. Aber dieses besteht auch bei der gegenwärtigen Einrichtung. Und dann ist es doch sicher ein sehr geringes Uebel, einen Schritt thun zu müssen, den der gewissenhafte Familienvater, wenn er nicht reich ist, meist auch ohne directe Nöthigung thun würde, und der von dem Wohlhabenden durchaus kein Opfer verlangt.

Hiernach dürfte, da das Interesse des Staates zugleich das des Beamten ist und umgekehrt, es kaum möglich sein, mit Sicherheit zu entscheiden, ob eine Aufhebung der bestehenden Wittwenkasse oder eine rationelle Umgestaltung derselben ökonomisch richtiger sei. Soll aber ein morsches und ungesundes Gebäude darum stehen bleiben, weil es eben so vortheilhaft ist, ein anderes zu beziehen, wie ein neues zu bauen? Und überdies lassen sich im vorliegenden

Falle die Vortheile, die der eine Entschluß gewähren würde, bis zu einem gewissen Grade mit denen des andern vereinigen. Bei Aufhebung der staatlichen Wittwenkasse*) würde es wahrscheinlich genügen, die Staatszuschüsse, aus denen gegenwärtig Beamtenwittwen und Waisen unterstützt werden, zurückzuziehen, um fast alle mittellosen Beamten zum Eintritt in eine Lebensversicherung zu bewegen. Nur sehr wenige dürften so gewissenlos sein, diesen Schritt zu unterlassen, wenn sie nicht mehr an dem Staate einen Rückhalt für ihren Leichtsinn haben. Uebel würden dann nur die daran sein, welche, was ja auch bei ganz gesunden Leuten vorkommt, von einer solchen Gesellschaft zurückgewiesen werden. Für diesen Fall könnten die bestehenden Stiftungen aushelfen. Umgekehrt könnte in dem Statut der staatlichen Wittwenkasse sehr wohl die Bestimmung aufgenommen werden, daß es dem Beamten gestattet sei, auch bei seinem etwaigen Austritte aus dem Staatsdienste gegen Zahlung eines angemessenen Beitrages sich seine Rechte an dieselbe zu wahren. Eine Kasse mit dieser Bestimmung würde freilich die Beamten wenigstens pecuniär nicht binden und wäre daher nicht geeignet, sie in ihrem Gehalte zu drücken. Aber sie scheint mir des Staates durchaus würdig zu sein und wäre doch zugleich noch, wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, für ihn hinsichtlich des Geldpunktes vortheilhaft.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Die Schulfrage. — Mißverständniß und Trägheit, hat Goethe gesagt, machen mehr Irrungen in der Welt als List und Bosheit. Solch ein Mißverständniß waltet vor zwischen Deutschland und den elsässischen Liberalen in den Schulverhältnissen; und um dieses Mißverständniß zu heben, möchte ich Sie ergebenst bitten, mir das Wort zu gestatten. Das Unglück in dieser Schulangelegenheit ist eben für das Elsaß die unselige klericale Deputation, welche im Reichstag sich ganz besonders mit dieser Frage befaßt und den Liberalen den Boden unter den Füßen wegzieht. Diese nämlich sind mit gewissen Bestimmungen der neuen Gesetze und auch mit deren Handhabung unzufrieden, aber niemals werden sie klagen über die Einführung des obligatorischen Unterrichts, welchen sie ja selbst, unter französischer Herrschaft, herbeizuführen suchten; niemals werden sie klagen, daß die Schulen den Brüdern und Schwestern entzogen und in die Hände der Laien gelegt werden; niemals werden sie klagen über die intensivere Art

---

*) Selbstverständlich können einmal erworbene Ansprüche nicht verletzt werden.

und Weise den Unterricht zu führen und die öffentliche Bildung zu fördern. Auch darf man in Deutschland nicht glauben, die Unzufriedenheit wegen der französischen Sprache fuße speciell in einem chauvinistischen Gefühle und in politischen Hinübersehnen nach Frankreich; daß in den spezifisch sogenannten chauvinistischen Kreisen, dieses Gefühl alle, und folglich auch die Schulangelegenheiten, beherrscht, ist zwar richtig, aber diese Unzufriedenheit in Schulangelegenheiten erstreckt sich eben nicht nur auf jene Kreise, sondern auf alle, und auch auf solche Kreise, welche die Sachlage annehmen, sich als deutsche Bürger geriren und auf dem Boden des deutschen Reiches fortarbeiten wollen. Gar wenig und unbedeutend sind diejenigen unter den Alt-Elsässern, welche, mit der Verwaltung Hand in Hand gehend, die Schulreformen unbedingt als glückliche und als dem Lande Nutzen bringende betrachten. Ich will nun versuchen Ihren Lesern die Ansicht eben jener gemäßigten elsässischen Männer auseinanderzulegen, welche, wie oben gesagt, weder gegen den Friedensvertrag agitiren, noch zur klericalen Partei gehören, sondern ihren ehemaligen liberalen Principien gemäß auf dem neugeschaffenen, wenn auch zunächst unerwünschten Boden ehrlich fortarbeiten, und in Deutschland erstreben, was sie bisher in Frankreich erstrebten. Diese Männer sehen nun, daß unsere Schulgesetzgebung eine ungenügende ist, daß die berüchtigten alten französischen Gesetze von 1850 in den meisten ihrer Artikel noch formell bestehen, aber nicht ausgeführt werden, daß es also keine eigentliche gesetzliche Basis giebt, und Niemand recht bestimmen kann, was Gesetz ist oder nicht. Ist es doch vorgekommen, daß die Verwaltung selbst öfters mit diesem Zwittersystem in die Klemme gerieth und noch geräth! Das Erste, wonach man sich sehnt, wäre also eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse, auf daß die Schulräthe, welche heute die Alleinherrscher sind auf diesem Gebiete, und welche diese Herrschaft mit Willkür und Strammheit handhaben, durch ein richtiges, klares, festes Gesetzeswort gebunden wären, und daß die Bevölkerung auch neben ihren Pflichten ihre Rechte, der Verwaltung gegenüber, verbrieft vor sich liegen hätte. In diese Gesetzgebung wünscht man nun solche Bestimmungen aufgenommen zu sehen, welche der Bevölkerung auch erlaubten, durch Delegirte ein berathendes Wort mitzureden, in Sachen, die doch unsere eigenen Kinder so direct angehen. Da stehen uns nun die klericalen Abgeordneten wieder im Wege: diese begehren, daß Deutschland uns das ehemalige, klericale, französische Gesetz von 1850 wiedergäbe, welches solche Delegationen aufgerichtet. Von jenem Gesetze aber wollen die Liberalen nichts wissen; ein Glück wäre es für das Land, wenn es ganz verschwände; nur stehen selbst in jenem Gesetze etliche Artikel, die, auf liberalem Wege verwirklicht, eben diesen Kreisen schon von lange her recht einleuchten: also diese Schuldelegirten, Cantonalcommissionen u. s. w., aber nicht wie früher zusammengesetzt und auch nicht unter der Führung des

Herrn Pfarrers, sondern auf eine andere, durch das Gesetz zu bestimmende, Art organisirt. Heute hat die Bevölkerung gar kein Aufsichtsrecht oder nur Einsichtsrecht in die Schulen; darüber klagen diese Männer — nicht aber wie die Abgeordneten, daß die Pfarrer dieses Recht nicht mehr besitzen. Die Pfarrer mögen aus der Schule bleiben, und in ihre Kirchen gehen; das wird uns Allen recht sein; aber daß den Vätern der Kinder auch die Schule verschlossen ist, das empfinden wir schmerzlich. Hätte die Bevölkerung ein Recht in dieser Angelegenheit mitzureden, so könnte manches Mißverhältniß gehoben werden.

Ein anderes nun! Die liberalen Elsässer sind allesammt dem Brüder- und Schwesternunterricht wenig hold, und wenn die Verwaltung uns angekündigt hätte, daß man die Schulen in Laienhände übergeben werde, sobald die neuen Lehrer und Lehrerinnen bereit sein würden, so hätte Niemand geklagt. Wie geht es aber jetzt? Die Schulbrüder und Schulschwestern werden entfernt, — aber die neuen Lehrer und Lehrerinnen sind nicht da. Es ist großer Lehrermangel. Da bleiben die Schulen unbesetzt; oder es werden mehrere zusammengezogen; oder man behilft sich, wie es eben geht, und die neuen Lehrer sind ihrer Arbeit nicht gewachsen. Dadurch entsteht großes Mißvergnügen in allen Kreisen. Um eine Schule zu besetzen, nimmt man den Lehrer oder die Lehrerin einer anderen weg, wie es letzthin noch in Colmar und Mülhausen geschah. Die Kinder selbst lernen dabei wenig, was ganz natürlich ist; und die Eltern klagen, was auch wieder natürlich ist!

Was nun das Französische*) anbelangt, so irrt man, wenn man glaubt, wir Elsässer stellten an das deutsche Reich die Forderung, in den Dorf- wie in den Stadtschulen den Unterricht in französischer Sprache zu halten; wir begreifen recht wohl, daß die Unterrichtssprache, auf dem Lande besonders, die deutsche sein muß, und fügen uns in die neuen Verhältnisse; auch was die Stadtschulen betrifft, ist es natürlich, daß die deutsche Sprache je mehr und mehr die Unterrichtssprache sein wird, aber warum kann man da nicht einige Rücksicht üben auf die vergangenen Verhältnisse? Und warum wäre es nicht möglich, die Kinder, besonders in den Secundärschulen, in den beiden Sprachen zu unterrichten? Früher haben wir Alle das Deutsche mit dem Französischen erlernt; das letztere wurde uns mundgerechter, aber das erstere wurde uns nie fremd; Schreiber dieser Zeilen kann selbst Zeugniß davon ablegen. Nun, wäre es denn nicht möglich, dieses Verhältniß so zu gestalten, daß unsere Kinder einst sagen könnten, das Deutsche sei ihnen mundgerechter, aber das

---

*) Da dieser Passus eine im Elsaß vielverbreitete Ansicht wiedergiebt, so wollen wir unseren geehrten Correspondenten nicht unterbrechen, obwohl wir natürlich ganz entgegengesetzter Meinung sind. D. Rd.

Französische sei ihnen nie fremd geworden? Zwei Sprachen sind doch besser als nur eine; es liegt da ein doppeltes Arbeitscapital, das man verwerthen kann. Die eingewanderten deutschen Familien wenden sich oft an einheimische Institutionen und begehren von ihnen, daß sie ihren Kindern einen tüchtigen französischen Unterricht geben; die Programme verbieten es aber, und diese Kinder müssen in die Schweiz oder auch nach Baden geschickt werden. Ist das nun nicht unnatürlich? Wir sind doch Grenzland; warum dürfen wir nicht den Reichthum beider Sprachen benutzen? Ich komme nochmals darauf zurück, daß es sich in dieser Angelegenheit nicht um Politik, sondern um Unterricht handelt. Man nehme nur an, daß die Kinder in den Städten die französische Sprache in den Anfangsgründen besitzen, daß es also ein Leichtes wäre, ihnen dieses Capital zu sichern, und noch dazu das Capital der deutschen Sprache in vollstem Maße hinbeizufügen. Ich setze noch hinzu, daß die Schulverwaltung selbst politisch viel weiser gehandelt hätte, wenn sie anders vorgeschritten wäre, denn mit dieser Angelegenheit der französischen Sprache werden die Leute in Mißmuth erhalten; jeder Tag bringt ihnen einen neuen Nadelstich bei, wo es sich doch darum handelte, die Gemüther zu besänftigen.

Wie Sie wohl aus all diesem ersehen können, finden wir, daß die Schulverwaltung eben mit zu großer Rücksichtslosigkeit vorgegangen ist und gegen das Interesse Deutschlands selbst arbeitet. Unsere Schulen waren ganz andere, als diejenigen des übrigen Frankreichs, wie es ja auch anfangs die Schulmänner anerkannt haben. Wir hatten eine Basis, die man beibehalten und auf welcher man einen Neubau unternehmen konnte. Aber die Basis, die Fundamente selbst, wurden weggeschafft, und die neuen Grundlagen sind eben nicht mit der richtigen Consequenz gelegt worden, weil das Material dazu fehlt. Hat man aber solches Material nicht bei der Hand, so ist es doch besser, man wartet ab, sonst könnte es geschehen, daß gar kein Haus aufgerichtet wird, sondern nur morsche Eintagshütten. Deutschland muß nur nicht unsere Schulverhältnisse mit denen des übrigen Reiches vergleichen; diese sind ungleich besser bestellt. Der Reichstag könnte Gutes wirken, wenn er beschließen wollte, daß eine Commission von deutschen und alt-elsässischen Schulmännern diese Verhältnisse einer Durchsicht unterbreite.

Ein Alt-Elsässer.

Aus Wien. Der Eisenbahnproceß. — Seit Wochen machen wir über Eisenbahnbau und Eisenbahnverwaltung so eingehende Studien, als ob wir alle unter die Ingenieure oder unter die — Gründer gehen möchten. Die Schwellen, ihre beste Form und ihre wahrscheinliche Dauer, die Rutschungen, die Durchlässe, die Durchschnittsziffern der Unglücksfälle und Verkehrsstörungen auf europäischen Bahnen beschränken in Morgen- und Abend-

blättern die cis- und transleithanische, wie die cis- und transatlantische Politik, ja sogar „Theater, Kunst und Vermischtes“ auf ein äußerst geringes Gebiet, und so wird es noch Wochen lang fortgehen. Ob die Belehrungen, welche wir aus dem Ofenheimschen Processe schöpfen, praktische Consequenzen haben werden, ob sich ein Eisenbahnsport entwickeln und die Landschaft künftig auch durch Sonntagsingenieure belebt werden wird, welche Ausflüge unternehmen, um die Festigkeit der Dämme zu prüfen und auf angefaulte Schwellen zu fahnden, das ist abzuwarten. Nach einer Richtung aber läßt sich der praktische Gewinn schon jetzt nicht verkennen: die besondere Eisenbahnmoral hat er zur öffentlichen Anerkennung gebracht.

Den Ausgang des Processes kann natürlich heute noch Niemand voraussagen. So lange die Lemberg-Czernowitzer Bahn existirt, hat man unablässig über deren liederlichen Bau und nachlässigen Betrieb geklagt. Wir entsinnen uns recht gut, daß ein freundlich gehaltener Bericht in einem officiellen Blatte über diese Bahn kurz nach Eröffnung derselben einen geharnischten Protest mit greifbaren Anspielungen auf die Motive des Berichterstatters zur Folge hatte. Wir erinnern uns der häufigen Andeutungen, daß in dem Handelsministerium das gravirendste Material aufgehäuft liege, man sich aber scheue, gegen einen so einflußreichen, so vielfältige Protection genießenden Mann wie den Generaldirector Ofenheim von Ponteuxin vorzugehen. Man glaubte auch noch nicht an den Ernst des Ministers Banhans, als dieser eine drohende Sprache annahm, Ofenheim selbst forderte durch seine übermüthige Antwort den Minister förmlich heraus. Als dann aber bekannt wurde, Ofenheim stehe unter der Anklage des Betruges, er solle sich auf Kosten der Actionäre bereichert haben, da — dies läßt sich mit aller Ruhe behaupten — zweifelte Niemand an der mehr als ausreichenden Begründung der Anklage. Die Beschwerden in den öffentlichen Blättern lebten in Aller Gedächtniß und man wußte, daß Ofenheim in kurzer Zeit mehrfacher Millionär geworden war. Anstoß wurde an diesem Factum wohl kaum genommen; die Einen bewunderten oder beneideten den Mann, die Anderen meinten achselzuckend, so mache es Jeder, dem die Gelegenheit sich biete; aber daß es dabei ganz mit rechten Dingen zugegangen sei, hätte Niemand behauptet. Zu allgemeiner Verwunderung scheinen nun aber die Anschuldigungen wegen des schlechten Baues oder wenigstens der betrügerischen Absicht dabei nicht bewiesen werden zu können. Es scheint, daß Mancher in der Voruntersuchung Dinge deponirt hat, welche er selbst nur vom Hörensagen hatte, daß Dieser oder Jener Vermuthungen als Thatsachen hinstellte. Das führt in der Schlußverhandlung zu Selbstberichtigungen und Widerrufen, welche der Angeklagte und dessen Vertheidiger in der gewandtesten Weise ausnutzen. Und bleibt ein Zeuge bei seinen belastenden Aussagen, so erklärt Herr von Ofenheim vornehm, der Zeuge stehe auf einer zu niedrigen Bildungs-

stufe, als daß er sich mit demselben in eine Erörterung einlassen könne oder er läßt verächtlich durchblicken, der Zeuge sei ein von dem Handelsminister beeinflußter Lügner.

Ofenheims Art sich zu vertheidigen ist überhaupt originell. Zu Anfang gab er dem Präsidenten und dem Staatsanwalte gegenüber dem Satze, daß Jeder von Seinesgleichen gerichtet werden solle, eine Ausdehnung, welche von Angeklagten aller Kategorien mit Dank recipirt werden dürfte. Darüber könne nur ein Fachmann urtheilen, war sein drittes Wort. Ohne Zweifel würde eine mit lauter Gründern besetzte Richterbank den Fall viel fachmäßiger behandeln, und wir erleben vielleicht noch, daß ein Raubmörder dem Staatsanwalt vorhält, derselbe habe ja noch nie einen Menschen umgebracht, könne daher über die Sache garnicht mitreden! Gelegentlich ist der Angeklagte auch der warme Patriot, welcher bei seinen Unternehmungen nur den Zweck gehabt hat, den Einfluß Oesterreichs im Oriente zu befestigen, und den ein solcher Undank schwer kränken muß. Gegen den Handelsminister erfüllt ihn der grimmigste Haß, nur mit der größten Energie kann der Präsident ihn abhalten, dem Minister die Verbrechen Schuld zu geben, deren er selbst geziehen wird. Und zuletzt heißt es immer: was die Anklage Betrug nennt, ist allgemein üblich.

Möglicherweise schließen sich die Geschworen dieser Auffassung an. Der Anhang Ofenheims rechnet mit Sicherheit darauf und trägt deshalb den Kopf schon wieder hoch. Dieser Anhang ist nicht gering. Die ganze Gründerzunft sah in diesem Einen sich selbst vor Gericht gestellt und Jeder fragte sich im Stillen, wie lange denn er noch sicher sei vor der brutalen Justiz. Mit Ofenheim hoffen auch sie freigesprochen zu werden. Das ist allerdings ein kleiner Irrthum. Gerade wenn dieser Eine nicht zum Sündenbock der Kaste gemacht werden soll, steht ja die Kaste selbst gebrandmarkt da. Einige Blätter haben wohl die Stirn, für das hochverdiente und hochverdienende Gründerthum Execution von den Gesetzen der spießbürgerlichen Moral zu fordern, oder doch Indemnität, wie sie in gewissen Fällen dem Staatsmanne gewährt wird. Aber das Gewissen des Volkes werden sie damit hoffentlich nicht bethören. Die leichtherzige Wirthschaft mit dem Gelde der Actionäre und der Steuerzahler überhaupt, welche ja doch die Staatssubvention aufbringen müssen, die wohlfeile Großmuth, mit welcher Directoren, Verwaltungsräthe, Bauunternehmer einander Geschenke votiren aus dem Vermögen der Gesellschaft, die intime Freundschaft all der Ehrenmänner — welches Prädicat sie sich gegenseitig aufs bereitwilligste zugestehen: das hat durch den Proceß bereits seine entsprechende Beleuchtung erhalten, und wer nicht „Fachmann" ist, braucht über diese Verhältnisse nicht erst auf das Urtheil der Geschworenen zu warten. Oder bedarf der Lakonismus der Anklage noch eines Commentars, wenn sie

berichtet, aus einem Fonds von dunkler Herkunft seien Douceurs zu 100,000 fl. an Verwaltungsräthe ausgezahlt worden, „Fürst Sapieha, Dr. Giskra, damals Minister des Innern u. s. w.“? Ist es nicht prächtig, wenn ein großes Capital an den — jetzt verstorbenen — Bauunternehmer, man weiß nicht recht wofür, gezahlt worden sein soll, sich aber zufällig keine Quittung desselben findet, oder wenn Lieferanten dem Generaldirector eine Provision anbieten, dieser sie „für die Gesellschaft“ annimmt, und der Verwaltungsrath sie wieder ihm dedicirt? „Aber dergleichen thun ja alle!“

Für den Standpunkt der gewissen Geschäftskreise ist es auch bezeichnend, daß der Proceß als ein Duell zwischen Ofenheim und dem Handelsminister aufgefaßt und die gehoffte Freisprechung des Ersteren als eine Niederlage des Letzteren bezeichnet wird. Als ob das Einschreiten des Ministers nicht schon jetzt völlig gerechtfertigt wäre, als ob es nicht für ihn zeugte, daß er nicht, wie seine Vorgänger, davor zurückschrak in das Wespennest zu greifen!

In einer Beziehung kann freilich der Wahrspruch der Geschworenen von großer Bedeutung werden. Daß Ofenheim ein ungewöhnlich begabter, unterrichteter, umsichtiger, energischer Mann ist, hat er in seiner Vertheidigung dargethan. Schon kann man allerorten hören: wie schade, daß dieser Mann in so bedenkliche Händel verwickelt ist, er wäre ja gemacht zum Handels- oder Finanzminister. Für Andere sind die Händel wie gesagt durchaus nicht bedenklich, sie wissen ihrer Bewunderung für den Angeklagten gar nicht laut und warm genug Ausdruck zu geben. (Ein Witzblatt läßt zwei Juden sich sich über den Proceß unterhalten: „Was sagste? Ä eiserner Kopp“ — Bezeichnung für die höchste Capacität — und der Andere: „Ja, besonders die Stirn!“) Diese Leute würden es nur in der Ordnung finden, wenn Ofenheim direct von der Anklagebank in ein Ministerfauteuil geleitet würde. Und wer weiß denn, was geschieht, falls die Geschworenen in seinem Thun keinen Verstoß gegen das geschriebene Gesetz finden! Bei uns soll man nichts für unmöglich halten. Ist doch Graf Melchior Lonyay, der feierlich zu den Todten Geworfene, heute schon wieder persona grata, wird bei Ministercombinationen für Ungarn mit in Rechnung gezogen!

Ein politisch Todter ist durch den Proceß wenigstens wieder in Erinnerung gebracht worden, Herr Schindler. Bei den Acten findet sich ein allerliebster Brief desselben an seinen Dutzfreund Victor, nämlich Ofenheim. In einem Tone, welcher an Heines Wort vom groben Bettler Vater Jahn mahnt, beklagt er sich, daß man ihm eine Verwaltungsrathsstelle verheißen, ihn aber mit einer Hand voll Prioritäten abgespeist habe. Den Bettel will er natürlich behalten, aber den einträglichen Posten dafür nicht einbüßen. Der Gerichtshof lehnte seine Vernehmung ab, da der Brief deutlich genug spreche. Schindler war damals Abgeordneter und vorzugsweise thätig in Fragen der Concessionirung

und Subventionirung von Bahnen! Der Herr wird sich auf seinem herrlichen Schlosse bei Salzburg über diese kleine Enthüllung wenig grämen, höchstens ist seine Wiederwahl zum Gesetzgeber, auf welche er noch keineswegs verzichtet zu haben scheint, neuerdings etwas verzögert worden durch Ofenheims Unbesonnenheit, dergleichen vertrauliche Ergüsse aufzuheben.

Aus Belgrad. Montenegrinische und bosnische Fragen. Die Deutschen. — Unsere Aufmerksamkeit wird ganz von den Angelegenheiten in Anspruch genommen, welche sich in Bosnien und Montenegro abspielen. Die Untersuchungscommission in der Podgorizza-Affaire löste sich auf, weil die türkischen Mitglieder zu parteiisch vorgingen, und den Angeklagten zuredeten, sie möchten sich nur aufs Leugnen verlegen. Das Zeugniß von Christen wurde nicht angenommen, und es war vollkommen klar, daß die Türken die Angelegenheit darum in die Länge zogen, um den Angeklagten entweder ein Entweichen oder eine Bestechung der Zeugen zu ermöglichen. Montenegro aber verlangte schnellere Justiz; es verlangte, getreu den Gesetzen der Blutrache, die Verhängung von Todesurtheilen über die Veranstalter des Gemetzels von Podgorizza. Da aber nichts dergleichen geschah, verließen die montenegrinischen Mitglieder der Untersuchungscommission, Stanko Radonitsch und Mascha Vrbitsch, den Saal und Skutari und kehrten nach Cetinje zurück. Eine beispiellose Aufregung bemächtigte sich nun der Crnagorzen. Der Fürst und der Senat hatte Mühe, die Bevölkerung soweit zu beruhigen, daß nicht sogleich in das benachbarte Gebiet eingefallen und die Revanche selbst geholt wurde. Der Conflict hat sich übrigens so zugespitzt, daß man jeden Augenblick den Ausbruch der Feindseligkeiten erwarten kann. Die Forderung des Großveziers, der Fürst von Montenegro möge diejenigen seines Volkes, welche auch mit Schuld an dem Blutbade von Podgorizza trügen, an die türkischen Gerichte zur Aburtheilung ausliefern, erregte in Cetinje einen solchen Sturm des Unwillens, daß es der Regierung die größte Mühe kostete, einen augenblicklichen Einfall in türkisches Gebiet zu verhindern. Am 20. d. fand eine große Landesversammlung in Cetinje statt, welcher auch die Consuln von Oesterreich, von Deutschland und von Rußland auf Anweisung ihrer Regierungen beiwohnten. Es wurde beschlossen, die im Auslande lebenden Montenegriner einzuberufen, und sofort loszuschlagen, wenn die Bemühungen der Großmächte in Constantinopel ohne Erfolg bleiben. Als Sündenbock ist Arifi Pascha, der türkische Minister des Aeußeren, durch Savfet Pascha ersetzt worden, während der eigentliche Schuldige, der Großvezier Hussein Avni Pascha seinen Posten behauptet. Die drei vereinigten Großmächte haben in Stambul aber die Forderung vollständiger Genugthuung für Crnagora und Entlassung des Veziers gestellt.

Auch in Bosnien wächst die Aufregung ständig. Die Vollbluttürken nehmen sich gegenüber den slavischen Bewohnern so viel heraus, daß man an eine gesetzliche Ordnung in Bosnien gar nicht mehr glaubt. In der Stadt Tesanj hatten die Bewohner Geld zur Erhaltung der christlichen Schule gesammelt. Der Kaimakam des Ortes confiscirte den Betrag ganz einfach und hetzte die muselmännische Bevölkerung gegen den Lehrer Petranovitsch auf, so daß derselbe sich flüchten mußte. Das interessanteste Ereigniß aber passirte in Serajevo. Der ziemlich verhaßte französische Consul ritt eines schönen Tages durch die Aschik-Mahala (die liebliche Gasse) nach Bentbascha. Ein Pöbelhaufen verfolgt den Consul, reißt ihn vom Pferde und prügelt ihn durch. Der deutsche Consul Graf Bothmer, welcher denselben Weg reitet, will seinem bedrängten Collegen zu Hilfe eilen, wird aber ebenfalls vom Pferde gerissen und beschimpft. Herbeikommendes Militär, dessen Anführer die beiden Herren kannte, zerstreut endlich den Pöbel, verhaftet eine Anzahl der Tumultuanten, und die Consuln können in ihren Konak zurückkehren. Dem österreichischen Consul Todorovitsch, welcher bei den Christenverfolgungen im Jahre 1873 die Interessen der Türken so lange verfocht, bis er vom Grafen Andrássy Gegenordre erhielt, passirte in den nächsten Tagen das gleiche Schicksal. Der Vali von Bosnien, Derwisch Pascha, begab sich sofort zu den gemißhandelten Consuln und versprach strengste Genugthuung. Unter den verhafteten Excedenten befindet sich auch ein höherer Beamter, welcher die Rolle eines Rädelsführers spielte.

Seit einiger Zeit mehren sich die Klagen über angeblichen Mädchenraub in der Herzegovina. So sollen die Töchter österreichischer Unterthanen in die Harems entführt und zum Muhamedanismus gepreßt worden sein. In einem derartigen Falle begab sich der österreichische Consul in Moztar zum türkischen Stadtcommandanten und verlangte die sofortige Herausgabe des Mädchens. Dieser verweigerte dieselbe. Der Consul zog die Flagge ein und telegraphirte an die Gesandschaft nach Stambul. Graf Zichy begab sich zum Großvezier, und dieser gab sofort nach Moztar Befehl, das Mädchen freizulassen. Da stellte sich aber heraus, daß die angeblich Gefangene sich nicht befreien lassen wollte. Ein junger Türke aus angesehener Familie hatte sich in die Christin verliebt und ihr den Vorschlag gemacht, ihm in den Harem zu folgen. Gesagt — gethan. Dort trat dieselbe zum muhamedanischen Glauben über und die romantische Entführungsgeschichte zerrann in Nichts.

Eine andere Angelegenheit beschäftigte ebenfalls die österreichischen Behörden. In Livo und Moztar hatten Prügeleien zwischen dalmatinischen und türkischen Arbeitern stattgefunden. Erstere wandten sich um Hilfe an den Consul, und als dieser eine solche verweigerte, an den Statthalter von Dalmatien, General Rod, und schließlich nach Wien. Ueberall aber wurden

sie abgewiesen. Es handelte sich eben ganz einfach um eine Schlägerei aus Brotneid, wie solche überall vorkommen.

Die Paßvorschriften wurden von der bosnischen Vilajetsregierung bedeutend verschärft, und zwar ist die wichtigste Bestimmung im neuen Paßreglement die, daß von nun an kein Ausländer und auch kein österreichisch-ungarischer Unterthan Bosnien betreten darf, außer er besitzt einen formellen Paß, welcher zum Reisen im Auslande berechtigt. Diese Bestimmung ist besonders für die Grenzbewohner empfindlich; bisher wurden von den Behörden für den laufenden Verkehr in Handels- und anderen Angelegenheiten den Bewohnern der Grenzdistrikte einfache Uebertrittscertificate ausgestellt und die türkischen Behörden waren damit stets zufrieden. Da diese Karten nur für acht Tage ausgestellt und für den Grenzverkehr von großem Vortheil waren, so werden durch das neue Reglement dem Verkehr bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Nach langen Verhandlungen mit der türkischen Regierung erreichte der österreichische Gesandte in Constantinopel, daß die Pforte den Vali von Bosnien mittelst Veziralschreiben beauftragte, an alle Mutescherifate (Kreisbehörden) die Weisung ergehen zu lassen, daß Grenzbewohner, die nach Bihatsch oder Oschtroschac auf den Markt gehen oder bei den Saveüberfuhren in Brod, Gradiska, Kobatsch, Kostajnica, Novi, Dubica, Schamac, Zupanje u. s. w. auf türkisches Gebiet übersetzen wollen, gegen genannte Certificate zuzulassen und durch acht Tage in den Grenzorten zu dulden sind. Jene Reisenden aber, welche länger in diesen Orten verbleiben oder weiter ins Innere des bosnischen Vilajets reisen wollen, müssen mit einem regelrechten Passe versehen sein, denselben bei der türkischen Polizeibehörde visiren lassen und sich eigens noch einen besonderen, unter dem Namen Jol-Teskereschy bekannten, türkischen Passagierschein verschaffen.

In Neusatz, auf der ungarischen Seite der serbischen Sprachgrenze, wurden vom Staatsanwalt Kozma in der Vereinsdruckerei, wo die „Zastava" erscheint, Broschüren von dem bekannten serbischen Agitator, dem Ex-Archimandriten Pelagitsch confiscirt. Dieselben sind an die slavischen Stämme Ungarns und der Türkei gerichtet und suchen die Serben gegen den Fürsten Milan aufzustacheln. Die sociale Republik ist das Ziel Pelagitschs. Ungarischerseits wird mit diesen Aufstachelungen die Omladina in Verbindung gebracht. Doch ist es Thatsache, daß Dr. Miletitsch und die Omladina sich von dem compromittirenden Einflusse der Umsturzpartei unter Markovitsch und Pelagitsch bisher frei gehalten haben. Zuerst müssen die slavischen Völker des Südens von der Türkei befreit werden, ehe mit anderen Umsturzideen angefangen werden kann. Zudem kann bei uns der Fürst keinen persönlichen Einfluß üben, weil das Volk und die Skupschtina dafür sorgen, daß die Freiheiten der Nation nicht beschnitten, sondern stets erweitert werden.

Die „Matica srbska", der von hervorragenden Patrioten gegründete serbisch-literarische Verein, welcher seit dem Jahre 1864 in Neusatz seinen Sitz hat, ist von Seite der Regierung nach Pest verlegt worden. Einen Grund für diese Maßregelung weiß Niemand anzugeben, da die literarische Gesellschaft sich von allen politischen Umtrieben frei erhalten und nur durch Verbreitung von Volksschriften viel Gutes gethan hat. Man macht in Pest einen Mißgriff nach dem andern, und statt die fremden Nationalitäten durch Gewährung gleicher Rechte an die magyarische Herrschaft zu gewöhnen, entfremdet man sich dieselben immer mehr. In einem meiner früheren Briefe machte ich sie schon auf den wachsenden Einfluß des deutschen Elementes im Fürstenthum Serbien aufmerksam, sowie auf den Zusammenhalt der Deutschen, Serben und Rumänen in der ehemaligen Militärgrenze und der Bojwodina. Dieser Zusammenhalt, welcher sich in unserer Nachbarstadt Semlin bei der Wahl von Svetozar Jovanovitsch zum Bürgermeister wieder manifestirte, ist den Magyaren ein Dorn im Auge. Alles Mögliche wurde schon angewendet, um Zwietracht zwischen die Nationalitäten zu säen, aber vergeblich. Die Deutschen prüfen die Verhältnisse sehr genau und lassen sich nicht leicht zu etwas hinreißen. Gerade das ernste Naturell der Deutschen hat mit der serbischen Individualität viel Aehnlichkeit, und beide Volksstämme gehen in allen Fragen in Gemeinschaft. Die ungarischen Blätter machen ihrem Groll über die Thatsache häufig Luft, und will ich Ihnen als Beispiel einen Auszug aus der Pester „Reform" mittheilen. Das magyarische Blatt schreibt: „Die deutsche Propaganda in Ungarn wird täglich kecker. Mit einem Eigendünkel, als ob nicht Preußen, sondern die Siebenbürger Sachsen, deutsche Spießbürger und schwäbische Dorfschulmeister Paris erobert und Napoleon gefangen genommen hätten, zeigt sich die unausstehliche Aufgeblasenheit. Als ob die Magyaren in Ungarn nicht Staatsbürger, sondern Zigeuner und Vagabunden wären, sprechen die Herolde der deutschen Propaganda von uns zum Auslande und unseren deutschen Mitbürgern. Den deutschen Weltstaat tragen diese hochfahrenden Propheten die Donau entlang und an den Altufern im Busen. Mit parasytischer Lebensklugheit mästen sie sich an unserem Körper und saugen unser Blut und ahnen nicht einmal, daß sie widerwärtig sind. Es war vorauszusehen, daß unter den Deutschen unseres Vaterlandes, welche seit Jahrhunderten unter allen Nationen die nützlichsten und patriotischsten Bürger des Staates waren, die Wiederherstellung der deutschen Einheit und der Sieg der deutschen Waffen nicht ohne Rückwirkung bleiben würde. Zum Glück besitzt die deutsche Bevölkerung in ihrem überwiegenden Theile so viel Vaterlandsliebe, um die Grenzen ihrer Heimat in Ehren zu halten und nicht zu Verräthern an dem Staate zu werden, in dem sie von Geschlecht zu Geschlecht geboren wurden, volle Freiheit, Rechtsgleichheit, politische und municipale

Rechte ausübten, ihre Sprache erhalten und ausbilden, ihre Religion unangefochten ausüben und als wohlhabendes und tüchtiges Volk in Ehren fortbestehen. Nur die Siebenbürger Sachsen, die neu eingewanderten Deutschen, einige Professoren und Pfarrer und die Herren Bach'schen Systems, als Civilisatoren bekannt, haben ihre staatsbürgerliche Pflicht vergessen und haben als Preußlein eingeschworen. Diese nun wühlen seit 1870 offen und insgeheim gegen Alles, was magyarisch ist. Bahnbrecher für deutsche, speciell preußische Ziele, warten sie nur auf den Zeitpunkt, wo die deutschen Heere wieder die österreichischen Grenzen überschreiten, um dann Ungarn einzuverleiben oder zu einem Vasallen Deutschlands zu machen. Mit Allem unzufrieden, verbinden sie sich mit jeder staatsfeindlichen Bewegung; gegenüber Oesterreich Centralisten, aber doch Bewunderer, Spione und Apostel Deutschlands. Die Langmuth der Magyaren oder vielmehr die Kopflosigkeit, welche in unserer Gesammtpolitik herrscht und die Croaten, Raizen (Serben) und Walachen gleichmäßig ignorirt, während sie gegen uns ihre Messer wetzen, sich organisiren und uns von Tag zu Tag öffentlich beschimpfen, diese Kopflosigkeit hat es geduldet und duldet es noch, daß die pangermanische Propaganda von Jahr zu Jahr sich verbreitet und allmählich auch solche Kreise ergreift, für die wir bislang nicht besorgt waren, daß sie vom Vaterlande und von uns Magyaren abfallen würden. Wer hätte je geglaubt, daß die deutsche Propaganda unter den Deutschen in Torontal, in den oberungarischen Städten, ja sogar in der Hauptstadt Terrain gewinnen würde. Nur die Schwäche des ungarischen Staates in den letzten Jahren, der Rückschritt in unserem öffentlichen Leben, der Umstand, daß die Regierungsgewalt außerhalb des Centrums gebunden ist und vor Allem der gänzliche Mangel eines tauglichen Preßgesetzes können es erklären, daß die pangermanische und panslavistische Propaganda in den letzten Jahren so riesig angewachsen, so daß sie bei Reichsraths- und Municipal-Wahlen als Partei aufzutreten wagt und mit Erfolg gegen die staatstreue Regierung ankämpft."

Schließlich wird gegen die anti-magyarischen Blätter, die serbische „Zastava", die rumänische „Albina", das „deutsche Siebenbürger Tagblatt", die „Deutsche Zeitung" in Wien, selbst gegen die deutschen Pester Blätter agitirt und die Staatsverwaltung ermahnt, gegen die Deutschen und Slaven auf der Hut zu sein.

Merkwürdig hört sich der Passus von vollkommener Freiheit und Rechtsgleichheit an, wenn man die Entlassung einer Anzahl Bahnbeamten in Betracht zieht, weil dieselben der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, gegen welche Willkür der Abgeordnete Jagitsch im kroatischen Landtage interpellirte und der Verwaltungsrath der Theißbahn Protest einlegte. Von der Aufhebung der drei slovakischen Gymnasien und der einstigen Ausbeutung Croatiens, von dem

Vorgehen gegen die Siebenbürger Sachsen will ich gar nicht reden. Alles zeigt deutlich, daß „Rechtsgleichheit" nur eine Phrase ist.

Aus Serbien hätte ich Ihnen diesmal wenig zu berichten. Wir bekommen eigenes Silbergeld und wird dasselbe in Wien geprägt. Nach dem Wiederzusammentritt der Skupschtina wird sich auch klar und deutlich herausstellen, welche Stellung das neue Ministerium gegenüber der Landesvertretung einnimmt, und ist man auf interessante Debatten gespannt. —e.

Aus Berlin. Vom Reichstag. Döring-Jubiläum. Die „Hermannsschlacht". — Die Reichsboten packen jetzt allmählich ihre Reisesäcke und schütteln den Staub Berlins von den Füßen, soweit dies Bild nicht bei dem augenblicklichen Wasserstande unserer nachgerade nur noch geübten Schwimmern rathsamen Straßen ein Anachronismus ist. Die Ermüdung und Abgespanntheit macht sich schon sehr bemerklich in der Physiognomie des hohen Hauses. Matt und leblos ziehen sich die Debatten hin; das Bankgesetz ist von außerordentlich wohlthuend einschläfernder Wirkung für Alle, welche aus Contingentirung, Metallschatz, gedeckten und ungedeckten Noten nicht ein Lebensstudium gemacht; der Landsturm ist ohne sonderliche Aufregung Gesetz geworden, nachdem man dem Abgeordneten Liebknecht den interessanten Nachweis, daß das Volk schon längere Zeit am gähnenden Abgrund der Verzweiflung stehe, durch nichtige Geschäftsordnungsrücksichten abgeschnitten hatte; selbst die Civilehe-Debatten zeugten von der allgemeinen Erschöpfung, welche weder des Münchener Stadtpfarrers Westermayer polternde Kapuzinerreden, noch des wackeren Völk schlagfertige Entgegnungen hinlänglich zu animiren vermochten. Sogar der stereotype Schmerzensschrei der Polen, welche mit ihrem finsteren Fanatismus jetzt auch den Reichstag belästigen, wurde ziemlich gleichgültig ad acta gelegt, und die Drohung, sich fortan mit ihren Hoffnungen nach Osten wenden zu wollen, wurde nicht mit demjenigen Grauen vernommen, welches eine solche Störung des europäischen Gleichgewichts verdiente. Eine vorübergehende Sensation erregte nur die Denunciation eines etwas zweifelhaften Geschäftchens, welches sich die Familie Radziwill beim Verkauf ihres Hauses an das Reich erlaubt, und es fehlte nicht an Stimmen, die eine Erneuerung des Putbusschen Sittengerichtes an einem anderen Gliede unserer hohen Aristokratie für wünschenswerth erklärten.

Das alte, schmucklose, vornehm einfache Palais Radziwill in der Wilhelmsstraße wird in Zukunft den Zwecken des Reichs dienen; das Geschlecht aber, das einst dem preußischen Königshause so nahe stand, das der deutschen Geschichte die edle und geistvolle Freundin des Freiherrn vom Stein geschenkt, zu dessen Prinzessinnen einer die Volkssage das Herz unseres Kaisers vor langen Jahren in romantischer Liebe erglüht sein läßt, dies Geschlecht scheint

sich seiner ruhmvollen Tradition im Dienste seines preußischen Vaterlandes mehr und mehr entäußern zu wollen. Die beiden Familienglieder, die dem Reichstage angehören, besonders der von polnischem und ultramontanem Fanatismus erfüllte Kaplan Prinz Ferdinand, stehen im Vordertreffen, wenn die Reichsfeinde einen Sturmlauf unternehmen, und auch sonst wird der Name Radziwill fast nur noch genannt, wenn von gewissen, hinter der Scene spielenden katholisirenden Einflüssen, an unserm Hofe die Rede ist. Daß in diesem Augenblicke das alte Familienpalais fällt, ist jedenfalls ein beziehungsvolles Zusammentreffen.

Doch wir wollen uns keiner historischen Sentimentalität hingeben. Das Leben des Tages ist das Feld, auf welches unser Berichterstatteramt uns weist. Unter den jüngsten Tagesereignissen unserer Residenz war wohl das hervorragendste das Jubiläum Theodor Dörings. Fünfzig Jahre auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und noch immer das beliebteste, von frischestem Kunststreben erfüllte Mitglied der königlichen Bühne, das zeugt in der That von einer Rüstigkeit des Geistes und Körpers, in der Wenige dem alten Meister gleichkommen werden. Die Jubelfeier vollzog sich denn auch gebührender Maßen mit einem Enthusiasmus, wie er in Berlin bei den stillen Festen der Kunst kaum dagewesen ist. Nicht nur, daß von nah und fern die Adressen, Lorbeerkränze, Ehrengaben u. s. w. den Jubilar fast erdrückten, selbst die kaiserliche Familie und mehrere andere deutsche Fürsten nahmen den liebenswürdigsten persönlichen Antheil an dem Feste, und eine Schaar besonders begeisterter Kunstschwärmer ließ es sich sogar nicht nehmen, dem Theaterwagen die Pferde auszuspannen und den Jubelgreis durch den Schmutz der Leipzigerstraße nach seiner Behausung zu schleppen. Wer hätte in Berlin eine so überschwängliche Ehrenbezeugung für möglich gehalten! Gönnen wir dem wackern Veteranen der deutschen Schauspielkunst die wohlverdiente Anerkennung.

Neben diesem Jubelfeste ist das neueste und meistbesprochene theatralische Ereigniß die, unseres Wissens zum erstenmal auf einer deutschen Bühne versuchte Aufführung der „Hermannsschlacht" von Heinrich von Kleist, dem alten Romantiker, der sich vor einem halben Jahrhundert aus patriotischer Schwermuth selbst den Tod gegeben. Sie kennen natürlich das Stück, das längst der Literaturgeschichte angehört. Es ist ein politisches Tendenzdrama erster Größe, geschrieben im grimmigsten Schmerz und Zorn über die Erniedrigung Deutschlands zur Zeit des Rheinbundes; unter den Römern sind die Franzosen, unter Hermann und Marbod Preußen und Oesterreich gemeint. Der patriotische Werth des Stückes überwiegt weit den künstlerischen oder historischen. Die Kraft, Gluth, Wildheit der Leidenschaft ist überwältigend und hat selbst die kühle Kritik des Berliner Publikums zu einem wahren Sturm der Begeisterung fortgerissen. Wenn man Anfangs diese rohen Kraftgestalten mit den brüllenden Brusttönen und den wilden Bärenhäuten mit einiger Verwun-

derung betrachtete, so erzielte das gewaltige Pathos, die ungebändigte Leidenschaft des Stückes doch bald ihre Wirkung. Ist doch unsere Zeit so empfänglich für patriotische Klänge, wenn sie auch in den rohen Formen des teutonischen Urwaldes vorgetragen werden.

Das Problem, den schon Anfangs hohen Wärmegrad der erregten Leidenschaft drei Stunden lang zu steigern oder doch auf der Höhe zu erhalten, ist dem Dichter und den Darstellern gut gelungen. Weniger wollten uns die lyrisch-idyllischen Partieen gefallen. Thusnelda, oder „Thuschen", wie sie ihr Ehegatte in zärtlichen Momenten, die mit der wilden Umgebung und Situation nicht recht übereinstimmen, anredet, ist ein gar zu unliebenswürdiger und roher Charakter.

Der Grund, warum man dieses Stück nicht schon längst zur Befriedigung des patriotischen Bedürfnisses wieder aufgefrischt hat, liegt offenbar in der Schwierigkeit der würdigen Inscenirung und Ausstattung. Denn so ergreifend und hinreißend die Wirkung sein kann und in der Vorstellung des „Schauspielhauses" war, die Gefahr liegt sehr nahe, daß bei mittelmäßiger Darstellung und Ausstattung das Stück häufig ins Komische und Lächerliche verfalle. Die Regie des „Schauspielhauses" pflegt in diesen äußern Dingen sonst nicht viel Sorgfalt und Glanz zu entwickeln; diesmal hat sie jedoch das Möglichste geleistet. Die Decorationen, Costüme, Waffen, Geräthschaften und dergl. waren historisch treu und von stattlichem Ansehen, die Volksscenen, die Soldatenaufzüge imposant und lebendig. Hier traten einmal nicht die Römer in der Rüstung mittelalterlicher Ritter auf, die „Söhne Teuts" waren nicht als Landsknechte drapirt, die altdeutschen Frauen nicht mit Chignons geschmückt. Nebenbei bemerkt, hatten wir uns allerdings unsere verehrten Stammmütter mit etwas mehr Liebreiz ausgestattet vorgestellt, als es bei den im Schauspielhaus vorgeführten Exemplaren der Fall war.

In der Pflege des Details und des Aeußeren, in der sorgfältigen Behandlung der Nebenfiguren und des Zusammenspiels, in der lebhaften Darstellung aufgeregter Volksscenen, in der Ausbildung der Staffage haben die Meininger, deren „Julius Cäsar" z. B. in der Schauspielkunst geradezu epochemachend war und einen noch nicht beendeten literarischen Kampf hervorrief, durch ihr Gastspiel im vergangenen Sommer außerordentlich anregend gewirkt. Ihr Beispiel hat, wie uns die „Hermannsschlacht" zeigte, gute Früchte getragen, wenn auch dasselbe noch lange nicht erreicht ist. So können wir denn die Reproduction des alten romantischen Dramas in jeder Beziehung als einen glücklichen Griff bezeichnen; es wird allem Anscheine nach noch lange ein patriotisches Zugstück bleiben. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 29. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Schelling und seine Heimath.

Von Wilhelm Lang.

Diesmal ist die Heimath der Ehrenschuld gegen einen großen Todten eingedenk gewesen: Schellings hundertjähriger Geburtstag ist, wie an anderen Orten, denen seine Wirksamkeit angehört hat, so auch auf unserer Landesuniversität und in der Geburtsstadt des Philosophen gefeiert worden. In Tübingen wurde ein feierlicher Redeact in der mit grünem Laubwerk und der Büste Schellings geschmückten großen Aula gehalten, eine Feier, an der auch einer der beiden noch lebenden Söhne des Philosophen Theil nahm, den Ehrenplatz zwischen dem Kanzler der Universität und dem Rector magnificus einnehmend. Einen anderen Charakter hatte das Gedenkfest in Leonberg. Hier, in dem Hauptort des „Strohgau", das übrigens außer Stroh auch gediegenen Weizen producirt, und sich rühmen darf die Heimath des Astronomen Kepler wie des Philosophen Schelling zu sein, hatte sich die Bürgerschaft in löblichster Weise bemüht, das Andenken ihres großen Mitbürgers würdig zu feiern. Und da hier ein Enkel des Philosophen und die weiteren Angehörigen der Familie aus Stuttgart sich einstellten, so gestaltete sich die in anspruchlosen Formen sich bewegende, doch von herzlichem Antheil getragene Feier fast zu einem schwäbischen Familienfeste, bei dem gleichwohl die Wirkung ins Große, die von dem kleinen Ort ausging, zu glücklichem Ausdruck gelangte.

Da denn doch die leidige Eifersucht zwischen Schelling und Hegel eine große Rolle im Leben wenigstens des ersteren gespielt hat, erinnert man sich unwillkürlich, daß dem anderen großen schwäbischen Philosophen vor fünf Jahren gleiche Ehren versagt blieben. Das erklärt sich freilich leicht aus den damaligen Umständen. Im August 1870 ist „das Volk der Denker" anderweitig beschäftigt gewesen. In einem gewaltigen Kampfe begriffen, aus welchem der deutsche Staat hervorgehen sollte, hatte es nicht einmal Zeit desjenigen Philosophen zu gedenken, der in frühen und späten Jahren, mit den Waffen des Spotts und mit nachdrücklichem Ernst den kleinen Interessen der individuellen Existenz die Majestät des Staates gegenübergestellt hatte. Jetzt ist eine andere Zeit: seitdem das eigene Wohnhaus fest gezimmert steht, kann der Deutsche mit doppelter Freudigkeit daran gehen, es auszuschmücken mit den Stand-

bildern seiner Größen in Wissenschaft und Kunst, die vormals sein einziger Stolz gewesen.

Aber noch ein Anderes kommt hinzu, was eine Schellingfeier begünstigen und bevorzugen mußte. Die Hegelsche Philosophie ist zu nah betheiligt bei den Kämpfen, in deren Mitte wir noch stehen. Beim bloßen Namen empfindet man noch in manchen Kreisen ein gewisses Grauen. Ist Hegel in Berlin der Philosoph des preußischen Staats geworden, so knüpft sich an ihn zugleich eine jüngere Richtung, die an unserer Landesuniversität in den zwanziger und dreißiger Jahren in Blüthe stand und die im Leben Jesu von Strauß ihren bezeichnendsten Ausdruck, ihre Standarte gefunden hat. Die fromme Stadt Stuttgart hat denn auch anscheinend stets geringen Werth darauf gelegt, daß der Sohn des herzoglichen Rentkammersecretärs Hegel in ihren Mauern geboren ist. Erst vor wenigen Jahren haben die Väter der Stadt sich zu dem Entschlusse aufgerafft, eine entfernte Zukunftsstraße mit dem Namen des eingeborenen Philosophen zu schmücken, während Schelling, der Leonberger, längst seine Straße daselbst hatte. Denn diesem kam der doppelte Umstand zu statten, einmal, daß er keine Schule gemacht hat, keine eigentlichen Anhänger mehr besitzt, und zum Anderen, daß jene freigeistigen Extravaganzen, die er sich in seiner Sturm- und Drangperiode zu Schulden kommen ließ und die seine Anstellung in Tübingen wesentlich verhindern mochten, längst gesühnt und in Vergessenheit gebracht sind durch seine zweite Philosophie, in welcher er ein noch nie dagewesenes, für alle Zukunft gefestigtes Bündniß von Vernunft und Offenbarung zwar nicht zu Stande gebracht aber doch angekündigt und herzustellen versucht hat. In der That kann ja von einer Schule Schellings nicht mehr die Rede sein, es müßte denn nur in Bayern eine Specialität dieser Art existiren. Seine Philosophie hat keinen unmittelbaren Bezug mehr auf die heutigen Probleme der Wissenschaft und des Lebens, sie ist längst im Mausoleum der Geschichte beigesetzt. So siegesgewaltig sie einst einherbrauste, so rasch ist sie überholt worden. Was Schelling an Fichte gethan hatte, that wenige Jahre an ihm selbst ein Anderer, und es war nur um so schmerzlicher, daß dieser Andere ein Jugendfreund war. Jene Klage, welche H. Heine so respectwidrig verspottet hat: „Er hat meine Ideen genommen", ist fast so alt wie seine Philosophie; die Tragik seines Lebens liegt darin, und doch bildet dieser „Ideenraub" nach einer feinen Bemerkung Feuerleins zugleich den größten Stolz dieser Philosophie, denn ihre Bedeutung war eben die, daß sie zwar nichts ausgereift, aber aufs Wirksamste angeregt, neue Bahnen aufgeschlossen, nach allen Seiten erleuchtende Funken ausgestreut hat, die Andere nur aufzufangen brauchten. In verschwenderischer Fülle hat sie Ideen und Ahnungen in die Welt geworfen, die dann von methodischer angelegten Köpfen erst begrifflich durchgearbeitet und für die einzelnen Wissenszweige fruchtbar gemacht wurden.

Nicht jeder Philosoph kann, wohin er um sich blickt, die Wirkungen seiner eigenen Ideen finden; Schelling konnte es; nur daß er mit dieser Wirkung nicht zufrieden war und, was ihm eigentlich auch kaum verdacht werden kann, nicht bemerkte, daß er mit 35 Jahren bereits zu einer historischen Persönlichkeit geworden war, eingetreten in die Halle der Unsterblichen, aber ohne lebendigen Zusammenhang mit der umgebenden Welt.

Besonders glücklich hat es sich getroffen, daß in den letzten Jahren mehrere Publicationen sich folgten, welche geeignet waren, die Gestalt des Philosophen dem deutschen Volke näher zu bringen, als dies durch seine eigenen Schriften möglich ist. Denn die letzteren sind mit wenigen Ausnahmen eine so mühselige und schwerverständliche Lectüre, als die der anderen philosophischen Größen unserer classischen Zeit, und dies ist um so mehr zu bedauern, als Schelling mit vollendeter Meisterschaft die Sprache zu handhaben verstand und durchaus das Zeug zu einem classischen Schriftsteller hatte. Er empfand den Apparat der „erschrecklichen Kunstworte“ selbst als eine „wissenschaftliche Dornenkrone“, aber er hat sie nur selten abgelegt. Auch er gehört zu jenen, in unnahbare Ferne entrückten Geistern, zu denen das Volk nur mit ehrfürchtigem Unverstand emporblickt. Nur von der biographischen Seite ist es möglich, ihnen einigermaßen näher zu kommen. Und so ist denn vor allem die reichhaltige Briefsammlung: „Aus Schellings Leben“ hochwillkommen gewesen. Sie hat die Persönlichkeit des Philosophen, sein Leben in auf- und absteigender Linie, Jugend und Alter, seine Beziehungen und literarischen Kämpfe in einer Weise aufgehellt, daß daraus auch die in die Philosophie wenig Eingeweihten doch zugleich eine ungefähre Vorstellung von der umwälzenden Kraft seiner Ideen gewinnen konnten. Seine Freundschaft mit Goethe und mit den Romantikern, seine späteren Beziehungen zu den Mystikern und Theosophen, dazu die beständigen Fehden mit Fichte und Schütz, mit Jacobi und Paulus, mit der bayerischen Aufklärung und mit der Hegelschen Philosophie, das Alles macht ihn zu einer charakteristischen Figur in der Entwickelung unseres geistigen Lebens. Schon an dem biographischen Faden tritt die Bedeutung des Mannes und seiner Lehre ins Licht. Dazu sind dann noch die Briefe Carolinens gekommen, die, wie sie an sich ein unvergleichliches Denkmal aus unserer großen Literaturperiode sind, so auch zur Kenntniß von Schellings Persönlichkeit und Entwickelung werthvolle Beiträge brachten. Caroline feiert den geliebten Mann als den Propheten, der ihr die Worte aus dem Mund Gottes mittheilt, und sie ist wiederum für ihn die begeisternde Muse, das verständnißvolle Echo seiner in das Element der Poesie getauchten speculativen Ideen. Es ist seine glücklichste und fruchtbarste Zeit, da er diese Gefährtin zur Seite hat, ihr Tod macht Epoche in seinem Leben, und wenn er freilich nicht der eigentliche Grund dafür war, daß seine Philosophie nach ungemessenen Verheißungen ins

Stocken gerieth und allen Anläufen zum Trotz das Fahrzeug nicht mehr flott gemacht werden konnte, so verstärkt doch dieses Ereigniß die bereits begonnene mystische Richtung und treibt den 34jährigen mehr und mehr in sein Inneres zurück. Erst auf Grund dieser Veröffentlichungen hat ein Leben Schellings geschrieben werden können, und auch dafür hat sich ungesäumt der rechte Mann gefunden. Kuno Fischer war in seinem classischen Werke über die Geschichte der neueren Philosophie eben vor Schelling angelangt, und das neu sich darbietende Material reizte ihn, seiner Darstellung der Schellingschen Philosophie ein Lebensbild vorauszuschicken, das sorgfältiger ins Einzelne gearbeitet war, als er sonst zu thun pflegte; ein Lebensbild, worin mit sicherer Hand die wirklichen, durch Parteisucht nicht entstellten Züge ergriffen und festgehalten und zugleich die Wirkungen anschaulich geschildert sind, die dieses aus granitnem Kern hervorbrechende, enthusiastisch fortreißende, später in ruhigem Fluß hingleitende und schier versandende, doch bis zuletzt mit innerer Bewegung und äußerem Streit erfüllte Leben auf die Zeitgenossen hervorbrachte. Und so ist denn Schelling in jedem Sinne heute eine historische Persönlichkeit geworden, deren Andenken durch keine Leidenschaft mehr getrübt wird.

Auf die Heimath trifft von diesem Leben nur ein kleiner Theil, aber freilich ein bedeutsamer: die ganze Jugendentwickelung des frühreifen Geistes. Als Schelling 20 Jahre alt das Tübinger Stift verläßt, ist er ein fertiger Denker, der selbständig in die philosophische Entwickelung eingreifen wird. Voll Thatenlust, mit unbegrenztem Selbstvertrauen sehnt er sich, der klösterlichen Haft entronnen, in die Ferne, nach einem Schauplatz ausgedehnter, unbeengter Thätigkeit für „die gute Sache“. „Es wird mir,“ schreibt er an Hegel, „Alles zu enge hier — in unserem Pfaffen- und Schreiberland. Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte athme.“ Als er nach zwei Jahren Hofmeisterlebens, die er in Leipzig zubringt, entschlossen vor der akademischen Laufbahn steht, giebt sich der Vater Mühe, einen Ruf nach Tübingen für ihn auszuwirken. Allein die Verhandlungen zerschlagen sich, weder in Stuttgart noch in Tübingen ist man ihm geneigt, die selbständigen Untersuchungen, die er angestellt, haben ihn weit entfernt von dem herrschenden Kirchenthum, das in einer vernunftmäßig aufgeputzten Orthodoxie bestand, er selbst scheut sich in die enge Heimath zurückzukehren. „Wer den Grad von Aufklärung und literarischer Thätigkeit in anderen Gegenden, z. B. Sachsen kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Württemberg.“ Der Ruf nach Jena, der vornehmlich durch Goethes Verwendung dem 23jährigen zu Theil wird, entscheidet für seine Zukunft. Von da an sah ihn die Heimath blos noch zu kürzeren Besuchen wiederkehren. Nur als er nach dem Tod Carolinens eine Zeit stiller Sammlung braucht, hält er sich den größten Theil des Jahres 1810 in Stuttgart auf. Auf Wangenheims Veranlassung

verstand er sich damals dazu, vor einem auserlesenen Kreis Privatvorträge in dialogischer Form über seine Philosophie zu halten, worin — eine sichtbare Nachwirkung des Schlags, der ihn getroffen — Tod und Unsterblichkeit den Mittelpunkt seiner Speculationen bilden.

Wie Hegel, wie Schiller hat Schelling die Entfaltung seiner Kräfte und seinen Ruhm außerhalb der Heimath gefunden; die letztere kann sich immerhin rühmen, die reiche Mitgift geliefert zu haben. Und in manchem Sinne ist Schelling der Heimath näher geblieben als Hegel. Zwar hat er den schwäbischen Dialekt und die Angewohnheiten der Stiftserziehung besser abzuthun vermocht, als dies bekanntlich seinem Rivalen geglückt ist. Aber persönliche, verwandtschaftliche Beziehungen verbanden ihn eng und dauernd mit der Heimath. Auch in der Zeit, da der geheime Rath einen ersten Stock unter den Linden bewohnte, hatte jeder schwäbische Candidat, der auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Berlin kam, Zutritt bei ihm, und er unterhielt sich gern mit den Landsleuten über die Heimath, über Tübingen und das Stift, vorausgesetzt, daß er nicht in dem Unglücklichen einen Anhänger des Ideenräubers witterte. Auch in seiner politischen Denkart konnte er den Sohn Schwabens nicht verläugnen. In dem Streit um die württembergische Verfassung stand er ganz auf Seiten der populären, von romantischen und liberalen Motiven geleiteten Opposition, während Hegel von seinem modernen Staatsbegriff aus für die neue Verfassung gegen die Altrechtler in die Schranken trat. Und wenn Hegel so sehr in Preußen sich einlebte, daß in seinen Begriff vom idealen Staat unvermerkt die Züge des preußischen Staats sich einschlichen, blieb Schelling zeitlebens in der Politik von süddeutschen Empfindungen beherrscht: ihm widerstrebte eine straffe Zusammenfassung des deutschen Staatswesens, er war gegen das kleindeutsche Kaiserthum, gegen den Ausschluß Oesterreichs. 1817 wie 1849 dachte er, trotz seiner Abneigung gegen die Demokratie, gerade wie Uhland.

So blieb er im innersten Empfinden ein Schwabe. Der Zufall hat gewollt, daß sein Andenken mit einer Reihe jener stillen, heimlichen Klosterstätten verknüpft ist, die in Schwaben zerstreut liegen, und jedes Blatt des Gesprächs „Clara" ist ein Beweis davon, wie tief die Eindrücke jener anmuthigen Thäler in ihm hafteten, wo die Einfalt und ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen, Großen der Klosterbauten sich vermischt, jener einsamen Stätten, deren Frieden den weltflüchtigen Sinn anzieht, und die zugleich noch heute die wohlthätige Wirkung vergegenwärtigen, die sorglose Einsamkeit auf Künste und Wissenschaften hat.*)

*) Daß in der „Clara" unverkennbar Murrhardt den landschaftlichen Hintergrund bildet, unterstützt die Vermuthung Kuno Fischers, daß dieses Gespräch früher verfaßt sei, als der Herausgeber vermuthet, der es in die Zeit von 1816 bis 1817 setzt.

Als wir am Abend des 27. Januar vor dem Geburtshause des Philosophen standen, — demselben Haus, in welchem 14 Jahre vor ihm sein späterer Todfeind Paulus das Licht der Welt erblickt hat —, und unter dem Klang ernster Gesänge die lodernden Fackeln auf die nahe gothische Stadtkirche ihren Schein warfen, streiften die Gedanken unwillkürlich nach jenen anderen Orten Schwabens, an denen Erinnerungen aus Schellings Leben haften: nach dem stillen Waldthal mit dem Cisterzienserkloster Bebenhausen, wo des Knaben praecox ingenium zuerst sich entfaltete, nach dem schwerfälligen Augustinerbau in Tübingen, wo der Jüngling für die Ideen der französischen Revolution entzündet die Marseillaise übersetzte, mit Hölderlin für das hellenische Alterthum schwärmte und mit Hegel die ersten Gänge in der Philosophie that; dann weiter nach der friedevollen, waldumschlossenen Prälatur Murrhardt, deren liebliche Umgebung Caroline der Freundin so beglückt geschildert hat, als sie, von ihren Irrfahrten im glücklichen Hafen angelangt, mit Schelling durch dessen Vater hier getraut war, und endlich hinüber nach dem schönsten Kloster romanischer Bauart weit und breit, nach Maulbronn, wo das heiße Herz Carolinens zur endlichen Ruhe kam, und wo noch heute ihr Grabstein steht, an einem unvergleichlichen Platze, den die erfindsamste Phantasie nicht poetischer auszudenken vermöchte: es ist der abgeschiedene Vorplatz eines Gartens, zur Linken begrenzt ihn der ernste Kreuzesarm der romanischen Basilica, auf den anderen Seiten hängen dichte, blühende Gebüsche schwer über die Gartenmauer nieder, an welche die einfache, steinerne Grabsäule sich anlehnt; über die grünen, bewegten Zweige aber sieht der düstere Klosterthurm herein, in welchem der Sage nach Faust sein mitternächtiges Wesen getrieben hat, und mahnt an das uralte Räthsel, das hinter der blühenden Fülle des Seienden ungelöst lauert.

Deutsche Veduten.

Durch Schleswig.

Von Ernst Friederici.

Die kleine Landstadt mit den rothen Ziegeldächern bleibt in der baumarmen Ebene noch lange sichtbar, nachdem der Wagen ihr holperiges Pflaster mit der Klinkerchaussee vertauscht hat. Erst hinter einer steilen sandigen Anhöhe, einer alten Geestinsel inmitten der weiten Marsch, macht der Weg eine Biegung. Von dort glänzt am westlichen Horizonte das Meer herüber, eine von schwärzlichen Streifen durchzogene silbergraue Fläche, auf der die Halligen wie große dunkle Boote schwimmen. Auf der braungrünen Wiese

seitwärts vom Wege streckt sich behaglich das gesättigte Mastvieh, seiner nahen Bestimmung für die Hamburger und Londoner Fleischbänke unbewußt. Näher an dem großen vielwinkeligen Bauernhause, dem „Hauberg", steht das gemähte Sommerkorn in dichten Schwaden. Auf der Garbe sitzt fröhlich pfeifend ein Staar. Es ist Hochsommerzeit.

Ein verwitterter Wegweiser mit halbverwischter Inschrift lenkt den Wagen nach Osten in den sandigen Seitenweg. Wenn der dürftige Laubwald, die alte Grenzfeste des Geestlandes gegen die vor Zeiten hier fluthenden Meeresarme, verschwunden ist, beginnt das einsame Revier der Haide. Es ist der große Landrücken der cimbrischen Halbinsel, dessen Ausgangspunkt die Lüneburger Haide und dessen Endpunkt Skagen bildet. Harter, eisensteinhaltiger Boden, dessen Oberschichte jahrelang wiederholter Zertrümmerung bedarf, ehe die untere Erdkrume einen dünnen Kornwuchs zeitigt. Die dänische Regierung machte vor reichlich hundert Jahren einen Versuch zur Cultivirung dieser Haidestriche, indem sie mit großen Kosten Pfälzer und Württemberger als Kolonisten in das Land rief. Es war jene Höhezeit des mechanischen Staatsbegriffes, in der Struensee in einer eigenen Denkschrift ernstlich erwog, ob man zur Hebung der physisch nicht eben glänzenden Bevölkerung der Herrschaft Pinneberg nicht ein Regiment Fühnischer Kürassiere dahin verlegen solle? Das geistreiche Project blieb bei dem Sturze seiner Urheber unausgeführt. Auch die süddeutschen Colonisten bewährten sich nicht sonderlich; die meisten zogen wieder heim, als sie nach einigen Jahren des Wohllebens arbeiten und Steuern zahlen sollten; der Rest bevölkerte einige kümmerliche Dörfer südwestlich vom Dannevirke. Die Bewohner derselben stechen an Statur und Haarfarbe von den hochgewachsenen blonden Niedersachsen noch immer merklich ab; in Sprache und Sitte ist jeder Unterschied verschwunden. Weiter nach Norden zu fehlt wieder der Anbau und dehnt sich die Oede scheinbar schrankenlos. Die Haide blüht im Frühling hochroth, jetzt ist sie schwarzbraun gefärbt. Es ist köstlich, im langen Haidekraut den langen Sommernachmittag unter dem strahlenden Himmel zu verträumen, köstlich aber nicht ungefährlich. Durch das Kraut ringelt sich geräuschlos die Kreuzotter und in der Wagenspur des Haideweges sonnt sich die blaue Schlange, „Stahlwurm" von den Schleswigern genannt. Von Meile zu Meile steht eine einsame Schenke mit dem phantastisch hohen Ziehbrunnen einer ungarischen Csarda vergleichbar. Räuberromantik giebt es allerdings nicht darin und auch die Schenkinnen führen nicht leicht eine „Mannesseele" in Versuchung.

Wie die Meilenzahl zunimmt, tauchen im Osten zwei dunkle Waldkanten mit einem Zwischenraum von einer starken Wegstunde auf. Von dem Haidegrunde heben sich ein Paar große Hünengräber ab. Das Feld ist geschichtlicher Boden und blutgetränkt; auf diesem Grunde wurde an einem

heißen Julivormittage die Schlacht von Idstedt geschlagen. Das kleine arme Dorf, das diesem Tage seinen Namen gab, liegt seitwärts versteckt in einer flachen Mulde. Vor Zeiten war es eine Stadt. Das südlichste der drei „Syssel", in welche Schleswig zur alten Dänenzeit zerfiel, führte nach „Istathe" seinen Namen. Es ist dasselbe Wort wie das schwedische Ystad Jetzt ist nicht einmal eine Kirche mehr da; die Bauern besuchen den Gottesdienst der drei Stunden entfernten St. Michaeliskirche zu Schleswig. An Gräbern fehlt es deshalb dort nicht. Ueber die Schlacht ist mehr geschrieben worden, als sie verdient; sie ist eigentlich nur in psychologischer Hinsicht merkwürdig. Die Dänen hatten die erfolglosen Angriffe auf den Schlüssel der holsteinischen Stellung bereits satt, ihr höchstcommandirender General Krogh wollte die Schlacht aufgeben. Der Brigadegeneral de Meza bestand darauf, auf seine Verantwortung einen letzten Versuch zu machen. „Der Sch . . . . . . da drüben hält nicht Stand, ich kenne diesen preußischen Schulmeister." Der alte Psychologe, portugiesischer Jude von Herkunft, behielt Recht, der „preußische Schulmeister" verlor das Feld. Richtig ist allerdings auch, daß auf dieser düsteren Ebene der Traum von einem selbständigen Schleswig-Holstein begraben liegt. Bei einer 1869 veranstalteten großen Todtenfeier wurde das von particularistischen Festrednern wehmüthig betont. Reichlich zwei Meilen nördlich bezeichnet ein plumper Kirchthurm schon von weitem die Stätte eines anderen neueren Schlachtfeldes. Es ist Oeversee, der Schauplatz des berühmten Rückzugsgefechtes nach der Räumung der Dannevirkestellung am 6. Februar 1864. Hier hielt der ritterliche österreichische Feldherr, Stunden lang im Tirailleurfeuer mit theatralischer Bravour ein Leben auf das Spiel setzend, das zehn Jahre später am Zürichersee dem Wiener Börsenspiel zum Opfer fallen sollte. Es war ein im Verhältniß zu der Zahl der Kämpfenden überaus blutiger Tag; das Feld wurde bei dem herrschenden Schneetreiben immer von Neuem wieder weiß und wieder roth. Die tapferen Oesterreicher hätten billig schon an diesem Tage die Unhaltbarkeit ihrer den Franzosen nachgebildeten „Stoßtaktik" erkennen sollen; um das Carré des für den unbehinderten Rückzug der Dänen geopferten heroischen 18. Kopenhagener Regiments lagen die stattlichen Steiermärker von „König der Belgier" in dichten Reihen. Eine Denksäule bezeichnet diese Stätte österreichischer Bravour und Ungeschicktheit; die deutschen Flensburger, der Kern der deutschnationalen Partei in den Herzogthümern, pilgern alljährlich zu ihrer Bekränzung hinaus.

Jetzt verkünden bald Windmühlen auf vorspringenden Hügeln die Nähe Flensburgs. Dieselben, beinahe dreißig an der Zahl, bilden wie bei Kopenhagen das alte Wahrzeichen der Stadt. Dieselbe liegt hufeisenförmig und beinahe eine Meile lang gestreckt um den tief in das Land eingeschnittenen

Meerbusen. Einen schönen Anblick auf Stadt und Hafen gewährt der „Deburger Berg“ mit dem röthlichen Mauerreste des alten Schlosses, vor dem 1427 der vorletzte Schauenburger fiel und in dem 1646 König Christian V. geboren wurde, um 53 Jahre später in einem seeländischen Forste unter den Hörnern eines waidwunden Hirsches zu sterben, die allerdings sehr schwache skandinavische Copie des großen Versailler Ludwig. Fast noch vorzüglicher ist die Aussicht von dem hochbelegenen langen und schmalen Friedhofe mit den großen Soldatengräbern von 1848, 1850 und 1864. Hier liegen Soldaten aus allen Gegenden der Länder von Temesvar bis zum Nordkap, eine gewaltige Hekatombe als Opfer für die Lösung der verworrensten aller europäischen „Fragen.“ Der Blick umfaßt die in ein schmales Thal zusammengedrängte Stadt, bis auf wenige Seitengassen, eigentlich nur zwei meilenlange Häuserreihen. Die hohen Giebelhäuser mit den tiefen auf die Schiffbrücke mündenden Speicherhöfen stehen in langer Reihe da, drei- oder viermal von massigen Kirchen unterbrochen. Aus dem Hafen ragen zahlreich die Maste mit den Farben des Reiches und der drei skandinavischen Lande. Auch die Tricoloren von Rußland und von Holland fehlen nicht ganz und vereinzelt erblickt man wohl sogar die rothe Fahne Englands. Zwar die alte Handelsblüthe der Stadt ist lange dahin, sie wurde durch die Abtrennung Norwegens geknickt, dessen ganzen deutschen Handel unter Umgehung Kopenhagens die schleswigsche Hafenstadt vermittelte. Aber es ist viel ererbter Wohlstand am Orte und, was noch besser, ein solider sparsamer Sinn. Noch vor zwei Jahrzehnten sah man wohl irgend einen Eigner von Westindienfahrern in ledernen Schlappschuhen, die Feder hinter dem Ohr und die lange Pfeife im Munde, behaglich durch die schmalen Hafenstraßen schlendern, außerordentlich unbekümmert um die spöttischen Blicke, welche die zierlichen Kopenhagener Beamten mit ihren sechs Dreiern in der Tasche ihm zuwandten. Die Stadt der Grazien ist Flensburg freilich aber wegen dieser seiner kaufmännischen Solidität nie gewesen, obgleich ein namhafter schleswigholsteinischer Dichter von der jüngeren Generation dort geboren wurde. Man würde gewiß „schön ankommen“, wollte man einen Eingeborenen nach dem Hause fragen, in dem Voß vor jetzt gerade hundert Jahren um Ernestine Boje warb und die besten Verse seiner Odysseeübersetzung meißelte. Es ist ein altes düsteres Haus unweit der schönen Nikolaikirche, der Predigerwittwensitz der genannten Gemeinde. Auch das Hochdeutsch der Flensburger schlurrt in abgetretenen Pantoffeln daher; man hat zur Persiflage desselben eine Zusammenstellung der Worte „umbringen“, „abziehen“ und „durchgehen“ erfunden.*) Eine andere ethnographische Eigen-

*) Die Frau „umbringen“ = um die Ecke nach Hause bringen, die Kinder „abziehn“ = auskleiden, und mit der Schwägerin „durchgehn“ = mit ihr einen Thorweg oder ein Durchhaus passiren.

thümlichkeit der schleswigschen Handelsstadt besteht darin, daß die längst keines dänischen Satzes mehr mächtigen Fischfrauen ihre Waare nach alter Tradition auf dänisch ausrufen. Wie oft ist der über den schwierigen dänischen Versen der Vorzeit eingeschlafene Gymnasiast in der ersten Morgenfrühe zum besten seines Schulzeugnisses durch den melodischen Ruf „levende Torsk“, lebendige Dorsch, aufgeweckt worden, der freilich in einem unglaublichen Patois ausgesprochen wurde. Im Uebrigen denkt wohl Jeder, der einmal in altheimischen Flensburger Patrizierkreisen gelebt hat, mit eigenthümlich gemischten Empfindungen an den Contrast zwischen den reich besetzten Tafeln der Gesellschaftsabende und den Inhalt der um dieselben geführten Gespräche zurück. Sehr originell ist auch die geographische Abgrenzung der in der Stadt sich bekämpfenden national-politischen Parteien. Der „Nordermarkt“ mit dem alten Neptunsbrunnen bildet dafür die Grenzscheide, nach Süden ist mit geringen Ausnahmen alles „Deutsch“, im Norden fast ohne Ausnahme alles „Dänisch“. Wie oft haben im Süden der Stadt 1850 und wieder mit besserem Erfolg 1864 die „Deutschen“ zu dem alten „Rothen Thore“ hinaus nach den Befreiern hinausgespäht, die dann endlich auch mit fliegenden Fahnen heranmarschirt kamen, um dieses Territorium nie wieder zu räumen. Dafür feierte man im „Norden“ die Gedenktage der dänischen Siege von 1849 und 1850 und zeigte einander gerührt die Stelle vor dem „Norderthor“, an der Friedrich VII. vom Regenwetter überrascht einem Tagelöhner den fadenscheinigen und schmutzigen Ueberwurf abnahm, um ihn demselben später mit einem Handschlage und einem Speciesthaler zurückzugeben. Freilich erinnert sich auch die mittlere Generation der „Deutschen“ gern daran, daß der Landesherr 1854 bei einem Besuch des von den Dänen „reorganisirten“ Gymnasiums die ihm von dem Gymnasialdirector angebotene Prüfung der versammelten Schüler hinsichtlich ihrer Fertigkeit im Dänischen lächelnd ablehnte. Der damalige Secundaner sah den wieder aufgedrungenen Landesvater bei dieser Gelegenheit zum letzten Male und zwar zufällig ganz nahe. Der Körperumfang des Königs grenzte damals bereits an das Phantastische, auf der colossalen Figur erschien der feingeschnittene aber vermästete Kopf trotz eines mehr als normalen Umfanges sonderbar klein. Als Galahabit trug der Monarch mit einiger Affectation die kornblaue Uniform eines gemeinen Dragoners mit einfacher lederner Degenkoppel; er stach in diesem Kostüme gegen seine betreßten Begleiter in der That sonderbar genug ab. Seitdem hat die Stadt noch zwei Landesherrn gesehen, den melancholischen Christian IX. auf der Rückkehr aus der Dannevirkestellung wenige Tage vor dem Falle derselben, und den seit seiner ersten Regentschaftsthätigkeit von Tausenden schleswigholsteinischer Herzen ersehnt gewesenen „Wilhelm den Eroberer“.

Die Dampfpfeife schrillt und der kleine elegante Dampfer setzt sich

langsam in Bewegung. Das weiche Licht des Nordens hebt die schöne Gestalt der den Hafen einschließenden Hügel mit ihrem üppigen Buchenlaub. Besonders reizvoll ist das von tiefabschüssigen Schluchten durchzogene Gehölz unweit der nördlichen Vorstadt mit seinem allmählichen Uebergang in die braune Haide. Wilhelm Jensen, der sich einige Jahre als nationalliberaler Publicist in Flensburg aufhielt, hat in seinem Roman „Sonne und Schatten" die Physiognomie gerade dieser Gegend in reizender Verklärung zum Ausdruck gebracht. Hier focht auch am 9. April 1848 die Blüthe der Kieler Universität und der schleswigholsteinischen Gymnasien im ungleichen Kampf gegen die dänische Uebermacht, um dann in der Vorstadt unter dänischen Dragonersäbeln zu fallen oder für das tragikomische Gefängnißidyll des Linienschiffes „Dronning Maria" auf der Kopenhagener Rhede aufgespart zu werden. Es war jener Tag, an dem nach einem schönen Dichterworte die dänischen Soldaten ihrem Könige den letzten Rest von Anhänglichkeit in den Herzen seiner deutschen Unterthanen tödteten; das damals vergossene Blut ist dem Dänenkönige in Hunderten hartbetroffener schleswigholsteinischer Familien niemals verziehen worden. Ueberhaupt drängen sich hier die düsteren Erinnerungen der nordalbischen Geschichte. An der Ausmündung des Hafens in den eigentlichen Meerbusen starb in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1412 auf einem Schiffe die Schöpferin der kurzlebigen skandinavischen Union, Margaretha die Große, wenige Stunden nachdem sie den gesammten Rath der Stadt Flensburg wegen seiner Anhänglichkeit an das schauenburgische Fürstenhaus hatte hinrichten lassen. Nach der Sage forderte sie der Bürgermeister von dem Schaffot herab binnen 24 Stunden vor Gottes Richterstuhl. Vierhunderteinundfünfzig Jahre später trat in einer dunklen Novembernacht bei Fackelglanz ein anderer dänischer Herrscher in diesem Hafen die Reise nach der Roeskilder Königsgruft an, Friedrich VII., der letzte Regent der an seinem Sarge zerfallenen alten dänischen Monarchie.

Das grüne Wasser der Ostsee rollt in breiteren Wellen gegen den Dampfer. Die fruchtbare Ackerscholle des von Voß besungenen „Pflügers" wird an beiden Ufern des Meerbusens von dem Laubwalde dominirt. An einer tiefen Einbuchtung des Westufers liegt reizvoll die Kupfermühle von Crusau. Der Meerbusen trägt hier ganz den Charakter eines Landsees; die scharfe Landzunge von Holnis legt sich dem Blick auf die Osthälfte des Meerbusens und damit auf das Meer selbst vor. Die Form der sichtbaren Wasserfläche wie der bewaldeten Ufer erinnert vielfach an den Starnberger See. Den Hintergrund des letzteren, die funkelnden Eisspitzen der tyroler Gletscherwelt vermag freilich keine Phantasie hierher zu versetzen. Auch fehlt der energische dunkelblaue Himmel des Alpenlandes; es ist Alles nordisch weicher und blasser. Aber es liegt ein feiner Reiz über diesen Ufern, den

weitaus schönsten der schleswig-holsteinischen Ostseeküste. Während die vielgerühmte Kieler Bucht außer dem unbestreitbaren Glanzpunkte Düsternbrook mit der reizvollen Aussicht von Bellevue nichts besonders Schönes bietet und namentlich an ihrem holsteinischen Ostufer völlig kahl ist, folgen sich hier unabgebrochen Hügel und Gehölz, Einbuchtung und Inselgruppe. Aus einer schmalen Lichtung der Ostseite schaut ein weißes Gebäude mit schwarzer Schieferbedachung flüchtig hervor, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Es ist Schloß Glücksburg, der Stammsitz der 1779 ausgestorbenen alten Glücksburger Linie, des letzten auf schleswig-holsteinischem Gebiete souverän gewesenen Fürstenhauses. Das jetzige glücksburgische Fürstenhaus führt den dynastischen Namen „Holstein-Beck", seine Träger standen durch mehrere Generationen ohne sonderliche Berühmtheit in preußischen Kriegs- und Hofdiensten. Regierungsrechte auf dem Boden der Herzogthümer hat das letztere Haus ebensowenig ausgeübt wie die rivalisirende augustenburgische Fürstenfamilie, deren Besitzungen im Sundewitt und auf Alsen nur die Qualität von Adelsgütern hatten. Das kleine runde Schloß liegt anmuthig mitten in einem durch Abdämmung eines Meeresarmes entstandenen Teiche, auf dem dunkle Buchenblätter und gelbe Seerosen schwimmen. An seiner Stelle stand bis zur Reformationszeit ein Nonnenkloster; auf dem Kirchhofe desselben fand man bei den Bauarbeiten ganze Haufen von Kindergebeinen. Die schönen alten Gobelins des Schlosses mit ihren Schlacht- und Jagdstücken wurden 1857 auf Anordnung König Friedrichs VII. mit modernen Sammttapeten vertauscht; die waldbeschatteten Zimmer sind dadurch nur prosaischer und nicht heiterer geworden. In dem schmalen Eckzimmer an der Nordseite des Schlosses starb der König am 15. November 1863; der letzte und älteste Repräsentant des alten geistreichen und dennoch innerlich leeren, leichtlebigen und schwermüthigen, mittelmäßigen und schicksalsreichen, temperamentskräftigen und willensschwachen dänisch-oldenburgischen Königshauses.

Der bisher dem Meerbusen treu zur Seite gebliebene Wald tritt jetzt an beiden Seiten hinter Kornfeldern zurück. Hüben und drüben am Strande tauchen die rothen Dächer der Ziegelbrennereien auf. Die an denselben arbeitenden kräftigen Gestalten reden einen binnendeutschen Dialekt; es sind Lippe-Detmolder. Die daheim herrschende Noth treibt sie Sommers mit Weib und Kind bis nach Jütland hinauf in den harten Ziegelbrennerdienst; Winters wildern sie dafür in den Forsten ihrer Landesfürsten und bewundern den großen Fortschrittslämpen Hausmann. Ein trauriges Bild aus deutscher Ethnographie und Politik, das für das Deutschthum hier an der Völkerscheide nicht sonderlich Propaganda macht. Eine Art von Binnenmeer mit sonderbaren Einbuchtungen tritt jetzt zur linken Hand auf; an der Nordseite desselben liegt Schloß Gravenstein, das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl im

Feldzuge von 1864, gegenüber die Landzunge von Holnis, die Nordspitze der Landschaft Angeln, deren originell ausgezackter Ausläufer den Flensburger Meerbusen in zwei Arme theilt. Eine wundervolle Landschaft thut sich auf, im Süden von den prachtvollen Buchenwäldern Ostangelns, im Osten von der Halbinsel Broacker mit ihrem meilenweit sichtbaren Doppelkirchthum, im Südosten vom offenen Meere begrenzt. An dieser Gegend haftet für mich ein Zauber der Jugend, wie an keiner andern. Es waren keine glücklichen Jahre, die der doppelt verwaiste Knabe hier zugebracht, mancher peinliche Traum hat ihn später an die Härte dieser Zeit gemahnt. Aber er möchte wohl noch einmal am Maimorgen im Fischerkahn über dieses dunkelgrüne Wasser dahinrudern, oder am Octobernachmittag von dem hohen Naturwall des Strandes herab auf den rasenden Gischt der stahlgrünen Wellen schauen, den der steife Nordost gegen die großen Steinblöcke des unteren Strandes schleudert und sie langsam und mählich zerbröckelt. Von Jahr zu Jahr schwindet hier das Land wie auf den nordfriesischen Halligen. Hier am kieselbedeckten Ufer liegt das einsame Grab des ersten im Kriege von 1848 Gebliebenen, eines dänischen Matrosen, der am 7. April in einem kurzen Artilleriekampfe zwischen einer dänischen Flottille und zwei holsteinischen Geschützen fiel. Er hieß „Sirer" (Sieg). Ein eigenthümliches Omen, dunkel und doppelsinnig wie ein Orakel von Delphi oder Dodona.

Die See rollt höher und der Ostwind pfeift mit ungeschwächter Lungenkraft von den unsichtbaren dänischen Inseln herüber. Nach einer scharfen Wendung um die Südseite der Halbinsel Broacker blicken vom blutgetränkten Sundewitt die Mühle und das Denkmal von Düppel herunter; fern grüßt die Siegessäule von Arnkiel, dem Orte des preußischen Alsenüberganges am 29. Juni 1864. Eine der vielen deutschen Ruhmes- und Opferstätten aus dem letzten halben Menschenalter, und gewiß eine der theuersten. Es sind größere Siege erfochten worden, als die Wachtfeuer der magdeburgischen Musketiere sich in der Donau spiegelten und die Schleswiger Husaren den Hufschlag ihrer schnellen kleinen Pferde auf den Schneewegen der Bretagne ertönen ließen. Aber es liegt ein eigenthümlicher Jugendglanz auf diesen ersten Thaten von 1864, die das preußische und deutsche Herz endlich wieder in gesunder Zuversicht schlagen und eine Rettung aus dem verzehrenden inneren Hader ahnen ließen, auf dem düstern Aprilmorgen des Düppelsturmes, wie auf jener lauen Juninacht, in der die Brandenburger den ihnen vor zweihundert Jahren zum ersten Male durch den großen Kurfürsten gewiesenen Weg über den Alsensund mit märkischer Kriegsfurie überflogen. Während in Deutschland noch Alles haderte und eines Stimme gegen diejenige des Anderen war, durchfuhr die umliegenden Nationen ein plötzlicher erster Schauer vor der Größe der deutschen Staatsmacht und Kriegskunst. Wie gejagtes Wild

zerstoben die dänischen Blauen, deren zäher Widerstand in den Düppler Trancheen noch die Bewunderung der Gegner erregt hatte, in jener Nacht vor dem schrecklichen Klange der märkischen Kriegshörner. Diese That zuerst hat Preußen bei den tiefverbitterten Schleswig-Holsteinern Tausende dankbarer und anhänglicher Herzen gewonnen.

Der Dampfer macht eine kurze Wendung und legt dann bald an einer engen Schiffbrücke an. Der kleinen Stadt mit den freundlichen rothen Ziegeldächern sieht man die vielen durchlebten Schreckenstage nicht an. Eher dem alten massigen Schlosse hart am Ufer. Es ist Schloß Sonderburg, die alte „Südburg" von Alsen im Gegensatze zu der „Nordburg" am Nordende der langgestreckten Insel. Das Schloß ist das Stammhaus der beiden einzigen noch existirenden Aeste von der jüngeren königlichen Linie des Hauses Oldenburg, Holstein-Beck-Glücksburg und Holstein-Augustenburg. Das letztere Haus hat dort noch immer seine alten Fürstengrüfte. Wichtiger ist das Schloß durch die auf demselben verbüßte sechszehnjärige Haft Christians II., des Stockholmer Mörders. Man hat gegen das Andenken dieses genialsten der Oldenburger lange sehr gewüthet, neuerdings und speciell seit Dahlmanns meisterlicher Schilderung ist ihm eine bessere Würdigung zutheil geworden. Richtig ist, daß er mehr vom Fuchs als vom Löwen an sich hatte, und daß sein Charakter für einen heroischen oder tragischen zu viel schwache, ächt oldenburgische Momente zeigte. Er war kein menschenbefreiender Heros, sondern ein leidenschaftlicher, aufgeklärter und kluger Herr, der List und der plötzlich zuspringenden Gewaltthat allezeit geneigter, als dem Kampfe mit offenem Visir. Die ihm von seinen Feinden zutheil gewordene Behandlung war nach dem Maße der Zeit und den von ihm selbst gegebenen Beispielen im Grunde nicht allzu hart. Eigenthümlich war nur, daß er nicht als Gefangener Dänemarks, sondern als derjenige der schleswig-holsteinischen Ritter, seiner unversöhnlichsten Gegner erscheint, die einem der ihrigen das Wächteramt anvertrauten und selbst den Besuch des Dänenkönigs bei dem Gefangenen verbaten. Die letzten zehn Jahre seines Lebens brachte er in ritterlicher Haft zu Kallundborg auf Seeland zu, und zwar ohne eine Spur von gebrochenem Heroenthum, eher als ein behaglicher alter Herr mit starker Neigung zum Malvasier- und Burgunderconsum, der seine riesenhafte Constitution endlich im 79. Lebensjahre zertrümmerte. Im Ganzen eine ächte Gestalt aus dem lebensvollen und charakterarmen sechszehnten Jahrhundert, mehr geistreich als tüchtig, mehr eigenwillig als ausdauernd, mehr interessant als heroisch.

Von Sonderburg nach Augustenburg ist nur etwas über eine Meile. Von dem Windmühlenberg nördlich der Stadt sieht man weit in die blühende Insel hinein. Die behäbigen Höfe und Dörfer sehen aus Baumgruppen wie

aus einem Garten hervor; nur links auf Moorgrunde liegt schwarz und unheimlich das Dorf Kjäe, der Schauplatz eines kurzen aber erbitterten Widerstandes der Dänen am Morgen des 29. Juni 1864. Lange Reihen erschossener Preußen und mit dem Kolben erschlagener Dänen bezeichneten am nächsten Tage den Schauplatz dieses Kampfes; der noch zu größeren Dingen aufgehobene General Goeben verlor dabei ein Pferd unter dem Leibe. Weiter in das Land hinein schwindet die Fernsicht; die „lebenden Hecken" lassen kaum einen Ueberblick auf das Nächste zu. Der schmale Sund taucht zwischen den beiden hohen Ufern völlig unter; man merkt nichts mehr von dem Charakter der Insel. Erst unweit Augustenburg ändert sich wieder das Terrain; der Alsensund schiebt einen langen schmalen Wasserarm bis unmittelbar an Marktflecken und Park heran. Ein stilles menschenarmes Oertchen, kaum belebt durch die Garnison eines Bataillons stämmiger Landeskinder. Das auf einem wunderschönen Rasenplatz inmitten uralter Bäume belegene Schloß ist jetzt Kaserne, wie schon zur Dänenzeit. Es ist Schade darum. Wenigstens die architektonisch so armen Herzogthümer haben keinen schöneren Schloßbau aufzuweisen. Das große Herzogswappen mit dem norwegischen Löwen und dem holsteinischen Nesselblatt mahnt an verrauschte stolze Hoffnungen, denen der Donner von Königgrätz ein unsanftes Erwachen folgen ließ. Abgesehen von einigen Hoflieferantenfamilien bedauert das Scheitern dieser Hoffnungen übrigens wohl grade auf Alsen Niemand; der alte Herzog Christian August war bei manchen guten Privateigenschaften zur Erregung von Sympathien für die deutsche Fürstenart durchaus ungeeignet. Ueberhaupt stellt die gerade auf Alsen sehr lebhafte dänische Gesinnung des Landmannes dem Regime der holsteinischen Fürsten und Edelleute auf dieser Insel kein sonderliches Zeugniß aus. Störrig ist das Volk dabei gar nicht; im Gegentheil in allen nicht politischen Angelegenheiten leichter zu handhaben, als etwa der holsteinische Bauer, der gegen den Beamten ein unbesiegliches Mißtrauen besitzt und hinter jedem gemeinnützigen Verbesserungsvorschlag eine Falle wittert. Ueberhaupt ist der nordschleswigsche Bauer von guter Art, auch kriegstüchtig, wie das Landwehrbataillon Apenrade vor vier Jahren bei Montbeillard zum allgemeinen Erstaunen bewies. Aber die dänische Gesinnung wird wohl erst der dritten Generation abzugewöhnen sein.

Das Kirchdorf liegt auf einer Seitenstraße, eine Stunde von dem herzoglichen Marktflecken. Ziemlich schmutzige Bauerhäuser mit recht leidlichem Wohlstande, wie überall an der Ostseite der Herzogthümer. Der Westen ist ungleich reinlicher. Einen Büchsenschuß vom Dorfe liegt aristokratisch abgeschlossen zwischen grünen Gärten und reichen Kornfeldern der Pfarrhof, das Pächterhaus bescheiden daneben. Die Pfarrstellen auf Alsen sind von der eingeborenen Gottesgelahrtheit sehr gesucht; freilich gehört zu ihrer Versehung

Kenntniß der dänischen Sprache. Eine stattliche Anzahl von in der Geschichte der Herzogthümer namhaften Beamtenfamilien hat ihren Ursprung in den alsenschen Pfarrhäusern genommen. In den russischen Ostseeprovinzen ist dies bekanntlich ebenso. Ob es in den Herzogthümern so bleiben wird, ist allerdings fraglich; nirgends fast zeigt sich die Geistlichkeit dem Volksleben entfremdeter, als zwischen Elbe und Königsau. Ein Marsch von einer guten Stunde auf Seitenwegen führt mit schließlich sehr merkbarer Steigung auf den „Hoibjerg" (Hochberg), durch das Wort „Hügeberg" schlecht verdeutscht. Das Land fällt terrassenartig aber scharf gegen die Ostsee ab; ein schöner Buchenwald unmittelbar am östlichen Strande der Insel giebt der Scenerie einige Aehnlichkeit mit dem großartigeren Arcona. Die Weitsicht ist vorzüglich, gewiß eine der besten in dem norddeutschen Tieflande. Hinter dem blauen Wellenreich taucht im Südosten deutlich Arroe auf, das letzte Stück Herzogthum Schleswig, das die Dänen 1864 behielten, im Nordosten die große Insel Fühnen. Eine weiße Kirche an ihrem Westufer funkelt deutlich erkennbar im Sonnenlicht. Die kleine waldige Vorinsel ist Lyö, wo 1227 Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin König Waldemar den Siegreichen nächtlich gefangen nahm und dadurch die dänische Gewaltherrschaft über die südlichen Ostseeküsten für immer zerbrach; südlicher deckt die Insel Taasinge, den Eingang zu der schönen Hafenstadt Faaborg. Der dänische Seeheld Niel Juel vernichtete dort 1677 eine schwedische Flotte. Eine feine Linie am Horizont zwischen der Fühnenschen Inselgruppe und dem isolirt liegenden Arroe zeigt das langgestreckte Langeland. Dreht sich der Beschauer um, so sieht er über Südalsen, den Flensburger Meerbusen und die volle Ostsee hinweg das waldreiche Ostangeln mit dem tiefeingeschnittenen Geltinger Moor. Von Fühnen bis an die Schleimündung eine weite Rundschau aus dem vielumstrittenen Grenzgebiet der Sachsen und Dänen! Die Grenzsteine sind hier oft hin- und hergeschoben worden und das Deutschthum hat die Ebbe und Fluth der Westküste hier oft genug an seinem politischen Leben erfahren müssen. Eine seltsame Geschichte, wechselvoll und doch wieder monoton, anziehend und doch melancholisch, wie die schleswigsche Landschaft selbst und das auf dieser Scholle genährte Volk, dem ein gütiger Stern fortan dauerhaftere Schicksale und ein würdigeres politisches Dasein geben wolle!

Ein englisches Urtheil über die deutsche Reichsverfassung.*)

Von Reinhold Pauli.

Schon seit einer Reihe von Jahren haben Mitglieder der englischen Diplomatie die ihnen von der vorgesetzten Behörde gestellten Aufgaben zu werthvollen Untersuchungen und Forschungen ausgedehnt und auch dem größeren Publicum auf dem Wege des Buchhandels zugänglich gemacht. Britische Gesandtschaften unter verschiedenen Himmelsstrichen veranstalteten genaue Aufnahmen über die geographische Verbreitung des Oidium und andere naturwissenschaftliche Probleme. Historiker und Nationalökonomen nehmen nicht minder mit Interesse Notiz von gründlichen Arbeiten, welche von Diplomaten über Dorfgemeindeland und Alimente, über Lage und Bestrebungen der arbeitenden Classen, Associationen und Gewerkvereine in verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern abgefaßt und veröffentlicht worden sind. Das Neueste auf staatsrechtlichem Gebiete ist das kleine, im Allgemeinen recht anerkennenswerthe Werk über die Verfassung des neuen deutschen Reichs. Kein Engländer würde sich im Jahre 1848 und der nächstfolgenden Zeit herabgelassen haben, über German Constitution zu schreiben. Wer sich der damaligen Publicistik in England erinnert, weiß sehr wohl, wie bald das Inselreich achselzuckend und vornehm auf unsere nationalen und constitutionellen Agonien herabzusehen begann, wie und weshalb kaum eine Stimme für das gute Recht der Elbherzogthümer gegen Dänemark sich erhob und der Ruf nach einer deutschen Flotte gar als die thörichtste Illusion einer völlig unpraktischen und ziellosen volksthümlichen Bewegung verlacht wurde. Der greise Earl Russell, der soeben seine Erinnerungen an eine fünfzigjährige reich bewegte öffentliche Thätigkeit (Recollections and Suggestions 1813—1873) herausgegeben hat, stets ein ehrlicher Wortführer bürgerlicher und religiöser Freiheit und ein wohlmeinender Beurtheiler Deutschlands gewesen ist, richtete zu Ende des Jahres 1850, als die preußische Politik bei Bronzell und Olmütz jämmerlich zu Schanden wurde, folgenden charakteristischen, noch ungedruckten Brief an den Freiherrn von Stockmar: „Vierzig Millionen Menschen haben kein Recht sich zu beklagen, daß sie keine gute Regierung haben konnten, weil England kalt dazugesehen. Ihre eigenen verfehlten Wünsche und täppischen Handlungen tragen die Schuld. Hätten sie Herz und Seele darangesetzt, den alten Metternichschen Incubus abzuschütteln, so wäre es ihnen

*) A Sketch of the German Constitution and of the events in Germany from 1815 to 1871 by A. Nicolson, Third Secretary in Her Majesty's Embassy at Berlin. London, Longmans Green and Co. 1875.

sicherlich geglückt. Aber mit ihrem Wissen und Können wollten sie sich durchaus schlagen, um eine kleine Eroberung zu machen, und dem Könige von Dänemark Schleswig-Holstein rauben, was weder die Gerechtigkeit noch England dulden konnte. Und zu dem deutschen Ehrgeize kam noch ein preußischer, der jede Anstrengung durchkreuzte, verwirrte und vereitelte. Auch jetzt, da Kurhessen eine so gute und so heilige Sache hat, wie nur je eine das Mitgefühl freier Männer erregt hat, werden alle diese Sympathien getödtet und zerstört durch die Einmischung Preußens. Nicht zum Besten der Gerechtigkeit und der Freiheit, sondern lediglich wegen einer guten militärischen Stellung und der Etappenstraßen. Ich bin betrübt, wie es ein Engländer sein kann, über diese kostbaren, vielleicht verhängnißvollen Irrthümer, und ich bin betrübt, daß Ihre trefflichen deutschen Gefühle durch diese zwei Jahre beständiger Enttäuschungen aufs Tiefste verwundet sein müssen." Ich könnte leicht eine Menge wenig beachteter, aber ähnlich kurzsichtiger, insularer Urtheile aus jener Zeit aufführen, von Wellington und Peel so gut wie von Palmerston oder Cobden. Höchstens individuell gefärbt, laufen sie alle auf das Eine hinaus: die Deutschen hatten die Probe schlecht bestanden, sie galten erst recht für Wirrköpfe, unfähige Träumer und Doctrinäre.

Das ist nun in wenig mehr als zwanzig Jahren völlig anders geworden. Fehlt es doch nicht an solchen, welche meinen, daß das Verhältniß sich geradezu umgekehrt habe. Aber eben deshalb gewinnt das erste Urtheil über das gegenwärtige Resultat unserer Verfassungsschöpfung aus den Regionen, wo man vor einem Vierteljahrhundert noch so stolz und absprechend im Alleinbesitz politischer Kunst zu sein wähnte, einen besonderen Reiz.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, seinen Landsleuten, die doch nicht Alles aus den Zeitungen erfahren und behalten können, einen Begriff von der gegenwärtigen Verfassung Deutschlands zu geben, „welches jetzt so sehr die Aufmerksamkeit der Staatsmänner aller Länder in Anspruch nimmt." Zweckmäßig schickt er in einigen einleitenden Capiteln am Faden der Geschichte eine staatsrechtliche Entwickelung von den Wiener Verträgen bis zum Ende des letzten Krieges mit Frankreich im Jahre 1871 voraus. Der Stil ist schlicht und klar, die Haltung durchaus objectiv, wie es einer solchen Arbeit ansteht. Diejenigen Leser, die sich eingehender unterrichten wollen, werden auf Rönnes Verfassungsrecht, die Bücher von Von der Heydt und Thudichum über denselben Gegenstand, die Verwaltungseinrichtung von Elsaß-Lothringen und Hirths Annalen des deutschen Reichs verwiesen. Man sieht, die Liste ist wenig vollständig. Bedeutendes, wie namentlich die Schrift von R. v. Mohl ist ganz übersehen. In den historischen Partien schimmert die Benutzung der landläufigsten Handbücher zur allgemeinen Zeitgeschichte von W. Menzel und E. Arnd durch. Die große Anzahl der aus officiellen Quellen

schöpfenden Monographien hingegen, die freilich über alle möglichen Zeitschriften verzettelt sind, wird gar nicht berührt. Treitschkes Aufsätze hat der englische Botschaftssecretär nicht zur Ansicht bekommen. Besonders muß es auffallen, daß der Verfasser für die Zeit seit 1866 die beiden in praktisch-chronologischer Ordnung angelegten Bücher von L. Hahn, Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik und Die deutsche Politik seit 1867, worin man die meisten öffentlichen Actenstücke beisammen findet, gar nicht herangezogen hat.

Nichtsdestoweniger gereicht ihm die Arbeit zur Ehre, denn, was er weiß, das versteht er knapp und scharf wiederzugeben. Mit richtigem Urtheile wird aus den Bundesacten von 1815 außer dem 13. der 11. Artikel zur näheren Erörterung hervorgehoben, weil er bei der Sprengung des Bundes im Jahre 1866 von beiden Seiten angerufen wurde. Von der Periode des bundestäglichen Regiments, wie von der kurzen Episode des Frankfurter Parlaments, wird ein im Ganzen getreues Bild entworfen. Abgesehen von zahlreichen Druckfehlern begegnen freilich auch allerlei Verstöße. Bei Aufzählung der siebzehn Gruppen des Bundestages sind Weimar und die beiden Hohenzollern ausgelassen, und wird Limburg schon vor der Zeit eingefügt. Der Congreß von Aachen wird als Friede von Aachen bezeichnet. Seltsam nimmt sich das Prädicat der Wiener Schlußacte von 1820 aus: Ein großer Schritt vorwärts! Die kurze Darlegung über die Ursprünge des Zollvereins ist ganz verfehlt. Der Verfasser hat gar keinen Begriff von dem hohen Verdienste einiger preußischen Staatsmänner gerade in diesem Stück, von der ersten wirklich einigenden Kraft, die sich geltend machte, die doch dem großen wirthschaftlichen Politiker und Minister Hutchinson auf der Stelle klar wurde. Es ist das um so auffallender, als Herrn Nicolson in der Folge von den eingehenden Bestimmungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes über Verkehrswesen, Freizügigkeit, Eisenbahnpolitik bis herab zu den Tarifen für Kohle und Kartoffel augenscheinlich imponirt wird. Er weiß zu gut aus der Geschichte der englischen Verfassung, welchen bestimmenden Einfluß auf die Institutionen diese materiellen Dinge gewannen, im Mittelalter so gut wie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, um von den Umgestaltungen des altparlamentarischen Staates seit der Reformbill von 1832 ganz zu schweigen. Er weiß, daß ohne Mittel und Wege (ways and means = Finanzen), ohne eine feste, ja, stramme Verwaltung, die in den Hauptepochen der englischen Entwickelung so bestimmt hervortritt, alle noch so herrlichen Institutionen in der Luft stehen würden. Es ist daher ein Mangel in seiner Darstellung, wenn die Herausbildung dieser beiden Elemente durch Preußen, und zwar schon in der vorconstitutionellen Zeit, nicht zur Anschauung gebracht wird.

Zu den kleinen Versehen gehört weiterhin, daß der Tag zu Gotha von Gagern als „Rumpf-Parlament" berufen worden sei. Der Beitritt Hannovers

zum Zollverein wird irrig 1851 statt 1852, sowie in der in der Hauptsache anerkennenswerthen Darstellung des Verlaufs der schleswig-holsteinschen Angelegenheit die Erstürmung der Düppeler Höhen durch die Bundestruppen um ein Jahr zu spät hinter die Schlacht von Idstedt angesetzt. Der Streit zwischen Oesterreich und Preußen über die Herzogthümer, die sie gemeinsam Dänemark entrissen haben, ist an der Hand der Documente gut entwickelt. Aber die beiden Rivalen lassen sich doch schwerlich als „two nations" bezeichnen. Und wie man auch über das Anrecht des Herzogs von Augustenburg denken mag, wäre seine Succession wirklich „more logical" gewesen als die Einverleibung in Preußen, nachdem gerade an dieser Frage von Bismarck über die Vielstaaterei der Stab gebrochen wurde? Andererseits versucht der Verfasser Preußens Handlungsweise am 14. Juni 1866 aus den in Frage kommenden Artikeln der Bundesacten von 1815 und 1820 zu rechtfertigen, die gerade von Oesterreich und seinen Genossen durch Mobilmachung der Bundesarmee gebrochen worden seien. In der mächtigen Wendung der Dinge legt er das Gewicht nicht sowohl auf den Erfolg der Waffen und die Eroberung, als dahin, daß, „ehe ein Kanonenschuß fiel", die Grundzüge der Verfassung vorlagen, aus der „ein neues und gesunderes Gewächs an Stelle des verfallenen Baumes" aufsprießen sollte. In dem Ueberblick der Ereignisse, welche auf die Ausbildung der Verfassung einwirken, sind die Hauptpunkte sicher und richtig getroffen. Mit lobenswerther Präcision wird auf Anwendung der wirklichen Titel: „Deutsches Reich", „Deutscher Kaiser", „Kronprinz des Deutschen Reichs" gedrungen, wogegen freilich nicht nur die englische, sondern ebenso gut unsere heimische Presse zu sündigen fortfährt.

In dem Schlußcapitel, dem bedeutendsten, werden nach der Reihe an der Verfassung des norddeutschen Bundes nebst dem Zollparlament und an der Reichsverfassung von 1871 die Befugnisse der Centralgewalt gegenüber den Einzelstaaten, die Rechte der Unterthanen, Bundespräsidium und Kaiser, Kanzler und Bundeskanzlei, der Bundesrath mit seinen Ausschüssen, der Reichstag mit Präsidium, Geschäftsordnung, gesetzgebenden Befugnissen und Privilegien der Mitglieder, Militär, Verkehrswesen und Finanzen erörtert. Am Schluß wird kurz auf die Unvollkommenheiten und ungelösten Probleme hingewiesen, wobei bemerkenswerth der unitarischen Tendenzen, da sie dem föderativen Princip den Untergang bereiten würden, in keiner Weise Erwähnung geschieht. Charakteristisch ist, daß der Wortschatz der englischen Sprache, wie man das z. B. auch in Nordamerika beobachten kann, in politischen Dingen entschieden hinter dem deutschen zurücksteht und nicht ausreicht, um die Abwandlungen und Gegensätze ohne Umschreibungen scharf und präcis hervorzukehren. Der Engländer nimmt daher gern die fremden originalen Ausdrücke, wie Staatenbund und Bundesstaat zur Hilfe. Ueber die

parlamentarische Union geht unser Autor nicht hinaus und das Wort Einheitsstaat hat er augenscheinlich vermieden.

Der Verfasser wird gut thun einer neuen Auflage, die nicht ausbleiben wird, die Verfassungen von 1867 und 1871 vollständig und, so weit sie abweichen, in parallelen Columnen beizugeben, wie sie zum Zweck staatsrechtlicher Vorlesungen an der Universität Göttingen in ungemein lehrreicher Weise zusammengestellt sind. Wie man in England aus dem mit jeder Auflage immer besser und vollständiger gewordenen Buche von Bryce, the Holy Roman Empire, zuerst Einsicht in die ältere deutsche Verfassungsgeschichte und die Zusammenhänge einer centrifugalen Staatenbildung zu gewinnen suchte, so wird dies kleine Werk voraussichtlich zum viel benutzten Lehrbuch über unser neues Reich werden und zuversichtlich in rasch auf einander folgenden Editionen durch Beseitigung der gerügten Verstöße und Mängel immer wirksamer seinen Zweck erfüllen.

Die Schuldhaft in England.

Von Gustav Cohn.

Ein interessantes Beispiel für die allgemeine Thatsache, daß die englische Gesetzgebung im Gegensatz zu der continentalen immer nur stückweise reformirt, niemals in einem systematischen Sinne herrschenden Doctrinen freies Feld gegeben, liberalen Anforderungen der Neuzeit an Privat- und Strafrecht, Wirthschaftsgesetzgebung, politische Berechtigung u. dgl. m. nur bedächtig Zugeständnisse gemacht hat — ist die Reform der Schuldhaft in jenem Lande. Der Gang jener Gesetzgebung im letzten Menschenalter war lehrreich für den Zustand der gesetzlich herrschenden Schuldhaft in anderen Ländern, und ist lehrreich für den gegenwärtigen Zustand der aufgehobenen Schuldhaft.

Im Jahre 1832 erklärten die Mitglieder der königlichen Commission, welche zur Berichterstattung über die Reform des Strafrechts niedergesetzt war, in ihrem Bericht Folgendes:

„Das Princip des jetzt herrschenden Rechts geht dahin, durch die ununterschiedliche Anwendung starker Zwangsmittel, des Arrests und der Einsperrung, die Gerechtigkeit herzustellen. Dies System hat sich als so hart und ungerecht erwiesen, daß man es endlich als nothwendig anerkannte, seine Folgen durch das Gesetz über die Zahlungsunfähigkeit zu mildern. . . Man hat aber die Ursache dieser Folgen fortbestehen lassen, und diese muß beseitigt werden, indem man die Ermächtigung zur Schuldhaft selbst beschränkt und zwar auf solche Fälle, in welchen sie gerechtfertigt ist durch das deutliche

und gerechte Princip, erstens den Schuldner zu hindern, daß er betrügerischer Weise sein Vermögen bei Seite schafft, zweitens ihn für wirklich begangenen Betrug zu bestrafen, drittens ihn zu zwingen, nach gefälltem Urtheil entweder die Schuld zu bezahlen oder eine Cession seines ganzen Vermögens zu Gunsten des Gläubigers vorzunehmen. Darüber hinaus, das ist unsere Ansicht, ist die Schuldhaft weder principiell gerechtfertigt, noch praktisch zuträglich."

Zu der Zeit, wo dieser Commissionsbericht erstattet wurde, konnte nämlich in England ein Schuldner noch, blos um sein Erscheinen im Processe zu erzwingen, vor gefälltem Urtheil in Arrest gebracht werden, eben so wie nach gefälltem Urtheil. Dies wurde indeß, in Folge jenes Berichtes, durch Gesetz vom Jahre 1838 (1 und 2 Vict. c. 110) beseitigt.

Sechs Jahre später that man einen weiteren Schritt, indem man (1848, 7 und 8 Vict. c. 96) die Schuldhaft auch nach gefälltem Erkenntniß in so weit beschränkte, daß außer für Betrug oder dem Betruge ähnliches Mißverhalten Niemand zur Haft gebracht werden konnte, sofern es sich um eine Summe unterhalb zwanzig Pfund Sterling handelte.

Schon im folgenden Jahre aber reagirte gegen die durch das Gesetz von 1844 ertheilte Freiheit der kleinen Schulden von der Schuldhaft ein ergänzendes Gesetz (8 und 9 Vict. c. 127), welches dem „betrügerischen Mißverhalten" eine weitere Ausdehnung und deutlichere Fassung geben sollte. Dasselbe bestimmte: „Falls der Gerichtshof die Ansicht gewinnt, daß der Schuldner des Betruges schuldig gewesen bei Contrahirung der Schuld oder bewußt, ohne vernünftige Aussicht auf Fähigkeit zur Rückzahlung sie contrahirt hat oder daß er sein Vermögen bei Seite geschafft hat, um es seinen Gläubigern zu entziehen oder daß er fähig ist, die Schuld allmählich abzuzahlen und es doch nicht thut — dann sollte der Gerichtshof für jede Frist bis höchstens vierzig Tage ihn zur Haft bringen lassen dürfen." Zugleich wurde bestimmt, solche Haft solle niemals als Tilgung der Schuld gelten, was bisher in der Praxis der Gerichtshöfe häufig der Fall gewesen war.

Ja eine abermalige Reaction brachte das nächstfolgende Jahr durch Einrichtung der „Grafschaftsgerichte" (County-Courts 1846, 9 und 10 Vict c. 95), indem es den anderen Voraussetzungen für die Haft, eine alte Bestimmung erneuernd hinzufügte, wonach jeder Schuldner, welcher blos einer gerichtlichen Ladung nicht folgte, ebenfalls eingesperrt werden sollte. Und diese Bestimmung blieb bis zum Jahre 1859 bestehen.

Nachdem dann noch im Jahre 1861 die Bestimmungen des „Bankerott-Gesetzes" von den Kaufleuten und Gewerbtreibenden auf die Gesammtheit der Schuldner (ausgenommen derer, welche unter die Competenz der Grafschaftsgerichte, £ 20, fielen) ausgedehnt waren, wonach der Schuldner durch Erfüllung gewisser Vorschriften Entlassung aus der Haft vom Gerichte erlangen

kann — wurden im Jahre 1869 die beiden Gesetze ins Leben gerufen, welche die heute geltenden sind.

Das erstere der beiden war die „Acte über die Abschaffung der Schuldhaft, für die Bestrafung betrügerischer Schuldner und für andere Zwecke“ (32 und 33 Vict. c. 62) — das andere die „Acte zur Consolidirung und Amendirung des Bankerottgesetzes“ (32 und 33 Vict. c. 71).

Das erstere Gesetz schrieb Folgendes vor: Es solle künftig Niemand zur Haft gebracht werden wegen Nichtzahlung einer schuldigen Summe Geldes. Hierbei blieb indessen vorbehalten, daß für höchstens sechs Wochen eine Haft sollte verfügt werden können in dem Falle, wo dem Gerichtshofe der Beweis geliefert sei, daß der Schuldner die Mittel besitzt zu bezahlen und dennoch die laut Erkenntniß schuldige Zahlung verweigert.

Das andere Gesetz faßt das Recht des Bankerotts dahin zusammen, daß der Insolvente sein ganzes Vermögen zu Gunsten der Gläubiger hergiebt, worauf er seiner Verbindlichkeiten durch das Gericht entlassen werden kann, vorausgesetzt entweder, daß sein Vermögen nicht weniger als fünfzig Procent der Schulden ergeben hat, oder daß ein Beschluß der Gläubiger ihn für den Ausfall unterhalb fünfzig Procent der Verschuldung freispricht. Nach solcher Entlassung aus den Schulden durch Erkenntniß des Gerichtshofes ist der Bankerotteur persönlich und mit seinem zukünftigen Vermögen von allen Forderungen befreit, ausgenommen Ansprüche der Krone oder Verpflichtungen, die er durch betrügerische Mittel eingegangen ist.

Das Bankerottgesetz gilt für Personen, deren Schuldmasse mindestens fünfzig Pfd. Sterl. beträgt. Sie sind durch Abtretung ihres Vermögens von der Schuldhaft, welche nach dem ersteren Gesetze die kleinen Schuldner trifft, befreit.

Hiermit ist in möglichster Kürze der neuere Gang und gegenwärtige Stand der heutigen englischen Schuldhaftgesetzgebung angegeben.

Die augenscheinlich verschiedene Behandlung der größeren und der kleinen Schuldner durch jene Gesetzgebung des Jahres 1869 hat zur Folge gehabt, daß dieser Zustand in allerneuester Zeit abermals erörtert worden ist.

Im Frühjahr 1873 setzte das Unterhaus des Englischen Parlaments einen Ausschuß nieder, welcher nach englischer Weise Zeugen über die Praxis der Grafschaftsberichte hören und alsdann dem Hause Bericht erstatten sollte. Dieser Bericht ist am 24. Juli 1873 erstattet worden und liegt uns vor.*)

Ueber jenen Unterschied des Rechtes sagt der Bericht selber dieses.

Der Hauptunterschied besteht darin, daß der größere Schuldner als

*) Report from the Select Committee on Imprisonment for Debt, together with the Proceedings of the Committee, Minutes of Evidence and Appendix.

Bankerotteur durch Zahlung von fünfzig Procent oder durch Accord mit seinen Gläubigern über eine geringere Dividende (was das übliche ist*) vollständig von seinen Schulden liberirt wird. Dagegen kann man dem kleinen Schuldner all seine Habe nehmen und ihn obenein ins Gefängniß setzen. Selbst wenn er dem einen Gläubiger Abzahlungen macht, indem er sich etwa durch Darlehn von Freunden zu helfen sucht, dann bleiben seine anderen Gläubiger unbefriedigt und ein gleicher Proceß kann gegen ihn beständig wiederholt werden, ohne daß er die Möglichkeit besitzt, ein gleiches Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen wie der größere Schuldner.

Ueber diesen Zustand sind nun lebhafte Klagen vor den Untersuchungs-Ausschuß gelangt.

Mr. Kerr, ein Richter des Gerichtshofes für kleine Schuldforderungen in der City von London, berichtet vor dem Ausschusse von einem Vorfalle, welcher frappant diesen Widerspruch aufdrängte. Vor ihm erschien ein Verklagter, welcher auf Ladung des Verwalters einer Concursmasse zu antworten hatte; dieser fragte: „Ist es wohl recht, daß ich die volle Forderung diesem Manne zahlen soll bei Strafe der Einsperrung, während dieser Mann nur die Hälfte bezahlt hat und jetzt frei ist?“ Er, Mr. Kerr, habe ihm geantwortet: „Nein, ich denke nicht, daß es recht ist, aber ich kann da nicht helfen.“

Derselbe Zeuge bezeichnet den gegenwärtigen Zustand also: „Der reiche Mann wischt auf einmal die ganze Schuld weg; aber der arme Mann schleppt sich sein Leben lang mit einer erbärmlichen Schuld.“

Aehnlich äußern sich mehrere andere Richter und Beamte aus den Provinzen. Mr. Leech, ein Anwalt aus Derby, antwortet auf die Frage eines Ausschußmitgliedes, ob er irgend einen wesentlichen Unterschied zwischen der vom Lohne und der vom Kleinhandel lebenden Klasse finden könne, welche jene verschiedene Behandlung rechtfertige: „Nicht den geringsten; vielmehr scheint die Behauptung durchaus berechtigt, daß es ein Gesetz für den Reichen und ein anderes Gesetz für den Armen giebt; ich weiß, daß die arbeitenden Klassen diese Ueberzeugung hegen.“

Solchen Ansichten gegenüber wird nun aber behauptet, allerdings seien die beiden Kategorien von Fällen verschieden und verlangten eine verschiedene Behandlung. Es würde im Falle der kleinen Schuldner schwierig, ja unmöglich sein, dasselbe Mittel zu gewähren, welches das Bankerottgesetz den größeren Schuldnern gewährt. Ferner werde die Einsperrung der kleinen

---

*) Nach einer amtlichen Aussage haben unter 7000 Bankerotten in London nicht weniger als 6000 unter zehn Procent als Accordsumme gezahlt. Vgl. die Zeugenaussagen des oben erwähnten Parlamentsberichts Nr. 6711.

Schuldner nur verhängt, wenn trotz Zahlungsfähigkeit keine Zahlung erfolgt — wie das Gesetz es vorschreibt — was ja keine Härte in sich schließe, da alsdann der Schuldner nur gezwungen werde, eine Verpflichtung zu erfüllen, die er erfüllen kann, aber aus freien Stücken nicht erfüllen will.

Aber der Parlamentsausschuß bestreitet, daß gerade bei diesem Verfahren gegen die kleinen Schuldner die also behauptete Gerechtigkeit gewahrt werde. Während die größeren Schuldner, unter dem Bankerottrecht, gleich den Gläubigern durch ihre Anwälte vertreten werden und nichts versäumt wird, was vor Gericht zu ihren Gunsten angeführt werden kann, befindet sich der kleine Schuldner in einer ganz anderen Lage: er ist aus Furcht seine Beschäftigung zu verlieren regelmäßig nicht im Stande, vor Gericht zu erscheinen und er hat auch keinen Anwalt, welcher sich seiner Sache annimmt. Die Folge davon ist, daß über seine Zahlungsfähigkeit, seinen guten oder bösen Willen und alle anderen dazu gehörigen thatsächlichen Momente die Information oft sehr lückenhaft ist und der Richter selbst bei redlichem Bemühen nicht der näheren Sachlage gerecht werden kann. Die Zahlungsfähigkeit des kleinen Schuldners beruht auf der Höhe des Lohnes, welchen er verdient, dann aber auch auf den Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Familie, ferner auf seinen Verpflichtungen gegen andere Personen. Die ersten beiden Punkte werden vielleicht noch festgestellt, der dritte aber selten oder niemals; und in dem letzten gerade liegt der große Nachtheil der kleinen Schuldner gegen den großen, welcher sich im Concursverfahren mit allen Gläubigern auf einmal abfindet, während der kleine Schuldner von einem Gläubiger nach dem anderen gezwackt werden kann, die Gesammtheit der Schulden aber nicht gekannt wird in dem einzelnen Falle, wo der Richter über seine Fähigkeit urtheilen soll, die einzelne Schuld zu zahlen — was offenbar zutreffend nur möglich ist, wenn man alle Verpflichtungen des Mannes kennt.

Nun giebt es zweierlei Anschauungen, welche eine Reform des vorhandenen Mißverhältnisses fordern.

Die eine will gänzliche Abschaffung der Schuldhaft, die andere will nur Milderungen mit Beibehaltung der Schuldhaft.

Die erstere läßt sich mit ihren Gesichtspunkten folgendermaßen zusammenfassen. In vielen Districten von England und Wales wird notorisch — nach übereinstimmenden Zeugenaussagen vor dem Ausschusse — eine Menge von Schulden contrahirt und eine ungebührliche Masse Credit gewährt oft ohne Kenntniß des eigentlich Verpflichteten (namentlich an die Ehefrauen); bei dieser Art von Creditgewährung verläßt sich der Gläubiger meistens auf die Schuldhaft als ein Mittel zu seinem Gelde zu kommen; der Besitz dieses Zwangsmittels über die Person des Schuldners verleitet gar zu häufig zur Nichtachtung der gewöhnlichen Pflicht zur Vorsicht auf Seiten des Gläubigers

bevor er auf die Schuld eingeht; ein fehlerhaftes System des Credits ist durch diese Mißbräuche herbeigeführt worden. Ferner wird geltend gemacht, daß die Schuldhaft eine Abweichung von dem gemeinen Rechte Englands ist, denn dieses habe die Execution gegen das Vermögen ursprünglich als das entsprechende und als das einzige Mittel anerkannt. Auch besteht in Schottland (dessen Rechtszustand ja vielfältig von dem englischen abweicht) keine Schuldhaft für kleinere Beträge als acht und ein drittel Pfund Sterling (hundert Pfund Schottisch) so wie dort ferner die Arbeitslöhne bis zur Höhe von ein Pfund Sterling wöchentlich vor Beschlagnahme geschützt sind. Nichts desto weniger hat sich dort das Geschäftsleben so eingerichtet, daß jeder wünschenswerthe Credit dort gewährt wird — und das Gleiche wird, wie man erwartet, in England nach Beseitigung der Schuldhaft der Fall sein. Hierzu wird erläuternd namentlich hervorgehoben, daß der unvermeidliche Erfolg der gegenwärtig verhängten Schuldhaft meist der ist, für eine Zeit lang die Hauptmittel des Schuldners zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu vernichten, daß dieselbe daher jene Verpflichtungen auf den Erwerb der anderen Familienmitglieder wälzt oder den Schuldner veranlaßt, sich davon durch Contrahirung neuer Schulden unter der Form von Darlehn zu befreien. Der Durchschnittsbetrag der Schulden, um derentwillen die Schuldhaft verhängt wird, erreicht nicht einmal ein Drittel jenes Maximumbetrages, welcher in Schottland von der Schuldhaft befreit ist, drei Fünftel aller Schuldklagen gehen auf Beträge, die geringer sind als zwei Pfund Sterling; viele derselben hat man oft lange Zeit ausstehen lassen und sie dann an Schulden-Eintreiber verkauft, durch welche die Schuldhaft dann im Wege des Processes durchgesetzt wird. Die Kosten der Schuldhaft und der Unterhaltung des Schuldners in derselben haben die Steuerzahler der Grafschaft zu zahlen. Das Gerichtsfahren, wie schon erwähnt, giebt keine Gewähr für eine ausreichende Kenntniß der Zahlungsfähigkeit des Schuldners, besonders mit Rücksicht auf seine Schulden an dritte Gläubiger. Auch ist die Handhabung des Gesetzes ungleich und unsicher in ihren Resultaten, indem die Dauer der Haft ganz schwankend ist, von sieben bis zehn und vierzehn Tagen bis hinauf zu zwanzig, ja vierzig Tagen; es giebt viele Fälle, wo derselbe Schuldner wiederholt zur Haft verurtheilt ward und die Häufigkeit solcher wiederholten Haftfälle beweist, daß die Schuldhaft nicht den unehrlichen Schuldner von der Wiederholung abschreckt, wogegen sie dem ehrlichen Schuldner eine unverdiente Strafe auferlegt und ihn ungebührlich hart drückt.

Unter dem Eindrucke aller derartiger Erwägungen wird gefordert, daß die Acte vom Jahre 1869 insoweit abgeändert werde, daß die Schuldhaft künftig nicht mehr von Grafschaftsrichtern verhängt werden könne, außer in denjenigen Fällen, wo die Schuld vermittelst falscher thatsächlicher Behauptungen contrahirt worden ist.

Eine radicale Aufhebung der Schuldhaft wird also auch von dieser Seite nicht verlangt.

Nun hören wir die Erwägungen des anderen Theiles.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist der Credit für den Armen eben so gut eine Nothwendigkeit wie für den Reichen: wenn aber die Schuldhaft abgeschafft würde, so würde ein großer Theil des dem Armen unentbehrlichen Credits vernichtet oder wegen des größern Risicos vertheuert werden. In jedem würde es den arbeitenden Klassen nachtheilig sein, zumal für Fälle unerwarteter Krankheit oder Mangels an Beschäftigung. Die Schuldhaft trete ja nur ein, wo bei Zahlungsfähigkeit die Zahlung unterbleibt, und in solchem Falle sei die Haft keine Härte. Auch sei erwiesen, daß öfters erst die Androhung der Haft zahlungsfähige Schuldner zur Zahlung veranlaßt. Wenn die Richter trotz ihres Eifers um Kenntnißnahme der Verhältnisse des Schuldners öfters sich irren, so braucht darum nicht die Schuldhaft gegen Böswillige aufgehoben, sondern das Gesetz nur verbessert zu werden, damit jene Kenntnißnahme befördert werde. Denn würde die Schuldhaft ganz beseitigt, so würde manch ein hartnäckiger oder unehrlicher Schuldner der Erfüllung seiner Verpflichtungen zu entgehen wissen. Die Furcht vor der Haft sei gerade so sehr wie die Haft selber das Mittel für den Gläubiger, seinen Anspruch durchzusetzen, und gerade diese latente Wirkung der Schuldhaft lasse sich durch keine Ziffer bezeichnen. Ein Executionsmandat gegen das Vermögen des Schuldners würde gar kein Ersatz sein, da der Regel nach der Schuldner keine anderen Besitzthümer hat als diejenigen, welche das Gesetz von der Pfändung befreit.

Es mag zu diesen Erwägungen noch hinzugefügt werden, daß die große Mehrzahl der Grafschaftsrichter zu Gunsten der bestehenden Schuldhaft sich ausgesprochen hat, von der Ansicht ausgehend daß die arbeitenden Klassen den Credit absolut nicht entbehren können und ihnen die Kleinhändler keinen Credit mehr geben würden, wenn die Schuldhaft fortgefallen wäre.

Auf Grund jener beiderseitigen Anschauungen und Gründe ist nun der Ausschuß zu folgenden Resultaten gelangt.

Indem er wesentlich denjenigen Erwägungen sich anschließt, welche für Aufhebung der bestehenden Schuldhaft sprachen, verlangt er:

Es soll der Grafschaftsrichter in jedem Falle einer Schuldklage sich überzeugen, ob der Schuldner noch andere Schulden hat, indem er den Schuldner veranlaßt, in bemessener Frist einen wahrheitsgetreuen und vollständigen Bericht über alle seine Schulden und alle seine Mittel zur Zahlung derselben einzureichen; und der Richter soll ein dem entsprechendes Erkenntniß auf Zahlung der Schulden abgeben, sei es auf volle Zahlung oder auf Ratenzahlung oder auf Execution in das Vermögen des Schuldners, je nach Be-

finden der Richters. Die Vertheilung und Auszahlung der Summen soll vor Gericht geschehen.

Es sollen die Bestimmungen der Gesetze vom Jahre 1869 über betrügerische Schuldner revidirt werden.

Es soll die Ermächtigung zur Schuldhaft, wie sie jetzt von den Grafschaftsrichtern gehandhabt wird, aufgehoben werden.

Da bei Annahme dieser Empfehlungen der Verkehr der kleinen Leute bedeutend dadurch beeinflußt werden würde, so soll das neue Gesetz erst nach angemessener Frist in Kraft treten, damit sich der Verkehr bei Zeiten darauf einrichten kann.

So der Unterhaus-Ausschuß.

Eins wird, wie man sieht, im bestehenden Rechte wie in den Reformvorschlägen stets festgehalten, das ist die Bestrafung der „bösen" Schuldner im eigentlichen Sinne des Wortes. Der geltenden Praxis wird nur vorgeworfen, daß sie hierin zu weit gegangen ist.

Indogermanische Rechtsalterthümer.

Von Julius Jolly.

Ist es wahr, daß bei allen Völkern die staatliche Entwicklung mit patriarchalischen Zuständen beginnt? Und liegt in der Geschichte des Grundeigenthums dem modernen Sondereigenthum eine Periode des Genossenschaftseigenthums voraus? Während man früher geneigt war namentlich die erstere dieser beiden Fragen, deren besondere Wichtigkeit keiner Hervorhebung bedarf, die aber mit der anderen in einem, wie sogleich erhellen wird, sehr engen Zusammenhange steht, ohne weiteres zu bejahen und das patriarchalische Leben der hebräischen Erzväter, wie es die Bibel schildert, als den Urzustand der menschlichen Gesellschaft anzusehen, glauben neuere Forscher, von ehelosen „hetäristischen" Zuständen als den ältesten ausgehen zu müssen. Theils allgemeine Erwägungen psychologischer Natur, theils die Mittheilungen, die uns von glaubwürdigen Reisenden über die Lebensweise gewisser uncivilisirter Volksstämme zugekommen sind, haben neuerlich einen namhaften englischen Forscher, Sir John Lubbock, zu der Annahme einer ehelosen Vorzeit geführt, und ähnliche Ansichten über die Anfänge des geselligen Zusammenlebens der Menschen treten jetzt auch bei anderen Schriftstellern auf, unter denen wir Mac Lennan und F. v. Hellwald in seinem interessanten Werk über allgemeine Culturgeschichte hervorheben.

Es ist schwer, dieser Anschauung mit allgemeinen Gründen wirksam ent-

gegenzutreten. Denn die patriarchalisch organisirte Familie, bestehend aus einem Inbegriff von Weibern, Kindern und Sclaven, von lebendigem und leblosem Eigenthum, alle zusammengehalten durch die despotische Gewalthaberschaft eines Hausherrn, ist ein so complicirtes Ding, daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn Jemand eine in dieser Weise zusammengefügte Gesellschaft nicht als Grundlage und frühesten Ausgangspunkt aller socialen Entwicklung anerkennen will. Es ist gleichwohl Peschel in dem von der „Ehe und väterlichen Gewalt" handelnden Abschnitt seiner Völkerkunde gelungen, mindestens Spuren beider Einrichtungen bei den meisten Völkern nachzuweisen und zugleich einige Hauptargumente Lubbocks siegreich zu widerlegen. Auffallend ist es nur, daß Peschel bei seiner Beweisführung nicht auch die Untersuchungen und Ergebnisse Sir H. Maines in seinen „Village Communities"*) benützt hat, die sich zwar nur auf das engere Gebiet des indogermanischen Alterthums erstrecken, durch diese Beschränkung aber an Interesse wenig verlieren, an Zuverlässigkeit erheblich gewinnen. Wenn freilich selbst ein Gelehrter von so eminenter Belesenheit wie Peschel das Buch von Maine nicht zu kennen scheint, so geht hieraus hervor, wie wenig es überhaupt in Deutschland bekannt geworden ist. Ebendeshalb aber halten wir es für Pflicht, auch nachträglich auf die reichen Erfahrungen, auf die geistreichen Combinationen hinzuweisen, die der in seinem Vaterlande hochangesehene Verfasser des „Ancient Law", ehedem juristischer Beirath der höchsten indischen Regierungsbehörde und jetzt Professor der Jurisprudenz in Oxford, hier in der ansprechenden Form von sechs Vorlesungen niedergelegt hat.

Es ist unsere zweite Frage, deren Beantwortung den Verfasser hauptsächlich beschäftigt, und er nimmt seinen Ausgang von den europäischen Ueberresten einstigen Genossenschafts- oder gemeinsamen Eigenthums, um hieran eine äußerst lehrreiche Schilderung der Besitzverhältnisse in den indischen Dorfgemeinden zu knüpfen. Diese Verhältnisse sind den englischen Beamten in Indien nicht immer so klar gewesen wie heutzutage, vielmehr sind früher aus Unkenntniß derselben verhängnißvolle Mißgriffe gemacht worden, obschon in dem schon 1792 von Sir W. Jones ins Englische übersetzten Gesetzbuche des Manu und namentlich in den kurz darauf von Colebrooke übersetzen Werken neuerer indischer Juristen Winke genug über gemeinsamen Besitz, Haftung der Miteigenthümer für Schulden u. dgl. enthalten sind, um Jeden, der seine Augen offen hält, von der radicalen Verschiedenheit der indischen Eigenthumsrechte von den deutschen zu überzeugen. Maine führt zur Entschuldigung der Blindheit, welche die früheren englischen Statthalter hiergegen bewiesen haben,

*) Village Communities in the East and West. Six Lectures delivered at Oxford by Sir H. S. Maine. 2d edition. London 1872.

an, daß in Bengalen, der zuerst eroberten Provinz, die einstige Bedeutung der Dorfgemeinden vielfach geschwunden und das Recht an Grund und Boden im Uebergang von gemeinsamem zu Individualeigenthum begriffen sei. Ob sich hiermit die berüchtigte Maßregel des Lord Cornwallis genügend vertheidigen läßt, haben wir hier nicht zu untersuchen; er schuf nemlich in Unterbengalen dadurch, daß er die ehemaligen Steuereinnehmer der von den Engländern verdrängten mohamedanischen Despoten als Großgrundbesitzer anerkannte, eine ganz neue Aristokratie, deren Werth oder vielmehr Werthlosigkeit sich leicht ermessen läßt. Wie dem auch sein mag, jedenfalls haben die begangenen Fehler und die traurigen Folgen derselben zu einer sorgfältigen Prüfung der agrarischen Verhältnisse des Landes veranlaßt, deren wichtigste Resultate eine ebenso solide Grundlage für Maines Schilderung der indischen, wie sie die berühmten Arbeiten G. L. v. Maurers für seine Schilderung der deutschen Zustände abgaben.

Das ganze civilisirte Indien läßt sich als ein Aggregat von unzählbaren Dorfbezirken betrachten, und selbst die größeren indischen Städte lassen meist ihre Entstehung aus Dörfern noch heutzutage deutlich erkennen. Zur Bestätigung dieser Bemerkung Maines sei hier gleich erwähnt, daß auch Lassen in seiner „Indischen Alterthumskunde" neben dem Kastenwesen die Dorfverfassung als den zweiten Pol des indischen Staates wiederholt und schon für die ältesten Zeiten bezeichnet. Diese Dorfbezirke nun zerfallen je in drei Theile, das Ackerland, die Brache, die zugleich als Gemeinweide dient, und das Dorf selbst. Das Ackerland oder die Feldmark ist unter die Familienväter des Dorfes aufgetheilt, aber bei dem Anbau ihrer Ackerloose müssen sie alle sich nach einer Reihe sehr complicirter Regeln über die Bewirthschaftung des Bodens richten, die von Alters her überliefert als unabänderliche Normen festgehalten werden. Ist also dem Anscheine nach der Acker, den ein Bauer mit seinen Söhnen und Knechten oder Sclaven bestellt, sein individuelles Eigenthum, so beweisen doch die Einschränkungen, denen er bei der Ausnützung dieses Eigenthums mitsammt den übrigen ansässigen Männern seines Bezirks unterworfen ist, daß der That nach auch sein Ackerloos als Eigenthum der genannten Gemeinde aufgefaßt wird, so gut wie der zweite Hauptbestandtheil ihres Grundbesitzes, die Gemeinweide oder, um das alte deutsche Wort zu gebrauchen, die Almend. Diese pflegt in Indien einen sehr großen Umfang zu haben, einen so großen, daß unter den harten Vorwürfen, welche der englischen Verwaltung in Ostindien nach dem Aufstande von 1857 von allen Seiten gemacht wurden, auch der vorkam, sie lasse weit ausgedehnte Strecken öde liegen, anstatt sie mit englischen Colonisten zu besetzen und dadurch in die Masse der eingeborenen Bevölkerung einen Keil europäischer Ansiedler einzuschieben. Allein dieses unangebaute Terrain ist, wie alsbald die besten

Kenner der indischen Agricultur nachwiesen, kein herrenloses Land, sondern die Einwohner der Bezirke, in denen es liegt, sind sich ihres Eigenthumsrechts darauf wohl bewußt, selbst dann, wenn sie kein Vieh darauf zur Weide treiben, da bei einem so vorwiegend vom Ackerbau lebenden Volke, wie es die modernen Hindu sind, die Viehzucht nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Bleiben wir hierbei vorerst stehen, so ist es unmöglich die Analogie der indischen Bodenverhältnisse mit jener Phase des deutschen Grundeigenthums zu verkennen, die durch die Forschungen G. L. v. Maurers aufgedeckt worden, von Nasse u. a. auch für das mittelalterliche England nachgewiesen ist und sich in diesen Ländern, sowie in Scandinavien theilweise bis auf den heutigen Tag forterhalten hat. So lange die Viehzucht noch überwog, bestand der Grund und Boden in diesen Ländern zum größten Theil aus Wiesen und Wäldern, in die sich eine Anzahl von Markgenossenschaften getheilt hatten. Jedes Mitglied der Genossenschaft durfte sein Vieh darauf zur Weide treiben oder in dem Walde Holz fällen, indem nur ein erwählter oder erblicher Aufseher darüber wachte, daß die übrigen Genossen dadurch nicht zu kurz kamen. Die Feldmark stand meistentheils unter der Herrschaft des Dreifeldersystems, und hier ist es merkwürdig genug, daß auch in verschiedenen Gegenden Indiens eine Eintheilung des zu dem Dorfe gehörigen Ackerlandes in drei Gemeindeäcker auftritt. Man könnte hiernach auf die Idee kommen, daß die Dreifelderwirthschaft noch weit über Tacitus Zeiten hinauf bis in die indogermanische Urzeit zurückreiche, wären nicht, wie Maine einsichtig bemerkt, die Bedingungen der Bodencultur in einem tropischen Lande von den mittel- und nordeuropäischen zu verschieden, um hier mehr als ein Spiel des Zufalls zu sehen. Kein Zufall ist es dagegen, daß das Eigenthumsrecht des deutschen Bauern auf die Feldmark seines Dorfes genau auf die nämliche Weise geregelt ist wie in Indien; auch er hat einen Theil davon als freies Eigenthum inne, auch ihm sind andererseits durch eine Menge gewohnheitsrechtlicher Bestimmungen über die Art des Anbaus die Hände gebunden. Diese Bestimmungen mögen von den in Indien geltenden völlig abweichen, wie sie auch bei uns ja nach den Provinzen differiren oder differirten, aber ihr Zweck ist hier wie dort der gleiche, nämlich der, mit der Annehmlichkeit getrennten Eigenthums die Vortheile einer gleichmäßigen Bewirthschaftung zu verbinden.

Noch deutlicher wird die Richtigkeit der Maineschen Parallele hervortreten, wenn wir uns von der Feld- und Landmark dem Dorfe selbst zuwenden. Das Regiment in dem alten deutschen vicus, wie Tacitus sagt, pflegte die Gesammtheit der erwachsenen, wehrfähigen Männer zu führen. Das genau entsprechende Analogon in Indien ist der Rath der Dorfältesten, der seinem Namen nach zu schließen, ursprünglich fünf Mitglieder gezählt haben muß. Daß es Greise und nicht die kriegstüchtigen Männer sind, denen man in

Indien die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten überträgt, ist eine von den Verschiedenheiten im Detail, welche die Aehnlichkeit beider Institute in der Hauptsache bestätigen und steht im besten Einklang mit der Verschiedenheit des Nationalcharakters, der bei den alten Germanen entschieden aggressiv und kriegerisch, bei den Indern, von der ältesten Epoche ihrer Geschichte abgesehen, eminent friedlich ist. Ebensowenig kann aus der vergleichsweise beschränkten Mitgliederzahl des indischen Gemeinderaths ein Gegensatz dieser nur scheinbar aristokratischen Verfassung zu der rein demokratischen der deutschen Dörfer abgeleitet werden, da jene Zahl keineswegs eine unabänderliche ist; vielmehr hat die englische Regierung große Mühe, die übermäßige Cooptation von neuen Beisitzern in den Gemeinderath, durch die diese Behörde oft zu einer unförmlich großen und intractabeln Körperschaft anzuschwellen droht, zu verhindern. Noch öfter hat freilich der ganze Gemeinderath umgekehrt der Oberleitung eines Einzelnen Platz gemacht, ganz entsprechend der monarchischen Tendenz, die so gut wie die demokratische die älteste deutsche Verfassungsgeschichte kennzeichnet. Dieser Dorfvorsteher kann seine Befugnisse vererben, und auch da, wo seine Würde nicht erblich ist, haftet sie doch gewöhnlich an einem bestimmten Geschlechte, mit besonderer Bevorzugung seines ältesten Vertreters, falls seine Wahl aus irgend einem Grunde als unstatthaft erscheinen sollte. Die Gemeinde aber, die unter diesem demokratischen oder monarchischen Regiment steht, bildet ein completes Staatswesen im Kleinen, das zur Noth auch für sich bestehen könnte. In England giebt es, wie Maine berichtet, in manchen Dorfbezirken Grundstücke, die nach einem besonderen Handwerk benannt sind und nach dem Volksglauben nur von solchen, die dieses Handwerk betreiben, rechtmäßig besessen werden können, und ebenso kommt es bekanntlich in deutschen Dörfern vor, daß z. B. der Eigenthümer eines Hauses, in dem vor Zeiten einmal der Dorfschneider gewohnt hat, allgemein der Schneider heißt, mag er auch einen ganz anderen Familiennamen führen. Dies sind Ueberreste aus einer ähnlichen Entwicklungsphase der ländlichen Zustände, wie sie in Indien noch heutzutage bestehen. Dort sind in jedem Dorfe die sämmtlichen Handwerke und freien Künste vertreten, bis herab auf die Tänzerin, die man zur Zierde der Festlichkeiten braucht.

So stellt sich dieser staatliche Mikrokosmos nach außen hin dar, nach innen zerfällt er in eine Reihe selbständiger Hauswesen, die man am besten als Familien, aber nicht im modernen, sondern im altrömischen Sinne charakterisirt. Patriarchalische Zustände haben sich hier in typischer Reinheit erhalten und führen uns somit wieder auf die Eingangs näher erörterte Frage zurück. Formulirt man dieselbe dahin, ob bei den indogermanischen Völkern die Omnipotenz des Familienvaters, wie sie im älteren römischen Recht, oder die freiere Stellung der übrigen Familienglieder, wie sie bei den Ger-

manen hervortritt, das Aeltere sei, so berechtigen die Thatsachen des indischen Familienrechts uns dazu, entschieden die erstere Annahme für das Richtigere zu erklären. Wie die Gestaltung des ländlichen Grundeigenthums, so hat sich auch die Haustyrannei des Pater familias bei den Hindus fast unverändert behauptet. Dem Gesetzbuch des Manu gemäß braucht nach dem Tode des Familienhauptes keine Theilung des Vermögens einzutreten, sondern der älteste männliche Descendent kann an die Spitze der Familie treten, indem seine Brüder mit ihren Frauen und Kindern und selbst entferntere Verwandte, die etwa vor dem Ableben seines Vaters bei ihm lebten, im Hause wohnen bleiben. Dieser Grundsatz findet auch in dem modernen Erbrecht der Hindu, das den Entscheidungen der englischen Gerichtshöfe in Indien zu Grunde liegt, noch seine volle Anerkennung; in Europa haben sich dagegen so alterthümliche Zustände nur bei den Südslaven, namentlich in der ehemaligen Militärgrenze, erhalten, wo die Zadruga oder Hauscommunion ein den indischen Familien ähnliches, wie diese auf unumschränkter Gewalt des erblichen oder auch gewählten Familienhauptes beruhendes Rechtsinstitut darstellt. Daß diese Gewalt in Indien bis auf die neueste Zeit nicht blos eine civilrechtliche, sondern auch eine criminalrechtliche war, unterliegt keinem Zweifel. Maine theilt einen merkwürdigen Beleg hiefür mit, der einem zufällig von Engländern belauschten Volksliede entnommen ist, das den Empfindungen der Hindus gegen ihre Besieger unbefangen Ausdruck gab. Nichts von alledem, was wir an der englischen Verwaltung des Landes aussetzen würden, wurde darin erwähnt, sondern nur Klage geführt über die Einführung des angloindischen Strafgesetzbuches, das bei den englischen Juristen das höchste Ansehen genießt. Und das Hauptthema dieser Klage war, daß diese neuen Gesetze angefangen hätten, die Weiber und Kinder den Männern gleichzustellen. Nichts kann in der That dem Geiste des indischen Rechts mehr zuwider sein, das Weib und und Kind dem Familienvater schutzlos preisgiebt.

Es bedarf kaum der Erinnerung, wie sehr durch die Betrachtung dieser uralterthümlichen Zustände der Blick für die älteste Entwicklung des Personen- und Sachenrechts in Europa geschärft wird. So weist Maine auf die strenge Isolirung und gegenseitige Abschließung der indischen Familien hin, um verständlich zu machen, weshalb die sonst in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifenden Prätoren so lange gezögert haben, das Verhältniß zwischen Pater familias und Filius familias in den Bereich ihrer Jurisdiction zu ziehen. Sehr interessant sind auch die neuen Ansichten über die Geschichte der „Feudalisation" des Grundeigenthums in Europa, zu denen der Verfasser in den beiden letzten Vorlesungen gleichfalls durch eine Betrachtung der indischen Verhältnisse geführt wird. Man wird hier und da eine Hypothese zu kühn, einen Vergleich zu weit hergeholt finden, aber der vorsichtige englische Gelehrte

ist von prätentiösem Auftreten weit entfernt und will nur zu fleißigerer Beachtung und genauerer Prüfung der indischen Zustände auffordern. Als eine wichtige Quelle für die Erkenntniß derselben darf die bedeutende, aber noch kaum bearbeitete, in Sanskrit abgefaßte Rechtsliteratur der Inder nicht übersehen werden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Von Verwaltung und Presse. Straßburg. — Meinen heutigen Bericht muß ich mit einer genaueren Ausführung eines Punktes des vorhergehenden beginnen. Dem letzteren ist nämlich das Unglück passirt, daß der schnelle Wechsel der Thatsachen der Begründung einiger darin ausgesprochener Vermuthungen vorauseilte. Verfaßt kurz nach den Kalenden des Januar, wo das Gerücht von der Aufhebung des oberelsässischen Bezirkspräsidiums sozusagen noch brühwarm aus der Garküche kam, ist der Mittheilung jenes Gerüchtes in der „K. Z." gleich darauf ein officiöses Dementi in der „Nordd. Allgem. Zeitung" gefolgt, das nun ebenso rasch wie jenes die Runde durch alle Tagesblätter gemacht hat. Frau Fama ist ein böses Weib und hat bekanntlich in der Regel eine zahlreiche illegitime Nachkommenschaft. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß sich an jenes bizarre Histörchen allerhand pikante Anhängsel knüpften, die mit derselben Prätension und demselben Anspruch auf Glaubhaftigkeit auftraten, wie jenes. So wußte man schon Genaueres über die zukünftige Bestimmung des Colmarer Präfecturgebäudes. Der Eine ließ es sich in ein Narrenhaus verwandeln, der Andere gar in ein bischöfliches Palais und die alte freie Reichsstadt Colmar zur Würde eines deutschen Bischofssitzes emporsteigen. Es giebt sogar jetzt noch Leute genug im Elsaß, die sich trotz der bündigsten Gegenversicherungen nicht von dem einmal wach gewordenen Argwohn abbringen lassen. Sie meinen, daß jenes Project über kurz oder lang dennoch zur Ausführung komme und daß man auch damit umgehe, den elsaß-lothringischen Appelhof in Colmar nach Straßburg zu verlegen. Natürlich ist dieses zur Zeit ebenso absolut undenkbar, wie jenes. Die dementirende Partei hat nun ihrerseits auch wieder einige „Enten" in die Welt gesetzt und schon einen Nachfolger für den abdankenden oberelsässischen Bezirkspräsidenten Herrn v. d. Heydt in petto: nämlich den zeitigen vortragenden Rath im Reichskanzleramte, Herrn v. Pommer-Esche. Die oberelsässische Presse, welche erst vor Kurzem die ganze Frage ernstlich und vom principiellen Standpunkte aus behandelte, in wiefern jene Maßregel zum Nutzen oder Schaden der Reichslande ausfallen dürfte, kommt zu dem vernünftigen Schluß, daß eine Aenderung der politischen

Eintheilung des Landes einstweilen gar nicht in Aussicht stehe. Die heutige Organisation beruhe auf den reiflichsten und sorgfältigsten Erwägungen und würde nur dann einer Umgestaltung unterworfen werden können, wenn der thatsächliche Beweis vorläge, daß diese Organisation die Interessen, sei es des Reiches, sei es des Reichslandes selbst, schädigt. So die halbofficielle „Neue Mühlhauser Zeitung“ und nach ihr das elsässische Oppositions blatt, der „Industriel Alsacien“. Er meint, durch eine theilweise Aufhebung der jetzt bestehenden drei Bezirks-Präsidien (zu Straßburg, Colmar und Metz) resp. eine Verschmelzung der beiden letzten oder eines derselben mit dem Straßburger Oberpräsidium würde die reichsländische Verwaltungsmaschine nicht vereinfacht werden, wie das Miquel in dem Berichte der Budget-Commission auseinandergesetzt, sondern im Gegentheile noch verwickelter und in Folge dessen auch kostspieliger, wie bisher. Man befürchtet nämlich, daß bei Durchführung jenes Projectes die Kreisdirectionen, welche an die Stelle der französischen Unterpräfecturen getreten, in ihrer Competenz aber im Verhältnisse zu den letzteren verschiedentlich beschränkt worden sind, allmählich wieder in die alte Machtstellung hinaufrücken, und daß damit indirect eine Erhöhung der Gehälter jener Beamten in Aussicht genommen werden müßte. Jedenfalls, meinen beide Blätter, müsse man bei einer solch eingreifenden Maßregel, bei welcher nicht allein Gründe der Politik, sondern vor Allem auch des Rechtes in Frage kommen, die Stimmen der Bevölkerung, deren Interessen durch die Verwaltung gewahrt und gefördert werden sollen, vorher vernehmen.

Will man als eine solche allerdings etwas aufbrausende Stimme einen vor acht Tagen erschienenen Artikel in einem Localblatte der Stadt Colmar, die durch die gedachte Maßregel zuerst und am meisten geschädigt werden dürfte, gelten lassen, so stehen wir nicht an, einen charakteristischen Passus aus demselben gleichzeitig als Stil- und Druckprobe für einen Theil unserer elsässischen Presse folgen zu lassen. Das Blatt nennt sich „Flaneur du Haut-Rhin“ und hat noch kürzlich wegen einer Correspondenz, in der die deutsche Steuerverwaltung in nicht sehr glimpflicher Weise mitgenommen wurde, mit der Staatsanwaltschaft Bekanntschaft machen müssen. Der Redacteur, ein Mann mit kurdeutschem Namen (Wölflin) und excentrisch französischer Gesinnung — bekanntlich liegt die Sache ähnlich bei sehr vielen Elsässern — perorirt folgendermaßen: „Also nach allen Umgestaltungen, nach allen Erschütterungen politischer und socialer Natur, welche die „Annectirung“ für uns nach sich gezogen hat, nach allen Störungen in unserem öffentlichen und moralischen Leben, nach den unzähligen Veränderungen, welchen unsere Gewohnheiten insgesammt sich haben fügen müssen, nach den schmerzhaften Operationen, welchen unser sittliches Wesen sich unterzogen hat,

sowie der durch die Ereignisse in unseren materiellen Beziehungen eingetretenen Verwirrung, nach alledem war eine Sache, eine Institution übrig, welche unsere neuen Regierenden weislich geglaubt hatten, bestehen lassen zu müssen, der Verwaltungsorganismus, mit welchem unsere Bevölkerungen seit der großen französischen Revolution vom vorigen Jahrhundert vertraut geworden waren. Und diese Institution, dieser modus vivendi zwischen Regierten und Regierenden, sollte nun ebenfalls geopfert werden, nicht etwa einem Principe höherer Ordnung, sondern finanziellen Motiven von problematischer Natur! Wahrlich, diese Erfindung macht dem Scharfsinn des Deputirten, welcher sie in Vorschlag gebracht, und der Einsicht der Budgetcommission für Elsaß-Lothringen, welche dieselbe angenommen hat, keine Ehre." Sapienti sat! Man wird dabei unwillkürlich an den ersten Vers des alten Studentenliedes erinnert: „Wenn ich einmal der Herrgott wär . . . ."

Erfreulich wird für Sie und Ihre Leser die Nachricht von dem Emporblühen der Straßburger Universitäts- und Landsbibliothek gewesen sein. Dieselbe hat nicht nur in materieller Beziehung in dem verflossenen Jahre bedeutend zugenommen (um 44,532 Bände, von denen 32,901 angekauft und 11,631 geschenkt wurden, so daß sich der Gesammtbestand jetzt in runder Summe auf 344,000 Bände stellt), sondern auch unter Einheimischen und Eingewanderten in der Landeshauptstadt wie im ganzen Reichslande sehr viele Freunde und eifrige Benützer gewonnen. In ersterer Hinsicht ist namentlich das neuerdings der Bibliothek seitens des Fürsten von Bentheim-Steinfurt zugewandte reiche Geschenk, ungefähr 1000 Bände mit ca. 50 lateinischen und niederdeutschen Manuscripten, rühmlichst hervorzuheben.

In Straßburg bildet noch immer die Frage der Stadterweiterung die „große locale Tagesfrage". Von der Einwohnerschaft schon längst erwünscht, schreckte dennoch die Ziffer von 17 Millionen Mark unsere wenig an die Oekonomie großer Combinationen gewöhnte Bevölkerung. So drückt sich wenigstens der „niederrheinische Courier" aus. Doch sei dies, commerciell gesprochen, eine Verpflichtung für im Magazin bleibende Waare, welche reinen Zins trägt. Davon sei überdies der Werth der von Elsaß-Lothringen für die Hochschule, den Hafen und Kanal zu erwerbenden Grundstücke in Abzug zu bringen (5 Millionen Mark). Ein guter Theil der neuen Stadt, deren Terrain ungefähr die Bodenfläche einnehmen soll, wie die gegenwärtige enggebaute Altstadt, werde bis zur Besitzergreifung der alten Festungswerke schon auf der Militärzone erbaut sein. Die finanzielle Lage der Stadtgemeinde sei augenblicklich eine ausgezeichnete. Schon im laufenden Jahre würden die Einnahmen die Ausgaben um circa 700,000 Francs übersteigen. Doch werde vielleicht, um die letzten Raten bezahlen zu können, eine Anleihe geboten sein. Bei einer statistischen Vergleichung mit anderen Städten, namentlich am Rhein,

kommt das Blatt zu dem Resultate, daß, während beispielsweise Köln und Mainz sich in der Periode 1816—67 nahezu um die Hälfte ihrer Einwohnerzahl vermehrt haben, Straßburg nur das folgende Verhältniß aufweist: 1812: 52,106, 1866: 75,784 Einwohner, also in circa einem halben Jahrhundert nur eine Vermehrung von 28½ pCt. Einwohner. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes schreibt dies Mißverhältniß der engen Umwallung Straßburgs und der Unmöglichkeit der Stadterweiterung zu. Doch mögen vielleicht auch noch andere Gründe hier in Betracht zu ziehen sein. Eigentliche Gegner findet das Project in Straßburg und im Reichslande, wie an der Partei der „Unversöhnlichen" die überhaupt an Allem, was von der deutschen Regierung kommt, zu markten und zu mäkeln haben, sollte es selbst für einen Blinden nahezu greifbar sein, daß die betreffende Maßregel zum Besten des Landes genommen wird. Die Partei dieser Intrasigenten, die stets rückwärts schauen, von einem verlorenen Paradiese mit französischen Engeln und Halbgöttern träumen, und denen nichts Erwünschteres kommen könnte, als wenn man sie mit Sack und Pack dem gallischen Moloch in die Arme würfe, verliert Gottlob von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung sowohl bei ihren verständigen Landsleuten, als höheren Orts. m.

Aus Berlin. Allerlei Parlamentarisches. „Onkel Sam". — Der Reichstag ist jetzt glücklich auseinandergegangen. Genau drei Monate hat er getagt und im Ganzen kann ihm das Zeugniß des Fleißes und guten Betragens nicht abgesprochen werden; über einzelne Unarten wollen wir den Schleier der Vergessenheit ziehen. Bankgesetz, Landsturm, Civilehe, dazu die erste Berathung der Justizgesetze, das sind in der That ganz achtbare Leistungen dieses Vierteljahrs legislatorischer Thätigkeit. Zum Dank dafür stürzte in einer der letzten Sitzungen ein zwei Centner schweres Ornament von der Decke des Saals zwischen die Volksvertreter herab. Obwohl nun der Präsident beruhigend versicherte, die sofort angestellte Untersuchung habe ergeben, daß für die nächsten Tage eine Wiederholung dieses Zwischenfalls — in des Wortes ursprünglichster Bedeutung — nicht zu erwarten sei und das Phänomen sich sehr natürlich durch die Einwirkung der Hitze auf die etwas locker angeklebten Verzierungsblöcke erkläre, so fühlte das Haus doch so sehr die Wucht dieses schlagenden Arguments von der Nothwendigkeit schleunigen Auseinandergehens, daß es mit fieberhafter Hast den Rest seiner Aufgaben abschlachtete. Eine gewisse Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ist bei diesen scherzhaften Leistungen der monumentalen Baukunst Berlins nicht zu verkennen. Das letzte Mal, wo einige Centner ornamentaler Steinpappe dem Naturgesetz der Schwere gehorchten, schlugen sie in die Reihen des Centrums ein, diesmal waren es die Nationalliberalen, in deren Mitte sich die Erscheinung niederließ.

Allerdings ist Aussicht vorhanden, daß sich bei öfterer Wiederkehr die Reichsboten an derartige kleine Unannehmlichkeiten der modernen Architektonik gewöhnen werden, wie der Soldat an Pulverdampf und Granatenregen, allein es wäre doch im Interesse ungestörter Erledigung der Geschäfte wünschenswerth, wenn das restaurirte provisorische Parlamentsgebäude bald geräumt würde, und man zum Zwecke der Errichtung des längst beschlossenen Neubaus sich endlich über die Cardinalfrage des Platzes einigen würde. Optimisten versichern denn auch, es sei Aussicht vorhanden, daß noch in diesem Jahre eine Commission zusammentreten werde, welche berathen soll, wie die weiteren Schritte zur Wiederaufnahme der Verhandlungen behufs Einleitung des zweckmäßigsten Verfahrens zur Eruirung eines geeigneten Bauplatzes am gründlichsten ins Werk zu setzen seien. Doch wird man gut thun, sich nicht allzufest darauf zu verlassen, daß diese Angelegenheit sich bereits in einem so vorgeschrittenen Stadium der Ueberhastung befindet.

Der Reichstag ist also gegangen; es lebe der Landtag! Ich wollte Ihnen heute meiner Gewohnheit gemäß das Beste aus den parlamentarischen Verhandlungen berichten. Mit gespannter Erwartung betrat ich die Tribüne des Abgeordnetenhauses. Auf der Tagesordnung stand: der Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der Verordnung vom 6. November 1739 für die Dienstführung der Dorfschulzen in vormals kurhessischen Landestheilen und der Gesetzentwurf über die Leinwandlappen. Schaudernd verließ ich das Haus. In der Restauration war es recht lebendig, im Sitzungssaale herrschte wohlthuende Ruhe. Der Bericht meldete, die beiden Gesetzentwürfe seien ohne Discussion angenommen worden; ich hatte es nicht anders erwartet.

Freunde aufregender parlamentarischer Debatten werden in dieser Session des Landtags schwerlich ihre Rechnung finden. Höchstens das Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens wird zu einigen heißen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Daß man die bisher so gemüthlichen Zustände auf diesem Gebiete, wo der Pfarrer oder der Bischof so gut wie unbeschränkter Herr und Verwalter alles Stiftungsvermögens war, mit einigen störenden Garantien hinsichtlich ordentlicher und zweckentsprechender Verwendung der Gelder ausstatten will, wird voraussichtlich wieder den Weheruf der gekränkten Unschuld über die Vergewaltigung des Staats an dem Eigenthum der Kirche Christi nach sich ziehen. Das wird wohl die einzige Erholung für die durch die großen „organischen" Verwaltungsreformgesetze ermatteten und abgespannten Volksvertreterseelen sein.

Doch es ist Zeit, unsere politischen Betrachtungen zu beendigen und einen anderen Gegenstand auf der Bildfläche erscheinen zu lassen.

Europamüde Seelen haben augenblicklich Gelegenheit, sich an den Herrlichkeiten der neuen Welt in einem prächtigen satirischen Bilde zu erbauen

Im Stadttheater wird seit einiger Zeit „Onkel Sam" gegeben, das allenthalben mit größtem Erfolg vorgeführte „amerikanische Zeitgemälde" von Victorien Sardou. Sie sind freilich stark carrikirt, diese Herren und Damen jenseits des Oceans, deren ganzes Dichten und Trachten der Dollar, deren einziger Grundsatz die traurige Wahrheit ist, daß jedes Ding auf dieser Welt seinen Preis habe. Aber amüsant und wohl auch, von einiger satirischen Uebertreibung abgesehen, im Grunde nach der Natur gezeichnet sind die Figuren: dieser würdige Mr. Tapplebot, das vollendete Urbild des gelderwerbenden Yankees, mit seinen emancipirten Töchtern, die aus dem Männerfang zum Zwecke der Verehelichung oder der Entschädigung für gebrochene Eheversprechen ein Gewerbe gemacht haben, und seinem hoffnungsvollen Sohne, der durch einen außerordentlich gelungenen Bankerott selbst dem hartgesottenen Alten Thränen der Vaterfreude entlockt; dieser Advocat, der die Ehescheidungen zu einer höchst einträglichen Specialität erhoben; dieser Wahlagent, der das Stimmvieh Stück für Stück verkauft; dieser fromme Reverend, der in der Zusammensprechung überrumpelter Gimpel mit schlauen Koketten seinen geistlichen Beruf erkennt, der mit seiner neuen Religionslehre, daß man die „Gattin fürs Jenseits" schon hienieden unter den Eheweibern seiner Mitbürger sich aussuchen müsse, außerordentliche Erfolge erzielt und in heiligem Zorn gegen den Genuß von Spirituosen eifert, wenn aber doch Branntwein getrunken werden müsse, den Wermuth von Mr. N. N., Straße so und so, als sehr wohlthätig und preiswerth zu empfehlen sich erlaubt. Daß schließlich die Moral und der Idealismus dennoch siegen und in einem dieser kalten, berechnenden Mädchenherzen, die immer zuerst nach dem Bankier des Geliebten fragen, eine wahre und leidenschaftliche Liebe entsprießt, will uns zwar auf diesem Boden des crassesten Materialismus nicht recht einleuchten, mag aber als versöhnender dramatischer Abschluß mit in den Kauf genommen werden.

Das geistreiche Stück ist übrigens nicht allein eine Satire auf die socialen Zustände in Amerika, sondern es geißelt die materialistische, erwerbsüchtige, den Idealen entfremdete, nüchternster Praxis hingegebene Zeitrichtung, wie sie auf dem Boden des alten Europa nicht minder herrscht als in den Vereinigten Staaten. Die prächtigen Scenen, wie ein wüster Sumpf zum Bau einer großen Handelsstadt ausersehen, ein verlockender Plan mit Börse, Stadthaus, Theater und dergl. entworfen und die Bauplätze dieser künftigen Weltstadt verschiedenen Einfaltspinseln aufgehängt werden, erinnern nur zu deutlich an so viele Gründungen der Neuzeit auch im gesegneten deutschen Reich, und das Berliner Publicum begriff die Analogie außerordentlich rasch. Die sandigen „Villenterrains" von Friedenau oder Westend z. B. haben eine auffallende Aehnlichkeit mit „Tapplebot-City". Auch die Geschichte, wie der würdige „Onkel Sam" durch zweckmäßige und sachverständige Bearbeitung des wählenden

Volkes Stadtrath wird, dürfte sich in ähnlicher Weise bei so mancher politischen Wahl im alten Europa wiederholen. In wie weit die Schilderung der speculativen, emancipirten und „praktischen" jungen Damen auch auf die heutige weibliche Jugend unseres Erdtheils paßt, darüber wollen wir uns aus angeborener Galanterie und aus mangelnder Sachkenntniß kein Urtheil erlauben.

Die französischen Dichter haben in der politischen und socialen Satire bei verschiedenen Gelegenheiten eine geschickte Hand und viel Witz bewiesen, und wir haben gegen die Verpflanzung dieses auf der deutschen Bühne wenig gepflegten Genres nichts einzuwenden, zumal wenn es solchen Gehalt und Geist besitzt, wie das neueste Sardousche Stück. Wollte Gott, die Früchte der dramatischen Muse von Paris, die wir alltäglich verdauen müssen, wären alle so schmackhaft, wie der „Onkel Sam". D.

Literatur.

Gedichte von Th. Fontane. (Berlin, Wilhelm Hertz. 2. Aufl.) — Zweite Auflage in unserer Zeit, die, wie wir immer und immer wieder klagen hören, der Dichtung so abhold ist? Das müßte denn etwas Besonderes sein? — Als Lyriker und Spruchdichter erfüllt Fontane diese Erwartung nicht. Wir werden zwar hier und da überrascht, aber nicht durch Besonderes im guten Sinne, sondern durch Absonderlichkeiten, sei es im Inhalte, wie durch das Lied von einem sehnsuchtkranken Kranich oder von einer Rebellion im Lumpenkasten, sei es in der Darstellung, wie wenn der Frühling im grünen Knospenschuh kommt oder die tiefe Stille eines Mittags so still ist, daß der Dichter sie hört! Derartige Ueberraschungen bietet der Dichter oft. Glücklicher ist Fontane in den Liedern zum Preise vaterländischer Helden, in denen er, wie in den Gelegenheits- und Zeitgedichten vielfach einen volksthümlichen Ton anschlägt und glücklichen Humor zeigt. Das Beste im Buche sind die Balladen und die Uebersetzungen aus dem Englischen. Darin hat der Dichter den Ton des Volksliedes nicht selten glücklich getroffen — unglückliche Nachahmung des Volksliedes ist die häufig störende absichtliche Vernachlässigung der Form, die gemachte, gesuchte Kunstlosigkeit. — Noch ein Wort über Sprachliches! Formen wie „du vermiß'st", „geschiert" statt geschoren, der Imperativ „secht" (und derlei findet sich mehr!) sind keine dichterischen Freiheiten, das sind Sprachsünden, die man bei keinem Dichter, am allerwenigsten in einer zweiten Auflage erwartet. — a —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 5. Februar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

I.

„Ein Werdender wird immer dankbar sein." Dieses schöne Wort unseres großen Dichters mag wohl auch so ausgedeutet werden: daß es immer ein dankbares Geschäft sein wird, das allmähliche Emporwachsen eines Werdenden zu beobachten. In der That liegt ein eigener Reiz darin, das langsame Keimen, Knospen, Blühen einer Menschenseele schrittweis zu verfolgen, und daher begegnet es, daß die ersten Seiten einer Lebensbeschreibung, auf denen nur der Entwickelungsgang des Helden erzählt wird, häufig den meisten Beifall finden, und daß Bücher, welche nichts als eben diesen Entwickelungsgang schildern, ein außerordentliches Glück gemacht haben.

Denn die Beziehungen eines Gereiften zu seiner Zeit und den ihn umgebenden Verhältnissen zu würdigen, fordert schon ein gewisses Maß der Bildung; den Weg vom Kindesalter zu höheren Jahren hat jeder Erwachsene zurückgelegt, und gern wird dieser in ein gutes Buch, das jenen Weg schildert, wie in einen Spiegel blicken, der ihn das Bild des eigenen Innern verklärt, veredelt schauen läßt.

So mag denn auch die Hoffnung nicht eitel sein, daß eine Reihe von alten Briefen, deren Einblick stufenweise das Werden und Wachsen eines liebenswürdigen, begabten Jünglings zeigt, antheilsvolle Aufnahme finde; um so mehr, als der Schreiber über merkwürdige Genossen seiner Zeit und seines Lebens oft genug berichtet und einen Namen führt, der sogleich freundliche Erinnerungen wecken muß.

Dieser Name heißt Boie, und die Briefe rühren her von dem Bruder dessen, der denselben als jenen des Hainbundspräsidenten „Werdomar" weithin bekannt gemacht hat; von Christian Rudolf Boie, dem jüngsten Bruder Heinrich Christians.

Wie vor hundert Jahren ein freundlich-liebenswerther Jüngling aus tüchtigem deutschen Mittelstande in die Welt trat, wie er diese Welt in literarischer, künstlerischer und politischer Beziehung fand, wie er sich in ihr weiter bildete — das Alles erfahren wir aus jenen vergilbten Blättern, deren Inhalt nachfolgend entwickelt sei.

Es war im December des Jahres 1773, als der älteste Boie, Heinrich

Christian, von Göttingen, wo er seine Studien vollendet hatte, zum Besuche bei seinen Eltern in Flensburg eintraf; der Vater war wohlbestallter Hauptpastor zu St. Nicolai und stand auf der Stufenleiter zum Kirchenpropst des Amtes Flensburg und der Landschaft Bredstedt, mit welcher Würde er im Juli 1774 bekleidet wurde.

Wie der älteste, so sollte auch der jüngste Sohn sich dem Studium widmen. War jener Jurist, so sollte dieser Theologe werden und Ostern 1774 die Universität Göttingen beziehen; diese Verabredungen wurden gelegentlich des erwähnten Besuchs Heinrich Christians im Elternhause getroffen.

Und so geschah es denn auch; am 14. Mai 1774*) trifft Rudolf Boie**) in Göttingen ein; am 25. desselben Monats, dem Tage, von welchem unser erster Brief datirt ist, finden wir ihn bereits beflissen, den Flensburger Freunden — Adressat fast aller Briefe ist Chr. Ernst Hammerich***) in Flensburg — auf sechs enggeschriebenen Seiten genaue Nachricht von sich und seinem Ergehen zu geben.

Der Flensburger Gelehrtenschule, welche damals in keiner sonderlichen Blüthe stand (lernte doch Heinr. Christ. Boie „die Alten dort nur vom Hörensagen, und wenige Römer etwas tiefer kennen" wie er 1798 an seinen Neffen, den jungen Heinr. Voß schrieb) hat Rudolf Boie gern den Rücken gekehrt; er nennt das Institut „kläglich" und bedauert Hammerich, daß dieser dort noch Jahre lang „schmachten" soll, ehe er die Reize des Burschenlebens kennen lernt. Ja, der junge Student giebt den ketzerischen Rath, es so, „wie er selbst" gethan, zu machen und „den Kopf darauf zu setzen, nicht mehr hinein zu gehen. Es muß ja einerlei sein, ob man in den Schulstunden müßig geht, oder ob man gar nicht da ist. Lernen kannst Du doch unmöglich etwas mehr." Und ein andermal: „Was ich verlange, ist die Erklärung des Horaz, Virgil u. s. w. Daß neue schöne Wissenschaften dabei angebracht werden — wer verlangt das? Aber das könnte man doch wohl verlangen, daß in den obersten Klassen mehr auf die Sachen, als auf die Worte gesehen würde, da ja ohne Einsicht in die Sachen die Worte nicht einmal verständlich sind."

Aus dem zuletzt angeführten Briefbruchstück erhellt zugleich, daß es nicht etwa eitler Müßiggang gewesen ist, der den Pastorssohn „seinen Kopf darauf

---

*) Briefe von und an G. A. Bürger, I. 206.

**) Sein Geburtsjahr war nicht zu ermitteln. Der Vater war von 1742—1757 in Meldorf, von 1757—1776 in Flensburg Geistlicher; wahrscheinlich ist also Rudolf in Meldorf geboren.

***) Ueber ihn war nichts Näheres zu erfahren. Vielleicht ist er ein Sohn oder Verwandter des Flensburger Buchdruckers Hammerich gewesen, bei dem im Winter 1792 die erste Ausgabe der Ilias in der Verdeutschung von Voß gedruckt ward. Die Briefe stammen aus dem Nachlaß des Buchhändlers J. F. Hammerich in Altona.

setzen" ließ, nicht mehr in die Schule zu gehen. Freilich — „angenehme Abende im Mondschein, Wallfahrten und Abenteuer auf der Straße" haben eingestandener Maßen den Flensburger Gymnasiasten nicht gefehlt; auch bittet Rudolf den Freund, ihm zu schreiben: „ob Ihr nicht einmal wieder eine Comödie aufführt." Allotria sind also getrieben worden, aber daß Boie nicht aus böser Lust an diesen zu „schwänzen" pflegte, beweist sein rastloser Fleiß in Göttingen, von dem uns sogleich die Proben begegnen werden.

Wie freudig aber der angehende Studiosus theologiae die Heimath verlassen — er hört „gar zu gern etwas, das die Vaterstadt betrifft"; diese „liebe Stadt", an die er eine „unglaublich große Anhänglichkeit" bewahrt — besonders an das elterliche Haus. Noch im Juli 1774 schreibt er an Hammerich: „Briefe von Flensburg seien ihm das größte Vergnügen von der Welt," und fährt fort: „So vortrefflich mein Umgang hier ist, so ersetzt er mir den Verlust meiner Familie nicht ganz. Es ist wirklich ein Glück, das ich erst jetzt, da ich es nicht mehr habe, schätzen lerne: im Schooße einer so vortrefflichen Familie (und das kann ich ohne Stolz von der meinigen sagen) zu sein, und ich weiß nichts, was mit dem zu vergleichen ist." Ein warmherziges Wort, gleich ehrenvoll für den Urtheilenden, wie für die Beurtheilten, denen auch der ältere Boie und Voß*) — lange ehe er ein Glied der Familie, Ernestinen, zu seiner Gattin machte — ein ähnliches schönes Zeugniß geredet haben.

Flensburg verlassend, ist aber unser „Fuchs" keineswegs auf gradem Wege nach Göttingen gereist, sondern er hat unterwegs Hamburg und — Leipzig berührt. Die ganze naive Unbehilflichkeit des nie gereisten Kleinstädters spricht sich aus, wenn er schreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Alles was ich in Hamburg und Leipzig gesehen habe, kommt mir wie ein Bild vor, das meinen Augen schnell hinweg gerückt worden. Es macht keinen Eindruck auf mich. Vielleicht kommt das daher, weil Göttingen interessantere Gegenstände für mich hat, aber auch das kann ich eben nicht sagen; Leipzig hatte ja so schöne Gegenden, und in Hamburg — habe ich Klopstock gesehen! Wie dem auch sei, ich mag nicht gern davon schreiben. Wenn ich an Klopstock denke, so ärgere ich mich, daß ich ihn nur auf einen Augenblick, und die Frau von Winthem**) und Herrn Asmus***) gar nicht gesehen habe."

---

*) Briefe von J. H. Voß, I. 164. 166 fg. und Weinhold, H. Chr. Boie, S. 4 fg. Der alte J. Fr. Boie ist das Vorbild zum Pfarrer von Grünau gewesen; vergl. Herbst, J. H. Voß, I. 135 und Anmerkungen S. 298.

**) Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, geb. 1747, verheirathet 1765 an J. M. von Winthem, der 1789 starb. In zweiter Ehe heirathete sie 1791 den 67jährigen Klopstock.

***) Mathias Claudius, den „Wandsbecker Boten." Derselbe nannte sich als Schriftsteller bekanntlich Asmus.

Göttingen gefällt also unserem jungen Freunde sehr wohl; er spricht es auch unverhohlen aus, wie er hier „recht vergnügt zu sein“ hoffe, und am 26. Mai 1774 fügt er hinzu: „Es ist wirklich hier ein Ort zum Lernen, wie man ihn nicht besser wünschen kann. Wie sehr übertrifft Göttingen nicht alle übrigen Universitäten! Hier hat man in allen Fächern Leute, die man anderswo vergeblich sucht: Gatterer, Heyne, Michaelis, Schlözer, Kästner*) und wie viele Andere, die in ihrem Fache sehr groß sind! Du wunderst Dich vielleicht, wie Schlözer hierher kommt; aber das kann ich Dir versichern, daß er trotz seiner Streitsucht ein sehr gelehrter Mann ist, und was er nicht ist, gewiß werden wird. Er soll einen sehr schönen Vortrag haben, aber mein Bruder hat mir doch Gatterer vor ihm empfohlen; also habe ich Jenen noch nicht gehört. Gatterers Vortrag ist zwar nicht angenehm, aber da das, was er sagt, so gründlich ist, so setzt man sich gern darüber weg. Ich höre bei ihm die Universalhistorie. Michaelis habe ich schon einmal gehört, aber ein ordentliches Collegium werde ich in diesem halben Jahre nicht bei ihm hören. Als ich ihn hörte, las er ein Publicum über die Anfangsgründe der hebräischen Sprache, und da kann ich nicht sagen, daß er viel Besonderes vortrug. Er machte so viele Schwänke, und das gewiß nicht von der feinsten Art — und damit ging die Zeit. Seine Privata sollen ungleich besser sein.“

Nachdem sich Boie in dieser Weise über den ersten Eindruck ausgesprochen, welchen die Gelehrten Göttingens auf ihn gemacht, wendet er sich zur Schilderung seines nächsten Umgangskreises. Er verkehrte hauptsächlich mit den bekannten Gliedern des Hainbundes, den sogenannten „Barden“, wie aus folgenden Zeilen hervorgeht:

„Jetzt bin ich schon mit den vortrefflichen Leuten Miller, Hahn, Closen, Hölty, Cramer**) bekannt. Miller, Hahn und Closen gefallen mir am Besten.

---

*) Gatterer, Joh. Christoph, geb. zu Lichtenau am 13. Juli 1727, seit 1759 Professor der Geschichte zu Göttingen, † daselbst 5. April 1799. — Heyne, Chr. Gottl., geb. 26. Sept. 1729 zu Chemnitz, seit 1763 Prof. ord. eloqu. et poes. zu Göttingen, † das. 14. Juli 1812. — Michaelis, Joh. Dav., geb. 27. Febr. 1717 zu Halle, seit 1746 Prof. phil. zu Göttingen, † daselbst 22. Aug. 1791 (Orientalist). — Schlözer, Aug. Ludw. geb. zu Gaggstadt 5. Juli 1739, seit 1769 Prof. phil. zu Göttingen, † 9. Sept. 1809 (Historiker). — Kästner, Abr. Gotth., geb. zu Leipzig 27. Sept. 1719, seit 1756 Prof. der Mathematik zu Göttingen, † daselbst 20. Juni 1800.

**) Miller, Joh. Mart., der Verfasser des „Siegwart“, geb. zu Ulm 2. December 1750, studirte seit 1770 Theologie zu Göttingen, † als Dekan der Diöcese Ulm 21. Juni 1814. Sein Landsmann und jüngerer Vetter, Gottlieb Dietrich, studirte seit 1771 zu Göttingen die Rechte. — Hahn, Joh. Friedrich, geb. zu Zweibrücken, studirte die Rechte in Göttingen; dann erlaubte ihm sein für den Bund begeisterter Vater das Studium zu ändern (Voß, Briefe I. 156 f.) und sich der Philosophie zuzuwenden; im November

Miller und Closen haben so etwas Sanftes, Wonnigliches an sich, das gleich gefallen muß. Hahn kenne ich noch zu wenig; nur einige Stunden bin ich mit ihm in Gesellschaft gewesen, aber soviel weiß ich gewiß, daß er ein sehr vortrefflicher Mensch ist. Und das sind Hölty, der junge Miller und Cramer auch, ob sie mir gleich nicht so gefallen. Cramer hat, wie mich dünkt, so etwas Selbstgefälliges an sich, das mir nicht recht schmecken will. Er arbeitet jetzt an einer Disputation über die Scythen, und um drei Wochen geht er fort; um Michaeli geht er nach Leipzig und wird Magister werden. Hölty sieht zwar sehr schmutzig aus, sonst aber gefällt er mir recht sehr. Ich sehe ihn alle Tage, denn in Voß' Abwesenheit giebt er den Engelländern Stunden."

Johann Heinrich Voß, der auf Heinr. Christian Boies Veranlassung und von diesem in jeder Beziehung theilnahmsvoll gefördert Ostern 1772 die Göttinger Universität bezogen hatte, war also „abwesend" wie der jüngere Boie meldet; er weilte in Flensburg in Boies Elternhause, wo wiederholte heftige Blutstürze ihn dem Tode nahe brachten. Langsam nur erholte er sich und reiste in kurzen Staffeln über Lübeck und Hamburg (wo er Freimaurer wurde) nach Göttingen zurück. Dort hatte inzwischen unser Christ. Rudolf ihm das Zimmer gehütet, denn Beide, welche später noch ein weit engeres Band verknüpfen sollte, wurden in dem von Spottvögeln „die Bardei" benannten, auf der Barfüßer Gasse belegenen Frankenfeldschen Hause, das der ältere Boie bereits bewohnte, Stubenburschen. Das gemeinschaftliche Zimmer war nach unseres Boie Versicherung „zum Sitz der Musen eben nicht gemacht, da es an der Straße ist. Das Lärmen draußen und im Hause geht den ganzen Tag fort" — und sehnlichst wünscht er sich eine andere Stube.

In solchen Nöthen halfen denn wohl die guten Freunde, und wenn sie ihre Zimmer auch nicht zum Studiren abtraten, so räumten sie sie doch zu geselligen Freuden ein. So berichtet unser Gewährsmann von einer fröhlichen Feier des „lieblichen Festes" 1774: „Den zweiten Pfingsttag war ich den Nachmittag sehr vergnügt. Ich war bei Miller gebeten, und Hahn, Closen, Cramer und Overbeck, einer von Cramers Landsleuten*), war auch

1774 kehrte er heim, kam aber Ostern 1775 abermals nach Göttingen, um Theologie zu studiren; † im Mai 1779. — Closen, K. W. v., aus Eßlingen (?), studirte zu Göttingen bis 1775, † daselbst im December 1776. — Hölty, L. H. Chr., geb. 21. December 1748 zu Mariensee bei Hannover, studirte Theologie zu Göttingen seit 1769, † 1. September 1776 zu Hannover. — Cramer, C. Fr., geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, 1775 Prof. zu Kiel, 1794 politischer Ansichten halber abgesetzt, † 8. December 1807 zu Paris als Buchhändler. — Die beiden Miller, Hahn, Hölty und Cramer waren Mitglieder des Hainbundes; Closen höchst wahrscheinlich auch. Ueber ihn vergl. Herbst, Voß; I. 296 fg.

*) Overbeck, Chr. Ad., geb. zu Lübeck 21. August 1755, stud. 1774 zu Göttingen die Rechte, † 9. März 1821 als Bürgermeister und Syndicus des Domcapitels seiner

da. Overbeck spielte auf dem Claviere, und das sehr schön. Er spielte einige Gesänge aus dem vierten Theile der Messiade, die er selbst componirt hatte, und auch einige Oden, z. B.: „Töne mir Harfe des Palmenhains", und „Weine du nicht, o die ich innig liebe." Hahn las uns aus Klopstocks Oden und aus der Messiade vor. Er liest sehr schön. Gewiß, ich schätze mich glücklich, mit solchen Leuten in Bekanntschaft zu kommen."

Die charakteristische Feier führt uns ein lebensvolles Bild des Treibens der „Barden", welche am 12. September 1772 auf einem Spaziergang bei Mondschein unter einer Eiche im Dorfe Weende (bei Göttingen) den Hainbund*) gestiftet hatten, vor Augen; die „geliebte Tabackspfeife", welche von den Gliedern des Bundes abwechselnd besungen worden, wird nicht gefehlt, ebensowenig wird es an Ausfällen gegen Wieland gemangelt haben, dessen Schriften an Klopstocks letztem Geburtstage (2. Juli 1773) als Fidibus gedient, während gleichzeitig bei Kaffee, Punsch und Reden von Freiheit, Deutschland und Tugendgesang die Barden, ihre Hüte auf dem Kopfe, Wielands Bildniß verbrannt und seine Idris mit Füßen gestampft hatten.**)

Den erwähnten lebhaften, anregenden Jünglingen gegenüber stellt Chr. R. Boie seine Landsleute sehr in den Schatten. „Gegen Jene gehalten müssen sie nothwendig viel verlieren" versichert er dem fernen Freunde. Zwar ist „die holsteinische Landsmannschaft" — zu der sich damals auch die Oldenburger***) noch zählten — „recht in Ansehen und hat fast am meisten Credit;" aber Umgang pflegt unser Freund doch nicht mit seinen Landsleuten, ob er „sie gleich Alle kennt" und ihnen das Zeugniß nicht versagen kann: „es seien viele recht gute Leute darunter." Er hat sich auch später von den Holsteinern immer fern gehalten, überhaupt trotz seiner ausgesprochenen Schwärmerei für das Burschenleben („man lebt in einer solchen Vertraulichkeit! Von allem Zwange und Formalitäten frei!") „rechten Burschen-Umgang" stets sehr wenig

---

Vaterstadt. Mitglied des Hainbundes war er nicht. Chr. R. Boie nennt ihn einen Landsmann von Cramer, eine Ungenauigkeit, die sich dadurch erklärt, daß des Letzteren Vater, 1752 bei C. Fr. Cramers Geburt Prediger zu Quedlinburg, seit 1771 Superintendent zu Lübeck war. — Wer auf der Georgia Augusta damals musicirte, dürfte übrigens von Forkel nicht unbeeinflußt geblieben sein.

*) Ueber den Ursprung des Namens „Hain", sowie über die classische Stätte, wo die Wiege dieses Bundes zu suchen ist (mit Weende concurrirt Geismar, $^3/_4$ Stunden südöstl. von Göttingen), vgl. Herbst, a. a. O. I. 282 u. 285.

**) Voß, Briefe, I. 144 fg.

***) Durch Tractat vom 1. Juni 1773 hatte König Christian VII. von Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dem Großfürsten von Rußland und Herzog von Gottorp, Paul (später Kaiser Paul I.) überlassen, der sie aber dem Gottorper Prinzen Friedrich August abtrat, unter dem am 29. December 1774 die Grafschaften zu einem Herzogthum Holstein-Oldenburg erhoben wurden.

gesucht. „Man wird durch Voß, Hahn und solche Leute zu sehr verwöhnt." — Konnte er nicht in deren Gesellschaft sein, so lockte ihn wohl ein einsamer Spaziergang „auf den Wall", den er „besonders des Abends sehr angenehm" findet. Oft wird auch die Einförmigkeit des ausschließlich männlichen Umgangs unterbrochen durch die Erscheinung holder Weiblichkeit, wie denn in den letzten Tagen des Mai 1774 die lebhafte, Poesie und Poeten liebende Tochter des Mündener Conrectors von Einem, Charlotte*), in Göttingen eintraf, der unser Boie die Honneurs machte. Er nennt sie „ein excellentes Mädchen" und ist stolz darauf, daß er „die Ehre gehabt, mit ihr des Abends zu speisen". Treuherzig versichert er: „Ich habe noch keine so hübsche gesehen, und sie hatte dabei in ihrem ganzen Betragen so viel Reizendes! Nicht so ohne Seele, wie die Flensburgerinnen! — Wenn ich einmal nach Münden komme, muß ich sie nothwendig sehen."

Der Conrector Joh. Conr. von Einem, der selber reimte, hat die jungen Göttinger Dichter in seinem Hause stets gern gastlich aufgenommen; er galt unter ihnen für „sehr gefällig" und als ein Mann, „der guten Wein hat", wie Boie d. Ä. am 10. November 1773 an Bürger**) schrieb. Seine Tochter, eine Freundin von Charlotte Kestner, der Dichterin Philippine Gatterer (einer Tochter des Göttinger Professors) und Justus Mösers Tochter Jenny v. Voigts,***) flößte fast allen Hainbündlern lebhaftes Interesse ein; ebenso erwärmte sich Sprickmann für sie, als er 1776 um der Bibliothek willen nach Göttingen kam. Miller verliebte sich 1775 sterblich in Charlotte (er benutzte diese Leidenschaft später als Studie für seinen Siegwart); und wie Hölty für sie entbrannte, zeigt Voß' Brief an Miller vom 27. November 1774, in welchem er seinen und Höltys Besuch in Münden in folgender drastischen Weise schildert: „Wir waren einige Tage beim Conrector von Einem sehr vergnügt. Morgens brachte seine Tochter Thee und Kaffee und Pfeifen; wir schwatzten und lachten. Der Conrector ging nach der Schule; Hölty schnäbelte und rauchte um den ersten Kuß eine ganze Pfeife Taback. Wir waren bis Mittag, und wenn's schlimm Wetter war, den ganzen Tag im Negligée,

*) Charlotte von Einem, genannt: „das kleine Ergötzen", geb. im October 1756, verheirathete sich 1786 als Madame Emminghaus nach Erfurt. Ueber sie vergl. Weinhold: Anton Mathias Sprickmann, in J. Müllers Ztschr. f. D. Culturgesch. Neue Folge, Bd. I. Maiheft. (Hannover, 1872.) — Ueber den Conrector s. d. Notiz bei Weinhold, Boie, 55 fg.

**) Briefe von und an G. A. Bürger, I. 174.

***) Philippine Gatterer, geb. 21. October 1756 zu Nürnberg, verheirathet 20. November 1780 mit dem Kriegssecretär Engelhard zu Cassel, † zu Blankenburg den 28. September 1831. — Joh. Wilhelm. Justine Möser, geb. 5. Juni 1749, heirathete am 4. Mai 1768 den K. Großbritann. Rath Justus von Voigts.

d. h. ich im Oden-Collet, und mit des Conrectors rothen Pantoffeln cothurnt; Hölty von des Conrectors weitem Nachtkamisol umstrotzt, die Haare um die Zähne, die Hacken aus den Strümpfen. Ich spielte Clavier, sang auch etwas; bekam zuweilen einen Kuß zur Belohnung. Der Conrector selbst trieb an, wenn wir die Belohnung nicht eifrig genug betrieben. Wir sprachen von schönen Wissenschaften, und der Conrector las uns von seinen Siebensachen vor, bis ihn die Tochter damit fortjagte. Hölty streichelte dem Mädchen Kopf und Schulter, nannte sie seine Schäferin und legte sich vor ihr auf die Kniee. Der Conrector und ich lächelten. Hölty lächelte auch. Wir spielten Rathspiel, Bouts rimés wurden gemacht, und wenn's schön Wetter war, so spazierten wir herum. Dies wäre ungefähr das Argument zu einer Geschichte, die Du dir deutlicher denken magst." —

Aeußerst schüchtern von Natur, würde unser Christian Rudolf ähnliche Vertraulichkeiten — so harmlos und nichtsbedeutend dieselben auch aufzufassen sind — nie gewagt haben; nennt er sich doch wiederholt „zu blöde", um mit dem Sprechen des mit großem Eifer betriebenen Englisch anzufangen, obwohl er mit den Engländern, die damals zahlreich in Göttingen studirten und zu denen sowohl der ältere Boie, als auch Voß fortdauernd die nächsten Beziehungen unterhielten, „viel umging". Der junge Theologe scheint für „die Mädchen" im Ganzen wenig Theilnahme gehegt zu haben; ist er doch auch unvermählt gestorben! Die schöne Charlotte von Einem wenigstens hat er augenscheinlich nicht wieder gesehen; er gedenkt ihrer später niemals mehr. Sein Herz hing sich an die Bücher; sehr bald entdeckt er in der Göttinger Universitätsbibliothek eine „herrliche Sache"; „fast jeden Sonnabend" ist er da und begrüßt in ihr gleichsam eine alte liebe Bekanntschaft: „mein Vater*) hat schon mit Bewunderung von ihr gesprochen, und welchen Zuwachs muß sie nicht seit 1737 erhalten haben!" ruft er aus. Er bedauert nur, nicht Bücherkenntnisse genug zu haben, um sich alles Sehenswürdige zeigen lassen zu können; „von Autoren sind hier herrliche, prächtige Ausgaben in der größten Menge. Besonders habe ich einen prächtigen Virgil in 4°, der erst neulich in England (Birminghamiae; ich weiß den englischen Namen nicht) herausgekommen, gesehen; bloß den Text abgedruckt, aber die Typographie ist so schön, als ich sie noch nie gesehen. Man kann gar nicht sehen, daß die Lettern in's Papier gedruckt sind, und sie sind doch so scharf! Der Drucker soll auch sein ganzes Leben auf die Kunst raffinirt und viel Geld dabei zugesetzt haben. Mein Bruder hat einen Horaz von der Art in 12; auch sehr schön. Ueberhaupt hat mein Bruder ganz vortreffliche englische Bücher. Die englischen Bücher, besonders die Poeten, sind alle ganz vortrefflich gedruckt, und wenige

*) Derselbe hatte von 1737—1739 zu Göttingen Theologie studirt.

Deutsche kommen dem bei. Ich nehme Weidmanns Erben und Reich aus." — Eine Schilderung des Vorzugs der äußeren Ausstattung von Druckwerken fremder Nationen gegenüber derjenigen von Deutschen, welche hundert Jahre alt ist, aber leider noch heute paßt. Ein Deutscher erfand die „schwarze Kunst", aber nirgends in der Welt wird, im Großen und Ganzen, so nachlässig gedruckt, wie bei dem „Volke der Dichter und Denker".

Die moderne Jugendliteratur.

Von Julius Duboc.

Nach zwei Richtungen hat man, wie mir scheint, vorbehaltlos einen Fortschritt in den Leistungen der heutigen Jugendliteratur, verglichen mit denen aus den Tagen unserer Kindheit — etwa 30—35 Jahre zurückzurechnen —, anzuerkennen. Und zwar ist dieser Fortschritt ein bedeutender und erfreulicher. Er betrifft einerseits das ganze Gebiet der Illustrationen, soweit es sich um künstlerische Vollendung derselben handelt, und andererseits die Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für die Lectüre unserer kleinen Leute. Ich rede hier von Jugendliteratur im weitesten Sinne des Wortes, in dem Sinne, in welchem es Alles umschließt, was durch Schrift oder Bild, oder durch die Verbindung von beiden dem Kinde geistige Eindrücke zu vermitteln bestrebt ist, und so wird es mir auch gestattet sein, die Bilderbögen, welche meistens der letzteren Kategorie angehören, hier mit heranzuziehen. Wenn wir einen Blick in unsere eigene Vergangenheit werfen, wenn wir die damals einzig zur Verfügung stehenden und daher allgemein gebräuchlichen bemalten oder unbemalten Bilderbögen vergleichen mit denjenigen, die für einen äußerst billigen Preis gegenwärtig z. B. von Weise in Stuttgart, von Braun und Schneider in München und anderen Verlagsfirmen hergestellt werden, so können wir nicht umhin, in der künstlerischen Vollendung einen so großen Fortschritt anzuerkennen, daß man denselben kaum für das Ergebniß weniger Jahrzehnte halten sollte. Man blättere einen Band der „Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt, Verlag von G. Weise in Stuttgart" durch, und man findet in demselben eine Anzahl so vortrefflich ausgeführter, künstlerisch entworfener, fein empfundener, charakteristisch beobachteter Bilder und Bildchen aus Natur- und Thierleben, vom Meere und aus dem Gebirge, daß sie auch dem verwöhnteren Auge volle Befriedigung und stimmungsvolle Anregung zu gewähren im Stande sind. Die colorirte Ausgabe vollends

enthält wirkliche Kunstblätter, wozu wir z. B. Wald und Wild von C. Kröner, Vom Rhein von Scheuren, Der Landschaftsmaler von Hugo Becker, Küstenbilder von H. Eschke, Holländischer Winter von Hilgers u. a. m. unbedenklich rechnen, und doch kosten diese Blätter colorirt nur 20, schwarz nur 10 Pfennige — sie sind also nicht viel theurer, als in unserer Kindheit die steifen, schlecht gezeichneten Figuren von Kaisern und Königen, Herzögen und Grafen, Rittern und Knappen oder von großen und kleinen Thieren waren, an denen wir unsere ersten coloristischen Studien machten. Entspricht nun auch dem großen Fortschritte in der künstlerischen Ausführung der für die Kinderwelt berechneten bildlichen Darstellungen nicht ein gleich großer Fortschritt in der Wirkung, d. h. wird ein Kind aus einem dreimal so gut ausgeführten und ausgestatteten Bilderbogen oder einer sonstigen bildlichen Darstellung auch nicht dreimal so viel und dreimal so gute geistige Nahrung, Anregung und Belehrung entnehmen, so wird doch die auf diesem Wege gewonnene, erziehliche Leistung auch nicht allzu gering veranschlagt werden dürfen. Im Einzelnen entzieht sich zwar auch der sorgfältigen Beobachtung hier meistens die überzeugende Einsicht. Das Kind erfreut sich meistens an dem schlechtesten Bilderbogen so sehr wie an einem zehnfach werthvolleren und findet durchschnittlich, was ihm bunt entgegenleuchtet, überhaupt schön, sei dies nun nach unseren Begriffen eine Sudelei oder ein Kunstblatt. So scheint es wenigstens und so ist es auch wohl, wenn man nur die gröbere Außenwirkung, d. h. die, welche das Kind am unverholensten an den Tag legt, und welche sich daher am leichtesten der Beobachtung aufdrängt, ins Auge faßt. Daß aber doch noch feinere wirkende Momente daneben bestehen, daß das Kind, meistens ohne dem unverstandenen Gefühle einen Ausdruck zu leihen, auch einen Hauch wirklicher Schönheit und gewählteren Geschmack demjenigen ihm Dargebotenen entnimmt, welches nach dieser Seite eine Anregung gewähren kann, daß es diese Anregung, gehe dieselbe zuerst auch spurlos flüchtig an ihm vorüber, bei wiederholter Einwirkung in sich verarbeitet und ihm einen Bildungsgehalt im weiteren Sinn des Wortes, einen Sonnenstrahl des Gemüthes, einen Bildungstrieb des Schönen, kurz irgend ein Element der aesthetischen Cultur zu entnehmen vermag — das Alles wird sich doch nicht leugnen lassen und in dieser Hinsicht eben wird dem gestiegenen künstlerischen Werth des kindlichen Bildungsmaterials ein bedeutsamer und selbständiger Werth nicht abzusprechen sein.

Als den zweiten wesentlichen Fortschritt bezeichnete ich die gegenwärtig ganz anders geartete Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für Lectüre und Anschauung der Jugend. Wenn wir bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts zurückgehen, so treffen wir auf ein ganz merkwürdiges, in den ersten Decennien desselben noch sehr beliebtes und geschätztes, allmählich in Vergessen-

heit gerathenes und jetzt höchstens nur noch dem Namen nach gekanntes Buch: das sogenannte Bertuchsche Bilderbuch für Kinder. Das Bertuchsche Bilderbuch, so benannt nach dem Verfasser, dem Weimarschen Legationsrath Bertuch, bezeichnet in gewisser Hinsicht einen Höhepunkt der Leistung, wie er in der Jugendliteratur kaum jemals zum zweitenmal vorgekommen sein dürfte. Es steht eigentlich als ein Unicum und noch heute, als Ganzes betrachtet, als literarisches Unternehmen, als kostbares Sammelwerk, unerreicht und unübertroffen da. Dies sogenannte Bilderbuch, „enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und allerhand anderen unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften, alle nach den besten Originalen gewählt, gestochen und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet“, umfaßt eine Bibliothek für sich. Ich weiß nicht mehr genau anzugeben aus wie viel Bänden es besteht, glaube aber nicht zu irren, wenn ich 8 bis 10 Bände als die geringste Anzahl angebe. Jeder Band, in groß Quart, enthält 100 Nummern, d. h. 100 Tafeln Abbildungen, denen jedesmal 4 Seiten Text in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch beigefügt sind. Dem Plan des Werkes gemäß marschiren die vorgeführten Gegenstände in buntester Reihenfolge auf. Fische, vierfüßige Thiere, Blumen, Schlangen wechseln mit Volksbelustigungen, Darstellungen aus der Göttergeschichte, landschaftlichen und Architekturbildern, geologischen Merkwürdigkeiten und diese wieder mit Darstellungen von Ritterorden, Kostümbildern u. a. m. ab. Die Abbildungen, deren jede Kupfertafel gewöhnlich mehrere enthält, sind farbig und sämmtlich von einer seltenen Vollendung in der Ausführung sowohl als in der Genauigkeit und Treue der Darstellung — der auf dem Titel enthaltene Zusatz: „sämmtlich nach den besten Orginalen gewählt und gestochen“ sagt in dieser Beziehung durchaus nicht zu viel. Der Text dagegen beschränkt sich meistens auf eine sehr dürftige Notiz, welche dem vorgeführten Bilde eben nur die unentbehrlichste thatsächlichste Erläuterung beifügt. Man weiß nun kaum, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den grandiosen Entwurf und die Möglichkeit der Durchführung eines so große Herstellungskosten erfordernden Unternehmens oder über den unzweckmäßigen Charakter desselben in Bezug auf seine nächste Bestimmung. Ein Bilderbuch für Kinder im großartigsten Styl und doch nur ein Kaleidoskop! Dem Verfasser kommt bei seiner mühsamen, mehrjährigen Arbeit nie der Gedanke, ob die Anpassung an das kindliche Wesen nicht noch in etwas Anderem zu bestehen habe als darin, daß die kurze, trockne Erklärung seinen Verstandeskräften nicht zuviel zumuthe, ob man mit dem Kinde nicht vertraulich plaudern und dabei an das Nächstliegende anknüpfen müsse, ob es seine Entdeckungsreisen nicht zuerst auf dem Gebiete

seiner eigenen, sinnlich erreichbaren kleinen Welt vorzunehmen und das ihm Eigene mit Liebe und Interesse zu hegen und zu pflegen habe, ob die Naturerkenntniß ihm dabei nicht die Hand bieten und ihm durch Haus und Hof, durch Stallung und Garten, durch Wald und Wiese, am Brunnen, am Bach als treuer Geleitsmann dienen solle, ob es im Gegensatz hierzu nicht das Allerunzweckmäßigste sei, mit einer verwirrenden und blendenden Mannichfaltigkeit aller erdenklichen Thatsachen der Welt- und Naturgeschichte die kindliche Fassungskraft und Aufnahmelust bis zum Erdrücktwerden zu überladen. Bei dem im Anfang dieses Jahrhunderts lebhafter entfachten Streit zwischen Philanthropinismus und Humanismus, zwischen denjenigen, welche der vorzugsweisen Bildung durch die Sprache, welche der Humanismus, den alten Vorbildern getreu, vertrat, und denen, welche der Bildung durch die Sachen, die anschauliche Welt anhingen, hatte man für diese ebenerwähnten, uns so wesentlich erscheinenden Punkte noch wenig Sinn und wer dem letzteren Princip huldigte, glaubte demselben nicht besser dienen zu können, als wenn er dem Kinde sofort das ganze Weltall unterbreitete. Von dieser Richtung, welche Jean Paul zu der Klage Anlaß gab, daß sie „durch Naturgeschichten, Bilderbücher und andere Sachregister des Auges die Lehrstuben zu Alpen mache, wo die Pflanze mager und klein und deren Blume übergroß getrieben" werde, ist das Bertuchsche Bilderbuch ein in seiner Art classisches Erzeugniß und das Ansehen und die Verbreitung, welche dasselbe trotz seines natürlich außerordentlich hohen Preises fand, legen Zeugniß dafür ab, daß es nicht leicht gewesen ist das ihm zu Grunde liegende Princip allmählich durch richtigere Anschauungen zu verdrängen und zu ersetzen. Wie sehr dasselbe gleichwohl gelungen, dafür legen gegenwärtig viele sehr anerkennenswerthe naturwissenschaftliche Jugendschriften Zeugniß ab. Ich erwähne nur eine meines Erachtens sehr glücklich entworfene Schrift, weil sie am schärfsten und reinsten das entgegengesetzte Princip darstellt und daher am geeignetsten ist, den weiten Abstand zwischen jetzt und damals zu veranschaulichen, ich meine die „Entdeckungsreisen in Haus und Hof von H. Wagner." Diese Entdeckungsreisen, die auch mehrere in der geschmackvollen Weise des Spamerschen Verlags illustrirte Bändchen umfassen, beginnen ihre Wanderungen in der Wohnstube, zwischen den vier Wänden. Sie lassen das Kind Bekanntschaft schließen mit Tisch und Stuhl, mit der Katze und dem Mäuschen, mit dem Goldfisch und dem Kanarienvogel, mit Fliegen und Mücken, Motten und Käfern. Dann wird aufs Dach gereist und Alles, was dort vorkommt, untersucht, in den Keller hinabgestiegen, Hof und Garten einer Besichtigung unterzogen. Das Dach giebt Gelegenheit das Bedachungsmaterial, dann aber auch die kleine Pflanzenwelt der Flechten und Moose, soviel davon an den Dachziegeln zu haften pflegt, zu studiren, im Keller geben Pilze und Schimmel und der

Hausschwamm Veranlassung von Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen zu reden, im Hofe und Garten kommen die Erd- und Steinarten, die Unkräuter und Zierpflanzen, die Obstarten und die Thiere unter der Erde nach einander an die Reihe. Und so geht es immer weiter, vom kleinsten Punkt sich ausbreitend in das unendliche Weltall hinaus. Wie richtig erfaßt der Herausgeber das Wesen der Kindesnatur, wenn er in dem Vorwort sagt: „Wird nicht selbst eine Rumpelkammer mit ihrem vielfachen Geräth für das Kind ebenso zur Naturaliensammlung wie zum Alterthumscabinet? Dünkt ihm nicht ein Gang in den Keller hinab gleich einer geheimnißreichen Reise in die düstere Unterwelt und — wenn es droben zum kleinen Fensterchen im hohen Giebel hinabschaut auf die niederen Nachbardächer, nach dem Nest der Spatzen in der Regenrinne und nach den luftdurchsegelnden Schwalben, ists ihm da nicht in seiner Weise so eigenthümlich zu Muthe wie dem Jüngling, der zum erstenmal von der Spitze des Brockens, der Schneekoppe oder des Rigi hinabschaut auf Alles, was drunten ist?“ Und den für die ethische Seite entscheidenden Gesichtspunkt spricht er zutreffend mit den Worten aus: „Je zahlreicher kleine Fäden das Interesse des Kindes an das häusliche Leben fesseln, desto mehr wird es mit Liebe am Herd der Familie hängen, desto stärker wird auch sein Gemüthsleben sich entwickeln und mit dem erwachenden forschenden Verstande Hand in Hand gehen. Der Mann, welcher in vorgerückteren Jahren mit Innigkeit noch an das Haus denkt, in welchem er die Jugend verlebte, wird auch danach streben, der eigenen Familie eine Umgebung zu schaffen, in welcher Liebe und Friede wohnen.“

Der Fortschritt, welchen ich auf dem Gebiet der für die Kinderwelt bestimmten Illustrationen der Gegenwart zuerkannte, bezieht sich auf die höher entwickelte Technik und künstlerische Vollendung, soweit sie im Dienste der Schönheit und Wahrheit, d. h. des richtigen Ausdrucks des Natürlichen zur Verwendung gelangt. Keineswegs erstrecke ich dieselbe aber auf das hierzu völlig gegensätzliche Verfahren, die höhere Kunstfertigkeit auch für Zwecke des den Ausdruck des Natürlichen entstellenden und verzerrenden Humors, für die Caricatur in Anwendung zu bringen. Vor 30 oder 40 Jahren hatten wir in Deutschland überhaupt noch keine irgend nennenswerthe Cultur dieser Specialität aufzuweisen. Französische und englische Witzblätter leisteten schon Erstaunliches in kecken, fratzenhaften Bocksprüngen, als der deutsche Genius noch ehrbar und sittig bei Seite stand und sich in dies ihm mehr oder minder fremdartige Wesen nicht recht zu finden wußte. Wohl haben wir zu allen Zeiten Lust an Harlequinaden und derben Possenreißereien gehabt, auch dieselben wohl gelegentlich zur bildlichen Darstellung gebracht, aber für das satirische Zerrbild in seinem das moderne Wesen widerspiegelnden Raffinement, in seiner halbverhüllten Zweideutigkeit, in seinen herausfordernden Anspielungen

fehlte uns die Leichtigkeit, der esprit und namentlich auch durch das stagnirende öffentliche und politische Leben die Beize im Stoff. Auch sind unsere Leistungen in diesem Genre bisher immer noch auf einer gewissen harmlosen, unentwickelten Stufe stehen geblieben und erst das Wiener Witzblatt, der „Floh", weiß auf seiner Palette alle diejenigen Farbentöne zu mischen, welche diese Specialität in ihrer höheren Ausführung charakterisiren. Ihm stehen alle die Mittel zu Gebote, der kecke Wurf der Ausführung, die brillante Technik, die erfindungsreiche Laune, der freche Humor, die lascive Beimischung, und es beherrscht alle diese Elemente mit derjenigen Meisterschaft, welche den Erfolg auf diesem bedenklichen Gebiete verbürgt. Vor allen Dingen aber fehlte uns in jener früheren Zeit, in welcher bei uns das satirische Zerrbild nur noch äußerst sparsam angebaut wurde, die Liebhaberei für und die Routine auf diesem Gebiete, welche gegenwärtig dazu geführt haben, dasselbe auch für Anpflanzungen für das zartere Lebensalter nutzbar zu machen. Ich bekenne mich zu der Auffassung, welche hierin einen — gelinde gesprochen — entschiedenen Uebelstand erblickt, der keineswegs gleichgültig hingenommen zu werden verdiente, sondern mit Nachdruck als eine ganz verderbliche Unsitte zurückgewiesen werden sollte. Die — um sich so auszudrücken — ethische Berechtigung der Caricatur, des Zerrbildes, der Satire überhaupt (wenn wir den Gegenstand noch allgemeiner nehmen wollen), liegt immer in der Spottwürdigkeit des dem Spott, der Satire, der Verzerrung zum Stichblatt dienenden Gegenstandes. Ohne diese Bedingung verfällt das Ganze der Frivolität. Ist diese Bedingung dagegen gewahrt, so kann die Frivolität zwar noch immer in der Darstellung — durch Mißbrauch der Kunstmittel — herrschen, aber sie ist wenigstens in der schlimmeren Bedeutung ausgeschlossen, daß durch sie unser normales sittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen beeinträchtigt und preisgegeben wird. Mit dieser Auffassung, wenn sie streng genommen und durchgeführt werden sollte, würden sich nun allerdings die Wenigsten ganz einverstanden erklären. Unsere Witzblätter zumal beanspruchen als ihr unzweifelhaftes Privilegium ein Passe-partout, um überall, wo es ihnen beliebt, Hand anlegen zu können und für dies Belieben wünschen sie keine andere Grenze anerkennen zu müssen, als die sich aus der mehr oder weniger einen Lachreiz enthaltenden Natur des Gegenstandes, der ihnen gerade aufstößt, ergiebt. Die Spottwürdigkeit hat in ihren Augen keine andere Bedeutung und sollte keine andere haben als die Verspottungs-Möglichkeit und in der Praxis wird so ziemlich unbedenklich dem Princip gehuldigt, allem die Schellenkappe aufzusetzen, bei dem sich dies nicht etwa durch die Gefahr staatsanwaltschaftlichen Einschreitens verbietet.

Nun man kann der Ansicht huldigen — und ich bestreite nicht die Berechtigung derselben — daß in der Praxis eine derartige weitausgedehnte

Carnevalsfreiheit immer noch wünschenswerther ist und im Ganzen günstiger wirkt als die Hemmung der Bewegung durch eine zu eng bemessene Grenze der Spottwürdigkeit. Man kann mit einigem Grund behaupten, daß das Publicum sich im Durchschnitt genommen besser dabei steht, wenn es sich der Auffassung anbequemt, daß — einige wenige Gebiete ausgenommen — eine allgemeine Freiheit des Durchhechelns den Witzblättern zugestanden werden möge, als wenn es in jedem einzelnen Falle ängstlich die Spottwürdigkeit untersuchen wollte und dabei unvermeidlich in die Gefahr geriethe, diese nach den willkürlichsten Schätzungen von subjectiven Empfindungen des Mißbehagens und gereizter Empfindlichkeit auszumessen. Allein dieses Zugeständniß hebt doch den ursprünglichen Satz nicht auf, es ergiebt sich nur aus der Schwierigkeit der praktischen Durchführung. Richtiger, wünschenswerther, in jeder Beziehung angemessener und innerlich gesünder ist ein Zustand, in welchem sich Humor, Satire und Spott nur an dem Spottwürdigen und Belachenswerthen vergreifen, vor dem Achtungswerthen aber zurückscheuen, auch wo sich dies eine Blöße der Lächerlichkeit giebt, als wo diese Scheu geschwunden ist, dies Bedenken dem Kitzel des „höheren Blödsinns" geopfert wird. Und wenn wir gleichwohl, da das ideale Maß der Selbstbeschränkung nur allzu selten zu erreichen ist, die Scylla einer gewissen Schrankenlosigkeit — obwohl im Princip ungerechtfertigt — der Charybdis einer verkümmernden Beschränktheit, die ein falsches Gesetz auferlegt, vorziehen, so bleiben wir doch der möglichen bedenklichen Folgen immer eingedenk, welche, wie bereits erwähnt, im Wesentlichen darin zu erblicken sind, daß unser normales sittliches Verhalten zu dem Achtungswerthen in Gefahr geräth, beeinträchtigt und preisgegeben zu werden. In Gefahr geräth, — nicht mehr, und dieser Gefahr kann begegnet werden und sie wird zu Nichte überall da, wo unser sittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen so fest begründet ist und sicher in sich ruht, daß es ohne in sich erschüttert zu werden, den Gegenstand seiner Achtung der Spottlaune des Schalksnarren anheimfallen sehen kann. Dies andererseits wird um so eher dann der Fall sein können, wenn der Spott von jener harmlos lächelnden Beschaffenheit ist, welche an sich selbst schon verräth, daß er sich zwar, vom Reiz des Komischen bezwungen, das Lachen nicht verbeißen konnte, aber gleichwohl mit demselben den von ihm Gehänselten nicht ernsthaft verletzen möchte. Diese Momente verringern die Gefahr, von welcher hier die Rede ist oder beseitigen sie auch völlig, aber da sie keineswegs allzu häufig angetroffen werden, da wir keineswegs den Spott in der Regel so maß- und tactvoll gehandhabt finden, keineswegs das sittliche Verhältniß zu dem Achtungswerthen sich bei den Meisten oder bei sehr Vielen so festbegründet herausstellt, daß es häufigen Erschütterungen auszusetzen nicht bedenklich wäre, so wird auch ihre Bedeutung in einer die Gefahr erheblich abschwächenden Wirkung im

Durchschnitt nicht allzu hoch veranschlagt werden dürfen. Wo ein minder rücksichtsvolles Verfahren, das der Spottsucht Zügelfreiheit gestattet, noch am unbedenklichsten ist, da wird es meistens gerade am wenigsten vertragen, nämlich auf dem Gebiete der Persönlichkeit, soweit dieselbe dem öffentlichen Leben und Wirken angehört. Wenn die satirische Laune auf diesem Gebiete keck zugreifend sich geberdet und im Uebermuth den Verdienstvollsten wegen einer ihm anhaftenden Lächerlichkeit ebenso persiflirt wie den Spottwürdigeren, so fördert sie dabei wenigstens den einen guten Zweck, daß sie uns auf diese Weise am sichersten von der sensitiven Zimperlichkeit erlöst, welche mit dem öffentlichen Wirken nur zum größten Schaden des letzteren vereinigt werden kann und gegen welche jede abstumpfende Cur erwünscht ist. Haben wir aber statt mit den Persönlichkeiten es mit den großen Institutionen des Landes zu thun, denen diese dienen, so fällt der eben angeführte Grund wiederum hinweg und wenn — um ein Beispiel anzuführen — das Berliner Witzblatt, die „Wespen," die parlamentarischen Verhandlungen des Reichstags fortlaufend carikirt und in spottender Verzerrung zur Darstellung bringt, so belegt dieser Fall meines Erachtens in besonders unwiderleglicher Weise die Richtigkeit des hier behaupteten Princips. Der Reichstag ist sicher kein Gegenstand, den spöttisch belächeln zu lernen erwünscht wäre, er ist ferner durch einen Schutzwall sittlichen Empfindens und Gewöhnung der Achtung (etwa wie in England) bei uns noch keineswegs genügend gegen eine solche Gefahr gewahrt und schließlich wird diese und also die Möglichkeit, daß ein derartiger nachtheiliger Eindruck auf das Publicum erzielt werde, noch durch den Umstand vergrößert, daß die satirische Behandlung nicht wie bei anderen Gegenständen eine einmalige und dann wieder unterbrochene, sondern eine unausgesetzt fortwirkende, systematisch wiederholte ist. Es liegt also ein dreifacher triftiger Anlaß vor, daß die Spottlaune hier sich Enthaltsamkeit auferlegen sollte und wenn dieselbe das gleichwohl nicht thut, darauf fußend, daß sie das nicht nöthig habe und daß sie einen so guten Gegenstand des Scherzes und der Satire nicht fahren lassen könne, so beweist sie damit nur, daß ihr an einem ethischen Lebensgehalt nichts gelegen ist. Damit tritt sie aber auf den Standpunkt des mittelalterlichen belustigenden Hofnarren zurück, dem auch die unbeschränkteste Ungebundenheit gestattet war, der aber seinerseits keinen Anspruch auf Achtung erheben durfte.

Wenn ich von dem bisher Gesagten die Anwendung auf das Verhältniß der Caricatur zum jugendlichen Lebensalter mache, so stellt sich sofort heraus, wie gänzlich unangemessen, principiell falsch und daher verwerflich dieselbe ist. Es ergab sich, daß die ethische Berechtigung der Caricatur überhaupt in die Spottwürdigkeit des Gegenstandes zu setzen ist und daß ohne dieselbe eine Gefährdung entsteht, welche nur bei einer besonderen Festigkeit des normalen

sittlichen Verhältnisses zu dem Achtungswerthen als gemindert oder gänzlich aufgehoben betrachtet werden kann. Beide Voraussetzungen fehlen bei dem Kinde gänzlich und damit fehlt auch jede Berechtigung zur Anwendung der Caricatur ihm gegenüber. Die Nothwendigkeit, daß das Kind seiner Umgebung, die es an Alter, Erfahrung, Kraft u. s. w. überragt, daß es also dem ihm Ueberragenden — ganz allgemein genommen — Achtung gewähren und in der Gewöhnung an diese Gewährung keine Erschütterung erfahre, diese Nothwendigkeit ist eine so tief im Wesen der Sittlichkeit überhaupt gegründete, daß jeder Einbruch in dieselbe als ein Sacrileg von mehr oder minder schwerer Bedeutung betrachtet werden kann und muß. Für das Kind giebt es im strengsten Wortverstand — abgesehen von den Altersgenossen und Spielkameraden — nur eine achtungswerthe Umgebung und daher nirgends einen eigentlich spottwürdigen Gegenstand. Und selbst wo die an sich also stets achtungswerthe (weil überragende) Umgebung des Kindes sich dieses ihres achtungswerthen Charakters selbst entäußert, indem sie sich auf verächtliche Weise hinstellt, wie dies der Fall ist bei Trunkenheit, Feigheit u. dergl., da sollte doch die Einwirkung auf das Kind stets sorgfältig vor dem Spott behütet werden. Viel natürlicher und richtiger gestaltet sich das Empfinden des Kindes in solchem Falle, wenn dasselbe die Grenze des Widerwillens und eines erschreckten Gefühls nicht überschreitet, als wenn es den kecken Spott kennen lernt. In jenem Gefühl reflectirt sich seelisch nur das Mißverhältniß, welches dadurch entstanden ist, daß ein Ueberragendes so tief unten erblickt wird, der Aufschwung zum Spott aber hat an dem Gefühl des Ueberragenden überhaupt eine bedenkliche Einbuße erlitten. Und die dadurch entstehende Gefährdung ist in diesem Fall natürlich um so unzweifelhafter, als beim Kinde noch alles im Werden ist, ein normales sittliches Verhältniß zum Achtungswerthen, d. h. zu seiner ganzen Umgebung, also auch noch keine Beständigkeit gewonnen hat und einen sicheren Schutz nicht gewähren kann.

Diese einfachen Wahrheiten scheinen in neuerer Zeit immer mehr an Geltung zu verlieren und an der Betonung, die ihnen sicher zukommt, einzubüßen. Wir sehen in immer steigendem Maße von talentvollen Künstlern die Caricatur für Zwecke der Jugendliteratur verwerthet werden und in immer steigendem Maße das Publicum diesen in früheren Zeiten völlig ungekannten und unerhörten Productionen Geschmack abgewinnen. Dabei wird der Charakter derselben ein immer bedenklicherer. Der in unzähligen Auflagen verbreitete, so beliebt gewordene „Struwelpeter" wandte das Zerrbild der Hauptsache nach doch nur dafür an, um gewisse kindliche Unarten und Untugenden zu portraitiren. Dieser Anwendung des Zerrbildes gegenüber gebührt sich, selbst wenn die Grenze scharf inne gehalten wird, (was kaum möglich ist), immer noch der Einwand und die Frage, welche ich in dieser Untersuchung

absichtlich ganz unberücksichtigt gelassen habe, ob es überhaupt erwünscht und rationell ist, die geistige Nahrung des Kindes mit so vielen Elementen des Häßlichen zu versetzen; aber wenigstens vermeidet eine solche Methode den von mir gerügten, viel unverzeihlicheren Hauptfehler. Der „Struwelpeter" liegt aber seinem Erscheinen und seiner Glanzzeit nach schon etwas hinter uns und nehmen wir irgend einen neueren Ersatzmann derselben, so finden wir, daß das Ding gegenwärtig noch ganz anders angegriffen wird. Nehmen wir z. B. Etwas zur Hand, was der in seiner Art genialisch schaffende W. Busch zur Jugendliteratur beisteuert, z. B. „Max und Moritz, eine Bubengeschichte in sieben Streichen." Was finden wir? Höchst amüsante Verse, in denen sieben der schlimmsten Foppereien sehr lustig geschildert werden. In sechs Fällen kommen die holden Jungen stets ungeahndet davon, obgleich ihre Streiche von der allerschlimmsten Art sind (z. B. wird dem Lehrer Pulver in die Pfeife gestopft), der siebente zieht eine spaßhaft übertriebene Strafe nach sich, mittelst deren die Jungen in die Mühle gerathen und schließlich fein geschroten von den Gänsen gefressen werden. Doch das nur nebenbei. Die Verse könnten geändert werden und ich würde das Ganze doch immer gleichmäßig verkehrt und verwerflich finden, weil in den vom Standpunkt des Caricaturenzeichners vortrefflichen Illustrationen, welche jede Seite des Büchleins schmücken, alles Achtungswerthe schon durch die verzerrende Zeichnung spottwürdig erscheint. Die Wittwe, der Onkel, der Lehrer, der Schneider u. s. f. erscheinen, auch abgesehen davon, daß ihnen so lächerlich mitgespielt wird, durch den grotesken Aufputz der Caricatur als erbärmliche Vogelscheuchen, welche auf alle Weise den Spott herausfordern und ihnen gegenüber macht sich unwillkürlich eine Gefühlsregung geltend, welche Max und Moritz schon halb entschuldigt findet. Daß Kinder eine derartige Darstellung sehr nach ihrem Geschmack finden, ist nicht zu bezweifeln. Ich kann selbst bezeugen, daß „Max und Moritz" mit wahrer Begeisterung zur immer wiederholten Lectüre verlangt wird. Aber das beweist eben nur, was ich schon vorher hervorhob, daß hier die Gefahr auch deshalb eine verdoppelte ist, weil das noch schwankende sittliche Normalverhältniß zum Achtungswerthen beim Kinde nur einen völlig ungenügenden, leicht innerlich zu erschütternden Schutz gewährt. Und trotzdem gehören diese und ähnliche geistesverwandte Erzeugnisse zu den beliebtesten und gepriesensten Gaben der Jugendliteratur der Gegenwart. In Dutzenden von Auflagen verbreitet — „Max und Moritz" haben auch schon die zwölfte Auflage überschritten — finden sie als willkommene Gaben eines frischen Humors (der sich nur vollständig in seinem Ziel vergreift) aller Orten unbedenkliche, gern gewährte Aufnahme.

Indem ich mich hier, den Gegenstand auf einen bestimmten Gesichtspunkt zusammendrängend, ganz allgemein gegen die Zulässigkeit des Spottbildes für

die Zwecke, welche die Jugendliteratur im Auge behalten sollte, ausspreche, kann mir eingehalten werden, daß ein solches Verdict, wenn ohne Einschränkung aufrecht erhalten, deshalb ungerecht ist, weil mancherlei Gaben des scherzenden Humors doch eine Ausnahmestellung beanspruchen dürfen. Ich bin auch weit entfernt, das zu leugnen. Die zulässigen Ausnahmen ergeben sich von selbst, je bestimmter man das Princip im Auge behält, daß dem Kinde seine ganze, es an Alter, Kraft, Erfahrung u. s. w. überragende Umgebung nicht als spottwürdiger Gegenstand, nicht entstellt und spaßhaft verzerrt vorgeführt werden sollte. Was jenseits dieser principiellen Grenzlinie liegt, muß nach einem anderen Maßstab gemessen werden. Es giebt mancherlei Scherz- und Spottbilder, humoristisch belebte Darstellungen aus dem Treiben der Thierwelt, aus der Traum- und Märchenwelt, die durch Witz und Zierlichkeit anregend und bildend auch auf das Kind wirken können, ohne irgend eine schädliche Nebenwirkung einzuschließen. Selbst eine sehr bekannte Illustration (von L. Reinhardt) des Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus" rechne ich hierher, weil die außerordentlich geistreich heiter erfundene Composition, eine der besten Leistungen auf diesem Gebiet, die je einer Künstlerhand gelungen, den anmuthigen Scherz der schwankenden Häuserreihen, der tanzenden Laternen u. s. w., so vollendet ausgeführt und so sehr in den Vordergrund zu stellen gewußt hat, daß das Interesse des Beschauers sich lediglich hierauf concentrirt. Das Motiv des Betrunkenen, welches an sich ein ungeeigneter Gegenstand sein würde, um dem Kinde spottweise vorgeführt zu werden, kommt daneben gar nicht zur Geltung und kann deshalb auch kein Bedenken erregen.

Bei der vollständigen Principlosigkeit, mit dem auf dem hier in Betrachtung gezogenen Gebiet verfahren wird, kann es nicht Wunder nehmen, daß wir gelegentlich auch noch schlimmeren Uebelständen als den bisher gerügten begegnen. Uebertragen wir einmal ohne viel Nachdenken und Ueberlegung und jedenfalls ohne uns genau über die innezuhaltenden Grenzen Rechenschaft zu geben, die ganze Specialität der Caricatur auf das jugendliche Lebensalter, so wird es kaum ausbleiben, daß wir unbedenklich auch dasjenige mit übertragen, was mit der Darstellung des Zerrbildes, namentlich des modernen, so leicht in Verbindung tritt, was dem reiferen Lebensalter je nach Maß und Färbung zugemuthet werden mag, was aber für die Jugend jedenfalls den denkbar ungeeignetesten Nahrungsstoff enthält, nämlich die lascive Beimischung. Derartiges trifft man gegenwärtig gar nicht selten. Nehmen wir z. B. die vorher ihrer künstlerischen Vollendung wegen gerühmten Bilderbogen (Verlag von G. Weise, Stuttgart) wiederum zur Hand, so treffen wir sogleich auf Nr. 30 unter der Ueberschrift „Wenn Jemand eine Reise thut" eine Reihe allerliebster humoristischer Skizzen, die Hosemann mit bekannter Meisterschaft gezeichnet, von denen aber das fünfte sowohl im Sujet, als in der Unter-

schrift sich stark dem Lasciven nähert. Eine wahre Musterleistung in der Verbindung des Widerlichhäßlichen mit leiser lasciver Färbung und des Forcirtkomischen ohne eigentlichen Witz bildet dann ferner die Nr. 49 derselben Sammlung, die Geschichte einer „entführten Wurst", gezeichnet von H. Scheerenberg. Freilich scheint das nach dem Titel: „Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt", berechtigt, aber wenn diese Bezeichnung bei einem Unternehmen, das doch wesentlich in die Hände von Kindern geräth und für diese auf den Büchermarkt gebracht wird, überhaupt irgend einen Sinn haben soll, so kann es doch immer nur der sein, daß die dem Kindesalter angepaßte Gabe durch inneren Werth Anspruch erheben darf, auch dem reifen Lebensalter Genuß zu bereiten; unmöglich kann oder sollte darin ein Anspruch auf Berechtigung liegen, die stark gewürzten und gepfefferten Gerichte von unserer Tafel der Kindesnahrung einzuverleiben. Wie gleichgültig oder nachlässig man über diesen Punkt denken zu lernen angefangen hat, davon noch ein besonders merkwürdiger Beleg. In dem Buch: „Der Kinder Wundergarten von Friedrich Hofmann (Leipzig, Günther 1875)", einer mit 60 Holzschnitten und Buntdruckbildern sehr schön ausgestatteten Märchensammlung findet sich u. a. folgende wohlbekannte Berliner Witzfrage: „Es war einmal eine Dame — sie winkte ihm — er hielt um ihre Person an — er reichte ihr die Hand — er nahm ihr das Geld ab — und ließ sie dann sitzen." Der Herausgeber fügt hinzu: „Wer hat sich so märchenhaft aufgeführt? — Wenn's Niemand räth, verräth es das Register." Was dieser Blüthenstrauß, der seiner heimathlichen Flur an den Ufern der Spree zur Zierde gereicht, in einem „Wundergarten" für Kinder zu thun hat, wie er dort eine Stelle ausfüllen kann, das ist mir und gewiß vielen Anderen mit mir völlig unerfindlich. Läßt sich dafür eine Berechtigung nachweisen, so begegnen wir wohl auch nächstens in irgend einem Kinderbuch der bekannten Berliner Witzfrage, welches die anständigste Person in ganz Berlin sei? Antwort: die Victoria auf der Siegessäule, denn sie hat gar kein Verhältniß.

Die erwähnte Märchensammlung giebt mir am Schluß dieser wenigen Bemerkungen über Licht- und Schattenseiten unserer Jugendliteratur noch Veranlassung des Uebelstandes zu gedenken, unter dem die meisten und gerade die verbreitetsten unserer Märchenbücher leiden, daß sie nämlich ohne jede oder doch ohne genügende Rücksicht auf die Beseitigung widriger und ekelerregender Vorstellungen, erschreckend grausamer Proceduren u. dergl. zusammengetragen werden. In unseren Märchenbüchern sieht es, was die Grausamkeit betrifft, häufig nicht besser als in mittelalterlichen Marterkammern aus. Die gewöhnlichsten und beliebtesten Todesarten für böse Stiefmütter, Hexen und sonstige Vertreter des bösen Princips sind, daß sie in ein Faß gesteckt und zu Tode gerollt werden, das inwendig mit Nägeln ausgeschlagen

ist, oder desgleichen in ein Faß, das mit siedendem Oel und Schlangen angefüllt ist; im Aschenbrödel werden den neidischen Schwestern zur Strafe von den Tauben die Augen ausgepickt; im Schneewittchen muß die böse Königin ihren Fuß in rothglühende Schuhe stecken und sich in diesen zu Tode tanzen; im „Brüderchen und Schwesterchen" wird die Hexe ins Feuer gelegt und ihre Tochter den wilden Thieren vorgeworfen u. s. f. Alle diese und die vielen ähnlichen, an Schreckhaftigkeit die hier erwähnten noch überbietenden Strafgerichte könnten, da sie gewöhnlich nur in den letzten Schlußzeilen angeführt werden, mit Leichtigkeit geändert werden, ohne dem Kern der unvergänglichen Märchen irgend wie zu nahe zu treten. Und gerade um diese uns und den kommenden Generationen auch fernerhin zu erhalten, wäre eine solche Aenderung doch wichtig. Denn wie unerträglich wird doch allmählich ein so grelles Mißverhältniß, wenn wir unseren Kindern in Erzählungsform dasjenige als eine gerechte Vergeltung — dieser Eindruck ist doch der erste und bleibend haftende beim Kinde! — vorführen, was wir unserer ganzen Anschauungs- und Gefühlsweise gemäß vom Standpunkt der Gegenwart aus für sittlich verwerflich erklären müssen, wenn wir der Phantasie und zwar als den ganz ordnungsmäßigen Verlauf der Dinge einprägen, was wir von Jugend auf verabscheuen lernen müßten, weil unsere Begriffe von den Grenzen der strafenden Gerechtigkeit gänzlich veränderte geworden sind. Nicht gleichgültig und bedeutungslos wahrlich ist es, welchen Samen in dieser Beziehung der jugendliche Seelenboden aufzunehmen veranlaßt wird! Die unscheinbarsten Eindrücke sind es gerade, welche in der Kindheit zu Eigen erworben, später maßgebend werden für den Pulsschlag unseres innersten Empfindens und auf die Gestaltung der wichtigsten Culturgebiete einen unzweifelhaft vorhandenen, wenn auch nicht mehr direct nachweisbaren Einfluß ausüben. Und in dieser Beziehung ist wiederum kein Gebiet empfindlicher als das des Strafrechts, in Betreff dessen für immer gilt, was Jhering in so geistvollen Worten ausgesprochen hat: „Das Strafrecht ist der Knotenpunkt, wo die feinsten und zartesten Nerven und Adern zusammenlaufen und wo jeder Eindruck, jede Empfindung sich fühlbar macht und äußerlich sichtbar wird: das Antlitz des Rechtes, auf dem die gesammte Individualität des Volkes, sein Denken und Fühlen, sein Gemüth und seine Leidenschaft, seine Gesittung und seine Roheit sich kund giebt, kurz auf dem seine Seele sich wiederspiegelt."

Ueberhaupt wird, wenn es sich um die geistige Nahrung der Jugend handelt, doch immer auf das einfache Princip zurückzugehen und von diesem keinerlei Abweichung zu gestatten sein, daß wir nur dasjenige zulassen können, was der Roheit — auch auf Umwegen, mittelst Reflexwirkung — keine Anknüpfungspunkte darbietet. Wir haben die Saaten zu bestellen für die Gesittung unserer Zeit und keiner anderen und die Pietät gegen die Ver-

gangenheit und die verdienstvollen, mit ihr verbundenen Forschernamen findet gewiß eine völlig falsche Auslegung und Anwendung, wenn sie diesem Princip untreu zu werden die Veranlassung bietet. Von diesem Gesichtspunkt aus sind nicht nur die erwähnten barbarischen und bluttriefenden Zuthaten unserer Märchen zu verurtheilen, sondern auch einige ganze Erzählungen als verwerflich zu bezeichnen. Eine so von Entsetzen starrende Historie wie das alte niederdeutsche Märchen: „Von dem Machandelboom“ sollte doch endlich einmal aus unseren kindlichen Märchensammlungen verschwinden und ihre angemessenere Stelle da finden, wo es sich einzig darum handelt, den Sagenschatz des Volkes aufzubewahren. Oder wie ließe sich von dem grausigen Bericht, wie eine Stiefmutter ihrem Stiefsohn mittels eines schweren Kistendeckels den Kopf abschlägt, wie die eigene Schwester ihres Bruders Kopf, den die Stiefmutter ihm wieder aufgesetzt, herunter ohrfeigt und wie der Vater schließlich den Sohn als Schwarzsauer arglos verzehrt — wie ließe sich von dieser Häufung aller denkbaren Gräuel wohl ein sittigender und erquicklicher Einfluß auf das Gemüthsleben und die Phantasie des Kindes erwarten? Den Teufelsspuk früherer Zeiten — denn es ist ja der „Böse“, der all das Entsetzliche veranlaßt — können wir gegenwärtig selbst als Märchenstoff nicht mehr verwenden. Den ernsten Hintergrund, den eine derartige Geschichte ehedem hatte und der sie, an bestimmte religiöse Vorstellungen anlehnend, in eine höhere Region emporhob, hat sie für uns eingebüßt, und für das heitere Spiel der Phantasiekräfte, die in der Märchenwelt ihre Bethätigung suchen, ist sie wiederum zu düster und schreckensvoll. Auf diese Weise erlangt das Widerliche des Stoffs eine ganz überwiegende Betonung und diese der Jugend gegenüber zu einer besonderen Geltung gelangen zu lassen, liegt gewiß nicht die geringste Veranlassung vor.

Die Hofmannsche Märchensammlung, auf die ich oben Bezug genommen, vermeidet (obgleich ihr der „Machandelboom“ natürlich auch nicht fehlt) im Ganzem jenen Luxus des Schrecklichen. Aber der Herausgeber entwickelt eine besondere Vorliebe, die meines Erachtens gar keine Nachahmung verdient, für gewisse dem religiösen Gebiet angehörige Auffassungen von Wunderwirkungen sowie für jene scurrile Behandlung der Figur des Teufels, die ehemals ebenfalls einen guten Sinn hatte, die aber platt und sinnlos wird, wo der Glaube an den Erzfeind, der bei all seiner furchtbaren Gewalt und Schlauheit eben doch nur ein „dummer Teufel“ bleibt, geschwunden ist. Hierher rechne ich vor Allem Leanders: „Wie der Teufel ins Weihwasser fiel“ — ein Histörchen, das auch in den sonst so viel Schönes enthaltenden „Träumereien an französischen Kaminen“ ohne Schaden fehlen dürfte, das aber, selbst wenn man ihm dort noch eine Stelle gönnen will, jedenfalls als Kinderlectüre sich nicht empfiehlt. Die Schilderung, wie des Teufels Großmutter

den durch Weihwasser verunreinigten Rock des Teufels durch die Gosse zieht, „wo der ganze dicke Höllenschlamm und das ganze Spülwasser aus der Hölle abläuft", ihn dann beriecht und ihn, um den Kirchengeruch vollends fortzubringen, mit den brenzlichen Dünsten von angezündeten Hundehaaren und Pferdehufen beräuchert, ist zu widerlich, um da angebracht zu werden, wo es sich vor allen Dingen um Pflege der Reinheit des Empfindens handeln sollte. Zu den dem religiösen Gebiet angehörigen Wunderwirkungen gehören Geschichten, in denen z. B. erzählt wird, wie ein mit einem schweren Sack voll Leder beladener Schuster durch einen leichtsinnigen Fluch die Last bis zur Unerträglichkeit steigert und erst von derselben erlöst wird als er demüthig aufseufzt: „Herrgott, erlöse mich! Ich will gewiß nimmer fluchen und schwören!", oder wenn einigen Reitern, von denen einer im Uebermuth ruft: „Den Letzten hole der Teufel!" es begegnet, daß sofort ein Pferd stürzt und sein Genick bricht, oder wenn Knaben ein Pferd, das ihnen begegnet, besteigen, dies alsdann immer länger wird, je mehr Knaben hinzukommen, plötzlich aber verschwindet, als einer der Jungen ausruft: „Herr Jesus, das lange Pferd!", wobei denn ein altes Mütterchen die Moral von der Geschichte mit den Worten ausspricht, daß der Name des Herrn Jesus allen Spuk vertreibe. Man kann sich wohl mit einigem Erstaunen fragen: was sollen diese Geschichten in einer Märchensammlung? Wird mit einer derartigen Behandlung dieser bei der religiösen Entwickelung der Gegenwart so schwierigen und zarten Materie das richtige Maß getroffen für die weiten Leserkreise, auf die ein solches Buch berechnet ist? Mich dünkt, diese Frage ist ohne Weiteres zu verneinen. Wie immer der Einzelne sich mit dem Compromiß zwischen Glauben und Wissen sich selbst und seinen Kindern gegenüber abfinden, welches Verhalten er sich in dieser gerade in Betreff der Erziehung so dornigen Aufgabe der Gegenwart vorzeichnen mag, er wird gewiß, falls er nicht mit allen positiven Glaubensvorstellungen aufräumen will, sich veranlaßt fühlen das Gebiet des Wunderbaren schonend zu behandeln. Es wird ihm unerwünscht sein, dasselbe dem Kinde gegenüber genau ausmessen zu müssen und über die etwaigen Möglichkeiten, die in dieser Richtung zu liegen scheinen, positive Aussprüche zu thun. Geschichten wie die vorerwähnten versetzen ihn aber in diese unwillkommene und unvortheilhafte Zwanglage, denn die Fragen der Kinder: ist denn das wirklich, ist denn das möglich? bleiben ja sicher nicht aus. Diese Fragen schlankweg verneinen ist aber, das fühlt wohl ein Jeder, in diesem Fall ebenso mißlich als sie bejahen. Die Bejahung öffnet dem, was den Meisten von uns gegenwärtig als Aberglauben gilt, Thür und Thor, die Verneinung entblößt sehr leicht von der schützenden Decke und setzt dem Frost des Zweifels aus, was allem Glauben an ein übernatürliches Wirken schließlich als gemeinsame Grundlage dienen

muß. Sehen wir von einer radicalen Verneinung dieser Grundlage ab, wodurch dann natürlich ein anderes Verhalten bedingt sein würde, so ist es daher logisch falsch dem Wunder des Märchens das Wunder der Religion anzureihen. Nur in einer Zeit, die noch völlig vorbehaltlos und naiv bejahen konnte, mochte dies gestattet sein. Eine Zeit, die ihr Ja nur noch mit Einschränkung und verclausulirt abgeben kann, muß die Gebiete gesondert halten, wenn sie nicht in die Gefahr gerathen will, vor dem Kinde zur Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. Und vor diesem bedenklichsten aller Auskunftsmittel wird sich hüten, wer J. Pauls tiefes Wort im Herzen trägt: „Vergiß nie, daß das kleine, dunkle Kind zu Dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinaufschaut, dem es ganz hingegebener glaubt, als seines Gleichen und daß die Lüge eines Apostels eine ganze moralische Welt verheert."

Die neuesten Ausgrabungen auf dem Esquilin.

Von A. Klügmann.

Die Einrichtung des neuen ausgedehnten Stadttheiles, welcher in der Nähe des Centralbahnhofes der zunehmenden Bevölkerung Roms Raum gewähren soll, hat allein schon zum Zwecke der Anlagen der projectirten Straßen und Plätze gewaltige Erdbewegungen auf dem Esquilin und seiner Umgebung veranlaßt. Um die Wege in bequemer Fläche herzustellen, mußten sie in dem hügeligen Terrain theils hoch aufgeschüttet, theils tief ausgegraben werden; und indem man zugleich dazu schritt, unterhalb der neuen Straße die zur Abführung des Regenwassers und des Schmutzes dienenden Cloaken aufzumauern, hat man an vielen Stellen den Boden in außerordentlicher Tiefe durchwühlt. Der Erforschung der hier gelegenen Quartiere des alten Roms gewährten diese Arbeiten reiche Ausbeute, an unzähligen Punkten des weiten Terrains kamen Ueberreste von Wohnungen und anderen Bauten aus den Zeiten der Republik und des Kaiserreichs zum Vorschein. Sie wurden von der thätigen Commission, der die städtische Behörde die Ueberwachung der ihrem Rayon angehörenden Monumente anvertraut hat, verzeichnet, beschrieben, zum Theil auch schon veröffentlicht, besondere Verdienste erwarb sich um dieselben der schon durch andere ähnliche Leistungen rühmlichst bekannte Architekt und Archaeolog Signor Lanciani. Hinsichtlich der bis zum Beginn des Winters wieder erworbenen antiken Monumente läßt sich auf die bereits erschienenen Nummern des von jener Commission publicirten Bullettino verweisen. Hier soll nur ein Fund geschildert werden, der erst ganz neuerdings gemacht worden ist.

Auf demjenigen Theile des Esquilins, welcher zwischen dem Casino der Villa Palombara und dem antiken Gebäude liegt, das man gewöhnlich Casa tonda nennt, stieß man bei Herstellung einer Cloake in einer Tiefe von ungefähr neun Metern unter der heutigen Oberfläche zuerst auf den Kopf einer großen Bacchusstatue; dadurch zu weiteren Nachforschungen an dieser Stelle veranlaßt, erlangte man in wenigen Tagen einen Schatz von Sculpturen, wie er nur selten sich an einer Fundstätte vereinigt findet, nämlich acht Statuen und eine große Büste. Allerdings sind diese Sculpturen nicht vollständig erhalten, aber ihre Fragmente sind an sich fast ohne Beschädigungen und schon dadurch ausgezeichnet vor den Ueberresten so mancher anderen auf dem Esquilin gefundenen Statuen, die eine verarmte und roh gewordene Zeit in grausamer Weise in Blöcke auseinandergehauen und als Theile von Mauern verwandt hatte.

Die meisten Sculpturen sind jetzt in das Depot gebracht, welches die Commission im Tabularium auf dem Capitol eingerichtet hat, und bleiben hier, bis sie restaurirt sind und dem capitolinischen Museum einverleibt werden können. Für das Publicum ist das Depot geschlossen, Einzelnen gestattet die Gefälligkeit der Mitglieder der Commission gelegentlich den Zutritt. Die vollständige wissenschaftliche Ausnutzung des neuen Materials ist unter den gegebenen Umständen noch nicht möglich, vielmehr nur eine kurze Charakterisirung; auch die folgenden Zeilen wollen einem genaueren Studium in keiner Weise vorgreifen.

Unter den Sculpturen ist jedenfalls eine ein wichtiges historisches Monument, die Büste. Sie stellt den Kaiser Commodus dar mit den Attributen von Hercules, mit dem über den Hinterkopf gezogenen Löwenfell, der Keule in der Rechten und den Hesperidenäpfeln in der Linken. Es wurde bei den Römern Sitte, die Büsten, soviel es möglich war, ebenso auszuführen, wie die entsprechenden Theile von Statuen, aber kaum jemals ist ein Künstler darin so weit gegangen, wie derjenige, der die vorliegende Büste gemacht hat. In der Vorderansicht gesehen, ist sie nichts Anderes, als die obere Hälfte einer Statue. Offenbar sollten an ihr alle Attribute des Gottes deutlich vor Augen geführt werden. Aber sie besitzt noch eine weit seltsamere Eigenthümlichkeit. Sie steht auf einer schmalen Stütze, die sich auf einer Basis von schönem Alabaster erhebt und an der vorderen Seite sehr reich decorirt ist. Ueber einer Kugel nämlich, die durch Thierkreis und Sterne als Himmelskugel bezeichnet ist, kreuzen sich zwei volle Füllhörner, die nach beiden Seiten weiter vorspringen und hier gehalten werden von je einer Amazone. Die Amazonen, die einander als Pendants entsprechen, sind völlig rund gearbeitet, sie stützen sich mit einem Knie auf jene Basis und haben ihre Waffen in den Händen, die eine die Axt, die andere die Pelta. Endlich ist oberhalb der

Füllhörner an der Stütze ein Schild mit dem Medusenhaupte angebracht. Ueber den ästhetischen Eindruck dieser Stütze in ihrem Verhältnisse zur Büste wird sich erst urtheilen lassen, wenn die vielen Splitter, aus denen erstere jetzt größtentheils besteht, wieder zusammengesetzt sind, die Bedeutung ihrer Decoration aber ist wenigstens im allgemeinen klar. Ueber dem Symbol der Welt erheben sich die Embleme des Reichthums und der alles Böse abwehrenden Macht, die der Kaiser besitzt, dessen Bild mit den Abzeichen des Gottes versehen, das Ganze dominirt. Es ist bekannt, daß Commodus sich als Hercules verehren ließ, und die Aepfel der Hesperiden in seiner Hand deuten darauf hin, daß er der Hercules ist, der alle Thaten schon vollbracht. Weniger klar ist die den Amazonen zugewiesene Rolle. Sie mag zusammenhängen einerseits mit der zur Kaiserzeit herrschenden Sitte, in ihnen die Repräsentanten von Städten und Ländern zu sehen, andererseits aber auch mit Commodus' Vorliebe für seine Concubine Marcia. Denn diese feierte er, man weiß nicht genau aus welchem Grunde, als Amazone und hielt an ihr mit einer Treue fest, die ihm verderblich wurde. Die Huldigungen, welche der Kaisercultus verlangte, haben der Kunst mancherlei neue Aufgaben gestellt, aber eine Symbolisirung, wie sie hier vorliegt, war aus dieser Monumentenclasse bisher nicht bekannt. Zieht man analoge Monumente, wie die Darstellung auf dem Harnisch der schönen Augustusstatue aus der Villa der Livia und die durch Adler und Trophäen reich verzierte Büste des vergötterten Kaisers Claudius zur Vergleichung heran, so erkennt man, wie die Ausdrucksweise der Kunst auch in ihren Leistungen für den Kaisercultus eine nicht uninteressante Geschichte hat. Das matte Gesicht des unwürdigen Nachfolgers der großen Antonine mit den hervortretenden Augen des Trunkenboldes ist nach Möglichkeit idealisirt und das ganze Werk bis in die kleinsten Theile der Zuthaten höchst sauber und fleißig ausgeführt. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend ist der Marmor glänzend polirt, so daß er das Licht in wenig erfreulicher Weise reflectirt und fast wie Porzellan erscheint, aber freilich auch den Einwirkungen des Erdreiches, das ihn so lange umgab, besser widerstehen konnte. In gleicher Weise zeigen sich die Reste zweier Statuen des neuen Fundes gearbeitet. Sie stellten eine Venus gewöhnlicherer Art und einen jungen Mann dar, dessen Kopf den Typus der Portraits aus der letzten Zeit der Antonine aufweist.

Vollständiger als diese beiden sind zwei weibliche Gewandstatuen erhalten. Ihre Köpfe waren, wie dies in den späteren Zeiten gewöhnlich geschah, nicht aus denselben Marmorblöcken hergestellt, wie die Körper, diesen vielmehr erst nachträglich aufgesetzt worden. Das Gesicht der einen ist von jugendlicher Anmuth, das der anderen mehr matronal. Letztere gewinnt durch ihre Aehnlichkeit mit der Heroine in der berühmten Gruppe des Künstlers

Menelaos in der Villa Ludovisi, welche man als Penelope und Telemach oder in anderer Weise gedeutet hat, ein besonderes Interesse. Doch entspricht sie jener nicht in allen Einzelheiten, die Haartracht ist anders und die Franzen an ihrem Gewande geben ihr das Aussehen einer Nichtgriechin. Ob sie mit ihrer jugendlichen Gefährtin zu einer Gruppe zusammenzustellen ist, lassen wir noch unentschieden. Seit der Zeit der Künstlerschule, welcher Menelaos angehörte, hat der Eklekticismus oft dahin geführt, daß man Statuen schuf, die im Ganzen nur wenig ungeänderte Copien waren von Theilen schon bekannter Gruppen, oder umgekehrt Gruppen zusammenstellte aus Einzelstatuen früherer Meister.

Zu dem schon erwähnten Kopfe des Bacchus sind auch Theile des Torso aufgefunden worden. Der jugendliche Gott ist in bequemer, lässiger Ruhe dargestellt, mit Formen, deren Fülle seine Lust am genießenden Leben bekunden. Die rechte Hand ist auf den Scheitel gelegt, ein Gestus des Ausruhens, der für das Alterthum unmittelbarer verständlich war, als für uns. Das Haar ist mit einem leichten Kranze von Blättern und Früchten von Epheu geschmückt. Täuschen wir uns nicht, so gehört das Motiv, welches der Künstler in der Haltung des Körpers angewandt hat, zu den bei Bacchusstatuen nicht gerade gewöhnlichen.

Größeren Reiz aber besitzen zwei Tritonen. Sie sind als Pendants gearbeitet, wie die in entgegengesetztem Sinne analogen Bewegungen der Köpfe, sowie der Ueberreste der Arme beweisen. Entspricht auch die Weise ihrer Ausführung dem untergeordneten, decorativen Zwecke, dem sie dienten, so sind ihre Formen doch wahrhaft großartig. Die Köpfe sind von reichem, wild bewegtem Haare umgeben, in Stirn, Augen und Mund ist die innerliche Erregung, das fast sentimentale Pathos ausgeprägt, das nach Brunns schöner Schilderung den Grundzug in der künstlerischen Charakterisirung der Repräsentanten des wechselvollen, unruhigen Meeres bildet. Gleich dem anderen Paare von Tritonen, welches das vaticanische Museum besitzt, waren auch sie wohl dazu bestimmt, nur mit halbem Leibe aus Schilf und Wasserpflanzen hervorzuragen; hier wie dort sind nur die oberen der menschlichen Gestalt entnommenen Theile dieser Seebewohner dargestellt. Aber angedeutet ist die Mischung ihrer Natur in sehr charakteristischer Weise, und zwar nicht, wie bei den vaticanischen, durch ein mit Schuppen versehenes Fell, das den Hals umgiebt, sondern durch schuppenartige Auswüchse an der Haut selber. Diese zackig auslaufenden Gebilde sind reichlich aber nicht willkürlich an ihnen angebracht. Denn sie treten nur an den Stellen auf, wo sie den Organismus der menschlichen Formen am wenigsten zu unterbrechen scheinen. Indem sie nun zugleich vom Kopfe abwärts häufiger und stärker werden, bereiten sie immer deutlicher die völlige Umgestaltung vor, welche die unteren Extremitäten der Fischmenschen erfahren haben.

Die letzte Statue, deren Betrachtung noch übrig bleibt, ist die in Rom und vielleicht auch schon in Deutschland schnell berühmt gewordene Venus, seit Kurzem im capitolinischen Museum aufgestellt. Eine schöne jugendliche Gestalt, die ihre Hülle bereits abgelegt, ist beschäftigt, ihr Haar zu lösen, um dann ins Bad hinabzusteigen. Sie steht in ruhiger Stellung mit enggeschlossenen Beinen, das linke Knie ein wenig vorgerückt, der Kopf leise zur rechten Schulter herabgewandt. Die auf dem Kopf liegende linke Hand und die zum Theil schon gelöste Binde machen es leicht, sich die fehlenden Arme ergänzt zu denken. Die Füße schützen noch Sandalen, aber das Gewand liegt schon über einem hohen Salbgefäß gebreitet, welches auf einem seitwärts gestellten Kasten mit Blumen steht und von einer Schlange umringelt wird. Den Ausdruck von Hoheit und göttlicher Würde darf man an dieser Venus nicht suchen, aber unter den anmuthigen genrehaften Darstellungen der Göttin gebührt ihr ein hoher Rang. Die Umrisse des Körpers sind bei aller Weichheit und Zartheit doch klar und präcis, ja im Gesichte haben einige Flächen jene scharfe Begrenzung, die eine Tradition der älteren Kunstweise ist; ebenso ist auch das Haar, welches die Stirn in einzelnen weichen Locken reich umgiebt, stilvoll behandelt. Bewundernswerth ist die völlige Unbefangenheit der dargestellten Situation, mehr als in den Formen liegt in dieser Eigenschaft die Idealität des Werkes, und man darf sagen, daß so naiv und absichtslos kaum irgend eine andere der ganzen Conception nach der späteren Kunstperiode angehörige Schöpfung erscheint. Leider bezeichnet keine Inschrift den Künstler, es kann daher auch zunächst nur als eine Vermuthung ausgesprochen werden, daß derselbe ein Mitglied der schon einmal erwähnten Schule gewesen ist. Selbst des Hauptes dieser Schule, Pasiteles, scheint mir die Statue nicht unwerth zu sein.

Bei den Ausgrabungen, welche in den beschriebenen Sculpturen ein so glückliches Resultat gewonnen, traf man auch auf die Mauer eines antiken Gebäudes, und die Commission gab den Auftrag, dasselbe näher zu untersuchen. Die Arbeiten sind noch nicht beendet, doch mögen einige Worte darüber hier schon erlaubt sein. Das Gebäude, sechs Meter unter der jetzigen Oberfläche gelegen, umfaßte einen Raum von beträchtlicher Ausdehnung. Die Breite beträgt ungefähr sieben Meter, die Länge ist, obwohl man bereits vierundzwanzig Meter aufgedeckt hat, noch nicht zu bestimmen. An der nordwestlichen Schmalseite hatte es einen halbkreisförmigen Abschluß und neben demselben jederseits einen Eingang. Das Innere des Raums ist der Länge nach getheilt durch eine Reihe von Säulen (bis jetzt sind sechs sichtbar geworden), von dem Durchmesser etwa eines halben Meters. Dieselben waren aufgemauert, dann mit Marmor verkleidet. Es stehen von ihnen ebenso wie von den Wänden nur die untersten Theile, sodaß man eine systematische

Niederreißung annehmen muß. Aber der Fußboden ist großentheils liegen geblieben, und doch ist derselbe wenigstens nach heutiger Schätzung ein sehr werthvoller. Er besteht der Hauptsache nach aus Platten von dem schönsten Alabaster, die abwechselnd grade und über Eck gelegt und von kleineren Marmorstücken eingefaßt sind. Selbst wer seine Augen schon an die Pracht des kostbaren Materials, dessen sich die Kaiserzeit bediente, gewöhnt hat, muß staunen über den Luxus, der ein solches Material für den Fußboden verwandte. Aber sinnlos war der Luxus nicht; er bediente sich nicht des weißen, weichen Alabasters, sondern des harten, sogenannten blumigen, und man erkennt, daß die Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit seiner Tinten unter den Schritten keineswegs erloschen ist. Wie hier erzählt wird, sind ähnliche Platten auch schon anderswo zum Vorscheine gekommen, aber eine so reiche Erbschaft, wie an dieser verlassenen Stätte hat man von ihnen noch nicht gemacht.

Die classische Literatur giebt über die Topographie dieses Theiles des Esquilin nur äußerst dürftige Nachrichten, und nach einer Inschrift, die über den Zweck des basilicaähnlichen Gebäudes Aufschluß geben könne, hat man bisher vergebens gesucht. Ebensowenig ist der Zweck der Anhäufung jener Sculpturenreste aufgehellt. Aber daß sie zu dem Gebäude gehört haben, macht nicht nur die unmittelbare Nähe wahrscheinlich, in der sie neben demselben lagen, sondern auch der Umstand, daß die Basis der Commodusbüste aus dem gleichen Materiale hergestellt ist, welches den Fußboden auszeichnet. Es steht indessen zu hoffen, daß die Fortführung der Ausgrabungen bessere Mittel giebt, die Räthsel zu lösen, welche die neuesten Belege für den Luxus der Kaiserzeit noch umgeben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Die Provinzial-Synode. — Das Ereigniß des Tages war die Synode. Bei derselben hatte einmal im eigentlichsten Sinne die Provinz als Provinz zu sprechen und sie hat gesprochen. Wenn der Minister Falk in der Kammer den sämmtlichen Provinzial-Synoden seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat — bis auf eine! — so ist die der Provinz Preußen nicht nur diese eine nicht, sondern sie wird im Gegentheil wegen ihrer allgemeinen Haltung auf eine besonders gute Censur rechnen dürfen. Mit großer Majorität hat sie zu ihrem Präsidenten einen Schulrath gewählt, der stets für die positive Union thätig gewesen ist und für persona grata in den höheren Beamtenkreisen gelten kann, die sich mit der kirchlichen Organisation zu beschäftigen haben; sie hat bei ihren Verhandlungen jeden

Versuch, dogmatische Streitigkeiten einzumischen, und ebenso jeden Versuch, die gesetzliche Grundlage ihres Bestehens zu modificiren, unterdrückt, und sie hat endlich zur General-Synode nur zwei Confessionelle, im übrigen Vertreter der Mittelpartei und der Linken gewählt, ein Resultat, das allerdings zu beachten ist. Die Provinz Preußen hat also auch hier in gewissen Grenzen ihren liberalen Charakter bewährt. Sie hat aber auch dafür gesorgt, daß diejenigen radicalen Elemente, die auch in der liberalsten Synode ein antipathisches Conservatorium unhaltbar gewordener Zustände sehen, ihren oppositionellen Ausdruck innerhalb jenes Kreises der Fügsamen gefunden haben: der zur Synode gewählte Herr v. Saucken-Julienfelde hat erklärt, den vorgeschriebenen Eid nach seinem Gewissen nicht leisten zu können, und so gewissermaßen die nicht unbeträchtliche Zahl derer gerechtfertigt, die sich in derselben Lage befunden haben würden und sich deßhalb überhaupt nicht activ betheiligten. Dieser Eid, so weit er auch ausgreift, um möglichst jeder Glaubensrichtung innerhalb der evangelischen Kirche Raum zum Eintritt zu lassen, fordert doch ein positives religiöses Bekenntniß, wenn nicht ausdrücklich, so doch in dem kirchlichen Sinne seines Wortlauts. Mindestens verpflichtet er zu dem öffentlichen Zeugnisse der Zusammengehörigkeit mit einer bestimmten Kirche, und zwar einer innerlichen Zusammengehörigkeit, während das bloße Nichtaustreten noch nicht als eine Betheiligung gedeutet werden kann. Jedenfalls ist es ehrlicher, den Eid abzulehnen, wenn er doch einmal nicht so geleistet werden kann, wie er gefordert wird, als ihn sich durch Auslegung gewissensgerecht zu machen. Von dem religiösen Bekenntnisse abgesehen: wer für die Kirche arbeiten will, wird kirchlich gesinnt sein müssen. Es scheint ein unbilliges Verlangen derer, die ihrer ganzen Gesinnung nach, wenn auch nicht auf Grund einer positiven Austrittserklärung außerhalb der Kirche stehen, bei der Berathung über kirchliche Angelegenheiten betheiligt zu werden, um für eine Auflösung des kirchlichen Bandes wirken zu können. Wer die Freiheit behauptet, über Alles, was sich nicht wissen oder nach dem Stande unserer Wissenschaft beweisen läßt, lediglich dem subjectiven Gefühle die Herrschaft zu lassen, muß verständigerweise auf jede kirchliche Gemeinschaft verzichten. Es ist wohl eine Gemeinde solcher „Freien" (man darf sie deshalb noch nicht Ungläubige nennen) zu dem Zwecke möglich, um dem religiösen Bedürfnisse in seinen allgemeinsten Aeußerungen einen Anhalt zu geben, aber eine Kirche ohne positives Glaubensbekenntniß ist und bleibt ein Unding. Wer ihr angehört, kann zwar, so weit ihr Dogma selbst dies nicht geradezu verbietet, auf eine Aenderung desselben hinstreben, aber auch die veränderte Glaubensformel wird immer eine Glaubensformel bleiben und dann wieder so lange das Bekenntniß zu ihrer Wahrheit fordern müssen, bis eine neue Formel an ihre Stelle getreten ist. Diejenigen also, die überhaupt keine

Formel gelten lassen wollen, denen jeder positive Glaubenssatz eine Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes der menschlichen Vernunft bedeutet, dürfen in der Kirche nicht ihren Platz suchen: sie wollen eben die Kirche nicht. Es ist eine Inconsequenz ihrerseits, sich darüber zu beklagen, daß man auf der Kirchenbank ihre Stimme nicht zuläßt. Sie interessiren in Wirklichkeit nur noch politisch, sofern es sich nämlich für sie fragt, ob der Staat, der mit der Confession seiner Bürger nichts zu thun hat, zu Gunsten bestimmter kirchlicher Gemeinschaften mit seiner Gewalt eintreten oder aus seinem Vermögen Verwendungen machen darf. Der Streit darüber ist aber an einer ganz anderen Stelle auszufechten, und dort, vor der Tribüne des Abgeordnetenhauses, eine Majorität zu erlangen, erscheint als ein berechtigtes Streben. Nur ist nicht zu erwarten, daß dasselbe schnell zum Ziele führt. Wir haben mit historischen Bildungen zu rechnen, die nicht doctrinär zu beseitigen sind. Die christliche Kirche war schon sehr früh eine Staatskirche: das ganze Mittelalter hindurch war sie bemüht, den christlichen Staat herzustellen und zu beherrschen, mit dem Erfolge, daß in der That die weltliche Macht ihr den Arm lieh, alle Staatsangehörigen unter ihr Glaubensbekenntniß zu zwingen. Als die protestantische Lehre das Recht der freien Forschung innerhalb der biblischen Ueberlieferungen behauptete und bestimmte Glaubenssätze verwarf, zeigte sie sich doch sofort bestrebt, ein neues Bekenntniß zu formuliren und sich mit demselben, an Stelle der bisherigen katholischen, als protestantische Staatskirche zu constituiren. Es erfolgte kein Austritt der Einzelnen, keine Gründung neuer Gemeinden, sondern eine Theilung des kirchlichen Corpus mit Hülfe oder mit nachträglicher Genehmigung der Staatsgewalt, die dabei ihren Sondervortheil hatte. Staat und Kirche blieben im engsten Zusammenhange; die kirchliche Gemeinde ordnete ihre Angelegenheiten unter staatlicher Autorität; das Vermögen der Kirche, soweit es nicht vom Staate eingezogen war oder für sie verwaltet wurde, blieb den bisherigen corporativen Verbänden, die zugleich politische Verbände waren. Der Staat garantirte die kirchlichen Abgaben und zwang seine Unterthanen, auch als er ihren Glauben nicht mehr beeinflußte, zu deren Entrichtung. Die ständischen Einrichtungen, und als diese ihre Bedeutung verloren, das Landesgesetz, hatten die Zusammengehörigkeit von Staat und Kirche zur Voraussetzung; noch das allgemeine Landrecht suchte das Verhältniß beider auf den historischen Grundlagen zu ordnen. Erst der moderne Verfassungsstaat nahm andere Principien auf, ohne doch vorerst materiell zu ändern. Davon zog die katholische Kirche einen Gewinn, der sich bald als gefahrdrohend erwies. Die evangelische wollte es ihr nachthun, indem sie die verfassungsmäßig gewählte Freiheit zur Stärkung des Confessionalismus auszubeuten trachtete. Eine Zeit lang fand sie darin die Unterstützung des Staates; bald aber zeigte sichs, daß sie von ihren eigenen An-

gehörigen verlassen wurde, daß die eigene Gemeinde sich aufzulösen drohte. Es mußte nun die Frage zur Entscheidung kommen: soll die Institution, welche sich evangelische Landeskirche nennt und mit staatlichen Institutionen enge verwachsen ist, gegen den Willen der großen Mehrzahl ihrer gebildeten und urtheilsfähigen Angehörigen, den Orthodoxconfessionellen überlassen werden, die Unterwerfung unter die historische Bekenntnißformel oder Ausscheidung fordern, und den Staat zwar als Executor acceptiren, aber in seinen „unchristlichen Tendenzen" zu bekämpfen ein göttliches Recht prätendiren; oder soll der Staat, so lange er Bürger hat, die äußerlich zu einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft zählen, und dieselbe, sofern sie keinen Gewissensdruck übt, nicht zu verlassen geneigt sind, eine Organisation anstreben, die confessionelle Differenzen möglichst wenig tangirt und auf diesen der Lehre fremdgewordenen Elementen, wenn sie ihr nur nicht geradezu ins Gesicht schlagen, die Möglichkeit gewährt, ihre rechtlichen Ansprüche als Mitglieder einer mit Eigenthum, mit Befugnissen und mit Pflichten ausgestatten Gemeinde geltend zu machen? Daß der letztere Weg eingeschlagen ist, werden alle Gemäßigten nur billigen können. Freilich steht sehr dahin, ob das Experiment gelingt. Gerade da, wo es anscheinend am besten gelingt, wie in der Provinz Preußen, zeigt sichs doch sogleich, daß man den Staat nicht nur nicht loszulassen, sondern im Gegentheil wieder enger ins Interesse zu ziehen sehr geneigt ist. Man unterwirft sich dem Gesetz, das bisher kirchliche Functionen auf den Staat übertragen hat, aber man erwartet auch die Entschädigung vom Staate, nicht nur die Entschädigung der einzelnen Geistlichen, die durch diese gesetzliche Aenderung in ihrem Einkommen eine Einbuße erleiden, sondern eine Entschädigung der kirchlichen Stellen, um dieselben auch dann der Kirche zu erhalten, wenn die Gemeinden, indem sie sich mit der Benutzung der staatlichen Anstalten begnügen, sie in ihrer Existenzfähigkeit gefährden. Auch die Synode der Provinz Preußen erwartet die Erstattung des Ausfalls der Stolgebühren, mit Ausnahme gewisser Abgaben für Begräbnisse, vom Staate, und in diesem Verlangen reichen die Confessionellen den Vertretern der Mittelpartei die Hand. Aber auch die Linken stimmen bei, da sie sich überzeugen, daß die Heranziehung der Gemeinden zur Deckung dieser Ausfälle nur den Proceß der Auflösung beschleunigen und die Unzufriedenheit vermehren würde. Bewilligen die Kammern eine ausreichende Summe, so ist dadurch der augenblickliche Nothstand beseitigt, aber auch ein neues Band zwischen Staat und Kirche geknüpft; verweigern sie die Beihilfe, so handeln sie zwar politisch correct, aber sie gefährden auch die Aussicht auf eine ruhige und friedliche Entwickelung dieser schwierigen Verhältnisse. Noch ist für Millionen Menschen die Kanzel der einzige Ort, von dem aus sie eine Einwirkung auf ihr geistiges und sittliches Leben zu erwarten haben; noch hat die protestantische Kirche eine Auf-

gabe gegenüber der katholischen. Auch das ist vielleicht politisch, sich mitten im Kampfe aus politischen Bedenken nicht um einen Bundesgenossen zu bringen.

N— s.

Aus Belgrad. Diplomatische Schwierigkeiten. Zur inneren Politik. — Hier macht gegenwärtig der Etikettenstreit des deutschen Generalconsuls Dr. Rosen viel Aufsehen, besonders seit diese an und für sich ganz unbedeutende Sache zu einer ihr gar nicht gebührenden Wichtigkeit hinaufgeschraubt worden ist. Seit Räumung der serbischen Festungen durch die Türken und der hieraus resultirenden größeren Selbständigkeit Serbiens erhielten die Generalconsuln von Oesterreich, Frankreich, Rußland und Italien den Titel „Agent diplomatique"; Deutschland ertheilte seinem Vertreter diesen Titel nicht und so rangirte Dr. Rosen bei Hoffestlichkeiten ꝛc. stets hinter dem italienischen Consul. Diese Rangordnung wurde lange Jahre eingehalten. Der ursprünglich preußische Consul wurde Vertreter Deutschlands und so glaubte er, sich eine Unterordnung nicht mehr gefallen lassen zu müssen. Bei den Vorbereitungen zum diesmaligen Neujahrsempfange brachte er diese Angelegenheit zur Sprache, doch waren die Meinungen über die Frage des Vortritts innerhalb des Consularcorps sehr getheilt, und konnte keine Einigkeit erzielt werden. Die serbische Regierung, an die sich Dr. Rosen wandte, bemerkte, daß diese Streitigkeiten nur innerhalb des Consularcorps ausgeglichen werden könnten, daß jedoch, ihrer Meinung nach, der Titel „Agent diplomatique" einen höheren Rang bezeichne, als Generalconsul. Dr. Rosen war mit diesem Bescheide nicht zufrieden und wandte sich telegraphisch nach Berlin. Die Antwort lautete, wenn ihm nicht der gebührende Platz eingeräumt würde, vor dem Neujahrsempfange auf Urlaub zu gehen. Dies that Dr. Rosen und begab sich Anfangs nach Semlin und sodann zur Berichterstattung nach Berlin. Dies ist der einfache Hergang der Sache. Nach Abreise des deutschen Generalconsuls vereinigten sich die Vertreter in Belgrad, dem Titel „Agent diplomatique" keine besondere Bedeutung beizulegen, und wurde der österreich-ungarische Gesandte v. Kállay angewiesen, diesen Titel ganz abzulegen. Herr v. Kállay übergab zugleich das Doyenat, welches er schon seit Jahren bekleidete, an den russischen Consul. Auf diese Weise wäre der Conflict vollkommen beigelegt, wenn nicht die „Norddeutsche Allg. Ztg." in einem Communiqué Anlaß genommen hätte, der Angelegenheit eine weitergehende Bedeutung beizulegen. Die serbische Regierung wird beschuldigt, dem französischen Consul Debains zu viel Einfluß eingeräumt zu haben, der Etikettenstreit sei eine Feindseligkeit Frankreichs gegen Deutschland im Verein mit den leitenden Staatsmännern Serbiens. Es würde also vorläufig der Platz des Dr. Rosen nicht mehr besetzt werden, und die wenigen Interessen, welche Deutschland in jenen

Gegenden zu vertreten habe, von der deutschen Botschaft in Constantinopel mit wahrgenommen werden.

Ueber die angeblich „wenigen" Interessen Deutschlands in Serbien, erlauben sich freilich die zahlreichen Deutschen in Belgrad und den Küstenstädten bedeutend anderer Meinung zu sein. Deutschland hat viel mehr Interessen hier, als Dr. Rosen vielleicht selbst weiß, und betrachten die Deutschen das Vorgehen des Berliner auswärtigen Amtes als einen großen Fehlgriff. Von Stambul aus die serbischen Verhältnisse zu beurtheilen, dürfte dem deutschen Botschafter schwer werden; dazu gehört Kenntniß der bestehenden Verhältnisse in den Donauländern, und diese sind nur durch den Aufenthalt im Lande selbst zu beurtheilen. Durch Auflassung der deutschen Vertretung in Belgrad wird es dahin kommen, daß der österreichische Consul die Interessen der deutschen Unterthanen mit wahrnehmen muß, wie es schon in den türkischen Küstenstädten an der Donau, z. B. Widdin, der Fall ist. Es ist dies wohl kein Schaden für den Einzelnen, aber ob die sich hieraus resultirenden Verhältnisse der Machtstellung Deutschlands entsprechen, ist eine andere Frage, die ich nicht selbst beantworten will.

Die Skupschtina wurde am 26. Januar ohne Sang und Klang eröffnet. Eine angekündigte Demonstration zu Gunsten Montenegros mußte unterbleiben, nachdem der Horizont friedlichere Gebilde zeigte, und so können sich unsere Deputirten ganz den Geschäften für die Wohlfahrt des Landes widmen. Gesetzentwürfe sind vorbereitet über ein freies Vereins- und Versammlungsrecht, Trennung der Polizei von der Justiz, gerechtere Vertheilung der Steuern &c. Eine Vorlage wegen Expropriation des Terrains für die zu erbauende Bahn wurde ebenfalls eingebracht. Mit dem Ausbaue der serbischen Bahnen und dem Anschlusse an die türkischen Linien soll es endlich Ernst werden. Die so viel ventilirte Anschlußfrage ist ja glücklich zur Zufriedenheit Serbiens und der Pforte geregelt worden. Der Kriegsminister beantragte, den Dienst im stehenden Heere von drei auf zwei Jahre zu ermäßigen. Dadurch wird das Budget, welches diesmal ein Deficit ausweist, etwas entlastet, und es brauchen dem Volke nicht neue Steuern aufgebürdet zu werden. Um den vielleicht noch fehlenden Betrag zu den Einnahmeposten zu erlangen, wird der Einfuhrzoll auf einige Artikel erhöht werden. Auf diese Weise ist es nicht nöthig, eine Anleihe aufzunehmen. Da es die erste wäre, welche Serbien belastet, so muß man sich vor Präcedenzfällen in Acht nehmen.

Leider stehen wir vor einer Ministerkrise. Am 30. Januar stellte das Ministerium die Vertrauensfrage an die Skupschtina, und einstimmig wird das Vertrauen der Volksvertreter votirt. Um so überraschender mußte es kommen, als am anderen Tage das gesammte Cabinet die Demission einreichte, die auch vom Fürsten angenommen wurde. Als Grund giebt man

wohl Streitigkeiten innerhalb des Ministeriums an, doch scheint jene Version bedeutend mehr Glauben zu verdienen, welche fremde Pression als Ursache der Abdankung angiebt. Schon der Umstand deutet darauf hin, daß sich das Ministerium vergewisserte, ob es noch das Vertrauen der Landesvertreter besitze, und als diese Frage bejaht wurde, konnte es ruhig vom Schauplatze seiner kurzen Thätigkeit abtreten, weil es sicher weiß, daß die Ziele weiter verfolgt werden, welche die Entschlüsse des Ministeriums, während seiner Wirksamkeit leiteten. Oesterreich und Rußland sind die zwei Staaten, welche dem Fürsten so lange in den Ohren lagen, bis er durch die Ernennung des ehemaligen Ministerpräsidenten Marinovitsch zu seinem Vertreter in der Skupschtina die Andeutung gab, daß eine Aenderung im Cabinet in Aussicht genommen sei. Bisher wurde stets einer der am Ruder befindlichen Minister mit der Wahrung der fürstlichen Interessen im Landtage betraut, und war dieses Abgehen von der Regel das Signal, daß der Fürst eine Aenderung beabsichtige.

Oesterreich war mit dem Ministerium Zumitsch darum unzufrieden, weil dasselbe die Häuser der Omladina zu seinen Mitgliedern zählte, und weil Ungarn von der Thätigkeit desselben eine Förderung der südslavischen Agitation in der Militärgrenze und der Vojwodina befürchtete. Beinahe die gleichen Ansichten scheinen Rußland geleitet zu haben. Kurz nach Ernennung Zumitschs zum Ministerpräsidenten ließ Gortschakoff in Belgrad andeuten, daß er es lieber gesehen hätte, wenn Novakovitsch den Präsidentenstuhl erhalten hätte. Derselbe war allerdings auch im Cabinet, aber nur als Ressortminister, und Novakovitsch ist gerade ein besonderer Schützling Rußlands, weil er seine Studien nicht in den westeuropäischen Ländern machte, sondern in Moskau, Petersburg und Kiew seine akademische Bildung erhielt. In Petersburg scheint man nun zu glauben, daß Novakovitsch weniger von dem Gifte der Umsturzpartei angesteckt wäre, als die anderen Minister. Nun ist es aber merkwürdig, daß man sowohl in Pest wie in Petersburg die wirklichen Verhältnisse verkennt; mag jetzt ein Ministerium gebildet werden, was für eines will: dasselbe kann sich nur dann halten, wenn die Majorität der Skupschtina hinter ihm steht. — ρ.

Aus Berlin. Ueberall Reformen. Carneval und Theater. — Abgeordnete und Journalisten haben zur Zeit die keineswegs leichte Aufgabe, sich mit den neuen Gesetzentwürfen zur Verwaltungsreform vertraut zu machen. Es sind bis jetzt vier, der dünnste einen Finger dick, und noch stehen ein paar in Aussicht: zu der Provinzialordnung, dem Provinzialdotationsgesetz, den Verwaltungsgerichten, der Provinz Berlin soll noch eine revidirte Städteordnung und vielleicht die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die bisher verschonten westlichen Provinzen hinzukommen, und auf dieser Grundlage erheben sich dann wieder eine ganze Reihe anderer legislatorischer Arbeiten, die, wie die Wegeord-

nung oder das Unterrichtsgesetz, nur nach Bildung der geeigneten Selbstverwaltungsorgane erledigt werden können. Gewaltig viel ist noch zu thun, bis das große Werk der Verwaltungsdecentralisation in allen seinen Consequenzen vollendet und ins Leben geführt sein wird. Erfahrene Männer versichern aber auch, seit den Reformen der Steinschen Periode seien im inneren Staatsleben der preußischen Monarchie so bedeutsame und folgenreiche Umgestaltungen nicht vollzogen worden. Hoffen wir, daß das Experiment, wichtige Zweige der öffentlichen Verwaltung vom Staate auf bisher unbekannte und unerprobte Organe zu übertragen, sich als ein glücklicher Griff erweisen werde.

Im Uebrigen hat sich in der vergangenen Woche das allgemeine Interesse vorzugsweise mit den jetzt glücklich beendigten Provinzialsynoden beschäftigt. Man scheint, wie aus den Bemerkungen des Cultusministers im Abgeordnetenhause hervorgeht, in Regierungskreisen von dem Erfolge dieser Versammlungen ziemlich befriedigt zu sein, aber freilich nur deshalb, weil man weiß, welchen Schlag von Geistlichen die letzten zwanzig Jahre der kirchlichen Verwaltung großgezogen haben. Nur unter dem Gesichtspunkte, daß man von vornherein mit sehr geringen Erwartungen an die Synoden herantreten durfte, ist für den unbefangenen Beobachter das Gefühl der Befriedigung einigermaßen gerechtfertigt. Nicht nur, daß auf mehreren Synoden die ultraorthodoxe „confessionelle" Partei das Uebergewicht hatte, namentlich in Pommern und Sachsen, wo die Opposition gegen die jetzt im Kirchenregimente herrschenden Grundsätze am stärksten ist: die angeblich gemäßigten Mittelparteien, welche günstigen Falles die Majorität bildeten, enthalten ebenfalls so stark positive strenggläubige Elemente, daß wir dem auf ihren Schultern ruhenden weiteren Ausbau unserer Kirchenverfassung nicht ohne einige Besorgnisse entgegensehen können. Der „Protestantenverein" war überall ein ungern gesehener und höchstens geduldeter Gast, und es bedurfte oft nicht geringer Energie, um den Eifer der heiligen Zionswächter wider Sydow und andere Söhne des ewigen Verderbens im Zaume zu halten. Die lutherische Orthodoxie im Bunde mit der feudalen Reaction der Manteuffel und Senft-Pilsach machte sich in einer Weise breit, die jeden ästhetischen Geschmack beleidigen mußte, und die bevorstehende Generalsynode wird leider viel zu viele dieser verknöcherten Typen wieder auf dem Platze finden.

Doch ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie in der lustigen Faschingswoche von Synoden und Verwaltungsgesetzen unterhalte. Hat doch sogar das Abgeordnetenhaus einen Tag Ferien gemacht, um seinen Mitgliedern Zeit zu gewähren, sich ungestört an der großen „Kappenfahrt" ergötzen zu können. Sie werden nicht allzu erbaut davon gewesen sein.

Wenn überhaupt die Verpflanzung des Carnevaltreibens aus schöneren und wärmeren Himmelsstrichen in unsere norddeutsche Ebene mit dem sehr

achtbaren und vernünftigen, aber grundphiliströsen Menschenschlage ein bedenkliches Unternehmen ist, so ist dies ganz besonders der Fall in Berlin, wo solche Volksbelustigungen gleich den eigenthümlichen Odeur der Panke annehmen. Wenn anderwärts bei solchen Gelegenheiten vielleicht gemüthlicher Humor und lustiges harmloses Treiben herrschen, so gewinnt hier alsbald die Ungezogenheit und Rohheit des Pöbels die Oberhand, und schon das Aufgebot wahrer Regimenter reitender und wandelnder Schutzleute zeugt von der bedenklichen Weise, in welcher der „Mob" Berlins seiner festlichen Stimmung Ausdruck zu geben pflegt. Die Herrlichkeiten des großen Narrenzuges zu beschreiben, werden Sie mir wohl erlassen. Ich erblickte nur zwei Wagen. Auf dem einen befand sich ein halbes Dutzend frecher Nonnen und Jesuiten mit Heiligenscheinen, auf dem anderen eine Schaar fader Gesellen mit großen Nasen, welche Weißbier aus Gefäßen tranken, die ich hier nicht näher beschreiben kann, die man aber in der Regel nicht zum Trinken benutzt. Das ist die reiche Fülle politischer Satire und zwanglos sprudelnden Humors, welche nach Aussage der Programme uns geboten werden sollte. Ich hatte nach diesen Proben genug und glaubte durch mein Berichterstatteramt nicht verpflichtet zu sein, mich noch länger den Unbilden des schreienden und stoßenden Pöbels aussetzen zu müssen. Wenn man diese jeden geschäftlichen Verkehr unmöglich machenden Menschenmassen in unseren Hauptstraßen beobachtete, wenn man sah, wie Hunderte von Frachtfuhrwerken, Postomnibussen, selbst Leichenwagen stundenlang warten mußten, bis sie durch das wilde Gewirr ihren Weg finden konnten, so mußte man sich wirklich fragen, ob eine große, verkehrreiche, vielgeschäftige Stadt der geeignete Schauplatz für solche Belustigungen ist. Was würde wohl der praktisch nüchterne englische Geschäftsmann dazu sagen, wenn man ihm Londonbridge oder Charing Croß halbe Tage lang den „Narren" zu lieb absperren wollte?

Auf einem nicht viel höheren Niveau bewegen sich auch die öffentlichen Maskenbälle, welche zur Feier des Carnevals allenthalben stattfinden. Da sind z. B. die in einen gewissen Ruf gekommenen Bälle des königlichen corps de ballet bei Kroll. Etwas Ungesalzeneres, Langweiligeres und Schäbigeres ist auf der Welt nicht zu finden, und es gehört schon eine starke Dosis berauschenden Getränks dazu, um bei diesen Festen den Jammer des Daseins zu vergessen. In der That, „Prinz Carneval" in Berlin ist ein unglaublich fader oder unfläthiger Geselle, wenn wir auch ob dieses unfreundlichen Ausspruchs als morose Sittenrichter und Trauerbolde verunglimpft werden sollten.

Würdiger und ästhetischer geht es allerdings zu, wenn die höfischen Kreise des Maskenelementes in den Bereich ihrer Vergnügungen ziehen. Das große Carnevalsfest beim Kronprinzen soll, wie Augenzeugen versichern, mit vollendetem Geschmack und reichster Pracht arrangirt gewesen sein; aber außerhalb des

vornehmen Parquets schwindet hier sofort Geist, Glanz und Würde. Zu der mangelhaften Naturanlage unserer mittleren und unteren Volksschichten in dieser Hinsicht kommt der karge Sinn und die geringe Wohlhabenheit, die hier durchgängig herrschen, um glänzende und imposante öffentliche Schauspiele zu einer Unmöglichkeit zu machen.

Auch unser „Opernhaus" trägt jetzt dem Carneval Rechnung. Die jüngste Novität, die komische Oper „A—ing—so—hi" von Richard Wurst, dem Componisten des „Stern von Turan", des „Faublas" und anderer beifällig aufgenommener Musikstücke, ist ebenfalls ein Faschingsproduct, und es wimmelt darin von Maskeraden, Verkleidungen und Carnevalsorgien. Der Chinese, der sich jener dann zu einem Schlag- und Erkennungsworte benutzten geistreichen Laute bedient, ist nur ein verkleideter Mandarin, in Wahrheit spielt das Stück in Italien. Aber auch dieser südliche Carneval dürfte unserer Ansicht nach etwas lebhafter, lustiger und geistreicher sein; auch durch diese Maskensäle der Bühne weht die scharfe Morgenluft des Katzenjammers. Das ganze Ding, Text und Musik, ist herzlich unbedeutend, die Melodien und die dramatischen Motive bestehen zum größten Theil aus Reminiscenzen und bekannten Anklängen, die aber zu einem leidlich gefälligen und anziehenden Ganzen verwebt sind. In Anbetracht der erstaunlichen Sterilität dieses Kunstzweiges in Deutschland, dürfen wir immer die vorliegende Bereicherung der komischen Oper als ein im Ganzen erfreuliches Theaterereigniß begrüßen.

Uebrigens ziehen am Horizonte unseres Opernhauses jetzt schwarze Wolken auf; der einzige Stern erster Größe unter dem weiblichen Personal dieser Bühne droht zu verschwinden: Frau Mallinger ist entschlossen, ihr Zelt abzubrechen. Was sie, die doch nach dem Weggange der Lucca die unumschränkte Herrschaft in jenen Hallen führte, zu einem so grausamen Entschlusse bewogen, ist uns unbekannt. Wer vermag die Geheimnisse von Primadonnen zu ergründen! Auch unter dem königlichen Balletcorps scheint eine Palastrevolution ausgebrochen zu sein. Die Acquisition von Fräulein Adele Grantzow zieht den Verlust der beiden anderen Koryphäen der Tanzkunst, die wir besaßen, der jungen goldblonden Linda und der graziösen kleinen David nach sich. Mehr und mehr veröden die Tempel von Terpsichore und Polyhymnia und würdiger junger Nachwuchs will sich nirgends zeigen.

Literatur.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand. 2. Band. Leipzig, Hartung und Sohn. — Dem ersten Bande der „Italia" ist rasch der zweite gefolgt, ebenso reich als jener an Arbeiten des mannichfaltigsten Inhalts, doch so, daß

der eigentliche Sinn und Plan des Unternehmens jetzt noch deutlicher an das Licht tritt. Es soll hier nämlich nicht blos ein Allerlei von Aufsätzen über italienische Dinge dargeboten sein, sondern es soll planmäßig den Deutschen ein Bild von den gegenwärtigen Zuständen des Königreichs nach den verschiedensten Beziehungen hin gegeben werden. Italiener selbst stehen uns Rede, Specialitäten in ihrem Fache, und machen die Entwickelung des neuen Italiens, in Politik und Volkswirthschaft, in Literatur, Wissenschaft und Kunst uns zur Belehrung zum Gegenstande von Monographien. Wie in dem ersten Bande die italienische Kirchenpolitik geschildert und ein Ueberblick über die neueste Literatur gegeben wurde, so folgen nun jetzt Uebersichten über die philosophische Bewegung seit 1860, von Florentino; über die dramatische Literatur seit 1848, von Yorik (Ferrigni); und über die gegenwärtigen Richtungen in der Volkswirthschaftslehre, von Luzzati. Daran schließt sich ein Aufsatz von R. Pareto über die römische Campagna und das heute wieder viel erörterte Problem der Wiederbesiedelung dieser malerischen Wüste, dann die Monographie einer seltsamen socialen und historisch-politischen Individualität in Calabrien, und ein Bericht über O. Beccaris wissenschaftliche Reisen auf den südasiatischen Inseln. Es fehlt nicht an anderen werthvollen Arbeiten, wie denn A. v. Reumont mit bekannter Gelehrsamkeit ein Capitel aus der italienischen Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts beigesteuert, und Woldemar Kaden mit bekannter Liebenswürdigkeit und Frische, aber doch wohl mit allzubehaglicher Breite, die Malernester in den Sabinerbergen beschrieben hat. Doch der Schwerpunkt ruht in jenen Beiträgen zur Kenntniß der inneren Verhältnisse, wie sie in Italien seit der glücklichen Revolution sich gestaltet haben, und in dem Maße, als dem Herausgeber gelingt, diesen Zweck festzuhalten, wird die „Italia" zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für Alle werden, denen an mehr als oberflächlicher Kenntniß des Landes gelegen ist. Fassen wir den Eindruck zusammen, den wir aus den bisherigen Arbeiten gewinnen, so drängt sich das Bild einer ungemeinsamen Regsamkeit der Italiener auf allen Gebieten auf, und eine eingehende Belehrung über deren Inhalt und Bewegung ist um so willkommener, als längere Zeit unser Interesse auf die eigentlich politischen Vorgänge jenseits der Alpen beschränkt blieb, und auch bei den Italienern selbst, dem Anscheine nach, alles andere Interesse absorbirt war von dem politischen. In der schönen Literatur z. B. bildet die Mitte der vierziger Jahre einen entschiedenen Wendepunkt, Alles wendet sich der Politik zu, auch die Dichtung mündet in diesen allgemeinen Strom der nationalen Bewegung ein, sie scheint geradezu aufzuhören. Sie hat aber nicht aufgehört, so wenig als die philosophische Regsamkeit, sie hat zum Theil neue Ansätze gemacht, und es fehlt nicht an hoffnungsreichen Elementen. Nur hat die geistige Bewegung im Allgemeinen einen unfertigen Charakter, es

wird Vieles versucht, Weniges ausgereift, bei einer großen, ja fast erschreckenden Productivität sind die Ziele noch unklar, es fehlt die wohlthätige, temperirende Wirkung einer nationalen Tradition, ein tastender Eklekticismus läßt sich so wenig verkennen, als die Abhängigkeit von auswärtigen Einflüssen. Was in letzterer Beziehung am meisten auffällt, ist der Umstand, daß die Dichtung, zumal die dramatische, nur schwer von der Abhängigkeit von Frankreich sich befreit, während dagegen in der Wissenschaft die steigende Einwirkung Deutschlands zu bemerken ist, in der Philosophie sowohl als in der Nationalökonomie. Die schlechtesten Leistungen in der Philosophie sind die, welche in nationaler Eitelkeit gegen das Ausland sich abzuschließen versuchen; umgekehrt bringt die schöne Literatur ihre besten Erzeugnisse hervor da, wo streng auf die nationalen Vorbilder zurückgegangen wird. Und so ist denn eine eigentlich nationale Cultur des neuen Italiens überall wohl im Werden, und dieses Werden in seinen Anläufen, Irrungen und Erfolgen erkennen zu lassen, darin besteht der eigentliche Reiz und Werth dieses periodischen Unternehmens. Leider ist der Literaturbericht, der den folgenden Bänden nicht fehlen soll, diesmal aus Mangel an Raum weggelassen worden. Bei den Hemmnissen, welche dem literarischen Verkehre beider Länder noch immer entgegenstehen, wird eine regelmäßig orientirende Uebersicht über die neueste Literatur besonders willkommen sein. Auch die hübsch geschriebene Novelle, die der gegenwärtige Band bringt, aus der Feder von Heinrich Homer (wohl ein Pseudonym) fügt sich insofern in den Zweck des Ganzen ein, als diese toskanische Dorfgeschichte, deren Verwickelung so heiter aufgelöst wird, wesentlich ein Sittenbild ist. Die Uebersetzung der Arbeiten von italienischen Verfassern ist fast durchweg befriedigend. Verstöße sind selten. Wenn wir lesen, daß im „Nero“ des Dramatikers Cossa die römischen Sitten mit Genauigkeit „gehandhabt“ sind, so wird man darin allerdings nicht eine genaue Handhabung der deutschen Sprache erblicken können. Und anstatt „Naturalisten“ auf S. 36 ist offenbar „Naturforscher“ zu lesen. Hier ist dem italienischen Worte „naturalista“ dasselbe zugestoßen, was sonst leicht dem Wort „statista“ begegnet. Wird doch in dem Capitel der „Promessi sposi“, wo die gelehrte Bibliothek des Don Ferrante beschrieben ist, jenes Fach, in welchem die Staatsmänner, Machiavelli u. a. stehen, von den deutschen Uebersetzern regelmäßig in ein Fach der Statistiker verwandelt. Wilhelm Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. Februar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

II.

Daß der junge Gelehrte sich nicht begnügte, die schönen Bücher von außen zu betrachten, sondern daß er sich in das Studium derselben vertiefte, ist zu denken. Er hatte um so mehr Muße dazu, als die seinem Herzen am Nächsten Stehenden, Voß und der Bruder Heinrich Christian, augenblicklich noch fern von Göttingen verweilten; Letzterer hatte in aller Eile nach Gotha reisen müssen, wohin ihn „verdrießliche Geschäfte" riefen. Ein junger Engländer Namens Schütz, dessen Hofmeister er gewesen war, hatte sich schon in Göttingen so übel betragen, daß Boie sich bewogen fand, das Verhältniß zu lösen; Schütz ging darauf nach Gotha und setzte seine Extravaganzen in so ungezügelter Weise fort, daß der ehemalige Hofmeister auf Wunsch des Vaters eine Vermittlerrolle übernehmen mußte. Erst am 7. Juni 1774 kehrte er, „den Kopf noch voll", von Gotha zurück; der „tolle Schütz" war fort. „Dieser Mensch hat," berichtet Christian Rudolf nach Flensburg, „in der Zeit, daß er dagewesen ist, 3000 Thaler Schulden gemacht. Jetzt hat ihn sein Vater nach England abholen lassen, um ihn von da nach Gibraltar zu schicken."

Die Muße seiner Einsamkeit benutzte der jüngere Boie, „etwas für sich zu thun". Er las emsig gute Bücher: „den Virgil, und zwar die Aeneis von vorne an, nach der Heyneschen Ausgabe. Die Anmerkungen von ihm sind ganz excellent. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so viel Vergnügen am Virgi finden würde! Ich lese auch den Lucian, der mir sehr gefällt. Die Ilias bin ich durch und fange die Odyssee an." Und weiter heißt es: „Meinen lieben Sophokles lese ich mit Entzücken. Den Oedip habe ich durch; so ausnehmend er mir in der Uebersetzung gefiel, so kannst Du Dir leicht vorstellen daß das Original ungleich reizender gewesen. Jetzt lese ich den Philoktet, der gefällt mir fast noch besser." So bildete sich der junge Studiosus doch unverdrossen weiter, trotz der Selbstanklage, auf der wir ihn ertappen: „Wenn ich mich rühmte, daß ich in diesem halben Jahre besonders fleißig wäre, so müßte ich lügen; im Sommer giebt es gar zu viele Zerstreuungen."

Christian Rudolf Boie studirt jedoch nicht allein die Alten: auch den

Modernen gewinnt er Geschmack ab. „Youngs Satyren über die Ruhmbegierde," erzählt er, „habe ich nach Eberts Uebersetzung gelesen. Sie haben mir sehr gefallen; Young hat einen ganz unerschöpflichen Witz, und besonders die Gabe, geringfügige und wichtige Dinge neben einander zu stellen, welches fast immer eine lächerliche Wirkung thut. Eberts Uebersetzung that mir recht gute Dienste, aber seine Noten hätte ich ihm geschenkt, sie sind unerträglich weitschweifig. Jetzt habe ich angefangen, den Shaftesbury zu lesen, — das Wenige was ich gelesen habe, gefällt mir sehr; schwer ist er eben nicht."

Daneben sind es die Neuigkeiten des Meßkatalogs, welche den geistig regsamen Jüngling interessiren und für die er sich in Liebe und Haß erwärmt: „Diese Messe," meldet er dem Freunde nach Flensburg, ist eine Comödie „der Hofmeister" herausgekommen, die von Goethe ist. Ein ganz vortreffliches Stück, ungefähr in dem Tone des Götz von Berlichingen. Nur däucht mir, möchte der Verfasser einige Derbheiten wohl weggelassen haben. Sonst hab' ich, ob ich gleich in Leipzig viel Neues gelesen habe, wenig Merkwürdiges gefunden. Daß (Joh. Georg) Jacobi seine Schriften mit einem dritten Bande vermehrt hat, wird wohl nicht merkwürdig sein. Jacobi ist wirklich ein lächerlicher Kerl. Ich habe das nie so lebendig empfunden, als da ich neulich einige prosaische Aufsätze, darin er von sich spricht, las."

Den im Eingange dieser Zeilen enthaltenen, damals allgemein getheilten Irrthum als sei „der Hofmeister" von Goethe, berichtigt unser Freund sehr bald mit dem Bemerken, das Stück sei „von einem gewissen Lenz, der auch Lustspiele nach dem Plautus geschrieben." Der Irrthum ist verzeihlich; brachten doch um eben jene Zeit die Hamburger Zeitungen („Correspondent" No. 115 von 1774 und „Neue Zeitung" Stück 98 vom 21. Juni 1774) in allem Ernste sogar Kritiken über „Goethes Hofmeister"! —

Aber nicht nur Lectüre half unserm Freunde die Zeit während seines Alleinseins vertreiben, auch andere Dinge kürzten ihm die Stunden. Bald nach der Abreise Heinrich Christian Boies traf das Werk eines der ersten deutschen Dichter ein, für welches jener in Göttingen Subscribenten gesammelt hatte, nämlich Klopstocks „Gelehrten-Republik*)". Eiligst theilt der jüngere Boie die Exemplare aus, klagt sich aber an: „ich bin so treuherzig, oder vielmehr so dumm gewesen, Einigen Exemplare ohne Bezahlung zu geben! Dies setzt mich in nicht kleine Verlegenheit! — Ich wollte," fügt er trübselig hinzu, „mein Bruder wäre erst zu Hause!"

---

*) Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar. Herausgegeb. v. Klopstock. Erster (einziger) Theil. Hamburg 1774. — H. Chr. Boie hatte in Göttingen nicht weniger als 414 Unterschriften (pränumerando) auf das Werk gesammelt.

Dieser Zwischenfall stört jedoch unsern Christian Rudolf nicht so sehr, daß er sich nicht sogleich an die Lectüre des neuesten Werkes aus der Feder des über Alles verehrten Klopstock hätte machen sollen; dasselbe wirkt auf ihn ganz unbeschreiblich. „Ich habe die Gelehrtenrepublik gelesen," schreibt er, „aber noch nicht verdaut. Ich muß sie noch öfter lesen. Sie gefällt mir außerordentlich. Ich will nur allein die Sprache nehmen. Der Mann schreibt so schöne Prosa, wie ich sie noch nie gelesen habe. Wie sehr er die Sprache in seiner Gewalt hat, kann man aus den Stellen sehen, wo er die alte nachahmt. Sollte man da nicht glauben, daß man Luthers kerniges Deutsch läse? Besonders haben mir die kurzen Denksprüche der Aldermänner gefallen, darin sehr viele theure Wahrheiten für die deutschen Schriftsteller liegen." Und noch einen Monat später ruft er aus: „Ich halte die Gelehrtenrepublik für eines der besten Bücher, die wir haben. Wie viel liegt in den kleinsten Sätzen! Alles verstehe ich freilich nicht," fährt er in seiner bescheidenen, gutmüthigen Weise fort, „und ich müßte eitel sein, wenn ich das sagen wollte; aber doch gewiß das meiste. Ich erwarte mit Schmerzen den zweiten Theil. Da werden verwünschte Dinge*) hinein kommen, die Mancher gern weg hätte."

Mit einem Enthusiasmus wie er aus diesen Zeilen spricht, nahm nur ein sehr, sehr kleiner Kreis von Lesern das wunderliche Werk auf. Hatte Lessing schon früher mit unübertrefflicher Feinheit fragen dürfen:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? —"

und ein kurzes „Nein" zur Antwort geben können, so traf vollends die „Gelehrten-Republik" das Schicksal, wenig Anklang zu finden. „Hier gefällt das Buch gar nicht," muß Boie in einem Gefühle der Trauer und des Unwillens dem Freunde bald nach der Vertheilung der Exemplare melden; „der Eine sagt, er kann's nicht verstehen, der Andere macht sich lustig darüber, der Eine verkauft sein Exemplar um den halben Preis, der Andere läßt es verspielen. Selbst Professor Meiners und Feder**), die ich nicht dafür angesehen hätte, machen sich lustig darüber. Wenn Auswärtige die große Menge Subscribenten in Göttingen sehen, so werden sie glauben, der gute Geschmack herrsche hier sehr, aber ich kann Dir versichern: grade das Gegentheil! —

*) Im zweiten Theile der Gel. Rep. sollten „die Professoren noch ziemlich was abkriegen. Ein Aldermann soll sie bei Seite führen und es ihnen da so recht deutlich machen, was sie denn eigentlich sind und nicht sind." Voß an Ernestine Boie, 21. September 1774, bei Herbst, I, 291 fg.

**) Meiners, Chr., geschichtsphilosoph. Schriftsteller, geb. 31. Juli 1747 zu Otterndorf, seit 1772 Prof. phil. zu Göttingen, † das. 1. Mai 1810. — Feder, Joh. Georg Heinr., geb. im Baireuthschen 15. Mai 1740, von 1768—97 Prof. der Philosophie zu Göttingen, † 22. Februar 1821 zu Hannover.

Bei alle dem Geschrei werde ich mich nicht in meinem Glauben irre machen lassen, daß es ein sehr vortreffliches Buch ist. Und wie sogar Philosophen wie Meiners und Feder sagen können, sie verständen das Buch nicht, begreife ich nicht. Gewiß, sie haben sich nicht die Mühe gegeben, es zu verstehen, und die, dächte ich, wäre ein solches Buch wohl werth. Ich möchte fast eine Stelle aus Klopstock darauf appliciren:

„— Und wenn in Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt umschwärmten . . .!"

Nun soll mich verlangen, wie die Critici, von den allgemeinen Bibliothekaren an bis auf den schwarzen Zeitungsschreiber*), das Buch behandeln werden. Man sagt, Kästner werde es in der hiesigen Zeitung recensiren. Auf sein Urtheil bin ich sehr begierig."

Unterdessen war der ältere Boie aus Gotha zurückgekehrt; auch Voß wurde täglich erwartet, und mit sehnsuchtsvollen Briefen drang Christian Rudolf in ihn, er möge sich wieder einfinden. Endlich erlaubte es der Arzt, am 21. Juni verließ der immer noch Brustleidende Hamburg und traf — obwohl „das Schütteln des Wagens sein Blut wieder etwas in Gährung gebracht" hatte**), so daß wiederholte Aderlässe nöthig wurden — im Ganzen wohlbehalten in Göttingen ein, herzlich empfangen von den Gebrüdern Boie, Miller, Hölty, Hahn und Closen. Namentlich jubelte der jüngere Boie; „wenn Voß kommt," hatte er schon vierzehn Tage vor dessen Eintreffen an den Freund in Flensburg geschrieben, „werde ich meine Haushaltung erst recht anfangen. Jetzt lebe ich noch so ziemlich gemeinschaftlich mit meinem Bruder; dann aber werde ich nur des Mittags mit ihm und den Engländern essen."

Auch die Studien nahmen nun einen neuen Aufschwung. „Ich höre jetzt noch ein Colleg beim Professor Meiners," berichtet am 31. Juli 1774 unser junger Theologe; „zweimal in der Woche, über die Religionen der alten Völker. Es gefällt mir sehr gut. Aber der Mann selbst gefällt mir nicht. Daß ein Mann, der ein Denker, ein Philosoph sein will, mit einer solchen Geringschätzung von Klopstock spricht, ist ganz unverzeihlich. Ich weiß nicht, wofür ich es anders, als Neid ansehen soll. Er gesteht selbst, er habe die Gelehrten-Republik nicht gelesen, und dennoch urtheilt er so: von Klopstock sagt er, daß er wenig Kenntnisse habe, daß er kein Griechisch verstehe,

---

*) Gemeint ist Nicolais freisinnig gehaltene „Allgemeine deutsche Bibliothek" und — im Gegensatze dazu — die „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit"; letzteres ein orthodoxes, gemeinhin die „schwarze Zeitung" genanntes Organ, an dem auch der Senior Goeze wesentlichen Antheil hatte.

**) Briefe, I. 251.

was eine offenbare Unwahrheit ist. Klopstock soll sehr viel Griechisch verstehen, vielleicht mehr als der Herr Professor. Aber so sind die Professoren ja Alle. Ich glaube, sie halten sich für große Leute und sehen mit Verachtung auf den Belletristen Klopstock herab, da sie gegen ihn doch gewiß Thranlampen sind." Einzuschalten ist hier ein späteres Urtheil unseres sonst so milden Freundes über den „purus professor" wie er sich ausdrückt; „ein solcher," sagt er sehr bitter, „von allen Accidenzen abgesondert und nichts als Professor, ist mir eine sehr verächtliche Creatur. Geiz, Niederträchtigkeit, Neid über andere Verdienste, Stolz, — diese personificirt: da hast Du einen Professor vom gewöhnlichen Schlage, deren es denn in Göttingen nicht wenige giebt."

Meiners insbesondere scheint einer von denen gewesen zu sein, die wenig Gnade fanden vor den Augen des jungen Studenten. „Viel Mühe kann ihn das Colleg nicht kosten," versichert er; „was er z. E. von der indisch-persischen Religion sagt, sind alles Auszüge aus den Alten und aus Dow, Anquetil*) u. s. f."

Besser gefällt ihm Gatterer. Er wünscht, daß der ferne Freund diesen einmal mit ihm hören könne, und fährt fort: „Ich weiß nicht wie es kommt, ich schätze den Mann außerordentlich; unter allen Professoren am meisten. Ich halte ihn für den größten Historiker Deutschlands. Sein Abriß der Universalgeschichte ist ein sehr wichtiges Buch; wie vieles ist da in einer fruchtbaren Kürze! Auch der Styl des Mannes gefällt mir, ausgenommen, wo er einen übel angebrachten Witz hat. — Ich weiß nicht, warum dieser Mann, auf den man stolz sein sollte, hier so wenig in Achtung steht! Schlözers Auditorium ist voll und seines ist ledig"!

Hatte Christian Rudolf sich des Zusammenseins mit dem geliebten älteren Bruder und dem hochverehrten späteren Schwager gefreut, so sollte diese Freude nur von kurzer Dauer sein; schon gegen die Mitte des Juli reiste Heinrich Christian nach Spaa ab, wohin er einen englischen Pflegling Namens Vaughan begleiten sollte, dessen Eltern den Sohn in jenem Badeorte, wo sie die Kur gebrauchten, zu sehen wünschten. Christian Rudolf blieb mit Voß allein in Göttingen zurück.

Ein langer Brief des Flensburger Freundes scheint ihm damals eine

---

*) Dow, Alexander, Lieuten.-Colonel in Diensten der Ostindischen Compagnie, Uebersetzer persischer Werke, Tragödiendichter; † 1799. — Anquetil gab es zwei literarisch berühmte Brüder; hier ist ohne Zweifel der Jüngere, Abraham Hyacinthe A.-Duperron, der Orientalist gemeint, geb. zu Paris 7. December 1731, von 1755—1762 in Indien, dann Dolmetscher der morgenländischen Sprachen bei der kaiserl. Bibliothek zu Paris, † daselbst 17. Januar 1805. Er lieferte eine Uebersetzung des Zend-Avesta, „Recherches historiques et géographiques sur l'Inde" u. A. — Meiners wird die Uebersetzung des Zend-Avesta epitomirt haben, die 1771 erschienen war.

schwache Entschädigung bereitet zu haben; antheilsvoll äußert sich der Entfernte über allerlei vaterstädtische Dinge, antwortend, fragend. Eine Schauspielergesellschaft*) war in Flensburg eingetroffen und hatte den kleinen Ort in eine gewisse Bewegung versetzt. „Daß jetzt Comödianten in Flensburg sind," schreibt Boie an Hammerich, „habe ich von Allen erfahren. Daß die Comödianten so lange bleiben, ist für Flensburg etwas Neues; Manche werden über die böse Welt seufzen, Manche werden das wenige Geld, welches sie haben, gerne hingeben, um sie zu sehen."

Es folgt nun ein Stückchen Dramaturgie, in welchem den modernen Leser namentlich die bewundernde Erhebung damaliger Tagesgrößen, die jetzt ganz verschollen sind, interessiren muß. Boie schreibt: „Daß der „Kaufmann von London**)" Dir so gefällt, darin stimme ich mit Dir überein. Ich habe ihn in Leipzig gesehen, und das mit großem Vergnügen. Als ich ihn las, gefiel er mir nicht so, aber auf dem Theater nimmt er sich sehr gut aus. In Leipzig sah ich Komödien; meist sehr gute, „Emilia", „Minna", Voltaires „Alzire" sah ich, aber diese in einer abscheulichen Deutschen Uebersetzung. Wenn ich nicht das Original selbst kurz vorher gelesen, hätte ich nicht einmal klug daraus werden können. Es wurde auch meist schlecht vorgestellt; Amerikanerinnen — stelle Dir vor! — mit steifen Röcken und weißen englischen Handschuhen! Wenn die Döbbelinsche Gesellschaft***) Trauerspiele spielte, so war's elend, hingegen in Komödien, besonders in der Minna von Barnhelm, war sie sehr gut. Die „Olivia" von Brandes***†) habe ich in Leipzig, aber sehr flüchtig, gelesen; ein Beweis, daß sie gut ist, ist: daß Klopstock bei der Vorstellung geweint hat. Ich hätte sie wohl sehen mögen. Vielleicht würde sie dann mehr Eindruck auf mich gemacht haben. — Hast Du Brandes' neue Lustspiele gelesen? Besonders der „Hagestolze" hat mir sehr wohl gefallen.

*) Vielleicht die Hamonsche, welche vom 7. September bis 13. October 1774 in Hamburg „beim Dragonerstall, nicht eben mit großem Zulauf" spielte. (Meyer, Schröder, I. 271.)

**) Lillos Drama, welches Lessing zu seiner „Miß Sara Sampson" anregte.

***) Carl Theophil Döbbelin, bekannter Theaterprincipal des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Königsberg in der Neumark 1727, starb 1793 als Director des Berliner Theaters, das unter ihm zur stehenden Bühne erhoben wurde. Von Ostern bis zum letzten Juli 1774 gab er in Leipzig Vorstellungen (Blümners Geschichte des Theaters zu Leipzig, 181); das Personal seiner damaligen Gesellschaft kann man im Gothaer Theaterkalender von 1775, S. 168 nachlesen.

***†) Joh. Chr. Brandes, geb. 1735 zu Stettin, betrat nach mancherlei Irrfahrten, die er in seiner „Lebengeschichte" (Berlin, 1799) weitläufig erzählt hat, 1756 die Bühne zu Lübeck; später an mehreren Orten Schauspieldirector, wurde er auch Theaterdichter; † 10 Novbr. 1799 zu Potsdam. Er selbst war als Schauspieler mittelmäßig, doch glänzten seine Frau, Esther Charlotte geb. Koch, und seine Tochter Minna, Lessings Pathkind.

Goethe hat ein Trauerspiel: „Clavigo" herausgegeben, gelesen hab' ich's nicht. Voß gefällt es nicht, und seinem Urtheil traue ich sehr viel. Klopstocks Trauerspiele habe ich (Schande genug!) erst hier gelesen. Ich bin ganz entzückt davon. Schande für die Deutschen, daß solche Stücke gar nicht geschätzt werden. Und warum führt man sie nicht auf? Ich sehe nicht, worin die Unmöglichkeit steckt. Da ich jetzt den Sophokles lese, finde ich zwischen ihm und Klopstock ungemein viel Aehnliches; eben das Einfache, eben das Rührende. Und Weiße*) seine — werden bewundert!" Noch ein halbes Jahr später freut sich unser Boie, der zum praktischen Beurtheiler des Theaters wenig Anlagen gehabt haben dürfte, über das Gerücht: „der Kaiser habe befohlen, Hermanns Schlacht mit Glucks Musik**) in Preßburg aufzuführen." Er fragt: „Warum sollte Hermanns Schlacht nicht ebensogut wie eine andere Oper auf's Theater kommen? Vielleicht erleben wir die glückliche Zeit noch einmal! Ich möchte wohl einmal Glucks Composition von „O Wodan, der im nächtlichen Hain" hören. Welche Wirkung müßte der Gesang auf dem Theater, mit vollstimmiger Musik begleitet, thun!"

Unterdessen rückte der Anfang des Wintersemesters heran; am Abend des 20. October 1774 kam endlich der „so sehnlich erwartete" ältere Boie mit seinem Zögling Vaughan von seiner Reise zurück. Sehr ergötzlich schildert Voß in einem Briefe an Ernestine Boie dieses Wiedereintreffen: „Rudolf und ich waren schon zu Bette und Boie mochte uns nicht aufwecken. Am Morgen, wie ich aufstand, rief mir das Mädchen zu, daß Boie gekommen wäre, aber erst um sieben Uhr aufstehen würde. Ich setzte mich ganz geruhig — nein, doch nicht ganz geruhig! — aber ich verbarg mich bei meinem Homer und rauchte eine Pfeife. Rudolf, der nach mir kam, trank seinen Thee und las. „Sollte Boie heut' wohl kommen?" fing ich an. „Ach, was wollt' er!" antwortete Rudolf mit einer halb schläfrigen, halb mürrischen Miene. Ich schwieg ganz still, bis es sieben schlug. „Kommen Sie, Ihr Bruder ist jetzt wohl aufgestanden," sagte ich kalt zu ihm, und stieg die Treppe hinauf. Da hätten Sie in seinem Gesichte Freude nnd Mißtrauen, und Aergerniß und wieder Freude ringen sehen sollen! Er blieb steif sitzen, bis ihm sein Bruder von oben zurief: „ob er nicht kommen wollte?" Und nun waren's nur drei Sprünge die Treppe herauf und in Boiens Arm."

Dem Flensburger Freunde aber schreibt Christian Rudolf voll Herzensfreude: „Endlich ist nach langer Erwartung mein Bruder wieder zurückgekehrt.

*) Christ. Felix Weiße, geb. 1726 zu Annaberg, 1761 Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, † daselbst 1804. Er bearbeitete u. A. Romeo und Julie, sowie Richard III. nach Shakespeare; beide Bearbeitungen waren zu jener Zeit Repertoirestücke aller deutschen Bühnen.

**) Gluck hatte bereits 1773 „einige Oden von Klopstock ganz herrlich componirt." Voß, Briefe, I. 149.

Ich bin recht sehr vergnügt darüber! Mein Bruder ist mir so neu wieder, als wenn er Jahre weggewesen wäre. Er hat eine herrliche Reise gemacht; durch Deutschland hingereist und die herrlichen Rheingegenden besehen, und durch die meisten großen Städte Hollands: Amsterdam, Haag, Antwerpen, Mecheln, Rotterdam u. s. w. zurück. Er hat sein Reisejournal*) aufgesetzt und nach Flensburg geschickt; man wird's Dich gerne lesen lassen." — Auch folgende Briefstelle vom 6. November 1774 schildert einen Reise-Eindruck des älteren Boie: „Man fängt jetzt an, im Reiche Klopstock sehr zu schätzen. Ein Domherr aus Trier hat mit meinem Bruder voll Enthusiasmus von ihm gesprochen. In Münster bemüht man sich äußerst, ihn dahin zu kriegen. Und das in Gegenden, wo vor einiger Zeit noch halbe Barbarei war! Das erleuchtete Göttingen hingegen macht sich lustig über ihn! Wunder, daß die Gelehrtenrepublik hier noch nicht recensirt ist."

Eine Besprechung des Werkes, welche damals in Wielands Mercur erschien, erregt den ganzen Groll unseres Freundes; entrüstet nennt er sie „fast so elend, als die in der Leipziger Zeitung". Unbegreiflich findet er es, „daß die Leute sich nicht schämen, einen solchen Mann so unwürdig zu behandeln!" Wieland kommt schlecht weg; „ich denke," ruft Christian Rudolf Boie nicht ohne einen Anflug von Pathos aus, „er hat seinen meisten Ruhm gehabt, und der Mercur hat dazu nicht wenig beigetragen. Mit Achtung soll kein Einziger von ihm sprechen."

Die hochgehenden Wogen der Begeisterung für Klopstock waren denn freilich eben damals in dem Göttinger Bardenkreise noch besonders geschwellt; hatte doch der Sänger des Messias jüngst auf seiner Reise nach Carlsruhe — wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden mit einem Gehalt von 900 Gulden und dem Titel eines Hofraths berufen — Göttingen passirt und einen Tag in Gesellschaft der „Barden" zugebracht!**) Hahn und die beiden Miller hatten ihn von Einbeck in einer Miethskutsche feierlich eingeholt; da jedoch der Sänger des „Messias" in Göttingen keine Besuche machen, sondern incognito dort verweilen wollte, so wurde der Tag in Bovenden, eine halbe Meile vor Göttingen, verlebt; erst in der Dämmerung kamen die Barden mit ihrem großen Gaste nach Göttingen, wo Klopstock in Heinrich Christian Boies Wohnung — der „Bardei" — logirte. „Was war das für ein Tag!" ruft Christian Rudolf begeistert aus. „Ich bin so glücklich gewesen, einen ganzen Tag in Klopstocks Gesellschaft zu genießen; die Hochachtung, die ich für den Mann habe, kann ich gar nicht beschreiben. Ach, wenn Du bei mir

---

*) Dasselbe existirt noch im Besitze der Familie. Carl Weinhold hat es zu seiner trefflichen Biographie H. Chr. Boies benutzt.

**) Voß, Briefe, I, 177. S. auch Herbst, a. a. O. I, 291 fg.

wärst, wie viel würde ich Dir da erzählen! Man sollte es nicht glauben, daß ein so großer Mann ein so umgänglicher Mann sein könne! Aber wenn man ihn sprechen hört, so vergißt man den großen Mann ganz. Zukünftiges Jahr sehe ich ihn hoffentlich wieder. Was wird das für eine Freude sein! Er war auch gegen mich sehr freundlich. Seine Oden lerne ich immer mehr verstehen. Er ist wirklich lange so schwer nicht, als man sich vorstellt."

Daß Klopstocks „Incognito" in gewissen Göttinger Kreisen böses Blut machte, läßt sich denken; in der That schreibt auch Rudolf Boie kurze Zeit nachher: der Name des Dichters sei durch die Gelehrtenrepublik, noch mehr aber, weil er in Göttingen Niemand besucht habe, dort „recht stinkend geworden". Gleichzeitig meldet er, man habe, den Aerger über Klopstock an dessen Verehrern und Anhängern auslassend, allerlei Bosheiten über die Barden im Altonaer „Reichspostreuter" gedruckt, die in Göttingen lebhaft besprochen würden. „Ganz gewiß" meint Boie entrüstet, „hat entweder ein hiesiger Professor oder Bursche dies einrücken lassen. Es sind doch ganz infame Kerls, die Professoren; ich glaube, sie sind (Einige muß man immer ausnehmen!) nicht Eines edlen und großen Gedankens fähig! — Die armen Barden! Sie sind bei Allen verhaßt. Gut, daß sie bald weggehen, sonst würden sie noch in allen Collegiis abgekanzelt werden."

Daß Rudolf Boie als Bruder des Hauptes der Barden von solchen Vorgängen empfindlich berührt wurde, ist wohl natürlich; er ergriff das wirksamste Mittel dagegen, indem er sich in die Idealwelt der Wissenschaft und schönen Literatur flüchtete. „Meine theologischen Collegia habe ich schon angefangen," schreibt er; „bei Zachariae*) die Dogmatik, bei Michaelis die Psalmen; sonst höre ich bei Heyne die griechischen Antiquitäten, bei Feder die Logik, bei Gatterer über die Germania des Tacitus. Außerdem werde ich noch tanzen lernen, und so habe ich meine Stunden ziemlich besetzt. Zachariae gefällt mir, und ich hoffe, daß ich ihn noch mehr schmecken**) werde, je mehr ich in das Studium hineinkomme. Bei Michaelis kann man sehr viel lernen, aber er ist gar zu weitschweifig und hält sich bei jedem Worte zu lange auf; seiner unerträglichen Witze, womit viel Zeit hingeht, nicht zu gedenken. Michaelis ist bis zur Niederträchtigkeit geizig. Seine Zuhörer müssen ihm Alle pränumeriren, und er giebt ihnen eher keine Tische, als bis er alles eincassirt hat. Feders Logik ist gut genug, aber ich verspreche mir überhaupt vom Logikhören

---

*) Gotthelf Traugott Zachariae, geb. 1729 zu Tauchardt in Thüringen, studirte zu Halle, fing an als Magister daselbst 1752 Vorlesungen zu halten, ward 1755 Rector der Rathsschule zu Alt-Stettin, 1760 Prof. theol. zu Bützow in Mecklenburg, 1765 Prof. theol. ordin. zu Göttingen, 1775 desgl. mit dem Titel Kirchenrath zu Kiel und † daselbst 8. Februar 1777.

**) „Goutiren" würde ein moderner „Deutscher" sagen.

nicht viel Nutzen. Heynes: über die Antiquitäten, wird ein sehr schönes Colleg werden. Er macht mit vielen kostbaren Büchern bekannt und zeigt sie zugleich." So sehen wir, daß es Wahrheit ist, wenn Rudolf Boie dem Freunde die Versicherung giebt, er wolle sich die Studienzeit in Göttingen noch recht zu Nutze machen — um so mehr, als er unlängst durch die Zeitungen erfahren habe, wie er noch „nach Kiel müsse". In der That hatte am 21. September 1774 eine königl. Dänische Verordnung für die Studirenden aus Holstein und Schleswig die Verpflichtung eingeführt, zwei Jahre auf der Universität Kiel zu studiren*).

Unterdessen sind auch „die Meßsachen gekommen". Unser junger Freund hat sich mit Eifer an die Lectüre derselben begeben und berichtet — noch glühend von dem Eindruck, den ihm Einiges gemacht — „wie viel Herrliches, Vortreffliches" er diesmal gefunden habe. Namentlich in Goethe ist er, durch dessen „Werther", ganz „verliebt" geworden. Er eilt, den Freund von diesem „seinem Lieblinge" zu unterhalten; er ist „ganz bezaubert" davon. „Welch ein Buch!" ruft er aus. „Ich habe sonst, vielleicht mit Unrecht, einen Ekel an Romanen. Aber ein solcher — könnte Einem wohl das Vorurtheil gegen alle benehmen. So viel Natur! So viel Philosophie! Solche schöne Sprache! — Der erste Theil enthält die Liebe des jungen Werther. Wie reizend ist Alles beschrieben! Alle kleinsten Situationen mit einer solchen Natur ausgemalt, daß man ganz hingerissen wird. Ich kenne die Liebe sehr wenig, aber ich kann mir unmöglich vorstellen, daß das bloße Fiction ist. Das meiste in der Geschichte soll auch wahr sein. Goethe soll die Schicksale eines seiner Freunde beschrieben haben, freilich wohl ein bischen unkenntlich gemacht. Es ist nichts von gewöhnlichen Romanen darin, keine künstlichen Verwickelungen, die sich am Ende auflösen. Alles geht seinen gewöhnlichen Weg, und wieviel gewinnt es nicht schon dadurch! Es ist ein ganz himmlisches Mädchen, das Werther liebt; ich glaube aber gewiß, daß es solche Engel giebt, ob ich gleich keinen kenne. Werther philosophirt ganz vortrefflich; zuweilen ein bischen sonderbar. Man muß Goethe nothwendig bewundern und lieben. Klopstock ist erstaunlich für ihn. Sobald das Buch kommt, lies es; ich stehe Dir dafür: Du wirst bezaubert werden. Ich will mir's kaufen und zu meinem Leibbuch machen."

In der That hat der von dem damals in der ganzen gebildeten Welt grassirenden Werther-Fieber Ergriffene das Buch nach kurzer Zeit „schon dreimal durchgelesen," und wenn er „noch von Ungefähr hineinguckt," so kann er „gar nicht davon kommen." Lebhaft bedauert er, „daß der arme Werther ge-

*) Diese Verpflichtung ward erst am 17. September 1867 durch eine königl. Preußische Verordnung wieder aufgehoben.

storben ist," indem er naiv hinzusetzt: „Sonst hätten wir noch einen Theil hoffen können!" Sogar zum Studium des Ossian, den er „mit Homer und Klopstock in Eine Klasse" setzt, läßt er sich durch den Werther anregen. Er empfiehlt auch dem Freunde, doch ja den Ossian zu lesen, sobald er englisch zu lernen anfange, und versichert: er selbst habe „tausend Vergnügen" daran. „Die Uebersetzung im Werther hat Dir gewiß einen herrlichen Vorschmack gegeben. Wenn doch Hahn weniger faul wäre; seine Uebersetzung vom Ossian würde gewiß meisterhaft werden. Aber seine Faulheit erstreckt sich sogar auf seine Poesie." — Desto fleißiger ist Heinrich Christian Boie; er hat im Verein mit einem seiner englischen Zöglinge angefangen, den „Werther" in's Englische zu übersetzen; „aber ich fürchte," schreibt der Bruder, „sie müssen's liegen lassen. Werther ist zu sehr deutsch; das Herzliche, Kraftvolle wird sich wohl in keine andere Sprache übertragen lassen. Die Sprache im Werther ist ganz original; besonders haben einige reichsländische Wörter und Wendungen mir gefallen. Man schreit hier auch viel, daß das Buch gefährlich ist, aber die weisen Leute mögen mir vergeben, daß ich nicht ihrer Meinung bin. Ich wünschte mir ein Herz wie Werthers, obgleich eben dies ihn unglücklich gemacht hat." Daß bei solchen Gesinnungen Nicolais „Freuden des jungen Werther" ihn verstimmten, ist natürlich; „bei aller Hochachtung, die der Verfasser für Goethe bezeugt, sieht man doch, daß er ihm gern eins versetzen will," klagt er dem Freunde.

Minder begeistert als für den Werther finden wir Rudolf Boie für „Clavigo". — „Ich weiß nicht wie es kommt," sagt er aufrichtig; „den Eindruck macht er nicht wie Götz von Berlichingen. Freilich ist er auch ein ganz anderer Gegenstand. Klopstocken gefällt er, und das ist schon sehr viel." Bei alledem dämpft die Lectüre des Clavigo seinen Enthusiasmus für Goethe nicht. Der Dichter „habe jetzt (Januar 1775) wieder was unter der Mache," eilt er dem Freunde zu verkünden. „Wie hungrig bin ich nach Allem, was von dem Manne kommt!"

Neben Goethe ist es besonders die vielversprechende Erscheinung des Dichters Lenz, welche unsern Freund fesselt. „Lenz und Goethe haben erstaunlich viel Aehnliches," schreibt er. „Beide fangen mit Meisterstücken an. Mich dünkt, der „Hofmeister" ist das beste deutsche Lustspiel, denn ich wüßte nicht, worin Minna von Barnhelm den Vorzug haben sollte." Der „neue Menoza" macht ebenfalls lebhaften Eindruck auf Rudolf Boie, bei näherer Prüfung jedoch gefällt ihm diese Dichtung „nicht so sehr, als der Hofmeister. Dieser ist weit natürlicher. Wie ungeheuer ist nicht die ganze Fabel im neuen Menoza!"

Daß Goethes Farce „Götter, Helden und Wieland" hellen Jubel in den Kreisen der Barden erregte, ist natürlich; war doch der Dichter des „Agathon" bei den Anhängern Klopstocks nichts weniger als persona grata. Auch Christian

Rudolf Boie mag sich nach der Lectüre die Hände gerieben haben. „Wieland kriegt in der Farce auf ihn wirklich mehr Hiebe, als man bei'm flüchtigen Lesen glauben sollte," schreibt er nicht ohne einen ganz kleinen Anflug von Schadenfreude. „Kein Wunder, daß sie ihn so geärgert hat! Im „neuen Menoza" ist er auch nicht geschont worden. — Der arme Wieland! Er wird sehr tief fallen; vielleicht mehr, als er es verdient hat. Er hat sich selbst durch seinen Mercur geschadet; wie sehr hat er seinen schlechten Charakter nicht darin gezeigt! Die lächerlichste Eitelkeit, das hämische Bezeigen gegen Klopstock und auch seine Niederträchtigkeit sind ihm, wie mir däucht, eben so wenig zu verzeihen, als seine Schriften. In diesen ist doch immer sehr viel Gutes!"

So war der Beginn des Jahres 1775 herbeigekommen, und da der ältere Boie gegen Ostern mit Vaughan, seinem Engländer, eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien machen sollte, so übergab er den von ihm und Gotter 1770 gegründeten Musenalmanach seinem Freunde Voß mit dem Anrathen, das jetzt schon sehr beliebte kleine Jahrbuch auf Subscription drucken zu lassen. Diese veränderten Umstände zogen auch einen bedeutenden Wechsel in den Lebensverhältnissen des Hauptbetheiligten nach sich: Voß ging Ostern 1775 nach Wandsbeck; einmal, weil er von dem nahen Hamburg aus den Almanach leichter verschicken konnte, sodann, weil er dort seiner geliebten Ernestine Boie näher war.

Die Freunde rührten alle Hände, um dem Unternehmen, welches nicht ohne Concurrenz in Deutschland war, die besten Mitarbeiter zu sichern. Auch Goethe ward um Beiträge ersucht, und am 15. Januar 1775 spricht Christian Rudolf Boie gegen seinen Flensburger Freund nicht ohne eine gewisse Beklemmung den Wunsch aus: „daß Goethe seinen Namen mit zum Wandsbecker Almanach hergäbe." Seine Sorge rechtfertigt er durch die Mittheilung: noch habe Goethe nicht auf eine diesbezügliche Anfrage geantwortet*). „Mein Bruder" erzählt er dann weiter, „hat einige vortreffliche poetische Sachen von ihm. Von dem Liede an seine Christel werde ich Dir geschrieben haben; es ist gar zu schön! Folgende Strophe fällt mir nur bei:

„Und wenn ich sie dann fassen darf
Im lust'gen Deutschen Tanz,
Da geht's so frisch, da geht's so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!

---

*) Goethe lieferte zum Musenalmanach auf 1776 (Lauenburg, gedr. bei J. G. Berenberg) die Gedichte: „Kenner und Künstler" (S. 37. „G." unterzeichnet) und „Der Kenner" (unterzeichnet „Göthe"). Nach vorangegangener persönlicher Bekanntschaft mit Voß, im Sommer 1794, steuerte Goethe dann zum Mus. Alm. 1796 „die Liebesgötter auf dem Markte" und „das Wiedersehen" bei.

> Da geht's mir durch das Rückenmark
> Bis an die linke Zeh',
> O weh, o weh, ich bin so stark,
> Mir ist so wohl, so weh!"

Ich zweifle aber, ob es im Original nicht noch anders steht"*).

Während des letzten Vierteljahres, welches Voß in Göttingen zubrachte, finden wir diesen noch „sehr fleißig. Er übersetzt," wie sein junger Freund den Flensburgern ausplaudert, „Blackwells Briefe über den Homer, die, wie ich gehört habe, sehr gut sind. Einige Verse des Homer, die darin vorkommen, hat er in Hexametern übersetzt, die so schön sind, daß ich wohl mehrere von ihm sehen möchte**);" ein Wunsch, der denn später uneingeschränkt in Erfüllung gehen sollte.

Der 10. April war endlich der Tag, an welchem der liebe „Stubengeselle" schied; „meine Einsamkeit hat ihren Anfang genommen," klagt der Zurückgebliebene. „Diesen Montag Morgen reiste Voß mit der ordentlichen Post weg. Meine Stube ist mir nun so groß und so leer, daß ich gar nicht gern darin sein mag. Closen und ich begleiteten ihn nach Northeim. Der liebe Voß! Ich kann Dir nicht genug sagen, wie sehr ich ihn liebe und schätze."

Unter diesen Umständen lag für Christian Rudolf Boie ein großer Trost darin, daß sein Bruder die beabsichtigte Reise mit Vaughan nicht angetreten hatte. Gewitzigt durch manche üblen Erfahrungen mit den Britten, verlangte Boie d. Ä. vor dem Aufbruch pecuniäre Sicherstellung von dem Vater seines Zöglings; statt aller Antwort meldete sich in Göttingen plötzlich ein alter

*) Allerdings weicht Goethes Dichtung von obigen Versen ab. — Aus dieser Erwähnung des Gedichtes „Christel" geht hervor, daß es bereits 1773 verfaßt worden sein muß, denn am 15. Januar 1774 meint Chr. R. Boie, er habe dem Freunde schon von dem Gedichte geschrieben, worin er sich freilich irrt; in den erhaltenen Briefen, zwischen denen anscheinend keiner fehlt, findet sich nichts davon. Jedenfalls ist „Christel" nicht mit K. Goedeke in die früheste Weimarische Zeit Goethes (also etwa Januar 1776) zu verlegen; Düntzer, indem er meint, es könnte in das Jahr 1774 gehören, ist der Wahrheit ziemlich nahe gewesen. Oeffentlich erschien „Cristel" zuerst 1776 im Aprilheft von Wielands Merkur.

**) Das 1736 erschienene Original des Blackwell: „An inquiry into the life of Homer" war Voß von Hölty zum Uebersetzen empfohlen worden, der dasselbe laut den Ausleihebüchern der Göttinger Bibliothek schon am 30. October 1771, also ein halbes Jahr vor Voß' Eintreffen auf der Universität, benutzt hatte. Der in Hexametern übersetzten Verse sind im Ganzen 66 aus Ilias und Odyssee, dann noch 14 aus den Hymnen. Daß, wie schon Herbst (a. a. O. I. 302) hervorhebt, „der erste Keim und Kern der Vossischen Odyssee-Verdeutschung, oder des Planes dazu, gewiß hier zu suchen sei" wird bestätigt durch obige Briefstelle, welche ein Seitenstück bildet zu der von Herbst mitgetheilten: „Voß hat bei seiner Uebersetzung (des Blackwell) viele Verse aus dem Homer herrlich übersetzt; ich möchte wohl den ganzen Homer von ihm sehen" (Rudolf an Ernestine Boie, 28. Februar 1775).

englischer Officier mit dem Auftrage: den Jüngling zu sich zu nehmen, der ihm denn auch übergeben wurde; H. Chr. Boie blieb in der Universitätsstadt, wo er sich einstweilen mit Uebersetzen beschäftigte*.)

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Sind wir gebildete Menschen? — Ob der gute alte Beckerath in seiner Grabesruhe ungestört blieb, als neulich (10. Februar) im Landtage die harten Worte über die Rheinlande fielen: „Es ist weniger mißlich, der Provinz Posen die Selbstverwaltung zu geben, als den Rheinlanden". Wir Lebenden, vorausgesetzt daß wir das hinreichende Alter dazu haben, versetzten uns in Gedanken in die Zeit des Vereinigten Landtages und erinnerten uns an das reiche Lob, welches damals der politischen Bildung insbesondere der Rheinprovinz gespendet wurde. Die Beckerath, Mevissen, von der Heydt u. s. w. erschienen nur als der Ausdruck des reifen politischen Bewußtseins, welches ganz allgemein am Rheine herrscht und daß die Rheinländer die übrigen Stämme an Verständniß der Aufgaben des Staates überragen, galt für ebenso selbstverständlich, wie daß der Scharzhofberger besser schmeckt, als der Grüneberger.

Haben sich nun die Rheinländer im Laufe eines Menschenalters so sehr zu ihrem Nachtheil verändert, daß sie jetzt mit Posen und Oberschlesien auf eine Linie gestellt werden können, oder haben wir sie ehedem überschätzt oder endlich werden sie gegenwärtig vom Parteihasse verläumdet?

Das scharfe Verdammungsurtheil, welches über die Rheinländer im Landtage gefällt wurde, muß Jedermann unterschreiben, welcher sich mit den rheinischen Zuständen vertraut gemacht. Unrichtig ist nur der Glauben, daß es ehedem anders gewesen und erst die letzten Jahre, namentlich die Maigesetze einen Wechsel der Gesinnung herbeigeführt hätten. So gut wie vor einem Menschenalter beherbergen die Rheinlande auch jetzt noch eine Reihe trefflicher Bürger, und wer die Frage an uns richtete, ob die rheinischen Heroen des Vereinigten Landtages echte Nachfolge gefunden, dem würden wir mit gutem Gewissen bejahend antworten können. Sie sind aber ebenso wenig wie ihre Vorgänger ein urwüchsiges rheinisches Product, sondern importirt und gewöhnlich auch schon durch die Confession von der Masse der Bevölkerung unterschieden. Diese erfreut sich mannichfacher guter Eigenschaften; sie ist leichtlebig, anstellig, genügsam, sie entbehrt aber absolut des Staatssinnes und was ihr heute vorgeworfen wird: die Unterwerfung unter

---

*) Weinhold, H. Chr. Boie, 72 fg.

die kirchliche Autorität in politischen Dingen, die confessionelle Befangenheit, klebt den ehemals erzbischöflichen Unterthanen seit länger als einem Menschenalter an. Vor vielen Jahren wurde die Autobiographie eines Bonner Professors, Namens Walter publicirt. Walter ist jetzt ziemlich verschollen, war aber ehedem nicht allein als gewandter Compendienschreiber angesehen, sondern auch als loyaler Preuße gerühmt, so daß ihm der juristische Unterricht Preußischer Prinzen mit anvertraut wurde. Blickt man nun in das (übrigens langweilige) Buch, so entdeckt man in dem Verfasser einen Ultramontanen reinsten Wassers, der schon in den vierziger Jahren und noch früher an die Suprematie der katholischen Kirche über jegliches Staatswesen glaubt und unbesehen daran festhält, daß ein Bischof und wäre es auch Droste-Vischering der weltlichen Obrigkeit gegenüber im Rechte ist. Dieser Professor Walter ist der rechte Typus des gebildeten Rheinländers, wie er vor einem Menschenalter war und noch heute ist, nicht bösartig, im gewöhnlichen Laufe der Dinge auch gern bereit, sich mit der Regierung gut zu stellen, nicht unzugänglich den Gunstbezeugungen der letzteren, aber politisch unzuverlässig oder richtiger gesagt, schließlich doch nur ein Werkzeug der kirchlichen Autorität. Das bleibt doch im höchsten Maße bezeichnend, daß sogar 1848 bei den Candidaten für das Parlament zuerst nach der Confession gefragt wurde und „Akatholiken" unbedingt ausgeschlossen wurden, mochte ihr politisches Verdienst sonst noch so groß sein. So war es, so ist es gegenwärtig und so wird es noch lange bleiben. Unsere Gesetzgeber, welche jetzt entscheiden sollen, ob die erweiterte Selbstverwaltung auch für die Rheinlande passe, müssen mit diesem constanten Charakterzuge rechnen. Sie werden, ehe sie urtheilen, prüfen, ob die Erweiterung der Verfassungsrechte bisher die ultramontanen Tendenzen begünstigt hat und ob die letzteren so gefährlich sind, daß ihnen die Einheit der Staatsverwaltung, die Reform der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung im Sinne der Autonomie dauernd geopfert werden muß. Wir haben am Rheine den Spruch: Was den Pfaffen gefällt, Gott und dem Könige mißfällt. Taucht eine politische Frage auf, so halten alle Gutdenkenden erst Umschau, wie sich die ultramontane Partei zu jener stelle. Die entgegengesetzte Ansicht zu vertreten, hat sich fast immer als richtig erwiesen. Da ist es denn bedenklich, daß die rheinischen Ultramontanen sich für die Autonomie der Verwaltung erwärmt haben. Sie hoffen also aus derselben Vortheil zu ziehen. Doch muß auch erwogen werden, daß die Ultramontanen am Rheine, um populär zu bleiben, den Schein des Liberalismus zu wahren haben. Echtfarbig ist zwar der rheinische Liberalismus nicht, sonst wäre ja die schmachvolle Knechtung durch Kapläne und Küster längst gebrochen; den Ruhm möchte aber der Rheinländer ungern missen, daß er an freie politische Formen gewöhnt ist. Möglich also, daß das Votum der Centrumspartei nur

durch die Rücksicht auf populäre Vorurtheile erzwungen wurde. Man sieht in allen diesen Dingen klarer, wenn man die Bestandtheile der ultramontanen Partei am Rheine genauer in das Auge faßt. Der rheinisch-westfälische Adel bildet den ersten Stamm, aus welchem sich jene recrutirt. Diesen Adel für nationale und wirklich liberale Anschauungen noch zu gewinnen, ist absolut unmöglich, er bleibt, nachdem er seine feste Grundlage eingebüßt und längst aufgehört hat, sich als Aristokratie im guten Sinne des Wortes zu fühlen, eine Beute der klericalen Partei. Der Verlust, den wir aber dadurch erleiden, ist zu ertragen. Man werfe nur in Münster oder Düsseldorf den Blick auf die bei Photographen ausgestellten Portraite der Inhaber blauen katholischen Blutes und man wird jene Ueberzeugung theilen. Auch das ländliche Proletariat — und wie umfassend ist dasselbe am Rheine bei der herrschenden Spatenwirthschaft — läßt sich nur schwer aus den Klauen der ultramontanen Partei reißen. Doch hat keineswegs Liebe, sondern einzig und allein die Furcht das Band geknüpft und wenn die Leute wüßten, daß insbesondere die Armenpflege nicht ausschließlich in der Hand des Pfarrers ruht, würde die Unterwürfigkeit gegen die Kirchengebote sich wohl lockern. Da aber daran vorläufig nicht zu denken ist, so wird diese Mannschaft nicht rebelliren. Den politischen Kern besitzt die ultramontane Partei in den juristischen Kreisen. Die untergeordneten Gerichtsbeamten (hier und dort auch die Spitzen der Justizbehörden), die Advocaten und Notare, die in großer Zahl ultramontan gesinnt sind und den Kleinbürger als Clienten nach sich schleppen, verleihen der Partei ein politisches Gewicht. Könnten wir diese Vertreter des Mittelstandes ablocken und zu uns herüberziehen, so wäre unser Sieg gesichert. Wir rechnen auf die nächste Generation und bauen in dieser Hinsicht unsere Hoffnung auf die verbesserten Schulzustände. (Nebenbei gesagt, lag es nicht in der Macht der Bonner Prüfungscommission, durch ein strengeres Staatsexamen die ultramontanen stets auch durch Ignoranz ausgezeichneten Elemente von den Mittelschulen fern zu halten?) Wenn es sich nur nicht mit diesem gehofften Einfluß der Schule auf den politischen Charakter so verhält, wie mit dem angeblichen Siege des Schulmeisters anno 1866? Als Legende liest sich das gut, in der Praxis darauf allzusehr zu bauen, wäre aber gefährlich. Die Alternative stellt sich darnach so: Die ultramontane Partei wird zunächst, da sie den Volkswillen beherrscht, aus allen Einrichtungen Nutzen schöpfen, welche den Volkswillen mächtiger machen. Auf der andern Seite, werden die Rheinlande absichtlich gegen die anderen Provinzen zurückgesetzt, so wird das durchaus nicht ohnmächtige liberale Vorurtheil der Rheinlande verletzt und viele von den Halben und Schwankenden, die eine kräftige Regierung gewinnen könnte, abgestoßen. Zu erwägen wäre schließlich noch das eine: Die gegenwärtigen Zustände und Einrichtungen sind derart, daß sie nicht schlimmer für den Staat, nicht günstiger

für die Ultramontanen gedacht werden können. Wäre nicht eine Aenderung an und für sich schon ein Gewinn? Jupp.

Aus München. Klericale Umtriebe. — Seit dem Jahreswechsel hat hier die Politik ziemlich geruht. Dafür blitzte es zeitweise bedenklich von Berlin herüber, wo unsere politischen Größen beider Parteien auf dem Reichstagsparket zumeist um bayerische Angelegenheiten den Kampf führten. Das Reichscivilehegesetz war in erster Linie zur Abhülfe bayerischer Schwierigkeiten bestimmt und so verläugnete auch die seiner Votirung voraufgehende Debatte ihren wesentlich weißblauen Charakter nicht. Hier wird sie bei Eröffnung des Landtages wieder aufgenommen werden. Die Klericalpatrioten wollen auf Verletzung der bayerischen Verfassung klagen; wir werden also die oft gehörten kirchenpolitischen Argumente von hüben und drüben abermals aufgetischt erhalten. Was diese bevorstehende Debatte außer einer Steigerung der Agitation unter dem katholischen Landvolke eigentlich bezwecken soll, ist schwer zu sagen; aller Wahrscheinlichkeit nach bleibt die rechte Seite des Hauses auch diesesmal, wie bei den Kämpfen der vorigen Session in der Minderheit, und selbst wenn dieses nicht der Fall sein sollte, hätte der betreffende Beschluß der zweiten Kammer nicht die geringste praktische Tragweite. Eine Erweiterung der Reichscompetenz geht die Kammern der Einzelstaaten nichts an; ohne diesen Satz ständen die einzelnen Glieder des deutschen Reiches noch heute lediglich in völkerrechtlichen statt in staatsrechtlichen Beziehungen zu einander. Ist durch diese Erweiterung der Reichscompetenz die bayerische Verfassung verletzt worden, so gilt hier eben der Grundsatz, „Reichsrecht bricht Landesrecht", vorausgesetzt, daß es sich um kein sogenanntes Reservatrecht gehandelt hat. Ueberdies besitzt das durch das neue Reichsgesetz allerdings unzweifelhaft verletzte bayerische Concordat längst nicht mehr die Qualität eines unbestrittenen bayerischen Verfassungsgesetzes; es ist von beiden betheiligten Seiten und namentlich von der Curie wiederholt verletzt worden. Endlich aber würde ein Verdict der Kammer gegen das Ministerium in dieser Angelegenheit bei der Krone durchaus keine Aussicht auf Berücksichtigung haben. Die von Bayern zu dem neuen Reichsgesetz eingebrachten und durchgeführten Veränderungen sind notorisch während der Neujahrstage von dem König Ludwig mit dem Justizminister Fäustle im Detail durchberathen und festgesetzt worden; von einer „Majorisirung" der Krone durch das Reich kann also diesmal weniger als je die Rede sein. Die allgemeinen Auspicien sind demnach für die weitere parlamentarische Bekämpfung des neuen Reichsgesetzes nichts weniger als günstig.

Mittlerweile ist der erste Act geistlichen Widerstandes gegen dasselbe bereits in Scene gegangen. Die sämmtlichen Oberhirten des Königreichs haben in einer an den Landesherrn gerichteten Collectiveingabe gegen das

Gesetz Protest eingelegt. Ueber den Zeitpunkt dieser Protesteingabe herrschte anfangs einige Unklarheit; später hat sich ergeben, daß das übrigens ziemlich vorsichtig gehaltene Schriftstück in der Zeit zwischen den Erklärungen der bayerischen Bevollmächtigten im Bundesrath und der endgiltigen Votirung des neuen Gesetzes durch den Reichstag an seine Adresse gelangte. Die vielleicht gehoffte Wirkung einer von hier an die bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrathe erlassenen Contreordre blieb indeß aus; das Gesetz kam unbehindert zu Stande. Eine noch deutlichere Antwort wurde den querulirenden Kirchenfürsten durch die geschäftliche Behandlung ihrer Eingabe zu Theil; der König ließ dieselbe ohne ein Wort des Commentars zur Bescheidung an den Justizminister Fäustle weitergeben, denselben Minister also, gegen den sie gerichtet war. Diese demonstrative Antwort ist in der klericalpatriotischen Presse mit beredtem Schweigen aufgenommen worden; ein deutlicherer Ausdruck der in den betreffenden Kreisen herrschenden Gefühle hätte natürlich mancherlei Bedenken geboten. Nur das wie immer rücksichtslose „Vaterland" wiegelte offen das erzbischöfliche Ordinariat wie den neuen päpstlichen Nuntius gegen den Hof auf; es rieth zu demonstrativer Fernhaltung, durch die angedeutet werden sollte, „daß Rom gewisse Dinge sehr ernst zu nehmen anfange". Noch energischer ging der Specialvertraute des Vaticans, Bischof Senestrey von Regensburg, zu Werke. Derselbe forderte in einem Hirtenbriefe seine oberpfälzischen und niederbayerischen Diöcesanen einfach und ungezwungen zum Ungehorsam gegen das neue Reichsgesetz auf. Der gewandte Jesuitengönner und Miturheber des Unfehlbarkeitsdogmas wird diesen Act wohl nicht wiederholen, wenn er sich gut rathen läßt. Sobald das neue Reichsgesetz in Bayern verkündet sein wird, besitzt es natürlich landesgesetzliche Qualität und von diesem Zeitpunkte an würde eine Aufforderung zum Ungehorsam gegen dasselbe ihren Urheber in unliebsame Berührung mit dem Staatsanwalt bringen. Der preußische Kirchenstreit, dessen Ueberführung in unsere Grenzen wenigstens direct bis jetzt verhütet worden ist, wäre dann in seiner vollen Ausdehnung in unserem Lande eingekehrt. Gewissen geistlichen Heißspornen, deren nahe geistige Verwandtschaft der Thronsturzredner von Schwandorf wohl selbst kaum abläugnet, wäre dies als weitere Vermehrung der für den Wahlkampf des Vorsommers aufbewahrter Agitationsmittel allerdings wohl kaum ganz unwillkommen.

Ueber die bei diesem Wahlkampf einzuhaltende Taktik wie über die Ausnutzung des kaum bezweifelten Sieges haben sich zwischen den norddeutschen und den hiesigen Parteiblättern neuerdings wieder Differenzen erhoben, in denen die ersteren zum Operiren mit sanften Mitteln gerathen haben. Dem ihnen von unserer Holzschlegelpublicistik entgegengehaltenen Hohne läßt sich freilich die Berechtigung nicht absprechen. Die jetzt bei den katholischen Be-

völkerungen des Königreiches vorherrschende Stimmung ist wahrlich nicht durch eine Agitation mit gemäßigten Mitteln hervorgerufen worden; sie verdankt ihre Existenz lediglich der Wirksamkeit der „extremen" Presse und sie ist deshalb auch nur durch ähnliche Mittel, wie die bisher angewendeten in ihrer jetzigen Richtung zu erhalten. Daß dieser Umstand die Aussichten auf eine Ausbeutung des gehofften Wahlsieges bei Hofe außerordentlich vermindert, liegt „allerdings auf der Hand und wird von unserer klericalen Hofpartei lebhaft beklagt; diese Aussichten sind freilich ohnehin nicht so glänzend, wie die „patriotische" Phantasie einiger sanguinischer Führer anzunehmen scheint. Die Krone hat hier bisher noch nicht die geringste Neigung gezeigt, das monarchisch-constitutionelle Regierungssystem in ein direct parlamentarisches umwandeln zu helfen, und hinsichtlich der Reichspolitik wird sich der gehoffte Umschwung ohnedies besten- oder vielmehr schlimmstenfalls in ziemlich engen Grenzen vollziehen müssen. Die Krone hat hier stets an dem staatsrechtlich übrigens ganz unbestreitbarem Grundsatze festgehalten, daß die Kammern und ihre Mehrheitsbeschlüsse auf die Reichspolitik der einzelnen Staaten ohne jeden directen Einfluß zu bleiben haben; sie würde sich durch eine klerical- particularistische Kammermehrheit ebenso wenig zu einer direct oppositionellen Reichspolitik drängen lassen, wie von einer entschieden deutschnationalen Majorität zu einer durchweg nationalliberalen Haltung im Bundesrathe. Ein stark weißblau gefärbtes aber durchaus reichstreues Bureaukratenministerium ist nach aller Wahrscheinlichkeit der höchste Gewinn, den ein großer Wahlsieg der Ultramontanen hier jetzt noch erzielen könnte. Speciell die neuerdings aufgetauchte Candidatur des Vorsitzenden der Centrumsfraction im Reichstage, Frh. v. Frankenstein, für das auswärtige Ministerium ist schwerlich ernsthaft zu nehmen. Herr v. Frankenstein hat als Mitglied der Reichsrathskammer seinerzeit mit nur zwei Genossen gegen den Eintritt Bayerns in das Reich votirt; seine Berufung zum Minister der auswärtigen, d. h. deutschen Politik Bayerns käme demnach einer Demonstration gegen die Reichsregierung gleich, zu der sich der jetzige Inhaber der Krone schwerlich jemals bestimmen lassen wird. Richtig ist freilich, daß Herr v. Frankenstein neuerdings auffällig um die Gunst der Krone ambirt und u. a. am 3. Februar auf dem einzigen Hofballe dieser Saison seine Gemahlin ganz in Weißblau gekleidet erscheinen ließ, mit der sich König Ludwig denn auch längere Zeit leutselig unterhielt.

Unter diesen Auspicien aus der Hofpolitik wird unsere Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung zum letzten Mal am 15. Februar zusammentreten. Sie kann gleich zu Anfang der Session in eine angenehme Debatte über die Privilegien der Mitglieder gerathen. Der Fall besitzt einige Aehnlichkeit mit der famosen Majunkeaffaire. Der ultramontane Abg. Stadtpfarrer Mahr ist während der politischen Ferienzeit wegen grober Ehrenbeleidigungen zu einer

Haft von acht Monaten verurtheilt worden, welche er im Nürnberger Zellengefängniß verbüßen soll. Der Termin zum Antritt der Strafe war am 2. Februar abgelaufen, ohne daß sich der hochwürdigste Delinquent am Strafорte einzustellen für gut fand, wobei er sich vermuthlich auf den Umstand stützte, daß mittlerweile auch ihm die übliche Ladung zum Eintritt in die Kammer auf den 15. Februar zugegangen war. Einige Tage war man auf die Entwickelung der Angelegenheit lebhaft gespannt, neuerdings ist indeß bekannt geworden, daß Herr Mahr am 3. d. M. Aufenthalt und Amt in Stich gelassen und sich selbst in nördlicher Richtung aus dem Staube gemacht hat. Vermuthlich wird er indeß einige Tage nach dem 15. d. M. möglichst incognito hier eintreffen und dann den Schutz seines Abgeordnetenmandats in Anspruch nehmen. Dem Gesetze ist damit ein ziemlich dreistes Schnippchen geschlagen, hoffentlich erweisen die Minister indeß dem ultramontanen enfant terrible nicht den Dienst, sein ganzes Gebahren ernsthaft oder gar tragisch zu nehmen. Der Kammerhumor würde durch die Entfernung des Stadtpfarrers von Ebermannstadt jedenfalls sehr beeinträchtigt werden; das stürmische Gelächter, das die gesuchten Bosheiten des fränkischen „Extremen" zu begleiten pflegte, versteht kein anderer Redner der rechten Kammerseite so intensiv hervorzurufen.

Aus Leiden. Das Jubelfest der Hochschule. — Das dreihundertjährige Jubelfest der Universität Leiden ist vorüber. Ich schicke Ihnen auf Ihren Wunsch einen kurzen, und in mancher Beziehung unvollständigen Bericht, unvollständig namentlich insofern, als derselbe einmal die hervorragende Gastfreundschaft und freundliche Aufnahme, die jeder der fremden Deputirten erfahren, nur andeuten, aber nicht ausführlich schildern kann, da sonst des Rühmens kein Ende wäre, und zweitens als die Menge der empfangenen neuen Eindrücke in ihrer Buntheit jetzt noch einer geordneten Darlegung sich entzieht.

Die Universität Leiden, in gerechtem Stolze darauf, was sie für die geistige Entwickelung Europas seit dreihundert Jahren geleistet, hatte alle Universitäten Europas und auch einige Amerikas zur Theilnahme an ihrem Jubelfeste eingeladen. Und dieser Einladung war von vielen und von fern gelegenen entsprochen worden: nicht nur von den meisten Deutschlands, von allen Belgiens und der Schweiz und wenigstens von einigen Oesterreichs, sondern selbst fern gelegene hatten Vertreter gesendet, so Dublin, Cambridge, Kopenhagen, Helsingfors, Petersburg; war doch auch Coimbra in Portugal durch zwei Abgesandte repräsentirt. Frankreich hatte eine größere Anzahl Gelehrte der Akademie abgeordnet. Alle diese Deputirte sind bei Professoren und Bürgern der Stadt Leiden Gäste gewesen, keiner hat in einem Gasthause gewohnt, und Zuvorkommenheit und zarteste Fürsorge hat vom Eintritte in

das Haus bis zur Abreise gewaltet; man fühlte sich inmitten des holländischen Familienlebens recht wohl.

Die drei Festtage des Jubiläums waren auf den 7. 8. und 9. Februar angesetzt, die Hauptfeier fiel auf den 8., als den eigentlichen Stiftungstag. Einige Gäste waren schon den Freitag vorher, andere den Samstag eingetroffen, die Hauptanzahl brachte Sonntag der 7.; am Bahnhofe empfiengen die heimischen Professoren und Studenten die Fremden und wiesen die Quartiere an. Abends war Begrüßung der Gäste Seitens der Vertreter der Stadt Leiden in einem prächtig geschmückten großen Gesellschaftshause der Stadt, das auch sonst für den gesellschaftlichen Theil des Festes diente. Der Bürgermeister von Leiden hielt eine französische Ansprache, es erfolgten Antworten, französisch, deutsch, englisch, holländisch, wie es die Nationalität des betreffenden Redners mit sich brachte, Aufsehen unter den letzteren erregte Ernst Renan, einer der Pariser Deputirten, der ein fein bereitetes Ragout von französischen Schlagwörtern mit eigenthümlicher Grazie servirte. Dazwischen Musik, man promenirte im Saale, man fand alte Bekannte, erwarb neue, Bediente reichten Erfrischungen, es war ein heiteres Leben, bis sich gegen elf Uhr die Gesellschaft trennte; die einen gingen heimwärts, andere besuchten einen allgemeinen Studentencommers, zu dem eine Deputation der Leidener Studenten, gegen zehn Uhr die fremden Professoren begrüßend, eingeladen hatte. Die Leidener Studentenschaft ist in ein großes Corps vereinigt und eigenthümlich organisirt, indem sie unter der Leitung eines jährlich neu gewählten Rectors und einer Anzahl Ausschußmitglieder steht, die durch bunte Bänder, Kreuze und Sterne sich erkenntlich machten. Das Commerslocal war zu klein, viele der Gäste fanden keinen Platz, standen eingekeilt am Eingange oder wurden von der Woge der Hinzudringenden weiter nach vorn geschoben; wie bei deutschen Commersen blühten die Reden, wir hörten Ihering aus Göttingen deutsch, Kahnis aus Leipzig in einem prächtigen Latein, Gaston Paris französisch, einige holländische Ansprachen, dann nichts mehr, weil eine rückwärts gehende Bewegung unter den Stehgästen uns wieder an den Eingang brachte und wir die Gelegenheit benutzten, unsere ermüdeten Glieder nach Hause zu geleiten, denn der folgende Tag sollte größere Anstrengungen bringen.

Der Senatssaal der Universität, ein kleiner aber ehrwürdiger Raum, geschmückt mit den Brustbildern der hervorragenden Leidener Hochschullehrer früherer Zeit, versammelte in sich die Leidener und die fremden Deputierten. Prorector de Vries hielt die lateinische Begrüßungsrede, in der er unter anderem auch mit den Worten Niebuhrs darauf hinwies, daß es außer den classischen Stätten Griechenlands und Roms für den Gelehrten keine verehrungswürdigere Stelle gäbe, als das Zimmer des Senats von Leiden, und

forderte die Gäste auf, die Wünsche ihrer Auftraggeber zu bringen entweder in Latein oder in der Muttersprache, eine diversitas linguarum non babylonica, sed vere academica sei hier erlaubt. So kamen sie heran, die Gesandten der verschiedenen gelehrten Institute, und legten ihre Begrüßungsdiplome, Mappen, Rollen und Kapseln in bunter Mannigfaltigkeit und reicher Ausstattung auf den Tisch, mit kürzeren oder längeren Reden, die doch meist lateinisch fielen. Um 12 Uhr war dieser Act geendet, um 1 Uhr fand die Festrede des an diesem Tage abtretenden Rectors, Professors Heinsius, in der großen fünfschiffigen Peterskirche statt. Zu ihr erschien ein Theil des Hofes, nämlich der König von Holland und die Königin, ihr zweiter Sohn, Prinz Alexander, der Prinz Friedrich der Niederlande, der Prinz von Wied (in preußischer Uniform, ein heimathlicher Anblick) und seine Gemahlin, und verschiedene Hofchargen. Die Festrede, die durch Musik eingeleitet wurde, wie auch Musik den Act schloß, war holländisch; aber man hatte die Freundlichkeit, für die Franzosen eine gedruckte französische Uebersetzung zu vertheilen, die Deutschen brauchten das nicht. Sie erging sich wesentlich über den Stand der gegenwärtigen Universität, war aber für das ungeheizte Local etwas zu lang. Halb erfroren brach man auf, Professoren und fremde Deputierte in feierlichem Aufzuge — wer Ornat hatte, trug ihn — durch die Straßen der Stadt nach jenem städtischen Saale, wohin der König zur Vorstellung befohlen hatte. Das Volk gaffte, die Portugiesen in ihrem sonderbaren Ornate erregten Aufsehen, aber auch einige deutsche Talare waren mehr auffallend als schön, und konnten den Gedanken an eine Stadt weiter rheinaufwärts erwecken, in deren Straßen zu derselben Stunde ein buntes Gewühl fluthete; Husaren eskortirten, und es war zu dem gelehrten auch ein militärischer Pomp entfaltet. Der König entledigte sich seiner Repräsentationspflicht kurz und gut, hie und da etwas sehr summarisch, die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, voran die Königin, liebenswürdig und geistvoll, der Empfang dauerte bis nach 4 Uhr, dann brach der König mit der Königin auf.

Das um fünf Uhr beginnende, von den Leidener Professoren gegebene Festessen, zu dem die vorhergenannten Prinzen geblieben waren und an dem nun auch der Thronfolger Teil nahm, war copios, und der Fülle der materiellen Genüsse entsprach einigermaßen der Reichthum der Trinksprüche. Um zehn Uhr noch Feuerwerk und Illumination der Universitätsgebäude, der Professoren- und einiger Studentenwohnungen, alles reich, freundlich, die Häuser zum Theil mit sinnigen Transparenten versehen. Bis lange nach zwölf blieb die Stadt lebendig.

Weniger bewegt war der letzte Festtag. Den Morgen hatte man für sich, und das war nach dem bisher gebotenen angenehm; Mittags 1 Uhr fand, wieder in der Peterskirche, die feierliche Ehrenpromotion einer Anzahl

holländischer und ausländischer Gelehrten statt, nicht durch Decane der verschiedenen Facultäten, sondern durch den neuen Rector, ein Act, der nahezu so lange Zeit als die gestrige kirchliche Feier in Anspruch nahm. Zum Mittagessen, nach Landessitte um 5 Uhr, hatten verschiedene Leidener Professoren in ihren Häusern die Fremden als Gäste geladen; um 8 Uhr Abends war wieder allgemeine Vereinigung, diesmal mit Damen, mit Concert und Reden, von denen ich das einzelne übergehen kann; genug man war wieder recht heiter und angeregt beisammen.

Mittwoch den 10. konnten nur einzelne der Deputierten sich losreißen und in die Heimat enteilen, denn der Prinz Friedrich der Niederlande, die Ehre des königlichen Hauses vertretend, hatte zu einem Mittagessen auf seinem Schlosse de Paauw bei Haag sämmtliche Fremde und einzelne der Leidener Professoren einladen lassen. Es herrschte ein freier und liebenswürdiger Ton, und als gegen Ende des Essens die Königin erschienen war, und der Prinz selbst die Reihe der Trinksprüche eröffnet hatte, folgten die einzelnen Reden Schlag auf Schlag: ich kann sie unmöglich alle nennen, die gesprochen haben, bei dieser Gelegenheit so wenig wie bei den früheren, ich erwähne nur, daß Curtius aus Berlin der erste Redner nach dem Prinzen, Riehl aus München und Madvig aus Kopenhagen unter den letzten waren.

Die auf dieses Essen folgende Theatervorstellung, zu der nun wieder nach Leiden zurückgefahren werden muste, ward erst spät erreicht: man gab mit Kräften aus dem Haag den Barbier von Sevilla und ein französisches Lustspiel la grammaire, dessen ohne Zweifel geistreichen Dialog man doch nicht mehr mit gehöriger Aufmerksamkeit folgte.

Den Donnerstag brach nun Alles auf, und ein für den Abend angekündigtes großes Concert war nicht im Stande zurück zu halten. Man war müde; die Fülle des Gebotenen verlangte nunmehr ein Aufhören und Ausruhen. Wir sind von Leiden und seinem Fest mit dem allerbesten Eindruck geschieden. Das vorstehende berichtet nur über den äußerlichen Verlauf des Festes und will nicht mehr geben. Die innerliche Annäherung der Gelehrten so verschiedener Nationen, die sich hier auf gastlichem Boden zusammen fanden, der Gewinn, den jeder einzelne für sich, seine Wissenschaft und schließlich auch seine Nation davon getragen, das Alles wird von manchem nachgefühlt werden können. Leiden gebührt auch dafür unser Dank, daß es eine solche Annäherung ermöglicht hat.

Aus Berlin. Das Medicäerfest beim Kronprinzen. — Dem Künstler ist es in unseren Tagen nicht vergönnt, im engen Zusammenleben einer gleichartig gebildeten und gestimmten Gesellschaft fortwirkende Anregung und inniges Verständniß für sein Wirken zu finden. Wohl ver-

sucht es in Deutschland dieser und jener Hof, einen Abglanz vergangener Zeiten aufleuchten zu lassen, allein es fehlen zum Gelingen ebenso ein bedeutsames politisches Leben, wie wir es häufig als den Hintergrund einer großartigen künstlerischen Epoche erkennen, als nicht minder die hervorragenden Charaktere der Einzelnen, welche zu anderer Zeit den weithin erkennbaren Mittelpunkt jener Kreise gebildet haben. Auch heute sammeln sich die Künstler dort, wo der Schwerpunkt des staatlichen Lebens ruht, aber die mächtige Ausdehnung der öffentlichen Verhältnisse und die Vielseitigkeit großstädtischen Treibens hindert jenes Zusammenleben.

Es ist bekannt, wie glücklich es trotzdem gelingt, am kronprinzlichen Hofe in Berlin der Kunst gesellige Pflege und Gedeihen zu geben und welch feines Verständniß die Gemahlin des Thronfolgers durch eigenes Schaffen der bildenden Kunst, wie der Musik, entgegenbringt. So entstand auch in ihr der erste Gedanke des Festes, welches am 8. Februar in den Räumen ihres Palais zur Ausführung kam. In Trachten und Einrichtungen sollte dasselbe ein lebendiges Bild glänzenden Jahre der Medicäer geben.

Seit Wochen nun waren Hunderte geschäftig, Vorkehrungen zu dem Feste zu treffen. Hervorragende künstlerische Kräfte zeichneten die Costüme für die Quadrillen und Aufzüge. Die Räume des kronprinzlichen Palais wurden geschmückt und in denselben sogar bauliche Aenderungen vorgenommen.

In der 9. Abendstunde des festgesetzten Tages begann der geräumige Flur und das säulengeschmückte Treppenhaus — wohl der schönste Theil des Baues — sich zu füllen mit einem mannichfachen Gewirr von Vermummten. In der Gallerie, welche auf der Treppenwange läuft, standen Musici in grauer Tracht mit rothen und blauen Schlitzen. Während die lange Reihe der Gäste sich in die anstoßenden Gemächer vertheilte, erklangen hier festliche Märsche. Viele derjenigen Masken, welche später in den Tänzen aufzutreten hatten, erschienen vorerst noch in Domino verhüllt, doch die Mehrzahl der Uebrigen verzichtete auf den Reiz unerkannt zu necken und Mummenspiel zu treiben, nur hie und da fädelte sich eine kleine Intrigue ein. Die Paare, die sich zusammengefunden hatten, durchzogen die lange Reihe der Gemächer, welche über den sogenannten Schwibbogen hinweg sich in das Prinzessinnen-Palais fortsetzt. Von den Wenigsten erkannt, mischten sich die Mitglieder der königlichen Familie in das Gewirr. Mehrfach die Verkleidung wechselnd, scherzten Kaiser und Kaiserin mit großer Munterkeit unter der Menge und verschwanden wieder, ehe man Zeit gehabt die Personen zu errathen.

Die Uebereinstimmung im Charakter der Gewänder war eine entschieden sehr gelungene zu nennen. Bei der großen Zahl der Geladenen und dem ungleichen künstlerischen Interesse konnte man immerhin kleinere Anachronismen befürchten. In sehr glücklicher Weise hatte die Mannichfaltigkeit des Ge-

schmackes in der Wahl zeitgemäßer Costüme aus allen Ländern einen Ausweg gefunden und mit großem Erfolge betreten.

Vor Allem die Damen zeigten in reicher Folge, außer der italienischen Tracht, Costüme aus Frankreich, den deutschen Städten, dem europäischen Osten und den Niederlanden. Da war eine „Herzogin von Preußen" in braunem, goldgezierten Sammtgewande, auf dem Haupte ein wolliges, golddurchzogenes Haargeflecht, dargestellt durch eine Frau von reiferen Jahren, welche indeß ihren schönen Zügen das charakteristische Gepräge nur kräftiger aufgedrückt hatten, wie der Vergleich mit der Tochter, welcher wir später als Ritterfräulein in der slavischen Quadrille begegneten, empfinden ließ.

Einem Vorbild vom Hofe Carl's IX. von Frankreich — also nur unmerklich die Zeitgrenze überschreitend — war die Tracht einer Dame der französischen Botschaft nachgebildet, welche in Erscheinung und Wesen ein Muster jenes anmuthigen und eleganten Frauencharakters darbietet, den der deutsche Mann, ähnlich wie „des Franzmanns Weine", so gern und rückhaltslos würdigt und verehrt. Das lichte, mit Brillanten überschüttete Kleid, die graziös die Büste in gefälliger Windung umrahmende Halskrause, der reiche Schmuck des schwarzen Haares — alles vereinigte sich zu einem stilvollen Ganzen.

Weiterhin erkennen wir als Kanzler, mit mächtiger goldener Schaumünze geschmückt, in langem Sammtgewande den Director der hiesigen Museen. Neben ihm seine Tochter, deren ungewöhnliche Größe dem Beschauer bewunderungswürdig erscheint, in einer hellrothen, silberschimmernden Tracht, deren Vorbild im Wesentlichen die „Gemahlin des Rembrandt" von der Dresdener Gallerie gewesen. Die Hoftrachten der Frauen in den verschiedenen Ländern waren wenig von einander verschieden, auch ein englisches Vorbild aus der Zeit Heinrich VIII. zeigte als Merkmal die weite stehende Halskrause. Da war ein deutscher Kriegsoberster, erinnernd an bekannte Darstellungen Georgs von Frundsberg. Auch seine Gattin hatte ihren vollsten Staat angethan. Da ziehen ferner in bunter Reihe an uns vorüber deutsche Edelfräulein, paarweise in ihren Farben abgestimmt, weiter Nürnberger Töchter im glatten hellfarbigen Gewand, auf dem Haupt die bekannte kronenartige Haube. Auch Frau Marthe Schwerdtlein mit dem beutelartigen Kopfputz aus gemustertem Stoffe fehlte nicht. Treu ihrer Rolle mischte sie sich emsig unter den Schwarm und hielt mit lauter Scherzrede ihr Sträußchen bald dem jungen Manne, bald dem Fräulein entgegen.

Dort schreitet die Dame vom Nieder-Rhein, im pelzverbrämten Sammtgewande, ihr Haarschmuck erinnert an die goldene Mütze des Dogen und ist holländischen Mustern verwandt. Dann erscheinen prunkvolle venezianische und florentinische Costüme, die Frauen reich mit Schmuck behängt, die Männer

im dunklen rothen oder schwarzen Sammtgewande, von letzteren Viele mit dem großen weißen Malteserkreuz auf der Brust. Auch der Patrizier im faltigen, auf die Knie herabreichenden Mantel, ein Bild reichen und würdigen Geschmacks tritt auf, gefolgt von dem Künstler und den Scholaren in schlichtem Schwarz, die blonden Locken auf den breiten weißen Kragen niederfallend. Hier begegnet uns noch der deutsche Reitersmann, der lange Mantel fällt nachlässig von der Schulter. Immer bunter mischen sich die Gruppen, lebhafte Reden in den verschiedensten Zungen gehen hin und wieder — da erschallt die schmetternde Fanfare: ein Moment der Stille, und alle Masken verschwinden von den Gesichtern. Die Musik im Treppenhaus ist verstummt, der zweite Act des festlichen Abends soll beginnen. Die langen Reihen der Gäste ziehen in den rückwärts im Palais sich nunmehr öffnenden Hauptsaal. Eine auf Säulen ruhende Gallerie für das Orchester trennt denselben in zwei Theile. Von den Säulen ziehen sich Laubgewinde zur Decke empor, die mit dem reichsten Felderschmuck von Wappen und Wahrzeichen geziert ist. Die Fensternischen sind geschlossen und tragen Rüstungen und Waffen, die gegenüberstehende Wand ist prächtig mit Gobelins verhängt. Im Grund des leider schmalen Raumes öffnet sich der Blick auf einen Wintergarten, in den ein schön gezeichneter Portal führt. Kaum hat sich die Menge im Saal vertheilt, da erschallt die Musik von neuem, es ist der würdige Marsch aus Händels „Herakles“, der Stab des Hofmarschall klopft den Boden und unter seinem Vortritt begeben sich Kaiser und Kaiserin, Prinz Karl und Gemahlin, welche nun in Gesellschaftsanzug dem Feste als Zuschauer beiwohnen, in die laubgeschmückte Nische, um sich dort niederzulassen. Der Hofmarschall geht zurück und eröffnet unmittelbar darauf als primo cameriere, wie ihn das Programm nennt, den Einzug des Medicäischen Hofes. Er trägt den goldenen Stab, an der Spitze das Wappen des Hauses Medici, die 7 rothen und blauen Kugeln, vom Barret herab zieht sich ein breiter rothseidener Streifen um Schultern und Brust des blauen Gewandes. Die Tracht im gleichen Schnitt gehalten, folgen sechs Kammerherren in Blau und Schwarz und hinter ihnen betritt die „fürstliche Familie“ den Saal. Hinter ihren Kindern, Prinzeß Charlotte und Victoria, schreitet die Kronprinzessin in der Tracht der „Bella di Tiziano“, deren dunkle volle Farben sie außerordentlich kleideten, wie das ähnlich gehaltene jüngste Bildniß von Angelis Hand es schon bewies. Was in dem genannten Kunstwerke geschickt vermieden war: die hohen mächtigen Bauschen der Aermel durften, um der Wahrheit der Darstellung nicht zu schaden, hier nicht wegfallen. Stilgetreu legte die Kronprinzeß die offene Hand auf die geschlossene ihres Begleiters, des Grafen Harrach, dem die Rolle ihres Gemahls im Festspiel übertragen war. Der letztere, als Maler am bekanntesten durch seine Bilder aus dem Feldzuge, hatte, im Verein mit dem Professor

Doepler, den größten Theil an den Vorbereitungen des Festes. Besonders gab er die Costüme für die nun folgenden Erscheinungen „Gefolge und Gäste der fürstlichen Familie". Graf Harrach trug ein äußerst kunstvoll und treu gefertigtes Kleid in grauer und dunkler Schattirung, um den Kopf in vielfältigen Windungen den Schmuck jener Tracht — wir würden es heute Baschlick nennen.

Es folgten zunächst der Knappe mit dem Helm und Schwert in Roth und Gelb, das kleine Käppchen auf den weit abstehenden buschigen Haaren; ähnlich die Pagen, welche den Zug schlossen. Die Oberhofmeisterin in Schwarz und Gold, die Ehrendamen in verschiedenfarbigen Schattirungen, jedes Costüm bis auf die letzte Beigabe, so z. B. den Fächer, ein lebendig gewordenes Bild aus jener Zeit. Das erste Paar der Gäste bildeten die Prinzeß Friedrich Carl — in dunkelrothem Sammt und weißem Damast, mit prächtigem, im Charakter gehaltenen Juwelenschmuck — und der Kronprinz. Dieser von Kopf zu Fuß, ja bis zu Gefäß und Scheide des Schwertes, in kirschrothem Sammet und Damast, der aufrechte Kragen, wie der innere Saum des volle Falten schlagenden Mantels weiß mit zierlich gezeichneter schwarzer Stickerei, war die Nachbildung des Holbeinschen Gemäldes — Zeit Heinrich VIII. — in Hamptoncourt. Die Erscheinung des Kronprinzen ist in deutschen Landen bekannt genug, als daß nicht Jeder fühlen dürfte, welch vollendetes Bild männlicher Schönheit er in solcher Gewandung darstellen muß. Die nachfolgenden Gestalten der Gäste zeigten eine solche Mannichfaltigkeit in der Wahl der Trachten, daß die Feder erlahmt, sie zu schildern. Da waren die langen, zum Boden reichenden Aermel, die Mäntel von viereckigem Schnitt, keck von der linken Schulter unter dem rechten Arm durchgeführt und vorn durch ein breites Band über der Brust geschlossen. Die Farben vom hellen Grün und Weiß bis zum zarten Perlgrau. Außerordentlich schön war die Erscheinung der Rafaelischen „Katharina von Aragonien" — aus dem Palazzo Pitti — das rothe Sammtmieder mit durchbrochenen Aermeln. Auch hier rahmte der rothe Hut, wie ein Heiligenschein, blondes Lockenhaar und feine, edele Züge ein.

Nach einem Umzuge durch den Saal nahm der „medicäische Hof" vor dem Portale Platz und das Spiel begann.

Sechs Herolde von hünenhafter Gestalt, die Costüme Lila und Silber, nach Zeichnungen von Doepler, durchschritten mit blumengeschmückten Stäben die Halle, verbeugten sich vor dem Thronsitz und nahmen zu beiden Seiten des Einganges Platz, eine standfeste Mauer, um den Durchlaß des folgenden Aufzuges durch die Zuschauer zu sichern. Vier Armbrustschützen in grünem Sammt und Roth führten ebensoviel Troubadours in fantastisch mannichfachen Gewändern und acht Chorsänger in ihrer Begleitung ein. Das Orchester

verstummte und die Zwölf stimmten ein herrliches, würdevolles Responsorium von Vittoria, dem Florentiner Componisten, an. Die Troubadours waren dargestellt durch zwei Herren von der russischen und englischen Botschaft und zwei Officiere. Die Töne verhalten und durch die Gruppe der Sänger trat die Schaar der Künstler vor das Fürstenpaar. Köstliche Gestalten und Trachten, kaum erkenntlich in ihrer Umwandlung. Eine Fülle von gediegener Pracht und Geschmack, jeder Einzelne des Studiums werth. Wer Becker, Richter, O. Begas, Werner, A. v. Heyden in ihren Werken kennt, glaubt es, daß sie auch sich selbst zu kleiden wußten. Da war ferner Wilberg als Michel Angelo und der Nestor der Orientdarsteller, Gentz, ein leibhaftiger Scheikh. Doepler und Meyerheim in üppigem Roth. Ewald richtete an die Fürstin eine lateinische Ansprache, feierte sie als Beschützerin der Künste und legte im Namen der Uebrigen eine kostbare Mappe mit Handzeichnungen — viele aus Veranlassung des Festes entstanden — zu ihren Füßen nieder. Die hohe Frau dankte und ließ durch ihre Herren jedem der Künstler, auf zwei goldene Stäbchen gerollt, eine Pergamenturkunde überreichen, welche mit sinnigen Worten ihren Dank für die „Huldigung der Künste" aussprach. Maler und Sänger mischten sich unter die Menge, von neuem hielten die Herolde einen Umzug durch den ganzen Raum und eröffneten den Einzug der „Sendboten des Orients". Die Darsteller waren meist ältere Männer mit schönen ausgeprägten Zügen und vollen, meist natürlichen, Bärten, die Trachten sämmtlich echten Ursprungs. Araber, Inder, Perser, Türke und Bedawi wechselten in dem über 20 Köpfe zählenden Zuge ab. Die Führer verneigten sich tief vor dem Throne, übten symbolisch das Waschen der Stirn mit Sand und auf ein Zeichen führen täuschend geschwärzte Sclaven drei verschleierte Frauen hervor. Der greise Araber hebt ihnen die Hülle vom Haupt und bringt sie der Fürstin, zu deren Füßen sie Platz nehmen.

Riesige Elephantenzähne und allerlei silbernes Geräth sind weitere Gaben, welche die Schwarzen überreichen. Der türkische Marsch von Beethoven ertönt mit neuer Lebhaftigkeit, während der Zug unter wiederholten, auch „echt orientalischen" Verbeugungen verschwindet, dann Stille und — ein gänzlich verändertes Bild. Trommel und Pfeife lassen sich vernehmen mit einem einfachen, uralten deutschen Soldatenmarsch, und zunächst auf der Stelle den Tritt erfassend, dann kräftig auf „frei-weg" ausschreitend, rücken 20 Landsknechte in zwei Zügen in den Saal. Diese, ich möchte sagen, übermüthigen Trachten, Wamms und Aermel in Weite und Breite von einer üppigen Fülle, die verschwenderisch in das Obertuch geschnittenen lanzettförmigen Schlitze, durch die der weiße Unterstoff über das gelbe oder rothe Kleid sich hervorbauscht, dazu die riesigen Hüte mit der Unzahl langherabhängender Straußenfedern und als Träger derselben sechsfüßige urkräftige Gestalten, in den Händen

alte Hellebarden aus dem Zeughaus drüben, das sind Erscheinungen, die in Deutschland gewachsen sind, das ist ein Stück natürlicher Pracht, die anderswo nicht nachzuahmen ist, wo sonst etwa Reichthum und Glanz größer als bei uns. Der Büchsenmeister, nur die kleine Kappe auf dem Haupt zu dem sonst den Landsknechten ähnlichen Anzuge, schließt den Zug. Nach dem Vorbeimarsch theilt sich die Schaar und stellt sich im Viereck als Spalier auf, immer ein Rother mit einem Gelben abwechselnd. Mit leichten Walzerschritten springen die Paare der deutschen Quadrille nach einander herein, grüßen und stellen sich auf. Im wiegenden Ländler schlingen sie sich untereinander, bald sich zum Rundtanze umfassend, bald den Reigen bildend. Das Costüm der Tänzer im Schnitt dem der Landsknechte ähnlich, nur maßvoller gehalten und in den Farben zarter, grün und roth, roth und blau, am gelungensten die Zusammenstellung von Schwarz, Weiß und Roth.

Die Kleider der Tänzerinnen bilden ein wirres und doch einer höheren Geschmacksregel gehorchendes Durcheinander von Falten, Bauschen, Knoten und Schleifen in harmonischer Farbenfülle. Die Costüme waren von A. v. Heyden gezeichnet. Langsam, wie sie gekommen, ziehen die Paare wieder aus dem Saal. Abermals öffnen die Herolde die Gasse und mit lautem Schlagen der Tambourins stürzt eine Schaar jugendlicher Frauengestalten herein. Die Führerin — Gemahlin des österreichischen Botschafters — stellt sie mit kurzer Pantomime dem Hofe vor, bei dem sie selbst Platz nimmt, die Genossinnen ihrem Spiel überlassend. Neuer Hörnerschall, die Mädchen sammeln sich erschreckt und blicken mit Scheu, doch eigentlich mehr mit muthwilliger Neugier nach dem Eingang, durch den eine Anzahl junger Männer herbeispringt. Die einen tragen mattfarbige weite Kittel mit langen Aermeln aus einem Stoff, in dem Arabesken und Goldfäden wie in einen Teppich gewirkt sind, die anderen ein vollrothes, anliegendes Kleid, auf dem Haupt einen strotzenden Lorbeerkranz. Ob sie die Jagd, oder der Spaziergang, oder am Ende doch heimliche Verabredung in diesen Schlupfwinkel geführt — wer kann es errathen? Kurz, die Paare finden sich zusammen, denn merkwürdig genug, die Zahl der Eindringlinge stimmt zu derjenigen der Mädchen, ein kurzes Pantomimenspiel, bei den Tönen der unvermeidlichen Mandolinata eine Scheinweigerung der Schönen, und der Reigen beginnt. Der nun folgende Tanz war wild doch charaktervoll und wurde von den meisten Darstellerinnen virtuos ausgeführt. Doch die Aufgabe war ungemein schwierig, und wir sehen ja auch auf der Bühne, daß der eigentliche „Stahl" in den Bewegungen nur wenigen Solotänzerinnen eigen ist. Aeußerst graziös war die Tracht der Damen in farbigen Röcken, welche der Schleppe — leider nur für diese Ausnahme — entsagten; die einen trugen das Haar wild flatternd, die anderen hatten es sorgfältig mit Bändern aufgesteckt. Die Zeichnungen hatte Ewald geliefert.

Leidenschaftlich, wie das Auftreten, war der Abgang der Tanzenden. Doch nun singe, Muse, ein neues Lied! Die slavische Quadrille des Programmes erscheint. Acht Paare sind es, slavische Edle mit ihren Damen im glänzendsten Schmuck. Jedes derselben stimmt in sich überein, doch untereinander sind sie gänzlich verschieden. Der gewappnete Ritter, die blaue Stahlhaube mit dem herabhängenden Riegelgeflecht tief ins Antlitz gedrückt, führt das weiß und blau gekleidete Fräulein; dem folgenden Paar hängt der stattliche Dolman lose von den Schultern herab, auf dem Kopf tragen beide die Pelzmütze und den Reiherbusch an brillantengeschmückter Agraffe; der Tänzer trägt um die Hüften ein faltiges Kleid, wie der Schotte den Tartan. Dann wieder erscheint eine goldene Rüstung, ein Pantherfell über die Schultern geworfen, Panzerhemd und grünes Jagdgewand wechseln mit einander ab, doch vielleicht werden beide übertroffen durch jenes graue Gewand, mit weißem Pelzwerk geziert. Und mehr charakteristisch wie schön erscheint jener Magnat mit hoher Pelzmütze, von der zu beiden Seiten des Gesichts die langen Zöpfe hängen, wie sie unsere Husaren unter dem großen König noch trugen. Diese Costüme, Zeichnungen von v. Werner, werden vorzugsweise der männlichen Schönheit gerecht, herrliche Bilder edeler Rasse, wie der Aristokrat und Charles Darwin hier übereinstimmend anführen würden. Doch die weiblichen Erscheinungen bleiben auch nicht zurück, allein nur mit der Farbe selbst ließe sich der Anblick würdig wiedergeben. In vornehmer Gravität führen die Paare eine Art Menuett auf, dessen Eigenthümlichkeit durch ein an und für sich ungraziöses Zusammenschlagen der Sporen bei einwärtsgestellten Fußspitzen gewinnt. Der bedächtige und gemüthvolle deutsche Reigen war in wohlthuender Abwechselung dem lebendigen italienischen Tanz gewichen. Die stolze Polonaise gewährte wiederum einen beruhigenden Abschluß nach dieser. Doch nun genug der Schaustellungen, die Menge durfte wieder sich bewegen. Hinter dem Hofe zogen die Reihen in die Speisesäle und wie nothwendig bei allen diesen großen Festen „das Unzulängliche hier wird's Ereigniß“, wohlverstanden nur was den Raum anbetrifft. Mit soldatischem Instincte hatten nur die Herren Landsknechte sich in die zeltartig umgewandelten Räume des anstoßenden alten französischen Gymnasiums begeben und tafelten dort mit Muße. Die Stunde rückt vor und doch wollen auch die bisher nicht Betheiligten ihre Tracht im Tanze vorführen. Einige Rundtänze folgten, bei denen sich Alles bunt mischte; nur bei den Contretänzen fanden sich noch einmal die gleichgearteten Paare zu einander. Hier zeigten sich auch noch übereinstimmende Gruppen, die bisher in der Menge verstreut gestanden, so ein Quatuor altfranzösischer Trachten, die Damen mit hohem zuckerhutförmigen Kopfputz, die Männer mit einem Mittelding von Barret und Hut. Hiernoch einige Paare Zigeuner, Russinnen, Wallachinnen, auch Herren in kostbarer altrussischer Tracht.

Bald nach ein Uhr, pünktlich wie immer, tönte das Hallali und langsam entleerten sich die Räume. Noch immer erkannte man neue Gestalten, so den Sohn des Khedive, in den üppigen weißen Gewändern eines orientalischen Fürsten, mit seinem schwankenden Gange — jenes nicht zu verläugnende Erbtheil des Semiten — ein naturgetreues Bild. Bedächtig schreitet auch der Doge und Jener im rothen Gewande aus dem Rathe der Zehn dem allgemeinen Ausgange zu. Ein wirkungsvolles Nachspiel fand das Fest am nächsten Abend durch Wiederholung der Tänze im prächtigen weißen Saale des Königlichen Schlosses. Auch die Mehrzahl der Costüme hatte sich wieder eingefunden und durchzog in langen Reihen, die große Treppe von der Kapelle herabsteigend, den Raum, unter tausend modern Gekleideten, „ein Fest im Feste".

Der Abend im kronprinzlichen Palais mußte jedem empfänglichen Auge und Gemüthe unvergeßlichen Eindruck bereiten. Ein solches Zusammenstimmen von Farbe und Trachten hatte Niemand erwartet, keine Erscheinung überraschte, alle verwebten sich zu einem in allen Farben schimmernden und doch ruhigen Bilde — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß": das Aufleuchten Medicäischer Pracht in der anders fühlenden Welt unserer Tage, ebenso wie die Herrlichkeit jenes Geschlechtes selber im vielbewunderten cinque cento.

Eins ist sicher — um mit dem Chorus mysticus fortzufahren — „das Unbeschreibliche hier ist's gethan", wenigstens das hier Gesehene ist unbeschreiblich. Doch auch jenes geheimnißvolle Wort spricht nur unsere innerste Empfindung aus, wenn wir über das Reizvolle jugendlicher Geselligkeit nachsinnen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Aus Berlin. Zur inneren Politik. Herr v. Savigny. Theater. — Die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die westlichen Provinzen ist zur Zeit die Frage, welche im Vordergrunde der politischen Discussion steht. Die Regierung hat bekanntlich Rheinland und Westphalen vorläufig von der neuen Provinzialordnung, wie früher von der Kreisordnung, ausgenommen, weil die dortigen Verhältnisse eine erheblich abweichende Regelung erfordern, weil die Stimmung, welche augenblicklich in Folge der ultramontanen Agitation daselbst herrscht, einen Mißbrauch der Selbstverwaltung befürchten läßt, und weil, nach des Grafen Eulenburg geschmackvoller Bemerkung, die parlamentarische Tafel ohnedies „bis zum Ekel" reich besetzt ist. Der Abg. von Sybel unterstützte diese Argumente durch Entwerfung eines wahren Schaudergemäldes von den am Rhein herrschenden klericalen und socialdemokratischen Umtrieben, und warnte dringend, den reichsfeindlichen Tendenzen nicht vorzeitig eine so schneidige Waffe in die Hand zu geben. Wer weiß, ob er nicht im Grunde Recht hat; denn er verfolgt diese Dinge mit treuer Aufmerksamkeit und tapferem Muthe. Allein er

erreichte das Gegentheil von dem, was er wollte. Von allen Seiten fiel man über den Schwarzseher her, und der fortschrittliche Abg. Berger griff den Collegen aus der nahestehenden Fraction mit einer persönlichen Rancune an, die vom Centrum nicht mehr erbittert hätte an den Tag gelegt werden können und demselben nicht geringes Gaudium bereitete.

Es überwog schließlich auf allen Seiten des Hauses der Gedanke, daß man den Ultramontanen einen solchen Beweis von Furcht vor ihrer Macht nicht geben dürfe, wie er darin ausgedrückt sei, daß man eine an sich heilsame und wohlthätige Reform ihnen zu Liebe vertage. Ob sich die Regierung durch die erdrückende Majorität, mit welcher der Virchowsche Antrag auf Ausdehnung der Verwaltungsreform angenommen wurde, in ihren weiteren Entschließungen wird bestimmen lassen, bleibt freilich abzuwarten. Einstweilen ist diese Angelegenheit und der ganze Complex der Verwaltungsgesetze in dem dunkeln Schooß der Commissionen geborgen, und es wird lange Wochen dauern, bis diese Dinge wieder vor profane Augen treten. An einer gütlichen Auseinandersetzung ist bei der freundlichen Stimmung, die durchweg in der ganzen Angelegenheit gegen die Regierung herrscht, nicht zu zweifeln.

Im Uebrigen boten diese Verhandlungen ein üppiges Tummelfeld für akademische Lehrvorträge von theilweise sehr achtbarer Länge. Die Herren Lasker, Gneist, Miquel u. s. w. erörterten die einschlagenden Fragen im Allgemeinen und im Besonderen, im Abstracten und Concreten, im Theoretischen und Praktischen mit systematischester Gründlichkeit, und das Haus folgte drei Tage lang den glänzenden Leistungen parlamentarischer Rhetorik und politischen Verstandes mit einer Spannung und Aufmerksamkeit, welche unerhörten Geduldsproben Stand hielt.

Zur Erheiterung wandelte dann wieder einmal Herr von Gerlach, der versteinerte Typus der Reaction, über die Bühne, und belehrte die Wenigen, die Lust hatten, den alten Herrn zu hören, daß die Revolution täglich weiter fortschreite und demnächst Thron und Altar, und Gott weiß, was sonst noch, unter ihren Trümmern begraben werde. Es könnte fast etwas Ergreifendes liegen in diesem stereotypen Protestschrei einer glücklich überwundenen Staatsanschauung gegen den vorwärts schreitenden Zeitgeist, wenn der Mann, der vor den staunenden oder lachenden Zuhörern das feudale Princip als göttliche Weltordnung vertheidigt, nicht durch seine Vergangenheit den Anspruch auf Achtung verwirkt hätte, welche wir sonst ehrlichen und überzeugungstreuen Anhängern auch einer verlorenen Sache zollen.

Da wir gerade von Protesten und Schmerzensschreien reden, so dürfen auch die deutschen Bischöfe nicht vergessen werden, die es wieder einmal für nöthig gehalten haben, sich in einer Collectiverklärung gegen einige Aeußerungen des Reichskanzlers in seiner bekannten Circulardepesche über die Papstwahl

zu verwahren. Das vaticanische Concil hat danach nicht das Mindeste in der Stellung der Bischöfe geändert; dieselben sind noch eben so treue Stützen des Staats, ebenso sanfte und harmlose Hirten ihrer Schäflein, wie früher; die Abhängigkeit von Rom und den Jesuiten ist ein Ammenmärchen, und Fürst Bismarck würde dies selbst einsehen, wenn er sich über kirchliche Dinge an der richtigen Stelle erkundigen wollte, nämlich bei den katholischen Bischöfen selbst, nicht bei Altkatholiken, Heiden, Juden und Judengenossen. Für wen wohl eigentlich ein Actenstück von dieser wunderbaren Naivetät berechnet ist? Daß irgend Jemand wirklich glaubt, was sie sagen, können die Herren doch im Ernste selbst nicht verlangen, und das Gefühl der beiden Auguren, die sich begegnen, mag bei mehr als einem, dessen Intellect noch nicht vollständig im Fanatismus verloren gegangen, obgewaltet haben.

Uebrigens hat die ultramontane Partei in diesen Tagen einen rüstigen Streiter durch den Tod verloren: den Abgeordneten v. Savigny. Es ist nach Mallinckrodts Tod der zweite schwere Schlag, den das Centrum im Laufe eines halben Jahres erlitten; die anderen Führer, die Reichensperger und Windthorst, werden auch alt, und bei dem nachwachsenden Stamme halten Begabung und Verstand mit der Leidenschaft nicht gleichen Schritt. Im offenen Kampfe, auf der Rednerbühne des Parlaments, trat Savigny freilich nicht viel hervor; im Schooße seiner Partei aber soll er durch seine Kenntnisse, seine vornehmen Beziehungen und Bekanntschaften, sein aristokratisches Wesen eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Es ist fast unbegreiflich, wie ein Mann von dieser Vergangenheit und Anlage so tief auf ultramontane Abwege gerathen konnte. Im preußischen Diplomatendienste ist er groß geworden; die Geschichte wird ihn nennen als den Mann, dem die ruhmvolle Aufgabe zugefallen, an jenem ereignißschwangeren Junitage des Jahres 1866 den alten todtkranken deutschen Bund für gebrochen und nichtig zu erklären und dann selbst an der Aufrichtung einer neuen Bundesverfassung mitzuarbeiten. Eitelkeit und das unberechtigte Gefühl der Zurücksetzung und ungenügenden Anerkennung soll diesen Mann vom rechten Pfade gedrängt haben. Am Ende eines ehrenvollen Lebens giebt er sich in Roms Ketten gefangen, kämpfte gegen den Bau an, den er selbst hat aufrichten helfen, und vertritt im Landtage den finstersten, halb wallonischen Wahlkreis Malmedy. Seines großen rechtskundigen Vaters Bücher wandern nach Fulda als Grundstock der Bibliothek der einstigen katholischen Universität, vor der uns Gott noch lange behüten möge. Ob sich nicht unter den alten Codices, die einst in des Vaters Hand das deutsche Volk Recht, Gesetz und Aufklärung gelehrt, wie Geisterrauschen bisweilen ein leiser Protest hat vernehmen lassen, jetzt zu solchem Werke mithelfen zu müssen!

Doch, requiescat in pace! Verlassen wir die Politik und wenden wir uns zu den Tagesereignissen unserer Residenz. Von neuen Theaterstücken

ist nichts zu berichten; doch beherbergen wir zur Zeit zwei Wiener Gäste, die eine bedeutende Zugkraft ausüben. Im „Residenztheater" spielt Frau Antonie Janisch, die auch als Gräfin Arco der Kunst nicht verloren gegangen ist, im „Stadttheater" Herr Siegwart Friedmann. Wären die verehrten Gäste nur bei der Auswahl ihrer Gastrollen mit etwas mehr Geschick zu Werke gegangen. Die „Madeleine Morel" von Mosenthal bleibt auch in der Darstellung der Frau Janisch ein abstoßendes Stück, über welches längst das allgemeine Verdict gesprochen ist. Es ist traurig, daß ein sonst geschmackvoller und feiner deutscher Dichter die öden und bis zum Ekel ausgenutzten Motive des Pariser Grisettendramas sich aneignen konnte, mit all den sittlichen und socialen Unmöglichkeiten dieser zweifelhaften Kunstgattung, aber nicht einmal mit ihren Vorzügen, der Einheit des Dialogs, der Anmuth der Sprache, dem geistreichen Witze. Die gefallene Unschuld „Pervenche" wird auch unter den Händen der Frau Janisch nicht zu einer begreiflichen oder sympathischen Figur, zumal das gewandte und formvollendete Spiel dieser Künstlerin die Wärme und Tiefe der Empfindung nirgends hat, die den trostlosen Stoff einigermaßen innerlich beleben und genießbar machen könnte. Man sollte solche Verirrungen, denen ja jede Dichterfeder einmal verfallen kann, nicht immer und immer wieder ans Tageslicht ziehen.

Auf einer weit höheren Stufe der Schauspielkunst steht Herr Friedmann, der in Lindners „Bluthochzeit" als Karl IX. das Publicum in Enthusiasmus setzt. Wir sind kein Freund der hochpathetischen, phrasenhaften, auf Stelzen einherschreitenden Lindnerschen Muse. Sein Karl IX. aber giebt wenigstens einem guten Schauspieler volle Gelegenheit, alle Scalen eines erregten Gemüthslebens, die Ausbrüche der Leidenschaft, des Hasses, der Verzweiflung, der Furcht zum ergreifenden Ausdruck zu bringen, und der schwierigen Aufgabe, alle diese wechselnden, stets in den höchsten Regionen sich ergehenden Seelenstimmungen ohne Ermattung und Uebertreibung darzustellen, ward Herr Friedmann im vollen Maße gerecht. Hoffentlich wird er sein hiesiges Repertoire auch mit einigen Rollen aus der hohen classischen Tragödie erweitern.

D.

Literatur.

Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Von ihm selbst verfaßt und abgeschlossen. Herausgegeben von dessen Sohn. (Wien 1875). — Man sollte meinen, „Blutbänis" Thätigkeit dränge ihrer ganzen Natur nach nicht dem hellen Lichte entgegen und wahres Wohlwollen dem Sonderbundsführer und Concordatshelfer gegenüber lasse nur ein rasches Vergessen des Mannes und seines Treibens wünschen. Verfasser und Herausgeber der Er-

lebnisse sind anderer Ansicht. Breitspurig schildert der erstere sein Wirken, selbstgefällig, als hätte er das Größte vollbracht und den Segen der Zeitgenossen erworben, erzählt er aus seinem Leben. Und vollends der Herausgeber bekämpft offenbar nur mühselig die Versuchung, die Vorrede nach der Melodie eines Lobpsalmen zu pfeifen. Im historischen Interesse klagen wir nicht allzuscharf über diesen Mangel an Selbsterkenntniß. Unser Urtheil über den „Ritter" Meyer hat sich zwar nicht geändert, nachdem wir seine Selbstbiographie gelesen; im Gegentheil. Die Ueberzeugung, daß er ein erbärmlicher politischer Charakter war, von unglaublich geringer Umsicht, und daß er wenigstens während seiner österreicher Laufbahn offenbarer Augendienerei sich beflissen, wird vielmehr nur gesteigert. Doch danken wir der Ueberhebung des Verfassers einzelne neue Kunden über den Sonderbund, und widmen aus diesem Grunde dem Buche eine größere Theilnahme, als die an sich antipathische Natur Meyers sonst erregt.

Wir erfahren aus demselben, daß die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die Brandfackel, an welcher sich der Bürgerkrieg entzündete, eine muthwillige Provocation war, deren verhängnißvolle Folgen die katholischen Parteiführer deutlich erkannten und welche die Klügeren unter den letzteren gern verhütet hätten, wäre nicht schon damals die Jesuitenclique in der römischen Kirchenpolitik zur Alleinherrschaft gelangt.

Vergeblich warnte Fürst Metternich vor voreiligen Schritten und bemühte sich Graf Lützow, der österreichische Gesandte in Rom, die Curie zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Diese zeigte sich in der That bereit, die Ansiedlung der Jesuiten in Luzern zu untersagen, sie war aber ohnmächtig gegen den souveränen Willen des Jesuitengenerals Pater Roothahn. Mit dem bornirten Hochmuth, welcher die modernen Jesuiten auszeichnet, hielt Roothahn ausschließlich den Gedanken fest, daß die Berufung der Jesuiten nach Luzern einen großen Sieg bedeute, und wies, von eben so beschränkten Wiener Jesuitenfreunden bestärkt, jede Abmahnung schroff von sich. Das schien ihm keine sittliche Demüthigung, daß der Jesuitenprovinzial, welcher 1843 der Wahrheit gemäß erklärt hatte, eine Jesuitenschule könne sich den Gesetzen der weltlichen Obrigkeit niemals unterwerfen, einige Monate später scheinheilig das Gegentheil behauptete, um jeden Widerspruch gegen den Jesuiten—zuzug zu beseitigen. Es ist für uns in der heutigen Weltlage nicht ohne Nutzen, an die Verlogenheit jesuitischer Politik erinnert zu werden, und kennen zu lernen, wie dieselbe auch gegen Freunde rücksichtslos auftritt, falls es der augenblickliche Vortheil erheischt. Die orthodoxen Katholiken im Luzerner Regierungsrathe, welche des öffentlichen Friedens wegen von der Berufung der Jesuiten abgemahnt hatten, wurden sofort als Glaubensfeinde verdächtigt und mußten durch verdoppelten Eifer ihre Begnadigung erkaufen.

Noch eine andere Erkenntniß sproßt für uns aus der Jesuitenpolitik, welche Meyer schildert. Dieselbe wäre gefährlicher und erfolgreicher, wenn nicht die Furcht vor der Zukunft stets zu verzweifelten Gewaltstreichen verlockte und so die altgerühmte Jesuitenschlauheit in das Gegentheil umschlüge. Im Kleinen zeigen sich die modernen Jesuiten noch immer als kluge Leute. Wenn es gilt, eine Erbschaft zu erschleichen, einzelne Familien namentlich aus den sogenannten höheren Ständen für Rom zu gewinnen, in fürstliche Häuser sich als Erzieher einzudrängen, dann gebieten sie noch über die richtigen Mittel und Wege. In allen großen Fragen aber, welche allgemeine staatliche oder kirchliche Interessen berühren, haben sie sich trotz momentaner Erfolge doch schließlich nur empfindliche Niederlagen zugezogen. Sie sind nicht mehr im Stande, wie zur Zeit ihrer Vorväter, mit den bestehenden Zuständen eine positive Verbindung einzugehen, auf dem Boden der ersteren sich einzurichten, mit den wirklichen Culturmächten sich zu verständigen. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert fälschten sie die antike Bildung, verdarben sie die Kunst, immerhin bewahrten sie den Schein, daß sie zu der einen und der andern freundlich stehen, beide, wie die Bildung überhaupt, begünstigen. Sie verstanden sich damals auf Compromisse und herrschten, indem sie sich einschmeichelten. Gegenwärtig haben die Jesuiten alle Hoffnung aufgegeben, anders als durch brutale Gewalt zur Herrschaft zu gelangen. Sie haben keine Beziehungen mehr zu unserem Culturleben, sie können sich auch durch die geschickteste Fälschung, durch die raffinirteste Heuchelei keinen Zugang mehr zu der Geisteswelt öffnen, in welcher wir uns bewegen. Unfähig sich derselben einzuordnen, bemühen sie sich, sie zu zerstören, und bilden auf diese Art eine radicale Partei, welche nur durch brutale Gewaltstreiche den Sieg erringen kann. Die modernen Jesuiten vertreten überall nur die extremste, schroffste Politik und richten sich dadurch Gottlob überall zu Grunde. Nicht das erste und nicht das letzte aber vielleicht das anschaulichste Beispiel solcher Selbstvernichtung durch fieberhafte Ueberreizung liefern die Schweizer Vorgänge in den vierziger Jahren. Ohne Zweifel würde sich die katholische Macht in der Schweiz bis zu dieser Stunde kräftiger erhalten haben, hätten die Jesuiten nicht damals den Bogen zu straff gespannt, auf einen Schlag alles erreichen wollen. Es ist für die geistige Gesundheit der Ultramontanen bezeichnend, daß Bernhard Meyer die Ueberzeugung hegte, durch größere Mäßigung wäre die Niederlage seiner Partei verhütet worden, doch sich verpflichtet fühlte, durch sein Thun und Treiben die maßlose Jesuitenpolitik zu begünstigen.

Die Erzählung des Schweizerlebens nimmt in der Biographie Meyers, soweit sie bis jetzt vorliegt, nicht allein den größten Raum ein, sondern spannt auch am meisten unsere Aufmerksamkeit. Wir gewinnen einen deutlichen Einblick

in die Umtriebe welche dem Sonderbundskriege vorangingen, und erfahren mannichfaches über die leitenden Persönlichkeiten. Viel Liebe oder auch nur Achtung haben die Sonderbundsführer nicht zueinander gehegt. Durch Meyers Erzählungen zieht sich die Eifersucht und der Neid gegen Siegwart Müller als rother Faden; daß die militärischen Autoritäten des Sonderbundes Dummköpfe waren, wird eben so willig zugestanden, wie der engherzige Egoismus und die Feigheit der Sonderbundscantone. Selbst eine artige „Gründergeschichte" fehlt nicht. Meyer wird von Siegwart Müller beschuldigt, daß er seine politischen Grundsätze für eine Summe Geldes verkauft und seinen Einfluß als Beamter bei einem Dampfschiffahrtsunternehmen ungebührlich verwerthet habe. Sogar Luzerner Capuziner bliesen in diese Trompete und predigten gegen Meyer. Dieser wieder giebt Müller die Anschuldigung mit Wucherzinsen zurück und schildert überhaupt seinen Collegen als einen durchaus zweideutigen Charakter. Auch die Notizen über die Gunst, welche der Sonderbund bei der österreichischen Regierung und bei Carlo Alberto fand, sind nicht ohne Interesse. Noch nachträglich werden wir schamroth über die Huldigungen, welche wir dem „Reichsverweser" angedeihen ließen, wenn wir bei Meyer lesen, daß er zu den eifrigsten Patronen des Sonderbundes gehörte und sogar einen Kriegsplan für denselben ausgearbeitet hatte. Dagegen hat es uns gar nicht überrascht, zu erfahren, daß die Geldsumme, welche die österreichische Regierung dem Sonderbunde geschenkt hatte, wohlverwahrt in einer Kiste von einer Kanzlei zur andern wanderte, bis sie glücklich in den Märztagen 1848 in die Hände der Mailänder Aufständischen gelangte. Von der österreichischen Verwaltung ließ sich nichts anderes erwarten. Zur Signatur der Partei gehört auch die Geschichte, wie Bernhard Meyer und das sardinische Kriegsministerium sich gegenseitig zu überlisten glaubten. Dieses bot ihm schlechte Gewehre zu übertriebenen Preisen an und war gewiß, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, als Meyer den geforderten Preis bewilligte und einen Bon dafür ausstellte. Der fromme Meyer lachte in das Fäustchen, denn bei ihm stand es fest, den Bon niemals zu honoriren. Der Sonderbund wird auch nicht einen Pfennig für diese Waffen zahlen. „Siegen wir, so zahlen die Gegner, verlieren wir, so bleiben wir schuldig."

Bekanntlich fand Bernhard Meyer nach seiner Flucht aus der Schweiz ein Asyl in Oesterreich und eine Anstellung in der Kanzlei des Ministers Bach. Wie es ihm hier bis zum Sturze Bachs erging, füllt die letzten siebenzig Seiten des Buches. Wer irgend welche pikante Enthüllungen erwartet oder auch nur eine genaue und eingehende Schilderung der Ereignisse und Persönlichkeiten, wird sich bitter getäuscht fühlen. Wie alle die anderen politischen Banquerotteure, die Oesterreich aus der Fremde bezog, damit sie auch hier ihre Kunst zeigen, stand Meyer ausschließlich im Dienste der Sacristei. Die ultra-

montane Partei hier glaubte nicht unrichtig, auf die vaterlandslosen Leute am sichersten rechnen zu können. Sie hielt aber diese dienende Klasse von den herrschenden und tonangebenden Persönlichkeiten streng gesondert, verlangte von den Ueberläufern eifrigen Dienst, duldete aber nicht, daß diese eigenhändig die politischen Spielkarten mischen oder den Führern in dieselben blicken. Der gute Meyer erfuhr von dem wahren Zusammenhange der Dinge blutwenig und verlor gar bald, wie alle blinden Werkzeuge der ultramontanen Partei, die Fähigkeit, unbefangen zu beobachten und einen weiteren Kreis zu überblicken. Seine Charakteristik der Umgebung Bachs wird bei allen Kennern österreichischer Verhältnisse Lachen erregen, nicht minder die mehr als naive Behauptung: Die officielle Wiener Zeitung ist in den funfziger Jahren das Muster eines gediegenen öffentlichen Blattes gewesen.

Ueberaus dürftig ist auch die Kunde, die wir über den Minister Bach empfangen, obschon sich Bernhard Meyer zu dessen Vertrauten zählte. Selbstverständlich spielt die allmähliche Bekehrung des Ministers zu schroffster kirchlicher Gesinnung in Meyers Erzählung die Hauptrolle. Ohne mit den Lippen zu zucken, ohne Ahnung der komischen Wirkung seiner Anekdote, beschreibt Meyer, wie Bach die Bischöfe zu empfangen pflegte. „Beide Flügel der Thüre im Empfangssalon wurden geöffnet. Die Etiquette schreibt vor, auf diese Art einen regierenden Fürsten zu empfangen. Was ist aber so ein kleiner deutscher Dynast gegen einen katholischen Bischof." Der frömmelnde Zug in Bach, der sich zuletzt bis zur Krankheit steigerte, darf freilich nicht übergangen werden, aber ebenso wichtig ist sein fanatischer Haß gegen Rußland gewesen, hervorgerufen durch persönliche Beleidigungen, die er, „der Barricadenminister" vom Kaiser Nicolaus erlitten hatte. Dieser Haß bestimmte zumeist Bachs Stellung, zeigte seine volle Kraft bei dem Ausbruch des Krimkrieges und führte wesentlich den Minister in die Arme der ultramontanen Partei, der einzigen, welche der altaristokratisch-russischen das Gegengewicht zu halten im Stande war.

Der Abschnitt über Oesterreich in Meyers Buch verdiente an sich keine Erwähnung, wenn nicht die ganze politische Stimmung, die aus demselben spricht, eine entschiedene Antwort erheischte. Der Himmel mag es dem Verfasser vergeben, wenn er schreibt, „auch nicht ein leiser Ton des Wehklagens" wäre über den wiederholten Verfassungsbruch zu vernehmen gewesen. Angesichts der massenhaften Einkerkerungen, Internirungen und polizeilichen Verfolgungen ist das ein schamloser Hohn. Dafür, daß sich der fremde Landsknecht, der von Oesterreich nur ein paar Kirchen und Klöster kannte, dazu hergab, den berüchtigten „Rückblick auf die jüngste Entwickelungsperiode Ungarns" zu schreiben, hat er bei lebendigem Leibe die wohlverdiente Züchtigung erhalten.

Szechenyis, des „großen Grafen" Blick auf den Rückblick gab den Ver-

fasser der allgemeinsten Verachtung nicht allein in Ungarn preis. Wenn aber in Meyers Buche das Jahrzehnt 1849—1859 wie eine Idylle geschildert, unverholen der Abfall von den Grundsätzen und Zielen jener Zeit beklagt wird, so darf auch nicht einen Augenblick mit der Verwahrung gegen solches Treiben gezögert werden. Gerade gegenwärtig sind in Oesterreich einflußreiche Kreise reactionären Einflüsterungen wieder günstig gestimmt. Hat es doch diesseits und jenseits der Leitha den Anschein, als ob das liberale Regiment mit wirthschaftlicher Ordnung unvereinbar wäre. In Ungarn ist eine finanzielle Krisis eingetreten, die nur durch eine vollständige Umkehr der herrschenden Politik gehoben werden kann. In Deutsch-Oesterreich wirft der Ofenheimsche Proceß einen häßlichen Schatten auf weite Kreise und läßt nicht den Angeklagten allein als moralisch geschädigt erscheinen. Unter solchen Umständen hört man nicht ungern auf den Lockruf der Reaction. Es soll nun weder die Großmannspolitik beschönigt werden, welcher sich leider die Magyaren seit 1867 hingegeben, noch geleugnet, daß der altösterreichische Glaube, das „hohe Aerar" sei herrenloses Gut, der Ausbeutung beliebig preisgegeben, auch jetzt nur modern aufgeputzt und in andere Phrasen eingehüllt vorherrsche und daß auch die liberalen Kreise sich keineswegs von der Ausnutzung des politischen Einflusses für persönlich materielle Zwecke frei erhalten haben. Kommt aber ein scheinheiliger Heuchler und schildert die Bach-Thunsche Periode mit rosigen Farben und seufzt, daß dieselben verblichen, so soll er die Antwort hören, daß namentlich und vorzugsweise das Jahrzehnt 1849—1859 all die Noth, die seitdem über Oesterreich sich thürmt, geschaffen, allen Jammer, der auf politischem und socialem Boden hier wuchert, gezeitigt hat. Wenn der Unglaube an die gedeihliche Zukunft des Staates sich in vielen Gemüthern festgesetzt hat, wenn bei anderen die Achtung für das Gemeinwesen verschwunden ist und dasselbe nur zur Förderung selbstsüchtiger Zwecke mißbraucht wird, so liegt die Schuld an den heillosen Zuständen der fünfziger Jahre, die geradezu zur Verzweiflung trieben und schwache Naturen verdarben. Es gab kein gesundes Element des Staatslebens, das nicht vergiftet, keinen guten menschlichen Zug, der nicht mit Füßen getreten wurde, und das geschah von Menschen, die durch die Rohheit ihrer Bildung abstießen, durch die Frivolität und den Egoismus ihrer Gesinnung anwiderten. Der rechte Stil erforderte, daß die Geschichte jener Jahre auf dem Rücken ihrer Helden mit derbsten Zügen geschrieben würde. Noch die Erinnerung jagt das Blut in die Wangen und erregt einen grimmigen Zorn, den Niemand maßlos finden wird, der diese dunkle Periode selbst erlebt hat. Anton Springer.

Faust von Goethe. Erster Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. Erste Lieferung. (München und Berlin, Friedr. Bruckmanns

Verlag.) — Es bleibt immerhin fraglich, ob die Verbindung der zeichnenden Künste mit der schönen Literatur, die in neueren Zeiten in so großer Verbreitung auftritt, deshalb auch in Wahrheit einem inneren Bedürfniß entspricht. Wird doch, wie uns dünken will, durch die Kunst des Zeichners und Malers eine der innerlichsten und besten Wirkungen des Dichters geradezu zerstört: jene holde Anregung der Phantasie des Lesers zur Selbstthätigkeit im Banne der dichterischen Ideen, welche die eigentliche Quelle des Genusses bei jeglicher Lectüre ist. Indem nun der Künstler diese Thätigkeit zu unterstützen vorgiebt, vernichtet er sie im Gegentheil, da er sie durch Fixirung bestimmter Momente einfach aufhebt; der mittelbaren Wirkung des Dichters durch das innere Schauen setzt er die unmittelbare durch das äußere Schauen entgegen. Und je bedeutender er ist, um so mehr wird er es verstehen die Individualität seiner inneren Anschauung zu wirksamem Ausdruck zu bringen, die unreifere Phantasie minder geübter oder begabter Leser im Voraus gefangen zu nehmen oder selbst die reifere der anderen zu verwirren und zu beunruhigen, beides weder zum Vortheil des Lesers noch des Dichters. So sind die Illustrationen nicht eigentlich Unterstützungen des illustrirten Werkes, sondern Bekämpfungen. Ihr Streben geht, so paradox dies klingen mag, in Wahrheit auf eine Beeinträchtigung der dichterischen Wirkung aus. Freilich wird auch hier der Stärkere immer der Sieger bleiben. Und so wird der Zeichner immer im Nachtheil sein, wo es gilt die geistigen und gemüthlichen Züge großer dichterischer Gestalten zum leiblichen Ausdruck zu bringen, zumal bei geistigen Erzeugnissen, welche lange schon Sinn und Verstand vieler Leser beschäftigt haben. Es war eine feine Bescheidung Prellers, daß er bei seinen „Odysseelandschaften" das Hauptgewicht ganz bewußt auf das Landschaftliche legte, daß er es vermied die holden Züge Nausikaas uns darzustellen oder das schlaue und trotzige Antlitz des Dulders Odysseus. Mit Recht ging er bei diesen Gestalten über den Schematismus nicht hinaus und gab sie nur als Staffage. Es war hingegen eine Vermessenheit Kaulbachs, der Nation seinen Goethe aufzudrängen, und wir können nur eine Bestätigung unserer Meinung in der Thatsache finden, daß jene Bilder der Goethegalerie, einst die Zierde fast jedes bürgerlichen Wohnzimmers, den Zenith ihrer Beliebtheit längst überschritten haben. Dies wären in Kurzem die Bedenken, die wir gegen das Illustriren dichterischer Werke einzuwenden haben. Sieht man von ihnen ab, so verdient das vorliegende Buch vieles Lob. Die Zeichnungen des bekannten Directors der Nürnberger Kunstschule — mit seinem „Faust" und seinem „Gretchen" mag sich Jeder selbst abfinden — haben in der Staffage ihr großes Verdienst, die Photographien sind scharf und in den Lichtabstufungen vorzüglich, die übrige Ausstattung ist, was Druck und Papier anbelangt, von einer in Deutschland selten dargebotenen Pracht, so daß der allerdings hohe Preis völlig gerechtfertigt erscheinen muß. Das erste Heft enthält die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel. Das ganze Werk soll bis zum Ende des Jahres in acht Lieferungen mit zusammen 16 Hauptbildern in Photographien und 80 Holzschnitten vollendet sein.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. Februar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Spielmannsleben im alten Frankreich.*)

Von Adolf Tobler.

Von den mancherlei schwierigen Aufgaben, die dem Literarhistoriker obliegen, macht das keineswegs die schwierigste aus, daß er suchen muß, zu möglichst vollständiger Kenntniß der literarischen Werke zu gelangen, die aus einer bestimmten Periode der Geschichte eines Volkes erhalten und erreichbar sind. Nicht als ob dies ein Geringes wäre! Das höhere Ziel aber steckt sich, wer zu lebendiger Anschauung davon zu gelangen strebt, was die Literatur einer Periode — nicht an sich, auch nicht der Gegenwart oder der Zukunft ist oder werden kann, sondern was sie der Vergangenheit gewesen ist, an welche sie sich gewandt hat; wer nach dem Vermögen ringt, das was er als Einzelnes kennen gelernt hat, die lange Reihe vielleicht in sehr zufälliger Folge gewonnener Anschauungen so zu sammeln, daß ihm sei, als lebe er inmitten der Zeit und des Volkes, in welche die literarischen Werke hineintraten; daß er vermöge, beim Lesen einer alten Dichtung über eine Stelle, welcher nach des Dichters Meinung nicht eine besondere Bedeutung zukam, ohne Nebengedanken hinwegzulesen, mag sie dem heutigen Sprachforscher oder dem Archäologen noch so interessant sein, und statt dessen vermöge, als neu, als bedeutsam das aufzunehmen, was dem einstmaligen Hörer so erscheinen mußte; als selbstverständlich, als allgemeines Eigenthum andererseits, das was in der That kein Zeitgenosse dem andern in der Meinung vortragen konnte, er sage etwas irgend überraschendes.

Hiernach zu streben gilt es denn auch hinsichtlich der altfranzösischen Literatur, mit welchem Namen wir die Literatur der nördlichen Hälfte des jetzigen Frankreichs im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bezeichnen, während für die beträchtlich verschiedene Sprache und für die Literatur der politisch bis ins dreizehnte Jahrhundert gesonderten südlichen Hälfte die Benennung „provenzalisch“ gilt. Daß die eben näher bestimmte Aufgabe gegenüber der altfranzösischen Literatur eben so schwer, vielleicht gar schwerer sei als der lateinischen und der griechischen gegenüber, will ich nicht behaupten. Ist eine gewisse Bekanntschaft mit den beiden letzteren in weiten Kreisen ohne

*) Vortrag gehalten im Saale der Singakademie in Berlin den 6. Februar 1875.

Bedenken vorauszusetzen, was in Bezug auf die altfranzösische selbst für Frankreich nicht gilt, so hat doch keine Renaissance und kein Gymnasialunterricht zu bewirken vermocht, daß, sobald wir nur ernstlich wollen, wenigstens manche Seiten des geistigen Lebens im spätern französischen Mittelalter für uns zu einer Realität wieder erstehen, die das Alterthum nur wenigen Auserwählten gewinnt. Noch sind ja weit hin die nämlichen Kathedralen die Stätten des nämlichen Cultus; das Wasser von Lourdes thut dieselben Wunder wie dereinst der heilige Schuh von Soissons; an die gleichen Heiligen wendet man sich heute in den gleichen Nöthen; der geistliche Unterricht wandelt die alten Pfade; die Frau des Hauses hat ihre hohe Stellung nicht geräumt; das Kinderspiel und so mancher andere gute und mancher schlimme Brauch hat sein zähes Leben bis heute gefristet, und wer kann sagen ob nicht noch einmal mit dem Rufe „Gott will es" neue Kreuzfahrer sich in Marseille einschiffen oder aus den Thoren von Nancy ziehen?

Trotzdem wird es schwer, die Stellung, welche die französische Literatur jener Zeit eingenommen hat, sich richtig zu vergegenwärtigen. Das wundersame Volk, aus dem sie erwachsen, hat ihrer ja selbst so völlig vergessen, sie ist ihm so durchaus fremd geworden, daß man denken möchte, sie könne ihm nie recht vertraut gewesen sein. Jenen Minnesang, jene höfische Erzählung, jenes Volksepos, die auf eine Zeit das ganze Abendland beherrschten, und ohne die es keinen Hartmann, keinen Wolfram und noch später auch keinen Pulci und keinen Ariosto gäbe, hat es von sich geworfen, wie man ein altes Gewand ablegt, und hat vom 16. Jahrhundert ab in einer erneuerten Sprache, in welche man ihm jene alten Werke erst übersetzen muß und kaum übersetzen kann, eine neue Literatur hervorgebracht, die noch weiter hinaus über die Landesgrenze und vielleicht noch tiefer und unaustilgbarer in das abendländische Gedankenleben hinein gedrungen ist. Und erst jetzt, d. h. seit Anfang des Jahrhunderts etwa, wie dem Greisen wohl die Erinnerungen der Kinderjahre aufdämmern, besinnt sich Frankreich wieder auf jene alten Zeiten, und läßt auch wohl von Nachbarn und Altersgenossen seinem Gedächtniß nachhelfen; aber ihm steht die aufgefundene Jugend wie ein Fremdes und kaum Begreifliches gegenüber. Daß Deutschland genau das Nämliche erlebt hat, wissen wir wohl; wir stehen aber auch hier der schweren Aufgabe gegenüber, uns als Träger eines mächtigen Gedankencomplexes ein Volk vorzustellen, das wir immer nur unberührt von demselben, vielmehr von wesentlich anderen Ideen beherrscht gekannt haben. Hier wie dort aber müssen wir bei dem Versuche beharren, von dem einstmaligen Volke so uns ein Bild zu gestalten, daß dieses als seine Striche, Farben, Lichter, Schatten alle die Einzelkenntnisse in sich aufnimmt, die die Forschung gewonnen hat; dabei beharren, bis volles, reiches Leben durch alle Theile dringt und ein bewegtes Ganzes vor uns steht.

Oder wäre die altfranzösische Literatur nicht eine wirklich volksthümliche, wäre sie nur das Erzeugniß eines Bruchtheils der Nation, die Freude der Gelehrten gewesen? Niemand hat dies je behauptet, und Keiner, der sie irgend kennt, kann auf solchen Gedanken kommen. Ist ein Theil der altfranzösischen Literatur die künstlerische Verkörperung der Weltanschauung und der Ideale nur der höheren Stände, der höfisch gesitteten Kreise, konnte er nur bei diesen auf volles Verständniß und volle Werthschätzung rechnen, so spricht sich dagegen in einem nicht minder beträchtlichen Theile das aus, was das gesammte Volk gleichermaßen bewegte, ist verherrlicht, was Allen gleich theure Erinnerung war, und ohne Antheil daran blieben nur die Unglücklichen, auf welchen des Lebens Noth so schwer lastete, daß sie zur frohen Empfindung der Zugehörigkeit zum Volke überhaupt nicht zu kommen vermochten. Wir haben vereinzelte Zeugnisse einer Popularität altfranzösischer Literatur, welche uns zu der Frage Anlaß geben könnte, ob denn heute wohl z. B. in Deutschland irgend etwas außer vielleicht der lutherischen Bibel in gleichem Maße als Allen vertraut vorausgesetzt werden kann, und auch die Bibel ist es ja doch nicht als ein Werk der schönen Literatur. Um von solchen Zeugnissen nur eines anzuführen, wir besitzen ein Gedicht des 13. oder des 14. Jahrhunderts, das uns zwei Spielleute in heftigem, erbittertem Widerstreite vorführt: in Gegenwart zahlreicher festlicher Versammlung, deren Gunst und Beistand schließlich angerufen wird, dringt der eine mit Schmähreden auf den andern ein, verhöhnt ihn um seiner Unwissenheit willen, spottet über seinen armseligen Aufzug und verlangt, daß er das Feld ihm räume; der andere bleibt eine gleich kräftige Antwort nicht schuldig. Des Lehrreichen für uns liegt in den paar Hunderten von Versen mancherlei: einmal haben wir da eines von nicht wenigen Beispielen scherzhaften, durch den Anschein bittersten Ernstes um so ergötzlicheren Streites brodneidischer Collegen um die Gunst einer gut aufgelegten Gesellschaft; sodann ist jeder der beiden Nebenbuhler bemüht, der Nichtsnutzigkeit des Gegners die eigene Trefflichkeit, die staunenswerthe Vielseitigkeit des eigenen Vermögens nachdrücklichst gegenüber zu stellen, indem er in langer und bunter Reihe vorführt — gewiß weit mehr als der allerbeste Spielmann je zu leisten vermochte, aber doch nur solche Dinge, wie sie überhaupt im Bereiche des Spielmannsberufes lagen, und wie sie die Gesammtheit eines Spielmannsconcils einem schau- und hörlustigen Publikum vorzuführen sich anheischig machen konnte; endlich — und hier kam es nur auf dies Eine an — macht sich der erstauftretende der beiden Fechter den Scherz, nicht nur der Liste seiner Künste einige ganz und gar phantastische oder possenhafte einzuverleiben, als da sind: Dächer mit Fladen zu decken, den Katzen zur Ader zu lassen, Ochsen Schröpfköpfe anzusetzen, Eier mit Reifen zu beschlagen, Handschuhe für Hunde und Hauben für Ziegen anzufertigen u. dgl.,

sondern in tollem Uebermuthe wirft er auch die Titelworte der Werke arg durch einander, die er sich alle zu singen oder erzählend vorzutragen getraut. Welche Wirkung es heute thun würde, wenn Einer vom Gang nach dem Drachen und vom Kampf mit dem Eisenhammer, von Wilhem Meisters Leiden und von den Lehrjahren des jungen Werther, von der Jungfrau von Berlichingen und Götz von Orleans sprechen wollte, kommt für uns nicht in Betracht: sicher ist, daß die auf solche Weise behandelten gegen zwanzig Namen von entweder gänzlich der dichterisch gestalteten Sage angehörenden oder wenn auch der Geschichte entnommen, so doch jener Zeit nur durch die Dichtung bekannten Namen, an denen der Spielmann seinen tollen Muth ausläßt, aller Welt müssen geläufig gewesen sein, wenn der Scherz nicht völlig zu Boden fallen sollte. Und die Dichtungen, welche jenen Namen entsprechen und die uns erhalten und wohl bekannt sind, hat er auf gut Glück aus einer großen Zahl herausgegriffen; er bricht die Reihe ab, da ihm des Spieles genug zu sein scheint; er konnte sie sehr viel länger werden lassen, ihr sehr viele Namen einverleiben, deren Popularität eine mindestens eben so große, nicht wenige, deren Ruhm weiter verbreitet muß gewesen sein!

Was heute von Werken dichtender Kunst ins Volk dringt, wird dem Einzelnen in der Regel durch das gedruckte Buch, zumeist durch das Schulbuch entgegengebracht, und kaum mehr etwas anderes als die Posse, die es auf über hundert Vorstellungen bringt, oder das volksthümliche Lied sammt seiner Sangweise vermag ohne dieses Hilfsmittel den Weg ins Volk hinein zu finden und sich da vorübergehend zu behaupten. Dem alten Frankreich, für dessen Schule die nationale Literatur nicht vorhanden war, welches das gedruckte Buch gar nicht und das geschriebene Buch nur etwa annähernd in der Function unseres „als Manuscript gedruckten" Buches kannte, war in den Spielleuten ein besonderer Stand gegeben, dessen Beruf mancherlei Thätigkeit, darunter auch das Hinaustragen der Dichtung in sich begriff, vom Orte, wo sie entstanden, vor ein erstes Publikum; vom Orte, wo sie gute Aufnahme gefunden, nach andern, wo sie eines gleichen Erfolges gewärtig sein mochte; aus einer Provinz, wo sie lange heimisch geworden und aller Welt vertraut war, nach einer andern, wo sie noch unbekannt war und vielleicht einer leichten Umsetzung in eine etwas abweichende Mundart bedürftig war, um nicht durch fremdartige Klänge Lächeln zu erregen; von einem Ort zum andern, so weit die Sprache verständlich, und Muße und geneigtes Gehör zu finden war, und von einer Zeit zur andern, so lange das Volk Wohlgefallen fand an dem, was die Alten ergötzt hatte, und leichte Nacharbeit den Forderungen jüngerer Geschlechter Genüge zu thun im Stande war.

Diese Weise der Verbreitung der Dichtung beim Volke war freilich mit dem Uebelstande — wenn es einer ist — verbunden, daß dem Einzelnen ein

verhältnißmäßig geringes Maß poetischen Erträgnisses entgegenkam: aber es war doch auch nicht eine solche Fülle, daß sie ihn gezwungen hätte, sich von vorn herein gegen die Gefahr der Abstumpfung zur Wehr zu setzen und den größten Theil der heimischen Dichtung grundsätzlich als nicht vorhanden zu betrachten; und sie brachte den Dichter in die Lage, sich als Publikum weniger eine große Zahl zerstreuter einsamer Leser in stillen Kammern zu denken, als vielmehr festlich gestimmte Versammlungen, den empfangenden Hörer in die Lage, nicht mit seinem individuellen Urtheil in der besondern zufälligen Stimmung dieses oder jenes Augenblicks dem Kunstwerk gegenüber zu treten, sondern beherrscht von den Anschauungen, getragen von dem Gefühl, messend mit dem Maßstabe der Gemeinschaft, innerhalb deren er an persönlicher Eigenthümlichkeit nicht mehr abgab, als er an Energie der Genussesfreude gewann. Und diese Gemeinschaft nahm die Dichtung durch das Ohr in sich auf, an welches geraden Weges sich das Wort doch mit der größten Wirksamkeit wendet, nahm sie entgegen aus dem Munde des kundigen Sängers, der aus dem Gedächtniß die Dichtung vortrug, die Werke geringern Umfanges je nach der Beschaffenheit und Neigung der Hörerschaft wählte, von den Stücken des langen Epos das Geeignete zusammenfaßte und es gewiß an keiner Schönheit des Vortrages fehlen ließ, von der er sich werkthätige Dankbarkeit der Versammlung versprechen durfte. — Wie dieses äußere Verhältniß mit dem innersten Wesen der altfranzösischen Literatur aufs engste zusammenhängt, würde leicht nachzuweisen sein, kann aber hier nicht erörtert werden, wo es nur gilt, Kunst, Lebensweise, gesellschaftliche Stellung der Spielleute ins Auge zu fassen.

Man hat es dabei vorzugsweise mit Zeugnissen aus der altfranzösischen dichterischen Literatur zu thun, mit Zeugnissen also, die großentheils durch den Mund derer selbst gegangen sind, nach denen gefragt wird. Macht sie der poetische Ursprung verdächtig? Für die Kenntniß des äußern Lebensganges eines Lyrikers sind seine Lieder nicht immer die reinste Quelle. Was aber erzählende Dichter in Uebereinstimmung unter einander für den gesammten Spielmannsstand Bezeichnendes berichten, was dichtende Geistliche, nicht in persönlichem Angriff auf den Einzelnen, sondern in empörter Auflehnung gegen die Gunst, welche die Gesellschaft der lockern Zunft schenkte, tadelnd vorbringen, das hat nach Abzug dessen was Eifer des Lobes und der Schmähung zuviel gethan haben kann, volle Glaubwürdigkeit für uns. Auch wo der Spielmann seine eigne Lebensweise in scherzendem Galgenhumor oder in beweglich klagender Bettelei zum Inhalt der Dichtung macht, ist er ein durchaus beachtenswerther Zeuge. Wer war weniger als er in der Lage, blauen Dunst um seine Existenz zu verbreiten? wessen Leben lag wie seines im hellen Tageslicht vor Aller Augen? —

Die am gewöhnlichsten zur Bezeichnung der Spielleute gebrauchten Namen

sind jogleor und menestrel. Ersteres ist seinem Lautbestande nach die genaue Wiedergabe des lateinischen joculator, das einen Spaßvogel bezeichnete; aber eben nur den Lauten nach genaue Wiedergabe; denn im Französischen hat man niemals den Menschen so genannt, der gelegentlich gern einen Scherz zum Besten gibt, sondern nur den, der berufsmäßig und um damit seinen Unterhalt zu gewinnen, zur Ergötzung anderer singt, ein Instrument spielt, auch andere weniger edle Künste ausübt, von denen gleich die Rede sein wird. Wenn daher die alten französisch-lateinischen Wörterbücher nach einem lateinischen Ausdrucke suchen, der das französische Wort wiederzugeben geeignet sei, so greifen sie nicht zu dem, übrigens im Latein sehr seltenen joculator, sondern wählen Wörter, die den Comödianten oder den Musikanten bezeichnen (histrio, fidicen, mimus). Die heutige Form des Wortes ist jongleur; aber wiederum hat sich der Sinn geändert: denn nur mehr Taschenspielerkünste, Gauklerleistungen erwartet man vom jongleur, dessen Vorfahren das Lied durchs Land trugen. — Menestrel heißt seiner Herkunft von menestier oder dem lateinischen ministerium gemäß „Dienstmann" und findet sich auch vom Hausgesinde gebraucht, oder vom Lohnarbeiter; auch dieses Wort ist der Sprache verblieben, nur daß es seinen Ausgang mit einem üblicheren vertauscht und weit engere Bedeutung hat; denn ménétrier nennt man heute blos den Geiger, der zum Tanze aufspielt. — Es kann uns leid thun, daß die wackern Spielleute auch lechcor (= lécheur), also mit einem Namen benannt werden, der zu allen Zeiten eigentlich eine schimpfliche Bezeichnung landstreichender Schmarotzer, Tellerlecker, Lumpen war, wie denn die Glossare sehr ausdrucksvolle lateinische Synonyma zur Verfügung stellen (nebulo, parasitus, leno, catillo u. dgl.); aber von allen Elementen der bunten Schaar der lecheors haben doch ohne Zweifel die uns hier am nächsten stehenden, die fahrenden Sänger, es dahin zu bringen vermocht, daß bisweilen das Wort ohne alle Erregung des Sprechenden, als schlichte Benennung eines anerkannten Standes gebraucht erscheint. Man ging übel mit ihnen um, da man sie dem Trosse zuschob, der hungrig sich sammelte, wo reichliche Abfälle zu hoffen waren, und wer nicht wählerisch war, so oder so Verwendung finden mochte; aber damit theilte man dem bösartigen Gesindel Leute zu, um deren willen man demselben weniger gram war und auch der Strengere ihm einen gütigen Blick gönnte. — Daß nun beim Namen des Jongleurs heute an Dinge gedacht wird, welche von Gesang und Saitenspiel so weit abliegen, ist weniger seltsam als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Verrichtungen des heutigen Meßgauklers wurden früher in der That theils von den nämlichen Leuten ausgeübt, welche durch Lied und Musik ergötzten, theils doch von solchen, die ihnen gleichgestellt, mit ihnen denselben Namen trugen; ja auch anderes mehr fällt in den Bereich der alten Jonglerie, so vielerlei, daß

sie so ziemlich das ganze heutige Jahrmarktvergnügen vom Bänkelsang bis zur Thierbändigung, mit Ausschluß jedoch der Schlachtenbilder und der Wachsfiguren umfaßt. Mehrfach haben uns französische und provenzalische Autoren lebensvolle Schilderungen des Treibens hinterlassen, wie es bei Hochzeiten, Krönungen und andern Anlässen die Hallen der Großen oder die Plätze der Städte füllte, am meisten die höfischen Erzählungen späterer Zeit, die ihrerseits eher vor kleinem Kreise vorgelesen, den Vergleich mit einem vor den Augen des Hörers wimmelnden Gewühle nicht zu scheuen brauchten. Der unbekannte Dichter der breit angelegten Novelle, die wir nach der Heldin Flamenca nennen und hier trotz ihrer provenzalischen Abfassung um des Schauplatzes der Handlung willen mit herbei ziehn dürfen, weiß kaum ein Ende zu finden, wo er aufzählt, was beim Feste zu Ehren der in Bourbon eingetroffenen jungen Gemahlin an Ohren- und Augenschmaus den Gästen geboten worden sei: außer den Liedern aller Gattung, der unabsehbaren Reihe von erzählenden Gedichten, deren Titel er zur großen Freude, stellenweise auch zu etwelcher Verlegenheit des Literarhistorikers an uns vorüberführt, außer den vielerlei Instrumenten, die er ertönen läßt, der Fiedel, der Harfe, der Flöte, der Pfeife, der Geige, der Rote, dem Dudelsack, der Schalmei, der Mandoline, der Zither und einigen andern, für welche deutsche Namen fehlen, erwähnt er der Kunststücke, die mit Messern ausgeführt werden, des Puppenspiels (wenn wir ihn richtig verstehen), der Purzelbäume, des Kriechens am Boden, des Tanzes mit einer Flasche, des Springens durch einen Reif; kurz wir dürfen ihm wohl glauben, wenn er am Ende seiner Beschreibung sagt: Und von der Fiedeln lautem Schall, Vom Lärmen der Erzähler all, War durch den Saal ein großes Brausen. So vielerlei er aber aufzählt, doch wissen andre Dichter Dinge namhaft zu machen, denen wir hier noch nicht begegnet sind. Jaquemet Saquesep, der die Geschichte des Castellans von Coucy des Breiteren erzählt hat, läßt bei ähnlicher Gelegenheit auch Hörner, Tamburine, Zimbeln ertönen, Affen und Bären tanzen. Jean aus Condé klagt einmal über den geringen Erfolg seines lehrhaften Dichtens und schätzt den „Spielmann" glücklich, dem es besser gelinge, „zum Ergötzen der Leute" einem Pferde, einem Bären, einem Hunde mancherlei Kunststücke für die Dauer beizubringen; und in gleicher Gegenüberstellung der Gelehrigkeit der Thiere und der geringen Geneigtheit der Menschen sich durch gutes Beispiel leiten zu lassen, erwähnt ein zweiter Moralist der sprechenden Staare und der Purzelbäume schlagenden Ziegen; anderwärts ist auch von dressirten Murmelthieren die Rede. Eine kleine Legende, die man noch heute nicht ohne lächelnde Rührung liest, so schlicht und treuherzig erzählt sie ein unbekannter Dichter einem lateinischen Buche nach, berichtet von einem Menestrel, der ausschließlich gymnastischen Künsten oblag: Purzelbäume jeder Art, Luftsprünge,

Tänze, Umschwünge hatten ein Leben ausgefüllt, dessen sein frommer Sinn endlich überdrüssig wurde. Er trat ins Kloster, dem er mit seiner Person auch alle Gewänder, Pferde und alles Geld zu eigen gab, die ihm langjährige Ausübung seines Berufes eingetragen hatte. Doch fand er da den rechten Frieden nicht; ihn drückte es schwer, müssiger Zuschauer zu sein, wenn die andern alle vom Priester abwärts bis zum Chorknaben jeder an seiner Stelle ihres Amtes warteten, mit Gebet, mit geistlichem Gesang, mit Lesen: bei gesundem Leibe und kräftigen Gliedern ein unverdientes Brod zu verzehren auf Kosten der Würdigeren, die mit schönem Latein und kunstgerechtem Singen Gott priesen und der eignen Seelen Heil wirkten. Da führt ihn Gottes Hand einmal in eine einsame unterirdische Kapelle vor ein Bild der heiligen Jungfrau, und während er über sich die Messe anstimmen hört, kommt ihm der Entschluß: auch ich will thun, was ich gelernt habe, in ihrem Heiligthum der Mutter Gottes dienen nach meinem Vermögen und Beruf; die Andern dienen ihr mit Singen, so diene ich ihr denn mit Springen. Er legt sein Gewand am Fuße des Altars nieder und behält nur ein leichtes Unterkleid an, das er sich mit einem Gürtel festschnallt; drauf sagt er dem Muttergottesbilde, wie er's meine, und thut nun seine schönsten Sprünge und Purzelbäume, niedrige und kleine, große und hohe, erst vorwärts, dann rückwärts; verrichtet ein kleines Stoßgebet und nimmt dann die Arbeit wieder auf; er thut den Metzer Sprung, den französischen, den Champagner, den spanischen, den Lothringer Sprung, die britannischen Sprünge, den Römer Sprung, dann legt er die Hand an die Stirn und tanzt gar zierlich, während er der Mutter Gottes betheuert, er thue dies nur ihr und ihrem Sohne zu Ehren und keineswegs zu eigner Lust; er schlägt die Füße in die Luft und wandelt auf den Händen her und hin, und weint dabei, da er anders nicht zu beten weiß; er thut einen Sprung, über den er selbst staunt, den er noch nie gethan, dann noch einmal den Metzer; und so treibt er's — und zwar mit erhöhtem Aufwand von Kraft und Kunst, so oft er von oben aus der Kirche die Musik lauter erschallen hört — bis die Messe zu Ende geht. Da ist auch seine Kraft erschöpft, und er sinkt schweißbedeckt vor dem Bilde hin. Fraue, sagt er, jetzt kann ich nicht mehr; doch werde ich gewißlich wiederkommen. Er zieht seine Kleider wieder an, verneigt sich und geht. Wie es „unserer lieben Frauen Springer" weiter ergangen, wie sein heimlicher seltsamer Gottesdienst entdeckt, vom Abte auch keineswegs mißbilligt oder bestraft wird, wie der Abt mit eignen Augen sieht, daß die Mutter Gottes niedersteigend dem frommen Verehrer den Schweiß von der Stirne wischt, sein gottseliges Ende, braucht hier nicht erzählt zu werden, wo es nur darauf ankam, die reiche Entwickelung eines Zweiges der Spielmannskunst kennen zu lernen.

Es würde erwünscht sein, über die Zauberkünste, wie sie von den Menestrels geübt wurden, gleich ausführliche Kunde zu finden. Was uns in der Literatur an Künsten solcher Art entgegen tritt, wird meist in fabelhafte Gegenden und Zeiten verlegt und macht den Eindruck, als sei es zwar für möglich gehalten, gelehrten Orientalen oder andern Heiden zugetraut, aber kaum mit eignen Augen von den Erzählern gesehn worden. Aber erkennbar wird doch, daß auch von den französischen Jongleurs Dinge geübt wurden, welche dem Publikum nicht als bloße Leistungen der Behendigkeit galten, welche von der Geistlichkeit als sehr bedenklich angesehen und von ängstlicheren Gemüthern gemieden wurden. „Magische Kunst, toledaner Kunst, Verwandlungen" sind die dafür üblichen Namen. Jean aus Condé, der sich selbst den Menestrels beizählt und für sich und seine Standesgenossen sich gegen die Schmähungen der Jakobiner und der Minoriten nachdrücklich zur Wehr setzt, gibt die Zauberer ohne Weiteres preis und bittet, die Musikanten nicht mit ihnen zu vermengen. Es waren wohl auch in der Regel mehr die fahrenden Schüler, die gelehrten Baganten, welche diese Art Gewerbe pflegten und von Toledo her solche angewandte Naturkunde in Frankreich einführten.

Reichen Lohnes am sichersten und unentbehrlich, wenn es zu vollem Genusse großartiger Geselligkeit kommen sollte, waren die Spielleute bei Hochzeiten oder andern Festlichkeiten, zu denen aus weitem Umkreise viel adlige Herren und Frauen entboten waren. Rustebuef, der selbst zur Zunft gehört, bezeugt es ausdrücklich:

„So ist es Brauch im ganzen Land,
Wie männiglich gar wohl bekannt:
Wenn Einer wo zum Hochzeitsfeste
Geladen hat viel edle Gäste,
Das ist den Sängern hoch willkommen;
Sobald die Kunde sie vernommen,
Ziehn sie herbei von Berg und Thal,
Zu Fuß, zu Pferde allzumal."

Und das bestätigt denn auch jede einläßlichere Festbeschreibung, die in der Literatur sich findet. War die Mahlzeit, die des Tages Arbeit beschloß, beendigt, die Hände gewaschen, die Tische geräumt, dann brachte man wohl, wie in Flamenca geschildert wird, jedem Gast ein Polster, auf welches bequem sich stützend, er Auge und Ohr dem zuwandte, was von der Fülle der gebotenen Kurzweil ihm zumeist zusagte; oder man setzte sich, wo die Sorge für die Bequemlichkeit der Mahlesgenossen nicht so weit ging, von den harten Bänken auf die weicheren Sitze, die man aus den Mänteln zurechtlegte, und war in gesättigter Ruhe geneigtes Publikum für die Bemühungen der Spielleute, wenn man nicht vorzog, sich mit den Frauen in zierlichem Wortgefecht zu tummeln, oder sich zu Schach oder Würfel-

spiel mit seinen Freunden seitwärts niederzulassen. Die Halle versammelte mancherlei Gäste; an verschiedenen Tischen hatten nach dem Stande zusammen untergebracht die Festgenossen gespeist; da war denn auch für mancher Art Dichtung der richtige Ort; für das zarte Minnelied wie für den derben Schwank, für das lehrhafte Gedicht, das jedem Stande seine besonderen Pflichten in Erinnerung brachte, wie für das possenhafte Zwiegespräch zwischen scheinbar erbosten Collegen, für das Lied, in dessen Refrain die ganze Versammlung einstimmte, wie für ein Dutzend Sätze aus einem volksthümlichen Epos. Und auch draußen in den Gassen war es nicht still: da trieben sich die Leute herum, die als Einwohner des Ortes das Fest der Herrschaft wie ein eigenes Fest mitfeierten und als Beherberger und Lieferanten nahe genug davon berührt wurden, das Gefolge der Geladenen, die Ungeladenen aus der Umgegend, die nicht zu Hause bleiben konnten, wenn in der Nähe ritterliches Spiel, Aufzüge, Seiltänzer und dressirte Affen zu sehen waren. Der Sänger, der von Huons abenteuerreicher Fahrt meldete, mußte immer und immer wieder um Ruhe bitten und betheuern, ein Lied wie er es vorzutragen in der Lage sei, habe man noch nie gehört; er werde von Auberon, dem gefeiten edlen Herrn, singen, der nur drei Fuß gemessen habe. Der Sänger des lustigen Gedichtes von Baudouin von Sebourg vermochte die Bänke kaum frei zu halten, die er für ordentliche, bezahlende Zuhörer aufgeschlagen hatte, und auf denen sich immer wieder Unberechtigte niederließen, und um den Heilkräuterhändler war ein furchtbares Gedränge, das weniger vielleicht seiner Waare als der närrischen Rede und den lustigen Versen galt, womit er sie anpries.

Da war reiche Ernte einzuheimsen für den rührigen Menestrel; drinnen natürlich mehr als draußen. Einen Spielmann, der bei seinem Berufe wohlhabend geworden von keiner Sorge um das tägliche Brod weiß, lehrt uns die Chanson de geste von Huon aus Bordeaux kennen: Von allem entblößt wird der Held aus einer unwirthlichen Insel durch einen gütigen Kobold über die See ans Festland getragen; nackt wie am Tage, da er geboren, irrt er umher, bis er unter einem Baume einen alten Mann sitzen sieht; die Harfe und die Fiedel liegen neben ihm, ein weißes Tuch ist vor ihm ausgebreitet, darauf vier schöne Weißbrode und eine Kanne Weines nebst einem Humpen. Der Alte fürchtet sich erst vor dem vermeinten Waldmenschen; der aber bittet ihn bescheidentlich um einen Bissen Brod. Nicht bloß dieses wird ihm gewährt, nein, er darf sich aus des Spielmanns Felleisen ein Hermelinwams und einen Scharlachmantel nehmen; auch an Hemden und Hosen ist darin reicher Vorrath, und wohl ausgestattet läßt sich Huon zur Mahlzeit nieder. Der Alte mit der Harfe ist auch bereit, den jungen Unbekannten dauernd zur Gesellschaft zu nehmen; derselbe soll ihm bloß das Bündel tragen und dafür

die Hälfte aller Einkünfte bekommen. Und die sind nicht gering; wo der alte Künstler in Stadt oder Flecken sich hören läßt, da werden ihm so viel Mäntel geschenkt, sagt er, dem jungen Gesellen soll schwer werden, sie alle von der Stelle zu schaffen. Gleich der erste Versuch zeigt auch, daß er nicht zu viel verheißen hat; der Fürst, an dessen Hof die Beiden sich begeben, hört erst eine schlimme Kunde, die ihm der Jongleur bringt; doch behagt ihm nicht, trüben Gedanken nachzuhängen.

Mein Freund, so spricht er, merk auf, was ich dir sag.
Nimm deine Fiedel und fiedle mir einmal.
Nach allem Jammer ziemt Lust sich und Gesang. —
Mein Herr, spricht jener, ganz wie es euch behagt. —
Wer ihn gesehn hätt, wie er den Bogen schwang!
Die Harfe rührt er mit dreißig Saiten dann.
Die ganze Burg erklang im Widerhall.
Herr Gott, sprach Hugo, hier blieb' ich Lebenslang;
So schön hört Note, so Geige nicht sich an. —
Die Heiden sagen: ein wackrer Spielmann das;
Wohl ist es billig, daß man ihn reich bezahlt.
Da legten manche die eignen Mäntel ab;
Von allen Seiten man sie hernieder warf.
Und Huon hat sie behende aufgerafft,
Der mit dem Spielmann sich theilte halb und halb.

Und wie hier so berichtet man auch anderwärts von reichem Sold an Kleidern, der den Spielleuten gespendet wurde; auch ein Pferd nahm der Menestrel gern, und baares Geld wies er ebensowenig zurück. Der launige Unbekannte, dem wir die hübsche gereimte Lobrede auf die Maille, den halben Pfennig, verdanken, sagt, es komme wohl vor, daß ein gütiger Herr ihm ein Wams, einen Rock oder sonst ein Kleidungsstück schenke, oder auch vier, drei, zwei Pfennige (Deniers); aber derer seien doch weit mehr, die ihre Gaben nicht so reichlich bemessen, und ihm falle gar nicht ein, den einfachen oder auch den halben Pfennig zurück zu weisen. Und wenn wir nun von ihm die lange und bunte Reihe der Dinge aufgezählt bekommen, die in Paris dem Besitzer eines halben Pfennigs zur Verfügung stehn, so können wir ihm nur beistimmen, wenn er die kleinste der Landesmünzen immer noch für eine dankeswerthe Gabe hält. Er bekommt dafür ein Quart Aepfelwein oder Bier, oder einen Becher Wein, oder einen Häring, oder eine zum Frühstück ausreichende Leberwurst, oder drei Eier; er kann sich dafür den Bart scheren oder sich schröpfen lassen; man wascht, kämmt, scheitelt ihm dafür das Haar; auf eine Nacht ein gutes Bett mit schönen Polstern und linnenen Tüchern kostet auch nicht mehr. — Außerdem bestand eine übliche Form den Jongleurs zu lohnen darin, daß man ihre Pfänder auslöste, die Pfänder, die sie in der Herberge als Gegenwerth für Obdach und Verpflegung hinterlegt hatten; es

ist denn auch „gages“ in der Mehrzahl im Französischen und das Fremdwort „die Gage“ im Deutschen bis heute Bezeichnung des Entgeltes für manche Arten von Dienst geblieben, ohne daß heute der Lohnende mehr in Beziehung zu den Gläubigern des Gelohnten tritt, und ohne daß man sich dabei der einstigen Modalitäten erinnert. So sagt Crestien, wo er von Erecs Hochzeit erzählt: „das war ein froher Tag für die Spielleute; ihnen allen wurde nach Wunsche gelohnt: alles ward erstattet, was sie auf Borg sich hatten geben lassen, und manche schöne Gaben bekamen sie, Gewänder aus Grauwerk und Hermelin, Eichhornpelz, Scharlach und Seidentuch; Einer zieht ein Roß vor, ein Andrer Münze. Jeder bekam nach seiner Leistung und so viel ihm gebührte.“ Beinah wörtlich dasselbe lesen wir am Schlusse der Erzählung vom gefahrvollen Kirchhof. Einmal begegnen wir auch einem abweichenden Verfahren: nach Ablauf des Festes stellen die Spielleute sich bei dem Festgeber ein und verlangen „entweder Geld oder Meister“; und aus dem Verlaufe scheint sich zu ergeben, daß der Festgeber unter Umständen einem Jongleur, statt ihn selbst zu bezahlen, eine Anweisung auf einen Verwandten oder Freund gab, der nachträglich auf diese Weise zum Bestreiten der Unkosten herangezogen ward.

Spärlicher war das Ergebniß der Sammlung, die der Straßenkünstler bei seinem weniger vornehmen Publikum veranstaltete. Es ist erweislich, daß schon vor sechs- oder siebenhundert Jahren die Zuhörerschaft eine gewisse Geneigtheit an den Tag legte davon zu laufen, wann das Weib des Sängers zum Schüsselchen griff und Anstalt machte, die Dankbarkeit der Anwesenden auf die Probe zu stellen, und daß manchem, der nicht entrann, das kleinste unter den Geldstücken der Provinz doch noch ein angemessener Ehrensold schien. Der Sänger des Huon von Bordeaux, der uns bezeugt hat, wie im fernen Morgenland der Jongleur eines kräftigen Gehilfen bedurfte, der die geschenkten kostbaren Mäntel zusammenlas und ihm nachtrug, hat jene Stelle wohl nicht ohne Wehmuth vorgetragen; denn er hält es für angezeigt seinen Zuhörern einzuschärfen, sie möchten am anderen Tage nicht versäumen, jeder einen Sechser in den Hemdzipfel geknüpft mitzubringen und sich der Pfennige zu enthalten; und ein ander Mal unterbricht er sein Lied mit der Drohung gar nicht weiter zu singen, wenn man ihm nichts geben wolle, und mit einer scherzhaften Verwünschung derer, die seinem Weibe nichts auf den Teller legen.

Aber nicht blos bei großem Hofhalt, bei Vermählungsfesten und dergleichen haben wir uns den Spielmann in seinem Berufe thätig vorzustellen und in der Zwischenzeit etwa bloß mit der Vorbereitung auf erneutes Auftreten beschäftigt, wie uns Jaquemet Saquesep einen vorführt, der viel mit dem Castellan von Coucy verkehrte und so lange zu ihm ging, bis er ein Minnelied des Castellans sich völlig eingeprägt hatte, das er dann ins Land

hinaus trug und so der Dame von Fayel zu Gehör brachte. Auch der stillen Burg auf einsamer Höhe, der täglichen Tafel des Königs, dem Hause des wohlhabenden Bürgers war der fahrende Sänger ein willkommener Gast; er brachte außer seiner Kunst manche Kunde mit von dem was im Lande geschah oder sich vorbereitete, manche Nachricht von fernen Freunden, die ihm wohl auch geradezu eine Botschaft aufgetragen hatten, und wußte von manchem eigenen Erlebniß munter zu erzählen. Der aus Orange entronnene Gillebert findet den Wilhelm von Orange sammt seiner Ritterschaar in Nîmes unter einer Fichte sitzend: „Am Fichtenbaum ein Spielmann sang den Herrn Ein altes Lied noch aus der Väter Zeit; Es war gar gut, der Graf vernahm es gern." — Der Ritter, der uns aus der Weberschen Euryanthe unter dem Namen Adolar bekannt ist, aber von Rechtes wegen Gerard von Nevers heißt, wagt sich, nachdem er sein Hab und Gut an den Verräther Lisiart verloren hat, als fahrender Sänger verkleidet, in die Burg Nevers, die einst sein war, wo Lisiart und Gondree sich des wohl gelungenen Betruges freuen. Ein Spielmann, dem er in früheren Zeiten viel Güte erwiesen, hat ihm alte Kleider geborgt und eine Fiedel an den Hals gehängt, die Gerard wohl zu spielen weiß. Niemand erkennt ihn, wie er von Regen triefend zu Fuße ankömmt. Die Bürger auf der Gasse wollen nichts von seinen Künsten wissen; zu nahe geht ihnen der Verlust der geliebten Herrschaft, als daß sie lustige Weisen und nachgemachte Vogelstimmen anhören möchten. Ein Ritter aber, der über den Hof geht, bemerkt den Spielmann und heißt ihn hereintreten und spielen; und wie er auch bittet, man möge ihm gestatten sich erst ein bischen zu wärmen, und bei sich das Loos des fahrenden Musikanten beklagt, Lisiart dringt darauf, daß er beginne; so singt er denn ein paar Sätze des Liedes von Wilhelm von Orange vor dem speisenden Verrätherpaar, aus dessen Unterredung er bei dieser Gelegenheit die tröstliche Ueberzeugung von der Unschuld seiner verlorenen Gemahlin gewinnt. — Als Spielmann, in Männertracht, mit dunkel gefärbtem Antlitz tritt auch die treue Nicolete, deren Geschichte Platens „Treue um Treue" dem deutschen Publikum näher gebracht hat, nach langer Trennung und vielen Abenteuern in Beaucaire vor den geliebten Aucassin, der am Fuße des Thurmes auf einem Steine sitzt, und von seinen Rittern umgeben, im Anblick von Blumen und Gras und beim Hören des Vogelsangs mit Seufzen und Weinen der fernen Geliebten denkt. Im Liede giebt sie ihm Kunde von dem, was seine Nicolete erlebt hat, und wie sie ihm treu geblieben ist. Er erkennt sie nicht, aber voller Freude dankt er für die frohe Botschaft, lohnt dem vermeinten Sänger reichlich und läßt sich von ihm versprechen, die Ersehnte zur Stelle zu schaffen. — Von dem heiligen König Ludwig IX. von Frankreich berichtet Joinville ausdrücklich, Spielleute seien oft nach seiner Mahlzeit an seinen Tisch gekommen, und

dann habe der König immer erst das Ende des Liedes abgewartet, bevor der Priester in seinem Namen das übliche Gratias habe sprechen dürfen; und unter denen, welchen er besonders gern seine Almosen zugewandt habe, nennt der nämliche Gewährsmann ausdrücklich arme Spielleute, die durch Alter oder Krankheit außer Stande gewesen seien ihren Beruf auszuüben.

Und des Königs Freigebigkeit gegen Spielleute zu ermessen, hat der Herausgeber des Joinville dadurch leicht gemacht, daß er aus den Haushaltsbüchern des Monarchen die Angaben zusammengestellt hat, welche die an Spielleute in etwa drei Monaten von ihm gemachten Geschenke bezeugen. Es ist nur zu bedauern, daß ähnliche Notizen nicht auch aus den Acten bescheideneren Haushaltes bekannt geworden sind; denn man wird schwerlich annehmen dürfen, daß durchweg der Maßstab königlicher Freigebigkeit in Geltung gewesen sei. Willkommen waren die Spielleute aber auch im bescheidenen bürgerlichen Hause: wenn uns Adenet einen allerdings nicht gerade urkundlich erwiesenen König Meniadus von Salerne kennen lehrt, in dessen Lande wandernden Krämern und fahrenden Rittern ohne Weiteres jeder Durchgangszoll erlassen wird, wenn sie ihm nur Geschichten aus fremden Ländern erzählen, so daß, wer über wichtige Vorgänge aus der oder jener Gegend der weiten Welt Aufschluß wünscht, nichts besseres thun kann, als sich nach diesem Stapelplatze merkwürdiger Kunde zu begeben; wenn andererseits eine gesetzliche Bestimmung, die uns Etienne Boileau erhalten hat, dem Zöllner, der in Paris am Petit Pont saß, das Recht gab, von dem dressirten Affen, der passiren sollte, eine „Vorstellung", von dem Sänger eine Liedstrophe zu verlangen, so glauben wir gern einem der Fableaudichter, der es als normandischen Brauch bezeichnet, dem Wirthe, in dessen Hause man ein Nachtquartier erhalten habe, eine Erzählung oder ein Lied — vermuthlich zum alleinigen Entgelt — vorzutragen, und dürfen die Aussage wohl auch umkehren, indem wir sagen, der Bürger gewährt bereitwillig dem Spielmanne ein Obdach, von dem er ein neues Lied, eine lustige Geschichte zu hören hofft. So haben sie denn Freunde und Gönner in allen Ständen; wissen wir doch aus der in vielfacher Hinsicht anziehenden volksmäßigen Dichtung vom Mönchsleben Wilhelms, daß sie deren auch unter den Straßenräubern fanden: Wilhelm von Orange ist auf seine alten Tage ins Kloster gegangen; doch will ihm in der Kutte nicht recht wohl werden, wie denn auch auf der anderen Seite die Mönche in die befremdlichen Neigungen des neuen Genossen, seine noch durchaus weltliche Eßlust, seinen Hang zu derber Selbsthilfe sich nicht finden können. Um sich seiner zu entledigen, entsenden sie ihn mit dem Auftrage eines Einkaufs einen Weg, der durch einen von Räubern unsicher gemachten Wald führt. Wie er mit dem Handelsgeschäfte, und wie er mit den Räubern fertig wird, kann hier nicht erzählt werden, so stark die Versuchung ist, dem köstlichen Humor des alten

Liedes immer weitere Anerkennung zu verschaffen. Dagegen ist hier ein Zug von Interesse, da er den Stand der Spielleute betrifft. Der alte Held ist auf dem Hinwege völlig unbehelligt durch den gefährlichen Wald gekommen und fürchtet, auch auf der Heimfahrt von den Räubern nicht beachtet zu werden und auf die Lust eines Zusammenstoßes mit ihnen, auf den Genuß, wieder einmal die Fäuste zu rühren, verzichten zu müssen. Da wendet er sich an den Knecht, der ihm die Maulthiere treibt. „Guter Freund, wißt ihr nicht irgend ein Lied? Ihr fürchtet euch doch nicht etwa vor den Räubern? vor denen werde ich euch schon schützen." Da hebt der Knecht mit lauter Stimme zu singen an und ohne zu wissen, daß er neben dem Helden hergeht, von dem er singt*), hat er das Lied gewählt von Wilhelm dem Markgrafen, wie er Orange erobert und Guiborc zum Weibe gewonnen hat. Aber gleich unterbricht er sich; zu bange ist ihm vor den Wegelagerern, die in der Nähe lauern müssen und sicher die beiden schutzlosen Reisenden eines grausamen Todes umbringen werden. Wilhelm aber spricht ihm Muth ein und versichert ihn nochmals seines Schutzes, und dabei murmelt er: „wo hat sie nur der Teufel? es ist ja weit und breit nichts von ihnen zu sehn noch zu hören." Da hebt der Knecht abermals an, daß es durch den Wald hin klingt; und jetzt wird er auch gehört. Fünfzehn Räuber, die eben eine Einsiedlerniederlassung ausgeplündert und die Bewohner erdrosselt haben und nun sich zur Mahlzeit zu setzen im Begriffe sind, vernehmen das Lied. „Ich habe einen Spielmann gehört," sagt der Eine. „Hört ihr, wie er das Lied von Wilhelm singt?" Der Hauptmann heißt ihn zur Stelle bringen; hat er was, so soll er nicht ungeschoren davon kommen. Der erste Räuber jedoch legt eine Fürbitte ein: „o Herr, thut ihm kein Leid; Ein Spielmann sollte vor Unbill sicher sein, Den braven Leuten willkommen jederzeit. Man soll ihn ehren mit Speis und Trank und Kleid." So die gedrängtere Darstellung; eine andere Redaction, deren Verfasser es passend fand, daß vor dem Räuberhauptmann mehr der praktische als der gemüthliche Gesichtspunkt geltend gemacht werde, bietet hier eine etwas längere und ihrem Charakter nach nicht wenig verschiedene Rede des milde gesinnten Räubers: von einem Spielmanne sei wenig zu holen; habe er drei, vier, fünf Sous zusammengebracht, dann sei sein erster Gang nach der Schenke, wo er sich wohl sein lasse, so lange das Geld vorhalte. Wenn sodann der Wirth bemerke, daß kein Geld mehr da sei, dann heiße er den Spielmann anderen Gästen Platz machen und bitte sich ein Pfand aus, und der Weggewiesene müsse ihm Hosen oder Schuhe da lassen oder besten

*) So antwortet auf die Frage nach seiner Heimath ein Seemann dem von ihm nicht erkannten Heidenkönige Ganor: Herr, ihr sollt die Wahrheit hören; aus dem Lande Ganors bin ich, von dem man im Liede singt, wie er die Herzogin Aya in Haft gehalten habe.

Falls sein Wort geben, daß er wieder kommen wolle. Darauf suche er bei einem weltlichen oder einem geistlichen Gönner ein Unterkommen. „Wahrlich guten Brauch halten die Spielleute: auch wenn Einer nicht weiß, woher ihm sein Mittagsbrod kommen wird, singt er gerade so gut, wie wenn er vierzig Mark gefunden hätte." Die wohlmeinende Rede vermag nicht des Hauptmanns Sinn zu beugen, und es erfolgt der Anfall auf die beiden Angehörigen des Klosters, der denn freilich den Wegelagerern theuer zu stehen kommt.

Was bei allem Wohlwollen, das alle Schichten der Bevölkerung dem Stande der Spielleute entgegen brachten, gleichwohl eine gewisse Mißachtung wenigstens mancher Einzelnen zur Folge hatte, ist in der Rede des freundlich gesinnten Räubers schon angedeutet. Es gehört in allen Zeiten noch mehr als bloße Vorurtheilslosigkeit dazu, einem Menschen volles Vertrauen und aufrichtige Achtung zu schenken, der dieselbe zu gewinnen weiter nichts aufweisen kann, als den Inbegriff auch der schätzenswerthesten persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die wir in einem bestimmten Augenblick an ihm wahrnehmen, daneben keine Theilnahme einflößenden Antecedentien, keine Heimath, keine Familie, die ihn als den ihrigen anerkennen, keine Berufsgenossen, die für ihn einstehen, sondern dafür nur solche, die um den Erfolg mit ihm streiten. Ganz besonders wenig günstig aber stellen sich die Aussichten für den, der immer und immer wieder in der nämlichen Hilfsbedürftigkeit vor uns tritt, zumal wenn seine Leistungen der Art sind, daß wir sie zwar um keinen Preis missen möchten, uns aber durch sie doch nicht irgendwie nachhaltig gefördert, gehoben fühlen, und wenn die gar nicht weichende Noth uns als die Frucht eines entsprechend anhaltenden Leichtsinns erscheint. Daß diese Voraussetzungen bei einem großen Theile der alten Spielleute zutreffen, können ihre besten Freunde nicht in Abrede stellen: schon in den Versen der singenden und selbst dichtenden Jongleurs, die doch ohne Zweifel die vornehmste Gruppe innerhalb des Standes bilden, hallt lästig genug, und wuchert im Laufe der Zeit unaufhaltsam der Refrain der Bettelei, so daß noch heute dem Leser, dessen Taschen von ihnen nicht gefährdet sind, über all der Zudringlichkeit die Geduld manchmal auszugehen droht; wie mögen sie erst nebenher in Prosa das Publikum gequält haben, und was dürfen wir von den Springern und Bärenführern denken? Sodann ist unter den Künsten, die von den Menestrels geübt wurden, doch manche nicht geeignet, auch dem hervorragendsten Virtuosen sonderliche Theilnahme zu gewinnen, so wenig auch selbst erstere Männer nach Tische derselben den Lohn eines Lächelns vorenthalten mochten. „Der Eine spielt den Trunkenen, der Andere den Narren" lesen wir in einem Fableau, das einen Wettstreit um den Preis des lustigsten Streiches vorführt. Am Hofe König Noble's läßt Jean aus Condé Martin den Affen als Jongleur functioniren: er singt und tanzt gar

geschickt; aber er läuft auch Possen reißend von einem Gaste zum andern, schneidet dem eine Fratze, zupft diesen am Schopf und jenen am Ohr und läßt nichts unversucht, was den König zum Lachen bringen kann. Endlich galt schon damals, wenn es gleich so früh in der Literatur nicht vorzukommen scheint, das Sprichwort: Ce qui vient de la flûte, s'en retourne au tambour; von niemandem in eigentlicherem Sinne als vom Spielmann, der den leicht gewonnenen Ertrag seines Flötenspiels unbedenklich auf dem Tanzplatze wieder an die Tamburinschlägerin abgab, den noch kaum überzählten Gewinn, den ihm ein glänzendes Fest hinterließ, bei gleich sorglosen Freunden in Wein aufgehen ließ oder durch Ungunst der Würfel verlor. Daß sie unter sich auch nicht eben eines collegialischen Verhaltens sich beflissen, kam hinzu um ihnen in der Meinung der Welt zu schaden. So wenig auch Jean aus Condé von den drei Menestrels im Hofhalte König Noble's, dem Sohne des Affen Martin, dem des Katers Tybert und dem jungen Hunde, berichtet, das versäumt er doch nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß sie sich gegenseitig nichts weniger als lieb hatten, vielmehr sich sehr oft in den Haaren lagen. Die Spielmannsdichtung zeigt denn auch Spuren genug der Gehässigkeit, mit welcher einer dem andern sich in den Weg stellte. Ohne Zweifel ist nicht immer das Leidenschaftlichste und Heftigste, was uns von Schmähungen eines Sängers auf den andern vorliegt, auch das am meisten ernst gemeinte. Vielmehr darf man annehmen, daß gerade solche Angriffe und Widerreden mehr persönlicher Natur, wie wir sie früher an einem Beispiel kennen gelernt haben, erst nach Verabredung der beiden Fechter und auf gemeinsame Rechnung ins Werk gesetzt, vielleicht auch ihrem ganzen Bestande nach von nur einem Dichter verfaßt wurden. Um so aufrichtiger waren die Invectiven gemeint, die sich unpersönlich gegen Berufsgenossen im Allgemeinen, aber die Anwesenden jedenfalls nicht ausgeschlossen, richteten, zumeist wohl gegen solche, die sich unterfangen hatten, die nämliche Sage zum Gegenstande epischen Gesanges zu wählen und denen man nun Fälschung des Ueberlieferten zur Last legte, dann etwa gegen solche, die mit vordringlichem Gebahren Anderen den verdienten Ertrag der Arbeit zu schmälern drohten und deren Frechheit man die eigene Verschämtheit eifrigst gegenüberstellte, oder gegen weniger geschickte Musikanten als z. B. Trommler und Dudelsackspieler, die besser auf dem Dorfe geblieben wären, statt feiner Leute Ohren zu betäuben und richtiger Künstler Geigen zu übertönen.

Es war nur gut, daß Anfeindung von außen die Standesgenossen zu festerem Zusammenhalten trieb. Solche Anfeindung ging zuvörderst von der Geistlichkeit aus, welche zum Theil an dem oftmals lockern Wandel der Spielleute Anstoß nahm oder doch in demselben einen Vorwand für Angriffe fand, die thatsächlich mehr durch die Verhöhnung des geistlichen Standes und

durch frivole Behandlung religiöser Dinge seitens der weltlichen Kunst veranlaßt waren. Wenn man gestützt auf eine Stelle eines Theologen des dreizehnten Jahrhunderts die Ansicht ausgesprochen hat, es sei von Seiten der Gesellschaft eine sorgfältige Unterscheidung vollzogen worden zwischen leichtsinnigen Possenreißern, Tänzern, Gauklern, Mimen einerseits und den dem römischen Alterthum noch nicht bekannten „würdigen, ernsthaften, sittenstrengen Sängern des nationalen Epos“ andererseits, die in den frömmsten Klöstern, bei Bischöfen und Königen gute Aufnahme gefunden und sich selbst als Träger einer wichtigen Sendung betrachtet (!) hätten, so giebt man jener Stelle zu große Bedeutung. Freilich hält der wohlmeinende Gewährsmann die verschiedenartigen Richtungen spielmännischer Kunst auseinander, billigt die eine und verdammt die andere, was wir ihm gar nicht verdenken; aber wenn er die Duldung der Sänger, welche von den Thaten der Fürsten und dem Leben der Heiligen singen, an die Bedingung knüpft „Si non faciunt talia“ d. h. wofern sie sich des Besuchs der Trinkgelage, des Vortrags unzüchtiger Lieder und dergl. enthalten, so sehn wir doch hieraus, daß es sich um eine thatsächlich noch lange nicht vollzogene, wohl aber von geistlichen Lehrern angestrebte Reform der Spielmannsthätigkeit handelte, die denn auch, so viel wir wissen, niemals durchgeführt worden, sondern an den Neigungen des weltlichen Publikums gescheitert ist. Mit vollem Rechte aber weist Jean aus Condé die Angriffe der Jacobiner und der Minoriten zurück, die in ihren Predigten gegen den gesammten Stand der Menestrels zu Felde zogen und Freigebigkeit gegen dieselben als Teufelsdienst bezeichneten; er erinnert an David, vor dessen Saitenspiel der Teufel aus König Saul gewichen sei, an die Psalmenstelle, wo eine große Zahl Instrumente namhaft gemacht werde, mit deren Klang man Gott preisen könne, an die Irrsinnigen, die in der Sanct Acharius Kirche in Haspre festgebunden seien und Geigenklang mit größtem Widerstreben hören, was ein deutlicher Beweis sei, daß der Böse von der Kunst der Töne nichts wissen wolle, und erwähnt mit begreiflichem Selbstgefühl der wunderthätigen Kerze von Arras, die von der Mutter Gottes zweien Spielleuten übergeben worden sei und von den Spielleuten immer noch mit geziemender Sorgfalt gehütet werde. Aehnliche Gunstbeweise hatte auch anderwärts die heilige Jungfrau Musikanten gegeben, den frommen Harfner von Rochester, den ein Windstoß von der Brücke geweht hatte, über Wasser gehalten, bis ihn die Wellen ans Ufer trugen, so daß er schon unterwegs ihr zu Dank und Preise die Saiten schlagen konnte, dem braven Springer, den wir früher kennen gelernt haben, die heiße Stirn gekühlt; einem dritten Verehrer aus dem Fiedlerstande, der an einem berühmten Wallfahrtsorte vor ihrem Altar so schön gespielt hatte, daß nach des alten Erzählers Ausdruck seine Fiedel sprechen zu wollen schien, und der sie, wie es denn Menestrel-

brauch war, die Kunst nach Brod gehn zu lassen, um eine der vielen Altarkerzen bat, hatte sie eine gar schöne auf seine Geige heruntersteigen heißen. Doch scheint es nicht, als ob die geistlichen Erzähler dieser Wunder darum dem Musikantenstande größere Gunst zugewandt hätten; eher scheint die Tendenz der Berichterstatter dahin zu gehn zu zeigen, wie auch dem gering geachteten Spielmanne die Huld der Himmelskönigin kostbaren Lohn nicht versage, wenn er ihr aus aufrichtigem Sinne liebende Verehrung zolle. Gewiß ist, daß der kunstreiche Dichter des letzten der drei Wunder, der Prior und höchst fruchtbare Legendendichter Gautier aus Coinsy — die weniger gewandten Erzähler der beiden anderen sind uns unbekannt — den Spielleuten keineswegs freundlich gesinnt ist. Er spricht unverhohlen seinen Aerger darüber aus, daß Fürsten, Ritter und andere vornehme Leute lieber tolle Possen, weltliche Weisen, erdichtete Mähren als Lebensgeschichten der Heiligen hören, eher dem Spielmanne glauben, der ihnen von Renouart mit dem großen Balken singt, als dem Kanzelredner, der die Wunder Gottes verkündet, und sich lange Romane, aber kurze Predigten ausbitten, und daß selbst Geistliche, statt der heiligen Jungfrau Lob zu singen, Liebeslieder an Mariechen, Tiberjon und Emmelot über die Lippen bringen, oder Isengrim und sein Weib in ihre Schlafstuben malen lassen, statt auf würdigen Bilderschmuck für ihre Kirchen bedacht zu sein. Er für sein Theil verwahrt sich des Entschiedensten dagegen, daß man ihn zu den Menestrels rechne; auch Dichter, Trouveor, will er ja nur sein, wo es das Lob der Jungfrau gilt, von den Menestrels aber scheidet ihn, daß er nicht um Ruhm, noch um Gewänder oder sonst irdisch Gut, sondern einzig um die Liebe der Frau singt, die ihres gleichen nicht auf Erden, nicht im Himmel hat. Es war denn wohl auch der Weg, der noch am ehesten zum gewünschten Ziele führen mochte, wenn man wie Gautier und so viele andere seines Standes statt bloß gegen leichtfertige Dichtung zu eifern, sich in einen Wettkampf mit der Kunst der Laien einließ, zur Sprache des Volkes griff, die poetische Technik der Weltlichen sich aneignete oder gar überbot und der Sangeslust, die auch in den Klöstern sich nicht ertödten ließ, durch geistliche Umdichtung der Volkslieder entgegen kam. Auch den fahrenden Sängern geistlichen Standes und gelehrter Bildung, die ihren gereimten lateinischen Gesang, die Vagantenpoesie, von einem geistlichen Hofe, von einem lebenslustigen Kloster zum anderen trugen, legten gebieterische Verhältnisse mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, entweder sich den im Grunde auch von ihnen über die Achsel angesehenen Spielleuten anzunähern oder aber sich aufzugeben. Wenn ein strengeres Kirchenregiment ihrem leichtfertigen Treiben entgegen trat und dem wohl immer noch vorhandenen Wohlgefallen an ihrer übermüthigen Kunst untersagte hervorzutreten und sich durch die That zu erweisen, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich an ein minder ängstliches Publicum zu wenden und

sich dessen Sprache zu bequemen, d. h. Menestrels zu werden oder aber der fahrenden Dichterei gänzlich zu entsagen. Daß nicht wenige Ersteres wählten, ist unverkennbar und hat der französischen Literatur manches eigenartige Stück eingetragen, das wir um keinen Preis missen möchten. Kommt Einen nicht die Lust an, den munteren Scherz „die Büchervertheilung" in das Latein der Carmina Burana zu übersetzen? Wehmüthige Blicke wirft der Dichter der nicht kleinen Bibliothek nach, die einst sein war, und die er jetzt sammt Rock und Mantel zerstreut weiß über ganz Frankreich. Da ist keine Stadt, wo er nicht etwas zurückgelassen hat: sein Meßbuch ist in Salins vertrunken; seine Antiphonen liegen in Montpellier beim Gewürzhändler; sein Statius und sein Virgil sind in Abbeville beim Würfelspiel verloren; in Orleans ist der Donat, in Amiens der kleinere Cato geblieben, u. s. w. Wie soll all der Schaden gut gemacht werden, wenn nicht milde Hände das Nöthige zusammenlegen? Die freundlichen Geber dürfen sich denn auch darauf verlassen, daß ins Kloster zurückgekehrt, er um die Vergebung ihrer Sünden wird beten lassen. —

Wie aber auch geistlicher Eifer und Gelehrtenhochmuth sich zu den Spielleuten gestellt haben mag, wir verzeihen ihnen gern, was sie gesündigt haben, und denken lieber daran, daß Großes durch sie geschehen ist, daß durch sie das Beste, was ihre Zeit hier oder dort im Lande an Poesie und Musik werden sah, zum Besitze des gesammten Volkes wurde; wir denken der Erhebung, die sie Unzähligen brachten aus kleinlichen Gedanken und niederhaltender Sorge um persönliches Gedeihen zu den Höhen, von wo angesehen die Welt je nach des Dichters Belieben bald die lächerliche Bedeutungslosigkeit menschlicher Convenienzen und auf eiteln Schein gerichteten Strebens herauskehrt, bald den furchtbaren Ernst alles Menschenlooses dem Auge offenbart, bald als ein Kampfplatz erscheint, in welchem dem eigenen Volke gewaltiges Ringen auferlegt, aber auch ein ruhmvoller Sieg sicher ist. Wenn ein Theil ihrer Nachkommenschaft es heute nicht weiter gebracht hat als zu den Triumphen und dem dankbaren Lachen des Cirkus, ein anderer zu der nicht von Allen geschätzten Vocal- und Instrumental-Musik vor Küchenfenstern und auf Jahrmärkten, so erinnern uns diese Räume, daß eine glücklichere Linie ihrer Descendenz Aufgaben sich stellt und um Kränze wirbt, deren hohe Bedeutung auch die Besten des Volkes willig anerkennen; uns entgeht auch nicht der Faden, der von den alten Spielleuten zu den heutigen Bühnenkünstlern herüberleitet, auf deren Tüchtigkeit wiederum jedes gebildete Volk stolz ist oder doch gern stolz sein möchte. Und noch nach einer ferneren Seite hin nimmt der sorgfältige Beobachter einen genealogischen Zusammenhang wahr: Hätten wir nicht, wie es das zu Gebote stehende Maß von Zeit rathsam erscheinen ließ, die altprovenzalischen Spielleute ganz von der Betrachtung ausgeschlossen,

so würden wir auch von den kostbaren Notizen haben sprechen können, welche manche provenzalischen Liederbücher uns über die Lebensumstände der Dichter und die Entstehung mancher Lieder neben den Texten selbst enthalten. Diese meist kurz gefaßten Prosastücke sind schwerlich bloß auf Leser berechnet gewesen, sondern haben aller Wahrscheinlichkeit nach die Bestimmung gehabt, dem vortragenden Spielmann das nöthige Material zu einigen seinen Gesang einleitenden Worten zu geben, ohne welche manches Lied unverständlich war. Sie sind nicht blos werthvolle Documente, sondern sie sind geradezu der erste, bescheidene Anfang der romanischen Literaturgeschichte; und diese hat somit in den Spielleuten nicht bloß ein Object kühler Betrachtung zu sehen, sondern sie hat guten Grund auch ihrerseits zu ihnen als zu einer Art Ahnen dankbar emporzublicken.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

III.

Unvermuthet erschien Ostern 1775 auch der im November 1774 in seine Heimath Zweibrücken zurückgereiste Hahn wieder. „Was sagst Du dazu," fragt Christian Rudolf froh den entfernten Freund, „daß Hahn wieder hergekommen ist, Theologie zu studiren? Für mich, kannst Du denken, ist es eine außerordentliche Freude. Hahn ist fast immer munter. Er ist auch so alt noch nicht: 21 Jahre, und hat viel Lust zu seinem neuen Studium; da hoffe ich, daß es schon damit gehen wird. Ich bin versichert, daß, wenn er nur die Lust behält, er noch einmal ein ganzer Prediger werden wird."

Auch auswärtige Freunde halfen, die durch Voß' Weggang entstandene Lücke zeitweilig auszufüllen. „Vorige Woche," schreibt Chr. R. Boie unterm 13. April 1775 an Hammerich, „waren die Grafen Stolberg hier. Sie blieben nur 1½ Tage. Ich begleitete sie, weil mein Bruder nicht konnte, mit Hahn und Closen nach Cassel. Es war eine sehr vergnügte Reise. Was das vor herrliche Leute sind! Und besonders der Jüngste! Du solltest ihn sehen! Man sieht ihn mit Bewunderung an. Seine Miene hat etwas unbeschreiblich Erhabenes. Und wenn man ihn sprechen hört! Alles was er spricht, so frei, so edel, so deutsch! — Viel gesprochen habe ich nicht mit ihm; ich war zu blöde. Wäre ich doch so glücklich gewesen, länger mit ihnen umzugehen! Beide haben etwas sehr Freundschaftliches und Vertrauliches. Aber ich sehe sie gewiß wieder, und vielleicht länger und öfter! Solche Leute seine Freunde zu nennen, wäre ein Glück, das ich mit keinem andern vertauschen möchte. — In mein Stammbuch haben sie auch geschrieben. Dies soll mir immer

heilig und für keine Andern, als Freunde bestimmt sein. Für Bursche habe ich mir ein anderes machen lassen."

In der ersten Woche des August „kam Ebert*) aus Braunschweig durch Göttingen; er blieb hier einige Tage, war aber so viel zu Gast gebeten, daß ich ihn nur eine Stunde gesehen habe und fast gar nicht gesprochen, denn als ich da war, war die ganze Stube von Professoren und Anderen, die ihm Aufwartung machten, voll. Er hat etwas an sich, das bei'm ersten Augenblicke gefällt. Im Aeußerlichen hat er etwas auffallend Aehnliches mit Klopstock, und das mag auch wohl Ursache gewesen sein, daß er mich sogleich einnahm. Ich werde gewiß, um ihn näher kennen zu lernen, über Braunschweig zurückreisen. Auch Hahn gefiel er sehr."

Ausflüge brachten ebenfalls Abwechslung in die „Einsamkeit", über die unser Boie geklagt hatte; „vor vierzehn Tagen," schreibt er am 12. August 1775, „war ich mit meinem Bruder bei Bürger.**) Er wohnt noch bei seinem Schwiegervater, ungefähr eine Meile von hier, in einer ganz entzückenden Gegend. Wir waren einen ganzen Tag da sehr vergnügt. Er, sein Schwiegervater und überhaupt die ganze Familie gefielen mir sehr. Nach langer Zeit genoß ich einmal wieder ganz die ländlichen Freuden, die wahrhaftig mit nichts zu vergleichen sind. Wie selig würde ich mich halten, wenn ich einmal einen Sommer so zubringen könnte! Man fühlt sich so ganz als ein anderer Mensch, und die Seele zu etwas Höherem und Erhabenem bestimmt. Wie öde und ekel war mir den anderen Tag Alles in der Stadt!"

Kurze Zeit darauf, in der letzten Septemberwoche, ist Cassel das Reiseziel; hier imponirt unserm Boie namentlich die Gemäldegallerie, der billige Preis des Rheinweins und Burgunders, das Marmorbad, die Menagerie und in der Kunstkammer ein großer Brennspiegel von Tschirnhausen. „Doch wer kann Alles erzählen! Cassel übertrifft an Pracht Alles, was ich gesehen habe, bei Weitem. Aber nothwendig muß ein Fürst, wie der Landgraf, durch solchen Aufwand sich ruiniren." — Wie wenig Letzteres der Fall war, ist bekannt; die aus dem Verkauf der Landeskinder an England gelösten Summen gewährten den Hessischen Landgrafen reichlich die Mittel zu ihrem verschwenderischen Luxus.

Gestaltete sich solchermaßen das äußere Leben unseres jungen Freundes bunt genug, so fragen wir billig, wie es denn mit seinen Studien aussah? Sehr merkwürdig schreibt Boie über diese am 30. Juli 1775: „Es ist, bei der starken Hitze, eine rechte Plage, im Collegio drei Stunden hinter einander

*) Joh. Arn. Ebert, geb. 8. Februar 1723 zu Hamburg, seit 1753 Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, † das. 19. März 1795.

**) In Niedeck. Vergl. Briefe von und an G. A. Bürger, I. 237.

gedrückt zu sitzen. Bald möchte man's ganz aufgeben, besonders wenn man oft nichts zu hören kriegt, was des Schweißes werth ist. Ueberhaupt muß ich Dir sagen, ich bekomme immer mehr Abneigung gegen das viele Studiren. Worin macht es Einen besser und vollkommener, und was ist es oft, als eine andere Art des Müßigganges? Einen Abend, den ich ganz für mich mit stillem Vergnügen zubringe, halte ich für weit besser angebracht, als wenn ich ihn mit Studiren verderbe. Wenn man die Schönheit der Natur fühlen kann, wenn man Klopstock liest, fühlt man sich so erhoben, so enthusiastisch — aber wenn man bei dem trockenen Repetiren sitzt, so niedergedrückt, so dumm! Und ich glaube wahrhaftig nicht, daß Gott den Menschen dazu in die Welt gesetzt hat. Ein rechter Prediger braucht gewiß nicht so viel, und doch, glaube ich, kann er seiner Pflicht in ihrem ganzen Umfange Genüge thun. Freilich muß er seine Bibel verstehen, aber ich fühle immer mehr, daß die so gar schwer nicht ist, wenn man sie nur mit Menschenverstand und wie ein anderes Buch liest."

Einen nicht minder tiefen Blick in das Seelenleben eines jungen Theologen aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gewähren uns die gelegentlichen Mittheilungen über das, was unser Freund gelesen hat. „Herders Schrift über den Ursprung der Sprache hat mir sehr gefallen. Den menschlichen Ursprung der Sprache hat er mir außerordentlich wahrscheinlich gemacht," schreibt Rudolf Boie. Warm lobt er Herders theologische Werke, noch wärmer äußert er sich über Lavater, den er „mit Entzücken" liest; „wie heiß, wie hinreißend spricht der Mann, wenn er von seiner Religion spricht! Selbst da, wo er Schwärmer ist, muß man ihn bewundern. Fast halte ich es für Sünde, wenn man einen solchen Mann verspottet, wie z. E. im Timorus*) geschehen. Einer der größten Wünsche für einen Geistlichen muß es sein, auch so von seinem Glauben durchdrungen zu werden und dann so warm wie es aus dem Herzen kommt, den Zuhörern zu predigen. Gewiß, das muß Nutzen schaffen!"

Die Gegensätze berühren sich — neben Lavater ist es Kant, von dem sich Boie angezogen fühlt. „Ich habe," schreibt er, „von Kant hier einige vortreffliche Sachen gelesen, besonders die Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. Er philosophirt darin über die Geschichte von dem bekannten Swedenborg**), und das in einer so angenehmen

*) Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben. Von Conrad Photorin (Lichtenberg), der Theol. und belles lettres Candidaten. Berlin, 1773.

**) Em. v. Swedenborg, geb. 29. Januar 1688 zu Stockholm, widmete sich gänzlich theosophischen Speculationen, bereiste Deutschland, Holland, Frankreich, Italien

Schreibart, und zuweilen mit einer so feinen Ironie, daß man nicht weiß, ob er lacht oder ernsthaft ist."

Ein andermal fragt Boie den Freund: „Hast Du die Briefe über das Mönchswesen, die anno 72 herausgekommen sind, gelesen? Der Verfasser ist Herr von La Roche, dessen Frau die Briefe der Sternheim geschrieben hat. Wie sehr muß man sich freuen, daß man in katholischen Ländern anfängt, so frei zu schreiben! Der Kaiser*), so ungern er sonst liest, hat sie gelesen und 40—50 Exemplare unter die Geistlichkeit austheilen lassen. Man sieht aber auch daraus, wie tief der Aberglaube noch eingewurzelt ist, und wie unendlich viele Schwierigkeiten die Aufklärung bei der katholischen Verfassung hat. Den Geistlichen, und besonders den Bettelmönchen, werden die bittersten Wahrheiten gesagt. In Wien wird der gute Geschmack wohl nie aufkommen, so lange keine Freiheit da ist. Die besten Schriften werden confiscirt, und die Wiener Producte sind nichts anderes, als elende Schauspiele, worunter, wie ich glaube, auch des Herrn von Gebler**) seine gehören."

Es ist der strenggläubige Protestant, der aus diesen Zeilen spricht. Wir hören ihn auch, wenn er (am 13. April 1775) über Nicolais, gegen Orthodoxie und Unduldsamkeit gerichtete Satyre: „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker", ziemlich wegwerfend schreibt, daß ihm der zweite Theil schlecht gefalle und weit hinter dem ersten zurückstehe. „Gleich zu Anfang wird ein Pietist, und zwar von der gröbsten Art, die schon so oft lächerlich gemacht sind, von Neuem lächerlich gemacht. Und die Begebenheiten sind so romanhaft, so Ein Abenteuer auf's Andere gehäuft, daß dem Verfasser nichts leichter gewesen zu sein scheint, als so etwas zu schreiben. Der Sebaldus kommt auch nach Holstein. Die armen Holsteinischen Prediger werden mit den schwärzesten Farben geschildert. Das heißt doch wohl dem Lande Unrecht gethan. Ich glaube gewiß, daß unter Zwanzigen nicht Einer ein solcher Ketzermacher ist. Beiläufig kriegen die Gelehrtenrepublik und die Barden auch ihr Theil. Für's Herz ist gar nichts darin, aber das war auch wohl des Verfassers Absicht nicht."

Daß dem milden, christlichen Sinne unseres jungen Freundes Mathias

und England, † zu London am 29. März 1772. (Er rühmte sich wirklicher Visionen und göttlicher Offenbarungen; seine Anhänger suchten seine Idee des „neuen Jerusalem" zu verwirklichen. In England existiren noch gegenwärtig „Swedenborgianer" (etwa fünfzig Gemeinden).

*) Joseph II.

**) Tob. Phil. Frhr. v. Gebler, geb. 1726 zu Zeulenroda im Voigtlande, stand seit 1753 in österreichischen Diensten; 1768 Staatsrath, 1782 geheimer Rath, starb er 1786 zu Wien. Er schrieb viel für's Theater, doch nicht mit sonderlicher Auszeichnung. Seine „gesammelten theatral. Werke" erschienen 1772—1773 zu Prag in drei Bänden.

Claudius besser zusagen mußte, ist natürlich. „Asmus' opera omnia haben wir hier auch schon," schreibt er am 2. Mai 1775, indem er sichtlich befriedigt hinzusetzt: „Es ist ein ganz vortreffliches Buch. Und auch verständlich, daß Viele es lesen und kaufen werden."

Dem heranrückenden Wintersemester 1775—76 sieht unser Boie freudig genug entgegen; „meinen Bruder behalt' ich diesen Winter gewiß" berichtet er mit stillem Glücke, „und für mich weit mehr als sonst, weil er nicht mehr durch die verwünschten Engländer genirt ist. Vaughan ist endlich abgereist, nun ist er von aller Verbindung mit den Engländern frei. Er übersetzt jetzt eine Reise von Chandler nach Kleinasien, die bis Weihnachten fertig sein soll, und es ist doch ein starker Quartband*). Auch hat er mit Dohm**) den Plan zu einem deutschen Journal gemacht, wozu sie von vielen Gelehrten Beiträge hoffen und von Einigen schon erhalten haben. Es schränkt sich nicht auf die schönen Wissenschaften ein, sondern erstreckt sich auf alle Arten und wird nach dem Plane mehr deutsche Sachen enthalten. Alle Monate kommen sechs Bogen heraus. Den Merkur wird es auf alle Weise übertreffen."

Dies Journal war das deutsche Museum***), dessen erstes Stück Ende Januar 1776 erschien; „der Plan war groß, und in seiner glücklichen Ausführung liegt zum guten Theil das Verdienst, welches sich H. Chr. Boie um unsere Literatur erwarb." — Hatte der Unternehmer jedoch geglaubt, durch seine Zeitschrift sich ein unabhängiges Leben zu gründen, so mochte er solche Hoffnungen bald als zu hoch gespannt erkennen; gern griff er daher zu, als ihm die Stelle eines zweiten Stabssecretärs bei dem commandirenden General von Spörcken zu Hannover angetragen wurde. Bereits am 7. Januar 1776 befand er sich im Besitze der Ernennung; anfangs Februar siedelte er nach Hannover über. Christian Rudolf sah sich in Göttingen allein, doch keine egoistische Klage darüber entströmt seiner Feder. „Ueber die Bedienung, die *mein* Bruder gekriegt hat," schreibt er an den Freund, „wirst Du Dich gewiß mit uns Allen freuen. Gottlob, daß er endlich einmal aus den verdrießlichen

*) Reisen in Kleinasien, unternommen und beschrieben von Rich. Chandler. Leipzig 1776.

**) Chr. C. W. Dohm, geb. zu Lemgo 11. December 1751, 1773 Pagenhofmeister in Berlin, studirte 1774 in Göttingen wieder Staatsrecht und Geschichte; 1776 Prof. in Cassel, seit 1779 im auswärtigen Ministerium zu Berlin angestellt, trat er 1807 in den französischen Staatsdienst über und † 29. Mai 1820.

***) Vergleiche Karl Weinholds ausführliche Darstellung; H. Chr. Boie, 255 fg. Der Titel lautete: „Deutsches Museum." Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung, 1776—1788. Dreizehn Jahrgänge zu je 2 Bänden 8°. Eine Fortsetzung (4 Bände) erschien als „Neues Deutsches Museum" 1789—98 zu Leipzig bei G. J. Göschen.

Geschäften, die ihm keine Aussichten für die Zukunft gaben, heraus ist und ein Ruheplätzchen gefunden hat. Das Autorleben hat auch seine großen Unbequemlichkeiten. Man muß, wenn man bloß schreibt, um sein Brot zu haben, schreiben — man mag aufgelegt sein oder nicht, ohne die gute Stunde zu erwarten, und ist dazu noch ein Sclave vom Buchhändler. So weiß ich, ist's Hölty mit Weygand gegangen. Er übersetzt Hurds Dialogen*) und kann wegen seiner Schwachheit die Arbeit nicht fortsetzen. Gleich schreibt ihm Weygand einen Brief voll der größten Grobheiten. Wenn mir so etwas begegnete, wär' ich im Stande, ihm seinen ganzen Kram vor die Füße zu werfen. — Die Einrichtung des Museums, das mein Bruder herausgeben will, gefällt mir außerordentlich. Den Plan wirst Du gesehen haben. Diese Woche kommt das erste Stück schon. Es kommen herrliche Sachen darin. Besonders wird der Brief vom Grafen Stolberg über Lavatern**) viel Aufsehen machen. Er ist durchaus mit einer Wärme, die bis zur poetischen Begeisterung steigt, geschrieben. Als Prosaist war Stolberg noch nicht bekannt, aber auch hierin hat er, wie in Allem, seines Gleichen nicht. Ich halte ihn für einen der größten Männer Deutschlands. Du solltest nur sein Gesicht sehen! So viel Muth und Entschlossenheit, aber auch so viele Offenheit, Redlichkeit und Freundschaft ist darin abgebildet! Wenn ich doch so glücklich wäre, ihn noch einmal in meinem Leben zu sehen! — Für die folgenden Stücke des Museums ist auch schon sehr gesorgt. Aus unseren Gegenden kriegt er für eins der folgenden Stücke eine Abhandlung von Oeder. Von Lenz***) kommt eine herrliche Erzählung in's folgende Stück, dergleichen er mehrere fertig liegen hat. — Bei der neuen Stelle wird das Museum keinen Schaden leiden, denn mein Bruder hat die meiste Zeit nur den Morgen Geschäfte. Und so sehr viel Zeit nimmt ihm das Museum nicht. Seine Uebersetzung von Chandlers Reise nach Kleinasien ist fertig, bis zur Ausbesserung. So viel ich davon gesehen habe, wird es ein sehr interessantes Buch werden. Es betrifft meistens die Alterthümer, aber es kommt doch viel Gemeinnütziges darin vor, und ist dazu schön geschrieben. Aber zu übersetzen ist es sehr schwer."

*) Hurd, Richard, 1720—1808, englischer Prälat, berühmter Schriftsteller und Sprachkenner. Sein angesehenstes Werk waren die Dialogues, moral and political, die von 1758—64 erschienen, eine Gesammtausgabe 1765, 3. vol. Die Uebersetzung Höltys ist betitelt: „Hurds moralische und politische Dialogen. Aus dem Englischen übersetzt von Ludwig Heinrich Hölty." Leipzig 1775. 2 Thle. (in Weygands Verlage).

**) Es ist ein Schreiben von Fr. Leop. Grafen Stolberg an Math. Claudius gemeint (Deutsches Museum, I, 41—49.), datirt: „Auf der Reise in Franken. November 1775." — Eine gutgeschriebene, freundschaftliche Charakteristik Lavaters.

***) Oeder lieferte 1776 in das siebente Stück des Museums eine Abhandlung über die beste Einrichtung der Wittwenkassen; Lenz ließ im Februar- und März-Stücke genannten Jahres seinen „Zerbin, oder die neuere Philosophie" erscheinen.

Nur wenige Wochen noch blieb Christian Rudolf Boie nach dem Weggange seines Bruders in den alten Verhältnissen; mit Ablauf des Wintersemesters verließ auch er Göttingen. Ueber seine Rückreise nach der Heimath lesen wir: „In Hannover blieb ich noch drei Tage und war recht vergnügt. Ich habe verschiedene vortreffliche Leute, u. A. Zimmermann*) und die Madame Kestner (vormals Lotte Buff) kennen lernen. Letztere gefiel mir über Alles. Der Ort selbst ist groß und schön und hat vortreffliche Spaziergänge. Mein Bruder hat seine Einrichtung noch nicht ganz gemacht; sobald er völlig in Ruhe ist, wird er sehr vergnügt da leben können. In Hamburg bin ich bloß bei Klopstock gewesen, weil mein Koffer zurückgeblieben war und ich bloß mein Reisekleid hatte. Klopstock behielt mich zum Essen und führte mich hernach in ein Concert, wo eine Oper aufgeführt wurde. Die Winthem und einige andere Damen sangen."

Dies war für lange Zeit der letzte Lichtblick in dem Leben unseres Freundes: ohne daß er es erfuhr (Klopstock, der es wußte, verschwieg es ihm), war ihm soeben nach langen schweren Leiden der greise Vater gestorben; Christian Rudolf trat zu Flensburg in ein Trauerhaus. „Meine Ankunft war sehr trübe," berichtet er dem Freunde, der unterdessen Flensburg verlassen und in Kiel — wohin ihm Rudolf Boie ungesäumt nachzukommen gedacht — seine Studien begonnen hat. „Den besten Vater habe ich nicht mehr gesehen! Du kannst Dir gewiß meinen ganzen Verlust vorstellen! Ach, zu einer Zeit, wo ich ihm am Meisten hätte nützen können! Mein größter Trost ist, daß er von seinen unsäglichen Schmerzen nun befreit und unaussprechlich glücklich ist."

Der schwere Schicksalsschlag reifte den Jüngling, der nun den Seinen eine Hauptstütze sein mußte. Er entschließt sich, das Sommerhalbjahr hindurch in Flensburg zu bleiben, hauptsächlich, um den Auctionskatalog über des Vaters stattliche Bücherei zu verfassen, die im Herbste versteigert werden sollte. „Unter Papas Büchern ist eine Menge rarer Stücke," schreibt er, „die, wenn sie nur an einen Kenner kommen, theuer verkauft werden." Um sich von dem Lebensziel, das er sich gesteckt, jedoch nicht allzuweit zu entfernen, unterhandelt er mit einem Freunde, der im Glücksburgischen Pfarrer ist, für ihn eine Predigt zu halten, „da man im Glücksburgischen predigen kann, ohne tentirt zu sein." Er geht mit Ernst an's Werk: „weil es das erste Mal ist," schreibt er, „wird es mir wohl ein bischen Mühe kosten! Wenn ich nur Etwas von dem Begriff, den ich mir selbst von einer guten Predigt mache, erfüllen könnte! Aber der Abstand zwischen Theorie und Praxis ist gar zu groß. Und dann — vor Bauern! Vor einer aus gebildeten Versamm-

*) Johann Georg Zimmermann, geb. 8. December 1728 zu Brugg im Ct. Aarau, studirte zu Göttingen, ward 1768 als Leibarzt des Königs von England nach Hannover berufen, von König Friedrich II. in dessen letzter Krankheit consultirt, † am 7. October 1795.

lung, däucht mich, müßte es nicht so schwer sein." Indessen lief die Sache doch ganz gut ab: „meine Predigt hab' ich Gottlob überstanden," schreibt er am 8. August 1776; „es ging recht gut, nur daß ich zu Anfang etwas furchtsam war, und weil ich confus war, mich nicht auf mein Gedächtniß verlassen wollte. Das zweite Mal soll es schon dreister gehen!"

Gleichzeitig giebt er dem Freunde Auftrag, zum Winter für ihn ein Zimmer in Kiel zu miethen, damit er seine Studien dort vollende: mehr als fünf Thaler monatlicher Miethe auszugeben, übersteige aber — wie er vorsichtig bemerkt — seine Mittel. Merkwürdig ist bei dieser Gelegenheit eine Charakteristik der Kieler Universität, in welcher es heißt: „Strenge Gesetze haben die Kieler sehr nöthig; schändlich und abscheulich ist es, was für Streiche sie begehen. Und der Mann, der es hört, denkt dabei: „Das sollen einmal Deine Lehrer der Weisheit und Tugend werden!" Darunter müssen wir, die wir anders denken, sehr leiden. Denn nachgrade fängt man an, einen Kieler Studenten für einen verächtlichen und weggeworfenen Menschen anzusehen." Fast zu pedantisch hielt Christian Rudolf Boie auf strenge Moral: auch das Genie soll ihre Regeln üben: „Goethe", schreibt er um diese Zeit mit einer gewissen Trauer, „soll jetzt mit dem Herzog von Weimar wie ein wilder Bursche herumschwärmen, und seine Aufführung soll überhaupt schlecht sein. Es thut mir sehr leid um ihn; was könnte Der für Nutzen schaffen, wenn er wollte!"

So würdig, so gesetzt zieht unser Freund nach Kiel; kein „Werdender" mehr, sondern fast schon ein Fertiger, ganz Gereifter. Die brieflichen Nachrichten von ihm hören hier auf, und wir, die wir nur den Entwicklungsgang des begabten Jünglings zu betrachten uns vorgesetzt, haben das nicht zu bedauern; handelte es sich doch von vorn herein für uns nur um den Einblick in die Knospe dieses Seelenlebens.

Um jedoch die unwillkürlich sich aufdrängende Frage, was aus dem unserm Herzen nicht gleichgiltig gebliebenen Christian Rudolf Boie zuletzt geworden sei, nicht gänzlich ohne Antwort zu lassen, so sei erzählt, daß wir ihn 1780 als Informator in der Flensburger Familie Feddersen finden. Mit Vergnügen lesen wir in dem letzten der vorhandenen Briefe, wie glücklich sich unser Freund in seinem neuen Verhältniß fühlt. „Ich habe ein so gutes Loos getroffen" schreibt er, „daß ich mir in meinem Candidatenstande kein besseres wünschen kann. Madame Feddersen und ihr Schwager Friedrich begegnen mir mit Achtung, und ich habe im Hause einen angenehmen Umgang. Kurz, es ist das beste Haus, das ich in Flensburg kenne."

Er brachte in demselben mehrere Jahre zu; Ostern 1783 sah er Voß — der 1782 sein Rectorat in Eutin angetreten hatte — zum Besuche in Flensburg; an die älteste Tochter des Feddersenschen Hauses, die schöne und

talentvolle Anna, richtete damals Voß das Gedicht: „Der Abschied", als sie ihm eine Brieftasche schenkte, die sie „umschimmert von der purpurnen Frühe" gefertigt hatte.

1788, nachdem Rudolf Boie eine Zeit lang bei'm Conferenzrath Karstens zu Kopenhagn in zufriedener Lage eine Stelle innegehabt, welche ihm jedoch keine Aussicht zu fester Versorgung bot, ward er auf Veranlassung seines Schwagers als Conrector nach Eutin berufen, wo er neben Voß in gesegneter Lehrthätigkeit bis 1795 wirkte. Am 16. April des genannten Jahres machte ein Lungenleiden, gegen welches er im Sommer zuvor vergebens im Friedrichshospital zu Kopenhagn Heilung gesucht hatte, seinem Leben ein schmerzloses Ende; er schied „wie Einer, der auf wenige Tage verreist". Voß, der mit ihm „Rath, Freude und Trost verlor" setzte ihm*) mit den Worten ein Denkmal: „Rudolph Boie war ein Mann von weitumfassender Gelehrsamkeit, der mir oft aushalf; bewandert in Dichtern und Prosaikern des Alterthums und der neueren Zeit, in Geschichte, Weltweisheit und allen Fächern der Theologie, ein vorzüglicher Schullehrer und Kanzelredner, in engerem Kreise ein unterhaltender Gesellschafter, ein goldtreuer Freund."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Schützenfest, Schwindel, Fasching. — Schwungvolle, kunstreich stilisirte Ansprachen sind kürzlich an die Gesellen des deutschen Schützenbundes, und nicht minder an die Brüder in Oesterreich und an die benachbarten Eidgenossen ergangen, um zu zahlreichem Besuche des allgemein deutschen Schützenfestes einzuladen, welches in der ersten Augustwoche d. J. in der schwäbischen Hauptstadt gefeiert werden soll. Da Stuttgart sich rühmen darf, mancherlei Anziehungspunkte für Festgäste zu besitzen, so erwartet man, daß jenen Ansprachen die gebührende Beachtung zu Theil werden werde, und macht sich auf riesige Dimensionen des Völkerzustroms gefaßt, den aufs würdigste zu empfangen schon jetzt viele Hände geschäftig sind. Das Hauptcomité, wie die verschiedenen Untercomités sind in voller Thätigkeit. Es wird dafür gesorgt sein, daß neben dem Hauptzweck, dem Wetteifer in einer männerwürdigen Kunst, auch an anderweitigem Zeitvertreib kein Mangel ist, und wenn das Wirthschaftscomité in weiser Voraussicht schon im vorigen Herbste die seltene Gunst des Bacchus zu ansehnlichen Einkäufen dankbar benützte, so fehlt es auch nicht an Vorbereitungen zu Genüssen höherer Art, für welche die künstlerischen Talente, ja selbst die Federn der Gelehrten in Thätig-

*) „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier", S. 38.

keit sind. Und so ist denn nicht zu bezweifeln, daß die Schützenbrüder aus Nord und Süd die angenehmsten Eindrücke aus unserer „rebenumgürteten“ Hauptstadt mit davontragen werden. Sie haben aber, wenn sie Lust dazu haben, auch Gelegenheit, Eindrücke ernsterer Art, gleichsam zur Warnung, mit nach Hause zu nehmen. Zum Festplatze ist nämlich ein ausgedehntes Grundstück zwischen hier und Cannstadt ausersehen, und wenn die Gäste sich bemühen, ihre Augen über den Schießstand und die Festhalle hinaus zu richten, so werden sie in nächster Nähe eines jener neuen, eilfertig aufgeführten Häuserviertel bemerken, welche, leider so gut als unbewohnt, Denkmäler des Häuserschwindels und des Häuserkrachs sind, an deren Folgen unsere geprüfte Stadt dermalen leidet. Stuttgart ist in den beiden letzten Jahrzehnten überaus rasch gewachsen; als wir in die Schule gingen, stand in den Büchern zu lesen, daß die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Württemberg 33,000 Einwohner zähle, heute besitzt sie deren an 100,000. Das ist nun an sich nichts Unnatürliches, die Ursachen des Wachsthums waren durchaus gesunder Art, allein die Speculation glaubte dem natürlichen Gange der Dinge noch in ihrer Weise nachhelfen zu müssen. Das Gründerthum hielt auch hier auf goldblinkender Straße seinen triumphirenden Einzug. Baugesellschaften sproßten aus der Erde, der Werth der Grundstücke, die rasch von Hand zu Hand gingen, stieg enorm, in ähnlichem Verhältnisse stiegen auch die Arbeitslöhne, doch die Unternehmungslust kannte keine Grenzen, rasch entstanden ganze Straßen, ganze Quartiere, wo eben noch Gärten und Weinberge das Auge erfreut hatten, überall züngelten bei der Enge des Thalkessels die Häuserzeilen keck an den Bergen hinauf, deren Grün bis dahin eine so wohlthuende Umrahmung unseres Städtebildes gewesen war. Allein als die neuen Wohnungen bezogen werden sollten, sah man sich vergeblich nach Miethern um. Es war weit über Bedarf gebaut worden, man hatte mit unzureichenden Mitteln in die Speculation sich gestürzt; geblieben war nur die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, welche dem alten Rufe unserer Stadt als eines wohlfeilen, gemüthlichen Aufenthaltsorts ein Ende mit Schrecken bereitete und die Fremdencolonie anstatt sie zu vermehren, eher verscheuchte. Als dann in Folge des Krachs der Credit ins Wanken kam, konnte die unliebsame Katastrophe nicht ausbleiben: Concurse von Unternehmern, Zwangsverkäufe, Stockung der Geschäfte. Andere Calamitäten kamen neuerdings hinzu, in rasch sich folgenden Schlägen brachen mehrere Bank- und Creditinstitute zusammen, die sich während der Gründerperiode hier eingenistet hatten, und der Umstand, daß in allen diesen Fällen die Criminaljustiz einschritt, ist ein geringer Trost für die Tausende, deren Leichtgläubigkeit eine geraume Zeit hindurch ausgebeutet worden ist. Rechnet man nun hierzu noch, wie viele Summen, außerhalb des Kreises der eigentlichen Speculation, in unserem sonst so ver-

sichtigen und soliden Mittelstande verloren gegangen sind, der gleichfalls vom epidemischen Gewinnfieber befallen, seine Ersparnisse aus sicheren Anlagen zurückzog und zweifelhaften Actienunternehmungen oder amerikanischen Eisenbahngesellschaften anvertraute, so begreift man, daß augenblicklich die Stimmung unserer Bevölkerung nichts weniger als eine festlich gehobene ist. Uebrigens soll dieser Brief doch nicht schließen, ohne noch ein heitereres Bild heraufzuführen. Zu der gedrückten Lage der Geschäfte stimmt es seltsam, daß in den katholischen Gegenden unseres Landes der Fasching diesmal mit einer ganz besonderen Lebhaftigkeit und Munterkeit gefeiert worden ist. Die Localblätter berichteten Erstaunliches von Maskenbällen, Schlittenpartien, Faschingsscherzen jeder Art und Erfindung, und von allen Seiten wurde gleichlautend gemeldet, daß seit einer Reihe von Jahren der Carneval nicht so vielen Humor und Muthwillen zu Tage gefördert habe. Ob diese heitere Gemüthsstimmung der Katholiken damit im Zusammenhang steht, daß in der Hauptstadt Schwabens die Gründung zweier klösterlicher Anstalten im Werke und damit ein Ziel langjährigen beharrlichen Strebens der Verwirklichung nahe ist, muß dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß die diocletianische Verfolgung anscheinend hierzulande recht erträglich ist, und daß selbst das Schicksal des Gefangenen im Vatican und die Leiden der preußischen Bischöfe der Fröhlichkeit ihrer Glaubensgenossen in Schwaben keinen Eintrag zu thun vermögen

Aus Schleswig-Holstein. Von Justiz und Verwaltung. — Das Jahr 1867, das mit einem Schlage in unserer Provinz viele Eigenthümlichkeiten beseitigte, die ohne diesen frischen Luftzug noch lange auf der Bevölkerung gelastet hätten, hat namentlich auf dem Gebiete der Gerichtsorganisation durch Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Trennung von Justiz und Administration u. s. w. sich bestens eingeführt und das Verschwinden mancher anderen wirklich berechtigten Eigenthümlichkeit, über welche gleichfalls mit rauher Hand hinweggegangen ist, weniger schmerzlich empfinden lassen.

Nur ein Theil dieser Justizorganisation, um bei einer bedeutsamen Institution zunächst anzuknüpfen, die Schwurgerichte, haben bei der hiesigen Bevölkerung einen mehr als getheilten Beifall gefunden. Zwar würde es nicht weiter auffällig gewesen sein, wenn die für uns gänzlich neue Schöpfung im Anfange den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprochen hätte, da sowohl das gänzlich neue materielle Recht wie die minutiöse processualische Handhabung selbstverständlich Allen Schwierigkeiten bereiten mußten, die zunächst berufen waren, die neue Institution praktisch anzuwenden.

Aber auch jetzt, nachdem eine Erfahrung von fast sieben Jahren mit dem formenreichen Apparat genügend vertraut gemacht hat und das unter unseren Augen entstandene Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes und

demnächst des deutschen Reichs das materielle Recht auch dem Verständnisse der zum Richteramte berufenen Laien näher gerückt hat, kann sich die allgemeine Meinung so wenig mit dem Institute befreunden, wie zuvor. Die Gründe für diese Erscheinung beruhen zum Theil auf dem nüchternen Sinn der hiesigen Bevölkerung, die dem Beiwerk, mit dem die Gesetzgebung diese Institution zu umgeben für gut befunden hat, geringen Geschmack abzugewinnen vermag und, von ganz seltenen Fällen abgesehen, den schwurgerichtlichen Verhandlungen mit derselben Indifferenz gegenübersteht, die sich nach und nach aller Kreise mehr und mehr bemächtigt hat.

Zum nicht geringen Theil beruht jedoch die geringe Meinung, die das schwurgerichtliche Institut von sich selbst in den Kreisen erweckt hat, die demselben näher zu treten berufen sind, auf der Erkenntniß des Mißverhältnisses zwischen dem in Bewegung gesetzten Apparate und dem daraus für die Rechtfindung entspringenden Gewinn. Es soll hierbei nicht an die vielerörterte Mißlichkeit der Trennung der That- und Schuldfrage, sondern nur an einige Umstände erinnert werden, die man als vorzügliche Garantien dem Institute der Jury einzuverleiben für gut befunden hat und die bei näherer Betrachtung nicht am wenigsten dazu gedient haben, das ganze Verfahren zu discreditiren.

Zu diesem Beiwerke rechnen wir vor Allem das der Staatsanwaltschaft und den Angeklagten eingeräumte Ablehnungsrecht, dessen praktische Ausübung mit der Idee der Jury völlig unvereinbar ist. Nach der diesem Institute zu Grunde liegenden Idee sollen die Männer aus dem Volke wegen ihrer Unbefangenheit in vorzüglichem Grade geeignet sein, das Recht unparteiisch zu finden und der von den Geschworenen zu leistende Eid schließt von vornherein alle diejenigen von der Theilnahme aus, welche in irgend einer Beziehung zu Gunsten oder Ungunsten des Angeklagten beeinflußt sein können. Giebt man nun einer so componirten Geschworenenbank gegenüber dem Ablehnungsrechte Raum, so gelangt man dazu, nicht nur das im Volke lebende oder doch vorausgesetzte Bewußtsein von der Untrüglichkeit der Aussprüche dieser Gerichte zu trüben, sondern auch durch interessirte Ausübung dieser Befugniß einen Zustand der Rechtsverkümmerung hervorzurufen, der schlimmer ist, als die dadurch zum Besten gegebene Farçe.

Einen recht auffälligen Beleg für den geringen Werth, den das Institut der Jury durch dies mit demselben gesetzlich verbundene Anhängsel unter Umständen bietet, ergiebt der in Städten mittlerer Größe regelmäßig eintretende Fall, daß die zum Geschworenendienst berufenen Personen theils der städtischen und theils der Landbevölkerung angehören, indem in einem solchen Falle nach Maßgabe des zur Aburtheilung stehenden Delicts Staatsanwaltschaft und Vertheidigung von dem Ablehnungsrechte nach der Richtung Gebrauch zu machen suchen, daß jene diejenigen Geschworenen recusirt, von

denen sie ihrer Lebensstellung nach eine energische Ahndung des Bruchs der Rechtsordnung gewärtigt, während diese den Kreis der Geschworenen aus solchen Personen zusammenzustellen sucht, zu denen sie sich entweder überhaupt oder doch rücksichtlich des zur Frage stehenden Verbrechens einer nachsichtigen Beurtheilung versieht, falls es ihr nicht überhaupt gelingt, den Kreis der Geschworenen auf solche zu beschränken, die die als Vorzug des Instituts gepriesene Unbefangenheit in einem solchen Grade repräsentiren, daß das ihnen mangelnde Verständniß in der Form eines Non liquet nothwendiger Weise dem Angeklagten zu Gute kommen muß.

Ein eclatanter Fall der letzten Session eines unserer Schwurgerichte, in welcher lediglich kaufmännische Fragen zur Beurtheilung standen und die Geschworenenbank durchweg aus Landleuten bestand, die den in Betracht kommenden Verhältnissen mit einer mehr als wünschenswerthen Unbefangenheit gegenüberstanden, hat diesen einen von uns hervorgehobenen Mangel des Instituts in überzeugender Weise offen gelegt.

Indem wir uns für heute und an diesem Orte nur auf die Hervorhebung eines einzelnen Auswuchses dieses Verfahrens beschränken, weil in demselben namentlich von unserer Bevölkerung von vornherein ein die Einbürgerung des jungen Instituts hemmender Umstand erkannt worden ist, sind wir uns wohl bewußt, daß weder die nach dieser Richtung noch in anderer Beziehung an anderen Orten erhobenen Bedenken schwer genug wiegen werden, dies uns auch von Reichswegen zugedachte Verfahren abzunehmen, daß wir vielmehr die Conservirung desselben als ein Opfer zu betrachten haben, dessen die Lenker unserer politischen Geschicke sich zu Gunsten der süddeutschen Reichsgenossen nicht entschlagen zu können vermeinen.

Wenden wir uns von dieser Frage, welche in der Justizcommission des Reichstages nach Maßgabe ihrer Zusammensetzung voraussichtlich noch zu harten Kämpfen Veranlassung geben und im Plenum des Reichstages nicht minder die Freunde und Gegner des Geschworeneninstituts zu gründlichen Auseinandersetzungen anspornen wird, zu einem anderen Gegenstande, so verdient vor Allem die seit mehr als drei Monaten in unserer Provinz gleichfalls in gesetzlicher Uebung befindliche Civilehe die Aufmerksamkeit des Chronisten. Die mit diesem und den anderweitigen Gesetzen analoger Art begonnene Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche mußte selbstredend um so einschneidender einwirken, je mehr, wie bei uns, Staat und Kirche, d. h. die bisherige lutherische Landeskirche miteinander verquickt waren. Die seit dem ersten October v. J. eingetretene Lösung dieses Verhältnisses auf den hauptsächlichsten Gebieten namentlich rücksichtlich der Beurkundung des Personenstandes hat zwar das Gros der Bevölkerung nicht wesentlich alterirt, da die auf dem politischen Gebiete seit geraumer Zeit eingetretene Stagnation auf dem kirch-

lichen Gebiete schon lange vorher bestanden hat. Die Geistlichkeit zwar sieht durch die neue Gesetzgebung vielfach den Zusammenhang gelöst, der ohne ihre persönliche Initiative auf Grund der früher geltenden Rechtsnormen zwischen ihr und den Gemeindeangehörigen bestand.

So wenig dieser erzwungene Zusammenhang dem kirchlichen Leben zu Gute gekommen ist, so sehr kann und wird die Ablösung der staatlichen Autorität von den kirchlichen Functionen den Erfolg haben, die Autorität der Kirche auf ihrem Gebiete zu stärken, wenn ihre Diener bemüht sind, im höheren Grade, als bisher gemeinhin der Fall war, den religiösen Bedürfnissen ihrer Gemeindemitglieder aus eigenem Antriebe näher zu treten.

Drohen so die auf diesem Gebiete eingetretenen Neuerungen dem kirchlichen Leben keinen Abbruch zu thun, indem sie vielmehr durch die Freiwilligkeit der Betheiligung an den religiösen Acten Werth und Bedeutung derselben in hohem Grade steigern, so ist doch mit dem gegenwärtigen Uebergangsstudium allerdings vielfach eine Lauheit, um nicht einen schärferen Ausdruck zu wählen, gegenüber den kirchlichen Pflichten hervorgetreten, welche einen vollgültigen Beweis dafür liefert, wie sehr die neue Gesetzgebung von einem nicht geringen Theile der Bevölkerung mißverstanden wird.

Ist es hiernach begreiflich, daß unsere dem bei Weitem überwiegenden Theile nach auf orthodoxem Standpunkte stehende Geistlichkeit die Kirchengesetze, namentlich die durch dieselben eingeführte Civilehe als eine schwere Schädigung der evangelischen Kirche betrachtet, so hat doch mit einer einzigen Ausnahme unsere Geistlichkeit sich in das Unvermeidliche mit Würde zu schicken gewußt und das von dem einzigen Heißsporn angestrebte Märtyrerthum hat auch ein schnelles Ende genommen, nachdem durch die vorgesetzte kirchliche Behörde mit einer derselben fast verübelten Langmuth die Bedingungen des Gehorsams gegen das bürgerliche Gesetz pactirt worden waren.

Leider hat sich der bekannte Pastor Baumgarten die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seine hiesigen engeren Landsleute und Berufsgenossen ihrer angeblichen Halsstarrigkeit halber in corpore öffentlich anzugreifen, soviel besser es ihm auch angestanden hätte, die lutherischen Päpste seines gegenwärtigen mecklenburgischen Vaterlandes von ihren unfehlbaren Thronen zu stoßen.

Nicht minder aber wie das kirchliche stagnirt bei uns das politische Leben. Um von unseren Unversöhnlichen zunächst zu reden, so gebieten dieselben nur über ein, wenn auch mit großem Geschicke redigirtes Organ, das aber als Feldherr ohne Armee die unerbittliche Logik der Thatsachen nicht aufzuhalten vermag. Die Anhänger dieser secessionistischen Richtung, die weder im Landtage noch im Reichstage Vertreter ihrer Farbe haben durchbringen können, haben überdies durch eine Reihe von Todesfällen eine Anzahl ihrer Hauptcapacitäten verloren, für die durch die aufwachsende Generation

schwerlich Ersatz geschaffen werden wird.*) Die Socialdemokraten, von denen allein im Herzogthum Holstein zwei Vertreter mit Reichstagsmandaten sich beehrt sehen, unter diesen der Präsident Hasenclever und ein Cigarrenmacher Reimer, empfinden nach den hochgehenden Wogen des gewerblichen Verkehrs der letzten Jahre, welche ihnen die in ausgiebigster Weise benutzte Gelegenheit gewährte, den Kampf gegen das Capital mit Erfolg durchzuführen, den Rückgang von Handel und Industrie auch als Rückschlag in ihren politischen Agitationen, indem die von ihnen systematisch aufgehetzten Volksmassen allmählich zu der Erkenntniß gelangen, daß die von ihren Führern proclamirten Grundsätze den verheißenen Erfolg für die nächste Zukunft nicht in Aussicht stellen.

Ueber diese aus der rauhen Wirklichkeit geschöpfte Wahrnehmung vermögen auch nicht die periodisch wiederkehrenden Volksversammlungen zu täuschen, welche von den Führern oft unter Proclamirung der paradoxesten Tagesordnung berufen werden, um die Agitation nach Kräften wachzuhalten.

Die anderen Parteien, welche nach preußischer Schablone als Fortschrittsmänner und Nationalliberale, trotzdem diese Benennung hier zu Lande kaum zutrifft, bezeichnet werden, können sich gleichfalls nur mit Mühe dem auf dem politischen Leben liegenden Bann entziehen und wo die politische Bewegung bei ihnen gegenwärtig in Fluß kommt, betrifft dieselbe vorwiegend einen Austausch von Ansichten über die von Seiten der Staatsregierung von Neuem ins Budget eingestellte Entschädigungssumme von vierhunderttausend Thalern, durch welche Zahlung die Staatsregierung, trotz des vom Provinziallandtage abgegebenen ablehnenden Votums sämmtliche Entschädigungsansprüche der Herzogthümer seit dem Jahre 1848, namentlich auch für die von der dänischen Regierung nicht anerkannten Zwangsanleihen u. s. w. abzufinden gedenkt.

Indem ich für heute lediglich anführe, daß der Betrag dieser Schadenansprüche der Herzogthümer sich auf 15 Millionen Thaler beziffert und daher eine Abfindung durch die von der Regierung gebotene Entschädigung unter

---

*) Während wir dies schreiben, bringt der Telegraph die Kunde von dem plötzlichen Ableben des Dr. Theodor Griebel, des geistigen Führers der particularistischen Partei und Redacteurs ihres Organs. Griebel, der kaum mehr als einige dreißig Jahre alt geworden sein wird, war ein Mann von außerordentlicher geistiger Schärfe. Seine hervorragenden juristischen Kenntnisse im Bunde mit der ihm beiwohnenden Kunde der heimatlichen Verhältnisse ließen ihn die von seinen politischen Gegnern gezeigten Schwächen leicht erkennen und erbarmungslos ausnutzen. Hätte Griebel mit seiner politischen Anschauung nicht so völlig vereinsamt dagestanden, so hätten ihm sein Talent sowohl als sein fester Charakter nicht allein in der publicistischen, sondern auch in der politischen Welt einen großen Namen machen müssen. Die Achtung seiner politischen Gegner nimmt der Verstorbene mit sich ins Grab.

allen Umständen kein billiger Vergleich genannt werden kann, spreche ich nur den Wunsch aus, daß es unseren Abgeordneten im Landtage gelingen möge, auf einer annehmbareren Basis eine Angelegenheit zum endlichen Austrage zu bringen, die zum größten Nachtheile aller Betheiligten sich schon Jahre hindurch unerledigt hinschleppt und, so wenig diese reine Ziffernfrage auch dazu angethan ist, von den Gegnern Schleswig-Holsteins dazu benutzt wird, unsere engeren Landsleute des ungerechtfertigten Eigensinns zu beschuldigen.

Einstweilen treten jedoch alle politischen Differenzen vor einem Werke der Nächstenliebe, Bazar zum Besten eines in Altona erbauten und würdig auszustattenden Diaconissenhauses zurück. Diesem Liebeswerke, dem nicht nur das ganze Land, sondern auch unsere sich durch Wohlthätigkeitssinn auszeichnende Nachbarstadt Hamburg eine ungetheilte Sympathie zuwendet und für welches seine Gönner bis in die höchsten Kreise Freunde zu wecken gewußt haben, erhebt uns für einige Zeit aus dem Getümmel der Parteileidenschaft auf ein allen Parteien neutrales Gebiet, der Fürsorge für unsere nothleidenden Mitmenschen, denen die mangelnde Pflege in Krankheitsfällen die Armuth als eine doppelt schwere Bürde erscheinen läßt, die das heute inaugurirte Liebeswerk zu erleichtern bestimmt ist.

Aus Berlin. Vom Reichskanzler. Die päpstliche Bulle. Aus dem Abgeordnetenhause. — Die politische Physiognomie der vergangenen Woche war wieder einmal von den Gerüchten der Reichskanzlerkrisis beherrscht, und noch haben sich diese schwarzen Wolken keineswegs zerstreut. Fürst Bismarck ist müde und man hat ein Recht es zu sein, wenn man gearbeitet hat wie er. In seiner Müdigkeit aber empfindet er die bekannten „Frictionen" doppelt schwer. Diese „Frictionen" sind eine Bereicherung der politischen Terminologie, über deren eigentliches Wesen die größten Staatsgelehrten sich nicht klar sind. Man definirt dieselben am besten als die einem überlegenen Geiste und herrschgewohnten Willen im Wege stehenden Schwierigkeiten und Hindernisse. Ob aber die hauptsächlichen Quellen dieser letzteren mehr in gewissen höfischen Einflüssen oder in Reibereien und widerstreitenden Tendenzen im Ministerrathe, oder in der Thatsache zu suchen sind, daß die Majorität der Volksvertretung von Zeit zu Zeit das Bedürfniß hat, ihre Unabhängigkeit durch ein dem leitenden Staatsmanne unliebsames demonstratives Votum zu beweisen: darüber sind selbst die Eingeweihten nicht einig. Es wird vermuthlich Alles das zusammenkommen, um den nervös erregten Mann zu dem wohlbegreiflichen Entschlusse zu bestimmen, sich dieser ganzen Last auf einmal zu entschlagen und auf seine alten Tage die verdiente Ruhe und das ersehnte otium cum dignitate zu genießen.

Allein so begreiflich ein solcher Entschluß ist, tief schmerzhaft würde er

von der Nation empfunden werden. Die reichstreuen Blätter, welche diese Eventualität besprachen, bewiesen sämmtlich, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck geradezu eine Unmöglichkeit ist, so lange die Leibeskraft nicht völlig den Dienst versagt. Wer in aller Welt soll im gegenwärtigen Augenblicke Reichskanzler werden? Journalisten von besonders intensivem Scharfblicke wagen sich allerdings bereits mit bestimmten Persönlichkeiten, als zur Nachfolgerschaft berufen, hervor. Wir hören den Fürsten Hohenlohe, den Herrn von Bennigsen und etliche andere nennen, sicherlich Namen vom besten ehrenhaftesten Klange, aber das Werk eines Bismarck würden wir sie doch nur mit schweren Besorgnissen und Bedenken übernehmen sehen. Die landläufige Erwägung ist nun die: Ließe sich nicht ein „Modus" finden, welcher dem Fürsten eine Stellung anwiese, worin er von den aufreibenden Schwierigkeiten seines Amtes und den beständigen „Frictionen" befreit wäre, ohne doch die allgemeine Leitung der deutschen Dinge, die oberste Direction aus der Hand zu geben? Es wird eben nur nicht ganz leicht sein, diesen „Modus" zu finden, und der tröstliche Vorschlag bleibt, so lange er nicht greifbarere Formen annimmt, eine ziemlich nichtige Phrase. Gebe Gott, daß sie sich bald mit etwas positiverem Inhalte füllt und daß Fürst Bismarck wieder Kraft und Freudigkeit zur Fortsetzung seiner großen Mission findet! Wer eine solche Höhe menschlichen Wirkens erklommen, der kann sich nicht, wie ein gewöhnlicher Beamter, wenn er das pensionsfähige Alter erreicht hat, „unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste" in den Ruhestand begeben. Das ist eine Naturwahrheit von recht banalem Werthe, aber von so eiserner Nothwendigkeit, daß sie uns in den trübsten Stunden der „Reichskanzlerkrisis" tröstet. Dieser Schlußrefrain sämmtlicher publicistischer Erörterungen über den Gegenstand mag dem Fürsten ein Zeugniß sein, mit welchem Schmerz und welcher Besorgniß die Nation den Ausbau seines Werkes anderen Händen anvertraut sehen würde.

Auch sonst war die vergangene Woche reich an politischem Interesse. Der Kirchenconflict hat wieder einmal zu Eruptionen geführt, die ich in meiner Wochenchronik nicht übergehen darf. Roma locuta est: der heilige Vater hat abermals ein Brieflein geschrieben, welches in dem anmaßenden Tone sich ergeht, den wir als „berechtigte Eigenthümlichkeit des Curialstils" nachgerade gewohnt sind. Die sündhaften Maigesetze sind null und nichtig, erklärt der Redegreis im Vaticane, sie sind eine schnöde Gewaltthat, ein verdammlicher Rechtsbruch, nicht für freie Männer, sondern für stumme Sclaven geeignet, und was dergleichen sinnige Aussprüche mehr sind. Leider, so läßt der heilige Vater im Vorübergehen einfließen, sind die guten Söhne der Kirche nicht in der Lage, sich gegen die übermächtige Gewalt zu wehren, und so werden sie einstweilen noch fortfahren müssen, dem König Abgaben zu entrichten

und Dienste zu leisten; aber dreimal verflucht ist, wer zur Ausführung solcher Gesetze die Hand bietet. Wenn wir die curiale Salbung dieses Actenstückes in ehrliches Deutsch übersetzen, so kommen wir wieder auf den berühmt gewordenen Ausspruch jenes Nuntius, daß der Kirche allein noch die Revolution helfen könne, ein Gedanke, der nachgerade von der höchsten Stelle bis herab zum gewöhnlichen hetzenden Caplan und Zeitungsschreiber mehr oder weniger verbrämt in allen Tonarten gepredigt wird.

Auch im Abgeordnetenhause haben wir wieder eine ultramontane Debatte hinter uns. Doch hat Eifer und Kraft im Centrum merklich nachgelassen. Es handelte sich um das Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens, bei welcher in Zukunft den Gemeinden eine gewisse Mitwirkung gesichert und so dem Mißbrauch und der Entfremdung kirchlicher Gelder eine Schranke gesetzt werden soll. Wie darin eine Benachtheiligung der Kirche und ihres Vermögens liegt, kann nur ein ultramontaner Verstand einsehen. Und daß ein solches Gesetz keineswegs einer müßigen Laune entsprang, sondern einem sehr fühlbaren Nothstand abzuhelfen beabsichtigt, das ging zur Evidenz aus den Worten des Cultusministers hervor. Herr Falk hat eine ungemein scharfe, schlagende, selbst schroffe Art zu sprechen und seine wuchtigen Hiebe verfehlen nie ihr Ziel. Was er da aus den amtlichen Ermittelungen der commissarischen Verwaltung in Posen berichtete, von ungebuchten Ueberschüssen, deren Ursprung kein Mensch kannte, von ebenso räthselhaften Defecten und von offenbaren Betrügereien und Unterschlagungen, die sich mit stillschweigendem Wissen, fast mit Billigung der kirchlichen Vorgesetzten vollzogen, das zeugte von einer wahrhaft unerhörten und beispiellosen Mißwirthschaft mit öffentlichen Geldern und machte einen gewaltigen Eindruck auf allen Seiten des Hauses. Mit Recht bemerkte ein Blatt, man glaube bei Anhörung solcher Dinge den Verwaltungsbericht einer bankrotten verkommenen Gründergesellschaft vor sich zu haben.

Und was hatten die Redner des Centrums diesen niederdrückenden Enthüllungen entgegenzusetzen? Kecke Bemängelungen der Richtigkeit der amtlichen Ermittelungen oder den frivolen Scherz, es stelle sich auch einmal in einer Staatscasse ein Manco heraus oder es gehe ein Beamter mit Staatsgeld durch, und doch räume man nicht etwa den Bischöfen eine Mitwirkung bei der Verwaltung ein. Herr von Schorlemer-Alst, aus einem jener westfälischen Adelsgeschlechter, die der Kirche von jeher die treuesten Söhne und Töchter geschenkt, war es, der die Wucht der Falkschen Mittheilungen durch solche nichtswürdige Einwendungen zu entkräften suchte. Er ist überhaupt jetzt, wenn nicht der bedeutendste, so doch der vorlauteste Redner des Centrums; er sollte der geistige Nachfolger Mallinckrodts werden, allein seine kecke schmähsüchtige Redeweise und seine leidenschaftliche Heftigkeit vermögen die tiefe Ueber-

zeugungstreue, die flammende Beredtsamkeit und die umfassenden Kenntnisse jenes wirklich hervorragenden Mannes nicht zu ersetzen. Es geht bergab mit dieser Partei, wenigstens im parlamentarischen Leben. Selbst Windthorsts scharfe und beißende Reden wollen nicht mehr recht verfangen, und die Reichensperger scheinen des nutzlosen Kampfes auch allmählich müde zu werden. Den beiden Redacteuren der „Germania“, Majunke und dem Karlistenpilger und -schwärmer Kremer, scheint die Rede nicht so zu Gebote zu stehen wie die Feder, und die übrigen sechzig oder siebzig Mitglieder des Centrums sind Ehrenmänner vom dunkelsten Dunkel.

Die bedeutsamen Vorgänge auf politischem Gebiete haben diesmal meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ich muß diejenigen geehrten Leser, die auf Neuigkeiten aus dem Leben und der Gesellschaft der Residenz gespannt sind, um Entschuldigung bitten, wenn sie ihre Rechnung nicht gefunden haben. Ich würde auch wenig zu erzählen gehabt haben. Die Fastenzeit äußert allenthalben ihren ernüchternden und ermattenden Einfluß. Auf den Theatern herrscht vollständige Ebbe und die hundertmal gegebenen Stücke werden zum hundertundersten mal vorgeführt. Man rüstet sich auf allen Bühnen für künftige Herrlichkeiten, welche die zu Ende gehende Wintersaison würdig und glänzend abschließen sollen. Hoffentlich werde ich Ihnen bald etwas Neues und Gutes auf diesem Felde zu berichten haben. D.

Literatur.

Deutsch-ungarische Bestrebungen. — Wenn man von der Bedrängniß der Deutschen in Ungarn in den Zeitungen liest, und weiß, daß ihnen die Magyaren den freilich immer noch sehr problematischen Grad der heutigen Cultur des Landes zu danken haben, so wird man zunächst zu politischen und volkswirthschaftlichen Betrachtungen angeregt. Man erinnert sich dann, daß nicht die Magyaren es waren, welche das Abendland gegen die Ueberschwemmung mit türkischen Barbarenhorden schützten, sondern daß es umgekehrt die Deutschen gewesen, welche die Türkenmacht an den Mauern Wiens zerschellen ließen. Weiter erinnert man sich wohl, daß deutsche Ansiedler in Nord- und Südungarn und vor Allem in Siebenbürgen den Handel gepflegt und das Gewerbe zu Ehren gebracht, als noch der Ungar thöricht genug war, nur auf seinen Edelmannscharakter Werth zu legen und sich auf den Vorzug etwas zugute zu thun, keine Steuern zahlen zu müssen. Woran man sich aber schwerlich oder nur ausnahmsweise erinnern wird, weil man sich denn doch nicht genug

mit der Entwickelung des Deutschthums im Ungarlande bekannt gemacht, ist, daß dasselbe auch deutsche Dichter und Männer der Wissenschaft birgt, welchen die deutsche Literatur sehr werthvolle Bereicherungen verdankt. Wir denken hier nicht an gelehrte Reisende, wie Bamberger, der seinen deutschen Namen in Vámbéry verkehrte, und an andere Leute seines Schlages, sondern nur an solche, von denen wir wissen, daß sie Werth darauf legen, deutsche Schriftsteller zu sein. Obenan steht uns hierbei der Superintendent der evangelischen Kirche augsburgischer Confession in Hermannstadt, Dr. Teutsch, mit seiner vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen „Geschichte der Siebenbürger Sachsen." Bietet sie doch ein höchst merkwürdiges Gesammtbild der Entwickelung politischer und socialer Zustände in Siebenbürgen und einen Beitrag zu derselben in Ungarn überhaupt. Die Sprache des Buches wird auf jeden Freund deutscher Bestrebungen im Auslande fesselnd einwirken und zur Erwerbung desselben für engere und weitere Kreise aneifern. Und wie nun Dr. Teutsch als Geschichtsschreiber aller Aufmerksamkeit werth ist, so die deutsch-ungarische Dichterin, welche unter dem Namen „Mariam Tenger" die fesselndsten Erzählungen über deutsches Leben in Ungarn und Verwandtes schreibt. Ihre im Verlage der „Bohemia" zu Prag erscheinenden Erzählungen und Romane: „Die kleine Weberin", „Esther Zinatar", „der letzte Capy" und der eben jetzt erschienene „Drei Cassetten", stehen untereinander in losem Zusammenhange, aber es ist nicht nöthig, sie just alle zu lesen, um den einzelnen Interesse abzugewinnen. Die „Drei Cassetten" sind ein Roman von vier Bänden spannenden Inhalts und mit einer Frische geschrieben, wie wenig andere neuere Romane. Die vorgeführten Gestalten aus allen Volksgeschichten sind mit ausgezeichneter Naturwahrheit geschildert, der Wiener Goldschmied ebenso, wie Kaiser Nikolaus, aus dessen Leben eine bemerkenswerthe Episode mitgetheilt wird. Was den Roman auszeichnet, ist die Tendenz, veredelnd auf die Frauen zu wirken, die ihm innewohnt, und wir meinen, schon darum sollte man ihn im deutschen Vaterlande willkommen heißen. Wohl verdienen auch andere deutsch-ungarische Schriftsteller, daß man auf ihre Thätigkeit aufmerksam mache, aber wir hoffen, daß die hiermit gegebene Anregung unter uns fruchtbringend genug einwirken werde, ihrer Thätigkeit nachzuspüren. Bz.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Februar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Vermögensverwaltung der katholischen Gemeinden Preußens.*)

Als zu Anfang des Jahres 1873 die bekannten vier Kirchengesetze im preußischen Landtage berathen wurden, sprachen wir es mehreren Abgeordneten gegenüber aus, daß in jenen vier Gesetzen zwar die Rechte des Staates gegenüber der Hierarchie zum Ausdruck kämen, daß es aber mindestens ebenso wichtig, ja nothwendig sei, dieser gegenüber auch die Rechte der Gemeinde zu fixiren, beziehungsweise wieder herzustellen. In einem Berliner Blatte der Fortschrittspartei, der wir die Vertretung solcher Tendenzen vor allem zutrauten, fand ein Artikel Aufnahme, der im Einzelnen den Nachweis lieferte, wie seit dem Beginne der Reactionsperiode (1850) für die katholischen Kirchengemeinden gegenüber der Hierarchie eine vollkommene theoretische und praktische Rechtlosigkeit selbst hinsichtlich ihres Gemeindevermögens eingetreten sei.

Genau nach zwei Jahren sehen wir jenem von uns angedeuteten Bedürfnisse Rechnung getragen. Der Entwurf eines Gesetzes über die Vermögensverwaltung in den katholischen Gemeinden, vom König am 23. Januar unterzeichnet, und vom Cultusminister dem Landtag am 25. Januar übermittelt, liegt vor uns. Und die dem Entwurfe beigefügten Motive liefern den Nachweis, daß die Königliche Regierung nicht erst seit gestern sich diesem Gegenstande zugewandt hat, sondern schon längere Zeit hindurch genaue und umfassende Untersuchungen über die augenblicklichen Rechtszustände der katholischen Gemeinden des Königsreichs angestellt hat, woraus denn freilich das Bedürfniß eines allgemeinen Gesetzes mit Evidenz resultirte. Der Gesetzentwurf selbst umfaßt 55 Paragraphen. § 1 und 2 bestimmen die Einsetzung eines Kirchenvorstandes und einer Gemeindevertretung nicht nur für jede Pfarrgemeinde, sondern auch für jede Missions-, Filial- und Kapellengemeinde; § 3 und 4 definiren dann noch den Begriff des zu verwaltenden kirchlichen Vermögens. In den §§ 5—21 wird die Zusammensetzung des Kirchenvorstandes, seine Befugniß, der Gang seiner Berufung und Berathungen geregelt. Derselbe soll aus dem Pfarrer resp. ersten Geistlichen der Gemeinde und aus vier bis zwölf, in besonderen Fällen auch zwei durch die Gemeinde

*) Durch Raummangel leider verspätet. D. Red.

gewählten Mitgliedern bestehen und das kirchliche Vermögen verwalten. Den Vorsitz führt der Pfarrer, eventuell dessen Stellvertreter, im Falle aber, daß beide nicht können oder nicht wollen, eines der gewählten Mitglieder, welches hierzu alle drei Jahre durch Wahl bestimmt wird (§ 13). Die Berufung des Kirchenvorstandes muß erfolgen auf Verlangen nicht nur der bischöflichen Behörde, sondern auch des Landraths (resp. Amtshauptmanns, Amtmanns, Bürgermeisters), sowie wenn die Hälfte der Kirchenvorsteher oder die Gemeindevertretung dies verlangt (§ 15). Falls der Vorsitzende seiner Pflicht der Berufung nicht nachkommt, kann letztere von der bischöflichen Behörde und auch von den ebengenannten königlichen Beamten erfolgen.

Die §§ 22—26 fixiren sodann die Zahl und den Wirkungskreis der Gemeindevertretung. Ihre Zahl ist der Regel nach die mindest dreifache der Kirchenvorsteher und soll nicht unter vier, nicht über 40 betragen (§ 22). Zu den Beschlüssen des Kirchenvorstandes ist die Zustimmung der Gemeindevertretung in gewissen wichtigeren Vermögensangelegenheiten obligatorisch (§ 23), in anderen facultativ (§ 24).

In §§ 27—36 folgen die Bestimmungen über das active und passive Wahlrecht. Wahlberechtigt sind alle männlichen, volljährigen, selbständigen und zu den Gemeindelasten beitragenden Gemeindemitglieder, welche mindestens ein Jahr lang am Orte der Gemeinde ihr Domicil haben. Zur passiven Wahlberechtigung ist außerdem das zurückgelegte dreißigste Lebensjahr erforderlich. Geistliche und überhaupt Kirchendiener sind weder wahlberechtigt noch wählbar.

Für außergewöhnliche Verhältnisse kann die bischöfliche Behörde im Einverständnisse mit dem Oberpräsidenten den Fortfall der Gemeindevertretung anordnen (§§ 37 und 38).

In bestimmten Fällen kann die Entlassung eines Kirchenvorstehers und eines Gemeindevertreters sowohl von der bischöflichen Behörde, als auch von dem Regierungspräsidenten verfügt werden; eine Berufung gegen den Ausschluß an den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ist gestattet (§ 39).

Besondere Wichtigkeit wird für die nächste Zukunft sowohl bei der Berathung als bei der Ausführung des Gesetzes § 40 haben, den wir deshalb hier wörtlich wiedergeben:

„Wenn der Kirchenvorstand oder die Gemeindevertretung beharrlich die Erfüllung ihrer Pflichten vernachlässigen oder verweigern, oder wiederholt Angelegenheiten, welche nicht zu ihrer Zuständigkeit gehören, zum Gegenstande einer Erörterung oder Beschlußfassung machen, so können sie sowohl durch die bischöfliche Behörde, als auch durch den Oberpräsidenten unter gegenseitigem Einvernehmen aufgelöst werden.

„Mit der Auflösung sind sofort die erforderlichen Neuwahlen anzuordnen.

Bei diesen sind die Mitglieder der aufgelösten Körperschaft nicht wieder wählbar."

Die §§ 41 und 42 wahren die Rechte der Patronate. Demnächst folgen Ausführungsbestimmungen (§§ 43—47), welche wiederum für die nächste Zukunft von einschneidender Wichtigkeit sein werden.

„Macht die bischöfliche Behörde in denjenigen Fällen, in welchen sie eine Anordnung oder Entscheidung im Einvernehmen mit der Staatsbehörde zu treffen hat, von ihren Befugnissen keinen Gebrauch, so ist sie zur Ausübung derselben von der Staatsbehörde aufzufordern. Leistet sie dieser Aufforderung binnen dreißig Tagen nach dem Empfange derselben keine Folge, so geht die Ausübung der Befugnisse auf die Staatsbehörde über.

„In denjenigen Fällen, in welchen die bischöfliche oder die Staatsbehörde, jede jedoch im Einvernehmen mit der anderen, eine Anordnung oder Entscheidung zu treffen hat, muß die um ihre Zustimmung angegangene Behörde sich binnen dreißig Tagen nach dem Empfange der Aufforderung erklären. Erklärt sie sich nicht, so gilt sie als zustimmend.

„Bei erhobenem Widerspruch entscheidet in allen Fällen über Meinungsverschiedenheiten zwischen der bischöflichen Behörde und dem Regierungspräsidenten (Landdrosten) der Oberpräsident, über Meinungsverschiedenheiten zwischen diesem und der bischöflichen Behörde der Minister der geistlichen Angelegenheiten" (§ 44).

Falls eine Wahl für den Kirchenvorstand oder die Gemeindevertretung wiederholt abgelehnt wird oder überhaupt nicht zu Stande kommt, so ist der Oberpräsident befugt, die Mitglieder, resp. den Vorsitzenden zu ernennen (§ 46 und 47).

Von den Schlußbestimmungen (§ 48—55) heben wir endlich noch folgende hervor:

„Gegen Verfügungen der vorgesetzten Kirchenbehörde, durch welche die Einwilligung zu bestimmten Handlungen der Verwaltung versagt wird, steht dem Kirchenvorstande die Berufung an den Oberpräsidenten zu, welcher endgültig entscheidet." (§ 49.)

Dem Gesetze ist noch eine Wahlordnung in vierzehn Artikeln beigefügt. Bei der Wahl findet geheime Abstimmung durch Stimmzettel statt; doch kann „durch Beschluß des Kirchenvorstandes eine mündliche Abstimmung zu Protocoll angeordnet werden." (Art. 6.)

Um nun unser Urtheil über den im Vorstehenden skizzirten Gesetzentwurf auszusprechen, so können wir diesem im Ganzen und Großen unsere Billigung nicht vorenthalten. Derselbe geht von dem ganz richtigen Principe aus, daß in vermögensrechtlicher Beziehung die Kirche der Oberaufsicht, sowie der Legislativgewalt des Staates unterstehe, beziehungsweise wieder zu unter-

stellen sei. Der thatsächlich bestehenden Verfassung der katholischen Kirche gemäß giebt er der Mitwirkung der bischöflichen Gewalt auch einen unseres Ermessens genügenden Spielraum. In den Bestimmungen über die Befugnisse der bischöflichen wie der Staatsgewalt gegenüber jenen Vertretungen der Kirchengemeinde geht er von der Voraussetzung aus, daß hier beide möglichst in gegenseitigem Einvernehmen vorgehen sollen, was, so lange eine Trennung von Kirche und Staat in Preußen aussichtslos ist, bei einem Einzelgesetze ein richtiger Grundsatz scheint. Doch wahrt er auch hier in strittigen Fällen stets die Oberhoheit des Staates.

Auch bietet der Gesetzentwurf in den beiden Gemeindevertretungen die geeigneten Collegien, denen sich in der Folge noch weitere Berechtigungen, wie Mitwirkung in der Wahl und Anstellung der Cultusbeamten, anvertrauen lassen.

Doch möchten wir uns keineswegs auch gegen die Mängel der Vorlage verschließen.

Vor allem ist es der Schlußparagraph (55), welcher gerechte Bedenken erregt.

„Der Minister der geistlichen Angelegenheiten" — heißt es dort — „ist befugt, mit Rücksicht auf besondere örtliche oder sonstige Verhältnisse und besondere für die Vermögensverwaltung bestehende Einrichtungen von der Ausführung dieses Gesetzes in einzelnen Gemeinden Abstand zu nehmen, sofern dies von den Gemeinden beantragt wird."

Diese Bestimmung überträgt dem Cultusminister in der That so weitgehende, discretionäre Befugnisse, daß es völlig in seiner Hand liegt, das ganze Gesetz in seiner Wirksamkeit zum guten Theile wieder illusorisch zu machen. Wenn auch nicht für Herrn Falck, so doch für irgend einen der Hierarchie geneigteren Nachfolger könnte eben jene Bestimmung das bequeme Hinterpförtchen werden, durch welches die klericale Herrschsucht wieder in die Gemeindeverwaltung eindringen könnte, nachdem ihr das Gesetz die Thore verschlossen. Jedenfalls scheint uns diese Bestimmung in dieser Form vom constitutionellen Standpunkt aus unannehmbar und bedarf sie einer gründlichen Abänderung, welche die Fälle genau präcisirt, in welchen es dem Minister gestattet ist, das Gesetz im Einzelfalle zu suspendiren.

Ein zweiter hervorstechender Mangel der Gesetzvorlage ist der, daß darin die Rechte des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung gegenüber Bischof und Oberpräsident nicht präcisirt, daß ferner auch die Grenze der Befugnisse des Bischofs und Oberpräsidenten gegenüber jenen nicht scharf genug gezogen ist.

§ 43 bestimmt beispielsweise: „Anweisungen über die Geschäftsführung können dem Kirchenvorstande sowohl von der bischöflichen Behörde, als auch von dem Oberpräsidenten, unter gegenseitigem Einvernehmen, ertheilt werden."

Durch diese Bestimmung ist der bureaukratischen Allein- und Vielregiererei, welche eben nirgends mehr florirt, als in den bischöflichen Generalvicariaten, Thor und Thür geöffnet. Und wenn irgend in einer Provinz einmal Oberpräsident und bischöfliche Behörde conniviren, was keineswegs zu den Unmöglichkeiten, ja nicht einmal zu den Unwirklichkeiten gehört*), so böte der citirte Paragraph in Verbindung mit ähnlichen die bequeme Handhabe, um Kirchenvorstand und Gemeindevertretung schon jede Lust am Selfgovernment gründlich zu verleiden und dieselben bis zum Schachmatt zu maßregeln.

Außer diesen Hauptausstellungen schiene uns endlich noch der Umstand zu erwähnen, daß manche Bestimmungen an Unklarheit und Ungenauigkeiten leiden, welche Mängel indeß bei der Durchberathung des Gesetzes ohne Schwierigkeit gebessert werden können.**) Im Ganzen müssen wir sowohl der Tendenz des Gesetzes als auch seinen Bestimmungen unsere Anerkennung zollen. Dasselbe ist ganz geeignet, in den Kirchengemeinden das Selfgovernment herzustellen und Recht an die Stelle der schrankenlosen hierarchischen Willkür zu setzen.

Eben über letztere geben die Motive des Gesetzentwurfs die beachtenswerthesten Aufschlüsse. Wer immer einmal eine Geschichte des Katholicismus in Preußen, oder eine Geschichte der Reactionsepoche seit 1850 schreiben will, dem werden jene Motive das wichtigste Material darbieten. Unverhüllter und umfassender sind wohl kaum je die Sünden des Regimes Raumer-Mühler dargelegt worden, als es in den Motiven seitens des Nachfolgers jener Herren geschieht.

„Das Bedürfniß nach dem Erlaß eines Gesetzes" — heißt es S. 16 —, „wie es in dem Entwurf hat zum Ausdruck gebracht werden sollen, ist von der Königlichen Regierung längst erkannt und auch in weiteren Kreisen vielfach anerkannt. In der That wird sich die Nothwendigkeit einer anderweitigen gesetzlichen Regelung der durch dieses Gesetz berührten Rechtsmaterie insbesondere deshalb nicht verkennen lassen, weil es dem Klerus der katholischen Kirche unter dem wechselnden Einflusse der Zeiten und der Verhältnisse vielfach gelungen ist, die zur Verwaltung des kirchlichen Vermögens bestimmten Organe ihrer eigentlichen Aufgabe zu entfremden und dieselben zu willenlosen

*) Noch vor einigen Wochen erhielten wir ein Schreiben eines Herrenhausmitgliedes, worin dieses in Ausdrücken, die hier nicht wiederzugeben wir dringende Veranlassung haben, sich über einen dieser Herren dahin aussprach, daß betreffs seiner eine italienische Erholungsreise noch viel wünschenswerther sei, als bei Herrn von Nordenflycht.

**) Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf hinweisen, ob es sich bei den mannichfachen Wahlen nicht empfehle, wenigstens die kirchlichen Gemeindewahlen auf die Sonntage zu verlegen, um nicht zu oft durch Wahltage die Arbeitszeit zu unterbrechen und zugleich hier eine möglichst allgemeine Betheiligung zu fördern.

Werkzeugen der einzelnen Geistlichen herabzudrücken. Jedem Unbefangenen liefert die Geschichte der letzten zwanzig Jahre den Beweis.

„Um zu jenem Ziele der Unterwerfung der Kirchenvorstände unter den Willen der Geistlichkeit zu gelangen, ging man davon aus, die landrechtliche Theorie, daß das örtliche Kirchenvermögen Eigenthum der Gemeinden sei, zu bekämpfen und demgemäß die Consequenz dieses Rechtssatzes, daß die Kirchenvorstände Organe der Gemeinden für die Verwaltung des kirchlichen Vermögens seien, in Frage zu stellen. Auf diesem Wege wurde es möglich, aus den gesetzlich zur Vertretung der Gemeinden berufenen Kirchenvorständen rein kirchliche Organe zu machen, wie dies z. B. in der Instruction des Generalvicariats zu Paderborn über das Verfahren bei der Wahl der Kirchengemeinderepräsentanten vom 23. Juli 1855 mit dürren Worten dahin ausgesprochen ist:

„„Der zur Verwaltung des Kirchenvermögens bestellte Kirchenvorstand ist, da das Kirchen- wie das Pfarr- und sonstige kirchliche Stiftungsvermögen nach den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts nicht Eigenthum der einzelnen Kirchen- (Pfarr-) Gemeinden, sondern der allgemeinen Kirche ist, nur Organ des Bischofs und zur Vertretung der Gemeinde nicht befugt.““

„Damit nicht genug, ging man mehrfach sogar so weit, diejenigen Mitglieder der Kirchenvorstände, welche aus den Gemeinden hervorgehen sollten, überhaupt zu beseitigen. So besorgt z. B. in 17 Pfarreien des Regierungsbezirks Königsberg der Pfarrer allein die Vermögensverwaltung, und ebenso bildet in mehreren Pfarreien des Regierungsbezirks Arnsberg, wie in Werl und in Büderich, die Pfarrgeistlichkeit allein den Kirchenvorstand.“ *)

Solchen ministeriellen Ausführungen brauchen wir nichts hinzuzufügen, um die Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit des Gesetzes darzuthun. Um aber den gegenwärtigen Rechtszustand der katholischen Gemeinden mit einem Worte zu bezeichnen, so hat die Hierarchie seit 1850 im Bunde mit der politischen Reaction die in der Verfassung garantirte „Selbständigkeit der Kirche“ dahin ausgenutzt, die Kirchengemeinden hinsichtlich ihres Vermögens völlig rechtlos zu machen, und durch Galvanisirung einer längst begrabenen canonistischen Bestimmung den Bischof resp. den Papst zum alleinigen rechtlichen Disponenten über das gesammte katholische Gemeindevermögen gemacht. Die ungeheuerlichen Consequenzen einer solchen in aller Stille vollzogenen Vergewaltigung liegen

*) Recht bezeichnend ist hier die Thatsache, daß nach der Uebersicht, welche die Motive bieten, es gerade Frankfurt am Main ist, wo die Kirchengemeinde noch die meisten Rechte gegenüber der Hierarchie besitzt. Die freien Bürger der freien Stadt haben es auch am besten verstanden, sich gegen hierarchische Herrschsucht zu decken. Freilich wird hierdurch sehr erklärlich, daß von Zeit zu Zeit in irgend einem ultramontanen Hauptblatte ein recht giftiger Schmähartikel gegen die Frankfurter katholische Gemeinderepräsentation oder gegen einzelne Mitglieder erscheint.

offen zu Tage. Wenn beispielsweise eine katholische Gemeinde auch insgesammt mit Pfarrer und Küster dem römischen Katholicismus den Rücken kehrte, so hätte sie hinsichtlich ihres Kirchenvermögens das leere Nachsehen; jenes verbliebe zur Verfügung des Bischofs. Und gesetzt den Fall, daß sämmtliche Katholiken des Königreichs der römisch-katholischen Kirchengemeinschaft entsagten, so wäre nach jener Theorie und Praxis der Papst dadurch der einzige Herr des gesammten Kirchenvermögens geworden und so in der angenehmen Lage, über ein Vermögen von 100—200 Millionen innerhalb der Monarchie zu verfügen.

Mit dem Erweise der Nothwendigkeit des Gesetzes ist eigentlich der Beweis seiner Zweckmäßigkeit schon gegeben. Doch liegt die Besorgniß nahe, die auch schon in den letzten Wochen von mehreren Journalen ausgesprochen wurde, daß nämlich das Gesetz durch die Renitenz des Klerus und der verhetzten „Heerde" von vorn herein unwirksam gemacht werde. Diese Besorgniß ist sicher berechtigt. Denn was nützt es, dem „auf Commando marschirenden" Klerus und den fanatisirten Massen gegenüber sich auf das gute Recht und die Pflicht des Staates zu berufen! Zwar weisen dieses Recht die Motive des Entwurfs bündig und schlagend nach. „Die katholische Kirche, welche juristisch aufgefaßt in der Rechtssphäre des Staates die Bedeutung einer Corporation hat, leitet, wie jede Corporation, ihre Vermögensfähigkeit und ihr Vermögensrecht aus dem bürgerlichen Rechte ab. Beruht aber die juristische Persönlichkeit der Kirche auf der Garantie des bürgerlichen Rechts, so ist der Staat auch befugt, die Gewährung derselben an bestimmte, von ihm festzusetzende Bedingungen zu knüpfen. Es kann nicht als ein Eingriff in das der Kirche eigenthümliche Gebiet angesehen werden, wenn der Staat im Wege der Gesetzgebung für die Besorgung der kirchlichen Vermögensangelegenheiten . . . gewisse Normen vorschreibt und zu diesem Zweck Organe einsetzt, welchen die Besorgung jener Angelegenheiten, die rechtliche Vertretung der Corporation obliegen soll. Die Anerkennung der rechtlichen Gültigkeit und Wirksamkeit der von diesen Organen vorgenommenen Handlungen der Verwaltung geht vom Staate aus, welcher unter dieser Voraussetzung seine Rechtshülfe zur Ausführung der Beschlüsse jener Organe gewährt, namentlich auch derjenigen, welche die Gemeindemitglieder zu Vermögensleistungen für kirchliche Zwecke verpflichten. Der Staat hat hiernach unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, darüber zu wachen, daß die Verwaltung der in Rede stehenden Angelegenheiten ordnungsmäßig geführt werde, um sicher zu sein, daß er seinen weltlichen Arm nicht etwa zur Unterstützung einer Verwaltung leihe, welche das Vermögen seinen eigentlichen Zwecken entzieht und die einzelnen Gemeinden oder deren Mitglieder überlastet." Für solche juristische Ausführungen hat freilich der Ultramontanismus kein Verständniß. Für ihn ist der Staat Knecht der Kirche, d. i. der Hierarchie,

das bürgerliche Recht Handlanger des canonischen, ebenso wie auch die Philosophie eine Magd der Theologie sein soll. Somit werden wir es in sicherer Aussicht haben, daß der Ultramontanismus mit aller seiner Macht und Energie sich auch gegen das vorliegende Gesetz sperren wird. Die „Hirten" werden in Hirtenbriefen, ihre Blätter und Blättchen in Leitartikeln dagegen losdonnern und über jenes als eine neue Gewaltthat gegen die Rechte und Freiheiten der Kirche weheklagen. Und die verhetzten „Heerden" werden dann auch gegen dieses Gesetz den passiven Widerstand geltend machen.

Und doch scheint es uns sicher, daß dieses Gesetz nicht das bisherige Schicksal der übrigen Kirchengesetze theilen, daß hier wenigstens der Widerstand kein allgemeiner und consequenter sein wird. Denn zunächst betrifft dieser Gesetzentwurf doch einen ganz anderen Gegenstand, als die übrigen neuesten Kirchengesetze. Letztere handeln wesentlich von dem Amte und der Person des Geistlichen, und da hielt es sehr leicht, der großen Menge einzureden, daß sich der Staat, und namentlich ein vorwiegend evangelischer Staat, um die Geistlichen und ihr Amt nicht zu kümmern habe.

Vorliegender Gesetzentwurf aber betrifft das kirchliche Vermögen, Geld und Geldeswerth, und um davon überzeugt zu werden, daß auch hierüber der Staat nicht mitzureden habe, dazu gehört doch ein hoher Grad von Einfalt, der selbst in den Massen nur zum Theil vorhanden ist.

Zwar wird es ferner in den Landgemeinden, deren Kirchenvermögen zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse ausreicht, der Geistlichkeit meist ein Leichtes sein, die Bauern zum Zurückweisen eines Gesetzes zu bestimmen, da ihnen dieses Rechte bietet, worüber sie vollständig unwissend waren. Anders aber dort, wo die Kirchengemeinden durch theilweise sehr erhebliche Kirchensteuern für ihre Cultuszwecke beitragen müssen. In diesen Gemeinden ist das Bewußtsein, daß das Kirchenvermögen Eigenthum der Gemeinde sei und daß diese über dessen Verwendung zu bestimmen habe, längst lebendig und hat auch bisher das absolute Disponiren des Klerus über das Kirchenvermögen entschiedene Opposition gefunden. Hier wird also unseres Ermessens das besprochene Gesetz den geeigneten Boden vorfinden und ein Zurückweisen schwerlich erfahren.

Eben diese Gemeinden aber sind keineswegs von geringer Zahl, und was noch schwerer wiegt, es sind vielfach gerade die großen und bedeutendsten. Werden sie sich nicht absolut ablehnend verhalten, so wird auch ihr Beispiel für die nächstliegenden kleineren folgenreich sein und so wird der compacte Widerstand, den der Ultramontanismus zu organisiren sich bemühen wird, hier wenigstens sich zersplittern. Also erscheint uns die Furcht vor diesem hinsichtlich des fraglichen Gesetzes wenigstens als nicht genügend begründet.

Endlich bietet sich nach unserer Ansicht dem Staate ein ganz wirksames

Mittel, um dem betreffenden Gesetze Anerkennung zu verschaffen, wenn eben dieses in entsprechender Weise amendirt wird. Im Falle nämlich, daß die einzelne Gemeinde sich beharrlich weigert, dem Gesetze gemäß einen Kirchenvorstand resp. eine Gemeindevertretung zu erwählen, hat sie selber auf ihr Recht, ihr eigenes Kirchenvermögen zu verwalten, verzichtet, und dieses Recht devolvirt demnach auf den Staat. Demnach scheint es uns ganz angemessen, die betreffenden Gesetzparagraphen 46 und 47 dahin abzuändern, daß in jenem Falle einfach der Staat die Verwaltung des kirchlichen Gemeindevermögens an sich nimmt und diese so lange führt, bis innerhalb der Gemeinde selber der Antrag auf Wahl einer gesetzmäßigen Vertretung gestellt wird. In diesem Falle wird übrigens auch der Klerus, wenn er vor der Alternative steht, entweder die von ihm unabhängigen Staatsorgane oder eine von ihm leicht zu beeinflussende Gemeindevertretung als Verwalter des kirchlichen Vermögens zu sehen, einer Wahl nicht absolut und dauernd entgegenwirken. Eben der letzte Punkt nöthigt uns noch zu einer Bemerkung, hinsichtlich der nächsten Folgen des Gesetzes. Es scheint uns fast, als wenn von mancher Seite übergroße Hoffnungen schon für die Nächstzeit an das projectirte Gesetz geknüpft würden. Nach unserer Ansicht wäre es eine große mit bitterer Enttäuschung verknüpfte Illusion, wenn man sich verspräche, daß durch das Gesetz mit einem Schlage die Herrschaft des Klerus über die Gemeinden gebrochen und ihr Einfluß erheblich gemindert würde. Nein, im Gegentheil! Unter klericaler Einwirkung werden, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, überall auch klericale Anhänger in die Gemeindevertretungen gelangen, und so wird die Macht des Klerus, wenn auch nicht legal, so doch factisch fortbestehen. Bewußtes Selfgovernment, dieses Ziel unseres Gesetzes, wird nicht mit einem Male geschaffen, wie der Funke aus dem Stahl. Das Volk muß sich erst in sein Recht hineinleben; nur was es gewohnt ist, sieht es als sein ganzes und wahres Eigen an. Darum werden noch Jahre vergehen, ehe das Gesetz in dieser Richtung Früchte bringt. Aber diese werden nicht ausbleiben und um so eher reifen, je mehr die Regierung durch gesteigerte Sorge für den Unterricht die Bildung auch in den ländlichen und niederen Volksschichten zu heben bemüht ist und durch besonnene Entschiedenheit in ihrer kirchenpolitischen Haltung zugleich die auf baldigen Umschlag Hoffenden enttäuscht und ihrer eigenen Anhänger Vertrauen festigt.

Der spanische Ministerpräsident.

Von Wilhelm Lauser.

In einer Schilderung des alfonsistischen Pronunciamiento, welche aus der Umgebung des Marschall Serrano stammt und zum ersten Male in der

„Gaceta Internacional“ zu Brüssel am 7. Februar abgedruckt wurde, ist erzählt. Herr Cánovas del Castillo, der als Präsident des Regentschaftsministeriums die bourbonische Dynastie der spanischen Nation neu vorzustellen hatte, habe auf die erste Nachricht von der Militärerhebung des General Martinez Campos in Sagunt ausgerufen: „Wir sind verloren! Alles was heute geschieht, ist verfrüht; die Tollkühnheit von Martinez Campos richtet uns zu Grunde.“ Der Verfasser der Adresse, in welcher die Granden Spaniens den Prinzen von Asturien zu seinem achtzehnten Geburtstage beglückwünschten, und des Antwortmanifestes Alfonsos vom 1. December hatte offenbar noch nicht die Hoffnung ganz aufgegeben, auf friedlichem Wege und durch die Freiheit jene Monarchie wieder herzustellen, für welche er seit dem Juni 1870 öffentlich und geheim arbeitete. Er hatte sich gedacht, die Nation könnte in einem Augenblick, da die damaligen Machthaber sich gegen einander kehrten, Serrano abgenützt vom Schauplatz abträte und weit und breit kein Nachfolger sich fände, Alfonso als einzigen Retter herbeirufen. Wenn er am Ende auch die Gewalt nicht von der Hand wies, so stellte er sich die Möglichkeit einer Erhebung, die wie eine Pulvermine, einmal entzündet, das ganze Heer mit sich fortreißen würde, doch nur für den Fall vor, daß im Lager offener Zwist unter den eifersüchtigen Generalen ausbräche, und dann einer derselben das Banner Alfonsos entfaltete, als das einzige Zeichen, in welchem der Sieg noch möglich. Die unvermuthete Nachgiebigkeit Serranos, der sich nicht an die Spitze eines dritten Heeres neben dem carlistischen und alfonsistischen stellen wollte, um eine Lösung zu bekämpfen, die ihm im Grunde selbst seit lang schon vernünftig und unvermeidlich schien, hatte mit einem Male Cánovas so zu sagen in die Zwangslage versetzt, einem militärischen Pronunciamiento, das doch nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, sich anzuschließen, beziehungsweise die Früchte desselben für seine Staatszwecke einzuheimsen.

Trotz dieses Ursprunges nahm jedoch die neue Regierung unter Cánovas' Hand alsbald einen so ausgeprägt bürgerlichen Charakter an, wie schon lange nicht mehr und wie sogar nicht unter der Dictatur des republikanischen Geschichtsprofessor Castelar. Cánovas ist hierin den Ueberzeugungen und Ueberlieferungen seines ganzen Lebens treu geblieben. Er hatte sich niemals zu dem in allen Parteien Spaniens sonst als selbstverständlich angesehenen sacrifizio dell' intelletto herbeigelassen gegenüber von Pronunciamientohelden, die sich die Fähigkeit anmaßten, einen Staat einzurichten und zu regieren, weil sie die Herren in den Casernen waren. Wie er einerseits mit wahrem Bürgermuthe und staatsmännischer Ueberlegenheit, noch mitten in dem Rausche der Septemberrevolution, in den constituirenden Cortes von 1869, die Generale auf der Ministerbank warnte, nicht mit der Einführung von Freiheiten und Einrichtungen, auf welche das Land nicht vorbereitet sei, unberechenbare Gewalten

zu entfesseln, so hatte er andererseits der programmlosen und darum auch aussichtslos gewordenen Erhebung O'Donnells im Juni 1854 den Inhalt und die Formel gegeben, welche dieselbe erst für die Nation annehmbar und fruchtbar machten. Er hat nach der Schlacht von Vicálvaro, in Manzanares jenes Manifest verfaßt, welches nicht nur zum Programm für eine neue Partei, die liberale Union, sondern auch zum Ausgangspunkte für die ganze neuere constitutionelle Entwicklung Spaniens wurde. In ein paar kurzen Sätzen waren hier die zeitgemäßen Forderungen der Nation zusammengefaßt: „Erhaltung des Thrones, aber ohne eine schmähliche Camarilla, strenge Anwendung der Staatsgrundgesetze, Verbesserung des Wahl- und Preßgesetzes, Ermäßigung der Steuern, Decentralisation, Einführung der nationalen Miliz auf dauerhafter Grundlage.

Ehe Canovas del Castillo selbstthätig in die politischen Geschicke seines Vaterlandes eingriff, hatte er sich in den schönen Wissenschaften und der Presse bereits einen Namen gemacht. Als sechzehnjähriger Jüngling gab er 1844 in seiner Vaterstadt Malaga bereits eine literarische Zeitschrift heraus: „La jóven Malaga". In Madrid, wo er seit 1845 Philosophie und Rechtswissenschaft studirte, betheiligte er sich als politischer Redacteur an dem liberalconservativen Blatte „La Patria", in Gemeinschaft mit den hervorragendsten Männern des Parlamentes und Advocatenstandes, einem Pacheco, Gonzalo Moron, Benavides, Rios Rosas, Novaliches. Doch konnte ihn die Politik nie ganz dem Cultus der schönen Wissenschaften entfremden. Außer verschiedenen kleineren literarischen Arbeiten veröffentlichte er im Anfang der fünfziger Jahre die „Geschichte des Verfalls Spaniens von Philipp III. bis Carl II." und den Roman: „La Campana de Huesca", ein geschichtliches Bild Aragoniens im zwölften Jahrhundert. Dieser Roman erlebte drei Auflagen. Cánovas wurde im Jahr 1860 zum Mitglied der Akademie der Geschichte, im Jahr 1867 zum Mitglied der spanischen Akademie ernannt. Seiner Feder verdanken wir noch einige der besten Arbeiten in der „Revista de España" und im „Diccionario de política y administracion". Die Verbindung gründlicher Gelehrsamkeit und tieferen philosophischen Gehaltes mit schöner, blühender Form zeichnet Cánovas als Schriftsteller und akademischen Redner aus. Während so viele seiner spanischen Zeitgenossen der Wissenschaft und Literatur untreu wurden, sobald sie sich einen Namen gemacht und den Zutritt zur politischen Schaubühne eröffnet, blieb ernsteres Studium für Cánovas der Trost nach den Enttäuschungen des öffentlichen Lebens und das Mittel, sich jene Selbständigkeit und Freiheit des Geistes zu wahren, die ihn auch unter den Stürmen der Revolution und gegenüber den Verlockungen der Macht auf der einmal für richtig erkannten Bahn ausharren ließ.

Wenige unter den gegenwärtigen Staatsmännern Spaniens können sich

rühmen, so ohne Schwanken, wie Cánovas del Castillo, ihren Grundsätzen treu geblieben zu sein. Nach den Juliereignissen 1854 von seiner Vaterstadt Malaga in die Cortes geschickt, entwickelte er mit einer für seine Jugend staunenswerthen Sicherheit und mit vollkommenem Erfolg die Nothwendigkeit, eine neue Partei zu bilden, welche die tüchtigen Kräfte der Moderados und den gemäßigteren Theil der Progressisten vereinigen und sich durch das heranwachsende Geschlecht verstärken sollte. Wie schon erwähnt, entsprach O'Donnell diesem Verlangen, indem er die liberale Union ins Leben rief, welche bis auf unsere Tage eine so entscheidende Rolle in der spanischen Politik spielen sollte. Im praktischen Staatsdienste war Cánovas thätig zunächst 1854 als Beamter im Ministerium des Auswärtigen, dann 1855—57 als Geschäftsträger in Rom. Als 1858 die liberale Union zur Herrschaft gelangte, war er durch zwei Jahre Generaldirector der Localverwaltung, durch drei Jahre Untersecretär des Ministeriums des Innern. Nachdem er wegen Meinungsverschiedenheit mit der Regierung über die mexikanische Frage seine Entlassung genommen, lehnte er 1863 eine erstmalige Ernennung zum Minister des Innern ab, und nahm dieselbe erst 1864 als College von Mon an (in dem sogenannten Cabinet Mon-Cánovas), als er gegründete Aussicht hatte, die Reformen, für die er in der Opposition gekämpft, durchzusetzen, vor allem ein freisinnigeres Vereins- und Preßgesetz. Nach kurzer Unterbrechung durch ein Ministerium des Herzogs von Valencia gelangte die liberale Union wieder zur Gewalt und Cánovas übernahm in dem Cabinet des Herzogs von Tetuan das Portefeuille der Colonien. Er betrachtete dasselbe nicht wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger als fette Sinecure, sondern er machte 1866 durch Einberufung einer cubanischen Junta den ersten ernsthaften Versuch, auf dem Wege friedlicher Verständigung unerläßliche Reformen für die Havanna durchzusetzen. Seine persönliche Schuld war es gewiß nicht, daß auch in den Colonien, wie im Mutterlande die Reformfreunde bald der Revolution das Feld räumen mußten.

Getreu seiner in Manzanares ausgegebenen Losung, der Thron müsse erhalten werden, hielt er sich von allen antidynastischen Umtrieben fern, auch als er mit vielen Parteigenossen 1866 das Opfer der Willkürherrschaft des Herzogs von Valencia eines Gonzalez Brabo's geworden und von Madrid verbannt war. Daß ihn trotz seiner bewährten Gesinnungen und Dienste Königin Isabella II. selbst fallen ließ, an die er mit vielen Abgeordneten gegen die ungesetzliche Nichteröffnung der Cortes appellirt hatte, konnte ihn nicht zur Theilnahme an der offenen Empörung gegen dieselbe bewegen, sondern nur entmuthigen, seine Hand fernerhin für eine selbstverschuldetem Untergang entgegeneilende Herrschaft zu rühren. Als er, nach dem Sturz der Königin, in die constituirenden Cortes eingetreten war, machte er kein Geheimniß daraus,

daß er die Revolution mißbillige; ohne als Lobredner der vergangenen Zeit aufzutreten, schrieb er den durch das Pronunciamiento von Cadiz geweckten Volksleidenschaften, sowie der Planlosigkeit des Revolutionsministeriums die Schuld an der allgemeinen Unsicherheit der Zustände und insbesondere an den Schwierigkeiten der Regierungsfrage zu; und in einer tief durchdachten Rede gegen die demokratische Verfassung von 1869 warf er seinen früheren Gesinnungsgenossen, wie Rios Rosas, vor, daß sie von ihren alten Ueberzeugungen abgefallen seien, und sich mit der Zulassung der unbeschränkten Menschenrechte widerstandlos den revolutionären Mächten ausgeliefert haben. Mehrere Abgeordnete, wie der gegenwärtige Minister des Innern, Romero Robledo, schlossen sich ihm schon damals enger an; doch vermied Cánovas den Fehler einiger anderen Staatsmänner, welche schon jetzt wieder, und bei der noch herrschenden Stimmung natürlich umsonst, die durch die Septemberrevolution zersprengten conservativen Streitkräfte zu einem Kern zu vereinigen suchten. Er wartete ohne Ungeduld den rechten Augenblick ab, da die Nation des Scheiterns der verschiedenen Throncandidaturen, der Umtriebe Prims, der Unthätigkeit Serranos, der ewigen Unruhen im Lande müde war. Erst ein Jahr später, im Juni 1870, konnte er in den Cortes, ohne von einem Sturme des Unwillens übertobt zu werden, das Banner der „dinastia de la tradicion y del derecho“, der Restauration des Prinzen Alfonso entfalten, und nicht blos von sehr zahlreichen monarchischen Elementen im Lande sprechen, welche noch der entthronten Monarchie anhingen, sondern auch von sich selber bekennen: „Hier, in meinem Herzen, hier, in meinem Geiste, hier, in meinem Gewissen herrscht nur eine Sympathie, und diese Sympathie ist für den Prinzen Alfonso, den ich seit seiner Kindheit gekannt, den ich seinerzeit des Namens Prinz von Asturien würdig gehalten habe und den ich stets bereit war, zu vertheidigen, wie ich seine Mutter vertheidigt habe.“ Von jetzt ab war Cánovas die Seele der Restaurationsbewegung, der politische Rathgeber Isabellas II. und der berufene Führer der dem Herrscherhause treu Gebliebenen. Sein erster, Glück verheißender Erfolg war, daß er Isabella, die doch eine sehr hohe Meinung von ihrer königlichen Würde hatte, zu überzeugen vermochte, daß ihre Persönlichkeit ein unüberwindliches Hinderniß für die Wiederherstellung der Monarchie sei, und daß er sie zu dem Opfer bewog (am 25. Juni), zu Gunsten ihres Sohnes abzudanken. Seinem Rath und Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß bei Isabella an die Stelle der seither bei ihr ohne Unterlaß wechselnden Launen von nun an, wenigstens in den wichtigeren Dingen, folgerichtiges Handeln trat, und sie sich in alle Nothwendigkeiten ergab, die aus der Stellung ihres Sohnes als Kronprätendenten flossen. Cánovas ist der Urheber des Erziehungsplanes, nach welchem Don Alfonso, dessen Bildung bis dahin eine äußerst mangelhafte war, fern von

dem mütterlichen Hofstaate und frei von jesuitischen Einflüssen Unterricht an bewährten europäischen Anstalten genoß. Es glückte ihm, den rechten Mann für seine Pläne zu finden in einem hochgebildeten und freisinnigen Spanier, Herrn Morphy, der als treuer Mentor die Seele seines Jünglings zugleich mit Vaterlandsliebe zu erfüllen und für die Ideen unserer Zeit zu begeistern wußte. Herr Morphy ist seiner Aufgabe mit dem Bewußtsein nachgekommen, daß es gelte, seinem unglücklichen Vaterlande die letzte Hoffnung zu retten. Heute ist er der vertrauteste Berather seines Königs, der mit schwärmerischer Liebe an ihm hängt, und so lange wir ihn an der Seite des jungen Herrschers sehen, wissen wir diesen aufs Beste behütet.

Einen in europäischer Luft aufgewachsenen, geistig, sittlich und politisch ausgebildeten Mann wollte Cánovas, wie man noch aus den von ihm beim achtzehnten Geburtstag des Prinzen veranlaßten Kundgebungen sah, der spanischen Nation als Retter vorstellen. Alfonso sollte namentlich eine Schutzwehr gegen die Gefahren bilden, welche nach Beendigung des Carlistenkrieges dem Lande von einem Heer beschäftigungsloser, ehrgeiziger Offiziere, wie seinerzeit nach dem ersten Carlistenkriege unter Espartero, drohen konnten. Diese Mission des jungen Monarchen ist nun allerdings wieder in einige Ferne gerückt, da derselbe, noch während der Carlismus seine letzten Anstrengungen macht, unvermuthet rasch den Thron seiner Väter einnehmen mußte. Und vertagt mußte auch die Hoffnung werden, mit der sich Cánovas Anfangs über die Durchkreuzung seiner ursprünglichen Pläne trösten mochte, daß nämlich Alfonsos Name alsbald alle diejenigen anziehen werde, welche ihre conservativen, monarchischen und religiösen Ueberzeugungen nicht sowohl aus Liebe zum Absolutismus, als aus Furcht vor republikanischen Umwälzungen unter das einzige monarchische Banner, das sich ihnen darbot, das carlistische, geflüchtet hatten. Um so weniger kann sich aber das junge Königthum der von Cánovas vor und nach dem Pronunciamiento mit Nachdruck hervorgehobenen Nothwendigkeit entziehen, vor Allem auch Septemberrevolutionsmänner in die Regierung einzuladen. Cánovas ist ein zu gewiegter Politiker, um nicht einzusehen, daß eine Verstärkung des reactionären Elementes, das mit den Anfangs freilich nicht abweisbaren Moderados in die Regierung eingezogen war, unfehlbar die constitutionelle Partei, die sich jetzt unter Serrano und Sagasta zu dem Kampf um Ministerportefeuilles und Staatsmänner rüstet, auf den Weg der Verschwörung drängen würde. Er kannte die Geschichte und die Verhältnisse seines Landes zu gut, um durch allzugroße, allen ernsthaften Errungenschaften der letzten sechs Jahre widersprechende Zugeständnisse an diejenigen, welche einfach da wieder anknüpfen möchten, wo Isabella bei ihrer Flucht die Dinge gelassen, einen neuen Tag von Alcolea heraufzubeschwören. Als alter und überzeugter Parlamentarier

wird er niemals in die von den Moderados anempfohlenen Beschränkungen der Cortesrechte willigen; und glücklicherweise ist er durch seine ganze Vergangenheit mehr als ein Anderer zum Mittelsmann berufen zwischen den Moderados, denen ein günstiger Stern die 1868 schmählich verlorene Macht wieder in die Hände gespielt hat, und der liberalen Union, die sich von allen Parteien seit 1868 allein als einigermaßen regierungsfähig erwiesen hat.

Ueber die große Frage der Cultusfreiheit hatte sich Cánovas del Castillo vor dem Pronunciamiento vorsichtiger Weise ungefähr folgendermaßen vernehmen lassen: „Ueber die Freiheit des Cultus, einen Ueberfluß im katholischen Spanien solle in der künftigen Verfassung womöglich mit Stillschweigen weggegangen werden; zwischen Kirche und Staat solle die Rücksicht auf den Frieden maßgebend sein; dem Klerus solle Gerechtigkeit widerfahren; zu einem Angriff auf die Kirche, wie er anderswo nöthig sein möge, sei hier kein Anlaß; im Uebrigen aber solle eine weltliche Politik verfolgt, der Standpunkt des Staates festgehalten werden." Inzwischen haben die Gelüste der Moderados, die Lage zu einer schrankenlosen kirchlichen Reaction auszubeuten, Cánovas genöthigt, der Regierung Alfonsos doch eine bestimmtere Stellung in der kirchenpolitischen Frage anzuweisen, den Nichtkatholiken ohne Zweideutigkeiten jene Duldung zuzugestehen, die ein moderner Staat nicht versagen darf, und trotz des Gewichtes, das man auf ein gutes Vernehmen mit der päpstlichen Curie legen muß, eine Beherrschung des Staates durch die Kirche zurückzuweisen. Es ist übrigens unzweifelhaft, daß auch Rücksichten der auswärtigen Politik, Rücksichten auf England und insbesondere auf Deutschland hierin nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Dies führt uns schließlich noch auf einen Punkt, der immerhin beachtet zu werden verdient. Der vielfach verbreiteten Behauptung, Cánovas del Castillo sei, wie allerdings sehr viele von der alfonsistischen Partei, entschiedener Franzosenfreund und Deutschenfeind, widersprechen meine persönlichen Erinnerungen. Der während des deutsch-französischen Krieges in den madrider Blättern mit großer Lebhaftigkeit geführte Streit, an welchem ich selbst in mehr oder weniger reinem Castilianisch mich betheiligte, ob die Franzosen oder die Deutschen Spaniens Sympathien verdienen, hatte sich bald zu der allgemeineren Discussion über das Verfallen der lateinischen und das Wiederaufblühen der germanischen Rasse erweitert. Nun machte Cánovas damals durch eine Rede (im Ateneo, am 26. November 1870) das größte Aufsehen, weil er hier unumwunden die Ueberzeugung aussprach, daß das Wachsthum Deutschlands alle nur denkbaren Anzeichen der Dauer trage, ob man nun die von ihm entwickelten Truppenmassen oder die unvergleichliche Tüchtigkeit derselben, oder die guten gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, aus denen die eigentliche kriegerische Leistungsfähigkeit natürlich

fließe, oder die überraschende kriegerische Unfähigkeit ins Auge fasse, an der Frankreich und, wie man leider zugeben müsse, die anderen lateinischen Völker leiden. Wir gestehen gern, daß uns das Herz rascher schlug, als wir den spanischen Staatsmann ausrufen hörten: „Europa hat jetzt einen neuen Karl V. oder einen neuen Ludwig XIV. hervorgebracht, so mächtig wie nur einer der beiden, und dem ersteren, wenn an Geist nicht gewachsen, an Glück überlegen. Sehe man doch, wie jene Mauern von Metz, an denen unser großer Karl scheiterte mit einem Heere, unter dessen Soldaten sich Markgrafen von Brandenburg befanden, diesmal dem deutschen Anprall nicht widerstehen konnten; und andererseits werden wenige zweifeln, daß Wilhelm I. zufriedener in seinem Palaste sterben wird als Karl V. in Yuste. Und zu denken, daß der, welcher heute zwar nicht den Ruhm, aber das Glück des großen Kaisers verdunkelt, niemand anderer ist als ein protestantischer Kaiser! Welche Geberde des Zorns oder Entsetzens würden nicht bei dem Vernehmen so seltsamer Kunde jene ersten Gäste im Pantheon des Escorial (Karl V. und Philipp II.) machen, wenn sie durch Zauber zum Leben erweckt würden?"

Briefe von Louis Napoleon und Stephanie von Baden an Friedrich Christoph Schlosser.*)

Mitgetheilt von Otto Waltz.

I.

Louis Napoleon an Schlosser.

1.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
Heidelberg

Arenenberg ce 17 Juillet 1833

Monsieur

C'est bien mal à moi de n'avoir pas encore répondu à l'aimable lettre que vous m'avez écrite lors de mon arrivée ici; car j'ai été bien sensible à l'exactitude que vous avez mise à répondre à mes demandes, et les notes que vous m'avez communiquées m'ont été très utiles. J'attendais toujours pour vous en remercier que mon ouvrage fut

*) Aus Schlossers Nachlaß.

imprimé afin de vous l'envoyer, mais la publication étant retardée encore de quelques semaines, je ne veux pas remettre à une plus longue époque le plaisir de vous renouveler l'assurance de mon amitié. L'ouvrage que vous avez eu lá bonté de m'envoyer m'interessera vivement et je ne manquerai pas d'en traduire à ma mère les passages les plus importants. Depuis mon retour à Arenenberg j'ai travaillé à une petite brochure politique et militaire sur la Suisse; je vous l'enverrai dès qu'elle aura été imprimée et je serai très fier si je puis obtenir votre approbation; car je desire autant votre suffrage pour ce que j'écris que votre estime pour ce que je fais. J'espère comme vous le dites vous même que si nos vues sont quelques fois differentes nos principes seront toujours les mêmes.

Pour ce qui a rapport à l'empereur Napoléon voici en deux mots mon opinion. En mettant du côté mes sentiments personnels je ne puis m'empêcher cependant de regarder l'empereur comme le plus grand homme que l'histoire nous ait présenté. Cette première base de mon jugement une fois posé je cherche à découvrir dans toutes ses actions le mobile qui le fit agir, car si nous reconnaissons qu'il fut un grand homme, nous devons reconnaitre aussi que ses intentions furent toujours louables, les moyens seuls qu'il employe peuvent être blâmés, en cela seulement il a pu se tromper. Je ne pourrais en effet allier dans mon esprit la supériorité et la grandeur à des intentions médiocres et à des passions vulgaires.

Ma mère me charge Monsieur de vous dire combien elle est touchée de vos sentiments pour elle; quant à moi je vous prie d'être auprès de Mdme. Schlosser l'interprete de mes hommages et de croire à mon amitié.

Napoléon Louis B

2.

Arenenberg ce 7 Avril 1834

Mon cher Professeur

Vous devez me trouver bien paresseux car voilà un mois que je dois vous répondre; des occupations scientifiques ont pu seules m'empêcher de vous témoigner plus tot la reconnaissance, que j'éprouve pour l'amitié, que vous voulez bien me conserver. Ma mère a été très flattée du suffrage que vous donnez ainsi que Madame Schlosser à son ouvrage; elle a été obligée de le faire paraitre pour faire taire tous les faux bruits qu'on répandait sur son passage en France. Elle vous envoye ci-joint une lettre pour Madame Récamier que vous con-

naissez déja de reputation, vous trouverez réuni dans son salon toutes les distinctions litteraires du jour. L'autre lettre que je joins est pour un de mes amis Mr. Vieillard, c'est un des hommes des plus distingués que je connaisse et par son esprit et par son instruction, il sera sans doute charmé de faire votre connaissance car je lui ai souvent parlé de vous.

J'espère que votre séjour a Paris sera agréable, vous y verrez du moins bien des choses extraordinaires, dans le monde vous trouverez peu de vertu peu de caractères fermes et loyaux, mais descendez plus bas et vous trouverez là élévation de sentiments, bon sens et patriotisme.

Adieu mon cher Professeur, est-ce que cet automne vous ne viendrez pas nous faire une petite visite? ma mère et moi nous serions bien contents de vous voir.

Recevez l'assurance de ma considération et de mon amitié.

Napoléon Louis B

3.

Londres le 28 Sept. 1847

Mon cher Monsieur Schlosser

Ayant été absent de Londres pendant quelques mois je n'ai pas pu encore vous remercier de la notice sur mon ouvrage que vous m'avez envoyée. Je suis bien sensible à la nouvelle preuve d'amitié que vous me donnez et j'ai été très satisfait de la manière dont le Général de Hoffmann a bien voulu rendre compte de mon ouvrage. Je suivrai ses conseils en tâchant de terminer le plus promptement possible ce grand ouvrage et en évitant les erreurs qu'il a signalées avec tant de modération. Si vous lui écrivez dites lui, je vous prie que je suis très fier d'avoir trouvé en lui un juge aussi indulgent.

Je ne puis guère vous parler politique, ici on est au courrant de tout ce qui se passe sans cependant y attacher un intéret direct. C'est là un des avantages de ce peuple insulaire, c'est de ne ressentir aucune des secousses qui font trembler le continent. Les oscillations de notre Europe s'apaisent dans les flots de la mer avant de parvenir aux rivages de l'Angleterre.

Recevez mon cher Monsieur Schlosser avec mes remercimens la nouvelle assurance de mes sentimens d'estime et d'amitié

Napolèon Louis B

II.

Stephanie von Baden an Schlosser.

1.

Quelque soit la langue et la forme que vous employiez pour m'écrire, vous savez d'avance Monsieur, combien vos lettres sont les bien venues, elles sont pour moi un témoignage de votre souvenir auquel je mets un prix bien réel.

J'ai été charmée d'apprendre par vous que le commentaire du Dante a quelque mérite, entendant parler de cet ouvrage à un Italien homme d'esprit je pensai que cet ouvrage pourrait vous intérresser et je suis bien contente, qu'il ait atteint le but que je m'étais proposée. Je combats avec moi même pour savoir si je puis accepter l'obligeante proposition que vous me faites, je crains que mon peu de savoir en Italien ne me rende indigne d'occuper des momens qui sont toujours si bien employés, mais il me faudra du courage pour que la discrétion l'emporte sur l'égoisme.

J'ai été désolée comme vous de tout ce qu'on a mis dans les journaux, je suis bien persuadée que la calomnie en a inventée la plus grande partie; et que ceux qui ont parlé de mon neveu se donnaient l'air d'en savoir bien davantage qu'on ne leur en avait jamais dit; mais le malheur d'une cause tombée est de rassembler sans le vouloir autour d'elle, une foule de gens qui n'ayant pas de moyens de briller par eux mêmes, cherchent à se donner de l'éclat en s'associant à elle; je donnerais beaucoup pour que Louis puissent bientôt venir ici il trouverait des amis et de bons conseils j'espère que ce projet se réalisera dans le mois de fevrier et je vous demande de lui conserver votre intéret auquel il tient beaucoup.

Recevez Monsieur l'expression de l'amitié et de l'estime sincere que je vous ai vouées.

Stéphanie

Carlsrouhe 17 octobre

2.

Mon cher Monsieur Schlosser,

On vous retrouve toujours, lorsqu'il est question de coeur, d'âme, ou d'esprit, la proposition que vous me faites pour Louis en est une preuve et je vous en remercie pour lui en attendant qu'il le fasse lui même

car je vais lui écrire de suite pour lui faire part de vos bonnes intentions, qui seront j'en suis sure un très grand encouragement pour lui.

Je serais très disposée a suivre votre conseil et a en parler ou au Duc ou a tout autre officier, mais il faudrait avoir l'ouvrage et je vous prierais de me le prêter, Louis ne m'en ayant pas cru digne. Je suis fachée que votre nom seul figure dans les annales ou devrait paraître l'analyse de son ouvrage, car quelques lignes de vous, lui seraient plus favorables que les louanges de beaucoup d'autres.

Je comprends du reste mon cher Monsieur Schlosser que la politique ne vous attache gueres dans ce moment ci, elle est si misérable si einseitig, que toute âme noble, ne peut se comprendre avec les partis, qui ne s'occupent guères d'un résultat favorable à l'humanité, mais de la réussite de leurs opinions particulieres,

Je sus charmée que vous ayez été content de Napoleon, il m'a paru avoir beaucoup gagné je lui crois de l'esprit, j'espere qu'il comprend la valeur du nom qu'il porte et d'une ressemblance éloignée, dont il a trop de bon sens, sans doute, pour en faire un moyen.

Je vous prie de remercier Madame Schlosser de sa bonne intention; mais hélas ce qui est beau et brillant se fletrit vite.

Adieu mon cher Monsieur Schlosser, conservez moi toujours vos bons sentimens et croyez à toute l'amitié que je vous ai vouée.

Stéphanie

Manheim 30 mars

3.

Manheim 12 Septembre

Mon cher Monsieur Schlosser,

Je vous renvoie le manuscrit que vous m'avez confié, vous ne m'en voudrez pas j'espere si vous apprenez que j'ai engagé le Duc de Weimar a me le lire, mais chez moi et seul.

Je ne crois pas avoir besoin de vous dire avec quel intéret j'ai lu cet écrit, ou le tableau des évenemens passés, explique si bien le desordre actuel, ou celui pour lequel il a été écrit trouvera sans doute d'utiles enseignements pour son avenir, mais je dois ajouter mon cher Monsieur Schlosser que tout en ayant pu être blessée de certains passages, je vous remercie de m'avoir assez connue pour ne pas heziter à me les faire lire; c'est un témoignage d'estime qui honnore autant celle qui le recoit, que celui qui le donne. Le culte de la verité que vous proffessez en toute circonstance me servira j'espere

d'excuse près de vous, si je me permets de vous dire, à vous grand écrivain et homme de genie que plusieurs passages de votre écrit m'ont étonnée.

Si L'Empereur était le grand homme, qui pendant dix huit ans a ébloui l'Europe de ses talens et de ses succès, comment lui attribuer des petitesses qui se rencontrent rarement avec le genie; comment supposer qu'une puérile vanité a pu seule l'engager a relever en France la noblesse et la religion, si même l'on n'accorde pas à une pensée noble et profonde le retablissement de bases, sans lesquelles une monarchie peut difficilement se soutenir, du moins pourait on croire qu'il y a vu le moyen de se rattacher une partie de la nation, dont il avait besoin pour l'execution de ses projets. Il connaissait son pays, il savait que l'autorité en France a besoin de quelque prestige, il savait que le Français irreverencieux, moqueur, ne doit pas trop approcher de l'idole qu'il encense, que la France tout incrédule que les philosophes modernes l'ont fait paraître à l'Europe, était pourtant encore trop catholique, pour ne pas se soumettre plus facilement a un maitre béni par l'église qu'à celui qui serait en guerre avec elle.

L'education des peuples ne se fait pas dans quelques années depuis trente ans, la France est devenue plus sérieuse, si L'Empereur paraissait à l'époque actuelle, sans doute il n'employrait pas, pour s'emparer du pouvoir les moyens dont alors il s'est servi, mais je ne croirai jamais que l'homme supérieur qui a vaincu tant de nations, ramené l'ordre dans son pays, dont les idées administratives existent encore non seulement en France, mais dans une partie de l'Allemagne, n'ait pas été guidé dans sa conduite par de plus nobles inspirations que par celle de la vanité.

Pardonnez moi mon cher Monsieur Schlosser les observations, elles sont un témoignage de mon sincère estime, et agréez l'expression de l'amitié que je vous ai vouée depuis tant d'années.

Stéphanie

Bemerkungen.

Zum Verständniß der vorstehenden Briefe, welche Herr Professor Dr. Otto Waltz in Heidelberg aus Schlossers Nachlaß uns mitzutheilen die Güte hatte, werden einige Bemerkungen nicht unwillkommen sein. Freilich müssen dieselben eine mehr als gewöhnliche Nachsicht in Anspruch nehmen, da das uns zu Gebote stehende Quellenmaterial ein über alle Begriffe dürftiges war. Ist doch

die reiche Memoirenliteratur der Restauration, die so manche Aufklärung bieten konnte, in den öffentlichen Bibliotheken Leipzigs so gut wie gar nicht vertreten. Und so dürfte mancher Leser sich in der Lage befinden, Vollständigeres und Besseres zu geben. Immerhin aber konnte diese Erkenntniß kein Grund für die Redaction sein, auf jeden Versuch einer Erklärung zu verzichten.

Was den ersten Brief Napoleons anlangt, so ist er von Arenenberg aus datirt, wo sich der Prinz mit seiner Mutter seit dem Ende des Jahres 1831 nach den abenteuerlichen Zügen durch Italien, Frankreich und England für längere Zeit wiederum aufhielt. Er war damals Ehrenbürger des Staates Bern und Hauptmann der cantonalen Artillerie, und vertrieb sich die Langeweile des Aufenthaltes auf dem einsamen Landsitze mit historischen, politischen und militärischen Studien. Diese Studien brachten ihn in nähere Verbindung mit Schlosser, dessen Bekanntschaft mit ihm und seiner Mutter wohl durch deren Cousine, die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden, Schlossers edle und geistvolle Freundin, vermittelt worden war. Schlosser hatte dem Prinzen auf seine Bitten einige Notizen zukommen lassen, die diesem bei der Abfassung seines Werkes, dessen Druck sich einige Wochen noch verzögerte, von Nutzem gewesen waren. Im Briefe nennt der Prinz einmal „mon ouvrage“, sodann erwähnt er „une petite brochure“. Das erste scheint auf eine Schlosser schon bekannte Arbeit zu gehen, auf die sich auch dessen Notizen bezogen, mit dem zweiten scheint er Schlosser eine neue Mittheilung zu machen. Da aber nicht bekannt ist, daß Napoleon eine zweite druckfertige Arbeit im Jahre 1833 vorliegen hatte, so wird nur ein und dieselbe Schrift gemeint sein können. Sie führt den Titel: „Considérations politiques et militaires sur la Suisse“, und ihr Vorwort ist vom 6. Juli datirt, also kaum zwei Wochen vor Abfassung des vorliegenden Briefes. — Das Buch, welches Schlosser dem Prinzen zugesandt hatte und aus welchem dieser seiner Mutter gewisse Stellen vorlesen will, ist die im Jahre 1832 in dem „Archiv für Geschichte und Literatur herausgegeben von Fr. Chr. Schlosser und Gottlob August Bercht“ erschienene Abhandlung: „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1800—1813. Erste Abtheilung, bis zum Consulat“, vielleicht auch noch, obwohl wir das mit unseren Mitteln chronologisch nicht feststellen konnten, die zweite Abtheilung des Aufsatzes, die im Jahre 1833 in derselben Zeitschrift unter gekürztem Titel erschien. Darauf sind auch die Aeußerungen des Prinzen über seinen Oheim zu beziehen. In der erstgenannten Abhandlung gedenkt Schlosser der Herzogin von St. Leu oft und mit großer Anerkennung, obwohl er sich bewußt war, daß er durch diese Arbeit ihren Dank nicht verdienen würde. „Der Zauber, sagt er, „den Napoleon auf Alle, denen er wohl wollte, ausübte, war von der Art, daß der Verfasser nicht einmal hoffen

darf, daß seine nackte historische Prüfung den Personen, deren Güte er für seinen Zweck in Anspruch genommen hat, gefallen werde." Er spricht wiederholt von der Herzogin, deren persönliche Bekanntschaft er absichtlich zu dem Zwecke ausgebeutet habe, „sich über die zahlreichen Denkwürdigkeiten und ihr Verhältniß zu den Thatsachen unterrichten" zu können; er meint nicht ohne Grund, „daß die Personen, deren Güte er angesprochen hat und die ihm gern mitgetheilt haben, was er zu wissen verlangte, höchst wahrscheinlich oft sehr unwillig sein würden, wenn man glauben könnte, daß seine deutsche Derbheit sich auf ihre Urtheile oder Nachrichten stütze." „Für die Kritik eines Theils der Quellen, das muß er indessen gestehen," heißt es weiter, „ist ihm eine lange und fortgesetzte Unterhaltung mit der Herzogin von St. Leu, die zugleich die Begebenheiten kennt und aus dem Studium aller der über die letzten dreißig Jahre erschienenen Schriften ein eigenes Geschäft gemacht hat, sehr nützlich gewesen. Nicht als ob er ihren Ansichten unbedingt folgen möchte, sondern um die scharfen Ecken seines eigenen Urtheils hie und da abzuschleifen." Schlosser bedient sich in der Folge ihres Zeugnisses des öfteren, nachdem er sich zuvor vorsichtig gegen den Vorwurf jeder Indiscretion verwahrt hat. Wie sehr er übrigens Recht hatte mit der Meinung, daß er es gewissen Personen nicht zu Danke machen würde, sieht man auch aus diesem Briefe.

Der zweite Brief Napoleons stammt aus dem folgenden Jahre. Schon im Jahre 1832 hatte die Königin von Holland Schlosser die Geschichte der Jahre 1797—1815, „die sie zu ihrem eigenen Vergnügen niedergeschrieben hatte," vorgelesen. Wenn er auch überzeugt war, daß hier keine absichtliche Entstellung und keine eigentliche Erdichtung denkbar war, so mußte er doch bemerken, daß sich die Arbeit, ohne daß die Verfasserin es ahnte, zu einer Apologie derselben und der Ihrigen gestaltet hatte. Um so vorsichtiger glaubte er sie benutzen zu müssen. Die Schrift, von der hier die Rede ist, hat mit diesen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Denkwürdigkeiten nichts gemein. Sie erschien im Jahre 1834 und sollte, wie wir hier erfahren, einen rein defensiven Charakter haben. Sie führte den Titel: „La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831". — Hortense giebt Schlosser, der Paris besuchen will, einen Empfehlungsbrief an die Récamier, die Freundin der Bonapartisten seit alten Tagen. In ihrem Landhaus bei la Bagatelle hatte schon Lucian Bonaparte, als Präsident der Fünfhundert, seine Freunde abendlich um sich versammelt. — Der Prinz empfiehlt den Geschichtsschreiber an Herrn Vieillard. Dieser gehörte zu den Conservatoren der Arsenalsbibliothek und hat eine große Anzahl Bücher über alles Mögliche geschrieben. Er war der älteste Sohn des durch den Proceß Verdure in Rouen, der viel an den des Jean Calas erinnerte, bekannten

Advocaten Vieillard-Boismartin in St. Lô. Napoleon schrieb an ihn 1848 aus London den bekannten Brief über seine persönliche Stellung zur Politik des Tages, den der Kaiser später mit in die Sammlung seiner Werke aufnehmen ließ.

Zwischen dem zweiten und dritten Briefe liegen Straßburg und Ham. Napoleon lebt in London und auf den Gütern seiner englischen Freunde. Die Arbeit, für deren günstige Beurtheilung er Schlosser und dem General von Hoffmann dankt, ist das vom Mai 1846 noch aus Ham datirte Fragment: „Du Passé et de l'avenir de l'artillerie." Die Schlußphrase über die Politik ist ungemein charakteristisch für die ganze spätere Art des Mannes.

Den Briefen der Großherzogin von Baden mangelt die Angabe des Jahres, in welchem sie geschrieben sind. Mit Sicherheit konnten wir dies mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln nur für den einen Brief bestimmen den wir an die erste Stelle gesetzt haben.

Dieser erste Brief vom 17. October gedenkt eines Commentars über Dante. Es ist kein Zweifel, daß es die Ausgabe der divina comedia ist, die Rossetti, ein geflüchteter Italiener, seit dem Jahre 1826 bei Murray in London erscheinen ließ. Es waren bis zum Jahre 1833 nur zwei Bände erschienen, das Ganze auf sechs berechnet. Schlosser beschäftigt sich mit diesem Buche in der in der obengenannten Zeitschrift im Jahre 1833 erschienenen Abhandlung: „Einleitung in die divina comedia, nach Rossetti, nebst einem Anhang über Wittes Ausgabe von Dantes Briefen." Er sagt darin, daß ihm das Buch „durch die Güte einer durch ihren Geist noch weit mehr als ihren Rang ausgezeichneten Dame" zu Händen gekommen sei. Der Aufsatz ist im Jahre 1833 gedruckt, man könnte nun annehmen, daß der Brief im selben Jahre geschrieben sei. Da aber der Brief vom 17. October datirt ist, da der Aufsatz im vierten Bande der Zeitschrift erschien, während im selben Jahre noch ein fünfter desselben veröffentlicht ward, da ferner, obwohl uns der Erscheinungstermin der einzelnen Bände nicht bekannt ist, nicht anzunehmen ist, daß beide in dem letzten Viertel des Jahres ausgegeben wurden, so muß man nothwendig auf das Vorjahr zurückgreifen, um das Datum des Briefes zu finden. Er stammt sicher vom Jahre 1832. — Der Vorschlag, den Schlosser der Großherzogin gemacht hat, bezieht sich wohl auf eine gemeinschaftliche Lectüre Dantes. — Die Worte über Louis Napoleon beziehen sich auf die Gerüchte wegen seiner Theilnahme am Carbonarismus. Sie hofft den Prinzen im Februar bei sich zu sehen, und dann auf den Rath guter Freunde, wobei sie wohl auch an Schlosser denkt.

Der gelehrte Freund hat ihr wohl in Folge einer Anfrage einen Vorschlag betreffs Napoleons gemacht, der wohl mit dessen militärischen Kenntnissen und Neigungen zusammenhing, da sie sich darüber mit dem Herzog

(von Weimar) oder einem andern Offizier besprechen möchte. Ob das erwähnte Buch Napoleons das Handbuch der Artillerie, das im Jahre 1835 erschien, ist, läßt sich nicht ersehen.

Auch der letzte Brief enthält vieles Dunkle. An den erwähnten Aufsatz über Napoleon darf man nicht denken. Wozu hätte sie das Manuscript desselben geheim halten sollen? Und dann war der ihr anvertraute Aufsatz nach dem Inhalte des Briefes offenbar für Louis Napoleon geschrieben. Daß die Schrift sich aber viel mit dem Kaiser Napoleon beschäftigte, geht aus den Einwendungen gegen Schlossers Kritik hervor, die den Hauptinhalt des Briefes bilden. D. Red.

Friedrich Matz.

Von C. Aldenhoven.

Der Schluß des vergangenen Jahres hat einen noch jungen Mann mit hinweggenommen, dessen Tod nicht seine Freunde allein beklagen, den Professor der Archäologie an der Universität Berlin, Friedrich Matz. In ihm verliert die Wissenschaft einen treuen und reichbegabten Diener und, was mehr ist, einen Charakter von seltener Festigkeit und Reinheit. — Matz war im Jahre 1843 zu Lübeck geboren. Als ältester Sohn einer angesehenen Familie hatte er eine außerordentlich sorgfältige Erziehung genossen und in dem ehrbaren und behaglichen Wesen der alten freien Reichsstadt waren Geist und Gemüth des ernsthaften Knaben gleichmäßig und glücklich entwickelt. Die Monumente einer glorreichen Vergangenheit, welche das ehemalige Haupt der Hansa zu einer der schönsten Städte Deutschlands machen, hatten seinen Sinn schon frühe auf die geschichtliche Betrachtung gelenkt; in der natürlichsten Weise führten sie ihn auch zur Beschäftigung mit der bildenden Kunst. Denn diese tritt dem Lübecker nicht wie ein fremdes Wesen aus schönerem Lande, sondern als ein echtes Kind heimischer Geschichte und Natur entgegen. Vor Allem die großartigen gothischen Bauten haben schon durch die Art des Materials ein eigenes niederdeutsches Gepräge erhalten, auch die Gemälde des späteren Mittelalters athmen hier denselben Geist, wie das treffliche Dombild Memlings, welches schon des Knaben Bewunderung erregte. So wurde in dem künftigen Archäologen unter der Anleitung eines gründlichen Kenners mittelalterlicher Kunst und der häuslichen Anregung feinsinniger Eltern ein ästhetisches Verständniß geweckt, wie es einem Norddeutschen selten so frühe zu Theil wird. Daneben hatte er sich mit dem hartnäckigen Fleiße des geborenen Gelehrten eine feste Grundlage classischer Bildung erworben.

Im Jahre 1863 ging er nach Bonn, um unter Jahn und Ritschl Philologie zu studiren. Gewissenhaft und eifrig trieb er Grammatik und Literatur der classischen Sprachen, allein seinem innersten Bedürfniß kam ein anderer Lehrer entgegen, Anton Springer, dessen begeisterndem Einfluß er sich mit ganzer Seele hingab. Durch ihn lernte er zuerst die Behandlung der Kunst als strenge Wissenschaft erfassen, durch ihn erschloß sich ihm das innere Gesetz der sinnlichen Formen und dessen Zusammenhang mit den großen Strömungen des Völkerlebens in Politik und Cultur. Und wieder bot die nächste Umgebung die mannigfachste und wirksamste Belehrung. In dem reichen Kranze der niederrheinischen Kirchen ist die ganze Geschichte der älteren deutschen Architektur von den Anfängen der romanischen Kunst bis zu den glänzenden Werken der vollendeten Gothik vertreten und das Skizzenbuch des wandernden Studenten kann hier die anmuthigen Linien der waldigen Höhen und Thäler mit Rund- und Spitzbögen aller Art vereinen. Um aber auch die neuere Malerei in ganzer Pracht und Fülle kennen zu lernen, bot eine Reise nach Paris die günstigste Gelegenheit. -- Allein, wenn auch die hinreißende Macht der genialen Persönlichkeit Springers, dem Matz bis zuletzt in treuer Liebe und Dankbarkeit angehörte, ihn für die eingehende Behandlung der neueren Kunst erwärmte, war doch der eigentliche Mittelpunkt seiner Studien das classische Alterthum: nach einigem Zögern wandte er sich mit ganzem Eifer der antiken Kunst zu, und hier fand er an Otto Jahn nicht nur den besten Lehrer, der ihm werden konnte, sondern auch einen väterlichen Freund, welcher in ihm einen Schüler ganz nach seinem Herzen sah und mit der wärmsten Theilnahme seinen Weg verfolgte. — So vergingen fast fünf Jahre in fröhlicher Arbeit. Das bunte studentische Leben einer großen und ehrenwerthen Verbindung, später der heitere Verkehr älterer Studiengenossen sorgten dafür, daß auch die Jugend zu ihrem Rechte kam, und Matz besaß bei seinem ernsten trocknen Aeußeren doch ein gutes Stück heiterer schalkhafter Laune, welche ihn im freundschaftlichen Verkehre zu einem ungemein liebenswürdigen Gesellschafter machte. Nur das traurige Schicksal eines werthen Freundes und die schwere Erkrankung Jahns warfen einen Schatten auf die letzte Zeit in Bonn, und die weitläufige Arbeit, welche das Universitätsstudium abschließen sollte, eine Abhandlung über die Echtheit der Philostratischen Gemälde, drohte der Gesundheit gefährlich zu werden. Sie war ein glänzendes Zeugniß seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, welchem auch der Widerspruch, den die Entscheidung einer so verwickelten und zweifelhaften Sache erregen mußte, nur zur Ehre gereicht hat. — Im Herbste 1867 ging es nach Rom und wohl selten hat Jemand so gut vorbereitet diese eigentliche Hochschule der Archäologie bezogen. Die doppelte Voraussetzung, auf welcher ein fruchtbares Studium der Antike beruht, gründliche Kenntniß des Alterthums und der Kunst, ist schon aus

äußeren Gründen schwer zu erfüllen. Matz konnte beiden Forderungen in seltener Weise genügen: neben dem durch Anschauung und Studium gebildeten Formgefühl besaß er ein ungewöhnlich sicheres Wissen in Sprache und Literatur der classischen Völker. So wurde er bald in Italien heimisch. In raschem Fortschritt wuchs er an geistiger Reife und Freiheit und, während ihn bisher eine zaghafte Bescheidenheit vielfach beengt hatte, gewann er jetzt in unermüdlicher Arbeit auch das sichere Gefühl des eigenen Werthes. Dabei war ihm Nichts fremder als Ehrgeiz und Eitelkeit. Wie er nur arbeitete aus Liebe zur Kunst und Wahrheit, nur das betrieb, worauf ihn der Gang seiner Forschung naturgemäß leitete, so dachte er auch nie daran, irgend eine Arbeit abzuschließen, wenn sie nicht wie eine reife Frucht aus seinen Studien hervorwuchs. Darum sind denn auch seine kleinen Abhandlungen in ihrer anspruchslosen Form Muster wissenschaftlichen Verfahrens. Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn nie Liebhabereien nachgehen, geduldig erkundete und prüfte er die reizlosen Ueberreste der sinkenden Kunst und namentlich verwandte er unendliche Mühe und Zeit darauf, die außerhalb der großen Museen in Rom zerstreuten und versplitterten Alterthümer zu sammeln, eine Arbeit, deren Ergebniß leider nicht mehr veröffentlicht werden konnte. Sein ganzes Herz gehörte freilich der hellenischen Kunst und der freien Schönheit der italienischen Renaissance, und niemals konnte er sich dazu verstehen, seine Liebe und Bewunderung für die antike Kunst auf die Ueberreste des praktischen Lebens, die sogenannten Alterthümer der Griechen und Römer zu übertragen. — Nachdem ihm auch noch vergönnt gewesen, Griechenland und besonders Athen in längerem Aufenthalte kennen zu lernen, kehrte er im Sommer 1870 nach Deutschland zurück und habilitirte sich an der Universität Göttingen. Er las hier über Theokrit und Aeschylos, vorwiegend aber alte Kunstgeschichte. Von den äußeren Gaben des akademischen Lehrers war ihm wenig zu Theil geworden: sein Vortrag war zuerst stockend und eintönig, sein Verkehr mit den Studenten steif und befangen. Und doch vermochte die Klarheit und der Gehalt seiner Rede die Schüler zu fesseln, und besonders in den archäologischen Uebungen, welche er als den Mittelpunkt seiner Thätigkeit ansah, erschien er als Lehrer von glücklicher und bedeutender Wirkung. Denn was ihm mehr als seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn die Herzen gewann, war die Wahrheitsliebe, welche sein ganzes Wesen erfüllte. Auch im täglichen Verkehre gab er sich selbst mit rückhaltloser schlichter Offenheit. Und er konnte es: hatte er sich doch als Mann das Herz eines Kindes und die Erinnerung an ein reiches schönes Jugendleben fleckenlos bewahrt. Niemals hatte eine Leidenschaft oder Schwäche ihn irre geführt; auch den herkömmlichen Thorheiten der studentischen Jugend war er, wie später den conventionellen Anforderungen der Gesellschaft mit ruhigem Gleichmuthe aus dem Wege gegangen. Wer ihn nicht näher kannte, hielt in wohl für einen vollendeten Büchermenschen und aller-

dings hatte die unbedingte selbstlose Hingabe an seine Wissenschaft ihm Manches fern gehalten, was sonst als inneres oder äußeres Erlebniß den jugendlichen Geist gestaltet und nährt. Auch war es ihm ganz unmöglich, fremde Gefühle und Geistesrichtungen sich anzuempfinden: worauf ihn nicht sein eigenes inneres Bedürfniß führte, das wehrte er hartnäckig ab, so daß ihm selbst die Dichtung der modernen Zeit auf der Universität fast gleichgültig und fremd geblieben war. Allein, wenn deshalb seine Charakterentwickelung langsamer als gewöhnlich gewesen war, so war sie dafür auch um so tiefer und entschiedener: als die Zeit für ihn gekommen war, erfaßte er die großen Fragen, welche in Religion und Staatsleben die Zeit bewegen, nicht weniger ernst als seine Wissenschaft, und während er fern von Kampfeslust und Belehrungseifer gleichgültig seinen Weg zu gehen schien, hatte er still in sich selbst die freiste und consequenteste Ueberzeugung ausgebildet, die er auch, wenn er gefragt wurde, rückhaltlos zu äußern wußte. Unter den Dichtern aber war ihm Goethe zu einer unerschöpflichen Quelle begeisterter Freude und Erhebung geworden. — So hatte er denn seine akademische Laufbahn, etwas schüchtern zuerst, aber bald mit gutem Muthe begonnen. Als Ziel- und Mittelpunkt seiner Arbeiten war ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, für das archäologische Institut die in Europa zerstreuten Reliefs römischer Sarkophage zu sammeln und zu veröffentlichen, ein Lieblingsgedanke Otto Jahns, der keinen würdigeren und fähigeren Händen anvertraut werden konnte. Einen guten Anfang nahm das Werk mit der Entdeckung der Coburger Blätter, einer umfangreichen Sammlung alter Handzeichnungen nach Antiken im Besitze des Herzogs von Coburg-Gotha, über welche Matz einen meisterhaften Bericht in den Monatsberichten der Berliner Akademie erstattete. Da traf ihn der erste heftige Anfall einer Krankheit, welche alle Hoffnungen und Entwürfe vereiteln sollte. Zwar erholte er sich wieder, gepflegt und ermuthigt durch die liebevolle Sorge eines akademischen Genossen. Aber die Lunge war angegriffen, nur die peinlichste Vorsicht und wiederholte Badereisen konnten die erschütterte Gesundheit aufrecht halten und neue Anfälle raubten Muth und Hoffnung: immer tiefer wurde die Falte zwischen den Augen und diese guten Augen, die so fröhlich lachen konnten, wurden ernst und starr. Nur in Einem konnte ihn auch die Krankheit nicht irre machen, in seiner treuen Pflichterfüllung, seiner unablässigen Arbeit. Als außerordentlicher Professor wirkte er mit wachsendem Erfolge ein Jahr in Halle, dann seit Ostern 1874 in Berlin; das große Sarkophagwerk wurde rüstig gefördert. Ein kleiner Aufsatz über griechische Sarkophage, welcher in der archäologischen Zeitung erschien, gab ein Beispiel von der sicheren Beherrschung des Materials und der feinen geistvollen Behandlung, namentlich aber mußte er auf wiederholten Reisen durch Frankreich und England die auf abgelegenen Landsitzen oder in Provinzial-

städten verborgenen Antiken aufsuchen, und er brachte jedesmal nicht nur eine Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen, sondern auch einen reichen Schatz lustiger und eigenthümlicher Erinnerungen nach Hause. Denn auch im Urtheile über die Fremden war er gerecht und frei von aller nationalen Beschränktheit: wie ihm die naive Anmuth des italienischen Volkes bald vertraut und lieb geworden war, so hatte er auch seine herzliche Freude an der gefälligen Höflichkeit des armen französischen Handwerkers wie an der vornehmen Gastfreiheit des englischen Lords. Noch im Herbste des vorigen Jahres durchreiste er das südliche Frankreich: das milde Klima und das freundliche dem Italienischen verwandte Wesen des Volkes hatten ihm wohlgethan und er schien an Leib und Seele neugestärkt, sodaß er zum ersten Male wieder mit Vertrauen in die Zukunft sah und neue Lebenspläne zu entwerfen wagte. Da warf ihn die Krankheit noch einmal nieder und nach langem Kampfe endete ein sanfter Tod sein Leben, — nach menschlichem Ermessen, vor der Zeit.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Von Staat und Kirche. — Die Bundesversammlung hat in ihrer ordentlichen Sitzung am Ende vorigen Jahres zwei Gesetze berathen und angenommen, die fast gleichzeitig auch den deutschen Reichstag beschäftigten, das Gesetz über Führung der Civilstandsregister durch weltliche Beamte und dasjenige über Schließung der Ehe (obligatorische Civilehe). Das Bedürfniß dieser Gesetze war in der Schweiz so dringend wie im Reiche und durch dieselbe Ursache hervorgerufen wie dort, das Streben des römischen Katholicismus, seine alte Herrschaft oder wenigstens seinen Einfluß gerade auf jenem Gebiete zu behaupten und zu mißbrauchen. Man weiß längst, daß die römische Kirche, wenn sie Trennung vom Staate zugiebt oder sogar wünscht, dabei keineswegs die individuelle Glaubensfreiheit ihrer Angehörigen im Auge hat, sondern im Gegentheil eine um so festere Beherrschung derselben durch die Geistlichkeit; wenn daher der Staat in der entgegengesetzten Absicht die Trennung verlangt, so hat er natürlich den Widerstand der katholischen Geistlichkeit zu überwinden. Doch dürfen wir nicht verhehlen, daß auch ein Theil der protestantischen Geistlichen, und nicht blos die orthodoxe Partei derselben, jene Gesetze nur ungern entstehen sah. Die Civilstandsregister hatten die Herren Pfarrer bisher mit aller Gewissenhaftigkeit geführt und ihre Stellung dabei nicht mißbraucht; nun fürchteten manche, es werde ihnen mit denselben auch ein Theil ihrer seelsorgerischen Thätigkeit entzogen und das geistliche Amt noch mehr, als bereits aus andern Gründen geschehen,

isolirt und degradirt. Diese Auffassung und die daraus entsprungene Mißstimmung läßt sich begreifen und man konnte den Geistlichen wenigstens die Gerechtigkeit und den Trost nicht versagen, daß nicht sie, die reformirten, die Aenderung verschuldet haben, sondern ihre katholischen Amtsbrüder; dann aber mußten sie hinwieder begreifen, daß man in paritätischen Staaten nicht nach Confessionen verschiedene Gesetze des bürgerlichen Lebens aufstellen könne. Denn hätte man zur Führung der Civilregister zwar nicht mehr wie bisher die Geistlichen als solche verpflichtet, aber sie doch noch als wählbar zugelassen, so wären bei den Katholiken die Uebelstände dieselben geblieben, da ohne Zweifel an den meisten Orten die Pfarrer gewählt worden wären. Hier galt es also, principiell durchzugreifen und die protestantischen Geistlichen fanden Anlaß, ihren Amtseifer der Bürgerpflicht unterzuordnen. — Gegen das Ehegesetz leisteten die Katholiken, und zwar auch die staatlichen Vertreter derselben in der Bundesversammlung, noch härteren Widerstand, und dieser ist noch eher zu begreifen, da es sich nicht blos um die Schließung, sondern auch um die Scheidung der Ehe, resp. Wiederverheirathung, handelte, welche die Katholiken aus religiösen Gründen nicht zugeben zu können erklärten. In der That schien die Competenz der weltlichen Gesetzgebung bei diesem Punkte etwas zweifelhaft, oder es schien wenigstens unklug, die Katholiken in dieser Frage zu reizen; schließlich mußte die Schwierigkeit vor der Betrachtung verschwinden, daß der Staat allen Bürgern das Recht zur Ehe sichert, darum allerdings auch zu einer zweiten; wer aber gegen diese irgend ein religiöses Bedenken empfindet, sie eben nicht nachsuchen und eingehen wird. So wurde denn das Gesetz im Nationalrath mit 79 Stimmen gegen 37 angenommen. Man hört nun freilich, die katholische Partei wolle über dasselbe die Volksabstimmung anrufen, und es ist möglich, daß die nöthige Zahl von Stimmen zu diesem Verlangen durch Agitation sich finden läßt, aber daß die Abstimmung selbst eine Mehrheit gegen das Gesetz ergeben würde, ist nicht zu befürchten, obwohl auch in der protestantischen Bevölkerung die obligatorische Civiltrauung, welche der freien kirchlichen vorhergehen soll, noch etwas fremd ist. — Ein drittes Gesetz, welches die Bundesversammlung in ihrer letzten Sitzung schuf, betrifft die Stimmberechtigung der Niedergelassenen und Aufenthalter im ganzen Gebiete der Schweiz. Der Unterschied zwischen den beiden Kategorien ist schwer zu fixiren und wurde auch fast ganz aufgehoben, bis auf eine kleine Einschränkung des Stimmrechts der Aufenthalter in Gemeindeangelegenheiten, für welche sie einer etwas längere Frist bedürfen sollen als die Niedergelassenen. — Für die nächste Zeit schweben nun noch ein Bankgesetz und ein Fabrikgesetz. Beim letztern handelt es sich besonders um Einschränkung der Arbeit von Frauen und Kindern in Fabriken und um Festsetzung eines sogenannten Normalarbeitstages; für diesen werden elf Stunden vorgeschlagen, welche die Mehr-

zahl der Arbeiter auf zehn reduciren möchte; doch giebt es auch unter ihnen manche, welche die Festsetzung der Arbeitszeit dem freien Vertrag der Betheiligten überlassen wollen. — Der Entwurf eines Betreibungsgesetzes wird von der betreffenden Commission nächstens ins Reine gebracht werden, wahrscheinlich so, daß neben der Betreibung auf Concurs das Pfändungsverfahren nur für einzelne Fälle angenommen wird. Es hat sich gezeigt, daß der Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Schweiz auch hier nicht so groß ist wie man ihn machen wollte, und das Streben nach völliger Rechtseinheit wird fortschreiten, je mehr man den scheinbaren Hindernissen und den wirklichen Consequenzen derselben ins Gesicht sieht. Bereits ist in der Bundesversammlung der Antrag gestellt worden, neben dem Obligationenrecht auch die übrigen Theile des Civilrechtes bearbeiten zu lassen, um es nachher den Cantonen frei zu stellen, die letzteren mit anzunehmen. Dieses Streben soll durch eine neue „Zeitschrift für schweizerische Gesetzgebung und Rechtspflege" gefördert werden, und es wird schon jetzt unterstützt durch die Thätigkeit des neuen Bundesgerichtes, welches mit Anfang dieses Jahres in Lausanne seinen Sitz aufgeschlagen und seine Functionen begonnen hat.

An Tractanden fehlt es demselben nicht, da alle die staats- und civilrechtlichen Recurse, mit welchen früher der Bundesrath und die Bundesversammlung behelligt wurden, nunmehr vor jene Instanz gezogen werden müssen oder können.

Ein neuangestellter Professor für Bundesstaatsrecht an der Universität in Bern hat kürzlich in einem öffentlichen Vortrag, der seither auch gedruckt erschienen ist, die „Ideen und Ideale schweizerischer Politik" behandelt. Indem er bei einem Rückblick auf die Geschichte der Schweiz die „Ideen", welche zum Theil nur wechselnde Zeitströmungen und Parteistandpunkte darstellen, von den „Idealen" unterscheidet, welche durch den Volkscharakter und die Stellung des Landes inmitten der übrigen Staaten für die Dauer vorgezeichnet sind, stellt er der schweizerischen Politik die drei Hauptaufgaben: Ausbildung der reinen Demokratie, Lösung der socialen Frage und nationale Gestaltung der Kirche. Daß die erste Aufgabe der Schweiz eigenthümlich zukommt und noch keineswegs erfüllt ist, kann nicht bezweifelt werden. Für die Lösung der socialen Frage, natürlich nur in der Gestalt wie sie in der Schweiz selbst vorliegt, bietet eben die demokratische Verfassung günstige Bedingungen und Angriffspunkte. Am schwierigsten wird wohl die dritte Aufgabe sein; denn wenn das kirchliche Leben auf Grundlage freier Gemeinden erbaut werden soll, wird es schwer halten, denselben zugleich einen übereinstimmenden, nationalpatriotischen Geist einzuhauchen. Hier kommen wir also auf die Kirchenfrage zurück und müssen hervorheben, daß zur Lösung derselben die Gesetzgebung des Bundes nur die allgemeinen Grundlagen liefern kann,

welche die Entstehung von Conflicten für die Zukunft verhindern oder wenigstens einschränken sollen, während die bereits vorhandenen Conflicte in den einzelnen Cantonen durch die Regierungen derselben mit verschiedenem Geschick ausgefochten werden mögen.

Am meisten hat in letzter Zeit wieder der Canton Genf mit kirchenpolitischen Fragen und Vorfällen zu thun gehabt. Es zeigt sich, daß die dortige Regierung das von ihr geschaffene Kirchengesetz nicht durchzusetzen vermag. Wenn sie darauf besteht, nur Priester, welche den Staatseid geleistet haben, zu kirchlichen Functionen zuzulassen, so bleiben von vierundzwanzig katholischen Pfründen zwanzig unbesetzt, weil die Gemeinden, überwiegend ultramontan, nur Priester dieser Farbe annehmen wollen. Wenn nun der Große Rath die gesetzliche Bestimmung aufhebt, wonach zur Giltigkeit einer Pfarrwahl mindestens ein Viertel der stimmfähigen Bürger anwesend sein mußte, so können allerdings einige wenige Altkatholiken ihrer Gemeinde einen Pfarrer setzen, dessen Dasein und Wirken aber nichts weniger als beneidenswerth ist. Dazu kommt nun die Frage, ob die Kirchen und Pfarrhäuser den Gemeinden oder dem Staate gehören. Der letztere kann das Eigenthum der Gemeinden nicht geradezu bestreiten, behauptet aber, es sei gebunden an den vom Staat anerkannten und besoldeten Cultus. Im Vergleich mit dieser Streitfragen war ein neulicher Vorfall, der alle Zeitungen beschäftigte, verhältnißmäßig unbedeutend, obwohl er nicht verfehlen konnte, großes Aufsehen zu erregen. Ein Altkatholik, Bürger der Stadt Genf, bestand darauf, sein Kind in der Kirche einer ultramontanen Landgemeinde taufen lassen zu wollen. Da der erste Versuch durch einen Volksauflauf verhindert wurde, wurde der Schutz der Regierung angerufen; unter starker militärischer Begleitung wurde die Pforte der Kirche erbrochen und die Ceremonie vollzogen. Alle Welt, sogar Freisinnige und Protestanten, schrieen über rohe Gewalt und Verletzung der religiösen Freiheit, so daß sogar der Bundesrath die Regierung von Genf um Aufschluß über ihr Verfahren ersuchte. Es stellt sich aber heraus, daß dasselbe, wenn auch nicht eben klug, doch nicht ganz unrechtmäßig war, da der Vater des Kindes in jener Gemeinde ein Haus besitzt und zeitweise bewohnt und es in Genf Sitte ist, Kinder in auswärtigen Kirchen taufen zu lassen.

Im bernischen Jura scheinen sich die Zustände beruhigt zu haben, dagegen ist in der Hauptstadt selbst ein Conflict ausgebrochen.

Im December vorigen Jahres wurde an der dortigen Universität eine Facultät der katholischen Theologie mit einigem Aufwand von Feierlichkeiten eröffnet. Die Professoren dieser jungen Pflanzschule wünschen ihre Grundsätze nicht nur vom Katheder, sondern auch von der Kanzel zu verkünden. Die katholische Gemeinde ist geneigt, die Kirche zu diesem Zwecke zu leihen, aber

der Geistliche verweigert die Schlüssel und wird nun von der Regierung gezwungen, dieselben herauszugeben. — Die Streitfrage über das Verhältniß des Bischofs von Chur zu den katholischen Gemeinden und zu der Regierung des Cantons Zürich soll nächstens zur Entscheidung kommen. Wichtiger ist aber, daß die fünf Cantone der Diöcese Basel, welche den dortigen Bischof abgesetzt haben, auch Aufhebung des Domcapitels, welches keinen neuen Bischof wählen wollte, und Liquidation des Bisthumsvermögens beschlossen haben, und daß neuestens das Centralcomité der schweizerischen Altkatholiken die Regierungen der Cantone ersucht, die Verfassung des christkatholischen Kirchenverbandes zu genehmigen und sich darüber auszusprechen, ob und wie sie sich bei der Wahl und Dotirung eines Bischofs betheiligen wollen; zugleich werden die Regierungen um Mitwirkung zur Aufstellung einer intercantonalen Prüfungscommission für Candidaten der katholischen Theologie ersucht. — Die Aufhebung des bisherigen Bisthums durch die Cantonsregierungen und die Anfrage der christkatholischen Gemeinden an dieselben betreffend Errichtung eines neuen Bisthums stehen offenbar in verabredetem Zusammenhang, ebenso die Errichtung der katholischen Facultät in Bern und die Aufstellung einer Prüfungscommission für Candidaten. Wir begrüßen dieses planmäßige Vorgehen der altkatholischen Partei und wünschen nur, daß dasselbe zur Lösung unserer kirchlichen Wirrsale beitragen möge. Seltsam ist dann nur, daß gleichzeitig der Synodalausschuß der Altkatholiken die Heirath des altkatholischen Pfarrers in Biel ernstlich und öffentlich mißbilligt; man will also in diesem Punkte für einmal noch nicht reformiren, wenigstens die Reform nicht der persönlichen Willkür einzelner Priester überlassen.

Aus dem politischen Leben einzelner Cantone ist Weniges von allgemeinerem Interesse zu berichten. Daß beständig einige derselben in Verfassungsrevisionen begriffen sind, welche das Volk nicht zur Ruhe und die Regierung zu keiner gedeihlichen Verwaltung kommen lassen, ist ein wirklicher Uebelstand. Derselbe findet eine theilweise Entschuldigung durch die Thatsache, daß die neue Bundesverfassung manche Cantone geradezu nöthigt, ihre bisherige Verfassung mit dem neuen Grundgesetz in Einklang zu bringen; aber wer weiß, wie lange das letztere selbst genügen wird, nachdem das von 1848 nur fünfundzwanzig Jahre Dienste, allerdings gute, geleistet hat? Ein höheres Maß von Beweglichkeit gehört freilich zum Charakter republikanischer und demokratischer Kleinstaaten; der dabei unvermeidliche Formalismus und der große Verbrauch von Zeit, Kraft und Geld für Herstellung desselben macht einen Theil des Lebensgefühles der Bürger aus und ist auch eine Schule geistiger Kraft in dieser Richtung; aber wie dieses ganze Treiben mit der ebenso bekannten Richtung der Schweizer auf praktischen Erwerb und auch mit einer daneben bestehenden Schwerfälligkeit und Zähigkeit in andern Dingen

zusammenhängt, dieses Geheimniß hat noch Niemand ergründet, auch nicht der neue Professor des Bundesstaatsrechts in Bern, am ehesten vielleicht unser Dichter G. Keller, der in seinen „Leuten von Seldwyla" die schärfsten Streiflichter auf Tugenden und Gebrechen seiner Mitbürger hat fallen lassen. Gut wird es jedenfalls sein, wenn das eigentlich politische Leben immer mehr aus den engen Kreisen der Cantone dem Centrum des Bundes zuströmt; den Cantonen bleibt noch immer genug zu thun; die nächste große Aufgabe, die sie in Gemeinschaft mit dem Bunde auszuführen haben, ist der Ausbau der Volksschule durch Verlängerung der Primarschulzeit und durch Einrichtung der Fortbildungsschule, welche für die Jünglinge mit dem militärischen Vorunterricht verbunden werden muß.

Aus Wien. Der Proceß Ofenheim. — Es ist nicht selten, daß Oesterreich der Welt einen Einblick in sein inneres Treiben gestattet; nie wohl mehr als in dem großen culturhistorischen Processe, der soeben ein Ende gefunden hat, das man leider voraussehen mußte. Eine solche Niederlage der Regierung würde anderswo eine Ministerkrisis bedeuten, hier veranlaßt sie nur eine Erholungsreise nach dem Süden. Der Handelsminister strebt dem reizenden Nervi zu und der Freigesprochene wird, wie man sagt, dieselben Wege ziehen. Er geht nach Nizza. Unterdeß wächst in dem Rollen und Treiben des Tageslärms Gras über die ganze Geschichte und die einzige Weisheit, die gewisse Kreise daraus ziehen werden, wird die sein, daß es nicht gerathen ist in die Sonne zu treten, wenn man Butter auf dem Kopfe trägt. Wer die Hochrufe gehört hat, mit welchen der elegante und nichtelegante Pöbel die Freisprechung begrüßte, wer das schamlose Hallelujah der „Neuen freien Presse" las, der mußte es innewerden, daß es hier im Grunde sich um andere Dinge drehte, als um verfaulte Schwellen. Ließ sich in der That eine formelle Verletzung des geschriebenen Gesetzes nicht nachweisen, wo bleibt die Genugthuung der verletzten Volksmoral, des vernichteten Anstands- und Sittlichkeitsgefühles, das ganz zu allererst die Grundlage eines großen Staates bilden muß! Andere haben es auch so gemacht und alle machen es so! Das war der Hauptgedanke, der aus den Reden des Vertheidigers hervorbrach, der mehr oder weniger die Herzen derer bewegte, die im Gerichtssaale an den beredten Lippen des Angeklagten hingen. Cosi fan tutti hieß das Libretto dieses Hexensabbaths. Und die meisten von jenen Leuten trugen wohl das tröstliche Bewußtsein mit nach Hause, daß das Strafgesetzbuch der Ausbeutung der Actionäre im großartigsten Stile im Ganzen doch recht väterlich gesinnt sei. Nun weiß man doch, wie weit man gehen kann — und es ist schon eine recht anständige Strecke. Und noch dazu der Triumph über die Menge jener Thoren, die zu schüchtern sind gleich tüchtig zuzugreifen, nur tropfenweise zu

schlürfen wagen, anstatt mit Löffeln zu schöpfen. Und schließlich die anderweitigen Aussichten? Haben nicht „Gründer" schon genug im Ministerium gesessen? Ist es nicht nur „systemgemäß" und consequent, wenn Ofenheim an Banhans Stelle tritt? Nur erst Gras wachsen lassen über die Sache. Das Weitere wird sich finden. Wie dem auch sei: mit der Regierung wird man kein Mitleid haben dürfen, wenn sie auch ehrlich zu verfahren meinte, wenn es auch nur ein Mißgriff ihrerseits war, die tiefsten Tiefen dieser Gründerpyramide mit dem Hydrooxygengas der Oeffentlichkeit zu beleuchten. Hat sie doch nur geerntet, was sie gesät hat durch ein Uebermaß des Concessionswesens, wie es den Staat nothwendigerweise vergewaltigen muß. Hat sie sich doch dadurch in hohem Grade am Schwindel selbst betheiligt. Was man in England schon seit Jahrzehnten fürchtet, daß die Monopole der großen Eisenbahngesellschaften, die dort schon einen gewaltigen Staat im Staate bilden, schließlich durch ihren allverbreiteten Einfluß alle rechtlichen, socialen und politischen Elemente unterjochen werden, dazu sind wir hier auf dem besten Wege. Das beweist der Siegesjubel unserer Gründerblätter, mögen sie noch so sehr die „dürftige Maske der Heuchelei" vorhängen. Nur die „Deutsche Zeitung" hebt den ungünstigen Eindruck hervor, den die Freisprechung des Angeklagten überall machen müsse, sie weiß noch zu unterscheiden zwischen der juristischen und sittlichen Rehabilitirung Ofenheims. Ein Verbrecher nach dem österreichischen Strafgesetzbuch ist Ofenheim nicht. Dieses gestattet eben, wie man sieht, daß aufgebaute Dämme nur eine bestimmte Zeit nicht rutschen dürfen, daß zehn Procent des Stammcapitals von vornherein in die weiten Taschen des Verwaltungsrathes fließen, daß der Director auf eigene Faust Geschäfte macht, seine eigene Art der Berechnung hat und allerlei Wunderbares mehr. Und es ist nicht mehr als billig, daß der Staat die Kosten des verunglückten Versuches zu tragen hat. In der That Ofenheim hat seines Gleichen nicht mehr in Europa und in Amerika war ihm nur jener James Fisk, der große Häuptling des Erie-Rings, zu vergleichen, an den Niemand sich wagte, bis ihn beim Streit um eine Dirne ein Nebenbuhler meuchlings niederschoß. Den erhob das Volk dann auf den Schild. Hie Fisk, hie Stokes! Solche Genies sind überall und zu allen Zeiten rar gewesen und wir hoffen, sie werden es bleiben.

n.

Aus Berlin. Unentbehrliche. Vom Parlament. Die Kunst. — Noch haben wir die „Reichskanzlerkrisis" nicht ganz überwunden, doch mehren sich die Anzeichen, welche eine günstige Beendigung der schwebenden großen Frage erhoffen lassen. Es wird wohl mit einem längeren Urlaub, den Fürst Bismarck fern von politischen Geschäften in ländlicher Ruhe verbringt, und mit der Einstellung irgend einer neuen Kraft in das auswärtige Amt vorläufig sein Bewenden haben; der Reichskanzler aber wird, wie man jetzt hoffen darf,

nach wie vor an der Spitze der Regierung bleiben und die wunderbare Idee, als Parlamentarier die politische Thätigkeit fortzusetzen, wenn sie je ernstlich gedacht war, wird nicht mehr discutirt werden können. Wir glauben auch, trotz aller Geistesgaben und des schweren Gewichts seines Namens, würde selbst Bismarck nicht im Stande sein, auf dem Parquet des Reichstages neben den altgedienten Parteiführern, einem Miquel, Bennigsen oder Lasker, diejenige herrschende Stellung einzunehmen, ohne welche wir uns nun einmal diesen Mann nicht denken können.

Es ist übrigens ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit mit dem Haupte der Regierung auch der zur Zeit vielleicht hervorragendste und einflußreichste Führer der Volksvertretung, Lasker, unter der übermenschlichen Last der Geschäfte zusammenzubrechen drohte. Es war etwas Prophetisches, als er in einer seiner letzten Reden die Nothwendigkeit betonte, durch erhöhte Leistungen der Selbstverwaltung der Regierung und den Abgeordneten einige Entlastung zu Theil werden zu lassen, und auf alle die müden Männer am Ministertische und in den parlamentarischen Reihen hinwies. Wenige Tage später lag er selbst todtkrank darnieder und, wenn auch die täglichen Bulletins, welche die „Nationalztg." über sein wie eines gekrönten Hauptes Befinden auszugeben pflegt, jetzt etwas befriedigender lauten und die schwerste Krisis überstanden sein soll, so wird doch lange Monate die Thätigkeit dieses Mannes brach liegen, und das ist ein schwerer Verlust, zumal in einer Zeit, wo die Reform der Verwaltung und dann die Berathung der großen Reichsjustizgesetze die Arbeit Laskers ganz besonders in Anspruch genommen haben würden. Hoffen wir, daß die schmerzliche Muße des Krankenlagers diese rüstige Kraft nicht allzulange gefangen halte!

Die parlamentarischen Vorgänge sind zur Zeit nicht von besonderem Belang. Es werden die Etats der verschiedenen Ministerien durchberathen, mancherlei Klagen und Wünsche über Einzelheiten vorgebracht, vom Ministertische Besserung und Abstellung verheißen, Alles ohne sonderliche Erregung oder erhebliche Differenzen. Von allgemeinerem Interesse war in den letzten Tagen nur die Wiederholung der bereits aus früheren Sessionen bekannten schleswigholsteinischen Debatte über die Zwangsanlehen von 1849 und 1850. Die Regierung hat in den diesjährigen Etat eine Summe von 1,200,000 Mark als Ersatz für die durch die Kriegsereignisse jener Jahre belasteten Communen aufgenommen, mit der stillschweigenden Bedingung, daß sich die unangenehmen Mahner damit zufrieden geben würden. Ist doch die staats- und völkerrechtliche Verpflichtung zur Uebernahme jener Anleihe, trotz der glänzenden Rede des Abgeordneten Hänel, eine keineswegs unzweifelhafte. Die schleswigholsteinischen Abgeordneten sind jedoch mit dieser Abfindung nicht zufrieden und wollen dieselbe lieber zurückweisen, als durch Annahme des Geschenks ihre

Rechte aufgeben, und voraussichtlich wird das Haus, welches gegen die anspruchsvollen nordalbingischen Brüder auch früher eine vielleicht zu weit gehende Connivenz bewiesen, sich jenem Antrage anschließen und der Regierung mehr Freigebigkeit und Entgegenkommen in dieser vielerörterten Frage anempfehlen. Die schleswigholsteinische Zwangsanleihe wird also auch diesmal nicht von der Tagesordnung verschwinden.

Auch das eigenthümliche Verhältniß des Fürstenthums Waldeck kam wieder einmal im Abgeordnetenhause zur Sprache. Dieser unter preußischer Verwaltung stehende souveräne Staat erfordert bekanntlich einen namhaften Zuschuß aus der preußischen Staatskasse, und da der „Accessionsvertrag" demnächst abläuft, so macht sich in der Presse und der Volksvertretung die Meinung geltend, es sei Zeit, diesem kostspieligen und auf die Dauer unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Kein Mensch auf der ganzen Welt, auch nicht der loyalste Waldecker, hätte etwas gegen die vollständige Einverleibung in den preußischen Staat einzuwenden, und der Fürst selbst wäre bereit, seine Krone auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen, wenn ihm eine genügende Entschädigung in Baar zu Theil würde. Die schönen Domänen reizen schon lange seine Begier. Allein es ist nicht abzusehen, wie über diese finanzielle Lebensfrage eine Verständigung möglich sei. Es wird denn wohl auch die Kündigung des Vertrages unterbleiben, und die staatliche Mißbildung, welche in jenem Ländchen zur Erscheinung kommt, noch auf eine weitere Reihe von Jahren ihre seltsame Existenz fortführen.

Ein anderer Posten, der in dem diesjährigen Etat erscheint, dürfte ebenfalls allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen: es ist die für den Bau einer Begräbnißstätte für das preußische Königshaus geforderte Summe. Wenn unsere kaiserliche Familie im Leben Wohnstätten besitzt, die durch Einfachheit und Bescheidenheit hervorragen und kaum mit den Palästen reicher Privatleute concurriren können, so ist die Königsgruft im Dome geradezu unwürdig und bei hohem Wasserstande der nahen Spree nicht einmal vor Beschädigung und Zerstörung sicher. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte im Zusammenhang mit dem seit Jahrzehnten geplanten Neubau des Domes die Errichtung einer neuen Begräbnißstätte für das königliche Haus in Angriff genommen; allein das Werk gerieth ins Stocken und liegt jetzt buchstäblich in wüsten Trümmern. Diese Anfänge sollen nun wieder aufgenommen und vollendet werden, nach einem, wenn auch nicht prunkvollen und imposanten, so doch würdigen und edlen Plane, und zugleich soll eine Reihe von Grüften zur Begräbnißstätte ausgezeichneter Männer der Nation mit dem Campo santo des Königshauses verbunden werden. Von dem Neubau des Domes ist vorläufig Abstand genommen, und Gott weiß, wenn endlich diesem verunglückten Gebäude die zeitgemäße und nothwendige Verjüngung wird zu Theil werden. Eine Con-

currenz, die vor einigen Jahren ausgeschrieben worden war, hat keine brauchbaren Projecte ergeben und wird wohl demnächst erneuert werden. Es schwebt ein eigener Unstern über der Berliner Architektur. So vieles von monumentalen Bauten ist entworfen und geplant und kann das Licht des Tages nicht erblicken, oder wenn es zur Ausführung kommt, bietet es dem kritischen Geschmack Blößen in Menge. Was seit Schinkels und Rauchs Tagen die Architektur und Plastik in Berlin zur Verschönerung des Aeußern der Stadt beigetragen, ist nicht der Rede werth.

Um uns von diesem kunsthistorischen Excurs zu den Saisonbegebenheiten unserer Residenz und insonderheit zu den Theatervorgängen zu wenden, so ist noch immer das Gastspiel des Herrn Siegwart Friedmann im „Stadttheater" das meistbesprochene Ereigniß. Sein „Richard III." ist, von einer bisweilen hervortretenden Effecthascherei und Uebertreibung abgesehen, eine meisterhafte Leistung, die sich eines allgemeinen und enthusiastischen Beifalls erfreut. Das neueste Product des österreichischen Volks- und Naturdichters Anzengruber, „Hand und Herz", welches Friedmann uns vorführte, hätte allerdings ohne Schaden für Bildung und Geschmack uns noch länger unbekannt bleiben können. Hören Sie nur, aus welchem Stoff man heutzutage Trauerspiele schmiedet! Da ist ein Bauer, der sein Weib durch seine Liederlichkeit ins Unglück und sich selbst ins Zuchthaus gebracht hat. Das Weib verdingt sich bei einem andern Bauer als Magd, gewinnt dessen Herz und Hand, getraut sich aber nicht, dem zweiten Gatten von ihrer Vergangenheit und ihrer noch bestehenden Ehe zu erzählen. So leben sie glücklich und tugendhaft und das Weib hat beinahe die Bigamie vergessen. Da erscheint der besagte Lump aus dem Zuchthaus wieder auf der Fläche und fordert sein Gemahl zurück. Daraus entsteht begreiflicher Weise ein peinlicher Conflict, welchen der „Dichter" mit größtmöglicher Plumpheit und Rohheit löst. Der zweite Mann erschlägt den ersten, das Weib stürzt in einen haushohen Abgrund u. dergl.; dazwischen wird ein gänzlich unmotivirter Mönch zu den banalsten Phrasen verwerthet. Daß ein Wiener Vorstadtpublikum an solchen häßlichen Dingen sich erbauen kann, wollen wir glauben; warum aber ein begabter Schauspieler einen so widerwärtigen Stoff gebildeten Kreisen vorführt und seine ganze reiche Mimenkunst daran verschwendet, ist uns unbegreiflich. Die Rolle dieses wüsten und verkommenen Menschen hat ja sicherlich bei solchem Spiel des Ergreifenden und Erschütternden genug, allein die Vorführung derartiger Rohheiten ist und bleibt ein Mißbrauch der Dicht- wie der Schauspielkunst.

Seit einigen Tagen ist uns auch wieder der Genuß einer italienischen Oper vergönnt. Frau Artot und Herr Padilla mit ihrer kleinen Gesellschaft haben ihr aus früheren Jahren wohlbekanntes und wohlbeliebtes Gastspiel wieder aufgenommen, ohne es freilich bis jetzt zu einem großen Erfolg ge-

bracht zu haben. Die beiden genannten Gäste, deren Vorzüge ja allbekannt sind, haben den Höhepunkt ihrer Kunst und Leistungsfähigkeit um eine Kleinigkeit bereits überschritten, und die andern Kräfte würden kaum einer Provinzialbühne genügen. Die Flotow'sche „L'Ombra“ mit ihrem langweiligen Text und ihrer monotonen matten Musik, eine Oper, in der wir den graziösen Componisten von „Martha“ kaum wiedererkennen, ist auch wenig genug angethan, Begeisterung zu erwecken. Zu einer italienischen Oper im großen Stil dürfte Berlin in der jetzigen Zeit allerdings kaum die socialen Vorbedingungen besitzen. O.

Literatur.

Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Von Ferd. Kürnberger. (Hamburg bei Otto Meißner.) — Während der Belagerung von Paris wurden unsere Schanzgräber in nächtlicher Weise häufig durch einen blendend hellen Schein belästigt, welcher aus einem der forts détachés auf sie gerichtet wurde und ihre geheime Thätigkeit plötzlich dem Feinde preisgab. Diesen elektrischen Lichtern ist Vieles in dem obigen Buche zu vergleichen; nicht am wenigsten die Plötzlichkeit, die Ungewöhnlichkeit, ja das zu Grelle, das die Kraft des Auges schmerzlich Ueberanstrengende; mehr freilich noch die Ueberlegenheit, die Schärfe, die bloßstellende Wirkung. Um die Vorzüge und ebenso die scheinbaren Mängel der Vortragsweise des Verfassers gerecht zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Hörer, denen seine Feuerpredigten galten, gleichzeitig ihre Ohren offen hatten für Redner ganz entgegengesetzter Meinung. Schade daß uns nicht zum Verständnisse der jedesmaligen Situation Proben beigebracht werden aus der undeutschen Strömung, welche die österreichische Presse, wie die österreichische öffentliche Meinung in der Zeit von 1866, von 1870 durchfluthete. Jetzt hören wir immer blos die von Spott, von Witz, von Groll, von Zorn, von patriotischer Leidenschaft bunt und schier verwirrend erfüllten Rufe und Ergüsse des einen Theils und wenn unser Herz dadurch auch freudig bewegt wird und die Energie der Ueberzeugung uns nicht minder fesselt, als die gedrungene Kraft des Ausdrucks, so empfinden wir den minder in die Verhältnisse Eingeweihten doch nach, daß sie nicht immer im Stande sind, sich klar zu machen, wie die Gegenpartei so harte Züchtigungen über sich heraufbeschwor. Züchtigungen sind sie aber zumeist. Kürnberger, voll von unvergleichen Einfällen, wie man ihn längst kennt, bedient jene anonymen Scribler, die ihn als im Solde Preußens stehend verketzern, in einem dieser Feuilletons sogar

geradezu mit einer „Ohrfeige“. Freilich nicht nach Art Derer von und zu Cassagnac. O nein, das würde schon sein Widerwillen gegen alles Französische nicht zulassen. Das Pfaffenthum muß ihm die Formel borgen. Und so lasen die erstaunten Wiener denn eines Tags, als sich eben alle Welt von einem neuen hundertjährigen vollkommenen Ablasse unterhielt, einen Artikel, überschrieben:

„Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige“.

Man kann solchen Rothhülsen nicht hold sein, auch nicht im activen Sinne, und wird doch nicht ohne das Gefühl „sie haben's verdient“ den Commentar zu dieser Execution lesen.

Eine der unnachahmlichsten Abstrafungen ist der Brief an Victor Hugo mit dem sachgemäßen Titel: „Ein Tollhäusler mehr“. Wer das in allen Zeitungen abgedruckte Sendschreiben damals — Anno 1870 — las, als es mit den Siegesbulletins unserer Heere von einer Hand in die andere ging, hat auch für die meisten übrigen Blätter dieses hochinteressanten Buches den Maßstab. Die Spannung der Atmosphäre hat sie zu verantworten. Aus ihr erklären sie sich, ihr entliehen sie die zündende Wirkung, ihrer muß man sich zu erinnern wissen, wenn man sich ganzem und vollständigem Genusse bei der Lectüre hingeben will; kann man das nicht, so ermesse man wenigstens mit erkenntlichem Gemüthe, was wir Männern, wie Kürnberger, zu danken haben, nicht nur insofern sie nach dem 1866er Kriege sich der galligen schwarzgelben Strömung beherzt und erfolgreich entgegenstemmten, mehr noch, indem sie zur Zeit, als Anno 1870 die Franzosen gemeinsam mit Oesterreich uns zu Paaren zu treiben hofften und als Minister v. Beust in seiner Depesche vom 20. Juli die Worte schrieb: „Wir denken an Napoleon ebenso viel, wie an uns“, die Fahne des Deutschthums in Wien hoch und immer höher hielten, bis Napoleons Untergang den österreichischen Staatsmännern ohnehin die Lust zum Marschirenlassen benahm. R. Wr.

Meyers Conversations-Lexikon. 3. Auflage. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Bereits die erste Hälfte des 4. Bandes liegt uns von dem vortrefflichen Werke vor. Sie umfaßt die Artikel Buren bis Chouans und ist wie ihre Vorgänger mit Karten und Abbildungen reichlich geziert. Man braucht nur den Artikel „China“, der für sich fast eine anständige Brochüre bilden würde, zu vergleichen, um dem großartigen Unternehmen wegen seiner Reichhaltigkeit, seines Strebens präcis das Richtige überall zu geben, die verdiente Anerkennung zu zollen und ihm einen gedeihlichen Fortgang zu wünschen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 5. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung.

Von Felix Dahn.

Jedermann weiß, daß über die Frage, welchen Grad und welche Art von Cultur die germanischen Stämme vor der Aufnahme der römischen Civilisation bei der Niederlassung in römischen Provinzen erreicht hatten, die Ansichten sehr weit auseinander gehen.

Während eine extreme Auffassung, wie sie namentlich in französischen Darstellungen früher als herrschend angetroffen wurde und noch jetzt überwiegt, die sämmtlichen hier auftauchenden und zum Theil sehr schwierigen Fragen mit dem nichtssagenden Ausdrucke „les barbares du nord“ „sauvages“ und gleichen Phrasen abthut oder auch in ausführlichen Schilderungen jene „bandes féroces“ etwa den Insulanern der Südsee ähnlich erscheinen läßt, hat es andererseits in Deutschland und im Auslande auch nicht an Vertretern eines extremen Optimismus gefehlt, welcher die Tugenden unserer Vorfahren, zumal ihre Treuherzigkeit, ihre Unkenntniß oder Verachtung aller List nach dem Muster paradiesischer Idyllstaaten, wie sie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu träumen liebte, ausmalten und dann auch die durch solche primitive Tugenden erstiegene Höhe der Culturzustände entsprechend überschätzten: sehr weit in diesem patriotischen Optimismus, bis zur Verleugnung aller Grundsätze der Quellenkritik, ging der Geschichtsschreiber Luden: dieser ging von dem Grundsatze aus, alle von Römern oder Griechen herrührenden Berichte über die Germanen seien als Aussagen von Feinden nur da glaubhaft, wo sie den Germanen Günstiges anführten, absolut unglaubwürdig aber bei allen nachtheiligen Angaben.

Da wir nun gar keine anderen als von Griechen und Römern herrührende Berichte besitzen, so ergab sich denn das merkwürdige Resultat, daß die Germanen nicht nur gar keine nennenswerthen Fehler hatten, daß sie auch beinahe nie von den Römern geschlagen worden sind, da germanische Schlachtberichte nicht vorliegen und die Bulletins der Cäsaren keinen Glauben verdienen.

Aber auch abgesehen von solchen Extremen wird es der vorurtheilfreien Forschung nicht leicht, zu widerspruchlosen Ergebnissen zu gelangen, aus zwei Gründen: einmal weil die Quellen selbst, abgesehen von ihrer Spärlichkeit, sich oft und stark widersprechen, und zweitens, weil es ungemein schwierig ist,

sich bei der Feststellung des Culturgrades einer Nation und Zeit über die entscheidenden Kriterien zu verständigen.

Was das Erste, den Widerspruch in den Quellen anlangt, so genügt es, daran zu erinnern, wie abweichend, wie völlig isolirt die Würdigung der germanischen Nationaleigenschaften und der aus ihnen folgenden nationalen Zustände bei Cornelius Tacitus den Urtheilen aller anderen römischen und griechischen Schriftsteller gegenüber steht: man hat um dieser Isolirung willen der Germania des Tacitus als einem „historischen Romane", einer Utopie im Stile des Thomas Morus die Bedeutung einer Quelle völlig absprechen oder doch der „idealisirenden socialpolitischen Tendenzschrift" nur ein sehr geringes Maß von Glaubhaftigkeit zubilligen wollen.

Mit großem Unrecht.

Tacitus ist es ähnlich ergangen wie Herodot. Je genauer wir die Dinge, über welche er berichtet, aus anderen Quellen, aus Rückschlüssen von späteren Zuständen, aus Analogie der nordischen, in Sage und Geschichte erhaltenen Ueberlieferungen, endlich aus dem Gesammtergebnisse der Forschungen der historischen Schule im Gebiet der germanischen Alterthumskunde zu beurtheilen gelernt haben, desto höher steigt unser Erstaunen über die Wahrheit und Treue seiner Berichte: es fehlt nicht an Mißverständnissen, an Fehlgriffen im einzelnen, aber im Ganzen, in der Gesammtauffassung der Nationaleigenschaften und der Zustände in Volkswirthschaft, Gesellschaft, Ethos, Recht, hat er in verehrungswürdiger Tiefe und Klarheit beobachtet, geprüft und berichtet.

Allerdings, tendentiös ist seine Darstellung: aber nicht etwa in dem Sinne, daß er wissentlich und absichtlich Falsches berichtet, Wahres und Wesentliches verschwiegen hätte: nur in dem Sinne, daß dem über die sittlichen Uebelstände der römischen Uebercultur moralisch entrüsteten, mit dem Despotismus des Imperiums nicht immer zufriedenen Aristokraten die germanischen Zustände, die Vorcultur einer hoch und edel angelegten Nation, nur im günstigsten Lichte erschienen und daß er die Vorzüge dieser einfachen und rohen, aber gesunden und kräftigen Zustände, diese zukunftverheißende herbe Knospe, dieses Uebermaß von Freiheit seiner Römerwelt wie in einem Spiegel vorhalten wollte; seinen Römern, welche ihm fast nur in unsittlicher kranker Fäulniß, in der Uebercultur des Niederganges, in der Unfreiheit des Despotismus vor die zürnenden Augen traten.

Da geschah es ihm denn unwillkürlich — darauf möchte ich Gewicht legen — daß er die Lichtseiten und Vorzüge des germanischen Nationalcharakters und der Vorcultur allein oder doch sehr überwiegend — denn er ist nicht blind für ihre Laster des Trunkes und Spieles, für die Noth und Armuth ihrer Volkswirthschaft, für das Uebermaß ihrer eifersüchtigen Freiheitsliebe und die geringe Centripetalkraft und Gehorsamszucht in Staat und Heer —

in den Vordergrund seiner Schilderung schiebt und das Ungünstige abschwächt, geringer anschlägt, zurückdrängt. Das Urtheil, nicht die Richtigkeit des Thatsächlichen in seinen Angaben, hat in diesen tendenziösen Färbungen und Verschiebungen am meisten gelitten: die schlimmste Schönmalerei liegt in seiner Darstellung des beneidenswerthen Zustandes der Frauen bei den Germanen seiner Zeit und in der Verkennung der Verfassung, welche er zu demokratisch denkt; sie war aber eher eine Aristokratie des Grundbesitzes, der adeligen und der nicht adeligen durch größeren Landbesitz und unfreie und halbfreie Hintersassen in Gemeinde und Gau mächtigen Geschlechter.

Auch in viel späterer Zeit, im fünften Jahrhundert, finden sich sehr widersprechende Quellenangaben über die Tugenden und Laster einzelner germanischer Völker; auch hier mischen sich tendenziöse Färbungen ein: es ist die Zeit der Verbreitung des Christenthums unter einer Anzahl dieser Völker. Da waltet nun bald die Tendenz, die zu Belehrenden in tief unsittlichem Zustande befangen darzustellen, um zu zeigen, wie das Christenthum auch die moralische Wiedergeburt gebracht habe: es müssen ferner diejenigen, welche bei dem Glauben ihrer Väter beharren wollen, und gegen die christlich Gesinnten (welche zugleich die römische Herrschaft ins Land ziehen wollen) das alte Volksrecht anrufen und die christliche Propaganda (die sehr gewaltthätig mit Zerstörung der nationalen Heiligthümer durch römische Waffen auftritt) mit Gewalt abwehren, mit allen Lastern des Barbarenthums befleckt geschildert*) werden, im Gegensatze zu den Angehörigen des gleichen Stammes, welche sich sofort mit der Annahme der Taufe als Spiegel aller christlichen Tugenden darstellen oder auch schon vorher als Ausnahmen von der Regel dieses Volkes gepriesen werden. Ferner müssen jene Heiden, welche so unglücklich sind, das Christenthum nicht in dem richtigen Bekenntnisse, sondern etwa als Arianer, anzunehmen, als nach wie vor gleich unsittlich, ja wo möglich nunmehr als noch mehr verderbt geschildert werden.

Daneben stehen dann die freilich seltenen Fälle, in welchen aufrichtige christliche Priester, wie Salvian, den in allen Lastern versunkenen christlichen Römern und Provincialen die Tugenden der noch heidnischen oder eben erst bekehrten Germanen als leuchtende und beschämende Vorbilder entgegen halten: ihre Keuschheit, Wahrheitsliebe, Pflichttreue, Aufopferung, Ehrlichkeit, Tapferkeit.

Die zweite Schwierigkeit, sagten wir, liegt in der Verständigung über die Kriterien für den Culturgrad einer Nation und Zeit.

Denn je nach individueller Neigung oder Gewöhnung wird der Eine etwa auf den Flor der Volkswirthschaft, ein Anderer auf Weihe und Reinheit

---

*) Auch später begegnen bei Belehrung der Sachsen und Nordleute diese Widersprüche häufig genug.

der Familienzustände, der Sprachforscher auf Anlage und Entwickelungsstufe des Sprachvermögens, der Kunstfreund auf Talent und Entfaltung des Kunsttriebes in bildender und redender Kunst, der Moralist auf die Tiefe des Ethos, der Mythologe auf die Höhe der religiösen Anschauungen, endlich der Jurist auf die Eigenart, Kraft und reiche Ausbildung des Rechts- und Staatssinnes entscheidendes Gewicht legen. Die Hellenen mußten sich schon oft von gestrengen Juristen ihres leichtsinnigen Künstlerthums halber ausschelten lassen, das die ohnehin geringe Anlage für Pflege des Privatrechts von der Ausbildung abgelenkt habe, während künstlerischen Naturen die majestas populi Romani und ihres welterobernden Rechts keinen Ersatz für die mangelnde ästhetische Ader in dem Volksthume der Quiriten zu gewähren scheint.

Für die historische Schule und die auf ihr aufgebaute geschichtsphilosophische Anschauung besteht jene Schwierigkeit nicht: sie weiß, daß die möglichst gleichmäßige Beanlagung und Ausbildung in allen menschlichen Attributen als Ideal vorschweben muß, daß es einseitig und unrichtig ist, nach individueller Liebhaberei das eine Attribut in Würdigung der nationalen Begabung und Beurtheilung der Culturentfaltung höher anzuschlagen als andere gleich wesentliche.

Und so werden wir denn die Frage nach dem Culturgrade der Germanen vor der Romanisirung nur dann objectiv und unbefangen beantworten, wenn wir alle menschlichen Attribute dabei in gleichmäßige Erwägung ziehen. Es sind dies aber die folgenden:

1) Wirthschaft, 2) Familie, 3) Sprache, 4) Kunst, 5) Religion, 6) Ethos, 7) Recht und Staat, 8) Wissenschaft.

Allgemeine Grundlagen. Lebensweise. Ansiedelung. Entwickelung des Staatsverbandes.

Am Eingange dieses Gebietes begegnet uns die berühmte, auch heute noch keineswegs ausgetragene Streitfrage, ob die Grundlage des wirthschaftlichen Lebens der Germanen zu der Zeit, da uns Cäsar die ersten eingehenderen Berichte über sie aufzeichnet (circa 50 vor Chr.) und Tacitus die Germania schrieb (Anno 99 nach Chr.), seßhafter Ackerbau oder nomadenhafte Viehzucht und Jagd gewesen sei.

Das Richtige ist, schon zu Cäsars Zeit starkes Ueberwiegen seßhaften Ackerbaues anzunehmen, das in den anderthalb Jahrhunderten oder sechs Menschenaltern, die ihn von Tacitus trennten, immer noch zunahm, wobei aber die alten Ueberlieferungen, Gewöhnungen und Neigungen, bei irgend welchem Anlasse die Wohnsitze zu verändern, immer unvergessen nachwirkten.

Die sogenannte Völkerwanderung, welche man im vierten Jahrhundert nach Christus beginnen läßt, und welche vielmehr ein allmäliges Ausbreiten als ein plötzliches Wandern, und wenigstens ebenso sehr ein Geschobenwerden

als ein Schieben war, erscheint nämlich nur als die letzte Nachwirkung, als der letzte, stark aufrauschende Wellenschlag einer Bewegung, welche die Germanen von Centralasien allmälig bis nach Gallien und an die Alpen geführt hatte — eine Grundanschauung, zu welcher, wie ich mit Freuden bei meiner Uebersiedelung hierher erfuhr, auch mein verehrter College Nitzsch gelangt war.

Schon vor der Scheidung der Völker asischer Race in Mittelasien hatte die gesammte indogermanische Gruppe die Anfänge des Ackerbaues gekannt, wie die urgemeinsame Benennung einer Anzahl von Fruchtarten und Geräthen beweist.

Es war aber dieser Ackerbau ein sehr wenig intensiver, er war keineswegs der überwiegende Nahrungszweig der Völker: nur im Vorüberziehen gleichsam säete und erntete man unter jenem milden Himmelsstriche ohne viele Mühe des Menschen gedeihende Fruchtarten. Der Ackerbau schließt, unter solchen Verhältnissen betrieben, durchaus die Seßhaftigkeit nicht ein: es war vielmehr ein im Anhange zur Viehzucht und Jagd nomadenhaft betriebener Ackerbau, welcher nach Ausbeutung von Jagd- und Weidegrund ohne Opfer weiter rückte: und es wäre wohl der Untersuchung werth, ob die am frühesten angebauten Gewächse nicht ganz ebenso sehr den Thieren zur Nahrung bestimmt waren, mit Halm und Korn, als den Menschen.

Kurz, der Fruchtbau war damals nur ein nebensächliches Anhängsel der Viehzucht und Jagd: man brachte keine großen Opfer in Urbarmachung für den oberflächlich nur die Scholle ritzenden Holzpflug, und wenn die Erschöpfung der Jagd und Weide, Uebervölkerung oder das Nachdrängen übermächtiger Nachbaren ein Fortrücken in noch unberührte, unerschöpfte, oder auch in fruchtbarere, oder endlich in minder bedrohte Gegenden wünschenswerth machte, so packte man Weiber, Kinder, das wenige Acker- und Jagd- und Weidegeräth, sowie Schmuck und Gewänder auf die leicht gezimmerten Zeltwagen, trieb die Unfreien und die Heerden mit sich, und suchte, ohne Heimweh die bisherigen Siedelungen aufgebend, günstigere Sitze. Denn, wohlgemerkt, aller germanischer Hausbau ist ganz ausschließlich Holzbau; erst von Kelten und Römern am Rhein und in den Alpen haben die Germanen den Bau steinerner Häuser sehr langsam sich angeeignet, und Jahrhunderte lang wird alle Steinarbeit von den romanischen Knechten besorgt, wie ja heute noch der Romane durch vorzügliche Kunst und Werthhaltung des Steinbaues sich von dem deutschen Nachbar abhebt, überall wo Bajuvaren und Alemannen mit Italienern grenzen. Wufila hat noch Ende des vierten Jahrhunderts für die griechischen Bezeichnungen des Häuser- und Städtebaues kein anderes Wort als timbrjan = zimmern; gleichzeitig haben die Christengemeinden unter den Westgothen sogar für ihre Kirche nur ein Zelt (σκήνη) und sogar die Befestigungen der germanischen Stämme, welche sie gegen die römischen Legionen

vertheidigen, sind im Gegensatze zu keltischen Städten und rhätischen Felsburgen nur Holzthürme, Holzringe und Schanzen, oft nur die ineinandergefahrenen Häuserwagen, d. h. die Wagenburg, im Walde dann Verhack und Verhau, durch ausgestochene Gräben und Rasenwälle und roh zusammengeschichtete, aber nicht behauene Steine, ohne Ziegelbau, gestärkt.

Das altgermanische Holzhaus war also leicht transportabel: es berührte, wie sich das aus anderen Gründen bei den Scheunen und Heuschobern in meiner bajuvarischen Heimath und bei den Alemannen bis heute erhalten hat, an den vier Ecken nur mit den Pfosten den Boden, auf der Leiter nahte man dem erhöhten Eingange. Der große breite Wagen paßte genau unter den etwa vier Schuh von der Erde erhöhten Boden und führte, mit vielen Rindern bespannt, das Holzzelt leicht dahin, über dem sich das schräge Dach von Leder oder Wollzeug dreieckig spannte. Alte Abbildungen zeigen uns solche Barbarenzelte auf der Wanderung, von den berittenen Männern umkreist.

Eine Nachwirkung dieser uralten Gewöhnung, alle Häuser als hölzernes Gezimmer, also auch als beweglich und verbrennbar anzusehen, tönt in einem alten Rechtssprichworte lange fort. Während das Recht des Römers das Steinhaus für so unbeweglich erklärt, wie den Grund, auf dem es sich erhebt, sagt das deutsche Recht Jahrhunderte lang: das Haus ist Fahrhabe, denn es kann davonfahren oder verbrennen, „was die Fackel verzehrt ist Fahrniß", also das Holzhaus wie z. B. der Holztisch.

Eine Folge dieser Wirthschaft, welche vor allem auf Jagd- und Weidegründe bedacht sein mußte, war, daß die germanischen Stämme über ganz unvergleichlich mehr Landraum müßten Verfügung suchen, als zur Ernährung der gleichen Kopfzahl bei überwiegendem und intensivem Ackerbau erforderlich gewesen wäre.

Hierauf, d. h. auf das Bedürfniß nach weit gestreckten gemeinsam benutzten Jagd- und Weidegründen, neben welchen die Bedeutung des für die einzelne Sippe bestimmten Ackerlandes, ja anfangs auch für die Stätte des transportablen Hauses zurücktrat, ist das Verfahren bei der Niederlassung der germanischen Einwanderer in Europa (zunächst in Deutschland) zurückzuführen, und diese Niederlassungsweise, diese Art der Ansiedlung, einmal vollzogen und nicht mehr rückgängig zu machen, hat dann auch später, nachdem längst das Nomadenthum der Seßhaftigkeit gewichen und der Ackerbau vor der Jagd, auch vor der Viehzucht, die Grundlage des wirthschaftlichen Lebens der Deutschen geworden war, noch Jahrhunderte lang, ja bis in die Gegenwart nachgewirkt. Es erklären sich aus jenen Zeiten der vorherrschenden Jagd und Viehzucht der weite Umfang und die hohe Bedeutung der Allmände, d. h. der unvertheilten Gemeindewälder und Weiden; im Zusammenhange

damit stand dann die große Brache, die Dreifelderwirthschaft und der Felderwechsel, welche sich ebenfalls bis auf unsere Tage erhalten hatten.

Rückte bei der Einwanderung aus dem Kaukasus ein germanischer Stamm (oder Bezirk oder Gau — die Verhältnisse wechseln dann nur den Maßstab) von Osten nach Westen, etwa von Pannonien her, über die Donau, so bemächtigte er sich zunächst im Wege der Eroberung oder der unbestrittenen Besitznahme für die Gesammtheit („in völkerrechtlichem Act, nicht in privatrechtlichem", würden wir das modern ausdrücken) eines so weit gestreckten Gebietes, als er konnte und mußte, d. h. die Factoren bei Abwägung des zu occupirenden Raumes waren die eigene Volkszahl, die Rücksicht auf die Macht der umwohnenden germanischen oder keltischen Nachbarn, auf die Widerstandsfähigkeit der Verdrängten in den nunmehr von ihnen noch festgehaltenen Gebieten, ferner die Erlangung günstiger natürlicher Grenzen wie Ströme, Gebirgskämme, undurchdringliche Sümpfe, schwer durchdringliche Urwälder. Das ganze so in Anspruch genommene Gebiet wurde nun in feierlichen, den Stammesgöttern, dann auch den Landesschutzgeistern und den Grenzgottheiten geltenden sacralen Handlungen, welche wenigstens zum Theil zugleich Rechtshandlungen waren, für das Volk in Besitz genommen: es begegnen dabei als symbolische Handlungen das Umreiten, Umfahren, Umziehen der Marken, Anzünden von Feuern (Opfer für die Grenzgötter), Aufwerfen von Wällen, Ziehen von Gräben (natürlich zugleich Befestigung), Aufrichten von Grenzsteinen, Einritzen, Einschneiden, Einbrennen von Markstrichen (Runen) an Bäumen, Felsen u. s. w. Das weitere Verfahren hing nun davon ab, ob man bereits cultivirtes, ausgerodetes und ausgesumpftes, in Höfen und Dörfern bereits von Kelten, Germanen, Römern bewohntes Land vor sich hatte oder noch wüste liegendes.

Ersteren Falls war man darauf bedacht, diesen werthvollsten Theil des besetzten Gebietes, also Höfe, Dörfer, Ackerland, Garten, entwaldete Wiesen möglichst in das Herz, in das Centrum des Gesammtgebietes zu verlegen, um hier die Stärke der Ansiedler zu arrondiren, namentlich aber um diesen werthvollsten, reichsten, fruchtbarsten Theil des Bodens am Weitesten von der Gefahr feindlichen Ueberfalls, dem Heeren und Brennen zu entrücken. Schon von den früheren Siedlern war der günstigst gelegene, dankbarste Boden zuerst zur Ansiedlung verwerthet, unter Pflug und Sichel genommen worden.

Dazu kam, daß in den allgemeinsten Fällen bei der Eroberung schon cultivirten Landes keineswegs, wie man früher allgemein angenommen, die Besiegten sämmtlich entflohen, auswanderten oder getödtet wurden: sie blieben. Sie konnten, je reicher ihr Culturgrad und je werthvoller der bereits gewonnene Besitz an Boden, Häusern, Geräth, Vieh war, sich immer schwerer davon losreißen und dem Elende der Flucht in die Urwälder, in einen rechtlosen

wie hilflosen Zustand, sich aussetzen; dazu kam, daß ihre Lage, wenn sie blieben, mit der fortschreitenden Cultur der germanischen Einwanderer immer günstiger sich gestaltete. Diesen fiel es längst nicht mehr ein, die sich Unterwerfenden zu tödten, mochten etliche Menschenopfer dem Siegesgotte oder den Grenzgöttern bluten, mochten die Fürsten, Häuptlinge, Edeln, die kühnsten Krieger, die auch als Unterworfne noch allzufährlich schienen oder die Unterwerfung verschmähten, im Kampfe fallen, den Tod suchen, oder flüchten oder auch nach dem Siege und der Unterwerfung um ihrer Gefährlichkeit willen getödtet werden — weit aus der größte Theil der Besiegten suchte und fand Schonung, die Unfreien der Besiegten wechselten nur den Herrn, Weiber und Kinder waren eine gesuchte Siegesbeute, die auch bei bloßen Einfällen nicht getödtet, sondern gefangen, fortgeführt und verkauft oder zu eignem Dienst verwendet wurden: auch viele freie Grundbesitzer blieben, wurden verknechtet und arbeiteten nun für den Herrn, der sich oft mit einem mäßigen Naturalzins begnügte.

Daß ganz allgemein so verfahren wurde, erhellt aus dem zahlreichen Stande der Unfreien, der schon in der Urzeit bei allen Germanenstämmen begegnet; er war aus Kriegsgefangenen (zum allergrößten Theil) erwachsen. Als selten auffallende Ausnahme, als Zeichen besonders grausamen Zorns wird es hervorgehoben, wenn einmal bei dem Ausbruche eines Krieges ein Stamm gelobt, keine Gefangenen machen, sondern alle Bezwungenen den Göttern opfern zu wollen, und auch hier werden oft nur die freien Krieger gemeint, Unfreie, Weiber und Kinder verschont. Wir dürfen annehmen, daß dies Verbleiben der Besiegten in den späteren Jahrhunderten immer häufiger wurde: je grausamer noch das Kriegsrecht der Eroberer, je härter noch die Sclaverei der Unterworfenen, je werthloser noch der Besitz der Heimathstätte, je weniger noch diese von der Wildniß unterschieden war, desto stärker war der Antrieb zur Flucht, desto schwächer die Neigung zu bleiben: je gelinder das Loos der Unterworfenen, je werthvoller Haus und Habe, je stärker die Scheu vor der Flucht aus der Cultur in die Wildniß geworden war, desto häufiger mußten die Besiegten verweilen.

Vor den Hunnen flüchtet, was flüchten kann von Germanen: aber als die Bajuvaren die Voralpen besetzen, bleiben die romanischen Bauern in dichten Schaaren und die Walen geben dem Walchensee den Namen: bis ins zehnte Jahrhundert begegnen dort häufig die Namen der römischen Sclaven und Colonen: und die reichen Städte an Donau und Rhein zu verlassen, Augsburg, Regensburg, Trier, Cöln, dann in Gallien die unabsehbare Menge von Städten, kommt der weitaus größten Zahl der Bevölkerung gar nicht in den Sinn: sie bleiben und unterwerfen sich den obzwar heidnischen Alamannen und Franken und den ketzerischen Gothen.

Bis ins fünfte Jahrhundert hinab haben wir hier vorgegriffen: wir kehren zu der ersten Ansiedlung zurück.

Auch wenn bisher unbebautes Land occupirt war, verfuhr man ähnlich, d. h. man suchte das für Anlage der Dörfer und Höfe, sowie für den Pflug, kurz für den Sonderbesitz bestimmte oder besonders geeignete Land möglichst in die geschützte Mitte der Siedelung verlegen, während als unvertheiltes Allmände-Land der Natur der Sache nach der Urwald, die Weid-Wiese, aber auch der Sumpf, der See, der Fluß oder Bach, das Hochgebirge dienten.

Man sieht also gewisse Theile der Allmände, Urwald, Gebirg, Sumpf, große Gewässer, waren zugleich bestimmt, als natürliche Schutzwehren, als Sicherungen des Grenzgebiets zu dienen: das urgermanische Wort marka, marku heißt zugleich Wald (d. h. ungerodetes Grenzland, Urwald an der Grenze) und Grenze: altnordisch mörk, gothisch marka, angelsächsisch mearc, altsächsisch marka, althochdeutsch marc, marcha = Grenze = Wald = Allmände. vgl. zend. merczu = Grenze; ob auch latein. margo?

Daraus erklärt sich nun auch eine schon Julius Cäsar zugekommene, aber von ihm bei seiner Unkenntniß der Rechtsverhältnisse schief aufgefaßte und unrichtig wiedergegebene Mittheilung, welche, so wie sie bei Cäsar steht, in der That gar keinen Sinn hat.

Dem Cäsar war auf seine politisch-militärischen Erkundigungen über die Sueven, mit welchen er zu kämpfen hatte — die römischen Soldaten machten in Menge ihre Testamente, als es hieß, es gehe gegen diesen Feind — berichtet worden, es gelte den einzelnen Völkerschaften als höchster Ruhm, rings um sich recht ausgedehnte unbewohnte Einöden mit wüst gelegten Grenzgebieten zu haben: das gelte als Zeichen der gefürchteten Tapferkeit, daß die Nachbarn, vertrieben aus ihren bisherigen Sitzen, wichen und daß doch nicht andere wagten, sich in diesen geräumten Gebieten niederzulassen: zugleich glaubten sie auch dadurch mehr gesichert und der Gefahr plötzlicher Ueberfälle entrückt zu sein.*)

Kurz vorher hatte er von dieser abstracten Regel ein concretes Beispiel zu erzählen gehabt: die Sueven nämlich hatten sich vor dem drohenden Angriff Cäsars zurückgezogen an die äußersten Nordostgrenzen ihres Gebiets, dort liege ein Urwald ungemessener Größe, „Bacenis“ (der Harz) der sich noch weit in das Innere des Landes erstrecke und „wie eine natürliche Scheidewand zwischen geschoben“ die Sueven von den nordöstlicher hausenden Cheruskern**) trenne. Und an einer dritten Stelle sagt er wieder von den Sueven: diese Völkergruppe gelte als die bei weitem mächtigste und kriegerischste von allen

*) Bellum gallicum VI. 23.

**) VI. 10.

Germanen, hundert Staatsgebiete vereinen sie, Ackerbau treiben sie wenig, Sondereigenthum an Grund und Boden haben sie nicht, keiner darf länger als ein Fruchtjahr die gleiche Scholle bebauen, nicht von Getreide in nennenswerthem Umfange leben sie, sondern von Viehzucht und Jagd (Milch, Feisch der Hausthiere, Wild), die Jagd, die einen großen Theil ihrer Zeit ausfüllt, dient einmal dem Unterhalte, dann der Uebung und Abhärtung der Körperkraft: sie sind daher (d. h. weil sie nicht dem Ackerbau, sondern der Viehzucht und Jagd obliegen) auch ein ganz ausgezeichnetes Reitervolk, das die „Sattelreiter" verachtet. Für ihren Staat, fährt Cäsar fort, erachten sie es als höchsten Ruhm, daß das Land so viel als möglich rings um ihre Grenzen unbebaut und unbewohnt sei (vacare): das zeige, daß eine große Zahl von Nachbarstaaten ihrer Macht (der Sueven) nicht habe Stand halten können und es solle wirklich nach der einen (d. h. der den westlich von den Sueven am Rhein wohnenden Ubiern entgegengesetzten) Richtung (d. h. also nach Osten) das Land ungefähr 600,000 Schritte leer und öde liegen.*)

Man sieht, Cäsar hielt hier alle Trümmer in der Hand — es fehlte ihm leider nur der Rechtsverband, der innere nothwendige Zusammenhang.

So gut wie kein Ackerbau, fast ausschließend Viehzucht und Jagd: große Volkszahl, starke Pferdezucht: daher Bedürfniß sehr weit gestreckter Wald- und Weidegründe, kein dauerndes Sondereigenthum der Einzelnen an Grund und Boden, Feldwechsel, nicht langes Verweilen auch der Völkerschaft auf demselben Sitze, sondern häufiges Wechseln der Jagd- und Weidegründe innerhalb des gesammten von den Sueven einmal occupirten weiten Gebietes: Verdrängung zahlreicher Nachbarstämme aus ihren Sitzen, Fernhaltung etwaiger Neuanzügler durch die Furcht vor den suevischen Waffen, Benutzung der so hergestellten unbewohnten und unbebauten Strecken von Wald und Weide zu Jagd und Viehzucht und zugleich zur natürlichen Grenze.

Zum Theil waren diese „agri vacantes" gewiß Allmände der suevischen Bezirke: im Eigenthum des „pagus" — wie Cäsar das nennt —: zum Theil aber mag allerdings in Wahrheit herrenloses Land gemeint sein, ein „debatable ground" „Grenzwald", aus dem die Sueven die Nachbarn verscheucht hatten, ohne es in Sondereigenthum oder auch nur förmlich in das Privateigenthum (fiscalische) ihrer Bezirke zu erwerben: nur ihre staatliche Gewalt erstreckten sie insofern über diese Waldungen — denn auch bewohnt gewesenes Land muß sich als „ager vacans" bald wieder mit Wald überziehen — als sie die Ansiedelung Anderer darin verwehrten: sie behielten sich solche herrenlose Waldstrecken bevor, einmal als verstärkten Schutzwall, dann auch um von der eigentlichen Allmände aus in dieses Versteck des Wildes zu streifen, endlich

*) Nr. 1—3.

aber, um nach Bedürfniß, bei zunehmender Bevölkerung, bei abnehmendem Wildstande, bei abnehmendem Allmändewalde diesen bisher nur staatsrechtlich überherrschten Raum selbst allmälig in Allmände zu verwandeln, wenn die alte Allmände immer verzehrender durch den unvermeidlichen Mehrbedarf an Sondereigenthum dem Umfange noch verringert, durch die fortgesetzte schonungslose Ausübung der Holzungs-, Jagd- und Weiderechte dem Holz- und Wildertrage nach immer eindringlicher erschöpft wurde.

Dann griff man zu dem der Allmände zunächst liegenden Waldgürtel von unbewohntem, bisher fast unbenutzten, nur durch den Namen und Schrecken der Waffen behaupteten „debatable ground“, von dem man Nachbarn und Neuanziehende fern gehalten hatte, und machte ihn zur Allmände, wie man allmälig die ursprüngliche Allmände in Sondereigenthum verwandelt hatte: ursprünglich mochte man dann bei der Menge unbeanspruchten Landes einen neuen Gürtel von schützendem „debatable ground“ schaffen: später aber — und je mehr man sich einerseits im Westen keltischen und römischen Besitzungen näherte, andererseits von Osten her germanische und nicht germanische Stämme immer dichter aufgerückt nachdrängten — wurde diese ganze Bewegung eine Zeit lang, ca. 50 vor Christus bis ca. 250 nach Christus, zum Stehen gebracht: das Umherschweifen, das Vordrücken gegen Westen, das unbeschränkte Occupiren von Urwald, das Umwandeln desselben in Allmände, von Allmände in Sondereigen — Alles mußte nun ein Ende nehmen: bis endlich dem unablässigen Drucke der selbst durch Nachschiebende und durch Uebervölkerung vorwärts Gedrängten die morsch gewordenen und nicht mehr genügend vertheidigten Mauern des Römerreiches, der „Limes“, der Ister, der Rhein, die Alpen sogar nachgaben, einfielen, sich überbrücken und übersteigen ließen und nun in die römischen Provinzen Dacia, Moesia, Pannonia, Illyricum, Epirus, Achaja, Noricum, Vindelicia, Rhaetia, Germaniae, endlich auch Belgica, Galliae und Italiae die Völker der gothischen Gruppe, dann Bajuvaren, Alamannen, Burgunden, Langobarden, Franken sich ergossen.

Der letzte Grund dieser unwiderstehlichen Bewegung lag in der bei allen Germanenstämmen seit dem Uebergange von überwiegendem Nomadenthume mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaften Ackerbau eintretenden raschen Zunahme der Bevölkerung.

Ein Naturgesetz, statistisch nachweisbar, waltet hier, oder anders ausgedrückt eine bisher in allen beobachteten Fällen eingetretene Bewegung der Bevölkerungsziffer.

Die Gründe dieser Erscheinung sind vor allem die ganz im Allgemeinen nach allen Richtungen des Volkslebens eintretende Hebung der Cultur überhaupt, welche mit dem Uebergange zu seßhaftem Ackerbau sich einfindet: im Einzelnen mag nur an die sorgfältigere Pflege auch der schwachen und

kränklichen Kinder erinnert werden, welche die Mutter am dauernden Herde zu heilen und am Leben zu erhalten, zu kräftigen und aufzuziehen vermag, während der schweifende Jäger und Hirt die hoffnungsarme Belastung seines Wagens leichter aussetzt.

Ich habe anderwärts bereits gezeigt, daß diese Wirkung natürlich nicht sofort bei dem Siege der Seßhaftigkeit eintreten kann, sondern erst in der vierten oder fünften Generation: das aber ist genau die Zeit, in welcher die sogenannte Völkerwanderung ihre ersten Wellen ausbreitet bei den Germanen.

Die Thatsache dieser unverhältnißmäßigen Vermehrung der Bevölkerung aber erhellt aus den Zahlen, welchen uns die römischen und griechischen Quellen in immer steigenden Dimensionen angeben bezüglich der Stärke der Heere und Flotten, der Erschlagenen und Gefangenen, welche seit Ende des zweiten Jahrhunderts Markomannen, Quaden, Alamannen, Franken, Ostgothen, Westgothen, Wandalen und die kleineren gothischen Völker unerschöpflich immer wieder, unerachtet unerhörter Verluste, wider die Dämme des römischen Reiches werfen — in der That ein brandender Ocean von Menschen.

Diese starke Zunahme der Bevölkerung bei allen Germanen also im Zusammenhange mit dem Drucke der nachdrängenden Hunnen und Slaven hat das bewirkt, was man die Völkerwanderung nennt, aber viel richtiger eine Völkerausbreitung nennen würde: denn auch bei den Völkern, welche am Weitesten gewandert sind, den Wandalen von Ungarn bis Afrika, den Langobarden von der Elbe an den Po und zuletzt an den Garigliano, war dieses „Wandern" ein äußerst langsames allmäliges sich Vorschieben, Hin- und Herschieben nach Richtungen, welche die eigene freie Wahl am Wenigsten bestimmte, am Meisten der Hunger und der übermächtige Druck Anderer auf Rücken oder Flanken.

Wahre Völker mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden, Wagen, Pferden, Heerden und Hausrath sind es gewesen, welche sich in solcher Weise oft ziellos fortwälzten, wandernd, kämpfend, lagernd, säend, ärndtend, wieder aufbrechend, wenn das Land ihrem ungeschickten Ackerbau, der noch immer der Raubbau des Nomaden war, nicht mehr genug Ertrag lieferte oder wenn ein stärkerer Nachdränger scheuchte oder Hoffnung auf reichere römische Lande lockte, oder der Verrath und das Ränkespiel römischer Machthaber sie einlud.

Allerdings war die Stärke dieser wandernden Haufen entfernt nicht so groß, wie man bisher allgemein annahm (auch noch der jüngste Geschichtschreiber der „Völkerwanderung", Eduard von Wietersheim, überschätzt die Zahl der Wanderer ganz bedeutend), ihre Kopfzahl war gering im Vergleiche mit den römischen Einwohnern: die frühe und starke Romanisirung der Gothen, Burgunden u. s. w., und die Schonung, welche die Provincialen fast überall erfuhren, wird dadurch erklärt. Aber immerhin waren es sich ausbreitende Völker — dieser qualitative Unterschied ist wichtig — nicht „Gefolgschaften"

oder „bandes“ wie unsere Nachbarn zu sagen lieben — Völker, welche ihre Götter (oder ihren arianischen Gott), ihr Recht, ihre Sitte, ihre einheitliche Sprache, wie ihre Weiber und Kinder mit sich umher führten: das erklärt, daß sie auch nach harten Niederlagen sich behaupten konnten, daß sie nicht spurlos aufgesogen wurden (mit Ausnahme der Wandalen in Afrika), wie der Tropfen auf dem heißen Steine in dem Südlande weit überlegener Cultur und weit überlegener Bevölkerung, daß sie vielmehr soviel ethnische Widerstandskraft hatten, bei ihrem Aufgehen in der Ueberzahl diese doch so mächtig zu beeinflußen, daß durch die quantitativ geringe germanische Zuthat drei neue Völkerbildungen, Franzosen, Spanier, Italiener, hervorgingen, keineswegs die alten römischen oder provincialen Bevölkerungen unverändert im Lande blieben.

Gefolgschaften ohne nationale Ehefrauen oder „Banden“ hätten weder quantitativ noch qualitativ dies vermocht.

Außer der sogenannten Völkerwanderung also, dieser zunächst nach Außen gerichteten Wirkung, hat aber der Uebergang zu überwiegendem Ackerbau und die daraus rasch erwachsene Uebervölkerung auch im Innern eine höchst bedeutsame Wirkung geübt, eine Umgestaltung der Verfassung in doppeltem Betracht: einmal die Herstellung größerer Staatsverbände, genauer ausgedrückt die Ausdehnung des Umfangs an Land und Leuten für den germanischen Staatsbegriff, und zweitens, Hand in Hand hiemit schreitend, bedingend und bedingt, die Verdrängung der früher sehr stark überwiegenden republikanischen Verfassung durch das nunmehr fast ausschließend werdende Königthum. Der germanische Staatsgedanke fing mit dem denkbar kleinsten Verbande an, er beschränkte sich auf den kleinsten Kreis, aus welchem er hervorgewachsen war: auf die Familie. Sibja heißt zugleich Familie, Geschlecht, gens und Friede, Rechtsschutz, pax. vgl. altnordisch sifjar, femin. plur. die Gesippen, gothisch sibja das verwandte Geschlecht, die Verwandtschaft = „Freundschaft“, Gemeinschaft; altsächsisch sibbja, mittelhochdeutsch sippe = Friede, Bund, Verwandtschaft. Sanskrit sabhâ, communitas, daher sabhya zu einer Gemeinschaft gehörig, dann gesittet, anständig.

Ursprünglich erstreckte sich Gerichtsbarkeit und Rechtsschutz nur auf die „Gesippen“ d. h. die Glieder Eines Geschlechts; unter ihnen sollte unverbrüchlicher Friede walten, kein Streit unter Brüdern, Vettern, Magen sollte durch Fehdegang, jeder Streit durch Urtheil, gefunden von den Rechtsgenossen, entschieden werden: daher erscheint es in der nordischen Auffassung als Vorzeichen der „Götterdämmerung“ d. h. als Auflösung der heiligsten Bande unter den Menschen, wenn Bruder dem Bruder nicht mehr trauen darf, wenn sich Gesippen befehden und morden; Völuspa 45*)

*) Ich citire nach der Ausgabe der Edda von P. A. Munch, Christiania 1847.

broedher munu berjask
ok at boenum verdhask,
munu systrungar
sifjum spilla

d. h. „Brüder schlagen und befehden sich, Geschwisterte brechen die Sippe, den Sippe-Frieden."

Als man später auch auf Ungesippen, Fremde, den Rechts- und Friedens-Schutz ausdehnen wollte, wagte man noch nicht gleich, mit dem alten Princip zu brechen: man half sich, indem man sie in den Schutz eines Gesippen stellte oder vielleicht durch Wahlkindschaftung d. h. durch Adoption mittelst symbolischer Handlungen durch einen Gesippen (Waffenleihe, Bartabscheerung) und etwa durch Fiction, wie bei den römischen „gentiles."

Auch als mehrere Sippen sich zur Horde vereinten — noch kann von „Gemeinde" nicht gesprochen werden, sie setzt Ackernachbarschaft, Seßhaftigkeit voraus und diese Entwicklungen haben sich bei den Germanen offenbar vor dem Uebergange zur Seßhaftigkeit vollzogen — wurde darin principiell nichts geändert; gegen nicht zur Horde gehörige Feinde hielt man zusammen, gemeinsame Opfer feierte man, die Gefahren des Weges, des Waldes, des Wolfes theilte man: auch entwickelte sich für die verschiedenen Sippen der Horde ein einheitliches Privat-, Straf- und Proceßrecht, für den Fall, daß bei einem Streite von Angehörigen verschiedener Sippen der Rechtsweg gewählt wurde: aber eine Nöthigung, den Rechtsweg zu wählen, bestand nicht in diesem Falle, wie sie bei Streit unter Gesippen bestand: es konnte auch unter den Sippen derselben Horde statt des Rechtsweges der Waffenweg gewählt werden: „Fehde" (wie bei Streit unter mehreren Horden statt friedlicher Schlichtung der Krieg gewählt werden mag von jeder Partei), ohne daß die Horde als Gesammtheit ein Recht hätte, sich einzumischen: nur bei Verbrechen gegen die Götter und gegen die Gesammtheit übt die Gesammtheit ein Strafrecht

An diesen Anschauungen wurde auch bei dem Uebergange zur Seßhaftigkeit principiell nichts Wesentliches geändert; auch nachdem an die Seite des rein persönlichen Verbandes der Verwandtschaft unter den Hordegenossen der räumliche Verband zusammenhängenden Grundbesitzes trat, also auch im Gemeindestaate, blieb das Fehderecht erhalten.

Mehrere Horden und Gemeinden schlossen sich später zum Bezirk, Gau, pagus, herad zusammen: Ausbreitung der Bevölkerung und des Landbesitzes, Zusammenfließen mit benachbarten befreundeten Gemeinden mochte dazu geführt haben: dieser Gau- oder Bezirksverband bleibt offenbar Jahrhunderte lang der eigentliche Staat: auf ihn beschränkt sich der Staatsverband, er zerfällt manchmal in Hundertschaften, diese in Dörfer und Höfe; aber die mehreren Bezirke der Völkerschaft bilden noch keinen Einheitsstaat, meist nur einen

lockeren Staatenbund, der juristisch — abgesehen von den gemeinsamen Stammesheiligthümern — nur völkerrechtlich verbunden ist —: daher kann es kommen, daß die Bezirke desselben Stammes auch wohl unter einander Krieg führen, daß sie Dritten, z. B. dem Römerreiche gegenüber, verschiedene Politik verfolgen: das auffallendste Beispiel bietet die Völkerschaft der Cherusken, bei welcher jedenfalls mehr als drei Bezirke nachweisbar sind: und von diesen Bezirken haben bei der allgemeinen Erhebung so zahlreicher Germanenstämme gegen Rom im Jahre 9, welche der Cheruskenfürst Armin leitete, nicht nur ein Bezirk auf Seite der Römer gegen die andern Cherusken gefochten, es war, was bei der allgemeinen Aufregung in ganz Germanien noch viel erstaunlicher ist, ein Bezirk neutral geblieben und diese Neutralität von Römern und Germanen respektirt worden. Der Versuch auch des gefeiertsten Helden seines Volkes, diese Zerspaltung, welche die Volkskraft auf das Verderblichste lähmte, zu beseitigen und an die Stelle der kleinen Bezirkskönige wenigstens für seinen Cheruskenstamm das Stammkönigthum aufzurichten, kam noch zu früh: er scheiterte, und Armin der Befreier ward von seinen Verwandten und Stammgenossen „im Namen der alten Freiheit" ermordet.

Es scheint gerade dieser Uebergang vom Bezirk zum Stamme als Grundlage des Staats sich nur schwer, langsam und beutig vollzogen zu haben.

Indessen, seit dem Anfang und der Mitte des zweiten Jahrhunderts wirkten äußerer Druck und innere Entfaltung zusammen dahin, die Isolirung der Bezirke unhaltbar, das Zusammenfließen der Bezirke Eines Stammes zu einem Stammesstaat nothwendig zu machen.

Der äußere Druck war die immer dringender im Südwesten von den Römern drohende Gefahr, dann der drängende Nachschub anderer germanischer und ungermanischer Nachbarn von Osten, dem nicht mehr durch Wandern, durch Verschieben der Sitze auszuweichen war: denn nun fehlte es an Raum. — Daß es aber an Raum zu mangeln begann, daß man nicht mehr neuen Urwald zu „debatable ground", Allmände und Sondereigen beliebig occupiren konnte, das hatte seinen Grund in jener inneren Entfaltung, in der raschen Zunahme der Bevölkerung.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Wirkung das Anwachsen der Bevölkerung in einer Dorfgemeinde zunächst haben mußte — fürdie größeren Verbände, Bezirke und fernerhin auch für den Stamm konnte sich nur in größerem Verhältnisse das Gleiche wiederholen.

Der Maßstab der Landzutheilung zu Sondereigen bei der ursprünglichen Niederlassung hatte der Natur der Sache nach kein anderer sein können, als das Bedürfniß des einzelnen selbständigen Gemeindegliedes: ganz undenkbar wäre gewesen, daß z. B. der Gemeinfreie, der mit Weib und einem Sohne, einem Knechte, einer Magd und sechs Häuptern Vieh einherzog, ebensoviel Land

erhalten hätte, als der Edle oder Gemeinfreie, der außer dem Weibe vier Söhne und drei Töchter, zwanzig Knechte und zehn Mägde, dazu eine Anzahl von Freigelassenen und vielleicht eine Gefolgschaft von dreißig Freien unterzubringen hatte in dem eignen Gehöfte und Nebengebäuden und sie zu alimentiren.

Was man von einer „Verlosung" bei der Landnahme vernimmt, kann also schlechterdings nicht den gewöhnlich angenommenen Sinn haben, daß das zu Sondereigenthum parcellirte Land in so viel gleiche Theile zerlegt worden wäre, als selbständige Gemeindeglieder zu versorgen waren und daß dann das Los Jedem das ihm Zugewiesene, das gleiche Maß bestimmt hätte.

Zum Theil erklären sich die fraglichen Stellen daraus, daß das germanische Wort das unser modernes „Los" ist (altnordisch hlutr, angelsächsisch hlyt, althochdeutsch hluz), keineswegs nur Los sondern vielmehr ursprünglich nur „Theil", „Antheil" bedeutet und daß ganz ebenso das lateinische sors in der Sprache jener Zeit nicht Los, sondern Theil = pars bedeutet: es wurde also gar nicht „gelost", nur „getheilt". In andern Fällen, in welchen wirklich gelost wird, sind die Lostheile nicht einzelne Grundstücke, sondern römische Provinzen, und die Losenden nicht einzelne Hausväter, sondern germanische Stämme: so entschieden die Wandalen, die selbst in die asdingischen und silingischen Wandalen mit zwei Königen gegliedert waren, die Alanen und Sueven im Jahr 411 durch das Los, welche der römischen Provinzen*) Spaniens jedem einzelnen dieser Völker zufallen solle.

Auch den alttestamentlichen Ausdruck im Latein der Bibelübersetzung „funiculo hereditatis terram sorte dividere", haben die lateinischen Quellen der Zeit ohne Weiteres auf Fälle angewendet, in welchen, wie wir wissen, an eine Verlosung nicht zu denken war.

Nun insofern wäre hin und wieder eine wirkliche Verlosung anzunehmen, als man, um Streit und Vorwurf der Parteilichkeit abzuschneiden, je nach der Kopfzahl der Sippe einerseits die Losberechtigten, anderseits die Landstrecken in Kategorien theilte und innerhalb der Kategorie z. B. der Güter für zwanzig Köpfe die Sippen, welche zwanzig Köpfe zählten, nur die einzelnen „Zwanzig-Köpfe-Güter" verlosen ließ unter einander.

Hierbei mag dann auch das höchst individuelle Maß des „Hammerwurfs", das schon bei der ursprünglichen Landnahme begegnet, angewendet worden sein, freilich ist dieser offenbar höchst alterthümliche Maßstab, der wohl mehr der Sage als der Geschichte angehört — obwohl er auch geschichtlich nachgewiesen ist — nur unter Voraussetzung fast unbeschränkter Landnahme anwendbar gewesen.

---

*) Orosius VII. 43 habita sorte — diviserunt.

Der „Staat" also d. h. die Gemeinde, d. h. die Gesammtheit theilte dem selbständigen Gemeindegliede — wir wollen ihn „Faramannus" nennen — soviel aus dem von der Gemeinde occupirten Lande zu Sondereigenthum für Haus, Hofraum, Garten und Ackerland, als sein Bedürfniß, zumal nach der Kopfzahl der Sippeglieder und Unfreien und dem entsprechenden Heerdenbesitz, erheischte.

An der Allmände, d. h. dem unvertheilten Urwald, der Waldweide, Heide und Steppe, dem Gebirge und dem See, hatten die Gemeindeglieder dingliche Nutzungsrechte, welche activ an das Sondereigenthum, an einen Hof in der Gemeinde, geknüpft waren.

Allein offenbar fand in dieser Beziehung in der Urzeit nur sehr geringe Beschränkung statt.

Einmal durfte gewiß der „Faramannus" das ihm zustehende Nutzungsrecht, z. B. das Jagdrecht, auch durch alle zu seiner Fara gehörigen Männer ausüben lassen. Denn es war zweitens auch objectiv, dem Quantum nach, nicht beschränkt; es durfte also ursprünglich gewiß der Jagd-, Holzungs- und Weideberechtigte soviele wilde Thiere erlegen, soviele Bäume fällen, soviele Heerdenthiere auf die Weide treiben als er konnte und wollte.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ursprünglich bei dieser Einwanderung der germanische Siedler noch einen harten Kampf ums Dasein kämpfte mit dem Urwald selbst und seinen Bewohnern; noch war ja jeder gefällte oder verbrannte Baum, jeder erlegte Bär, Wolf, Eber und Ur ein Fortschritt der Gesammtheit, ein Sieg der Cultur, der der ganzen Siedelung zu Statten kam; und des Holzes und Wildes war übergenug; die Allmände verlief in den Grenzwald. Freilich, völlig unbeschränkt war wohl dieses Holzungs- und Rodungsrecht nicht; den Allmändewald niederbrennen oder auch den zum Schutz bestimmten Grenzwald durfte der Einzelne nicht.

Als nun die Bevölkerung zunahm und z. B. die herangewachsenen Enkel des ursprünglichen Faramannus mit ihren Zugehörigen nicht mehr Raum und Unterhalt fanden auf dem noch so reichlich für ihn in Erwägung der Zahl seiner Söhne zugemessenen Sondergut, so ward man wohl mehrere Generationen lang dadurch mit nichten in Verlegenheit gesetzt; man griff zur Allmände und später nach deren Erschöpfung zu dem Grenzwald und schnitt aus demselben neue Sondergüter heraus, indem man dem Jungbauer die Rodung etwa mit Unterstützung seiner schon ansässigen Gesippen überließ.

Aber freilich, einmal mußte der Zeitpunkt kommen, da es mit dem „et superest ager" ein Ende nahm; da Allmände und Grenzwald in Wild- und Holzbestand bei Fortsetzung unbeschränkter Nutzung bedroht, da die Gemeindeweiden nicht mehr fähig gewesen wären, Heerden in beliebiger Stärke zu nähren.

Nun begann man in dem Gemeindeding das Maß der Holzungsrechte und der Weidenrechte genau festzustellen; wie viel jeder an Bauholz und Brennholz beziehen, wie viele Thiere er auf die Gemeindeweide treiben durfte; in letzterer Hinsicht wurde der Umfang der Stallräume maßgebend; „soviel der Bauer überwintern kann, soviel darf er übersommern", d. h. den Sommer über auf die Weide treiben. Für die Holzungsrechte wurden häufig die „Feuerstellen" maßgebend, d. h. nicht alle Gebäude des Bauers, sondern nur solche kamen dabei in Betracht, in welchen Herdfeuer gezündet werden konnte.

Auch begann man nun die Nutzungsrechte der Zahl nach zu begrenzen und dieselben mit den Althöfen zu verknüpfen; Jungbauern, Neuanziehende erhielten nicht mehr oder nur noch in geringerem Umfang die Nutzungsrechte an der Allmände.

Es ist bekannt, wie grausam die Strafen sind, welche die germanische Bauerschaft für Flur- und Feldfrevel, für Ueberschreitung des zugebilligten Umfangs der Nutzungsrechte, für Abpflügen von der Allmände, für Markverrückung, aber auch für Baumschändung aufstellte: Eingraben bis an den Gürtel und Entzweipflügen, Aufschlitzen des Leibes und Bedeckung der geschälten Baumstellen mit den Eingeweiden des Baumschänders und ähnliche Strafen, welche, vielleicht nie wirklich angewendet, nur als juristische Vogelscheuchen aufgestellt, jedenfalls aber dem graueſten Alterthum angehörig sind.

Eine sehr wichtige Folge aber mußte die Verwandlung der Allmände in Sondereigenthum und des Grenzwaldes in Allmände oder doch die bedeutende Verdünnung des Gürtels, den Allmände und Grenzwald um die Sondergüter gezogen hatten, zur Befriedigung der stark nachwachsenden Bevölkerung vorgenommen, in der Richtung nach Außen haben; es fielen, es verschwanden die trennenden Schranken, die unwegsamen Urwälder und Sümpfe, welche regelmäßig nur von seltenen Straßen durchschnitten, Bezirk von Bezirk, Stamm von Stamm getrennt hatten; unmittelbare Nachbarn waren nun geworden mit Ackerland und Weideland, in friedlicher oder auch feindlicher Berührung ununterbrochen auf einander hingewiesen, Nachbaren für Pflug und Heerde, für Jagd und Krieg, Bezirke und Gemeinden, die früher durch meilenbreite Wildniß von einander geschieden gewesen.

Die Wirkung mußte eine außerordentliche sein, die Entfernungen verschwanden; in ähnlicher Weise, wie in unseren Tagen Eisenbahnen und Telegraphen, freilich mehr plötzlich, die Entfernungen unter den Stämmen des deutschen Volkes verringert, die Berührungen gesteigert und damit das Zusammenfließen der bisher Geschiedenen beschleunigt haben, so mußte die Zunahme der Bevölkerungen, folgeweise das Zusammenrücken der Siedlungen, die Lichtung der Grenzwälder, das Zusammenrinnen der zahlreichen allzuklein gesplitterten Gruppen der germanischen Verbände erleichtern, sei es in fried-

lichem Zusammenschluß, sei es in dem nunmehr von dem Schwächeren viel schwieriger abzuwehrenden gewaltsamen heranzwingenden Anziehen der mächtigeren größen Gruppen.

So ist es zu erklären, daß seit dem dritten Jahrhundert in den lateinischen und griechischen Quellen die zahllosen Namen der kleinen Völkerschaften nicht mehr gehört werden, indem wenige umfassende Gesammtnamen auftauchen, innerhalb deren wenigstens der Ausländer und Feind die Namen der kleineren Verbände nicht mehr unterschied; so ist die Entstehung der Gruppennamen zu erklären, der Franken, Thüringen, Alamannen, Bajuvaren, Sachsen, Friesen.

Schon früher war bei den gothischen Völkern dieselbe Bewegung eingetreten; ja zum Theil wenigstens hatten einzelne Völker schon zur Zeit des Cäsar sich in solche Staatenbündnisse vereint, ohne die Sondernamen und die Sonderexistenz aufzugeben; so die große Gruppe der Sueven, ein Staatenbündniß mit gemeinsamen Opfern, mit zahlreichen gemeinsamen Einrichtungen, auf gemeinsame Vertheidigung gerichtet; die Namen einzelner zu diesem Suevischen Gesammtnamen gehörigen Völkerschaften drangen noch an des Römers Ohr, von Anderen wußte er nur, daß sie zu den Sueven gehörten.

Hand in Hand mit dieser Zusammenschließung kleinerer Verbände zu größeren Ganzen ging nun auch die Verdrängung der republikanischen durch die monarchische Verfassung. Der Hauptunterschied lag in der freien Wählung der republikanischen Grafen einerseits und dem erblichen Recht des Königshauses auf die Krone anderseits.

Es leuchtet nun ein, daß der centripetale und der monarchische Zug in Wechselwirkung standen. Denn einerseits wurde es immer unthunlicher, die umfangreicher gewordenen Staatsgebiete mit der Gewalt republikanischer, oft wechselnder Grafen zusammenzuhalten im Frieden und erfolgreich zu vertheidigen im Krieg. Und andrerseits war das Königthum an sich darauf angewiesen, durch Eroberung, durch Zusammenfassung der nahe stehenden Volkstheile und erfolgreiche Vertheidigung des so Geschützten kriegerischen Glanz und Ruhm zu gewinnen und anderseits war es durch die Erblichkeit, durch die nie fehlende kriegseifrige Gefolgschaft in den Stand gesetzt, eine bestimmte Politik einheitlich im Auge zu behalten und mit überlegener Kraft des Angriffs zu verfolgen. Gewiß hat diese Entwicklung von Innen heraus mindestens ebensoviel als die äußere Röthigung — der durch die Römer im Südwesten und durch die von Osten her nachdrängenden größeren Volksverbände geübte Druck, dem man nur durch Zusammenschließung zu stärkeren Gruppen Widerstand leisten konnte — dazu beigetragen, daß wir den von Armin noch vergeblich versuchten Uebergang vom Bezirksstaat zum Stammesstaat jetzt fast überall vollzogen sehen, daß sich auch die Stämme der einzelnen Volksgruppen (oder auch ohne Rücksicht auf ethnographische Zusammengehörigkeit Nachbaren zur Abwehr

gemeinsamer Gefahren) nun mehr unter einander mit einheitlichem Namen in Staatenbündnissen (oder Bundesstaaten) verbanden, ganz ähnlich wie ursprünglich die Bezirke eines Stammes sich zu Staatenbündnissen versammelt hatten. Nur bei den Sachsen, die nicht wanderten und von der römischen Gefahr nicht mehr berührt wurden, erhielten sich die alten Zustände; das „in pace nullus communis magistratus“, bis auf die Tage Karls des Großen.)

Auch sonst hat man sich vor falscher Generalisirung, vor Annahme zu gleichmäßiger Durchführung der im Ganzen gleichartigen Bewegung bei allen Stämmen und in allen Fällen zu hüten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei manchen Völkern ein Gesammtname angenommen, ein Bündniß gegründet wurde, ohne daß die Bezirksstaaten zu Völkerschaftsstaaten zusammengefaßt wurden; so scheint bei der sächsischen Gruppe die Zusammenfassung des Sachsennamens, dann der Ostfalen, Engern und Westfalen — diese nur geographische, nicht staatliche Gliederungen — ohne Vermittlung von Stammesstaaten gleich auf den Bezirken beruht zu haben

Auch bei der aus markomanischen Bezirken hervorgegangenen Gesammtgruppe der Bajuvaren ruhte vielleicht das agilolfingische Volkskönigthum nicht auf Stämmen, sondern unmittelbar auf Bezirken; die fünf Geschlechter bajuvarischen Volksadels haben wenigstens theilweise ihre Namen in „Gauen“, „pagi“ fortgeführt und waren vielleicht alte bezirkskönigliche Geschlechter.

Abgesehen aber von solchen Abweichungen im Einzelnen ist im Ganzen der Gang der centripetalen Bewegung sehr durchsichtig; bei Westgothen und Wandalen, bei Markomannen und Quaden habe ich nachgewiesen wie allmählich aus dem Bezirkskönigthum das Stammkönigthum erwachsen ist.

Bei den Alamannen und Franken können wir zusehen, wie im Laufe weniger Geschlechter die eine Zeit lang noch bestehenden Stamm- und Bezirkskönige dem alleinigen Volkskönig weichen. Als nämlich jene Völkergruppen sich bildeten, wurde Anfangs eine große Zahl von Stammeskönigen noch nebeneinander anerkannt.

In der großen Alamannenschlacht bei Straßburg im Jahre 357 hat es Julian noch mit ungefähr 17 reges, reguli, regales der Alamannen zu thun, welche bald nur einen pagus, bald mehrere pagi unter sich haben; Bezirkskönigthum und Stammkönigthum scheint hier noch neben einander zu stehen; an Einen Volkskönig aller Alamannen zu denken, fällt offenbar noch niemand ein.

Aber 140 Jahre später steht den Franken nur Ein Alamannenkönig mehr gegenüber in der großen Alamannenschlacht von 496 (nicht bei Tolpiacum), wenige Generationen haben bei der sehr starken centripetalen Strömung einer Zeit, welche kleine Körper wie Sandkörner zerrieb, genügt, hier alle die Kleinkönige verschwinden zu lassen. Ein Volkskönig der Alamannen steht dem Franken entgegen und als er gefallen ist, unterwirft sich sofort das ganze

hier kämpfende Volksheer. Die entfernter wohnenden Alamannen, welche offenbar ohne eigne Stammes- oder Bezirkskönige, nur locker dem Volkskönig untergeordnet waren, vermögen sich doch auch nur durch Auswanderung und Aufnahme in ostgothischen Schutz der durch jene Eine Schlacht und den Fall des Königs entschiedenen Unterwerfung zu entziehen.

Bei den Franken selbst aber können wir, Dank Gregor von Tours, im hellen Licht der Geschichte zusehen, wie die beiden Hauptstämme der salischen und ripuarischen Franken noch von einer Mehrzahl von ursprünglichen Stammeskönigen beherrscht werden — denn die Namen „salische" und „Uferfranken" sind offensichtlich erst spät entstandene geographische Zusammenfassungen von alten Stämmen — bis Einer der salischen Stammeskönige mit allen Mitteln der Gewalt und List seine rivalisirenden Mitkönige in beiden Stämmen beseitigt und es durchsetzt, daß ihn endlich alle Träger des fränkischen Namens beider geographischer Gruppen als alleinigen Volkskönig der Franken anerkennen.

Aber der gewaltige centripetale Zug jener Zeit kommt nicht zu Ruhe, bis der fränkische Volkskönig ein Reichskönigthum aufgerichtet hat; Alamannen und die unter dem Namen Thüringen zusammengefaßten alten hermundurischen Stämme und die als Bajuvaren auftauchenden Markomannen im Osten, aber auch die Burgunden im Südwesten werden zunächst hereingezogen und als es Karl dem Großen gelungen, auch die heidnischen Friesen und Sachsen im Norden und das langobardische Reich im Süden in einer Monarchie zu vereinen, wird sogar die nationale fränkische und germanische Grundlage verlassen und ein fast kosmopolitisches Kaiserthum aufgerichtet, eine Fortsetzung des abendländischen römischen Kaiserthums, aber mit wesentlich theokratischer christlicher Basis: mit der Berechtigung und Verpflichtung zur Schirmvogtei der gesammten abendländischen Christenheit.

Dieses Reich, ohne nationale Basis, in welches Völker der verschiedensten Culturstufen und nationalen Mischungen durch die Ueberlegenheit Eines Mannes waren zusammengeschmiedet worden — dieses Reich bezeichnet den Gipfel einer ungeheuren centripetalen Bewegung, welches aus dem germanischen Geschlechter- und Gemeindestaat von etwa zwanzig Gehöften zu dem abendländischen Kaiserthum geführt hatte, das von Saragossa bis Pest, von Benevent bis Hamburg reichte.

Dieses anationale Reich wurde gesprengt durch die Gegenwirkung der Nationalitäten: Romanen und Germanen, stark und wenig romanisirte Germanen, Italiener, Franzosen, Deutsche brachen auseinander und innerhalb dieser drei Nationen hub nun aufs Neue ein mächtiger, allesüberwuchernder centrifugaler Zug an, welcher Italien dauernd zerriß und der Fremdherrschaft unterwarf, Frankreich bis auf die Zeit Ludwig des Neunten noch schwerer

als Deutschland mit der Auflösung in eine Anzahl von selbständigen Vasallenländern bedrohte und das deutsche Reich zuletzt in einen locker verbundenen Bundesstaat abschwächte.*)

Die päpstliche Encyclica und der preußische Staat.

Von Emil Friedberg.

Nachdem sich Pius IX. über die neuere Preußische Kirchengesetzgebung bisher immer in so unbestimmter Weise geäußert hatte, daß die ultramontane Presse Gelegenheit hatte, unbequeme Worte des unvorsichtigen Greises zu drehen und zu deuten, hat er endlich in der jüngsten Encyclica offen und klar seinen Standpunkt gekennzeichnet und die preußischen Gesetze für nichtig erklärt.

Solch' Schauspiel hat die deutsche Geschichte schon öfters erfahren. Als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Eicke von Repgow seinen Sachsenspiegel abgefaßt hatte, denuncirte ein übereifriger Augustinermönch das Werk in Rom, und eine päpstliche Bulle reprobirte eine Anzahl von Sätzen, welche den kirchlichen Interessen hinderlich waren. Aber der wackere deutsche Schöffe hatte seinen Landsleuten nicht umsonst das bedeutungsvolle Wort zugerufen, daß der Papst das deutsche Landesrecht nicht kränken könne.

So viel Mühe sich auch der luxemburgische Karl IV. gab, dem päpstlichen Spruche Nachachtung zu verschaffen: nicht ein Wort des Sachsenspiegels hat darum in Deutschland seine Kraft verloren.

Auch die neuere Zeit weist in Deutschland Beispiele gleichen päpstlichen Gebahrens und gleichen Mißerfolges auf.

Als der Westphälische Friede dem erschöpften Lande endlich die heiß ersehnte Ruhe wiedergegeben und die confessionelle Eintracht wieder hergestellt hatte, cassirte Innocenz X. den Friedensschluß. Was ging den fremden Priester die Noth des verhaßten Deutschland an? Was kümmerte es ihn, ob der Krieg neue Menschenschaaren hinschlachte und wieder verwüstend das Land veröde! Das kirchliche Princip der Alleinherrschaft weiß nichts von menschlichen Rücksichten. Aber selbst der bigotte Ferdinand III. kannte hier

*) Mit lebhafter Befriedigung habe ich in dem interessanten Buch des Collegen Arnold in Marburg „Wanderungen und Ansiedelungen germanischer Stämme“, I., Marburg 1875, das ich nach Absendung des Mannscripts dieses Aufsatzes kennen lernte, vielfaches Zusammentreffen unserer Ansichten von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her wahrgenommen.

keine Nachgiebigkeit. Die Publication der Bulle wurde verboten. Ein Wiener Buchhändler, der einen Abdruck veranstaltet hatte, wurde ins Gefängniß geworfen und mit einer Geldstrafe von 2000 Thalern belegt, und als der Erzbischof von Trier vaterlandsverrätherisch genug war, die Bulle gegen den Widerspruch seines Capitels bekannt zu machen, wurde er — ein deutscher Churfürst — verhaftet, und das Reichsdirectorium stellte einmüthig an den Kaiser das Begehren, ihn seiner weltlichen Herrschaft zu entsetzen.

Was aber das Eigenthümlichste ist, die deutschen Prälaten und unsere Ultramontanen haben selbst die päpstliche Verurtheilung des westphälischen Friedens auf das Schmählichste gemißachtet. Kein deutscher Bischof fast hat es unterlassen, seine eitlen Proteste gegen staatliche Maßnahmen auf den westphälischen Frieden zu stützen, und von der Tribüne aller deutschen Parlamente hallt beständig aus ultramontanem Munde die Berufung auf jenen Frieden, den ihr römischer Herr und Meister doch cassirt hat. So blüht uns denn auch wohl noch die frohe Hoffnung, daß die Epigonen der Centrumsfraction unseren Enkeln gegenüber sich mit dem Schilde der jetzigen preußischen Gesetzgebung zu decken versuchen werden, und daß sie noch nach Menschenaltern die Unvorsichtigkeit Pius IX. beklagen werden, der ihnen diese dann vielleicht recht nöthige Wehr so unpraktikabel gemacht hat.

Uebrigens hat Pius IX. in der Cassirung der Staatsgesetze die bei einem so ungewöhnlichen Geschäfte ausreichende Uebung; er hat am 26. Juli 1855 die sardinischen Kirchengesetze für nichtig erklärt und an dem gleichen Tage die spanischen, am 27. September 1852 die von Neu Granada und am 22. Juni 1865 das von ihm als ein „fürwahr abscheuliches" bezeichnete österreichische Staatsgrundgesetz. — Auch daran hat sich wohl der römische Jupiter tonans nachgerade gewöhnt, daß seine Blitze immer kalte Schläge waren und nie einen besonderen Schaden angerichtet haben. So besteht denn auch die so hart angefochtene österreichische Verfassung noch heute fort, und die einzig greifbare Folge der päpstlichen Verurtheilung war eine Note des Herrn von Beust, durch deren Ermöglichung Pius IX. dem schreibedurstenden Reichskanzler gewiß eine herzliche Freude gemacht hat.

Uebrigens zeichnet sich die neueste päpstliche That vor ihren Vorgängern durch eine bemerkenswerthe Milde aus, und es wäre undankbar, diese nicht anerkennen zu wollen.

Selbst in Oesterreich hat der Papst nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß jeder, der solche Gesetze gerathen, gegeben habe und ausführe, der kirchlichen Excommunication verfallen sei. Und wenn wir noch im Mittelalter lebten! wo Gregor XI. die Güter der Florentiner Bürger für herrenlos erklärte, ihre Personen für die leibeigene Beute jedes der sie nehmen wollte! Was anderes als die apostolische Milde hat Pius IX. zurückgehalten, in

Preußen so wieder die Sklaverei einzuführen, für die er ja im nordamerikanischen Bürgerkriege ebenso lebhafte wie christliche Sympathien bezeigt hatte!

Wenn aber der Papst wußte und weiß, daß er mit seinen Worten keine Effecte mehr hervorbringt, was hat ihn dann wohl — oder richtiger, diejenigen die ihn leiten — veranlaßt, mit solcher Maßregel hervorzutreten.

Ist er der Bischöfe nicht mehr sicher? Glaubt er, daß sie zum Staate abfallen werden? An und für sich wäre das ja bei der Charakterfestigkeit des deutschen Episcopats, die Niemand besser kennt als Pius IX., möglich. Könnte nicht Herr von Ketteler bei seiner Unterredung mit dem hessischen Ministerpräsidenten Hofmann zur Abwechselung einmal vor diesem knieen, ihn bitten, von seinen Gesetzen abzustehen, dann befriedigt nach Hause gehen und erklären: ich habe diese Gesetze immer gebilligt, aber nur für inopportun gehalten und lebe und sterbe jetzt für sie?

Oder glauben die deutschen Bischöfe dem Staate gegenüber eine Entschuldigung sich verschaffen zu müssen, indem sie sagen, wir fügten uns ja gerne den neuen Gesetzen, aber wir dürfen nicht; versucht's mit dem Papste, will er, so wollen wir auch. —?

Wir gestehen, daß uns diese Erklärungsversuche nicht ganz ausreichend erscheinen. Weit näher liegt ein Anderes. Man hat schon lange in manchen Kreisen verwundert gefragt, woher die Sprödigkeit stamme, welche der niedere Clerus, dem doch die neue Gesetzgebung nur förderlich sei, dieser entgegenbringe. Sie ist erklärlich genug, und der preußische Staat büßt jetzt die Sünden seiner früheren Politik. Hat er nicht stets den niederen Klerus dem höheren Preis gegeben, und wenn eine freiheitliche Richtung in jenem sich regte, hat er nicht immer schließlich die Bundesgenossenschaft dieses gesucht und alle antihierarchischen Elemente in der Pfarrgeistlichkeit mit einem Eifer ausgerottet, als handle es sich um die höchsten Interessen des Staates! So baut der niedere Klerus auch heute noch nicht ganz sicher darauf, daß die jetzige Richtung der preußischen Kirchenpolitik Bestand haben werde. Aber je länger der Kampf dauert, je fester die Regierung vorgeht, um so mehr wird sie ihn gewinnen. Scheint es nun nicht fast, als ob die Bischöfe die Furcht beschleicht, daß ihre Mannschaft sie im Stich lassen könnte? daß sie deswegen ihren Untergebenen durch den Papst zurufen lassen: eine Brücke zwischen uns und dem Staat kann nie geschlagen werden, und wer von uns abfällt, hat auf Versöhnung mit der Kirche keine Aussicht?

Doch wie dem auch sein möge: hätten sie diese Rechnung gemacht, so wäre die Täuschung auf ihrer Seite.

Wenigstens nach den neuesten Maßregeln, mit welchen die preußische Regierung die unerträgliche päpstliche Ueberhebung beantwortet hat. Denn der neueste Gesetzentwurf der preußischen Regierung löst das rechtliche

Verhältniß, in welchem der Staat zu der katholischen Kirche seines Landes bisher gestanden hat.

Im Jahre 1821 war nach langwierigen und schwierigen Verhandlungen endlich eine Vereinbarung der preußischen Regierung mit dem Papste zu Stande gekommen, welche die Diözesanverhältnisse der Monarchie regelte, über die Besetzung der bischöflichen Stifte u. s. w. Vorschriften traf, und in welcher endlich die Regierung bestimmte Verpflichtungen bezüglich der Dotirung der katholischen Kirche übernahm, welche zum Theil Acte freier Liberalität waren und als solche auch vom Papste anerkannt wurden. Müssen wir nach unseren heutigen Anschauungen die gedachte Vereinbarung als einen politischen Fehler ansehen, weil sie zwischen Kirche und Staat wie zwischen zwei coordinirten völkerrechtlichen Subjecten abgeschlossen wurde, so wurde dieser Mangel doch dadurch wieder einigermaßen gut gemacht, daß der König bei der Publication der Bulle in der Gesetzsammlung sich ausdrücklich seine Hoheitsrechte vorbehielt. In derselben Weise verfuhr die hannoversche Regierung bei Veröffentlichung der Bulle Impensa Romanorum pontificum und die oberrheinischen Staaten bezüglich der Bullen Provida solersque und Ad dominici gregis custodiam. Damit war wenigstens formell gewahrt, was materiell der Verwahrung gar nicht bedurft hätte, daß der Staat die Kirche doch nur als eine innerhalb seines Schoßes bestehende Institution betrachte, welche den unveräußerlichen staatlichen Hoheitsrechten unterworfen sei.

Auf diese stützt sich die preußische Regierung bei ihrem neuesten Gesetzentwurfe, und es kann in rechtlicher Beziehung keinem Zweifel unterliegen, daß kein Staat verpflichtet ist, denjenigen, welche ihn selbst negiren und seine wesentlichsten Rechte antasten, die Mittel zum Unterhalt und somit zur Fortsetzung des Kampfes selbst zu gewähren. Die Maßnahme der preußischen Regierung ist demnach rechtlich unanfechtbar; und selbst wenn man sich auf den völkerrechtlichen Standpunkt stellen sollte, so wird bei dem notorischen Kriege, welchen Pius IX. dem preußischen Staate erklärt hat, eine Aufhebung der früheren völkerrechtlichen Verabredungen gerechtfertigt erscheinen. Freilich ist durch den Gesetzentwurf auch der ganze Bestand jenes Vertrages mit hinfällig geworden; wenigstens wird der römischen Curie die Befugniß nicht abgesprochen werden können, jetzt auch die Bestimmungen der Bulle de salute über Bischofswahlen u. s. w. für verfallen zu erklären. An und für sich würde das freilich an der Geltung dieser Bestimmungen nichts ändern, die, durch die preußische Gesetzsammlung als Staatsgesetz publicirt, so lange in Kraft bleiben, bis sie durch ein anderes Staatsgesetz wieder aufgehoben werden. Aber wir würden selbst die Aufhebung der ganzen Bulle de salute kaum beklagen können.

Es wäre damit nur die Gelegenheit gegeben, den früher begangenen politischen Fehler wieder gut zu machen, und auf dem Wege einseitiger staat-

licher Ordnung zu regeln, was niemals zum Gegenstand eines Vertrages hätte gemacht werden sollen. Also wie gesagt, die preußische Regierung hat keine Veranlassung die rechtlichen Folgen ihrer Handlungsweise irgendwie zu scheuen. Die praktischen unmittelbaren Folgen des Gesetzentwurfes sind dagegen keineswegs sehr einschneidender Natur.

Es wird der katholischen Kirche des ganzen Staates ein Staatszuschuß von etwas über 3,000,000 Mark entzogen, und in dieser Summe sind noch dazu die jetzt schon gesperrten Gehalte mehrerer Bischöfe begriffen. Aber die Wichtigkeit des Gesetzentwurfes liegt nach einer andern Seite hin. Er ist als eine nothwendige Ergänzung der Maigesetze zu betrachten; er führt die Regierung an das Ende des Weges, in dessen Mitte sie früher zögernd Halt gemacht hatte.

Wir haben nie gebilligt, daß die Regierung die Demeritenhäuser bestehen ließ, wir haben die Stellung, welche die Gesetzgebung zu den Seminaren einnahm, nie für consequent erachten können, und es erschien uns unlogisch, daß kirchliche Abgaben vom Staate im Verwaltungswege beigetrieben werden sollten. In allen diesen Beziehungen ist jetzt reiner Tisch gemacht, und hoffentlich dauert der Widerstand des Episcopats so lange, daß die durch die Geldentziehungen betroffenen Institutionen niemals wieder in der alten Weise wiederhergestellt werden können.

Aber auch für die Festigkeit der Regierung, auf dem einmal betretenen Wege zu beharren, ist der Gesetzentwurf ein beachtenswerthes Symptom und die thörichten Gerüchte von einer Annäherung der Regierung an die römische Curie werden und müssen jetzt verstummen. Der Friede zwischen dieser Regierung und diesem Papste ist unmöglich geworden, und der niedere Klerus muß und wird endlich inne werden, daß er sich diesmal auf den Staat verlassen kann. Darum wollen wir auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß er von der in dem Gesetzentwurf ihm gewährten Handhabe, sich den Wirkungen desselben zu entziehen, Gebrauch machen werde, und daß die päpstliche Bulle so gerade das Gegentheil von dem hervorbringt — höchst wahrscheinlich noch dazu eine Stärkung des Altkatholicismus — was sie erstrebte. Freilich jubeln die Ultramontanen und sagen, jeder, der zum Staate übergehe, drücke sich jetzt selbst den Makel auf, daß er es des schnöden Geldes wegen thue. Doch wenn die Herren nur offen wären! Wissen sie denn gar nicht, daß man das Infallibilitätsdogma das Magendogma genannt hat, und daß zahlreiche Priester abgefallen sein würden, wenn sie nicht durch materielle Interessen zum Gehorsam gegen die Bischöfe genöthigt gewesen wären. Dieser Bann ist jetzt gebrochen, Dank der Kurzsichtigkeit Pius IX. und seiner Helfershelfer, welche ganz übersehen haben, daß der Geistliche, wenn er aus der Botmäßigkeit der Bischöfe tritt, ja nur das thut, was er als Deutscher und als Staatsbürger

längst zu thun verpflichtet gewesen wäre, und daß den, welcher reuig auf den Weg der Pflicht zurücktritt, nur die Schmähungen Verworfener treffen können, die er sich zur Ehre rechnen mag, daß der Staat ihn nicht durch Geld lockt, sondern lediglich von den äußeren Rücksichten frei macht, die bisher seine Entschließung zur Ungebühr beeinflußten.

Noch eine Frage wollen wir bei dieser Gelegenheit berühren. Es ist in der Presse mehrfach die Rede davon gewesen, man müsse die Freiheit des Verkehres der Bischöfe mit dem Papste beschränken und das Placet wieder einführen. Wir würden das für absolut falsch und schädlich erachten. Man kann bei der reichsgesetzlich sanctionirten Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses nicht die ganze Correspondenz des Klerus überwachen; man soll es auch nicht. Und hat man denn ganz vergessen, wie wenig das Placet, als es noch bestand, genützt hat! Wie der Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzki, die päpstlichen Schreiben in von Damenhand couvertirten und adressirten Briefen erhielt, wie die Nuntiaturen in Wien und München die Botendienste verrichteten!

Wir wollen und wünschen in dieser Beziehung keine Präventivmaßregeln, gestehen dagegen offen, daß uns die bestehenden staatlichen Repressivmittel nicht ausreichend erscheinen. Die deutschen Regierungen haben ein besonderes Gesetz für nothwendig erachtet, bezüglich der von der Kanzel gesprochenen Worte. Dies muß auf amtliche, öffentliche, schriftliche Aeußerungen ausgedehnt werden. Dieselben sind gleichzeitig mit ihrer Publication — bei Strafe — den Regierungen zur Kenntniß vorzulegen, und dann nicht nach dem Maßstabe des jetzigen Rechtes zu beurtheilen, als ob ein einfacher Journalist seine individuelle Meinung äußere, sondern, daß, weil die vom Staate anerkannte kirchliche Obrigkeit zu ihren Untergebenen spreche, hier auch der Staat einen eigenen Standpunkt der Beurtheilung einnehmen müsse.

Und noch Eins. In München sitzt zur Zeit noch immer ein päpstlicher Nuntius. Wir würden es nicht als eine Parteinahme der baierischen Regierung für die Preußische erachten, wenn sie dem päpstlichen Vertreter sofort die Pässe zustellte. Wir würden darin nur eine Wahrnehmung der Würde und Rechte des Staates überhaupt sehen, welche Pius IX. nie gekannt und jetzt auf das Offenste in einer für alle Staaten gleich verletzenden Weise gemißachtet hat.

Rottmanns Arcadenfresken.*)

Von Anton Springer.

Wir erwarten mit gutem Grunde von der rasch steigenden Verbreitung unserer classischen Dichter, nachdem das Druckprivilegium für dieselben aufgehört hat, einen günstigen Einfluß auf die Volksbildung. Mit gleichem Rechte dürfen wir hoffen, daß die erweiterte Bekanntschaft mit den Meisterwerken unserer Malerei das Kunstinteresse und den guten Geschmack heben werden. Wären wir nur halb so eifrig mit dem Vertriebe schöner Bilder, wie die katholische Klerisei mit der Propaganda heiliger Bilder, so hätte längst alle Klage über die geringe Kunstliebe im Volke aufhören müssen. Freuen wir uns wenigstens, daß seit einiger Zeit der Anfang zum Besseren sich zeigt, daß die Kenntniß solcher Werke, in welchen sich die eigenthümliche deutsche Phantasie am glänzendsten verkörpert hat, nicht mehr auf den Kreis auserlesener Kunstfreunde beschränkt bleibt. Zu diesen Werken rechnet man aber längst einmüthig die Rottmannschen Frescolandschaften unter den Arcaden in München. Wer auf der Reise aus dem Norden nach dem sonnigen Italien die erste Rast in München machte, hat gewiß noch den Gang unter den Arcaden in fröhlicher Erinnerung. Dort empfängt man den ersten Gruß des Südens, und schöpft zuerst aus dem bloßen Sein und Athmen wonniges Behagen. Es ist die Architectur des Ortes — die offenen Hallen den mit stattlichen Bäumen geschmückten Garten einschließend — welche zu diesem Eindrucke beiträgt, es sind aber vorzugsweise die Wandgemälde Rottmanns, deren Anblick den Sinn bereits jenseits der Berge versetzt. Von der Veroneser Clause bis zur Scylla herunter tauchen vor unseren Augen die hervorragendsten und anziehendsten Punkte der Apenninischen Halbinsel und Siciliens empor. Die angewendete Technik brachte es mit sich, daß die bunte Mannigfaltigkeit der Scenerie, die reiche Abstufung des Colorits, einigermaßen zurücktreten. Die Wirkung kann nur mit einfachen Mitteln erzielt werden, doch genügen dieselben vollkommen, um die Mächtigkeit der Naturformen, die vornehme Schönheit, die unwandelbare Herrlichkeit der Landschaft Italiens in ergreifender Weise auszusprechen. Für Rottmanns Auffassung hat sich der Name: heroischer oder historischer Stil eingebürgert. Daß auch die Landschaft fähig sei in dem Beschauer Empfindungen anzuregen, ähnlicher Art, wie wenn der eherne Schritt des Schicksals an das Ohr anklingt, so daß jene unwillkürlich als der Schauplatz großer Ereignisse gedacht wird, hat das Beispiel Nicolas Poussins im siebzehnten Jahrhundert bewiesen. Seitdem ist die Pflege der heroischen Landschaft nicht völlig erstorben, in ihren Erfolgen nur zuweilen gefährdet durch die naheliegende Versuchung, eine

---

*) Rottmanns Italienische Landschaften. In Aquarellfarbendruck herausgegeben von Fr. Bruckmann in München und Berlin.

gesuchte, gewaltsame Tendenz in die Darstellung zu bringen. An Rottmanns Italienischen Landschaften erfreut besonders die gänzliche Freiheit von allem Gekünstelten und willkürlich Gemachten. Die Staffage spielt in denselben keine nennenswerthe Rolle, unsere Aufmerksamkeit wird nicht von den landschaftlichen Formen abgewendet, auch diese wieder nicht etwa in eine Fülle von Einzelheiten aneinander gezogen, sondern in einfachen großen Massen zusammengehalten. Selbst das architektonische Beiwerk erscheint wie aus dem Boden gewachsen und in die natürlichen Elementarformen gleichsam wieder übergehend. Wenn von Rottmanns Arcadenbildern die mächtig ergreifende Wahrheit behauptet wird, so ist darunter nicht die prosaische Treue zu verstehen, mit welcher die verschiedenen Detailzüge, die grob äußerlichen Merkmale und Kennzeichen wiedergegeben sind. Wie der Bildhauer das Dauernde und Kernhafte aus dem flüchtigen, gefälligen Mienenspiele eines Kopfes herausschält, so weiß Rottmann der momentanen malerischen Erscheinung eine bedeutsame Seite abzugewinnen, in welcher sich ihr Charakter ausspricht, durch welche sie unsere Empfindung anregt. Es ist die poetische Wahrheit der italienischen Landschaft, deren Wiedergabe der Künstler mit köstlichem Erfolge versucht hat. Man sollte meinen ein Werk von so großem Umfange und reicher Schönheit müßte längst Gemeingut aller Gebildeten sein. Wer wüßte aber nicht, daß uns Deutschen oft der Muth mangelt, uns zu den tüchtigsten Leistungen heimischer Künstler (und Dichter) zu bekennen, und daß wir nicht selten täppische Nachaffungen des Fremden, das wir schlecht verstehen, höher schätzen als Werke, in welcher sich unsere Eigenart kundgiebt und die kein anderes Volk annähernd gut schaffen kann. Wie oft wären Rottmanns Fresken in England reproducirt worden, bei uns hat man die längste Zeit nicht einmal die Erhaltung der Originale der Mühe werth gehalten. Um so größer ist unsere Freude, daß dieselben endlich in würdigster Weise weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Schon vor mehreren Jahren hat Hermann Allmers den Farbendruck als die beste Reproduction der Rottmannschen Fresken empfohlen. Die Farbe, in breiten Massen Licht spendend, ist für die volle Wirkung derselben unentbehrlich, dieselbe, da eigentliche Coloriteffecte ausgeschlossen sind, die Mittel der Chromolithographie keineswegs überragend. Der bekannte Kunstverlag von Friedrich Bruckmann in München, dem wir bereits so viele Prachtwerke verdanken, hat die Ausgabe begonnen und die Ausführung der berühmten Anstalt von Steinbock in Berlin übertragen. Die uns vorliegenden Blätter übertreffen noch alle Erwartungen und zeigen eine Treue der Wiedergabe, eine Höhe der Technik, welche geradezu als musterhaft gelten dürfen. Wir empfehlen das Werk allen Freunden idealer Landschaftsmalerei, die das Auge wieder einmal von leidiger Vedutenbetrachtung zu erholen wünschen, auf das angelegentlichste.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Die Theilung. Theater. — Nachdem die Provinzialordnungscommission des Abgeordnetenhauses mit 11 gegen 10 Stimmen den überraschenden Beschluß gefaßt hat, in das Gesetz einen Paragraphen einzufügen, welcher die Theilung der Provinz Preußen ausspricht, scheint es geboten, hier nochmals auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Es ist nur eine Stimme Majorität und es ist nur die Commission, die sich, übrigens entgegen der sehr bestimmt ausgedrückten Anschauung des Regierungscommissarius, in dieser Weise schlüssig gemacht hat: es wird noch das Abgeordnetenhaus selbst, das Herrenhaus, und zuletzt die Regierung selbst entscheidend mitzusprechen haben; gleichwohl ist der Vorgang nicht ohne Bedeutung und mahnt der lebhaften und erfolgreichen Agitation der einen Seite gegenüber dringend alle Betheiligten, ihre Wünsche rechtzeitig kundzugeben. Es ist zunächst zu bemerken, daß jene schwache Majorität nur dadurch zu Stande gebracht ist, daß sich zwei Ultramontane auf die Seite der Separatisten geschlagen haben. Läßt sich danach vermuthen, daß überhaupt die klericale Partei im Abgeordnetenhause für das Project gewonnen ist und für den Zusatzparagraphen stimmen wird, so weiß man auch, wo die Glocken zu diesem Geläut hängen und wird vielleicht gerade dadurch zu größerer Vorsicht veranlaßt werden. Westpreußen hat eine starke polnisch-katholische Bevölkerung, die auch politisch unter dem Einfluß des Klerus steht und ohne Frage ein größeres Gewicht, wenn auch augenblicklich nicht Uebergewicht, in der kleinen Provinz Westpreußen erlangt, deren Hauptort Danzig ganz vorwiegend nur durch Handelsinteressen geleitet wird, als sie je erwarten könnte in der großen Provinz Preußen in die Wagschale zu werfen. Westpreußen ist in dieser Hinsicht freilich der Provinz Posen nicht gleichzustellen, weil in den drei Jahrhunderten polnischer Herrschaft das deutsche Element, mindestens in den großen und größeren Städten, seinen dominirenden Einfluß bewahrt und die Polonisirung aufgehalten hat, auch ein volles Jahrhundert der Zusammengehörigkeit mit Preußen gerade in der Zeit seiner eingreifendsten Reformen längst eine Umwandlung hervorgebracht haben mußte, wie sie sich in Posen erst vor unseren Augen langsam vollzieht; aber eine gewisse Aehnlichkeit haben die Verhältnisse doch insofern, als eine fremde Nationalität mitspricht, die wieder zugleich auch in religiöser Hinsicht gesondert und von Führern beeinflußt ist, deren von Rom aus geleiteter Kampf mit dem Staat eine sehr unheilvolle Entfremdung begünstigen muß. Wenn nun die Staatsregierung Bedenken trägt, Posen an den neuen Ordnungen theilnehmen zu lassen, deren Princip der Selbstverwaltung auf demokratischer Grundlage ein starkes patriotisches Bewußtsein aller zu Wahlen und Aemtern

Berufenen voraussetzt, so wird sie ebenso bedenklich sein müssen, eine neue Provinz zu schaffen, welche in einem Theil nicht die volle Garantie für das Zutreffen dieser unumgänglichen Bedingung gewährt und im anderen Theil nicht stark genug ist, staatsfeindlichen Bestrebungen jederzeit einen Damm zu setzen. Ein Provinziallandtag und Ausschuß, in welchem die polnisch-klericale Partei auch nur in einer starken Minderheit vertreten wäre, kann unter Umständen sehr unbequem werden. Dazu kommt, daß die von Danzig ausgehende Agitation sich in der neuen Provinz mit Wirkungen fortsetzen müßte, die nicht erwünscht sein können. Diese alte und berühmte Handelsstadt kann nicht vergessen, daß sie einmal die Ostsee beherrscht hat und bis vor fünfundzwanzig Jahren noch Königsberg weit voraus gewesen ist. Seitdem hat der Eisenbahnverkehr dem Handel theilweise ganz veränderte Bahnen gewiesen. Wenn früher eine Stadt handelsmächtig wurde durch ihre Lage an der See und am Ausfluß eines großen ein weites Gebiet concentrirenden Stromes in dieselbe, so schafft jetzt der Schienenweg Handelsbeziehungen, die theilweise davon unabhängig sind und sich wichtiger erweisen, als jene natürlichen Vortheile. Hauptsächlich in Folge dieser durch die neuen Communicationsmittel hervorgerufenen Veränderungen der handelspolitischen Situation hat der Handel Königsbergs einen ungeahnten Aufschwung genommen und seine Lage im Knotenpunkte der russischen und preußischen Bahnen und zugleich an der See ist so günstig, daß ein weiteres Aufblühen ohne jeden künstlichen Schutz mit Sicherheit vorausgesagt werden kann. Danzig dagegen liegt jetzt abseits der gewaltigen Verkehrsstraße von Osten nach Westen, und auch das polnische Hinterland nach Süden, so weit es ihm nicht durch die Weichsel tributär bleibt, giebt jetzt mittelst der Bahn einen großen Theil seiner Handelsproducte an Königsberg ab. Danzig bleibt also stehen, oder geht, wenn sein Verhältniß zu den anderen preußischen Handelsstädten ins Auge gefaßt wird, zurück. Wer wollte der dortigen Kaufmannschaft verdenken, wenn diese betrübliche Erfahrung sie mit Besorgniß erfüllt? Aber die Frage ist doch, ob ihr geholfen werden kann, und ob, wenn ihr geholfen wird, nicht der Staat seine allgemeinen Interessen schädigen muß. Es läßt sich nun einmal, wie genug historische Beispiele beweisen, ein Handelsplatz nicht künstlich conserviren, der die Grundbedingungen seiner Prävalenz verloren hat. Danzig will aber durch die Lostrennung Westpreußens und dessen Gestaltung zu einer besonderen Provinz nichts anderes erreichen, als einen unmittelbaren Einfluß auf das Oberpräsidium, mit dessen Hilfe dann wieder der Staat zu besonderen Leistungen im Interesse seines Handels herangezogen werden soll. Da nun im Großen eine solche Förderung nur so versucht werden könnte, daß andererseits Königsberg in seinem natürlichen Wachsthum beschränkt wird, so möchte sich bald eine sehr ungesunde Rivalität der beiden Oberpräsidien an Ost- und

Westpreußen ergeben und in den Ministerien die Ansichten über die eigentlichen Bedürfnisse der preußischen und deutschen Ostmark arg verwirren. Für wie wichtig man es bisher gehalten hat, wesentlich gleichartige Interessen verschiedener Orte unter einer Oberleitung zusammenzufassen, zeigt recht deutlich der Umstand, daß der Kreis Memel mit der See- und Handelsstadt Memel, obgleich er seiner Lage nach durchaus zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehört, doch dem Regierungsbezirk Königsberg zugewiesen ist: auch hier bestand seit alter Zeit eine Rivalität der Handelsinteressen, die man bemüht war auszugleichen, statt zu verstärken. Westpreußen einen besonderen Oberpräsidenten geben, heißt Danzig zu einer Concurrenz ermuntern, die ihm selbst wenig nützen, die ganze Provinz aber schädigen kann. Das sind die Gesichtspunkte, von denen aus diese Dinge betrachtet sein wollen; man muß hinter den Coulissen stehen, um sie richtig erfassen zu können. Alle anderen Rücksichten, die in Zeitungsartikeln und Broschüren ihre Aussprache finden, sind nur vorgeschobene. Die Zahl der Quadratmeilen, die Bevölkerungsziffer und was sonst statistisch mitspricht, ist für den einen und für den andern Theil nichts als schätzbares Material zu Deductionen, die ebenso viel für als gegen sich haben. Käme allein die innere Verwaltung des Bezirks in Betracht, so wäre gegen eine Theilung der Provinz, die schon jetzt für den Osten und Westen gesonderte Provinzialinstitute hat, wenig einzuwenden, obgleich auch dann die Nothwendigkeit oder auch nur vorwiegende Nützlichkeit sich nicht erweisen ließe; so wie die eigentlichen Motive sichtbar werden, fordert das Theilungsproject den ernstesten Widerspruch aller derer heraus, die zunächst das Wohl des Ganzen im Auge haben. Die Partei der Nationalliberalen im Abgeordnetenhause sollte sich vorsehen, diese Angelegenheit aus Rücksicht auf ihre westpreußischen Genossen nicht zu einer Parteisache stempeln zu lassen und gar Hand in Hand mit den Klericalen vorzugehen; die große Politik hat damit nichts zu schaffen. — Felix Dahns Tragödie „König Roderich", über welche diese Zeitschrift, wie mir erinnerlich, nach dem Erscheinen des Buches eine kritische Besprechung brachte, hat auf der Königsberger Bühne eine erste Aufführung mit durchschlagendem Erfolge erlebt. Wenn die Tendenz des Dramas — Kampf zwischen Staat und Kirche — dazu sehr entschieden mitgewirkt hat, so ist ja auch dies ein zu beherzigendes Zeichen der Zeit. N—s.

Aus Wien. Nochmals der Eisenbahnproceß. Die ungarische Krise. — Unter dem Jubel des „Pöbels in Seidenhüten" hat Victor Ofenheim von Ponteuxin als schuldlos das Schwurgerichtsgebäude verlassen; der achtwöchentliche erbitterte Kampf ist zu Ende, der Sieg gehört (vorläufig wenigstens) jener Partei, welche nur ein mitleidiges Lächeln für den Begriff geschäftliche Moral hat und laut genug während dieser Zeit verkündete: Wer

wird noch etwas Großes unternehmen wollen, wenn er der Gefahr ausgesetzt ist, Rechenschaft ablegen zu müssen? Die Mehrheit der Geschworenen hat erkannt, daß aus der Verwendung der Hunderttausende einer „scheinbaren Acontozahlung" an den Bauunternehmer der Lemberg-Czernowitzer Bahn und der den Waggonlieferanten abgenöthigten Provision zu „Douceurs" für Verwaltungsräthe, für den Director Herz, welcher sich durch Selbstmord der Untersuchung entzogen hat, und für Ofenheim selbst dem Angeklagten keine Schädigung der Actionäre und des garantirenden Staates zur Last falle; Ofenheim ist frei, und es giebt hier gewiß Niemand, der dem Manne nicht die Freiheit gönnte, welcher eine so lange peinliche Untersuchung und die furchtbaren Aufregungen der öffentlichen Verhandlung überstanden hat. Aber um seine Person handelte es sich kaum noch. So sehr man dies Anfangs auf beiden Seiten zu leugnen beflissen war, so deutlich trat von Tag zu Tag mehr die principielle Frage in den Vordergrund. Immer unumwundener, immer leidenschaftlicher wurde die Sprache beider Parteien. Alle verwegenen Speculanten mit dem Wahlspruch „Geld hat keinen Geruch" hatten sich von Anfang an in ihrer Herzensangst um Ofenheim geschaart, und ihre stille und laute Agitation, ihre wachsende Zuversicht, als so mancher Anklagepunkt im Laufe der Verhandlung erschüttert wurde, mußten die außerhalb jenes Kreises stehende Bevölkerung zu der Erkenntniß bringen, wie viel für sie selbst auf dem Spiele stehe. Daß diese Majorität der Bevölkerung nur von einer Minorität in der Presse vertreten war, versteht sich von selbst, und eben die achtbarsten Blätter ließen sich durch das Treiben der Speculantenorgane nicht aus der Reserve treiben, die ja einem schwebenden Processe gegenüber geboten war; doch wurden einzelne Journale ebenso rückhaltlose Ankläger Ofenheims, wie Andere früh und spät sich angelegen sein ließen, die Regierung, den Staatsanwalt, die Belastungszeugen zu verhöhnen und ihren Lesern ein entstelltes Bild des Processes zu geben. Die Anklage soll allerdings in der Lage gewesen sein, die Motive der keckſten Verherrlicher Ofenheims völlig bloßzulegen und eine Anspielung in dem Plaidoyer des Staatsanwalts macht diese Behauptung glaubwürdig; aber das bedrohte Blatt hat, wie man sagt, den Schlag durch die Gegendrohung parirt, es werde Briefe veröffentlichen, in welchen Männer, welche jetzt im Ministerium sitzen, sich zur Zeit Hohenwarts unehrerbietig über den Kaiser ausgesprochen hätten! Aber dergleichen pikante Momente, wie auch jene an den Staatsanwalt gerichtete Vermahnung, nicht persönlich zu werden, als er von Leuten sprach, welche die idealen Bestrebungen ihrer Jugend verleugnen, um sich Ringstraßenpaläste zu bauen — waren vergessen, als der Präsident während des Resumés ohnmächtig zusammenstürzte. Der Kern der Ofenheimschen Partei, in alttestamentarischen Vorstellungen lebend, war bereit, den Finger Jehovahs zu preisen, der nur nicht

gleich den Rechten, den Staatsanwalt, getroffen habe; doch bald zeigte sich, daß ein anderer Finger dabei im Spiele gewesen, und diese Wendung mußte der Partei noch viel willkommener sein. Der Präsident des Oberlandesgerichts, Freiherr von Hein, hatte an den Schwurgerichtspräsidenten ein Schreiben gerichtet, durch welches dieser in die höchste Aufregung versetzt worden sein sollte. Ob Herr v. Hein sich aus eigenem Antriebe eingemischt hat, ob er dazu aufgefordert worden ist, ob er sich eine Rüge, eine Forderung erlaubt hat — das harrt noch der Aufklärung. Aber eine Einflußnahme auf den Richter scheint doch versucht worden zu sein, die unglückselige Manier, wie der Justizminister die Beantwortung einer Interpellation über diesen Gegenstand im Abgeordnetenhause auswich, gab dem Verdachte neue Nahrung, und von dem Herrn v. Hein durfte, mußte Jedermann mindestens eine Tactlosigkeit begreiflich finden. Dieser Mann hat noch stets Unheil angerichtet. Der Bürgermeister von Troppau, welcher im 1848er Reichstage keine hervorragende Rolle gespielt hatte, wurde 1860 Mitglied der unter dem Namen „Verstärkter Reichsrath" tagenden Notabelnversammlung und gehörte hier zu den wenigen Verfechtern des Centralismus gegen die eine föderalistisch-ständische Verfassung anstrebenden ungarischen und böhmischen Edelleute; schon da stach sein Auftreten oft ab von den überaus höflichen, verbindlichen Formen der Verhandlungen. Als aber die aristokratischen Herren durch das von dem Siebenbürger Sachsen Maager hingeworfene Wort „Repräsentativverfassung" in Harnisch gebracht worden waren, war es Hein, der feierlich erklärte, er und seine Gesinnungsgenossen hätten nie beabsichtigt, „auch nur im entferntesten auf eine Repräsentativverfassungsform im modernen Zuschnitte hinzudeuten." In ihm glaubte Schmerling den rechten Mann gefunden zu haben, das endlich doch unvermeidlich gewordene Parlament im Zaume zu halten, und Hein that redlich das Seinige, den czechischen Abgeordneten den Aufenthalt im Reichsrath zu verleiden. Aber nicht diese allein empörten sich gegen den Corporalston des Präsidenten, und als er Ende 1862 zur Belohnung das Portefeuille der Justiz erhielt, freute sich wohl das Abgeordnetenhaus, konnte sich aber doch banger Ahnungen nicht erwehren, die sich auch als sehr begründet erwiesen. Herr Hein glaubte als Minister noch hochmüthiger und brutaler sein zu müssen, und die ohnehin schon verstimmte Volksvertretung hatte jetzt noch weniger Lust, das zu dulden. Der Justizminister konnte kaum den Mund öffnen, ohne eine spöttische Belehrung aus den Elementen der Jurisprudenz oder eine derbe Abfertigung zu provociren. Diese augenfällige Beliebtheit diente ohne Zweifel dazu, seine Stellung zu befestigen, denn damals galt es als Kennzeichen einer starken Regierung, dem Parlamente zu trotzen, und so verschwand denn Herr Hein erst mit seinem Meister Schmerling von der Ministerbank, um Präsident des

Wiener Oberlandesgerichts, Mitglied des Herrenhauses und auf dem landesüblichen Wege der Ordensverleihungen Ritter, dann Baron zu werden. Von seinem Wirken hatte nicht viel verlautet, bis er sich durch den verhängnißvollen Brief wieder in Erinnerung brachte. Es soll gegen ihn eine Disciplinaruntersuchung eingeleitet sein. Daß unmittelbar nach dem Bekanntwerden dieser Briefgeschichte der Handelsminister Banhans einen längeren Urlaub antrat, hat die Vermuthung wachgerufen, daß dieser den Schritt Heins veranlaßt habe.

Wie dem auch sei, wir können dies Fallenlassen des Handelsministers nicht für politisch halten. Daß auch er einmal Gründergewinn bezogen hat, daß sein Verhalten während des Processes nicht sehr geschickt war, tangirt die Sache nicht; der Anklage gegen Ofenheim liegt ein Ministerrathsbeschluß zu Grunde, und wenn das Ministerium nun selbst Banhans als den unterlegenen Theil behandelt, wie will es sich selbst gegen diese Auffassung sichern? Viel wird jetzt freilich auf die weiteren Maßnahmen ankommen. Die Regierung kann doch nimmermehr wie die mit Ofenheim liirte Presse den Geschwornen supponiren, daß sie in den incriminirten Handlungen nichts Strafbares erblickt hätten; man muß voraussetzen, daß ihnen nur Ofenheim nicht der Schuldige war, weil der Verwaltungsrath ihn deckte. Mithin heißt es jetzt den oder die Schuldigen suchen und zur Verantwortung ziehen, und überall einschreiten, wo Aehnliches vorgefallen. Wenn der Regierung dazu der Muth oder die Kraft versagt, dann freilich ist das Rechtsgefühl in unerhörter Weise erschüttert, das Schwurgericht discreditirt, und der Sturz des Ministeriums wohl von nichts anderem mehr abhängig, als dem Auffinden eines entschlossenen Mannes. Im Abgeordnetenhause scheint man etwas derart zu wittern, da die Gelegenheit vom Zaun gebrochen worden ist zu erklären, daß das Ministerium, auch wenn es dann und wann von der Verfassungspartei im Stiche gelassen werde, dessen ungeachtet noch immer deren volles Vertrauen genieße. Anderseits darf ja an der Bereitwilligkeit des Ministeriums, den Wünschen der — sagen wir: conservativen Partei entgegenzukommen, nicht gezweifelt werden. Ganz kürzlich erst hat der Unterrichtsminister in der zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Schrift des Majors von Teuffenbach über unser Unterrichtswesen ein Zeugniß des Wohlverhaltens bekommen, und richtig findet sich in dem Jahresbericht des Unterrichtsministeriums der Teuffenbachsche Satz wieder von der Gefährlichkeit der aus Deutschland berufenen Professoren mit ihrem „deutschen Chauvinismus". Allein die Stimmung, welche in der genannten Broschüre, in der anderen des toskanischen Prinzen und österreichischen Obersten und in den wahrhaft-österreichischen Blättern sich äußert, kann doch, falls sie zur herrschenden wird, die vom Liberalismus angekränkelten Männer nicht brauchen, seien sie auch noch so gefügig.

Man thäte übrigens dem Major Teuffenbach Unrecht, wollte man seine Schrift mit der des jungen Heißsporns in eine Kategorie stellen, welcher das sonnige Florenz verschmerzt zu haben scheint, nicht aber Schlesien. Die Kritik, welche der Generalstabsoffizier an unserem Unterrichtswesen übt, ist vielfach begründet; mit Recht rügt er, daß an österreichischen Anstalten Lehrbücher der Geschichte und Geographie gebraucht werden, welche von preußischen Lehrern für preußische Schulen verfaßt sind; daß die Landwehr für Oesterreich nicht passe, muß jeder Unbefangene ihm zugeben. Aber der Frage, woher die beklagten und beklagenswerthen Verhältnisse kommen, weshalb das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der österreichische Patriotismus verloren gegangen, warum es so schwer, ein Vaterlandsgefühl in der österreichischen Jugend zu wecken, — der geht er vorsichtigerweise nicht auf den Grund. Der Mann ist zu verständig, als daß er wirklich glauben sollte, einzelne Lehrer und einzelne Lehrbücher trügen die Schuld, oder daß er hoffen könnte, durch in usum Delphini zugestutzte österreichische Geschichte werde den Bewohnern der deutschen Kronlande die Erinnerung an ihr Deutschthum ausgetrieben werden. Aber die fixe Idee von den Eroberungsgelüsten Deutschlands ist nun einmal in gewissen maßgebenden Kreisen Dogma geworden, und wenn es nach dem Willen eines großen Theiles der Armee ginge, so würde Deutschland je eher je lieber gezwungen — sich wirklich in unsere Angelegenheiten zu mischen. Auch in Ungarn soll man recht kriegslustig sein. Diesmal ist allerdings Sennyey, der alte Freund unserer Tories, noch nicht herangekommen, aber wer weiß, wie bald er so der Mann des Tages ist, wie heute Koloman Tisza.

Die Krisis in Ungarn hat wohl Anspruch, auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden. Ghyczy mußte fallen, weil die meisten seiner Steuerprojecte unausführbar wären, da die Zahlenden ohnehin furchtbar überbürdet sind und die Andern ruhig weiter schuldig bleiben würden. Sein Appell an den Opfermuth der edlen Magyaren rief natürlich nur Entrüstung hervor: die ersten Namen des Landes sind auch die ersten in den Listen der Steuerrestanten. Der sonderbare Schwärmer mußte fallen. Aber hat Tisza ein besseres Project? Ei freilich, er sagt's nur nicht und braucht es auch nicht zu sagen, da Jedermann es kennt. Bisher hat er den Ausgleich perhorrescirt, jetzt erkennt er ihn an, um ihn umzustürzen. Ungarn wird zwar erlauben, daß wir auch künftig gemeinsame Rechnung führen, aber sein Beitrag muß herabgesetzt werden, es kann denselben nicht leisten, weil ihm die Honveds zu viel kosten, die Honveds aber sind nothwendig. Und wie beweist man die Nothwendigkeit einer militärischen Einrichtung?

Aus Berlin. Die Stimmung. Theater und Kunst. — Die vergangene Woche gehörte in politischer Hinsicht wieder einmal dem Kirchen-

conflict an. Es kann sich Keiner mehr den tiefen Ernst der Lage verhehlen und den festen Entschluß unserer Regierung, den Kampf mit aller Energie zu Ende zu führen. Es wird sich zeigen, ob man gezwungen sein wird, alle diese bis jetzt noch theoretisch erörterten Maßnahmen zur Ausführung zu bringen, und die gesammte Rechtsbasis, auf welche in gutem Glauben und Vertrauen die katholische Kirche in Preußen gestellt worden ist, umzustoßen. Wenn der Ruin und Fall dieses einst ehrwürdigen Baues die Folge sein wird, so ist es wahrhaftig nicht die Schuld der preußischen Regierung, welche der katholischen Kirche Jahrhunderte lang in traditioneller Politik eine weit über ihre Pflicht gehende Pflege und Fürsorge zu Theil werden ließ.

Der Ernst der Situation macht sich denn auch in den hiesigen Abgeordnetenkreisen sehr bemerkbar. Alles Andere hat jetzt an Interesse verloren, und man bespricht nur noch die neuesten und die weiteren Schritte auf kirchenpolitischem Gebiet. Schon in den nächsten Tagen wird der Gesetzentwurf über die Entziehung der Staatsdotation zur ersten Lesung gestellt werden und man darf gewaltige Ausbrüche der Leidenschaft und Erbitterung erwarten.

Außerhalb der immerhin engen eigentlich politischen Kreise vermögen freilich diese Dinge in der Reichshauptstadt eine Bewegung oder Aufregung der Gemüther nicht zu erzeugen, wie denn der Berliner in politischen und anderen öffentlichen Dingen ein hohes Maß von Stumpfsinn sein eigen nennt. Selbst die Reichskanzlerkrisis hat ihn nicht aus seiner Gelassenheit gebracht. Man hat hier im Allgemeinen zu viel zu thun, um sich mit Dingen zu befassen, die nicht zum Geschäft gehören, und die ihm vergönnte Muße opfert der normale Staatsbürger lieber den obligaten Vergnügungen von Theater und Concert oder Ausflügen in die Umgebung, welche soeben ihre landschaftlichen Reize auszubreiten beginnt.

In unserer Theatersaison ist jetzt die Zeit der Gastspiele angebrochen und es wimmelt allenthalben von mehr oder weniger hervorragenden fremden Künstlern. Vielen Beifalls erfreut sich der neue Gast (oder die „Gastin", wie man im Recensentenjargon sagt) des „Stadttheaters", Fräulein Kathi Frank aus Wien. Eine geborne Berlinerin, debütirte sie vor einigen Jahren in einem Feenstück des „Victoriatheaters" in einer gänzlich untergeordneten Statistenrolle, und doch entdeckte in den paar Worten, die sie zu sprechen hatte, ein Agent Laubes ein Talent. Der Mann hat sich in der That nicht geirrt. Durch kurze Ausbildung am Wiener Stadttheater hat sich die junge Dame zu einer sehr achtbaren Künstlerin entwickelt. Sie zeigte sich dem Berliner Publikum zunächst in der Grillparzerschen „Sappho" und brachte das hohe Pathos dieses genialen Stückes zur ergreifenden, selbst erschütternden Darstellung; ihre anmuthige jugendliche Gestalt that der feierlichen Würde der Rolle keineswegs Abbruch. Das hiesige „Stadttheater" erwirbt sich über-

haupt das Verdienst, nicht nur häufig geschätzte Gäste heranzuziehen, sondern auch manches von der großen Heerstraße abseits liegende gute Stück vorzuführen. Wenn die äußeren Mittel, die Ausstattung und das Ensemble in diesem Kunsttempel nur nicht so über alle Begriffe dürftig wären!

In künstlerischen Kreisen hat in den letzten Tagen ein neues Bild von Adolf Menzel ganz ungewöhnliches Aufsehen gemacht. Es ist für einen reichen hiesigen Industriellen gefertigt und stellt einen keineswegs poetischen Gegenstand dar, nämlich „das Innere der Dampfwalz- und Hammerwerke von Königshütte". Gewiß, ein seltsamer Vorwurf für die Malerei, aber mit ganz genialer Meisterschaft gelöst. Wir sehen das Werk in vollem Betrieb, die gewaltigen glühenden Eisenblöcke, die mächtigen Hammer und Walzen, die rasselnden Räder, die rußigen Cyclopen, theils in Arbeit, theils beim Mahle, theils bei ihrer primitiven Toilette, die kleinsten Einzelheiten der Figuren und Maschinen in dieser riesigen Werkstätte mit höchster Gewissenhaftigkeit, Sachkenntniß und Naturtreue ausgeführt, die Arbeit jahrelangen mühsamen Studiums. Das Genialste sind die wunderbaren Beleuchtungseffecte. Nur dämmernd und trübe dringt das Tageslicht in die Halle, welche von der Feuersgluth der Hochöfen grell erhellt und von qualmigem Rauch erfüllt ist, und das Problem der Verbindung dieses verschiedenartigen Lichtes dürfte seit den Beleuchtungseffecten eines Rembrandt mit solcher Meisterschaft nicht gelöst sein.

D.

Literatur.

Allgemeine deutsche Biographie. (Leipzig, Duncker und Humblot.) — Man darf die Zeit als vergangen betrachten, die in dem historischen Verlauf der Dinge nur die Manifestation unwandelbarer Naturgesetze sah. Niemandem wird es mehr beikommen in der Geschichte eine „Lehrmeisterin des Lebens" zu sehen oder eine Beispielsammlung von Normen, deren Gesammtinhalt der echte Kenner in ein Compendium mathematischer Formeln zu gießen verstände. Immer mehr greift die Erkenntniß in weiteren Kreisen Platz, daß man es mit einem in sich und durch sich bedingten Organismus zu thun hat, dessen Bewegung auf dem Princip des Gegensatzes beruht; dessen Wesen folglich der Kampf ist; dessen Aufgaben sich fortschreitend verändern. Wir suchen keine erkennbaren Factoren des großen Getriebes mehr als den Menschen und die verschiedenartigen und wechselnden Bedingungen seines Daseins. Wie uns jedes Individuum als das Product innerer Strebungen und äußerer Einwirkungen erscheinen muß, so ist uns die historische Entwicklung eben das

Resultat aus der Summe jener Producte. Und so ergiebt sich einerseits eine relative Bedeutung auch des geringsten Individuums für das Ganze, während andererseits Werth und Einfluß auch der großartigsten Persönlichkeit durch die beständige Beziehung auf die Gesammtheit auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Es ist offenbar, daß durch diese Erweiterung der inductiven Methode die historischen Studien in hohem Grade an Tiefe gewonnen haben. Und es tritt dies um so bemerkbarer hervor, je mehr man früher gewohnt war, die Bedeutung des individuellen Daseins, sofern es nicht unmittelbar in den großen Gang der Dinge eingriff, zu übersehen oder zu unterschätzen.

Die Erkenntniß jener Wechselwirkung zwischen der Gesammtheit und dem Individuum ist im Ganzen ein Gewinn neuerer Zeiten. Die Biographen des Alterthums und Mittelalters verfolgen in ihren Darstellungen nur einseitige Zwecke meist ethischer Natur. Isolirt, von der blendenden Aureole zweifelloser Vorzüglichkeit umgeben, erhebt sich die Gestalt des großen Mannes auf dem Postamente der namenlosen Massen, die nur zählen, die ihr Leben, wie der alte Sallust sagt, dahin bringen, ohne daß jemand von ihnen spricht. Es ist ein Nachklang des Heroencultus der Urzeit, nur daß im Mittelalter natürlich oft an die Stelle des antiken Motivs der That das christliche des Leidens tritt. Immer sind diese Könige und Staatsmänner, Krieger und Heiligen die Bringer des Guten. Sie, die allein das Object biographischer Darstellung bilden, haben die Fühlung mit dem Ganzen völlig verloren. Das wird nun anders in neueren Zeiten. Die Verallgemeinerung der Bildung und des Besitzes läßt immer größere Kreise als erkennbare Factoren der geschichtlichen Entwickelung auftreten. Daß sie sich als solche fühlten, schuf zunächst die öffentliche Meinung. Schon Shakespeare durfte sie die „mistress of effects“ nennen und nicht lange nach ihm konnten in Deutschland loyale Flugschriften es schon beklagen, daß sogar die Handwerksburschen auf der Straße an die Politik kaiserlicher Majestät den Maßstab ihres beschränkten Unterthanenverstandes zu legen wagten. Je mehr die Massen in bewußte Action treten und sich Einfluß und Anerkennung zu verschaffen wissen, um so mehr steigert sich die Bedeutung auch jener, die bewußt oder unbewußt ihr bescheidenes Scherflein zum Bau des Ganzen mit beitragen. Daß auch sie einer Betrachtung werth erscheinen, konnte nur ein Gedanke der Gegenwart sein. Und so ist das große Werk, dessen erste Lieferung vor uns liegt, ein im höchsten Sinne zeitgemäßes. Denn es stellt sich die Aufgabe, die lebendigen Kräfte der geschichtlichen Bewegung, soweit sie auf deutschem Boden ihren Ursprung hatten, in ihrer Individualität darzustellen. Dieser klar ausgesprochene Zweck wird die Grundlage jeder Beurtheilung sein müssen.

Es ist merkwürdig, daß gerade Ranke es war, welcher in der Sitzung der historischen Commission in München im Jahre 1868 den Antrag des

Unternehmens stellte. Hat man ihm doch nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er in seinen großen Werken vornehmlich und fast ausschließlich die aristokratischen Elemente der Geschichte als Träger der historischen Entwicklung, habe hervortreten lassen. Und nun hier — welch bunte Gesellschaft zaubert der Gedanke, den er hinwarf, vor uns auf: neben Königen und Staatsmännern, Dichter und Künstler, Juristen und Aerzte, Philosophen und Schulmeister, Schauspieler, Musiker und Musikanten in ganz besonderer Anzahl. Denn das Werk soll über jeden verstorbenen Deutschen der in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet hat, ausführliche und zuverlässige Kunde gewähren. Zu dieser großen Aufgabe sind seit Jahren die ersten Namen der wissenschaftlichen Literatur gewonnen worden, manche andere freilich dazu, die im Interesse des Zweckes billig ausgemerzt werden könnten; die bewährten Hände von Liliencron und Wegele sind mit der schwierigen Leitung betraut. Es versteht sich von selbst, daß bei der Fülle und Verschiedenartigkeit des Stoffes, sowie bei der vielfach gearteten Begabung und Bildung der Mitarbeiter selbst unter dieser trefflichen Leitung an eine einheitliche Durchführung nicht zu denken ist, gesetzt auch, die Anschauungen über die Ziele des Werkes wären bei allen Mitarbeitern die gleichen. Das sind sie aber, soweit wir bis jetzt sehen, nicht. Gelehrsamkeit und das Streben nach Popularität liegen allenthalben im Streit. Während die einen trockene Notizen im Stile des gemeinen Conversationslexikons geben, streben die anderen den höheren Flug ästhetischer Darstellung an. Nicht immer ist das Material zugleich so gründlich und so fein verarbeitet, wie in dem glänzenden Aufsatze Wilhelm Scherers über „Adelung", unserer bescheidenen Meinung nach dem Meisterstück des ersten Heftes. In ihm treten uns die Forderungen, die wir an das Werk stellen, völlig befriedigt entgegen: gründliche Forschung, echt populäre Darstellung und vor Allem die Hervorhebung jener oben besprochenen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und umgedreht. Indessen wäre unbillig von einem solchen Werke zu verlangen, daß es nur Bedeutendes enthalte. Vor allem scheint uns wichtig, daß die gelehrte Seite des Unternehmens gewahrt bleibe, denn ein gelehrtes Nachschlagebuch wird das Werk doch immer mehr sein, als ein volksthümliches Lesebuch. Und da wäre doch wünschenswerth, daß hie und da etwas mehr die Quellen angegeben würden, damit jeder, der sich eingehender mit einer Thatsache beschäftigen will, gleich wenigstens einen ersten Anhalt habe. So fehlen sie zu z. B. ganz in den etwas langen Aufsätzen von Strauwen, Schaumann, Jansen über verschiedene „Adolf". In dem Artikel Riezlers über „Adlzreiter" ist nicht einmal der Titel des Buches, das ihn hauptsächlich bekannt gemacht hat, die Annales genannt, wenn auch die Sache erwähnt ist. Wenn auch diese kleinen Ausstellungen noch vielfach vermehrt werden könnten, so legt doch schon das erste Heft Kunde davon ab, daß das Unternehmen in den rechten Händen liegt und man kann nur wünschen, daß die Nation ihm mit dem Interesse allenthalben dauernd entgegenkomme, das es in so hohem Grade verdient.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus Cornelius' Jugendleben.*)

Von Anton Springer.

Oft werden wir mit dem Vorwurfe belastet, daß wir Cornelius' Werke nicht gebührlich zu schätzen wissen. Wir können nicht sagen, daß uns der Tadel unverdient trifft. Cornelius' Cartons zum Campo santo zeigen schon deutliche Spuren langer Verwahrlosung; der Kupferstich hat sich nicht beeilt, seine Bilder in weiteren Kreisen zu verbreiten und selbst die Photographie, vor welcher doch sonst nichts unter dem Himmel sicher ist, verhielt sich auffallend spröde gegen den Meister. Dagegen haben wir Cornelius' Lebensgang stets mit regster Theilnahme beobachtet und der Schilderung seines Wirkens große Aufmerksamkeit geschenkt. Wir besitzen bereits eine stattliche Corneliusliteratur, als deren vorläufiger Abschluß wohl das von Ernst Förster herausgegebene „Gedenkbuch" anzusehen ist. Die Absicht des Verfassers ging offenbar nur auf eine möglichst vollständige Sammlung der Thatsachen, welche das Leben Cornelius' nachweisbar bewegten; aus denselben ein anschauliches Bild des Meisters zu schaffen, die Erzählung künstlerisch zu gruppiren, ihr einen selbständigen Reiz zu verleihen, lag nicht im Ziele Försters. Es wäre demnach unbillig, an das Buch den Maßstab anzulegen, welcher gegenüber einer mehr oder weniger vollendeten Biographie zur Anwendung kommt. Förster wollte eingeständlich nur „Memoiren" schreiben und die noch zahlreich vorhandenen Briefe, Bestellungen, Verträge und sonstigen Urkunden nutzbringend verwerthen. Man muß ihm das Zeugniß geben, daß ihm diese Aufgabe gelungen ist. Die (nicht alle zum ersten Male) mitgetheilten Documente besitzen eine unmittelbare Beredtsamkeit; lernen wir auch nicht gerade neue Ereignisse aus ihnen kennen, so treten uns dieselben doch oft in neuem Lichte entgegen.

Den empfindlichsten Schlag erleidet durch die publicirten Urkunden die Reputation König Ludwigs. Der Mediceermantel, mit welchem Schmeichlerhände ihn umhüllten, zeigt bei urkundlicher Beleuchtung zum Theil verschossene Farben, hier und da auch arge Risse. Wir werden nicht aufhören, die frische

*) Ernst Förster: Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken. 2 Bde. Berlin, Reimer. 1874.

Begeisterung des jugendlichen Fürsten für Kunst und Künstler zu rühmen und ihm die Berufung Cornelius und dessen Genossen nach München zu danken. König Ludwig aber, das steht jetzt fest, verstand es weder, von der in seiner Hauptstadt ausgestreuten Saat die vollen Früchte zu ernten, noch war er fähig, wenn das Kunstinteresse mit seinen privaten Neigungen und Liebhabereien in Kampf gerieth, die Rechte der Kunst zu achten. Der Widerspruch, welcher dem Manne in seinem ganzen politischen Verhalten anklebt, offenbart sich auch in seiner Kunstliebe. König Ludwig schwärmte für Deutschland, aber nur wenn es mit T geschrieben wurde. Immer verdarb er durch eine thörichte Marotte, was er an guten Absichten und vernünftigen Gedanken etwa hegte und die unharmonische Bildung zog ihn nur zu oft von der idealen Höhe herab, die er in besseren Augenblicken erklommen hatte. Er konnte sich mit Künstlern auf einen gleichen Fuß stellen, wagte es aber einer, in der Werkstätte ihm hilfreich z. B. bei dem Herabsteigen von einer Leiter den Arm zu bieten, so donnerte er: Die Majestät nicht anrühren! Stolz auf sein Verständniß der Antike fühlte er doch gegen die Archäologie einen förmlichen Abscheu und wies die wissenschaftliche Erkenntniß grob von sich. Man muß glauben, daß es ihm zeitweise heiliger Ernst war mit der Pflege monumentaler Kunst, und doch erschienen ihm die bildenden Künste oft wie gemeine Decoration, die er wie jeden andern persönlichen Zeitvertreib behandeln, seiner souveränen Laune unterthan machen durfte.

Daß das freundliche Verhältniß zu Cornelius so frühe schon Brüche zeigte — bereits 1827 kann man die ersten Spuren der Entfremdung wahrnehmen — läßt sich nur aus der Eifersucht des Königs auf den von Ruhm und Glück getragenen Künstler erklären. Das gehörte ja mit zu den Eigenheiten König Ludwigs, daß er die stolze Ruhe des vornehmen Kunstfreundes nicht innehalten konnte, sich gar häufig in einen knickerigen selbstsüchtigen Kunstunternehmer verwandelte, der sich in Alles mischt, Alles rasch und wohlfeil fertig haben, in Allem seinen Willen respectirt wissen will. Kein Wunder, daß er sich als den einzigen Mittelpunkt der Münchener Kunst fühlte und schel blickte, wenn Cornelius als der Held derselben gepriesen und alles Große und Tüchtige in derselben auf die Einwirkung des Meisters zurückgeführt wurde. „Ich, Ich der König bin die Kunst von München" rief K. Ludwig zornig, als er des Cornelius Weggang beklagen hörte. Reibungen mit dem Architekten Klenze, welcher das Ohr des Königs besaß, trübten zuerst den Frieden. Während Klenze für die Ausschmückung der von ihm gebauten Pinakothek am liebsten nur die Hilfe des Kunsthandwerkes in Anspruch nahm und eine prunkvolle Decoration der Einzelräume vorschlug, wollte Cornelius möglichst reiche Mittel für die Ausmalung eines Nebenraumes (Loggien) bereit gehalten wissen. Würde der Streit sich heute wiederholen, so würde Cornelius

schwerlich die öffentliche Meinung auf seiner Seite haben. Der Biograph, als Mann der alten Schule, äußert sich kopfschüttelnd, daß Klenze wie die Architekten im Allgemeinen die Anordnung und Leitung monumentaler Arbeiten als Recht für die Baukunst anspricht; gegenwärtig ist alle Welt von der Nothwendigkeit solcher Forderung überzeugt. Und so schroff, wie Cornelius die Kunst und das Kunsthandwerk auseinander hält, dürfte jetzt wohl kein großer Künstler mehr die beiden Kreise trennen. „Den Künstler, welcher einen Theil des Baues mit Werken seiner Hand bekleiden soll, muß es mit Bedauern erfüllen, eine im Verhältniß sehr geringe Summe für eigentlich künstlerische Productionen, dagegen aber das Dreifache für vergänglichen und nichtssagenden, handwerksmäßig angebrachten Schmuck angesetzt zu sehen." Man begreift aber den Eifer, mit welchem Cornelius damals seine und seiner Schüler Rechte verfocht. Bei dem Geize des Königs ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß er die höheren Kosten der Decoration dem rein künstlerischen Theile des Werkes abrechnen, diesen um so dürftiger bedenken werde. Wer von uns giebt aber nicht unbedingt Gemälden, in welchen Cornelius Geist athmet, den Vorzug vor einer Decoration, welche nach Klenzescher trockener Schablone gearbeitet ist.

Cornelius trug sich bereits damals (1829) mit dem Gedanken, München zu verlassen und nach Preußen zurückzukehren. Nur die Aussicht auf den großen Freskencyclus in der Ludwigskirche, die sich gerade darbot, ließ ihn noch ein Jahrzehnt in der Nähe König Ludwigs verweilen. Doch löste sich die Spannung niemals wieder. Selbst an Cornelius' Künstlergröße wurde König Ludwig zweifelhaft und tröstete sich über den Weggang des Meisters 1841 mit der Behauptung: „Cornelius ist kein großer Maler." Daß dieser Vorwurf bis auf König Ludwig und in eine so frühe Zeit zurückgeht, war wohl vielen unbekannt. Seitdem hat er zahlreiche Zungen und Federn bewegt. Die Verehrer des Meisters geben dem Satze: „Cornelius konnte nicht malen" die Deutung, daß er über seine eigenen malerischen Anlagen unklar sich allzuleicht fremden Einflüssen überließ und dadurch in die malerische Behandlung eine große Ungleichheit brachte. Als ob es sich um bloße Ungleichheiten handelte und als ob es nicht einen Stein auf den Meister werfen hieße, der demnach unfähig gewesen wäre, die Einwirkung der halbfertigen Schüler von sich abzuwehren und nachdem er sie in der Frescomalerei unterrichtet hatte, nun seinerseits zu ihnen in die Schule gehen mußte.

Es bedarf da keiner Entschuldigung, wo der Künstler selbst seine Weise rechtfertigend erklärt hat. Cornelius war sich der Eigenart seiner Malerei vollkommen bewußt, empfand sie aber durchaus nicht als Mangel. Man kann nicht sagen, er hätte bei intensiverem Fleiße besser gemalt; denn für ihn bestand die malerische Technik ohne alle künstlerische Bedeutung nur als

ein äußerliches, nachträgliches Ausdrucksmittel, das am besten sich gar nicht geltend macht. Seine eigenthümlich spröde Malweise entsprang einem Willensacte des Künstlers, wie bei Cornelius überhaupt die fast unbändige Energie des Willens den bestimmenden Charakterzug abgiebt. Daß er aber so und nicht anders wollte, ging nicht aus Laune und Eigensinn hervor, sondern war das Resultat seiner ganzen Entwickelung. Cornelius ist wesentlich Autodidakt. Er genoß zwar in seiner Jugend regelrechten Unterricht; aber alles, was er gelernt hatte, mußte er später wieder umlernen und verlernen. Dadurch kam ein gewaltsamer Zug in sein Wesen, von welchem er sich erst als Greis völlig befreite. Seine Hand war geschult und geübt worden, Formen wiederzugeben, welche er bei reiferem Bewußtsein verdammen mußte. Die erworbene technische Fertigkeit nützte ihm nichts, ja sie erschien ihm nur als Hemmniß, nachdem er sich in die entgegengesetzte Welt von Gedanken und Formen eingelebt hatte. Aus dieser Welt heraus, ohne auf eine unmittelbare Tradition fußen zu können, schuf er sich die entsprechenden Formen und Gestalten, welche daher keinen selbständigen Werth und Reiz besitzen, in strenger Abhängigkeit von seinen Phantasiegebilden beharren. Nicht selten treten sie uns wie elementare Typen entgegen, in den Linien noch gebunden, in der ganzen Erscheinung noch nicht auseinandergefaltet; noch häufiger fällt aber die übertriebene Betonung des Charakters auf, welche die Gestalten bis an die Grenze des Naturgemäßen und Möglichen streifen und sie nur als Symbole gelten läßt. Nur durch die höchste Spannung der Phantasie war es möglich, das Schematische und Todte zu überwinden, von der Erfindung zu lebendiger Schöpfung zu schreiten. Wir begreifen, daß erst die alles Herbe mildernde Reife des Greisenalters den Künstler zum Gipfel der Vollendung führte, im jugendlichen Sturm und Drang das Maß, das allein die Lebensfülle giebt, nicht inne gehalten werden konnte. Aber freilich, auch das andere begreifen wir, daß Cornelius' Reich das Holdnaive, das einfach Schöne und Anmuthige nicht in sich schließt. Dazu ist in seiner Phantasie zu viel Kampf und Bewegung, in seinem ganzen Vorgehen zu viel bewußtes Wesen. Gilt es, den Reichthum einer cyclischen Composition zu entfalten, bei aller Mannigfaltigkeit der Wendungen des Gedankens die Einheit festzuhalten, zu dieser zurückzukehren, so überragt Cornelius nicht allein die Zeitgenossen, sondern selbst die großen Vorfahren. Er ist ein Meister in der architektonischen Gliederung der Gemälde und bewunderungsvoll bleibt die Kraft, mit welcher er pathetische leidenschaftliche Charaktere verkörpert, oder aus der leicht auseinanderfallenden malerischen Erscheinung die plastische Substanz herausschält. Hier stehen wir aber auch an der Schranke seiner Künstlerschaft. Die Natur still und sinnig zu belauschen, die lyrischen Empfindungen fein abzustufen, den schönen Formen an und für sich zu huldigen, auch das Kleinleben der

Menschen in poetischer Verklärung, farbenreich zu schildern, alles das war nicht seine Sache.

Die Thatsache der fest begrenzten Künstlerschaft Cornelius' war längst anerkannt. Zahlreiche Aussprüche des Meisters bezeugen, daß auch hier ein bewußtes Wollen zu Grunde lag. Die Urkunden, welche wir gegenwärtig über seine Jugendentwickelung besitzen, gestatten einen Einblick, wie früh bereits die Anlage zu solcher scharfen Selbstbegrenzung vorhanden war. Als der Briefwechsel zwischen Cornelius und Flemming aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zuerst (Kölnische Zeitung 1867) bekannt wurde, weckte er keine ungetheilte Freude. Der unerwartete Zuwachs an intimer Kenntniß des jugendlichen Künstlers mußte allerdings dankbar begrüßt werden; wäre nur aber der erste Eindruck, den die Briefe von der Persönlichkeit des damals etwa zwanzigjährigen Cornelius machten, ein günstiger gewesen! Das konnten aber selbst die blinden Verehrer des Meisters nicht behaupten.

Die beiden Freunde haben sich umgetauft und treten als Plato und Raphael in die Scene. Diesen harmlosen Jugendwitz läßt man sich gefallen; bedenklicher ist schon die künstlich präparirte Schwermuth, in welche sich unser Raphael versunken zeigt („die eiserne Hand des Schicksals rüttelte mich schon früh aus dem sanften Schlafe der unbefangenen Jugend u. s. w."), die Steigerung der Empfindung bis zu einem nebelhaften Traumleben (man denke an die Beschreibung Italiens), die Betonung des eigenen künftigen Werthes, in welcher wir vorläufig nur eine ungemessene Zuversicht entdecken. Die Kunstansichten, welche in diesen Briefen niedergelegt sind, machen den Eindruck, als wären sie auf literarischem Wege angeeignet und nicht durch Fachthätigkeit unmittelbar erworben; eine allgemeine Kunst, mit der Philosophie eng verwandt, schwebt dem Cornelius-Raphael vor Augen und läßt ihn auf die „Mechaniker" stolz herabsehen. Diese Briefe erhalten erst ihre wahre Bedeutung, wenn man sich an das spätere Wirken des Meisters, während man sie liest, erinnert. Dann erscheinen sie gleichsam als das Programm seines künftigen Lebens, dann erblicken wir in ihnen die Keime des gedankenreichen Idealismus, dessen Aufbau des Künstlers Größe begründete. Selbst das stolze Selbstbewußtsein möchten wir dann nicht missen, finden es in dem Manne vollkommen berechtigt, welcher in der That „der Wiederaufhelfer der gesunkenen Kunst" ward.

Dieses Selbstbewußtsein spricht sich nicht allein in den mit Freund Plato gewechselten Briefen aus. Wie sehr ihn dasselbe beherrschte, zeigt ein Brief, welcher noch nicht publicirt wurde, und der um so eher mitgetheilt zu werden verdient, als er uns mit einem bis jetzt ganz vergessenen Jugendwerke Cornelius' bekannt macht. Er ist aus Düsseldorf, 28. August 1805 datirt und an den Professor Krummacher in Duisburg, den Parabeldichter, gerichtet.

Mein Herr

Der ohne mein Versehen in der Größe des Blats begangene Irrthum kann ohne die Zeichnung selbst wesentlich abzuändern durch eine verkleinerte Conture an den Stecher auf die anverlangte Größe geliefert werden.

Was aber den von dem Kunstkenner angeführten Tadel anbelanget, muß ich Ihnen aufrichtig sagen, daß ich noch jung bin und bei meiner Jugend selbsten zu wenig Eigendünkel habe, um erwarten zu können, daß meine noch nicht zur völligen Reife gediehenen Künstlers Kräfte, und rücksichtlich dessen meine Arbeit außer allem Tadel seyn könne, den ich sehr gelassen anhöre, und das meinige daraus nehme, woran ich mich auch um so mehr gewöhnen muß, als ich selbsten der Augen als Ohren Zeuge war, daß die Werken der grösten Künstler, deren fast keine tadellos sind, getadelt worden. Ich habe mich dahero überzeuget, und überzeuge mich noch täglich mehr und mehr, daß es besser tadeln als besser arbeiten seye. Ich habe die Zeichnung dem H. Director und andere Kenner sehn lassen die mir daran kein Mißgefallen bezeiget haben, ich glaube also über den Tadel ihres Kunstkenners ziemlich ruhig seyn zu können.

Bey allem deme ist mir ihr Tadel doch lieb, nur hätte ich gewünscht, daß sie bei Ueberreichung der Conture diesen Kunstkenner über die Zeichnung hätten urtheilen lassen, ich würde alsdann wenn auch schon gegen meine eigene Ueberzeugung ihnen zu gefallen die Zeichnung nach diesem Urtheil um so mehr eingerichtet haben, als den Künstler zwar die Liebe zur Kunst, verbunden mit theoretisch und practischen Bearbeitungskenntniß beseelen muß, dagegen er aber auch diese zu Zeiten auf seite setzen, und nach der Laune des Bestellers arbeiten muß, von dem er doch einigermaßen abhängt.

Ich erwarte Ihre gütige Rückantwort, ob ich die verkleinerte Conture auf das gerade Wohl dem Stecher zur Bearbeitung zustellen oder sie ihnen vorab zur Uebersicht übermachen solle.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu bestehen

Meines Herrn

Ergebenster Diener

P. Cornelius.

Begreiflicher Weise war die Lockung groß, der Zeichnung oder dem Stiche, über welche sich Cornelius so selbstbefriedigt ausspricht, nachzuforschen. Nach einiger Mühe gelang es, das Blatt zu entdecken. Cornelius bezieht sich auf

das Titelkupfer, welches er für Krummachers Gedicht: „Die Kinderwelt" (Duisburg und Essen bei Bädeker und Comp., Universitätsbuchhandlung, 1806) gezeichnet hatte. Der Gegenstand war ihm vom Dichter aufgegeben worden. Er sollte folgende Verse des ersten Gesanges (p. 5) illustriren:

> „O seht den Weisen, der den Todeskelch
> Mit sanftem stillem Geist im Kerker trank —
> Wie er vom Anschaun des Unendlichen
> Heimkehrend mit verklärtem Angesicht
> Zur kleinen Welt der Kindlein sich gesellt,
> Und unter ihnen nun die Armbrust spannt,
> Und scherzend dann den Ernst des Lebens lehrt."

Der letzte Vers bot das unmittelbare Bildmotiv, wozu noch, da die Situation nicht anschaulich genug geschildert ist, entweder eine Schriftstelle aus Valerius Maximus*) oder aus Aelian (Var. hist. XII. 15.) hinzukam. In der Mitte der Landschaft, welche rechts von einer Tempelarchitektur gekrönt ist, sitzt Sokrates, den Kopf auf den linken Arm gestützt, während er mit der Rechten ein Kind hält, das sich zwischen seine Kniee gedrängt hat und zu ihm emporstrebt. Ein anderes gleichfalls nacktes Knäblein lehnt sich an des Sokrates rechtes Bein an, im Schatten des linken schläft ein drittes, die Armbrust in der Hand. Alcibiades von einem älteren Manne begleitet ist der Gruppe nahe getreten und weist spottend mit vorgestreckten Armen auf sie hin; hinter Sokrates bildet ein stehendes Paar, die Frau an die Schulter des Mannes sich schmiegend, den Abschluß.

Das Blatt, in Punktirmanier gestochen und mit Sepiatinte gedruckt, 0,15 hoch und 0,065 breit, ist links: P. Cornelius del., rechts: E. Thelott sculp. signirt und trägt die aus Xenophons Memor. I, 3, 7 entlehnte Unterschrift: *Ἔπαιζεν ἅμα σπουδάζων*, welche der letzte Vers mit den Worten: „Scherzend den Ernst des Lebens lehrt" paraphrasirte.

Bei der Beurtheilung des Werkes, das zu den ältesten von Cornelius erhaltenen gehört, muß man natürlich den Antheil des Kupferstechers abrechnen. Es wäre nicht das einzige Mal, daß die ungeschickte Hand des Stechers die Absichten des Künstlers verdarb. Als Cornelius 1823 aus Anlaß der Vermählung des Kronprinzen von Preußen eine allegorische Vorstellung (wahrscheinlich ist das Transparent gemeint, welches Förster I, S. 299 erwähnt) zeichnete, fand sich ein Kupferstecher Namens August Pflugfelder bewogen, seine Kunst daran zu versuchen. Diese „allegorische Vorstellung" mit der Unterschrift: „P. Cornelius königlicher Academie-Director zu Düsseldorf inv." ist ohne Zweifel das roheste Blatt, welches in unserem Jahrhundert

*) „Socrates non erubuit, cum interposita arundine cruribus suis cum parvulis filiolis ludens ab Alcibiade visus est."

durch den Grabstichel entstanden ist, daher es denn auch in die verdiente Vergessenheit gerieth. Einen so schlechten Interpreten fand nun Cornelius in Thelott nicht. Das Handwerk verstand dieser recht gut, aber freilich nur das Handwerk. Ihm wird also zuzuschreiben sein, was als trocken und schablonenmäßig an dem Blatte auffällt. Was aber dann noch übrig bleibt, zeigt noch immer keine Originalität, keine selbständige, individuelle Auffassung, ist vielmehr, um es mit einem Worte zu sagen, nur ein Beispiel des akademischen Zopfes, von den Dutzendproducten der damaligen Zeit durchaus nicht zu unterscheiden. Wenn nicht der Name Cornelius am Rande des Blattes stände, nimmermehr würde man auf ihn als Künstler rathen. Jugendwerke, Leistungen eines Anfängers offenbaren sonst gewöhnlich einen eigenthümlichen Zug der Herbigkeit oder der Uebertreibung, der noch nicht ausgeglichenen Kraft. Davon zeigt das Sokratesblatt keine Spur. Spätere Werke Cornelius lassen das Jugendwesen in viel höherem Grade erkennen. Die Größe des Künstlers erleidet dadurch keine Einbuße; wir wissen, daß Cornelius kein Sonnenkind war, das gleich mit den ersten Athemzügen seinen vollen Flug entfaltet. Mühsam, nach langen inneren Kämpfen, vorzugsweise durch die Energie seines Willens getragen, errang er Selbsterkenntniß, mehrte und stählte er seine Kraft. Dagegen können wir uns leichter die Sprödigkeit der öffentlichen Meinung erklären, welche in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die Individualität des Mannes kaum anerkannte und nicht allezuhoch schätzte.

Es besteht ein altes Herkommen, wenn man von Cornelius spricht, auch Goethe zu nennen. Seitdem Niebuhr ihn den „Goethe unter den Malern“ gepriesen, wird in allen Schriften, welche von Cornelius handeln, sein Verhältniß zu Goethe erörtert, wobei meistens eine gewisse Verlegenheit sich bemerkbar macht, da Cornelius schließlich doch nur stoffliche Anregungen von Goethe empfing, dieser aber mit seiner Anerkennung des Künstlers lange zögerte, an keine enge Verwandtschaft glauben mochte. Cornelius' Verehrer haben daher Mühe, den Groll gegen Goethe ganz zu unterdrücken. Lag in Wahrheit bei Goethe deshalb eine große Schuld?

Bekanntlich fallen die Beziehungen zwischen den beiden Männern in die Jugendzeit Cornelius. Als die Weimarer Kunstfreunde Preisaufgaben ausschrieben und Ausstellungen eröffneten, befand sich auch Cornelius (seit 1803) unter den Concurrenten. Er hatte aber kein Glück und erhielt niemals den Preis, welcher dagegen Leuten zu Theil wurde, die sich allerdings nachmals als unwürdig erwiesen, Cornelius auch nur die Schuhriemen zu lösen. Cornelius empfand zeitlebens eine kleine Verstimmung darüber und warf alle Schuld auf den „Kunschtmeyer“ als Goethes schlechten Berather. Auch Förster in seinem Gedenkbuche spricht sich noch sehr verdrießlich aus. „Keiner war in der Gesellschaft (der Weimarer Kunstfreunde), der in den wenn auch noch nicht

fehlerfreien Arbeiten von Cornelius das Aufleuchten des Genius erkannt und mit freudiger Aufmunterung begrüßt hätte. Selbst Goethe spricht sich nur mit halber Liebe und zurückhaltender Aufmunterung aus." Goethe that noch schlimmeres. Als Typus der Bornirtheit und der gemeinen Gesinnung, die sich mit grober Unfähigkeit paart, dient uns die Gestalt Peter Langers, unter dessen Auspicien Cornelius in Düsseldorf seine Laufbahn begann, welcher Cornelius' Vorgänger in der Leitung der Münchener Akademie wurde. Er wird mit Vorliebe angeführt, um so recht deutlich den Gegensatz zu Cornelius zu zeichnen und personificirt mit seinem Sohne Robert für uns die trostlose mechanische Manier, von welcher uns Cornelius befreite. Mit dem jüngeren Langer stand Goethe in freundlichen Beziehungen. Die Weimarer Kunstausstellung wurde von jenem beschickt, seine Leistungen von Goethe in der Jenaer Literaturzeitung mit freundlichem Lobe bedacht. Der Rolle, auf welcher Langers Beiträge zur Ausstellung 1803 (Coriolan, Homers Apotheose, Orpheus mit den Parzen, Cato von Utica) verpackt und nach Düsseldorf gesendet wurden, war ein Brief Goethes (Weimar, 21. November 1803) beigefügt, in welchem Cornelius der Theilnahme der beiden Langer empfohlen und ihr Rath für ihn erbeten wurde. Da der Brief bis jetzt in der Mappe des Sammlers ruhte, wird seine Mittheilung den Gliedern der „stillen Gemeinde" nicht unwillkommen sein.

„Ich wünsche daß die vorlängst übersandte Lucretia wieder glücklich bey Ihnen möge angekommen seyn.

Heute ist, mit der fahrenden Post, Coriolan, mit den beygefügten Zeichnungen abgegangen, für deren Mittheilung ich sehr zu danken Ursache habe, noch mehr aber für den Cato, den Sie mir zum Eigenthum bestimmen. Sie haben in diese Arbeit so viel hineingelegt, daß man immer wieder dazu zurückkehrt, welches denn doch die beste Eigenschaft des Kunstwerks ist, das nun einmal so dasteht und dastehen soll.

Lassen Sie das Wenige, was wir auch über Ihre schätzenswerthen Arbeiten, in dem Programm, das der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung beygefügt seyn wird, vortragen werden, zur Anmunterung gedeihen, ferner mit unserer bescheidenen Anstalt in einigem Verhältniß zu bleiben.

Verzeihen Sie wenn ich auf ihre Rolle zugleich ein Bild von Herrn Peter Cornelius, von der Düsseldorfer Academie, mit aufgewickelt habe, um nicht zwey Kasten dorthin abzuschicken. Wobey ich nicht leugnen will, daß ich noch einen höheren Zweck im Auge hatte. Würde Ihr Herr Vater, würden Sie sich selbst dieses jungen Mannes dergestalt annehmen, daß er über manches was ihm noch im Wege steht, leichter hinüberschritte und in die ächten Regionen der Kunst eindränge, so würden Sie sich ein

großes Verdienst erwerben. Vielleicht sehe ich schon übers Jahr die Früchte Ihrer Einwirkung.

Die dießjährige Ausstellung hatte sich gar mancher Cyclopen, nicht weniger auch einer Restauration nach Polygnot zu erfreuen, welche die Herren Riepenhausen, von Göttingen, nach Anleitung einer Beschreibung des Pausanias, gearbeitet hatten.

Unter vielen Empfehlungen an Ihren würdigen Herrn Vater, wünsche ich Muth und Kräfte zu allem künstlerischen und menschlichen Guten."

Hat Goethe nun durch diese Unterordnung Cornelius' unter Langer in der That eine so grobe Sünde wider den heiligen Geist begangen? Wenn wir an das Sokratesblatt denken, so müssen wir bekennen, daß damals kaum ein anderes Urtheil berechtigt war, als das von Goethe ausgesprochene. Cornelius erscheint damals noch ganz befangen in dem Formenkreise, in welchem sich die Langer und andere Anhänger des classischen Zopfes bewegten; daß er mit seiner Seele nicht bei der Sache war, in seinen Träumen sich bereits für neue Bahnen begeisterte, machte seine Arbeiten nur noch weniger anziehend und mußte verlocken, über dieselben wie über Gattungsarbeiten ohne Individualität flüchtig weg zu schreiten. Erst einige Jahre später in seinen Faust- und Nibelungenbildern beginnt seine Hand sich seiner Phantasie anzuschmiegen und offenbaren die von ihm gewählten Formen und Verhältnisse ein selbständiges, von der Ueberlieferung weit abliegendes Gepräge. Und auch dann noch welcher Kampf und welche gewaltsame Unruhe! Noch fehlt seinem Auge die Sicherheit, noch lassen sich die Linien nur mühsam in die vom Künstler verlangten charakteristischen Formen pressen, die sie mehr andeuten als offen ausdrücken, noch steht oft unvermittelt neben dem ergreifend Erdachten und glücklich Entworfenen das Ungeschickte und Triviale. Wir sehen ab von dem letzteren und halten uns nur an die Anzeichen der späteren Reife des Meisters. Aber selbst wir Späteren können diese Werke der gährenden Jugendkraft nicht vollendet und reinen Genuß spendend nennen, wie wir auch nur uns selbst belügen, wenn wir von der heiligen Familie in der Frankfurter städtischen Sammlung aus der Frankfurter Periode Cornelius' einen harmonischen Farbenreiz behaupten. Wie können wir erwarten, daß die Zeitgenossen in den noch früheren und schwächeren Versuchen des Künstlers die volle Bedeutung desselben erriethen! Es währte lange, ehe Cornelius sich selbst fand und aller Hindernisse Herr wurde, dafür darf er sich rühmen, bis in das höchste Alter die volle Jugendkraft bewahrt zu haben.

Die französische Bezirksverwaltung.

Von Theodor Landgraff.

In den Tagen, wo Preußen an die Neugestaltung seiner höheren Verwaltung die Hand legt, scheint es nicht unangemessen, einen Blick auf die französische Bezirks- (Departements-) Verwaltung zu werfen, wie sie in Folge der durchgreifenden Aenderungen der Gesetzgebung nach dem Kriege sich gestaltete (Gesetz 10. August 1871). Frankreich ist das Geburtsland der Centralisation, vielleicht aber eben weil es das ist, wurde auch der nun die halbe Welt erfüllende Ruf nach Decentralisation zuerst dort laut.

Die französische Centralisation findet wohl nicht immer und überall die rechte Auffassung. Ihr wahres Wesen scheint zu sein, das Land in seltenem Grade den Zwecken der Regierung dienstbar zu machen, ohne daß dasselbe unmittelbar und ausschließlich von Paris abhängt, sich geleitet sieht. „Die Centralisation ist der Präfect", sagte bei Berathung des neuen Bezirksgesetzes in der Nationalversammlung ein Redner unter vielfacher Zustimmung. Und in der That hat die Decentralisation der obersten Verwaltung, der Ministerien, welche Napoleon III., theils wohl der offenbaren Nothwendigkeit nachgebend, theils wohl durch die während der zweiten Republik vorausgegangenen Bestrebungen bestimmt, unternahm (1852), nur die Centralisation in der Person des Präfecten gesteigert. Es lag daher auch nahe, den Präfecten einfach beseitigen zu wollen, und es fehlte bei Gelegenheit des Bezirksgesetzes nicht an solchen Willensäußerungen. Darüber hinaus kam es jedoch ebenso wenig, wie die Beseitigung der Bezirkseintheilung selbst Zustimmung fand. Obschon ein Redner in der Nationalversammlung unter Beifall erklären konnte, daß die Bevölkerung mit den Bezirken sich nicht verwachsen fühle, erfuhr der von der äußersten Rechten ausgehende Vorschlag, die Bezirke durch Provinzen (24) zu ersetzen, die abfälligste Aufnahme. Der Erbe eines großen Namens, Herr von Haussonville, erblickte in dem Vorschlage sogar mehr den dichterischen Traum eines Alterthümlers, als den gesetzgeberischen Plan eines Staatsmannes. Andere Redner witterten die Gefahr des „Föderalismus", der bei den Verhandlungen der Nationalversammlung über das Bezirksgesetz auch sonst als Schreckgespenst diente. Föderalismus in Frankreich! Das Wort war jetzt blos ein unbestimmbarer Ausdruck für Separatismus, für den Widerstand der Provinz gegen die Uebermacht der Centralisation. Bei aller Abneigung gegen die Provinzen, womit bekanntlich die Erinnerungen an die Zeit von 1789 auf das Engste sich verknüpfen, ließ sich nicht von der Hand weisen, daß die einzelnen Bezirke nicht allen Verwaltungsaufgaben zu genügen vermögen. Die Mehrheit der Nationalversammlung gefiel sich trotz ihres Widerstandes gegen die Provinzen darin, die Bestimmungen besonders zu betonen,

welche das Bezirksgesetz für die mehreren Bezirken gemeinschaftlichen Angelegenheiten — man nannte Straßenzüge, hatte aber wohl alle irgend geeigneten Unternehmungen im Auge — trifft. Ueber solche gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollen die Vorsitzenden der Bezirkstage nach vorheriger Benachrichtigung der Präfecten sich ins Benehmen setzen, die wirklichen Berathungen etwa durch das Zusammentreten der Bezirksausschüsse oder eigener Sonderausschüsse erfolgen, deren Beschlüsse an die Genehmigung der Bezirkstage gebunden sind. Diese Bestimmungen erscheinen sehr einfach, sie erinnern an ähnliche deutsche Bestimmungen: werden sie nicht auch mehr oder weniger auf dem Papiere bleiben? Das Bezirksgesetz bekundet hier übrigens, wie vielfach, die in Deutschland herrschende Auffassung, nicht alles von vornherein regeln zu wollen. Für gewöhnlich liebt die französische Verwaltung es gerade, die Sachen scharf zuzuspitzen. Die hohe Entwickelung des französischen Verwaltungsrechts setzt sie dazu in den Stand. Durch seine abweichende Art und Weise liefert das Bezirksgesetz einen bedeutsamen Beleg für das decentralistische Bestreben des Gesetzgebers. Von statutarischen Bestimmungen weiß das Bezirksgesetz allerdings nichts, wenigstens spricht es den Bezirken dieses Recht nicht förmlich zu.

Der Angelpunkt des Bezirksgesetzes ist die Neubildung des Bezirksausschusses (commission départementale).

Das Bezirkstagsgesetz nennt sich Bezirksgesetz (loi relative aux conseils généraux), doch behandelt das Gesetz die gesammte Bezirksverwaltung mit Ausnahme der Stellung des Präfecten. Das Bezirksgesetz wurde in der Nationalversammlung sogar kurzweg als „loi contre les préfets" bezeichnet, die große Mehrheit der Versammlung sah in ihm eine Art Sühne für die Präfectenregierung des zweiten Kaiserreichs. Wie verschieden dennoch die praktischen Auffassungen waren, zeigte das Verhalten der Regierung, die das napoleonische Regiment auf das Stärkste verurtheilte und doch dem ganzen Bezirksgesetze, namentlich aber den Bezirksausschüssen, unverhohlenes Mißfallen entgegenbrachte. Die Vorlage ging nämlich aus der Initiative der Versammlung hervor, sie entstand aus drei von Mitgliedern der Nationalversammlung eingebrachten Entwürfen, unter Mitbenutzung der Arbeiten, welche das Ministerium Ollivier im Jahre 1870 unter den Auspicien Odilon Barrots begonnen hatte. Der Gedanke der Bezirksausschüsse wurde von Belgien entlehnt, dessen alte Provinzen seit Jahrzehnten in zeitgemäßer Weise neugestaltet sind. Man überzeugte sich indeß leicht, daß die belgischen Zustände nicht sogleich für Frankreich erreichbar wären, daß die belgischen Einrichtungen, so wohl sie für den Kleinstaat passen, nicht auch ohne Weiteres für den Großstaat sich eigneten. Vor allem erkannte man, daß dem Präfecten eine andere Stellung zum Bezirksausschusse einzuräumen sei, wie sie dem belgischen Gouverneur zum Pro-

vinzausschusse eingeräumt ist. Der belgische Gouverneur ist Vorsitzender und stimmführendes Mitglied des Provinzausschusses, wie der preußische Landrath des Kreisausschusses. Diese Stellung des Präfecten entsprach den französischen Verhältnissen nicht, sie bedingte eine durchgreifende Umwandlung, wie sie vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit besonders sich nicht empfahl. Die Mehrheit der Nationalversammlung wollte langsam vorgehen, um desto sicherer zu gehen, sie entschied sich dafür, den Bezirksausschuß dem Präfecten beizuordnen. Dadurch erlitt die Autorität des Präfecten noch keine wesentliche Beeinträchtigung, zugleich wurde die Besorgniß ferngehalten, daß der Bezirksausschuß in reine Abhängigkeit vom Präfecten gerathen könnte. Um dem Bezirksausschusse keine zu feste Gestalt zu geben, wurde die Mitgliederwahl auf eine einjährige Dauer festgesetzt, der Vorsitz im Ausschusse dem ältesten Mitgliede zugewiesen. Gerade diese letzte Bestimmung kostete lebhafte Kämpfe, sie war ein Zugeständniß an die „Autorität", sie bedeutete die Minderung der Leistungsfähigkeit des Bezirksausschusses. Die unbedingte Wiederwahl der Ausschußmitglieder wurde aber nicht versagt, so daß die Bezirksausschüsse thatsächlich zu ständiger Beschaffenheit sich entwickeln können. Die Mitgliederzahl des Ausschusses soll mindestens vier, höchstens sieben betragen, ein Mitglied soviel als möglich aus jedem Kreise (Arrondissement). Diese Bestimmung wurde getroffen, um die gleichheitliche Vertretung des ganzen Bezirks zu sichern und die zu starke Vertretung der Bezirkshauptstadt zu verhindern, die, wie man in der Nationalversammlung wohl richtig sagte, schon durch den Präfecten zur Genüge vertreten werden würde. Die Zahl der Kreise ist in den einzelnen Bezirken sehr verschieden, sie schwankt zwischen zwei und sieben, welche Zahl nur ein Bezirk (Nord-) hat. Die Zulassung stellvertretender Ausschußmitglieder wurde ausdrücklich abgelehnt, zur Beschlußfähigkeit die Anwesenheit der Mehrheit der Mitglieder vorgeschrieben. Heftige Auseinandersetzungen führte die Besoldungsfrage herbei. Von der äußersten Linken wurde die Versagung eines Gehalts als mittelbare Einführung des Consuls bezeichnet. Von der Rechten erhob man den Ruf, es gebe in Frankreich genug Aemter, man müsse der Stellenjagd entgegenwirken. Da der Bezirksausschuß nicht wie der belgische Provinzausschuß ständig wirken, sondern in der Regel allmonatlich auf einen oder einige Tage zusammentreten soll, fiel die Veranlassung zur Gewährung eines förmlichen Gehalts (tractement) weg, sie wurde vom Gesetze ausdrücklich untersagt, dagegen die Bewilligung einer Entschädigung, also wohl Gebühren u. s. w. stillschweigend gestattet. Zu außerordentlichen Sitzungen darf nur der Präfect oder der Altersvorsitzende den Bezirksausschuß berufen. An den Ausschußsitzungen nimmt der Präfect oder sein Stellvertreter Theil, sie können jederzeit das Wort ergreifen. Die Ausschußsitzungen werden in der Präfectur gehalten. Die gewisse Abhängigkeit, in welche der Bezirksausschuß dadurch gerathen kann,

blieb nicht unberücksichtigt, doch gab sie den Ausschlag für die Bestimmung, alles zu vermeiden, was die Möglichkeit des Gegensatzes zwischen Ausschuß und Präfect hervortreten lassen könnte. Der Bezirksausschuß wählt einen Schriftführer und ordnet auf Zustimmung des Bezirkstages, sowie unter Mitwirkung des Präfecten seinen Geschäftsgang. Die einzelnen Ausschußmitglieder dürfen beauftragt werden, Erhebungen vorzunehmen. Die Staatsstellen des Bezirks haben dem Bezirksausschusse über Bezirksangelegenheiten die erforderlichen Mittheilungen auf Verlangen zu machen. Meinungsverschiedenheiten zwischen Präfect und Ausschuß können dem Bezirkstage bei seinem nächsten Zusammentritte vorgelegt werden. Bei einem wirklichen Meinungsstreite zwischen den beiden Organen, sowie wenn der Bezirksausschuß seine Befugnisse überschreiten sollte, ist unmittelbar der Bezirkstag zu berufen, der zur Wahl eines neuen Ausschusses schreiten kann.

Der Bezirkstag wird durch allgemeine Wahl gebildet, jedes Amt (Canton) ist ein Wahlbezirk. Da die kleinen Aemter — in nicht weniger als einundachtzig Bezirken — überwiegen, ist dem conservativen Elemente offenbar die Oberhand in den Bezirksvertretungen eingeräumt. Die früher höchstens dreißig betragende Mitgliederzahl bewegt sich gegenwärtig der Zahl der Aemter gemäß von siebzehn bis zweiundsechzig. Drei Viertheile der Mitglieder müssen im Bezirke selbst dauernd wohnen, ein Viertheil darf außerhalb des Bezirks seinen Wohnsitz haben. Niemand kann Mitglied mehrerer Bezirksvertretungen sein. Die Mitgliedschaft der Nationalversammlung verträgt sich mit der Mitgliedschaft der Bezirksvertretung, nicht mit der des Bezirksausschusses, auch die Bekleidung des Bürgermeisteramtes in der Bezirkshauptstadt verträgt sich mit der Ausschußmitgliedschaft nicht. Die Wahl der Bezirksabgeordneten erfolgt auf sechs, nicht, wie ursprünglich vorgeschlagen wurde, auf neun Jahre, aller drei Jahre wird die Hälfte der Abgeordneten neugewählt. Die Wahlprüfungen nimmt der Bezirkstag vor, er entscheidet im ersten und letzten Zuge über die Gültigkeit der Wahl. Die Geschäftsordnung erläßt der Bezirkstag selbst und wählt jedes Mal in der Augustsitzung seinen Vorstand auf ein Jahr. Die Bezirkstagssitzungen sind öffentlich. Der Präfect nimmt an den Sitzungen Theil, er kann jederzeit das Wort ergreifen. Zur Beschlußfähigkeit des Bezirkstages ist die Anwesenheit von einem Mitgliede über die Hälfte erforderlich. Ueber Anstellungen und Wahlprüfungen wird im Bezirkstage geheim abgestimmt, andere Abstimmungen erfolgen, wenn der sechste Theil der Anwesenden es verlangt, mit Namensaufruf. Ueber die Bezirkstagsverhandlungen erscheint ein amtlicher Bericht, der den Zeitungen binnen 48 Stunden nach jeder Sitzung zur Verfügung gestellt wird. Die Blätter dürfen die Bezirkstagsverhandlungen nur besprechen, wenn sie zu gleicher Zeit (en même temps) den betreffenden Theil des Sitzungsberichts veröffentlichen.

Wer die französischen Preßverhältnisse kannte, wird von selbst denken, zu wie erregten Erörterungen die starren Bestimmungen Anlaß gaben. Ordentliche Sitzungen hält der Bezirkstag zweimal im Jahre. Die Hauptsitzung in Dauer von höchstens einem Monate soll in der zweiten Hälfte August beginnen, die andere mit höchstens vierzehntägiger Dauer in der Augustsitzung anberaumt werden. Außerordentliche Sitzungen von höchstens achttägiger Dauer darf der Bezirkstag nur auf Anordnung des Staatsoberhaupts halten oder wenn es zwei Dritttheile der Mitglieder beim Vorsitzenden beantragen. Der Vorsitzende theilt den Antrag dem Präfecten mit, der den Bezirkstag unmittelbar zu berufen hat. Die Auflösung des Bezirkstages kann das Staatsoberhaupt auf Grund besonderer Umstände beschließen. Die Neuwahl muß aber nach vier Wochen erfolgen, die neue Bezirksvertretung versammelt sich vierzehn Tage später „de plein droit". Die Auflösung aller Bezirkstage auf einmal, „par voie de mesure générale", ist nicht gestattet. Während des Zusammenseins der Nationalversammlung hat ihr das Staatsoberhaupt von jeder Bezirkstagsauflösung unmittelbar Mittheilung zu machen. Die Nationalversammlung setzt dann den Wahltag in einem eigenen Gesetze fest und bestimmt zugleich, ob der alte Bezirksausschuß bis zur Eröffnung der neuen Bezirksvertretung fortbestehen oder die Regierung einstweilen einen andern Ausschuß bestellen soll.

In der Augustsitzung ordnet der Bezirkstag den Bezirkshaushalt, dessen Formen das Bezirksgesetz eingehend regelt. Die Bezirkseinnahmen setzen sich im Wesentlichen aus Zuschlägen zu den Staatssteuern zusammen, die zum Theil sogar in festen Sätzen für gewisse Verwaltungsaufgaben vorgeschrieben sind. Den ärmeren Bezirken bewilligt der Staat Hülfsbeiträge. Es ist für diesen Zweck seit den letzten Jahren im Staatshaushalte eine Summe ausgebracht, über deren Verwendung die Nationalversammlung in einem dem Staatshaushaltsgesetze beigegebenen Anhange beschließt. Die Vorbereitung des Bezirkshaushaltsentwurfs ist Sache des Präfecten. Der Präfect soll den fertigen Entwurf nebst Anlagen zehn Tage vor der Augustsitzung dem Bezirksausschusse mittheilen, der dem Bezirkstage seine Bemerkungen darüber „dans un rapport sommaire" zu machen hat. Der vom Bezirkstage festgestellte Haushaltsplan unterliegt der Genehmigung des Staatsoberhauptes. Die Ausführung des genehmigten Haushaltsplans, sowie des gesammten Kassenwesens sind ebenfalls dem Präfecten übertragen. Der Bezirksausschuß hat aber von ihm, sowie von den mit selbständigen Aufträgen versehenen Bezirksbaubeamten am Anfange jedes Monats einen Kassennachweis zu empfangen, um über die Geldlage des Bezirks auf dem Laufenden zu sein. Die Bezirksrechnungen müssen dem Bezirksausschusse zehn Tage vor der Augustsitzung vom Präfecten zugehen. Der Bezirkstag verhandelt über die Rechnungen in

Abwesenheit des Präfecten. Die gezogenen Erinnerungen reicht der Vorsitzende unmittelbar an den Minister des Innern ein. Die endliche Genehmigung der Rechnungen wird in einem Erlasse des Staatsoberhauptes ertheilt. Rechnungen und Haushaltsplan gelangen durch Druck zur Veröffentlichung.

Lange Verhandlungen führten die Frage herbei, in welcher Weise der Bezirkstag bei Bewilligung der Staatsunterstützungen für Kirchen, Schulen, milde Stiftungen u. s. w. betheiligt werden sollte. Es wurde lebhaft befürwortet, den Bezirken feste Summen zur Selbstvertheilung zu überweisen. Bei eingehenderer Erwägung der Verhältnisse mußte dies jedoch unthunlich erscheinen, der Bezirkstag erhielt nur das Recht, Vorschläge zu machen, an deren Reihenfolge die Minister bei ihren Bewilligungen gebunden sein sollen.

Die Verwaltungsbefugnisse des Bezirkstages scheiden sich in begutachtende (donner avis), berathende (délibérer) und beschließende (statuer). Die berathenden Befugnisse des Bezirkstages betreffen namentlich die im Bezirksbesitze befindlichen, aber Staatszwecken dienenden Grundstücke (Gerichtsgebäude, Präfecturen, Unterpräfecturen u. s. w.). Die darauf zielenden Bezirkstagsbeschlüsse werden vollstreckbar, wenn sie nicht während drei Monaten nach dem Sitzungsschlusse durch förmlich begründeten Erlaß des Staatsoberhauptes beanstandet sind. Die beschließenden Befugnisse des Bezirkstages umfassen die verschiedensten Verwaltungsaufgaben in den verschiedensten Verwaltungszweigen, und hervorzuheben ist vor allem das Straßenwesen. Die betreffenden Bezirkstagsbeschlüsse gelangen zur Ausführung, wenn der Präfect zwanzig Tage nach dem Sitzungsschlusse keine Berufung wegen Unzuständigkeit oder Gesetzwidrigkeit eingelegt hat. Der Präfect muß die Berufung den Vorsitzenden des Bezirkstages und Bezirksausschusses mittheilen, der Bezirkstagsbeschluß wird aber auch dann noch vollstreckbar, wenn ihn nicht innerhalb zwei Monaten nach der Benachrichtigung über Einlegung der Berufung ein Erlaß des Staatsoberhauptes aufhebt. Außerdem darf der Bezirkstag vom Vorsitzenden Vorstellungen über Bezirksfragen und Bedürfnisse an die betheilgten Fachminister richten lassen, auch darf er in wirthschaftlichen Dingen, sowie in allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten Wünsche äußern. Politische Kundgebungen sind dem Bezirkstage untersagt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wie lebhaft man diese Bestimmung gerade in der Nationalversammlung erörterte. Was wird bei der politischen Lage Frankreichs eine solche Abwehrbestimmung aber sagen wollen?

Der Bezirksausschuß führt die vom Bezirkstage ihm zugewiesenen Aufträge aus, doch handelt er auch kraft eigenen Rechts, wo das Gesetz ihm Befugnisse ertheilt oder der Präfect seine Mitwirkung in Anspruch nimmt. Von den beschließenden Befugnissen des Bezirksausschusses sind die in Ansehung des Gemeindewegewesens zu nennen. Verträge schließt für den Bezirk nicht

der Ausschuß, sondern der Präfect, aber nach vorgängigem Einvernehmen mit dem Ausschusse. Auch die Parteirolle führt in bezirklichen Klagesachen der Präfect, blos wo Staat und Bezirk einander gegenüberstehen, übernimmt sie das Mitglied des Bezirksausschusses, das dieser dafür bestimmt.

Dies die allgemeinsten Umrisse des französischen Bezirksgesetzes, an die einige wenige Betrachtungen mit Beziehung auf Deutschland und Preußen sich anreihen mögen. Die Zeiten, wo wir Deutschen die staatlichen Vorbilder im Auslande suchten und fanden, sind vorbei, die Tage da, wo die nationalen staatlichen Gedanken zu voller Verwirklichung gelangen können und sollen. Steigert dies nicht nur die Pflicht, fremde Einrichtungen prüfend zu betrachten, sie ihrer Eigenart nach kennen zu lernen? Der Blick auf die französische Bezirksverwaltung darf uns Deutsche vielfach wohl mit Genugthuung erfüllen. Was der französische Gesetzgeber erst anstrebt, erst herbeiführen will, besitzt zum Theil Deutschland bereits, zum Theil wird es gewisser und eher als Frankreich dazu kommen. Preußen hatte seine Kreise, es hat seine Provinzen, es galt und gilt nur das Einzelleben dieser Verbände zu höherer Erscheinung zu führen. Der neue französische Bezirksausschuß stellt sich deshalb für Preußen weder nachahmbar, noch nachahmenswerth dar. Von den Bestimmungen des Bezirksgesetzes ist vielleicht überall nicht eine für die Uebertragung geeignet, der Uebertragung fähig. Die unmittelbare Bedeutung der französischen Neuerungen läßt sich für Deutschland schwerlich hoch anschlagen. Die Vorgänge jenseits der Mosel haben für uns Deutsche dagegen allerdings große mittelbare Bedeutung, sie zeigen, wie selbst das Geburtsland der Centralisation die Wege der Decentralisation wirklich zu betreten beginnt. Das Bezirksgesetz soll die Neugestaltung französischer Verwaltung eben blos einleiten. Es soll nur der erste Schritt auf der neueröffneten Bahn sein. In Folge der durch den Krieg und seine politischen Einwirkungen geschaffenen Lage entstanden, war das Bezirksgesetz nichts weniger als unvorbereitet, es bildet das letzte Glied in der Entwickelung der Bezirksverfassung während ihres nunmehr als achtzigjährigen Bestehens. Die Geschichte der französischen Bezirksverfassung bewegt sich in der Richtung der Decentralisation. Zuerst reine Verwaltungsbezirke mit Einzelbeamten, erhielten die französischen Bezirke bald darauf Bezirkstage beigegeben, deren Mitglieder die Regierung ernannte. Nach dem Verlaufe von Jahrzehnten, in den dreißiger Jahren, erhielten dann die Bezirke das Recht, die Bezirkstagsmitglieder zu wählen, zugleich wurde ihnen, den Bezirken, vermögensrechtliche Persönlichkeit ausdrücklich und förmlich ertheilt. Napoleon III. vermehrte sodann während der letzten Zeit seiner Regierung die Befugnisse der Bezirkstage in nicht unerheblicher Weise (1866). Der Krieg unterbrach die weiteren Arbeiten, die, nach Beendigung desselben wieder aufgenommen, das Bezirksgesetz zum Ergebnisse hatten. Den Entwickelungs-

gang von der Centralisation zur Decentralisation sprechen die wenigen Thatsachen unumwunden aus. Von folgenreicher Wichtigkeit für die künftige Fortentwickelung der Bezirksverfassung scheint der gegenwärtige Zustand der französischen Gesellschaft zu sein. Herr Gambetta hat den Zustand treffend gezeichnet, wenn er ihn den Kampf zweier Gesellschaften, der Gesellschaft von vor 1789 mit der Gesellschaft von nach 1789 nannte. Dieser Kampf, für welchen die Republik wohl der beste Boden, muß zur Verquickung der beiden Gesellschaften in eine neue französische Gesellschaft führen, diese Verquickung aber die Heranziehung der Gesellschaft von vor 1789, welche das Bezirksgesetz von selbst mit sich bringt, wesentlich befördern. Der Boden des Staates vermag die größten Gegensätze zu vermitteln, auszugleichen. Deutschland hat es gewiß willkommen zu heißen, wenn Frankreich den ernsten Arbeiten des Staates sich hingiebt. Das Wettbestreben um den besten Staat wird nicht das schädlichste Bestreben für die Völker und Länder sein.

Ein Maskenfest am Hofe Jakob I. von England.

Von Theodor Vatke.

Unter dem prachtliebenden Könige Heinrich VIII. waren die glänzenden Maskenfeste aus dem sonnigen Italien in das neblige Brittenland verpflanzt worden: hundert Jahre waren seitdem verflossen als Ben Jonson (1573 bis 1637), Shakespeares im Uebrigen so unglücklicher Rival, die Maskendichtung nahezu auf den Gipfel der Vollendung erhoben hatte. Von allen Maskenkomödien aber, mit denen der Hofpoet die Feste des glanzliebenden Königs Jakob I. verherrlichte, ist keine großartiger, keine mehr dazu angethan, uns in jenes einer maßlosen Schmeichelei gegen gekrönte Häupter fröhnende Zeitalter einzuführen als die Komödie von den „Verwandelten Zigeunern.“ Sie fand so großen Beifall bei dem Könige, daß sie dreimal, zuletzt zu Windsor im August 1621, aufgeführt ward. Die höchsten Würdenträger des Reichs, die vornehmsten Damen Englands waren die Mitwirkenden; für das Publicum aber, das in beschränktem Maße Zutritt zu diesen Festlichkeiten hatte, mußte es interessant sein, die maskirten hohen Persönlichkeiten zu errathen.

Bei unsrem Spiel von den Zigeunern nun sind der König und ein Theil des Hofes die Angeredeten, an welche die Zigeuner sich wenden, um nach der bekannten Art dieser Söhne des Ostens aus den Linien der Hand das Schicksal des Einzelnen zu wahrsagen. Wer aber dem geistreichen Dichter dieser Posse den Vorwurf unwürdiger Schmeichelei gegen den König würde

machen wollen, der möge sich an die allgemeine Sitte oder Unsitte des Zeitalters erinnern, nach der auch die Königin Elisabeth von Spenser und Lilly nicht weniger als von Jonson selbst als Diana, die Mondgöttin verherrlicht worden war, wie ja die stolze Tochter Heinrichs VIII. sich dem Parlamente von England gegenüber thatsächlich als eine Art Gottheit auf Erden proclamirt hatte, die keinem Menschen Rechenschaft über ihre Handlungen schuldig sei.

Und Jakob bildete diese Vorstellungen zu einem förmlichen Dogma aus. Selbst am Hofe Ludwig XIV., wie man mit Recht bemerkt hat, würde die Sprache der Huldigung unerhört gewesen sein, die der „stolze" Engländer gegen seinen Souverän zu führen sich zur Ehre schätzte.

Unser Spiel beginnt mit dem Auftreten des „Jackmann" der ein mit Zigeunerkindern beladenes Pferd in den Saal führt: „Platz für die fünf Prinzen aus Aegyptenland" ruft er aus und bereitet auf die Wunderdinge vor, die er mit seinen Begleitern alsbald vollführen wird. Schließlich greift er zur Guitare, die Musik setzt ein, die ein unerläßlicher Bestandtheil jedes Maskenspiels ist: denn das noch nicht ganz und gar vom Puritanerthum entstellte lustige „Altengland" war der Musik in viel allgemeinerer Art ergeben, wie denn Erasmus von Rotterdam in seinem „Lobe der Narrheit" die Pflege der Musik neben der körperlichen Schönheit als besonders charakteristisch für den Engländer hervorhebt. Während der Musik ist der Zigeunerhauptmann mit sechs Begleitern eingetreten und es folgt nun der erste Tanz, der wie immer mit der Musik eng verbunden ist. Auf Musik und Tanz folgt der erste Gesang, vom Jackmann vorgetragen und vielleicht auch mit der Guitare begleitet. Wir versuchen, diesen Gesang und die wesentlichsten poetischen Bestandtheile der „Zigeuner" im Versmaße des Originals nachzubilden:

Jackmann: Hoch von Darby's Felsenspitze,
Nahe bei des Teufels Sitze,
Wo wir jährlich Must'rung halten,
Kommen wir, die Jung' und Alten.

Seid erschreckt nicht ob der Kleider,
Finden sie gleich wenig Neider!
Sei der Rock uns auch zerrissen,
Wenn wir nur gut Schwänke wissen.

Gebt uns Speck und Wallnußschalen,
Muscheln, Nüßchen allzumalen,
Glocken, Bänder, Safran, Linnen,
Und wir werden schon gewinnen.

Künste kennen wir entzückend,
Eure Herzen schnell berückend,
Daß Ihr unsres Antlitz Dunkel
Sollt ertragen ohn Gemunkel.

Können Euer Schicksal sagen,
Steck's im Kopfe, steck's im Kragen,
Im Geblüte, und die Zeiten,
Die grad Euer Glück bereiten.

Zieht den Handschuh dann, ich bitt Euch,
Hab' nicht Arg's im Sinne mit Euch,
Sind wir gleich in Windsor's Hallen,
Soll nur Art'ges uns gefallen.

Auf ein längeres Gedicht des Patrico, eines Würdenträgers der braunen Gesellschaft, folgt sodann die Anrede des dritten Zigeuners an den Hauptmann derselben.

Dritter Zigeuner:

Hauptmann, wenn je in Eurer Höhlen Herrlichkeit
Die Leute Ihr in Darby's Tränke eingeweiht,
Und wir mit brauner Bowle und mit Ale
Gelabt uns und mit Honigbier die Kehle,
Wenn so gemustert in des Trinkens Kunst
Wir unsres Lebens Mühen und Ungunst
Ertrugen und die unruhvollen Wachen,
Dem guten Rufe keine Schand zu machen,
Wenn stets an dem Statut wir hielten fest,
Entworfen hoch auf Darby's Felsennest,
Wenn Kälber, Hammel, wie's da heißt,
Wir stahlen und Geflügel allermeist,
Denn, wie unsre Magna Charta spricht,
Gekauftes Fleisch bekommt uns nicht: —
Wenn mit Zigeuner-Ringeltanz
Wir je erhöhten Eurer Feste Glanz,
Und da in Reim und Prof' erzählten
Von Ahne Cleopatra, der Auserwählten:
Wenn wir dies thaten so und so,
So leiht Gehör jetzt unsrem Patrico.

Hauptmann: Nun wohl, so tanzt, indeß wir singen,
Euch unsre Wünsche darzubringen.

(Hier tanzen sie.)

Zweiter Gesang.

Patrico: Der Feeen Strahl umkränz Euch,
Der Sterne Licht umglänz' Euch
Ein Mond in Pracht,
Zu Mitt' der Nacht,
Bis der feurige Drache die Gränz' Euch.

Fortuna's Rad geleit' Euch,
Den Knaben auch zur Seit' Euch,
Bis das Vöglein singt,
Das den Morgen bringt,
Und zu schönerem Lose befreit Euch.

Hauptmann (zur Gesellschaft):

Behütet Euch, Herren hier alt und junge,
Vor der Galle des Herzens und der Zunge.
Mit Euch, Glücksvogel, beginn' ich, (nähert sich dem Könige) laßt schau'n,
Ich ziel auf den Besten, der seid Ihr traun!
Das ist schon Glück, wenn je ich verstand
Meine Kunst, ist dies 'nes gentlemans Hand;
Die küss' ich; nach ihren Linien müßt ihr sein
Von Pferd und Hund ein Freund, doch nicht vom Schwein.
Ihr liebt es, den mächtigen Hirsch zu jagen,
Mehr um die Gesundheit, als um den Magen.
Euch fehlt's nicht an Gütern und Ehren,
Und könntet zu Land und zu Wasser sie mehren,
Doch liebt Ihr Eurer Völker Frieden,
Begnügt mit dem, was Euch beschieden.
Die Weiblein, das seh ich, die laßt Ihr in Ruh,
Doch gab die Natur Euch nicht Ursach dazu.
Lebt einsam und habt Euer Weib begraben*)
Und wollet ein zweites, so scheint es, nicht haben.
Und weiter die Hand hier mir Kunde giebt,
Daß Ihr von Herzen Eure Kinder liebt,
Und daß Ihr erfahren im Bücherwesen,
Daß Eure Rede gar auserlesen.
Doch halt — dies Jupiter's Mal hier meint?

*) Königin Anna starb im Anfang des Jahres 1619.

Ein König, ein Monarch! Welch Wunder erscheint!
Erhaben und gütig und selbst in seinem Kreise
Ein Jupiter, geliebt und herrschensweise.
Ich sag' es den Andern, schnelle
Bin wieder ich zur Stelle."

Nach einem kurzen Liede des Patrico, in welchem Jedem das Seine gewünscht wird, wendet sich dann der Hauptmann wiederum an den König, der als der größte und friedlichste Fürst der Welt, als der Begründer des europäischen Gleichgewichts (to balance business) gefeiert wird, während die Geschichte diese epochenmachende Idee in der europäischen Politik bekanntlich dem König Heinrich IV. von Frankreich beilegt.

Hauptmann: Wer kann, der diese Hand gesehn,
Ob Eurem Rang in Zweifel stehn?
Wie Euch der Dinge Schicksal lauschet!
Wen dünket nicht, daß himmelab
Euch Gott zu unsrem Herrscher gab,
Daß Ihr mit keinem König tauschet?

Zu schaun der Wahrheit Pfad und Pflicht,
Willst Du der Dinge Gleichgewicht,
Den Streit der Christenheit zu schlichten!
Und ist's unmöglich, müssest Du
Gesetze geben, Rast und Ruh,
Und über Krieg und Frieden richten.

Von aller Welt sei dies erkannt,
Sei der Gerechte Du genannt!
Gebeut der Hand der Fürstentöchter!
Auf Erden müssest Du allein
Dein eigner Herr und Meister sein,
Ein Friedensfürst, kein Menschenschlächter!

Doch ich entschließe mich nur schwer,
Das Schicksal Euch zu künden, Herr,
Der Ihr's hier selber schaffet Allen!
Denn ist in diesem Kreis Jemand,
Deß Schicksal nicht von Eurer Hand,
Die Gaben sicher, die gefallen?

Zigeuner schein ich hier zu sein,
Doch dank' ich Alles Euch allein!
O daß mein Wort sie nennen könnte

Die hohe Huld, die, unentwegt,
Sich stets in gleichen Bahnen trägt,
Die nie bereut was sie mir gönnte!

So freue denn sich Eure Hand
Des immer gleichen Glückes Stand,
Ja, mög' es fort und fort sich mehren!
Und möge sich der Dank in mir
So groß bezeigen Herr, als Ihr
An Seele seid und allen Ehren! (Musik)

(Hier tanzen sie).

Darauf wird

Des Prinzen — nachmaligen König Karl I. — Schicksal mitgetheilt vom

zweiten Zigeuner: Mit dem Herrn, da fing man an,
Folgt des Königs Sohn sodann;
Die Hand, Herr!

Seid um Glück und Lieb nicht bang,
Beid' sind Euch verfallen lang
Als Pfand, Herr!

Völker flehen Deiner Wahl,
Dir zu bieten ein Gemahl,
Ein treues!

Braver auch als dieses ist
Findest Du zu keiner Frist,
Erfreu' es:

Schwester ist sie einem Stern,
Glänzend in des Himmels Fern,
Dem Hesper.

Den der Osten Phosphor nennt,
Den des Westens Sphäre kennt
Als Vesper.

Mit der Sonne selbst vergleicht
Sich ihr Bruder,*) unerreicht
An Prangen.

*) Der König von Spanien.

Und wer kann zur Hochzeitsnacht
Mehr als Sonn' und Sternenpracht
Verlangen?

Ein Versprechen nur begehrt,
Daß ein Prinz Euch sei bescheert;
Habt Acht ihm?

Großpapa auf seinen Knie'n
Wiegt nichts Lieberes als ihn,
Und lacht ihm.

Seid mit Sorgen denn bedacht,
Wie Ihr seinen Sorgen macht
Ein Ende.

Daß des Reiches Stütze Ihr,
Daß zum Besten Alles hier
Sich wende.

Bis Ihr — sei es noch recht fern! —
Selber seid dereinst die Herrn
Im Reiche.

Kommt es früher, kommt es spät,
Ist, da's nie zu Ende geht,
Das Gleiche.

Denn im Frieden und im Krieg
Seid Ihr überall im Sieg
Auf Erden.

Mögt Ihr denn an's Himmelszelt
Als ein neuer Stern gestellt
Einst werden.

(Musik. Tanz.)

Die Zigeuner wenden sich nunmehr zu den Damen. Aus dem grö[ßeren]
Cyclus derselben und der an sie gerichteten Lieder wählen wir zwei [der]
schönsten aus.

Zur Gräfin Buckingham, Mutter des Günstlings, spricht der
vierte Zig.: Verzeihung, Dame, leistet Stand!
Urtheile ich nach Eurer Hand,
So ist der größte Schelm im Land
Entdeckt hier.

Weiß nicht durch welcher Künste Hort,
Doch stahlt Ihr Herzen hier und dort,
So saget manch ein flüsternd Wort
Versteckt mir.

Zuerst muß ich Euch anvertraun,
Es ist, Euer Antlitz anzuschau'n,
Allzugefährlich, tödtlich traun
Dem Herzen.

Doch Eure Anmuth ist so groß,
Daß es des Mannes schönstes Loos,
Sich Euch zu nahen, sei's auch bloß
Zu Scherzen.

Nun wißt, in unsrer braunen Schaar
Zwei Eurer Söhne sind, fürwahr
Ihr seid Zigeunerkön'gin gar
Für heute.

Georg und Richard werden sich
Gehorsam zeigen, sicherlich;
Erfüllt drum was uns inniglich
Erfreute.

Zur Lady Purbeck, Gemahlin von John Villiers, Viscount Purbeck, der zweite Zig.:

Welch ein Wunder, welch ein Buch,
Darin läs' ich nie genug!
Weich'rer Linien wonn'ger Spiel
Dem Zigeuner nie gefiel.
Hier stimmt Venus selber bei,
Dies der Liebe Kön'gin sei,
Und die Sterne im Verein,
Nicht Cupido ganz allein.
Wenn Ihr's auch nicht gerne glaubet,
Habt der Augen ihn beraubet,
Und von ihm, es muß gesagt sein,
Sollt des Mordes Ihr verklagt sein,
Seiner Fackel siegreich Licht
Lischt vor Eurem Angesicht.
Lilien da und Purpurrosen
Eurer Wangen Paar umkosen,

Lippen, Küsse aufzudrücken,
Und die Küsse selbst zu pflücken,
Selbst der Weise liebestrunken
Liegt vor Euch in Staub gesunken,
Flammend Ihr das Herz entzündet,
Bis in Asch' und Tod es schwindet.

Es folgen nunmehr die Großwürdenträger von England. Wir wählen die folgenden Ansprachen aus.

Zum Lord Schatzmeister (Lord Cranfield)

der dritte Zigeuner:

Ich komme zu borgen, Ihr werdet verzeihen,
Nicht Gelder, die Hand nur bitt' ich zu leihen;
Doch wär' es um Geld, das seh' ich der Hand an,
Leicht füllet Ihr Alles zum Rand an.
Verwaltet dem Könige Schatz und Truh,
Doch lasset Ihr beides gern in Ruh;
So möge das Glück sich Euch finden,
Den König der Schulden zu entbinden,
Daß Jeder empfang' die versproch'ne Pension,
Habt wieder Credit dann als sich'ren Lohn.

Zum Lord Siegelbewahrer (Earl von Worcester)

der zweite Zig.: Ehrwürdig und alt,
Ein Wort von goldnem Gehalt!
Gesundheit geb' Euch Gott,
Mit Andrem hat's nicht Noth!
Habt Ehren und Gut,
Womit Ihr des Edlen so vieles thut,
Und habet ja, besser als Alle,
Des Königs Siegel in jedem Falle.

Zum Lord Kammerherrn (William, Lord Bischof von Lincoln)

der Jackman: Seid Kammerherr hier,
Doch ein Schlüssel ward auch mir,
Zu verschließen Euer Glücksrevier.
Den guten Mann
Leugn' in Euch, wer kann,
Und, daß Ihr getreu,
Wer sonder Scheu.

Ihr wisset die Feder zu führen, das Schwert,
Liebt Künste nicht blos, auch Manneswerth;
Und Musen und Grazien Euch immer begleiten,
Als wär't der Apoll Ihr unsrer Zeiten;
Die Hand hier nur leis mir erzählet,
Euch eine Gunst noch fehlet,
Zu Euren Ranges Recht sie zählet.
Die Linie des Mars hier sagt es genau,
Noch halft Ihr dem König zu keiner Frau.
'Nen Herrn Ihr habt, gar keuschen und frommen,
Sonst wäret Ihr längst vom Amte gekommen.

Doch wir eilen zum Schluß des Maskenspiels, und übergehn die meist in Prosa geschriebene „Antimaske", in welcher die Zigeuner zum Theil als Clowns auftreten. Komische Bestandtheile, derbe ja plumpe und cynische Lieder stellen sich hier neben die Ergüsse zartester Lyrik: die unvermittelten Gegensätze des Zarten und Derben, die das ganze Zeitalter charakterisiren, finden eben auch in dieser Maskendichtung ihr Spiegelbild.

Ein längeres Gedicht, das der Patrico an den König richtet, giebt sodann weitere mannichfache Charakterzüge Jakobs, auch seine Abneigung gegen das Tabakrauchen, das der König in der Schrift „Ein Gegenstoß gegen den Tabak" (1604) bekämpft und mit allen Mitteln seiner absoluten Gewalt zu unterdrücken versucht hat, wird darin erwähnt. Das Lied schließt:

Schütz' Ihn Gott vor Ungemach,
Seine Freuden jeden Tag,
Daß nicht Unheil kreuz' den Pfad,
Daß kein Wetter Ihm sich naht,
Sei Er, o sei Er noch lang
Der heil'ge Inhalt unsrem Gesang,
Sei Er an Jahren und an Thaten
Besser als alle Britenkönige berathen."

Erster Gesang.

Der Jackman (singt): Der Scherz ist aus, doch nicht so schnell
Sei Schweigen was so jubelhell
Noch jüngst erklang, zu Einer Well
Will beides nicht sich binden.
So trete denn zur Furcht der Muth,
So mischt sich Unvereintes gut,
Den Hymnus selbst zu finden.

An Ihn, den Herrscher uns zur Seiten,
Und meine Laute soll's begleiten.

Zweiter Gesang.

Der Jackman: Dies Inselreich als Königserben,
Durch Tugend nur konnt' Er's erwerben.
Vierter Zig.: Wie prägt Sein Antlitz Ihn so würdig aus,
Die Augenbraun und alle Herrscherzeichen,
Als stammte Er aus aller Grazien Haus,
Als müßte Ihm auf Erden Alles weichen.

Dritter Gesang.

Jackman: Schau, schau Ihn an! Ist Er nicht schön,
Und frisch und blühend auch,
Wie Sommerluft auf Bergeshöhn
Und wie der Lilienstrauch,
Der diesen Morgen aufgeblüht!

Vierter Zig.: O, wie mein Herz für Ihn erglüht!
Dritter Zig.: Sieh, wie der Wind auf Wogen zahm sich legt,
Wie rauscht das Land von seinen Purpurschwingen!
Und wie er dann die Wasser jubelnd trägt,
Sie zu des Himmels heil'gem Quell zu bringen,
So wollen Seinen Namen, Seinen Ruhm
Wir tragen und in tausend luft'gen Ringen
Soll um den Erdball unser Eigenthum
In allen Lüften jubelnd wiederklingen.

Vierter Gesang.

Jackman: Der gute Fürst, er überragt
Des schönsten Namens Ruf;
Und was sein Geist erschuf
Ist mehr noch als die Fama sagt.
So bist Du auf dem Königsthron,
Du aller Ehren Schmuck und Lohn,
Du hast zu Deiner Höhe Dich emporgeschwungen,
Und Fama's Flug durch Deinen Flug bezwungen.

Vierter Zig.: Fürwahr, Er ist kein Herr, der nur gebeut,
Dem Staat, nein, den die Herzen zu besitzen freut,
Und Künste, Handel, Schulen
Um Ihn als ihre Seele buhlen.

Zweiter Zig.: Gerechtigkeit ist Seine Dienerin.
Dritter Zig.: Die Weisheit, sie verehret Ihn.
Vierter Zig.: Die Gnade, sie begehret Ihn.
Fünfter Zig.: Sein Leben, es ist Mäßigkeit.
Zweiter Zig.: Und Milde, Güte, allezeit.
Dritter Zig.: Die Milde wählt Er sich zum Wächter.
Vierter Zig.: Kein Mensch ist wahrer, treuer, ächter.
Fünfter Zig.: Fortuna ist ihm dienstbereit.

Fünfter Gesang.

Jackman: O, daß wir verstünden,
Sein Herz zu ergründen!
Zwei Ströme da münden:
So redlich ist kein Blut
Und keins so endlos gut!
So rauschen denn in seiner Ufer Bette
Erlauchter Sinn und edler um die Wette.
Hauptmann: So lieb', o lieb' denn Seine Tugend und Sein Glücke,
Ihn, aller Menschen Spitze,
Denn Sein Geschick ist unsrer All Geschicke.
Wo alle Welt des Fürsten Güte preist,
Hoch und Gering in Glückes Bahnen kreist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Drei Ersatzwahlen. — Der Eröffnung unseres Landtages, die am 15. März stattgefunden hat, ist noch die Emotion eines Wahlkampfes vorausgegangen, dessen Schauplatz allerdings nur drei Wahlkreise waren, der aber doch, wenigstens in zweien derselben, alle Freuden und Leiden mit sich führte, welche mit der Ausübung des allgemeinen Stimmrechts verbunden zu sein pflegen, und auch politisch nicht ohne Interesse war. Zwar sind nirgends zwei politische Programme auf einander gestoßen, und insofern sind diese Wahlen ein weiterer Beleg dafür, wie sehr unsere alten Parteien im neuen Reich Werth und Bedeutung verloren haben. Von den Föderativrepublikanern kann im Ernst nicht mehr die Rede sein, auch der Gegensatz des selbstgenügsamen Particularstaates gegen das Reich hat seine Schärfe verloren, seitdem die Regierung selbst auf guten Wegen sich befindet, von der einzigen Parteibildung aber, die zeitgemäß ist, nämlich: Rom oder das

Reich, mag man hierzuland aus bekannten Gründen nichts hören. Es wäre unvorsichtig davon nur zu reden. Hat doch erst jüngst wieder das Geburtsfest des Königs Carl den officiellen Festrednern Gelegenheit gegeben, Gott zu danken, daß wir nicht sind wie andere Leute, und die Oase des kirchlichen Friedens zu preisen, deren Einwohner gegen die außerhalb tosenden lästigen Stürme sich glücklich geschützt wissen.

Alle drei Bezirke, Blaubeuren, Cannstadt und Stadt Tübingen, die am 10. März zu wählen hatten, waren bisher durch Nationalliberale vertreten gewesen, zwei derselben sind nunmehr verloren gegangen, aber dabei ist es ein Trost, daß sie wenigstens nicht Mitgliedern reichsfeindlicher Parteien zugefallen sind. Blaubeuren hat den Minister des Innern, Sick, mit seinem Vertrauen beehrt, der, wie man sagt, seinem Collegen und Rivalen Mittnacht es auch in dem Stück gleich thun wollte, daß er in die Wahlkammer aufgenommen zu sein wünschte und damit seine Stellung neben oder je nach Umständen auch gegen den Premier fester zu machen hofft. Diese Berechnung von Seite des Ministers findet man begreiflich, weniger begreiflich ist, was die Wähler dazu bewegt, den Minister mit einem Amte zu betrauen, das doch wesentlich darin besteht, die Minister zu controliren. Wenn man das unseren alten Landständen, die so eifersüchtig und zäh ihre Rechte gegen des Herzogs Räthe festhielten, prophezeit hätte, daß das württembergische Volk vom allgemeinen Stimmrecht einst den Gebrauch machen würde, eben die Räthe der Krone in die Landesvertretung zu wählen! In den fünfziger Jahren, zu den dunklen Zeiten des Freiherr von Linden, kam es erstmals vor, daß die Minister neben ihrem Platz am Ministertisch auch um einen Platz unter den Abgeordneten sich umthaten, und Herr von Linden trieb damals seinen gnädigen Scherz mit der Kammer so weit, daß er sich, darüber zur Rede gestellt, unverzagt auf das Beispiel des constitutionellen Musterstaats, auf England berief. Jetzt ist die Sitte, Minister und einflußreiche hohe Räthe zu wählen, dermaßen eingerissen, daß man bei Erledigung eines Mandats zunächst zu fragen pflegt, wer aus jenem Kreise uns noch zur Verfügung stehe und nunmehr an die Reihe komme. Hiezu hat insbesondere die Aera des Herrn von Varnbüler beigetragen, die durch ein allgemeines Wettrennen der Landesgegenden und der einzelnen Kirchthürme nach Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln bezeichnet war. Damals glaubten Bezirke, die einen Wunsch im Herzen trugen, die Gunst der entscheidenden Behörden am sichersten dadurch auf sich zu lenken, daß sie deren einflußreichsten Mitgliedern die Ehre eines Abgeordnetenmandats zuwandten. Es entstand unter den Wahlkörpern eine plötzliche Nachfrage nach Bauräthen, Staatsräthen, Directoren im Eisenbahn- und Postdienste und zuletzt Ministern. Auch scheint es nicht, daß die Wähler bei diesem System in ihrer Rechnung sich betrogen haben,

wenigstens ist dasselbe, trotzdem daß die schwunghafte Eisenbahnperiode längst vorüber ist, noch immer im Gebrauch, und welcher Bezirk hat nicht noch immer seine geheimen Wünsche, für die ihm an der Gunst eines hochmögenden Mannes gelegen sein muß! So läßt sich denn leicht denken, daß, sobald der Name des Ministers Sick in Blaubeuren von dienstwilliger Seite ausgesprochen wurde, ein allseitiges, wenn auch etwas verschämtes Echo die Antwort war. Nirgends wagte sich ein Hauch von Opposition, denn wer hätte die Verantwortung auf sich nehmen mögen, den eigenen Bezirk um die Protection des mächtigen Mannes zu bringen. Und so ist denn die Wahl des Ministers eine glänzende, einstimmige gewesen.

Nicht so harmonisch sah es in den beiden anderen Bezirken in den Tagen vor der Wahl aus. Die Wahrnehmung drängte sich doch lebhaft auf und gab zu lauten Klagen Anlaß, daß im Allgemeinen das Element der Staatsbeamten in unserer Wahlkammer reichlich, ja mehr als billig vertreten sei. Es wird nicht viel fehlen, daß ein volles Drittel der gegenwärtigen Abgeordneten Staatsbeamte irgend welcher Art sind. Schon insofern mußte sich die nationalliberale Partei auf eine starke Gegnerschaft gefaßt machen, wenn sie zwei richterliche Beamte, in Cannstadt den Staatsanwalt Gustav Elben, in Tübingen den Kreisgerichtsrath Geß als ihre Candidaten aufstellte. Aber die Wahl von Beamten in die Abgeordnetenkammer hat freilich ihre zwei Seiten. Wenn eine Ueberzahl derselben ohne Zweifel vom Uebel ist und dem eigentlichen Zwecke der Volksvertretung wenig entspricht, so ist doch ein gewisser Procentsatz derselben geradezu unentbehrlich, einmal zur Besorgung der Geschäfte, zur Beurtheilung der Gesetzesvorlagen, für welche die Herren vom Lande im Durchschnitt weder die erforderlichen Kenntnisse noch die nöthige Arbeitslust mitzubringen pflegen. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Männer des Volkes, die aus den ländlichen Gegenden zur Kammer geschickt werden, erfahrungsgemäß vielfach nicht von den hochherzigsten Gesinnungen erfüllt sind, was sich zumal bei den Budgetberathungen, denen der gegenwärtige Landtag in erster Linie gewidmet sein wird, zuweilen in peinlicher Weise geltend macht. Für alle Interessen höherer Art, für die Heranziehung der Steuerkräfte des Landes zu Zwecken der Wissenschaft und Kunst wäre noch viel übler gesorgt, als dermalen der Fall ist, wenn sie einzig in den Händen jener ländlichen Autoritäten ruhten, welche der „Beobachter“ mit dem Namen Männer des Volkes zu beehren liebt. Allein auch was Unabhängigkeit der politischen Gesinnung betrifft, wäre es durchaus unbillig, in Bausch und Bogen unsere Staatsbeamten zu verdächtigen. In der Zeit von 1870 hat doch auch ein namhafter Theil des Beamtenstandes politische Unabhängigkeit gezeigt. Der Mann aus dem Volke, der unter den Bürgern seines Kirchspiels verdientes Ansehen genießt, ist darum noch nicht auch ein politischer

Charakter. Und so war gerade in den beiden vorliegenden Fällen die Unabhängigkeit und Entschiedenheit der politischen Gesinnung unzweifelhaft auf Seite der Candidaten der deutschen Partei, obwohl sie richterliche Beamte sind. Zum Glück ist wenigstens in Cannstadt, wenn auch nach hartem Wahlkampfe, Staatsanwalt Elben Sieger geblieben, und mit ihm, einem Neffen des verstorbenen Paul Pfizer und Vetter des Reichtagsabgeordneten Elben, tritt eine frische und tüchtige Kraft in das öffentliche Leben ein. Dagegen ist in Tübingen der nationale Bewerber unterlegen gegen den Gemeinderath Dr. Dorn, dem als Docenten für technische Fächer an der Universität und als Mitglied des Bergraths in Stuttgart nur Rühmliches nachgesagt werden kann. Er war von der unter der Bürgerschaft der Universitätsstadt ziemlich stark vertretenen Volkspartei auf den Schild erhoben, und diese kann sich somit eines Erfolges rühmen, wenn er auch für die Kammer ohne Bedeutung ist und das kleine Häuflein der dortigen Volksparteiler nicht vermehrt. Denn Dorn selbst gehört nicht dieser Partei an, er hat vielmehr, in der Politik bisher ein Neuling, seine Uebereinstimmung mit dem politischen Programm seines Gegners ausgedrückt; wohl aber haben sich alle reichsfeindlichen Elemente an ihn gehängt und zu seiner Wahl sich zusammengethan, damit wenigstens nicht der Candidat der deutschen Partei gewählt würde.

Soll man das Facit aus diesen drei Wahlen ziehen, so ist es dieses. Zwei Sitze hat die nationalliberale Partei verloren, aber nirgends ist ein Gegner des Reiches gewählt worden. Der deutschen Partei kommt nicht mehr die durchschlagende Gunst der Verhältnisse zu statten, wie bei den allgemeinen Wahlen, die noch während des Krieges im December 1870 stattfanden. Es war unschwer vorauszusehen, daß sie aus künftigen Wahlen nicht mehr in derselben numerischen Stärke hervorgehen werde. Jetzt zeigt sich die Mehrheit des Volkes der Entwickelung des Reiches geneigt, aber weniger geneigt der politischen Partei, die das Reich auf ihre Fahne geschrieben hat. Entschiedenheit der politischen Gesinnung ist es nicht, was bei den Wählern empfiehlt, vielmehr wird derjenige Candidat bevorzugt werden, der nicht durch Antheil am Parteiwesen oder durch Charakter und Unabhängigkeit der Gesinnung sich compromittirt hat. Ein entschieden conservativer Zug herrscht vor, ja Abneigung gegen die Politik und als der bequemste Ausweg, keine politische Farbe bekennen zu müssen, erscheint es, einen Minister zu wählen.

Aus dem Reichslande. Die Maßnahmen der Regierung. — Als den gefährlichsten Feind aller Demagogie radicaler Parteien hat sich auch in Elsaß-Lothringen die Maßregel gezeigt, daß man dieselben so lange es nur die Autorität der Regierung gestattet, gewähren läßt. Zu diesem Zwecke ist vor Allem erforderlich, daß die Regierung möglichst jede directe

Berührung mit den feindlichen Führern vermeidet, um denselben nicht den Glorienschein des Märtyrerthums zu verschaffen. Wohl noch nie durfte einer gegen ihren Willen einem andern Reiche einverleibten Bevölkerung eine derartige Freiheit gewährt sein, ihre politischen Sympathien und Wünsche auszudrücken, als seit der am 8. Februar 1871 unter deutscher Militärherrschaft erfolgten Wahl von Volksvertretern zu der in Bordeaux über den Friedensschluß berathenden Versammlung bis zum heutigen Tage. Die von der Regierung angewandte Nachsicht ist denn auch stark gemißbraucht worden, vor Allem auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung und gerade auf diesem ist seitens der Regierung in einer Weise vorgegangen, welche jene Nachsicht, die gegenüber blauweißrothen Fahnen und patriotischen Rufen wohl gerechtfertigt ist, als eine Schwäche erscheinen läßt. Ich habe bereits früher hervorgehoben, daß hierdurch die Autorität der Verwaltung erschüttert ist. So lange nicht eine größere Vereinfachung derselben, das Streichen von mindestens drei bis vier der vorhandenen Instanzen erfolgt sein wird, kann auf eine wegen ihrer Consequenz angesehene Regierung auch nicht gerechnet werden. Inzwischen ist aber bereits die Stimmung der Bevölkerung einem praktischeren Vorgehen viel günstiger geworden, denn wie gesagt, die Entnüchterung derselben ist eine allgemeine, leicht erkennbare. Am meisten hat dazu der Unverstand der französischen Radicalen und unserer Ultramontanen beigetragen, welche die höchsten Trümpfe zu bald ausspielten, namentlich die Verjagung der Prussiens in kürzester Zeit verkündeten. Die große Masse ist aber auf politischem Gebiete gegen nichts empfindlicher als gegen getäuschte Hoffnungen: bei der hier herrschenden politischen Unreife sind selbst die durch ihre Stellung und Beruf zum Führer der Bevölkerung bestimmten höchsten Klassen nicht von jener Masse auszunehmen. Man beginnt daher Realpolitik zu treiben und zwar um so conservativer, als im Allgemeinen die materielle Lage eine günstige ist; ja selbst die Fabrication, die durch das Ertragen der Opfer der wahrlich sehr schweren Uebergangsperiode einen glänzenden Beweis ihrer Solidität gegeben hat, ist wenigstens gegenüber den Verhältnissen der Industrie in Oesterreich, Deutschland und Frankreich in einer günstigen Lage.

Straßburg, welches durch die Unvernunft einiger weniger unfähiger Führer bei den wichtigen Reformen einer Gemeindevertretung noch immer entbehrt, erschrak zuerst über die Summe von 17 Millionen Mark, welche es für das Festungsterrain zahlen soll. Obgleich auch noch heute die Details der betreffenden Verträge nicht bekannt sind, fängt man jedoch allmählich an, sich zu beruhigen und die Angemessenheit des Preises zu erörtern. Wir hoffen, daß durch öffentliche Bauten auf jenem Terrain die Verwerthung und Bebauung desselben wesentlich gefördert werden wird. Etwas weniger Dauer hatte die Aufregung in Mülhausen und Colmar. In ersterer Stadt scheint eine

Diebesbande aus den benachbarten Grenzstädten ihr Wesen zu treiben; da nun dieselbe vor Allem die Kassen der reicheren Fabrikanten, daneben freilich auch die des Oberprocurators, in Angriff nahmen, so konnte der Gemeinderath nicht umhin, der Frage näher zu treten, ob nicht in dieser Industriestadt von 70,000 Einwohnern ein Nachtwächterdienst einzurichten sei. Zu wünschen bleibt nur, daß die Regierung bei dieser Gelegenheit endlich einmal dem hier so üblichen Gebrauch entgegentritt, wonach eine große Reihe von Ausgaben, welche nach dem Begriff eines jeden Vernünftigen aus dem Gemeindeseckel zu bestreiten sind, von einzelnen Kategorien von Bürgern außerhalb der städtischen Verwaltung bezahlt werden. Hierher gehören namentlich die Armenkassen, dann aber auch Anschaffungen für Feuerwehr, Schulen u. dgl., denn das Resultat eines solchen Mißbrauches ist, daß sich immer mehr ein kleiner Kreis von Bürgern zu der die gesammte Gemeindeverwaltung beherrschenden Kasse ausbildet, von Unparteilichkeit aber kaum noch die Rede sein kann in einer Administration, welche in Wahrheit in den Händen schlechtbezahlter Schreiber liegt. In Mülhausen scheint jedoch noch ein an die früheren Bestrebungen anknüpfender Sinn für gemeinnützige Unternehmungen nicht ausgestorben zu sein. Den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen der Leiter der städtischen Schulen werden die Mittel für die Reform derselben nach deutschem Muster nicht verweigert. Es gilt dieses nicht nur von den mehr technischen Schulen — neben der Gewerbeschule bestehen noch chemische, Zeichen- und Webschulen auf städtische Kosten, sondern vor Allem auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Obgleich noch für mehr als zweitausend Kinder, welche gegen frühere Zeit die Elementarschule besuchen, Räume zu beschaffen sind, obgleich die Besoldung der Lehrer die ohnehin ungünstige Lage der Gemeindekasse noch verschlimmert, obgleich bereits vor zwei Jahren — und mit großem Erfolge — dort eine höhere Töchterschule gegründet wurde, ist der Gemeinderath auf einen Bericht seines Mitgliedes August Dollfus hin auf die Pläne des dortigen Schulinspectors eingegangen und hat bereits die Gelder für den Bau und Errichtung einer Mittelschule bewilligt.

Ein bedeutend höheres Interesse knüpfte sich für Colmar an die Gerüchte wegen Aufhebung des Bezirkspräsidiums, mußte doch die Verlegung desselben dieser Stadt, welche wohl noch mehr als Metz so schwer unter der Annexion gelitten hat, fürchten lassen, daß ihr ein neuer Verlust drohe. Das Gerücht knüpfte an den Weggang des Herrn von der Heydt an. Wenige Beamte dürften wie er einen gleichen Fleiß entwickelt haben; selbst auf dem Krankenlager, das er in den letzten achtzehn Monaten beinahe nur verließ, um an die Leichen von Eltern und Angehörigen zu eilen, hat er unermüdlich gearbeitet. Dieser große Arbeitsdrang hat ihn freilich wohl zumeist verhindert, von höheren Gesichtspunkten aus die Verwaltung seines Bezirkes zu leiten, die Beziehungen,

in denen er aufgewachsen in der Heimath, tragen wohl die Schuld, daß er in Beurtheilung und Behandlung maßgebender hiesiger Persönlichkeiten oft fehlgriff. Bedeutende Erfolge kann überhaupt selbst der beste Beamte hier nicht erreichen, so lang ein so großer und weitschweifiger Instanzenzug besteht, wie ich ihn schon öfters geschildert habe, dessen erstes und nicht geringstes Resultat die vollständigste Unklarheit über die Competenz der einzelnen Behörde ist, welche stets ein Eingreifen einer ihrer vorgesetzten Instanzen in selbst die unbedeutendsten Angelegenheiten zu fürchten hat. Nur hüte man sich bei der Reform vor neuen übereilten Beschlüssen; vor Allem kämpfe man nicht für hiesige Verhältnisse gegen dies Präfectursystem, welches seit 90 Jahren mit allen Verhältnissen der Verwaltung, ja selbst des Lebens so eng verbunden ist, ehe man sich nicht über die staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens überhaupt klar geworden sein wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es nunmehr nicht an der Zeit sei, auf Beseitigung einzelner Zwischenbehörden, auf Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Beamten, vor Allem aber auf Verringerung des gewaltigen Verwaltungsapparats zu dringen. Bei Einrichtung der deutschen Verwaltung mochte es geboten sein, jeder Kreisdirection außer dem ersten Secretär und einer sehr großen Anzahl von Schreibern noch einen Kreisassessor und verschiedene Polizeicommissarien beizugeben. Die Verhältnisse waren eben Jedermann fremd und man konnte bei den bevorstehenden Einrichtungen nicht auf die Hilfe der Eingebornen, ja nicht einmal auf den der bestehenden Gemeindebehörden rechnen. Nur unter der Annahme einer völligen Unfähigkeit des deutschen Verwaltungspersonals kann aber nach einer fast fünfjährigen, durch eine gesetzliche Dictatur gestützten Administration angenommen werden, daß noch jetzt jene Gründe vorliegen und die Autorität der deutschen Verwaltung noch nicht begründet sei. Man bedenke nur, daß die allermeisten Kreise in jeder Hinsicht viel kleiner als die preußischen sind, daß — wenigstens im Elsaß — die Zahl der selbständigen Gemeinden eine geringe ist, daß für die hier sehr wichtige Schulfrage schon nach französischer Praxis staatliche Schulinspectoren bestanden, denen man freilich noch heute nicht die nöthige Selbständigkeit gegenüber den Gemeinden und Kreisdirectoren einräumen will. Es gilt auch im Elsaß die Regel, daß je mehr Beamte, desto mehr Schreiberei, desto weniger Thätigkeit des Einzelnen, vor Allem aber desto mehr schablonenmäßiges Arbeiten.

Unter der Gunst des Wetters haben die großen öffentlichen Bauten selbst im Winter bedeutende Fortschritte gemacht; es ist in dieser Hinsicht seitens der deutschen Verwaltung bereits Bedeutendes geleistet und noch ist an ein Aufhören nicht zu denken. Die größten Summen hat bisher die Eisenbahnverwaltung verbraucht, obwohl das Resultat derselben bisher nicht so Jedermann sichtbar wurde, als auf dem Gebiete anderer Behörden, da es sich

zunächst um Beschaffung von Betriebsmaterial, Wiederherstellung des durch den Krieg stark beschädigten Bahnkörpers und Erweiterung der von der französischen Verwaltung mit einer der deutschen völlig fremden Sparsamkeit ausgeführten Bahnhofsanlagen handelte. Seit vorigem Jahr hat denn auch der Bau der Zabern-Schlettstadter und Saarburg-Metzer Linie begonnen und sind die Arbeiten bereits weit vorgeschritten, werden aber wegen der Schwierigkeiten, welche die Anlage in dem wellenförmigen Terrain findet, erst 1876 vollendet werden. Die weiteren vom Reichstag genehmigten Bahnen, namentlich Straßburg-Lauterburg und die dreifache Verbindung des südlichen Elsasses mit der Markgrafschaft und dem Breisgau werden in den nächsten Wochen mit gleicher Energie in Angriff genommen werden. Nachdem die wirklich großartigen Bahnhofsbauten an den Grenzstationen vor Allem bei Altmünsterol (Belforter-) und Avricourt (Nanziger Linie) bei denen es galt neue Ortschaften zu gründen, fast vollendet sind, wird auch mit dem Bau neuer Bahnhöfe in Straßburg und Metz vorgegangen werden. Eine gleich rege Thätigkeit hat die Militärverwaltung entwickelt und werden die Fortsbauten bei Metz und auf dem linken Rheinufer bei Straßburg dieses Jahr im großen Ganzen beendet werden. Der weitere Ausbau der Festungswerke wird noch einige Jahre erfordern. In Straßburg werden hoffentlich noch vor Jahresschluß die Projecte zu den sehr umfassenden Universitätsbauten festgestellt werden, so daß dann 1876 mit dem Durchbruch der Umwandlung an deren Ausführung gegangen werden kann. Der Etat stellt für Garnison, Kanal- und andere öffentliche Bauten nicht geringe Summen zur Verfügung. Die Privatbaulust freilich macht sich bisher fast noch nirgends bemerkbar, obwohl die Bevölkerungsverhältnisse in verschiedenen Orten ein endliches Aufhören des seit dem Krieg eingetretenen Stillstandes erfordern. Die Ursache davon muß man auch heut noch zu einem nicht geringen Theil in der Furcht vor jener Agitation suchen, welche jedes Zeichen einer vorhandenen politischen industriellen oder sonstigen Thätigkeit des Volkslebens unterdrücken möchte, damit der Elsässer ja nicht zu glauben beginne: es lasse sich auch unter deutscher Herrschaft existiren. Der Umschwung, welcher sich offenbar vorbereitet, wird dann um so glänzendere Farben zeigen.

Seitdem unsere beiden Landesbischöfe direct dem Papst unterstellt sind, scheint die bisher von denselben bewiesene Mäßigung gegenüber dem Jesuitismus nicht mehr aufrecht gehalten werden zu können. Eigenthümlich muß dabei erscheinen, daß man als Angriffspunkte Themata nimmt, welche wohl in Preußen, aber nicht hier begreiflich sind. So wird z. B. auf allen Kanzeln gegen die seit achtzig Jahren festeingebürgerte Civilehe gepredigt. Glaubt Rom wirklich, daß es bereits so nahe am Siege sei, daß es bereits die Maske abwerfen und offen die stricte Ausführung des Syllabus durch Beseitigung aller in demselben verdammten Freiheiten verkünden kann. Oder ist es ein

Zeichen, daß auch hier die Heerde sich mehr und mehr von der geistlichen Führung frei zu machen beginnt. Indem die deutsche Verwaltung mit ziemlichem Erfolg sich der Lehrer bemächtigte, ist dem Pfarrer ein gefährlicher Gegner seines Einflusses erwachsen, so lang wenigstens jener Einfluß nun dem Jesuitismus dienstbar gemacht werden soll.

Aus Berlin. Aus dem Abgeordnetenhause. Kunst und Theater. — Das Osterfest naht mit eiligen Schritten, und die Frühlingssonne strahlt so freundlich und hell vom Himmel, wie es ihr in dem Dunstkreise unserer Hauptstadt nur möglich ist. Der glücklicher situirte Staatsbürger macht bereits seine Reisepläne und der minder glückliche sehnt sich wenigstens im Geiste nach schöneren Gefilden. Zu den letzteren, welche die harte Pflicht noch ein gutes Stück in den Sommer hinein in unsern Mauern festhalten wird, gehören diesmal auch die Volksvertreter. Schon ist die Hälfte der ihnen anfangs zugemessenen Zeit verstrichen, und die einzige Frucht ihrer Thätigkeit ist die Fertigstellung des Staatshaushaltes. Nicht als ob die Herren säumig bei der Arbeit gewesen wären: es verging fast kein Tag ohne eine Plenar- und ein halbes Dutzend Commissionssitzungen. Allein das Redebedürfniß ist nun einmal in unsern parlamentarischen Körperschaften ein außerordentlich entwickeltes; an die geringfügigsten Posten des Etats werden stundenlange Erörterungen geknüpft; ganze kostbare Tage vergehen mit Hin- und Widerreden über die Abschaffung eines unbrauchbaren Schulbuchs, die Absperrung eines Eisenbahnperrons, den Bau von irgend einer öffentlichen Anstalt u. dergl. Und die Geschäftsordnung oder doch die allzu rücksichtsvolle Praxis bietet zu wenig Mittel, um die überwuchernde Weitläufigkeit in unbedeutenden Detailfragen zur rechten Zeit abzuschneiden.

Besonders ist es der Cultusetat, welcher bei der großen Zahl von Schulmeistern und Professoren im Abgeordnetenhause und der herrschenden Spannung und Aufregung in allen Fragen dieses Ressorts eine ungebührlich lange Zeit in Anspruch nimmt, im Gegensatze zu den wirthschaftlichen Angelegenheiten, bei welchen sich die schwache Vertretung der industriellen und commerciellen Kreise oft sehr fühlbar macht.

Ein allgemeineres Interesse knüpfte sich höchstens an den Etat der Universitäten, welcher zum erstenmal einige Fürsorge für einen sonst mit wenig Gunst behandelten Stand an den Tag legte: für die Privatdocenten. Würdige und strebsame Talente, welche sich der dornenvollen akademischen Carriere ergeben, können danach mit einer Summe bis zu 500 Thalern jährlich ausgestattet werden, jedoch nicht länger als fünf Jahre, damit nicht im fortdauernden üppigen Genusse dieser Reichthümer die Kraft des Schaffens erlahme. Ob freilich die berechtigten Ansprüche des Privatdocententhums mit dieser

kleinen finanziellen Wohlthat befriedigt sind, möchten wir bezweifeln. Wie recht- und schutzlos der noch nicht vollzünftige Gelehrte in der akademischen Hierarchie dasteht und in seiner ganzen Existenz von dem schwerlich immer nach sachlichen Gründen abgegebenen Urtheile der Facultäten abhängt, das hat sich ja jüngst wieder einmal in einer cause celèbre der hiesigen Universitätskreise gezeigt: in der Wagner-Düring'schen Fehde. Bei einem Streitfalle, wo nach unbefangenem Ermessen das Vergehen der Verletzung der gewöhnlichen Anstandsformen und der collegialen Pflichten auf beiden Seiten in ziemlich gleicher Stärke vorzuliegen scheint, wird der Privatdocent, ebenfalls ein älterer und verdienter Mann der Wissenschaft, mit der ganzen Wucht des alten und befestigten Facultätsordinariats erdrückt. Wenigstens scheint es so kommen zu sollen, denn der Streit ist noch nicht entschieden; aber auch im besten Falle wird jener es büßen müssen, daß er die geheiligte Autorität der Erbpächter der Wissenschaft angetastet hat. Eine Reform in der äußeren Rechtsstellung der Privatdocenten scheint uns nach solchen Vorgängen ein noch dringenderes Bedürfniß als eine pecuniäre Gabe, wenn man den nachgerade stockenden Zufluß neuer akademischer Kräfte wieder beleben will.

Um von der Wissenschaft auf die Kunst zu kommen, so ist das Ereigniß des Tages auf diesem Gebiete die Ausstellung der im vorigen Jahre für das königliche Museum angekauften Suermondtschen Sammlung von Gemälden und Handzeichnungen, welche zum ersten Male dem großen Publicum zur Beschauung dargeboten ist. Die Sammlung ist eine sehr gediegene und werthvolle Erwerbung und enthält vorzugsweise Bilder aus der deutschen und vlämischen Schule, holländische Genremalerei, Spanier und Franzosen, nicht gerade Sterne ersten Ranges, aber durchgängig interessante und bedeutende Werke, gerade auch aus Gebieten, die bisher in unserer Gallerie sehr schwach vertreten waren.

Etwas problematischer scheint uns allerdings der Werth vieler Handzeichnungen. Da sehen wir z. B. ein in zehn Strichen und offenbar mit einem in Tinte getauchten Streichhölzchen gezeichnetes Pferd oder Haus und lesen in verehrungsvollem Staunen, daß das eine Arbeit von Quintin Messys oder Teniers sei, während es unserem ungeläuterten Geschmack vorkommen will, als ob solche Kunstwerke auch auf unseren Schulbänken mitunter producirt würden. Doch wenn gediegenere Kunstkenner sagen, auch dergleichen sei werthvoll und charakteristisch, so wollen wir es glauben. Erhöht wird das Interesse dieser Ausstellung übrigens dadurch, daß mit ihr der Versuch der Einführung umfassender Reformen verbunden ist. Unter der Leitung des energischen und kunstverständigen neuen Directors, Dr. Julius Meyer, soll endlich der längst als Nothwendigkeit erkannte Umbau der Gemäldegallerie, die anderweitige Aufstellung der Bilder, sowohl nach wissenschaftlicheren Gesichtspunkten

als nach praktischen Zweckmäßigkeitsrücksichten, ins Werk gesetzt werden, und davon ist die erste, und zwar sehr vielversprechende Probe in der mit einem Theil des alten Bilderbestandes verbundenen Suermondtschen Ausstellung abgelegt. Unsere öffentlichen Anstalten, vor vielen Jahrzehnten erbaut, als noch kein Mensch die riesige Entwickelung Berlins voraussehen konnte, sind fast alle für das heutige Bedürfniß zu klein; ganz besonders aber sind die Räume des neuen Museums für die jetzigen Ansprüche ungenügend, und es ist deshalb eine absolute Nothwendigkeit, selbst auf die Gefahr hin, „sich an den Manen Schinkels zu versündigen", wie das Schlagwort des Conservatismus in solchen Dingen lautet, einige zeitgemäße Entweiterungen des Baues vorzunehmen, zumal die beschränkten Räumlichkeiten noch dazu in Hinsicht der Beleuchtung keineswegs übermäßig günstig bestellt sind. Hand in Hand mit dem Umbau wird eine ziemlich umfassende Ausscheidung minder werthvoller Bilder gehen; die königliche Gallerie besitzt in der That eine Anzahl von Kunstschätzen, namentlich aus der Zeit der italienischen Nachblüthe, die ohne Schaden im „Depot" untergebracht werden können. Zu solchen fundamentalen Aenderungen der Aufstellung wird sich ein neuer Catalog gesellen, von dem bereits ein Stück erschienen ist und eine sehr werthvolle wissenschaftliche Leistung darstellt. Kurz, die jetzige Direction thut das ihrige, um, soweit die immerhin schwachen äußeren Mittel reichen, der Kunst eine der deutschen Reichshauptstadt einigermaßen würdige Stätte zu bereiten.

Von Theaterereignissen ist zur Stunde nicht gerade viel zu berichten, wir müßten uns denn gedrungen fühlen, das neueste Gartenlaubendrama, „das Kapital", nach einem Romane von Levin Schücking in der genannten Zeitschrift, mitanzusehen. Die dramatische Bearbeitung derartiger Erzählungen ist nachgerade zu einer eigenen Kunstgattung, oder sagen wir lieber zu einem Industriezweige geworden. Seit die selige Birch-Pfeiffer den Nachweis geliefert, welche dramatischen Schätze in der neueren Romanliteratur verborgen liegen, haben sich wahre Fabriken zur industriellen Ausbeutung dieses Gedankens gebildet, und es bleibt nur wunderbar, daß sich nicht in der Zeit der Speculation Actiengesellschaften dieses Objectes bemächtigten. Eine Gesellschaft „zur Versorgung kleinerer Bühnen mit dramatischen Verarbeitungen beliebter Romane" würde vielleicht bessere Geschäfte machen, als manche Bergwerke oder Brauereien, ein Gedanke, den wir zur Hebung der gesunkenen vaterländischen Industrie selbstlos auf dem Altare der Speculation niederlegen wollen. Ganz besonders eignen sich nun die Romane der „Gartenlaube" zu dem angegebenen Zwecke. Sie bieten den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, daß der „Dichter" getrosten Muthes eine oder die andere Begebenheit als bekannt voraussetzen, dies oder jenes Zwischenglied in der Entwickelung weglassen, sprödere Theile des Stoffes überspringen kann, ohne daß der Hörer den Faden des Zusammenhanges verliert, Annehmlichkeiten, die sonst dem dramatischen Dichter nicht gewährt sind. Denn daß es Menschen von so schamloser Unbildung giebt, daß sie das Neueste von Schücking oder der Marlitt in der Wochendosis jenes beliebten Blattes nicht gelesen haben, ist doch kaum anzunehmen. Wenigstens braucht der Bearbeiter auf solche Böotier keine Rücksicht zu nehmen. Im Ernste gesprochen, ist es wahrhaft empörend, mit welchen Mißgeburten auf diese Weise der dramatische Markt überschwemmt wird. Wir pflegen die zu Grunde liegenden Originalromane nicht zu lesen, sie mögen als Erzählungen ganz gut sein; wenn wir aber Gelegenheit haben, sie fürs Theater verarbeitet zu genießen, so sind wir jedesmal erstaunt über die Unsumme von Geschmack-

losigkeit, Unnatur, baarem Unsinn und, was das Schlimmste ist, tödtlicher Langweile, die sich hier auf zwei bis drei Stunden zusammendrängen.

Ein neues Lustspiel von A. Mels, „das letzte Manuscript", welches im „Residenztheater" das Licht der Lampen erblickt hat, dürfte ebenfalls wohl als ein werthvoller Gewinn zu betrachten sein. Mels, der in jüngster Zeit eine wahrhaft beängstigende Fruchtbarkeit entwickelt, hat ein einzigesmal, in seinem Lebensbilde „Heinrich Heine," einen glücklichen Griff gethan; seitdem aber arbeitet er so sehr nach der gewöhnlichsten Schablone, mit einem Grade der Flüchtigkeit und Seichtigkeit, daß kaum mehr eine Spur von dramatischem Geschick oder selbst Geschmack zu entdecken ist. Diese Zusammenreihung einer Anzahl stereotyper Phrasen und Personen, abgedroschener Situationen und Verwickelungen vermag kein Interesse zu erregen. Es ist schmerzlich, daß fast alles Neue, was uns geboten wird, so geringen Gehalt besitzt. Die Ueberzahl unserer Theater, die das Bedürfniß haben, das Publicum durch Neuigkeiten anzulocken, da ihre Leistungen in anderer Beziehung auf die Dauer nicht vorhalten, trägt einen großen Theil der Schuld an der seichten Massenproduction, die auf dramatischem Gebiete herrscht. D.

Literatur.

Hydrographische Mittheilungen, herausgegeben von dem hydrographischen Büreau der kaiserlichen Admiralität. II. Jahrg. 1874. (Berlin, in Comm. bei L. S. Mittler u. Sohn.) — Seit dem Jahre 1870 giebt die kaiserlich deutsche Admiralität „Nachrichten für den Seefahrer" heraus. Dieselben boten ein so reiches Material für die Schifffahrt, Meeres- und Küstenkunde, daß die Erweiterung dieser Wochenschrift schon im Jahre 1872 unabweisbar nothwendig wurde, und zwar dergestalt, daß die „Nachrichten" seit dem 1. Januar 1873 nur die unmittelbar für die Schifffahrt wichtigen Neuigkeiten in Bezug auf Leuchtfeuer, Signale, Untiefen, Betonnungen u. dergl. verzeichnen, und ein gesondertes Beiblatt der neuen, umfassenderen Zeitschrift wurden, die unter dem Titel „Hydrographische Mittheilungen" alle vierzehn Tage in kl. Folio mit kartographischen Beilagen ausgegeben wird. Der vorliegende zweite Jahrgang bietet reiche Veranlassung, auf diese wesentlich zwar nur nautische Interessen behandelnde Zeitschrift auch das große Publikum der — sit venia verbo — geographischen „Landratten" aufmerksam zu machen. Denn sie bietet in der That auch diesem sehr lehrreiche Mittheilungen von dauerndem Werthe, Nachrichten, Beschreibungen, die schwer zugänglich sind, zumal es nur wenig bekannt ist, wo sie zu suchen. So findet man in dem Jahrgange 1874, um nur Einiges anzuführen, eine ausführliche Beschreibung der Kerguelеninseln, der entferntesten Station der deutschen Beobachter des Venusdurchganges, — eine für Mediciner sehr lehrreiche klimatologische Beschreibung der Azoren und Madeiras, — von Börgen Längenbestimmungen auf See und die wissenschaftliche Behandlung der Chronometerbeobachtungen, — von Neumayer die geographischen Probleme innerhalb der Polarzonen, — die deutsche wissenschaftliche Forschungsreise der Gazelle und ihre Aufgaben, — und vieles von gleichem allgemeinerem Interesse.

Julius Löwenberg.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Freytags „Ingraban“ und die Kirchengeschichte.

Von Friedrich Nitzsch.

Phantasie und Verstandesthätigkeit, Kunst und Wissenschaft, sagt man, sollen unverworren miteinander bleiben. Sonst wird die Kunst abstract und trocken, die Wissenschaft romantisch und phantastisch. So richtig dieser Grundsatz im Allgemeinen ist, unbedingte Geltung kann derselbe nur beanspruchen, soweit er der Verwirrung vorbeugt. Hingegen würde er zu weit greifen, wollte er zugleich alle lebendigen Beziehungen zwischen beiden Gebieten wegdecretiren. Denn einmal giebt es sowohl im Gebiete der Kunst, als in dem der Wissenschaft Grenzbezirke, die von der einen Sphäre zur anderen unmerklich hinüberleiten. Ferner giebt es Gebilde künstlerischer Thätigkeit, deren Hervorbringung nicht nur, sondern auch voller Genuß den Besitz wissenschaftlicher Kenntnisse voraussetzt. Endlich drittens giebt es umgekehrt Gebiete der Wissenschaft, welche ohne die Vermittlung künstlerischer Auffassung und Darstellung sich unserem Geiste nicht völlig zu erschließen vermögen. Zu jenen Grenzgebieten rechne ich — gewiß nicht in jeder Beziehung, wohl aber in mancher Beziehung einerseits die Geschichte, andererseits den historischen Roman; und zur letztgenannten Gattung gehörige Werke können, ohne deshalb ihren poetischen Zauber einzubüßen, so beschaffen sein, daß zwar nicht ihr Genuß schlechthin, wohl aber ihr voller Genuß Kenntnisse voraussetzt. Ferner kann es historische Romane geben, welche, indem sie zwischen rein ideeller Wahrheit und geschichtlicher Wirklichkeit die Mitte haltend, geschichtliche Wahrheit enthüllen, für historische Kunde etwas leisten, was durch die Betriebsmittel der Geschichte, durch die nun einmal üblichen einzigen und im Wesentlichen thatsächlich unüberschreitbaren Betriebsmittel der eigentlichen historischen Wissenschaft gar nicht geleistet werden kann. Dieselben werden besonders da eine Lücke auszufüllen haben, wo es sich mehr um Schilderung, als um Erzählung, mehr um Detailmalerei, als um allgemeine Grundstriche handelt.

Als Bahnbrecher in der Gattung des historischen Romans gilt nun mit Recht Walter Scott, der auf die verschiedensten Jahrhunderte in seinen Erzählungen Schlaglichter wirft. Aber längst sind den Briten die Franzosen und die Deutschen in die von ihnen eröffnete Arena gefolgt. Hinsichtlich des

siebzehnten Jahrhunderts sehen wir mit W. Scott z. B. den Franzosen Alfred de Vigny, den Verfasser des Cinqmars, und den Deutschen Heinr. Laube, den Verfasser des Deutschen Krieges, wetteifern. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber trifft neuerdings Gust. Freytag mit dem Schotten zusammen. Doch es handelt sich diesmal nicht um „die Brüder vom deutschen Hause", sondern um einen Theil des soeben in neuer Auflage erschienenen ersten Bandes der „Ahnen", eine Leistung, deren Werth denen anzudemonstriren, welche denselben in Abrede stellen, ich freilich nicht unternehme. Man tadelt, daß hier anstatt Poesie Culturgeschichte geboten werde. Allein dieses „anstatt" ist grundlos. Nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte producirt oder birgt selbst Poesie, und an dieser Realpoesie noch mehr Geschmack zu finden, als an reinen, selbst geistreichen Phantasiegebilden, kann uns Niemand verwehren. Der größere Dichter ist nicht der, welcher das Poetische macht, sondern der, welcher es entdeckt und heraushebt.

Will man in einem umfassenden Maßstabe entworfene Werke der historischen Malerei oder Sculptur, z. B. die culturgeschichtlichen Fresken Kaulbachs oder die Hussitenbilder Karl Friedr. Lessings oder Rauchs Friedrich den Großen mit seinen Reliefs nicht nur irgendwie künstlerisch auf sich wirken lassen, sondern im ästhetischen Genuß erschöpfen, so muß man sich die historischen Verhältnisse der Zeit, die sie vor Augen stellen, vergegenwärtigen. Ist man aber dazu im Stande, so wird man auf dem Wege unmittelbarer Intuition auch für die historische Erfassung des dargestellten Moments oder der entsprechenden ganzen Epoche Etwas mit nach Hause nehmen. Dasselbe gilt für den historischen Roman, und demgemäß versuche ich:

1) diejenigen Zeitumstände zu vergegenwärtigen, welche Freytags Ingraban erläutern, und

2) den Ertrag festzustellen, den dieser Roman seinerseits der Geschichte eingebracht hat.

Wenn aber der Dichter selbst in der Vorrede sagt, Culturgeschichte wolle er gar nicht darbieten, so halten wir uns nicht an das, was er gewollt, sondern an das, was er geleistet hat.

I.

An der Spitze erblicken wir die Jahrzahl 724; am Schlusse der Erzählung wird der Märtyrertod des Bonifacius beschrieben, welcher ins Jahr 755 oder 54 fiel. Wir werden also in dieselbe Epoche versetzt, die uns Freytag auch in seinen Bildern aus dem Mittelalter, nämlich in dem vierten dieser Bilder, vorgeführt hat: es ist die Zeit der ersten tieferen Berührung zwischen dem deutschen Staat und Volk und der römischen Kirche, es ist die Zeit der Vorläufer Karls des Großen: eines Karl Martell und Pippins des

Kleinen, des Gründers jenes Kirchenstaates, dessen Ende wir im Jahre 1870 erlebt haben. Vergegenwärtigen wir uns die Scene im fünften Capitel, die Versammlung im Walde, wo in Gegenwart des Frankengrafen Gerold und des Angelsachsen Winfried oder Bonifacius den christlichen Häuptlingen der Thüringer ein Sendschreiben des Papstes, Gregors II., vorgelesen wird, und zwar unweit der Grenzen des Sachsenlandes und des wendischen Sorbenlandes: so haben wir Repräsentanten fast aller der Mächte beisammen, welche in den Wirren der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts in dem mittleren Deutschland eine Rolle spielten.

Frankreich, das heute wieder einmal mit Rom liebäugelnde Frankreich, heißt nicht ohne Grund noch jetzt die älteste Tochter der Kirche. Zwar bildete Frankreich nur einen (den westlichen) Theil des damaligen Reiches der Franken, den östlichen bildete ein großer Theil des heutigen Deutschlands. Aber der Frankenkönig war in der That der älteste Sohn wenigstens der römischen Kirche. Denn unter allen ursprünglich germanischen Stämmen, welche zum Christenthum bekehrt wurden, waren die Franken der erste gewesen, welcher bei seiner Christianisirung sofort das römisch-orthodoxe Christenthum angenommen hatte, nicht, wie z. B. die Langobarden und die Westgothen, vorerst das ketzerische, arianische Christenthum. Diese Thatsache war für die Politik des römischen Stuhles von großer Bedeutung; denn die Franken waren zugleich diejenige Nation, die zu einer Zeit, wo die meisten jungen germanischen Staaten wiederum ihrem Verfall entgegengingen, die Grundlage zu einem festeren Bau legen sollte, in welchen im Bunde mit der Reichsgewalt auch die römische Kirche ihren Einzug halten wollte. Vorerst war es den Päpsten freilich nicht vergönnt, den engen Verband mit Rom, in welchem Chlodwig I. die Kirche des eroberten Landes vorfand, auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Im Frankenreich wohnten Romanen, Kelten und Germanen nebeneinander, und je mehr unter den Nachfolgern Chlodwigs anstatt der bekehrten Romanen und Kelten Nationalfranken in die bischöflichen Würden einrückten, desto weniger bekümmerten sich seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die merovingischen Könige um Rom. Die Lehre blieb zwar (wenigstens im Allgemeinen) römisch; auch versagte man dem römischen Bischof als dem Nachfolger des h. Petrus nicht einen gewissen religiösen Respect. Aber in die Verfassung der Kirche und die Stellenbesetzung ließ man ihn nicht mehr eingreifen. Selbst Gregor I. stellte um 600 nur den moralischen Einfluß des römischen Stuhles auf das Frankenreich einigermaßen wieder her. Aber, daß dem Papstthum schließlich dennoch der Vortheil zu Gute kommen sollte, der sich dadurch angekündigt hatte, daß die Franken von vornherein römische Christen geworden waren, das ergiebt sich aus der Physiognomie desjenigen Zeitalters, welches den Hintergrund des Freytagschen Ingraban bildet. Die

Hoffnungen Roms verwirklichten sich nun doch, und zwar mit Hülfe zweier Factoren, welche, wie schon angedeutet wurde, gleichfalls in das vorliegende Gemälde hineinspielen, nämlich 1) der angelsächsischen Mission und 2) der Politik der fränkischen Hausmeier, der Pippiniden.

Diejenigen Angeln und diejenigen Sachsen, welche in ihrer Vereinigung die Angelsachsen heißen, saßen zu Anfang des fünften Jahrhunderts in unserem heutigen Schleswig-Holstein oder doch in dessen Nachbarschaft. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts waren sie von dort nach dem Lande hinübergewandert, welches bekanntlich den Angeln seinen heutigen Namen verdankt: nach England. Sie waren damals noch Heiden, ja sie bekämpften mit der damaligen altbritischen Bevölkerung, welcher sie freilich ursprünglich gegen Picten und Scoten zu Hilfe gekommen waren, zugleich das dortige Christenthum, welches übrigens kein römisches Gepräge trug. Als sie nun aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts selbst anfingen, sich dem Evangelium hinzugeben, da war es wiederum das specifisch römische Christenthum, dem sie huldigten.

Die Angelsachsen waren die zweite bedeutendere ursprünglich germanische Nation, deren Christenthum gleichsam in der Wolle römisch gefärbt war, und das ist ein Umstand, der beachtet werden muß, wenn man die Kirchengeschichte des siebenten und achten Jahrhunderts verstehen will. Man darf nicht glauben, daß es im Abendland vor dem Protestantismus immer nur Ein rechtgläubiges Christenthum und nur Einen Katholicismus gegeben habe. Wie man heute in Folge des vaticanischen Concils von einem christlichen Altkatholicismus und einem römischen Neukatholicismus spricht, so kann man auch (wenngleich in einem etwas anderen Sinne) in Beziehung auf das siebente und achte Jahrhundert einen entsprechenden Gegensatz statuiren. Christenthum und zwar rechtgläubiges Christenthum gab es einerseits auf den britischen Inseln, andererseits in Mitteldeutschland längst, ehe die Angelsachsen in England vom Heidenthum zum römischen Christenthum übergingen, und ehe sich Thüringen und überhaupt Ostfranken kirchlich dem Papste unterwarf. Zu allen Zeiten hat die römische Kirche mindestens ebensoviel Werth auf ihre Form, als auf ihren Inhalt gelegt, und ebenso wie heute wieder rücksichtlich Deutschlands von Seiten der Curie der Versuch gemacht wird, nur da christliches Kirchenthum anzuerkennen, wo man sich der römischen Unfehlbarkeit unterwirft, so vermißte Rom im achten Jahrhundert auch da in Deutschland das Vorhandensein der Kirche, wo das Christenthum längst angepflanzt oder doch gesäet war. Die Umwandlung dieser Keime eines deutschen Christenthums in Keime eines römisch-deutschen Kirchenthums wurde nun bewerkstelligt durch den von England auf den Continent herübergekommenen Angelsachsen Winfried, der allerdings seine angelsächsischen Vorläufer hatte; aber vor diesen hatten eben romfreie, altbritische Missionare in Deutschland gewirkt. Wir

erinnern uns, im Ingraban im zweiten Kapitel eine Stelle gelesen zu haben, wo Winfried sich von Memmo über die Christen in dem Striche zwischen Saale und Werra Bericht erstatten läßt. Hier erklärt Memmo, von Priestern sei er das einzige Lamm unter bellenden Wölfen; es gebe zwar noch Andere, die sich Christenpriester nännten, aber diese seien reine Teufelsbraten. Winfried selbst erkennt in diesen angeblich falschen Priestern, wie ihn Freytag sagen läßt, „schottische Wildkatzen". Das ist eine Hindeutung auf die Mission jener romfreien altbritischen christlichen Missionare, welche lange vor Bonifacius das Evangelium in Deutschland verkündigt hatten, deren Einfluß von ihm aber kaum minder wieder ausgerottet werden sollte, als das germanische Heidenthum. Allein das Unternehmen einer Romanisirung der deutschen Heiden und Christen hätte den angelsächsischen Sendlingen mit Aussicht auf Erfolg von den römischen Bischöfen gar nicht aufgetragen werden können, wenn diese nicht einen Rückhalt besessen hätten an der neuen Politik der fränkischen Machthaber. Und in der That hatte sich am fränkischen Hofe eine Umwandlung vollzogen. Die Pippiniden, die fränkischen Hausmeier, hatten allmählich die Königsgewalt im Frankenreich erlangt, nachdem das merovingische Königshaus immer tiefer gesunken war. Pippin der Kleine entschloß sich jedoch, auch den Königsnamen sich zu erwerben und den schwachen Merovinger Childerich III. zu verdrängen. Um aber seinen Thron zu befestigen, begehrte er die kirchliche Weihe, er ließ sich daher von fränkischen Bischöfen zum König salben, und Papst Stephan wiederholte 754 diese Salbung. Er war sehr bereit, der Dynastie des Pippin diesen Dienst zu erweisen, ihr den immerhin werthvollen Segen der römischen Kirche zu ertheilen, weil er seiner Hilfe gegenüber dem Langobardenkönig Aistulf dringend bedurfte. Aber schon ehe dieser Bund zwischen Pippin dem Kleinen und dem Papst geschlossen wurde, hatten jener und seine Vorgänger in Vorahnung des Zukünftigen im Allgemeinen bereitwillig dem römischen Stuhl die Bitten gewährt, welche auf den Schutz der angelsächsisch-römischen Mission gerichtet waren. Im großen Maßstabe konnte damals nur die römische Kirchengewalt dem jungen deutschen Christenthum Festigkeit verleihen durch Einfügung der kirchlichen Sprengel in den wohlgeordneten, durch Centralisation starken, durch die Praxis von Jahrhunderten erprobten Organismus und Mechanismus der Papstkirche. Mit dieser ging damals auch die wissenschaftliche Cultur Hand in Hand, deren Elemente die Germanen mit fast gleicher Ehrfurcht ergriffen, wie das Christenthum, gleichsam wie ein geistiges Zaubermittel. Auch Freytag deutet an, welchen Eindruck die lateinischen Buchrollen auf die Deutschen machten. Nur durch das Zusammenwirken römischen Kirchenthums und römischer Cultur mit fränkischer Waffengewalt und Staatsordnung konnten damals die noch uncivilisirten deutschen Sachsen und die benachbarten Slaven überwunden werden.

Daher reichten die Vorläufer Karls des Großen und dieser selbst, ohne ihrer Herrscherwürde etwas vergeben zu wollen, dem Papstthum die Hand. In den hiermit skizzirten Rahmen der Zeitgeschichte hat nun Freytag seinen Zeitroman hineingezeichnet.

Der schon erwähnte Papstbrief ist nicht erfunden, sondern historisch ächt, ebenso der Schutzbrief Karl Martells für Bonifacius. Historische Personen aber sind in dem Roman zwar nicht Ingraban oder Walburg, auch nicht Ratiz, der Sorbe, wohl aber außer Bonifacius selbst und den vier Päpsten Gregor dem II., Gregor dem III., Zacharias und Stephan: Lullus, der Nachfolger des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhl in Mainz, Sturmi, der Abt von Fulda, und die thüringischen zum Christenthum bekehrten Häuptlinge: Asulf, Godolav, Wilari, Gundhari und Albold; gewissermaßen auch Memmo; wenigstens spricht Winfried in einem uns erhaltenen Briefe (Ep. 30) von einem Priester, der satzungswidrig mit einem Weibe lebte, jedoch wegen Mangels an anderweitigem Personal in seinem kirchlichen Amte zu belassen sei. Aber auch die übrigen Personen des Romans, die keine geschichtlichen Figuren im strengen Sinne des Wortes sind, sind es doch im weiteren Sinne; d. h. obgleich ihre Namen erdichtet oder nach Willkür gewählt sind, so sind sie doch typische Vertreter von Classen und Charakteren, wie sie der betreffenden Epoche, den betreffenden Ständen und dem betreffenden Schauplatz eigen und zum Theil auch eigenthümlich waren. Dieser Schauplatz ist Thüringen. Die Thüringer waren vor dem Emporkommen der Franken eine selbständige deutsche Nation, deren Gebiet überdies weit ausgedehnter war, als das heute sogenannte Thüringen. Aber während der Frankenherrschaft wurden die südlichen Theile des alten Thüringens (in der Maingegend) geradezu fränkisches Land; der Norden, der Gau an der Saale und Elbe bis südlich zur Helme und Unstrut, gerieth vorerst unter die Herrschaft der Sachsen, und nur der mittlere Strich (vom Waldgebirge bis zur Unstrut) bewahrte den thüringischen Namen und erhielt einen Herzog, der unter fränkischer Hoheit stand, selbst aber eine Anzahl von Grafschaften unter sich hatte, unter denen die Grenzgrafschaften die wichtigsten waren. Theilweise christianisirt war Thüringen durch den altbritischen Sendling Kilian, vollendet wurde die Bekehrung des Landes im Wesentlichen von Bonifacius. Im Ingraban finden sich aber auch einige Anhaltspunkte zur näheren Bestimmung des Schauplatzes der Erzählung. Das Idisthal, in welchem sich einst Ingo, der Ahne Ingrabans, angesiedelt haben soll, das jedoch auch im Ingraban mehrfach erwähnt wird, heißt heute der Itzgrund. Durch denselben führt jetzt die Werrabahn von Lichtenfels nach Coburg. Den Rabenhof aber, sowie die Gehöfte Asulfs und der anderen thüringischen Häuptlinge beschreibt Freytag so, daß man an die Gegend bei Ohrdruff und Altenberge denken muß. Später läßt der Dichter den Ingram

in die Nähe des großen Marktes der Thüringer ziehen, d. h. in die Nähe von Erfesfurt, also Erfurt. Das Dorf des Ebers, wo das Lager des Ratiz sich befunden haben soll, ist offenbar Ebersdorf an der Saale. Endlich der Rennweg, auf welchem die Sorben bei ihren Raubzügen vordringen, ist der heute gewöhnlich sogenannte Rennsteig, der über den Kamm des Thüringerwaldes von der Werra bis zur Saale läuft. Die besondere historische Situation ist aber bei Freytag die, daß dieser thüringische Gau, welcher im Norden vom Sachsenlande, im Osten (jenseit der Saale) vom Gebiete der slavischen Sorben begrenzt wurde, den Raubzügen dieser Nachbarn, namentlich der Sorben, ausgesetzt ist und daß er momentan infolge der Ermordung des Frankengrafen diesen Nachbarn schutzlos oder gar, wie im Anfang der Erzählung angenommen wird, tributpflichtig gegenübersteht. Daß nun gerade im Jahre 724 die Situation wirklich genau diese war, ist höchstens möglich, nicht erweislich. Doch leidet es keinen Zweifel, daß ein fortwährender Grenzkrieg zwischen Sorben und Franken schon vor Carl dem Großen stattgefunden hat und daß es andererseits schon bei Lebzeiten des Bonifacius Anfänge des Christenthums unter den Sorben gab.

Diese Notiz möge uns hinüberführen von der bisher erörterten Frage: Inwiefern illustrirt die wirkliche Geschichte diesen Roman? zu der anderen: Inwiefern illustrirt dieser Roman die wirkliche Geschichte?

II.

Der Verlauf der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum ist im Allgemeinen hinreichend bekannt. Was in dieser Beziehung geschehen ist, das lernen wir aus den quellenmäßigen und kritischen Darstellungen neuerer Profan- und Kirchenhistoriker, namentlich aus Rettbergs Kirchengeschichte Deutschlands und aus den Jahrbüchern des fränkischen Reichs. Aber wie es geschehen ist, darüber geben uns im Einzelnen nicht einmal die Quellen ohne Weiteres ausreichenden Aufschluß. Hin und wieder findet sich einmal ein anschaulicher Bericht, der Blicke thun läßt in die einzelnen Motive und Stadien der Bekehrung eines deutschen oder angelsächsischen Häuptlings, z. B. in der englischen Kirchengeschichte Beda des Ehrwürdigen; und aus der Combination der zahllos vorhandenen Biographien von Heiligen, aus dem Briefwechsel christlicher Sendlinge mit Rom und aus anderen Urkunden lassen sich wohl begründete Schlüsse ziehen. Aber wer gestaltet aus diesen Vorlagen ein psychologisch ausgeführtes Bild? Wer schildert uns die Empfindungen und die Kämpfe, die unsere Vorfahren durchmachen mußten, ehe sie von den ihnen theuren Göttern ließen und auf den Gekreuzigten ihren Glauben übertrugen? Das können wir von unsern Historikern als solchen nicht verlangen, obgleich Geschichtschreiber, wie Macaulay, analogen Anforderungen theilweise ent-

sprochen haben. Das kann nur der Historiker, der zugleich Dichter ist, indem er durch unmittelbare Intuition, durch divinatorische und die Lücken ausfüllende Phantasie, durch geniale Ahnung aus abgerissenen, jedoch charakteristischen Notizen der Quellen ein künstlerisches Ganzes hervorzaubert und in der Weise zur Darstellung bringt, daß er nicht erzählend lehrt, sondern malt und vor Augen stellt. Wie weit zur Noth die Geschichtschreibung selbst in der Schilderung vordringen kann, das zeigen uns die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die wir Freytag verdanken. Diese enthalten reine Geschichte und zwar Geschichte, die auf dem solidesten, unmittelbarsten und speciellsten Quellenstudium beruht. Aber die volle Anschauung giebt uns erst sein Roman, der, obgleich er mit Wahrheit Dichtung mischt, die historische Wahrheit vollständiger enthüllt, als jene. Daß ihm dabei alles Einzelne gelungen sei, wer will es behaupten? Die Dialoge, in denen der Dichter Gottfried, Winfried, Memmo und Walburg die Rolle der Christen spielen läßt, leiden namentlich in der ersten Hälfte unseres Romans an einer gewissen Steifheit; und vielleicht wird diese nicht völlig entschuldigt durch das thatsächliche Gepräge römisch-katholischen Christenthums des achten Jahrhunderts, welches einem feinfühligen, von protestantischer Glaubensinnigkeit durchdrungenen Gemüth heute immerhin leicht etwas zu äußerlich und hölzern erscheinen kann. Im Ganzen aber zeigen die einzelnen Figuren, die alle charakteristisch sind, ächt historische Farben, und wo unsere landläufigen Vorstellungen durchkreuzt werden, rührt dies zum Theil daher, weil uns die Empfindungsweise des achten Jahrhunderts nicht geläufig ist. Eine treffliche Folie bildet bei der Schilderung nicht nur der Christenart, sondern auch der altdeutschen Art mit ihren knorrigen Auswüchsen, hinter denen aber Manneskraft, Offenheit, Treue und Ehrlichkeit steckt, die Verschlagenheit des wendischen Häuptlings, des Sorben Ratiz mit breitem Gesicht, schrägen Augen, dünnem und grannigem Bart. Im schroffsten Contrast zu ihm steht vor allen Ingram selbst. Dieser „prächtige, wilde Heide", der doch zuletzt mit Winfried unter den Friesen den christlichen Märtyrertod erleidet, veranschaulicht, gerade weil er sich am längsten und hartnäckigsten gegen das Christenthum sträubt, mit der größten psychologischen Feinheit und Wahrheit den fraglichen Umwandlungsproceß. Aber mit ihm mögen noch erwähnt werden einige andere hervorstechende Gestalten, die der Dichter alle irgendwie zu der brennenden Frage, der neuen Religion, Stellung nehmen läßt, jede in ihrer Weise.

Als ein ächter Germane alten Schlages sucht auch Ingram zweierlei vor allem bei seinen Göttern: sie sollen ihm beistehen auf Erden gegen schädliche Gewalten der Natur und gegen seine Feinde unter den Menschen; zum Andern sollen sie ihm das Herz erheben und sein Leben weihen. Die Natur ist ihm erfüllt mit Spuren und Winken der Gottheit, er lauscht gespannt

auf die Stimmen im rauschenden Laub der Bäume und im Donnerschlag, und er späht nach dem Raben, der in der Haide vor ihm herfliegt, nach dem Brunnen, über dem die Schicksalsfrauen walten. Aber mit dieser halb poetischen, halb religiösen Demuth gegenüber den in der Natur waltenden Ueberirdischen verbindet er trotzigen Muth gegen seine Feinde: das Verzichten auf die Rache, die Feindesliebe gilt ihm bei Winfried und Gottfried als Merkmal unmännlichster Feigheit. Einem unkriegerischen Mann oder Gott will er nicht dienen, wie jener Friesenkönig lieber mit seinen Ahnen in der Hölle Reich gesellt sein wollte, als mit zusammengelaufenem Volk in dem Himmel des Christengottes. Der Stärke seines Feindeshasses entspricht endlich die Innigkeit seiner Frauenliebe, und er kann es nicht begreifen, wenn ein Theil seiner Volksgenossen sich von christlichen Sendlingen einreden läßt, irdische Frauenliebe sei werthlos oder gar verboten.

Ingram ist aber nicht nur ein Repräsentant des deutschen Heidenthums überhaupt, sondern er ist zugleich ein Sohn seines Jahrhunderts, und obschon der germanische Glaube sich Jahrhunderte lang im Wesentlichen gleich geblieben ist, so haben die Schicksale der einzelnen Stämme doch deutliche Spuren in demselben zurückgelassen. Schon von jeher hatte der Germane laut jener Weissagung von der Götterdämmerung den einstigen Untergang seiner Götter geahnt. Um so mehr mußte sich im achten Jahrhundert des heidnischen Thüringers eine elegische Stimmung bemächtigen, wenn er sah, daß seine Nachbarn, die Franken, die einst demselben Glauben gehuldigt, wie er, jetzt unter der Fahne des Christengottes und unter dem Zeichen des Kreuzes Sieg über Sieg erfochten, während ihm seine alten Götter oft ihren Beistand versagten. Und zu dieser elegischen Stimmung gesellten sich förmliche Zweifel an der Zuverlässigkeit der alten Götter. Von solchen Zweifeln, von einer Art rationalistischer Aufklärung gegenüber dem alten Glauben sehen wir manche Personen angefressen, die der Roman vorführt. Wolfram, der Knappe Ingrams, erklärt: „Ich merke, daß die gar nicht im Glücke leben, welche am eifrigsten den Unsichtbaren zurufen, darum vertraue ich am liebsten auf mich selbst.“ Und Kunibert sagt im Gespräch mit Ingram: „Hat sich ein Kampf erhoben zwischen unsern Göttern und dem Christengott, so harren wir ehrfurchtsvoll, welcher der stärkere sei.“ Ingram selbst sagt: „Selten nur sinnen die Götter gutes Glück meinem Volke, und ein fremder Gott zieht in die Thäler.“ Aber keiner widersteht länger, als er. „Folge du gefügig“, spricht er schließlich zu Kunibert, „dem Sieger; ich denke treu zu bleiben den Gewaltigen, denen meine Väter gelobt haben, und die mir, seit ich ein Kind war, bei Tag und Nacht ehrwürdig gewesen sind.“

Auch seine Liebe zu Walburg, die bereits eine gläubige Christin ist, macht ihn Anfangs an seinem alten Glauben nicht eigentlich irre. Er ver-

achtet den waffenlosen Winfried. Haß fühlt er gegen die gewundene Rede und das siegesfrohe Lächeln der christlichen Priester. Und von Gottfried, seinem bewährten Begleiter auf verhängnißvoller Fahrt, nimmt er Anfangs ungern irgend einen Liebesdienst an.

Aber die Münze hat auch ihre Kehrseite. Der Dichter hebt nicht einseitig hervor, was es dem Deutschen schwer machte, sich dem christlichen Glauben zu ergeben, sondern auch, was es ihm leicht machte. Die Deutschen waren von Anbeginn ein sehr frommes und gottbedürftiges Volk. Ernst war ihre Auffassung des Lebens, und nicht gleichgültig war ihnen die Frage, was aus dem Menschen nach diesem Leben werden sollte. Tiefer, als bei Griechen und Römern, war bei ihnen das Leid über die Endlichkeit dieses Lebens, und gewaltiger die Sehnsucht nach einer seligen Fortdauer. Die christlichen Prediger konnten also auf Empfänglichkeit hoffen, wenn sie als Lohn für den Gehorsam gegen den himmlischen Herrn der Heerschaaren einen ehrenvollen Platz unter seinen Bankgenossen in der Himmelsburg in Aussicht stellten. Wenn sie aber hinzufügten, daß solcher Ehrensitz nicht dem Kampfscheuen und Thatlosen zufallen werde, sondern daß auch der Christengott hier unten auf der Männererde todverachtende Tapferkeit und unverbrüchliche Treue von seinem Gefolge erwarte, so entsprach solche Bedingung gerade der innersten Empfindungsweise des deutschen Kriegsmanns. Von dieser Tapferkeit mußten aber die Missionäre auch selbst Proben geben, wenn sie Eindruck machen wollten. Ingram erkennt sie darin, daß der waffenlose Winfried sich nicht scheut, in seiner Gegenwart die ihm heilige Esche, ein Gegenstück zu der historischen Wodanseiche bei Geismar, durch wuchtigen Axthieb zu fällen und den Göttern offen Hohn zu sprechen, wie einst der alleinstehende Prophet Elias dem Gott der Baalspropheten, im Vertrauen auf seinen höheren Gott. Und auch abgesehen davon muß er widerwillig bekennen: ich habe ihn in der Gefahr allezeit furchtlos gefunden. Auch der Ton begeisterter, freimüthiger und zuversichtlicher Rede vor allem Volk war dem bei allem Sinn für Offenheit an das geheimnißvolle Raunen seiner Götter, Schicksalsfrauen und Opferer gewöhnten Deutschen ein wirkungsvolles, ja aufregendes Zeichen freien Männersinnes der christlichen Priester. Außer dem Mannesmuth aber war dem Germanen nichts heiliger, als das Verhältniß der Treue zwischen dem Gefolge und seinem Herrn. Nicht nur Muth, sondern auch Treue wurde gefordert, wenn gefordert ward, daß der Krieger aus dem Gefolge für seinen Herrn das Leben einsetze. Von ähnlichem Gesichtspunkt wurde auch der Tod Christi aufgefaßt. Als Held war Christus für die Andern gestorben. Was Pflicht des Gesindes gewesen wäre, das hatte hier der Herr zuerst für sein Gesinde gethan. Die eindringliche Schilderung solcher That Christi mußte gerade auf einen deutschen Mann rührend und erhebend wirken, und Chlodwig hatte, als er

getauft werden sollte und von der Kreuzigung Christi hörte, begeistert ausgerufen: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm verübt, gerochen." Da aber auch bei unsern Vorfahren der Gegensatz zwischen reich und arm, vornehm und gering vorhanden war so konnten und mußten die Missionäre ferner die gewinnende Seite des Evangeliums herauskehren, welche darin liegt, daß allen Leidenden, dem Kranken, dem Dürftigen und dem Verachteten das Erbarmen des liebreichen Gottes offenbart wird. Diese Seite läßt Freytag unter Anderen von einer Figur preisen, die in ihrem Realismus im Uebrigen fast komisch wirkt, aber nicht schlecht und nicht geschichtswidrig erfunden ist. Es ist Bubbo, der Landfahrer, Waldmann, Bärenfänger und Zauberer. Derselbe repräsentirt zunächst diejenige Klasse von Aspiranten des Christenthums, die, wie in der Apostelgeschichte der samaritanische Zauberer Simon, von dem Evangelium eine Steigerung ihrer eingebildeten magischen und Wunderkraft erwartete. Diese grobe Auffassung der neuen Religion mag etwas Abstoßendes für uns haben; aber, daß sie vorkam, läßt sich nachweisen, und die römische Kirche war nicht in Verlegenheit, wenn die Neubekehrten von ihr einen Ersatz forderten für ihren alten Zauberglauben, der nun ein Teufelswerk sein sollte. Zugleich jedoch läßt der Dichter den verwilderten Bubbo eine missionsgeschichtlich bedeutsame Seite des Christenthums ahnen, wenn er ihn sagen läßt: „Ist die Christenlehre so mild gegen die Armen und Unfreien, dann mögen alle, die den Nacken hoch tragen, sich fortan wahren; denn alles arme Volk muß dem Bischof zufallen, und der Armen sind mehr als der Reichen."

In seiner Weise gehört nun aber auch Ingram zu den Armen und Verachteten. Alles hat er verloren; denn er ist friedlos. Weil er sein Schwert gegen den Bischof geschwungen hatte, der unter dem Schutze des fränkischen Grafen stand, war er von den um den Grafenstuhl versammelten Landgenossen für friedlos, d. h. für schutzlos und rechtlos erklärt. Jeder durfte ihn todtschlagen wie einen tollen Hund. Vordem ein Krieger, war er nun ein ruchloser Schatten.

Doch dieses Leid kann seinen Trotz zwar beugen, aber nicht brechen. Ein zweites Gewicht tritt hinzu in der Wagschale. In seiner Noth erprobt er die opferfreudige Liebe und Treue Walburgs, der ihr neuer (christlicher) Glaube ein hehres Heiligthum ist, die aber dennoch dem ungläubigen Verstoßenen in die Einöde folgt, und zwar trotz der Abmahnung des von ihr verehrten Bischofs, dessen ascetischer Unnatur die Tiefe ihrer natürlichen Liebe sich überlegen zeigt. Das rührt den wilden Ingram, aber er folgt ihr noch nicht in die Gemeinschaft des neuen Glaubens. Erst die Selbstopferung des jungen Priesters Gottfried giebt den Ausschlag. Ratiz hatte die tödtliche Waffe gegen den schon zu Boden liegenden Ingram geschwungen, aber Gottfried

hatte sich zwischen die Kämpfenden geworfen und, selbst sterbend, den Verächter seines Glaubens gerettet. Uebrigens ist Gottfrieds enthusiastisches Christenthum verschieden nicht nur von dem Meginhards, der mehr der Geißel seines Bischofs gehorcht, als einer inneren Stimme, sondern auch von dem der Walburg. Auch Gottfried fühlt die Regungen der irdischen Liebe, die ihm Walburg selbst, freilich ohne es zu wissen, einflößt. Aber er unterdrückt sie, ja er stirbt, um Ingram, seinem Nebenbuhler, das Leben zu retten. Einst hatte dieser über Winfried gespottet: „Unmännlich weigert er sich, Rache zu nehmen an einem Feinde." Nun aber hatte der gleichfalls unkriegerische Jüngling Gottfried als ein Held des Christengottes sein Leben hingegeben für einen, der nicht sein Freund war; und ebenso hatte sich der große Häuptling der Christenheit dem Tode geopfert, um dem friedlosen Volk der Erde ein seliges Leben in der Himmelsburg zu bereiten. Das wirkte überwältigend.

Man wird die psychologische Feinheit in der Zeichnung wenigstens dieser Hauptfigur des Romans, in der Geschichte der Verwandlung dieses wilden germanischen Kriegers in einen enthusiastischen Bekenner des Gekreuzigten nicht in Abrede stellen können. Aber dem Ingram steht ein Bonifacius gegenüber, und, wenn ein Dichter es unternimmt, eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit, wie Bonifacius, in einen Roman hineinzuziehen, so muß er sich auch im engeren Sinne des Wortes als einen Historiker erweisen. Von erdichteten Personen eines historischen Romans verlangt man nur psychologische Wahrheit, und in den Tönen der Farbengebung einen lebendigen Widerhall des besonderen geschichtlichen Gepräges der betreffenden Epoche. Hingegen gilt es mit Recht für eine Geschmacklosigkeit, wenn ein Romandichter ganz frei mit einer Figur schaltet, die durch die beglaubigte Geschichte bereits gestempelt ist. Bis zu einem gewissen Grade ist dies Bonifacius, und Freytag hat, wie man von ihm erwarten durfte, die gesicherten Ergebnisse der Geschichtsforschung hier durchweg respectirt. Aber er hat noch mehr gethan: er hat gegenüber einer Frage, deren Lösung geschichtlich immer noch einigermaßen problematisch ist, als Historiker Stellung genommen und eine Lösung geboten, die auch die geschichtliche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Hinsichtlich des Bonifacius stehen sich zunächst zwei Auffassungen schroff gegenüber: die eine ist die ultramontane, die andere ist die ultraprotestantische. Nach der ersten ist er einer jener römischen Heiligen, die sich alle sehr ähnlich sehen: fleckenlos rein und fromm, ohne eine Spur nicht nur von Unglauben, sondern auch von Aberglauben, in jeder Beziehung ein apostolischer Kirchenfürst, weitblickend, streng gegen sich selbst, gütig und mild gegen Andere, der Begründer jener herrlichen Harmonie Deutschlands mit Rom, die erst Luther wieder störte. Nach der entgegengesetzten Ansicht besaß Bonifacius zwar eine gewisse pfäffische Schlauheit, war aber durch und durch abergläubisch, engherzig und tyrannisch, nur Rom

gegenüber voll sklavischen Sinnes, kurz eine Plage für Deutschland, derjenige, welcher die Ketten schmiedete, die die deutsche Kirche an die römische fesseln sollten, derjenige, der die allein Segen versprechende nationale Entwickelung der deutschen Kirche unterbrochen hat. Nun sind zwar längst zwischen diesen Extremen vermittelnde Ansichten hervorgetreten, welche Licht und Schatten gerechter vertheilen. Aber auch heute haben noch beide Extreme ihre Repräsentanten; jene ultraprotestantische Beurtheilung ist namentlich noch vor Kurzem erneuert worden von dem Erlanger Theologen Ebrard, in seiner Schrift über die Iroschotten oder Kuldeer, zu denen auch jene altbritischen Missionare gehörten, deren Pflanzungen Winfried in Deutschland, wie wir sahen, im Namen Roms wieder ausrottete. Diesem letztgenannten Kirchenhistoriker ist Winfried — der jesuitische Kirchenspion und der Meister in der Verstellung, von dem man sich mit sittlichem Abscheu abwenden müsse; der Diplomat und der Verschmitzte, der wohl eine gute Feuerspritze bei seinen Massenbekehrungen mit sich führte, der es aber auch verstand, Verdienste, die ihm selber abgingen, auf eigene Rechnung zu setzen, der den Ruhm eines Apostels der Deutschen ganz dahin hat, der nur Eine Moral kannte: Rom über Alles! und darum „keine Moral", dessen Gemüth von Natur sichtlich zu Gift, Haß und Heimtücke disponirt gewesen, ein blindes Werkzeug der Finsterniß, an dem nichts weiter zu loben sei, als seine zähe Consequenz und seine freilich an abgefeimte Pfiffigkeit grenzende praktische Lebensklugheit.

Dieser Uebertreibung des Kirchenhistorikers tritt nun aus Freytags Roman die allein richtige Auffassung gegenüber. Hier erscheint der breitschulterige Mann mit großem Haupt, mächtiger Stirn und wuchtiger Stärke persönlich einerseits als kraft- und muthvoll, andrerseits als liebevoll und barmherzig. Diese Eigenschaften empfangen aber ein besonderes Gepräge und eine bestimmte Richtung durch die Macht, in deren Dienst sie gestellt sind. Das ist zwar nicht das Christenthum schlechthin; denn gegen die Mission der Altbriten oder Iroschotten, die recht gute Christen waren, nur eben nicht römische, eifert ja Bonifacius. Noch viel weniger aber ist jene bestimmende Macht für ihn ein egoistisches Interesse der eigenen Person. Vielmehr ist es die alttestamentlich, gesetzlich, theokratisch gefaßte Idee der römischen Kirche; die Idee derselben, welche im Papste sich darstellt und zusammenfaßt, jedoch nicht so, daß der jeweilige Träger derselben auch persönlich über aller Kritik stünde. Auch Freytag läßt — in voller Uebereinstimmung mit den noch vorliegenden Documenten — den Winfried den Eigennutz der römischen Curie tadeln, läßt ihn von der Schlauheit der römischen Priester reden, läßt ihn mißtrauisch gefaßt sein auf die unbillige Weigerung Papst Stephans, ihm anstatt dem Stuhle von Köln die friesische Kirche zu unterstellen. Aber die römische Kirche und deren Alleinherrschaft geht ihm über Alles; diese vertritt er

nöthigenfalls auch gegen den Papst. Um der römischen Kirche willen hat er die Seelen der Menschen den Päpsten, wie Freytag ihn sagen läßt, unterzwungen. Um der römischen Kirche willen ist er als Hierarch nicht nur ernst, sondern auch herrisch, und erbarmungslos gegen Untergebene wie Meginhard. Um ihretwillen entfaltet er mit Stolz den Pomp und die Autorität seiner bischöflichen Würde. Um der Kirche willen ist aber der vornehme Mann zugleich ein milder Herr, gütig und schonend gegen Darbende, Kranke, Unwissende. Im Dienste der Kirche entfaltet er sein großartiges organisatorisches Talent in der Berufung der jedesmal geeignetsten Personen auf die für sie passenden Posten, im Bau der Klöster mit Schulhaus und Arbeitshaus, mit landwirthschaftlichen und industriellen Instituten. Für die römische Kirche lebt und stirbt er. Mit der römischen Kirche ist er freilich auch abergläubisch, ascetisch und diplomatisch. Mit Weihwasser besprengt er das unschuldige Erbstück, das Drachenbild auf Seidenstoff, welches dem Ingram von seinen Ahnen her heilig war, er verbrennt es mit kindischer Feierlichkeit. In beschränkter Ascetik mißkennt er das Opfer, das Walburg nicht für die Kirche, sondern für ihren verstoßenen Ingram bringen will. Mit der Schlauheit eines Proselytenmachers nimmt er die Weigerung Gundharis, mit seinen Volksgenossen an den heidnischen Opferstein zu treten, eine Weigerung, deren wahrer Grund Betrunkenheit ist, für einen Act der Lossagung vom Heidenthum und empfiehlt dem Papst, ihn in seinem Briefe zu loben, damit er ihn durch diese Ehre in seinem unfreiwilligen Christenthum bestärke; und nicht ohne Sarcasmus läßt Freytag den Frankengrafen Gerold zu dem weltflüchtigen Bischof sprechen: „ich habe dich weise gefunden auch in weltlichen Dingen." Aber der kirchliche Diplomat erweist sich gelegentlich als einen schlechten Politiker. Denn, während der Graf — offenbar mit Recht — die Wenden zuerst der Frankenherrschaft unterworfen und dann bekehrt haben will, dringt Bonifacius auf den umgekehrten Weg, träumt vorzeitig von friedlicher Bekehrung der Sorben und bahnt wider den Willen des Grafen dem Ratiz Schleichwege an das Ohr Carl Martells, der Politiker genug ist, um die Freundschaft des schlauen Wenden zurückzuweisen.

Am Grabe des heiligen Bonifacius in Fulda sehen wir heuer von Zeit zu Zeit diejenigen versammelt, die des Glaubens leben, auch heute könne dem deutschen Vaterland nur von Rom das Heil kommen. Das Grab, um das sie sich schaaren, birgt die Reliquien eines Mannes, der ohne alle Selbstsucht mit Heldenmuth sich für eine Idee geopfert hat, deren Verwirklichung vor 1100 Jahren zum Heile Deutschlands gereichte. Denn es ist ein Wahn, daß Christenthum und Cultur sich damals ohne das Zusammenwirken mit Rom in Deutschland hätten befestigen können. Auch war damals noch kein Bonifacius VIII., kein Innocenz III., nicht einmal ein Gregor VII. erschienen; die Pornokratie

des zehnten Jahrhunderts hatte den päpstlichen Stuhl noch nicht verunreinigt; der große Betrug des neunten Jahrhunderts war noch nicht verübt. Es waren die verhältnißmäßig unschuldigen Zeiten des zweiten und dritten Gregor. Heute aber würde die römische Verkleidung, welche vor elf Jahrhunderten dem deutschen Christenthum wie ein guter Panzer wohl anstand, einen etwa auferstehenden Winfried als Mumie erscheinen lassen. Was Thüringen und Deutschland dem römischen Angelsachsen verdankt, dem hat vor 350 Jahren eines Thüringers Sohn, Martin Luther, die römische Kruste abgestreift. Aber auch der nicht ultramontane deutsche Katholicismus, mag man gegen dessen Consequenz sagen, was man will, ist nicht nur an Bildung, sondern auch an christlicher Frömmigkeit dem ultramontanen Katholicismus überlegen. Rom kann ihm nichts mehr bieten, sondern nur seinen Patriotismus stören. In Bonifacius lebte etwas von der sich ewig gleichbleibenden Kraft des Evangeliums. Daß jedoch diese ewige Kraft heute in der Gestalt, die sie in Bonifacius hatte, in Deutschland sich wieder beleben werde, dürfen wir um der Deutschgesinnten unter unsern katholischen Volksgenossen willen nicht hoffen. Eine reale Auferstehung seines Geistes auf deutschem Boden können wir heute nicht mehr wünschen.

Aber danken dürfen wir es Gustav Freytag, dem deutschen Patrioten, Historiker und Dichter, daß er zu der historiographischen und poetischen Auferstehung, die er dem Märtyrer bereiten half, uns zu Gaste geladen hat.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

In tenui labor.

I.

Den Werth des Hauses, wo der Mensch so recht in einem warmen Neste zu körperlicher und sittlicher Kraft gedeiht, die Bedeutung einer Reihe von Ahnen, welche den altererbten Sitz mit wachsender Ehre schmückten, habe ich stets hochgeschätzt umsomehr, als mir beides fast ganz versagt blieb und mich nur der Ursprung aus dem Marke eines deutschen Stammes, dessen Tüchtigkeit auch in seiner gegenwärtigen theilweisen Verkümmerung niemand bestreiten wird, hob und trug.

Die Wurzeln meiner Familie verlieren sich in Südtirol bei Neumarkt und Salurn, Gegenden, die wohl bald die Sprache und Sitte der Väter nur aus der Erinnerung kennen werden, wenn nicht neuerwachende deutsche Volkskraft

dem Romanismus einen Riegel vorschiebt. Wer aber von meinen Vorfahren und wann er den Schritt aus der Bauernstube in die Kanzlei machte, konnte mir niemand sagen. Das Porträt meines Urgroßvaters zeigt einen Mann in behäbiger Tracht, den Dreispitz mit Silbertressen unter dem Arm; auf der Stirne, die klar und hoch aus den steifen gepuderten Locken ragt, würde ein Lavater Verstand bei vorwaltender Phantasie lesen, die großen dunkeln Augen unter buschigen Brauen leuchten von südlicher Glut; Stumpfnase, volle Lippen, breite Wangen deuten auf sinnliche Behaglichkeit. In einer Ecke steht: Joseph Antoni Bichler aetatis 34 anno 1742.

Gegenüber die Urgroßmutter: Marianne Bichlerin, geborne Reinischin, aetatis 29. Die Kleidung mit Borte und Stickerei, die silberne Halskette, das Kreuz von blitzenden Granaten an der schwarzen Sammtschnur läßt auf das Hauswesen eines wohlhabenden Mannes schließen. Mit wahrer Verehrung blickte ich stets zu den reinen edlen Zügen dieser Frau empor, die von seltener Schönheit gewesen sein muß. Sie tragen den Zauber einer ernsten, ächten Weiblichkeit, welche oft genug die leidenschaftliche Seele meines Urgroßvaters beruhigt haben mag, so wie sie noch auf den späten Enkel wirkt, der gerne zu ihr emporschaut. Ich habe mich oft und viel um das Schicksal, um das Grab dieser Lieben erkundigt, denn der Mensch ist nichts werth, der seine Vorfahren vergißt und verdient auch von der Zukunft keine Beachtung, konnte aber nirgends eine Spur entdecken; war es doch nur ein Zufall, welcher mir die übrigens vollständig beglaubigten Porträte verschaffte! Das ist ja der Fluch des Beamtenthums und darin gleicht es dem Proletariate nur zu sehr, daß es von Ort zu Ort fahrend seiner Heimath vergißt, und weil überall zu Hause nirgends zu Hause ist! Wie oft habe ich den Bauern beneidet, der als ächter Edling seine Scholle vom Urahn überkam und sie dem Urenkel überläßt, der in Tauf- und Sterbbüchern der Dorfkirche seine Väter verzeichnet weiß, und am Allerseelentage die lange Reihe ihrer Gräber mit Kerzen und Blumen schmückt.

Mein Großvater starb zu Reutte als Zollbeamter am 3. April 1795. Die Wittwe zog nach Innsbruck, wo sie von einer kleinen Pension kümmerlich lebte und ihre vier Kinder mit redlichem Gottvertrauen erzog.

Da meine Eltern weder auf meine geistige Entwicklung noch auf mein Fortkommen unmittelbar einen wesentlichen Einfluß nahmen, wie der Verlauf dieser Geschichte klar darthun wird, so kann ich mich über sie kurz fassen. Der Vater Joseph, geboren zu Reutte, verließ das Gymnasialstudium, obwohl es ihm an Talent nicht fehlte, bald, um sich auf irgend Art Unterhalt zu verschaffen. Er suchte diesen in dem Kreise des Beamtenthums und wurde Schreiber bei der Zollstätte zu Kufstein. Hier lernte er die Nichte des Auf-

sehers Krismayr kennen, welche ihm am 19. April 1819 zu Kleinholz, einem Kirchlein unweit des Städtchens, angetraut wurde. Er las gerne, besonders die Romane von Walter Scott; überdieß hatte er Neigung für die Kunst; Landschaften und Thierstücke schätzte er sehr, ohne jedoch die Mittel zu besitzen, irgend etwas zu kaufen außer einigen trefflichen Kupferstichen von Ridinger, welche er unter der Hand erwarb. Da er selbst nicht zeichnen konnte, auch nie Gelegenheit hatte, ächte Kunstwerke zu sehen, war sein Geschmack nur wenig geläutert, sonst wäre es nicht sein höchster Wunsch gewesen, mit jenen schlechten französischen Kupferstichen der Tellsage die Wände des Zimmers zu schmücken. Fast immer auf dem Lande, hatte er viel Sinn für die Natur; seine liebste Erholung war es, hie und da ein Häschen oder Eichkätzchen zu schießen, jede freie Stunde verwendete er zum Aufrichten von Dohnen, mit denen er Schnepfen, Drosseln, Haselhühner und anderes Federwild fing. Bot das Wasser Gelegenheit, so legte er den Fischen Nachtschnüre. Eine Stellung als Forstmann hätte ihm vielleicht mehr entsprochen; doch muß ich beifügen, daß er in seinem Amte reine Hände behielt und jeden Versuch einer Bestechung, wie es beim Mauthwesen nicht selten geschieht, entrüstet zurückwies. Oesterreich liebte er aufrichtig, wenn er auch Gelegenheit genug hatte, die Mißgriffe der Regierung zu beobachten und es nicht unterließ, sich darüber mit Spott oder Unwillen zu äußern. Was die Kirche anlangt, so erfüllte er, insoweit es geboten war, die Pflichten des äußern Gottesdienstes, achtete jedoch den Klerus wenig, was er auch bei Gelegenheit unverhohlen aussprach. Der positive Gehalt des Christenthums hatte sich ihm jedoch nie verflüchtigt, er suchte im Hinblick auf eine bessere Welt seinen Trost. Besonders richtete sich seine Andacht auf „Christus im Elend"; in den letzten Jahren seines Lebens trug er stets einen schlechten Holzschnitt, das blutige Haupt des Erlösers vorstellend, bei sich. Uebrigens war er ein gutmüthiger Mann, der, so viel es ihm möglich, auf äußern Anstand in Sitte und Kleidung hielt; eine oder die andere Leibspeise und dazu ein Glas alter Tirolerwein ging ihm über Alles. Hätte er in seinen Anlagen mehr Eisen — oder weniger Ehrlichkeit besessen, er wäre gewiß viel höher gestiegen, und anstatt als armer Pensionist mit 200 fl. Jahresgehalt, als wohlhabender Mann von höherem Range gestorben.

Meine Mutter Josefa war die Tochter eines Taglöhners von Kundl. Sie wuchs völlig verwahrlost auf, bis sie endlich ein Oheim zu sich nahm und ihr den nothdürftigsten Unterricht in Schulfächern und weiblichen Arbeiten ertheilen ließ. Bei solchen Verhältnissen ist an irgend eine Bildung, an ein Interesse für etwas Höheres nicht zu denken.

So lang mein Vater noch im Amte war, ging alles leidlich. Als er ihr jedoch später, abgestumpft von Sorgen und Kummer, das Hauswesen

ganz überließ, galt der traurige Spruch: „Kommt der Tag, bringt der Tag!“ und die heillose Wirthschaft gerieth bald in tiefsten Verfall.

Es genügt, diese Dinge anzudeuten, ich mag sie nicht mehr berühren. Begleitet viele die traute Erinnerung an den heimischen Heerd, so möchte ich mir letheische Wasser wünschen, um manche Scenen aus der Seele wegzuwaschen, um so manche Narbe zu tilgen.

Weil ich aus Ursachen, die ich später mittheilen will, nur wenige Jahre zu Hause verbrachte, knüpfte mich auch an meine Schwester kein inniges Band. Um zwei Jahre jünger als ich heirathete sie einen Mechaniker zu Zürich und starb dort 1868. Als ein jüngerer Bruder geboren wurde, stand ich schon längst auf eigenen Füssen und mein Verhältniß zu ihm beschränkte sich darauf, daß ich ihm durch einen Lehrer Unterricht ertheilen ließ, damit er sich, wie ich, auf der Welt das Brod verdiene.

Mein Vater wurde bald nach seiner Verheirathung als controllirender Amtsschreiber nach Zollhaus bei Erl versetzt. Hier erblickte ich am 4. September 1819 Nachmittags zwei Uhr das Licht. Ein Freund, der sich mehr im Scherz als Ernst mit Astrologie beschäftigte, rechnete die Constellation dieser Stunde aus und prophezeite mir allerlei Glück, das ich herzlich meinem Sohne gönne, weil es bis jetzt bei mir nicht eingetroffen. Die Leser mag ich weder mit Jupiter, noch Venus und Luna, die bei meiner Geburt assistirten, weiter behelligen. Zollhaus liegt bereits zwischen den Ausläufern der Alpen: bewaldete Kalkberge mit steilen Felsenkronen erheben sich durchschnittlich zur Höhe von 4000 Fuß; dahinter der prächtige Kaiser, das Eingangsthor des Hochgebirges bewachend. Gerade unter dem Amte fließt der Inn hinaus in die Ebene, das rechte Ufer österreichisch, das linke bereits bayrisch, beide durch das Seil einer Fähre verbunden. In dieser lieblichen Gegend erwachte ich zum Bewußtsein; ich erinnere mich gar wohl noch an manche Stelle; insbesonders eine kleine Kapelle im Wald unweit der Straße, welche ich gerne besuchte, weil mir die Mutter Gottes mit dem Flitterkleid und den künstlichen Blumenstöcken zu beiden Seiten so wohl gefiel. Auch in anderer Weise trat mir der Katholicismus freundlich entgegen: jenseits des Flusses lag ein Karmeliterkloster, Sonntags durfte ich nicht selten mit zur Kirche fahren und was gab es da zu sehen und zu hören! Noch tönen die mächtigen Klänge der Orgel in mein Ohr, mächtiger als das Rauschen des Stromes und Windes; noch sehe ich den Weihrauch sich emporkräuseln und droben an der Decke den heiligen Elias, wie er auf dem Flammenwagen zum Himmel schwebt! Besonders gefielen mir die Priester in den schimmernden bunten Seidengewändern; voll kindlicher Einfalt glaubte ich lange, die mir so lieben Goldkäfer hätten unter den Thierlein das gleiche Amt und that manche Frage, bei der die Erwachsenen lachten. Am Ostertage pflegten die Mönche den Honoratioren der Gegend

Confect zu schicken: wie schmeckte das gut und süß! Von nun an wünschte ich Geistlicher zu werden, und wollte mir jemand eine besondere Freude machen, so durfte er mir nur einen bunten Papierbogen schenken. Dieser wurde in der Mitte eingeschnitten und als Meßgewand beiläufig wie der Kotzen eines Fuhrmannes getragen. Der Katholicismus beherrscht das Leben von der Wiege an, weil er jedem Alter, jedem Bedürfniß etwas bietet, er versteht es ebensosehr durch seine Pracht die Sinne zu reizen, als er durch seinen Mysticismus das Denken erst herausfordert und dann bindet, während der nüchterne Protestantismus den Mann sich selbst und der Freiheit gibt. Einen wenig günstigen Eindruck brachten die bluttriefenden Legenden und schauerlichen Geistergeschichten hervor, die man mir erzählte, theils um mich zu unterhalten, theils von manchem kleinen Muthwillen abzuschrecken. Meine lebhafte Phantasie beschäftigte sich mit diesen Dingen mehr als zuträglich; ich träumte von Hexen und Gespenstern und fürchtete mich Abends gar sehr nach dem Gebetläuten allein zu sein. Erst nach langen Jahren wurde ich diese alberne Angst, welche mir manche Verlegenheit bereitete, allmälich los. Im nämlichen Hause wohnte der Einnehmer J. Schlumpf. Sein ältester Sohn Sigmund, ungefähr gleichviel Jahre mit mir zählend, war mein Spielgefährte, ein kränklicher, schwermüthiger Knabe, von dem später noch die Rede sein soll.

Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde mein Vater nach Leutasch, einen Posten an der Grenze unweit Mittenwald in einer wilden düstern Gegend versetzt. Hier waren ehemals Feldschanzen errichtet, hinter denen die befestigte Kaserne stand, welche nur Beamten und Zollwächtern zur Wohnung diente. Die gewölbten feuchten Räume mit den dicken Mauern und Schießscharten, die zerbröckelten Trümmer, aus denen hin und wieder eine verrostete Waffe gezogen wurde, waren eine Mahnung an die Geschichte meiner Heimath; denn hier hatten einst blutige Kämpfe stattgefunden. Die Kapelle war in Schutt gesunken, die darin angebrachten Stationsgemälde lagen unter dem Dach der kleinen Feste zerstreut, sie beschäftigten mich an den kurzen Wintertagen und weckten die ersten Aeußerungen meines Talentes zu zeichnen, welches weiter zu bilden mir meine Mittellosigkeit später nicht erlaubte. Die Bauern in der Nachbarschaft, welche ich mit meinem Vater hie und da besuchte, prießen den frommen Knaben, der solche Freude an geistlichen Dingen habe. Unter andern zeichnete ich den heiligen Joseph mit der Säge in der Hand und einem Barte bis zur Zehenspitze. Auf die Frage, warum ich ihn so darstelle, gab ich den Bescheid: Der Nährvater Christi, der als Gott uralt sei, müsse jedenfalls noch älter sein und daher einen längeren Bart tragen als gewöhnliche Zimmerleute.

Schon im nächsten Frühjahre mußte mein Vater wieder wandern, jedoch

nur in die Nähe nach Scharnitz, jenseits des Berges an der Commerzialstraße, wo Fremde und Fuhrleute häufiger verkehrten, wenn auch die Gegend keinen andern Charakter trug und nur Schanzen und Befestigungen in einem größeren Maßstabe angelegt waren. Der Aufenthalt in diesem öden Thale ist für mich dadurch von Belang, daß ich hier zum erstenmale die Schule besuchte, wobei ich es freilich nur zum Buchstabiren brachte. Wichtiger war mir ein Naturereigniß. Der Paß erstreckt sich von Süd nach Nord, ist also im eigentlichen Sinne des Wortes eine Leite für den Scirocco, welcher zwar den Schnee etwas früher schmilzt, jedoch auch durch seinen mächtigen Anprall Lawinen losläßt und sonst allerlei üblen Spuck treibt. Einen solchen Sturm erlebte ich im Spätherbst. Ich sah mit Entsetzen, wie sich die Bäume bogen, trotz der schweren Belastung mit Steinen die Schindeln von den Dächern flogen, Felsblöcke am Gehäng niederstürzten und Menschen und Thiere ängstlich von der Straße fliehend eine sichere Zuflucht suchten. Wie gewöhnlich deuteten die Aelpler dieses als Vorzeichen eines künftigen Unglückes, als ob sie am gegenwärtigen Schrecken nicht genug gehabt hätten! Die Prophezeihung wurde noch durch ein angebliches Mirakel an der Statue des Heilandes in einer kleinen Kapelle unweit Seefeld verstärkt. Sie stellt ihn nackt dar, wie er die Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, das Schilfrohr in der Hand, den Purpurmantel zum Hohn über die Schultern dasitzt, und die Stirne gesenkt die Bosheit der Menschen betrauert. Wie man dies öfter sieht, war das Haar nicht aus Holz geschnitzt, sondern ächt. Nun verbreitete sich zufällig das Gerücht, es sei fast um Handbreite gewachsen und hänge in langen Strähnen auf die Brust. Alte Leute schüttelten bedenklich den Kopf, in den Häusern wurde Nachts ein Rosenkranz mehr gebetet, um den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Auch ich hörte mit bangem Vorgefühl von diesen Dingen reden und erkundigte mich angelegentlich bei einem Bauer, was das alles bedeute. „Ja Bub, Buße thun heißt es jetzt: fasten und beten; der Himmelvater ist böse und Du bist noch jung genug um zu erleben, was alles geschehen soll". In der Schule hörte ich den Katecheten von der unendlichen Liebe Gottes reden, der für uns das Kreuz getragen und für den auch wir das Kreuz tragen sollten. Das rührte mich auf das Tiefste und ich beschloß, dem Erlöser auf seinem Dornenpfade nachzufolgen. In einer alten Casematte fand ich Stücke von Palisaden; ich band sie in Form eines Kreuzes und schleppte dieses alle Abende unter verschiedenen Stoßgebeten mit eingemischten Seufzern auf der Schanze herum. Nachdem ich es mehrere Tage gethan, hatte ich mir die Schultern so zerschunden, daß ich es aufgeben mußte. Wie jedoch das Volk allmählich die Prophezeihung vergaß, weil das gefürchtete Unheil nicht eintraf, so dachte ich auch nicht mehr der Ascese und mein Kreuz wird wohl längst vermodert sein. Ich besaß einige Anlage zu einem Heiligen des Mittel-

alters, da sich aber glücklicherweise Niemand um das schöne Talent kümmerte, so überwand meine ursprüngliche kerngesunde Natur diesen Hang, sowie manche andere Thorheit, die unter Jünglingen meines Alters Mode ging. Freilich kehrte ich unter Umständen von Zeit zu Zeit darauf zurück; denn es braucht meist länger, einen geistigen Krankheitsstoff auszuscheiden als einen körperlichen; ich will jedoch hier nicht vorgreifen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Mecklenburg-Schwerin. Der neueste Versuch einer Verfassungs-Reform. — Die Aufgabe, deren Lösung seit der Vernichtung unseres vereinbarten und verkündigten Staatsgrundgesetzes durch den Spruch von Freienwalde unser ganzes inneres politisches Leben beherrscht und bestimmt, ist zwar auf dem am 18. März beendigten Landtage wiederum ungelöst geblieben. Doch ist durch die Landtagsverhandlungen der bereits hinlänglich constatirten Unmöglichkeit, mittelst der patrimonialständischen Gesetzgeber, um deren Beseitigung es sich gerade handelt, Mecklenburg auf die Höhe eines modernen Staates zu erheben, jetzt ein neues Siegel aufgedrückt worden, welches die Großherzoglichen Regierungen selbst als genügende Beglaubigung jener Thatsache gelten lassen werden.

Unter dem Drucke äußerer Einwirkung hatte die schwerinische Regierung und ihr folgend auch die strelitzische im Jahre 1871 sich endlich entschlossen, Verhandlungen mit den Ständen über eine Verfassungsänderung zu eröffnen. Anfangs gedachte man dabei die Grundlage des Patrimonialstaates festzuhalten. Es wurden in diesem Sinne „Grundzüge für eine Modification der bestehenden Landesverfassung" ausgearbeitet, in denen der Ritter- und Landschaft, welche als Stände aus eigenem Recht fortbestehen sollten, noch ein dritter, aus den Obrigkeiten des großherzoglichen Domaniums hervorgehender Stand hinzugefügt wurde. Dieses Reformproject scheiterte an dem Widerstande der Landschaft (der Bürgermeister der Städte), welche den Uebergang zu einer Repräsentativ-Verfassung erstrebte. Nach zweijährigen erfolglosen Verhandlungen erkannte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Nothwendigkeit, dem Reformproject eine andere Grundlage zu geben. Als solche wurde von ihm die Herstellung einer einheitlichen Vertretung unter Beseitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfassung vorgezeichnet. Einem im vorigen Jahre berufenen außerordentlichen Landtage wurden von beiden mecklenburgischen Großherzogen neue „Grundzüge" vorgelegt, in welchen der Versuch gemacht

wurde, mit dem modernen Princip einer einheitlichen Vertretung möglichst viel von den alten Staatseinrichtungen und von dem Einflusse der bisherigen Ständemitglieder aufrecht zu erhalten. Diesen neuen „Grundzügen" gegenüber wechselten die beiden Stände ihre Rollen. Die Ritterschaft verlangte Erhaltung der landständischen Rechte der bestehenden Landesvertretung, die Landschaft stimmte dem Princip der neuen Vorlage zu, freilich ohne sich damit für die dem Princip zu Theil gewordene Ausführung erklären zu wollen. Man gelangte über diesen Principienstreit nicht hinaus. Nach fünfwöchentlichen erfolglosen Verhandlungen wurde am 7. März vorigen Jahres der außerordentliche Landtag mit der Ankündigung entlassen, daß demnächst auf Grund der bisherigen oder — wie der strelitzische Landtagsabschied hinzufügte — eventuell auf veränderten Vorlagen weiter verhandelt werden solle.

Der außerordentliche Landtag hatte über die Unvereinbarkeit der auf demselben hervorgetretenen Gegensätze jeden Zweifel beseitigt, und es war schwer zu sagen, worin die Regierungen die Anhaltspunkte für die von ihnen festgehaltene Hoffnung auf ein späteres Gelingen der Verständigung fanden. Die Regierungen wollten den constitutionellen Staat wenigstens im Princip und hatten dabei die Landschaft auf ihrer Seite; die Ritterschaft wollte den constitutionellen Staat nicht, sondern bestand auf Erhaltung der patrimonialständischen Vertretung. Eine Vermittelung zwischen diesen beiden Gegensätzen war nicht denkbar.

Indessen hatte der außerordentliche Landtag, außer diesem negativen Ergebniß, durch welches die Erkenntniß befestigt wurde, daß der Uebergang Mecklenburgs in die moderne Staatsform auf dem bisher betretenen Wege nicht zu erreichen sei, doch auch ein positives Moment aufzuweisen, durch welches die Sache der constitutionellen Partei gefördert wurde. Bisher hatten die Regierungen es sorgsam vermieden, die Nothwendigkeit einer Reform der Landesverfassung in irgend einer Weise zu begründen, und namentlich hatten der Ansicht gegenüber, daß das Verhältniß Mecklenburgs zum deutschen Reiche eine Aenderung seiner Staatseinrichtungen und die Herstellung einer den Verfassungen der übrigen Bundesstaaten gleichartigen Verfassung fordere, die Vertreter der mecklenburgischen Regierungen im Bundesrathe wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß hierauf die Forderung einer Verfassungsreform sich nicht begründen lasse, so lange nur Mecklenburg durch Leistung seiner Matricularbeiträge und Erfüllung seiner sonstigen Verpflichtungen gegen das Reich zu Klagen keinen Anlaß gebe. Eine Begründung des inneren Reformbedürfnisses auch durch Hinweisung auf das Verhältniß Mecklenburgs zum deutschen Reiche erfolgte zuerst in der Thronrede, mit welcher der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin am 1. Februar 1874 den außerordentlichen Landtag eröffnete. „Die in den letzten großen Jahren im deutschen Vaterlande voll-

zogenen Umgestaltungen und die daraus für das engere Vaterland sich ergebenden Consequenzen so wie die eigene staatliche Entwickelung desselben fordern eine solche Aenderung unabweislich" — mit diesen Worten des Großherzogs wurde das unternommene Werk der Zufälligkeit wechselnder Stimmungen entrückt und den Reformbestrebungen eine feste Grundlage gegeben, welche einen Rücktritt von derselben oder eine Vertagung auf unbestimmte Zeit nicht mehr zuläßt.

In dem Zwischenraum seit dem Schlusse des außerordentlichen Landtages am 7. März vorigen Jahres bis zum Zusammentritt des am 10. Februar dieses Jahres eröffneten ordentlichen Landtages scheinen freilich die leitenden Personen der Regierung für die Förderung des Reformwerkes nicht eben viel gethan zu haben. Vermuthlich haben sie die Zeit benutzt, um mit den Führern einer neuständischen Partei in der Ritterschaft, welche zwischen dem Alten und dem Neuen eine Vermittelung aufsucht, wegen einer den Wünschen für Erhaltung der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen entgegenkommenden Umgestaltung des Reformplanes Verhandlungen anzuknüpfen. Sie mochten der Hoffnung leben, daß, wenn es gelungen wäre, für diese, auf dem außerordentlichen Landtage eine sehr starke Minorität bildende Partei jetzt die Majorität in der Ritterschaft zu gewinnen, es dann möglich sein würde, auch die Landschaft um diese Fahne zu sammeln und so ein positives Ergebniß zu erzielen, welches freilich nur die Wenigen befriedigt hätte, welche um jeden Preis eine Einigung wollten, um sich nur dem vom Reiche ausgehenden Drucke zu entziehen. Indessen wenn auch die Regierungen einen solchen kleinen Rückfall in das durch die neuen „Grundzüge" im Princip aufgegebene alte Staatssystem nicht gescheut haben mögen, so hätte man auf die Zustimmung der Landschaft doch schwerlich rechnen dürfen. Jedenfalls aber muß die schwerinische Regierung noch bis an das Ende des vorigen Jahres sich mit der Hoffnung getragen haben, ohne Hilfe des Reiches ihren vielleicht etwas abgeänderten Reformplan bei den Ständen durchzusetzen. Denn als am 3. December vorigen Jahres der bekannte Antrag der mecklenburgischen Abgeordneten wegen der Volksvertretung in den Bundesstaaten im Reichstage von Neuem zur Verhandlung kam, war der mecklenburgische Bevollmächtigte noch angewiesen, denselben zu bekämpfen, und die „Mecklenburgischen Anzeigen", das officiöse Organ der schwerinischen Regierung, hatten noch Auftrag, die Bedeutung des Reichstagsbeschlusses herabzusetzen und die Anrufung des Reichs als eine unziemliche Herbeirufung fremder Hilfe darzustellen. Bald darauf änderte sich diese Taktik. Unmittelbar vor dem Beginn des Landtages trat das genannte Blatt für die bisher bestrittene Competenz des Reiches zur Aufstellung von Normen für die Landesverfassungen auf; es drohte mit der Reichsgesetzgebung und deren „verderblichen Folgen" und bezeichnete den

bevorstehenden Versuch einer Einigung mit den Ständen in der Verfassungsfrage als den „letzten". Doch sollten ohne Zweifel diese Hinweisungen vorläufig nur als Einschüchterungsmittel dienen, um die Einigung herbeizuführen, auf welche die Regierungen noch immer rechneten.

Der sonstige geistige Aufwand, um dem Reformplan bei den Ständen Eingang zu verschaffen, blieb in den bescheidensten Grenzen. Statt das Reformbedürfniß näher zu begründen, wurde in der Landtagsproposition nur die Behauptung der Nothwendigkeit einer Reform und die Hoffnung auf eine Einigung kurz wiederholt, während bei dem Modus der Landtagsverhandlung, welcher den großherzoglichen Commissarien den Zutritt zur Ständeversammlung verschließt und dadurch eine unmittelbare persönliche Einwirkung der Regierungsvertreter auf die Berathung unmöglich macht, eine umfassende Denkschrift um so mehr an ihrer Stelle gewesen wäre. Die Vorlage war im Uebrigen so sehr die alte, daß es nicht einmal für nöthig galt, dem Landtage ein neues Exemplar derselben zuzustellen. Nur in Bezug auf die strelitzische Vorlage fand die kleine Neuerung statt, daß der Großherzog seinen Rücktritt von demjenigen Theile derselben erklärte, welcher die Ueberweisung der Einkünfte aus einer bestimmten Anzahl von Domanialgütern an die zu begründende Staatscasse verhieß. Es sollte statt dessen nur ein zu vereinbarender jährlicher fester Zuschuß aus dem großherzoglichen Domanium geleistet werden, für welche Aenderung theils die Rücksicht auf das Ansehen des fürstlichen Hauses geltend gemacht wurde, welche eine Ausscheidung von Gütern aus dem Domanium verbiete, theils die sonst entstehende zu große Künstlichkeit der Verwaltung. Nach der schwerinschen Vorlage sollten dagegen die Einkünfte gewisser Domanialgüter zu Staatszwecken dienen. Eine Uebertragung des Eigenthums an diesen Gütern auf den Staat wurde auch hier nicht beabsichtigt.

Mit der Verfassungssache war man auf dem Landtage bald wieder aufs Reine gekommen. In der zur Vorberathung eingesetzten Commission standen sofort wieder die ritterschaftlichen und die landschaftlichen Mitglieder bei ihrem früheren zwiespältigen Votum, und im Plenum des Landtags stimmte die Ritterschaft dann (mit 88 gegen 19 Stimmen) für Erhaltung, die Landschaft (mit 21 gegen 9 Stimmen) für Beseitigung der bisherigen ständischen Corporationen. Im weiteren Verlauf formulirten die ritterschaftlichen Commissionsmitglieder noch einen besonderen Gegenentwurf gegen die Bestimmungen der Vorlage über die Vertretung. Nach demselben bleiben Ritter- und Landschaft als politische Corporationen in ihrer ganzen inneren und äußeren Organisation bei Bestand, jeder Rittergutsbesitzer behält seine Virilstimme, es verbleibt auch die itio in partes. Die Zustimmung dieser alten Stände ist für jede Verfassungsänderung und für jede Veränderung des Modus der directen und indirecten Steuern erforderlich. Daneben besteht ein gleichfalls für beide

Großherzogthümer gemeinsamer Landtag von Abgeordneten, welche von der Ritterschaft, der Landschaft, den Stadtvertretungen und den Landgemeinden gewählt werden. So wurde den bisherigen Ständen nicht blos ein überwiegender Einfluß in dem neuen Landtage zugedacht, sondern außerdem noch ein Veto in den Fragen der Verfassungsänderung und Besteuerung. Zwei hierzu von den Herren von Oertzen auf Kotelow und von Bülow auf Rodenwalde gestellte Abänderungsanträge unterscheiden sich von dem Hauptantrage besonders dadurch, daß sie die Wirksamkeit der Ritter- und Landschaft auf die Wahl von Abgeordneten zum Landtag beschränkten.

Um sich die Zähigkeit zu erklären, mit welcher die Ritterschaft in allen ihren Mitgliedern, mit alleiniger Ausnahme einer verschwindend kleinen, fast nun durch die Gebrüder Pogge repräsentirten constitutionellen Partei, an den landständischen Rechten der bisherigen Vertretung und an dem Fortbestande der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen festhält, muß man zu der Anhänglichkeit an dem Althergebrachten auch noch das Interesse der Mitglieder und Familien des „eingeborenen und recipirten Adels" an dem Besitzstande hinsichtlich der drei Landesklöster hinzunehmen. Die in den Händen der Ritterschaft und der Landschaft liegende Verwaltung der Klöster hängt auf das Engste mit ihrer politischen Existenz zusammen; mit dem Erlöschen der letzteren würde jenes Verwaltungsrecht an die Staatsgewalt zurückfallen, von welcher es den Ständen verliehen worden ist. Zwar wollte die Vorlage den bisherigen Besitzstand seinem Wesen nach durch die Bestimmung aufrecht erhalten, daß Ritter- und Landschaft als Privatcorporationen für ihre corporativen Angelegenheiten, z. B. Klostersachen, bei Bestand bleiben und daß „die Verwaltung dieser Angelegenheiten den Verbänden der Ritter- und Landschaft, beziehungsweise den interessirenden Mitgliedern derselben nach Maßgabe des bestehenden Rechts" auch fernerhin zuständig sein solle. Doch mußte die hiermit beabsichtigte Säcularisation der Klöster zu Gunsten bloßer Privatcorporationen und ihrer Mitglieder als eine zu unsichere und anfechtbare Grundlage erscheinen, um nicht schon aus dieser Rücksicht mit aller Kraft für die Fortdauer der politischen Corporationen der Ritter- und Landschaft und damit für die Erhaltung der bisherigen Basis des Besitzstandes einzutreten.

Es zeigte sich bald, daß die Regierungen sich getäuscht hatten, wenn sie auf eine Majorität der vermittelnden Partei, welche durch die Herren von Oertzen-Kotelow und von Bülow-Rodenwalde repräsentirt wurde, gerechnet hatten. Die altständische Partei war an Zahl die bei Weitem überlegene. Die beiden Hauptparagraphen der Vorlage der ritterschaftlichen Commissionsmitglieder wurden mit 121 gegen 68, bezw. mit 119 gegen 63 Stimmen und darauf das Ganze mit 110 gegen 82 Stimmen von der Ritterschaft angenommen.

Die schwerinische Regierung versuchte eine nochmalige Pression auszuüben, indem sie in einem Rescript vom 6. März auf die Nothwendigkeit einer Einigung „in diesem ernsten Augenblick" hinwies, wiederum jedoch ohne auf eine nähere Erklärung darüber einzugehen, worin dieser Ernst bestehe. Um so mehr blieb auch die Aufforderung wirkungslos. Um aber den Vorwurf von sich abzuwenden, als ob sie die Schuld an der Erfolglosigkeit der Verhandlungen trage, beschloß jetzt, auf Antrag des Freiherrn von Maltzan auf Kl. Luckow, die Ritterschaft (mit 108 gegen 25 Stimmen), an beide Großherzoge die Bitte um neue „commissarisch-deputatische" Verhandlungen (so bezeichnet die Landtagssprache die Verhandlungen zwischen Großherzoglichen Commissarien und ständischen Deputirten), eventuell auf veränderten oder neuen Grundlagen zu richten. Da es bei der Lage der Angelegenheit hierbei nur auf ein neues Hinhalten abgesehen sein und überdies die eventuelle Forderung veränderter oder neuer Grundlagen nur als Einladung an die Regierungen zur Rückkehr auf die patrimonialständische Basis gedeutet werden konnte, so lehnte die Landschaft (mit 24 gegen 9 Stimmen) auch diesen Antrag ab.

Endlich suchte die Ritterschaft jeden störenden Eingriff des Reiches in die Mecklenburgische Verfassungsangelegenheit dadurch im Voraus abzuwehren, daß sie, auf Antrag des römisch-katholischen Convertiten Kammerherrn von der Kettenburg auf Matgendorf, des einzigen ultramontanen Mitgliedes der Landtagsversammlung, an beide Landesfürsten die Bitte richtete, daß sie der beabsichtigten Einmischung der Reichsgesetzgebung in die Verhandlung über die Verfassungsänderung mit Bestimmtheit entgegentreten möchten. Dieser Beschluß der Ritterschaft wurde mit 90 gegen 25 Stimmen gefaßt. Die Landschaft dagegen lehnte den Antrag durch folgende Erklärung ab: „Die Landschaft, welche sich in reichstreuer Gesinnung mit den Landesherren und mit der großen Mehrzahl der mecklenburgischen Bevölkerung in Uebereinstimmung weiß, befindet sich nicht in der Lage, den Antrag des Herrn Kammerherrn von der Kettenburg auch nur in Erwägung zu ziehen, sondern läßt denselben auf sich beruhen. Die Landschaft vertraut, daß die Landesherren aus eigenem Antriebe die Interessen des Landes nach allen Seiten hin wahren und die geeigneten Wege finden und einschlagen werden, auf denen die Verfassungsreform auf der von Ihnen auf dem außerordentlichen Landtage von 1874 proponirten Basis durchgeführt werden wird."

Ein Großherzogliches Rescript vom 12. März lehnte das Eingehen auf den Antrag wegen erneuerter „commissarisch-deputatischer" Verhandlungen über die Modification der Verfassung ab, weil derselbe nur von einem der beiden Stände vorgetragen worden sei; und der schwerinsche Landtagsabschied vom 18. März beendigte dann die ganze Unterhandlung mit der Erklärung, daß der Großherzog nur sein „schmerzliches Bedauern" darüber aussprechen könne,

„daß die Verhandlungen über diese wichtige Angelegenheit auch auf dem gegenwärtigen Landtage erfolglos verlaufen sind.“ Seine weiteren Entschließungen behielt der Großherzog sich vor. Der strelitzische Landtagabschied begnügte sich mit dem Vorbehalt weiterer Entschließung, ohne eine Aeußerung des Bedauerns über das Scheitern der Verhandlungen hinzuzuthun, glaubte jedoch nochmals der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, „durch weitere gemeinsame Berathungen den Weg zu den dem Heile des Vaterlandes förderlichen Reformen zu finden.“ Es spricht sich hierin der Wunsch aus, den Weg der Berathung mit der Ritter- und Landschaft, ungeachtet seiner augenfälligen Erfolglosigkeit, doch noch eine Weile fortzusetzen. Da dies jedoch nur unter Mitwirkung der schwerinischen Regierung geschehen könnte, diese aber es kaum mit ihrer Würde verträglich halten wird, nach den wiederholt gemachten Erfahrungen noch einmal auf jene Berathung mit Ritter- und Landschaft zurückzukommen, so wird man wohl erwarten dürfen, daß Maßnahmen in Aussicht stehen, welche die Bedingungen eines besseren Erfolges sicher stellen, bevor die Berathung mit den Patrimonialständen wieder aufgenommen wird. Der Weg, um zum Ziele zu gelangen, ist durch den Beschluß des Reichstages über die Volksvertretung in den Bundesstaaten angebahnt. Nur aus Rücksicht auf den Wunsch der mecklenburgischen Regierungen — dies wird man für zuverlässig halten dürfen — hat der Bundesrath bisher Anstand genommen, dem Beschlusse des Reichstages zuzustimmen. Nachdem die großherzoglichen Regierungen einerseits die Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Verfassungsreform wiederholt anerkannt haben, andererseits aber sich haben überzeugen müssen, daß sie den Widerstand der Stände ohne anderweitigen Beistand nicht werden brechen können, bleibt ihnen, soviel man sieht, kein anderer Ausweg übrig: sie müssen die wiederholt zurückgewiesene, aber sich immer wieder ihnen entgegenstreckende Hand des Reichstags annehmen und nach besten Kräften dahin zu wirken suchen, daß sie dem Beschlusse desselben im Bundesrathe die verfassungsmäßig erforderliche Mehrheit der Stimmen verschaffen.

Auch in anderen Fragen als der Verfassungsfrage haben die Vorgänge auf dem letzten Landtage noch manches Material zum Erweis der Hemmungen und Stockungen geliefert, welche die patrimonialständische Verfassung unserem Staatsleben auferlegt. Besonders zeigte sich dies bei den Verhandlungen über die französischen Kriegsentschädigungsgelder. Die Großherzoge hatten den Ständen ein Mitverfügungsrecht über den jedem von ihnen zukommenden Antheil an jenen Geldern eingeräumt. Die strelitzische Regierung machte nun folgende Vorschläge: Von der Capitaleinnahme von 393,208 Thlrn. sollte nach Abzug eines Sechstheiles für das verfassungslose Fürstenthum Ratzeburg, bei welchem die mecklenburgischen Stände nicht concurriren, ein Drittheil in die landesherrliche Casse fließen, ein Drittheil in die gemeinsame (landes-

herrlich-ständische) Centralsteuerkasse, und ein Drittheil sollte für gemeinnützige Zwecke, zum Beispiel für die bevorstehenden neuen Justizeinrichtungen, deren Kosten verfassungsmäßig sonst der Großherzog für sich allein zu tragen haben würde, zurückgelegt werden. Für den Anspruch auf das Drittheil für die eigene Casse wurde geltend gemacht, daß der Großherzog durch den Eintritt des Militärcontingents in das Bundesheer im Jahre 1867 zur Herstellung der Kriegsbereitschaft desselben und seiner neuen Formation sehr erhebliche, nahezu 200,000 Thlr. betragende Kosten gehabt habe. Wegen der aufgelaufenen Zinsen wurde weitere Mittheilung vorbehalten. Die Stände waren mit diesen Vorschlägen nicht zufrieden, sondern verlangten die Ueberweisung des Ganzen an die Centralsteuercasse zum Zwecke der Schuldentilgung. Zu einer Einigung gelangte man nicht. In Mecklenburg-Schwerin wurden vorläufig nur über die Verwendung eines Theiles Vorschläge gemacht. Man war im Allgemeinen mit diesen Vorschlägen, unter welchen sich auch die Aussetzung eines namhaften Capitals zur Verwendung der Zinsen auf die Hebung der städtischen Volksschulen befand, einverstanden. Nachträglich aber kam noch die Forderung von 1,894,000 M. zur Ablösung der Trauungs- und Copulationsgebühren der Geistlichen und Kirchendiener der lutherischen Landeskirche in Anlaß des Reichscivilstandsgesetzes. Der Beschluß über diesen Antrag wurde auf Betrieb der Landschaft bis zum nächsten Landtag aufgeschoben. Zur Strafe dafür beschloß nun die Ritterschaft, daß die definitive Beschlußfassung über die den städtischen Schulen zugedachte Zuwendung sowie über die sonstigen Vorschläge der Regierung gleichfalls bis nach Erledigung der Frage wegen Ablösung der kirchlichen Gebühren ausgesetzt bleiben solle. So kam es auch im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin über die Verwendung der Kriegsentschädigungsgelder nicht zur Einigung.

Aus Stuttgart. Vom württembergischen Landtag. — Als unsere Abgeordneten am 15. März den Halbmondsaal wieder betraten, waren sie angenehm überrascht durch das Werk der verschönernden Künste, welche in diesem Raum inzwischen freundlich gewaltet hatten. Es waren nämlich die Farben der Wände, welche die Medaillonbildnisse der württembergischen Fürsten umschließen, aufgefrischt, die Vorhänge und Draperien, die das Allerheiligste des königlichen Throns umgeben, waren erneuert, der Bodenteppich und die rothledernen Sitzpolster der Abgeordneten waren gleichfalls nicht mehr die alten Bekannten, und so hatte auch der Heiz- und Ventilationsapparat einem neuen Platz gemacht, der zwar, wie es scheint, noch nicht alle Wünsche der Volksvertretung befriedigt, der aber doch nicht schlechter sein kann als der alte. Denn dieses ganze anmuthende Restaurationswerk war nichts weniger als ein Luxus. Und sicher wäre schon früher hilfreiche Hand angelegt worden,

die zerschlissenen Fransen und anderes Bedenkliche dieser Art zu entfernen, wenn nicht bis vor Kurzem eine gewisse pessimistische Melancholie sich behauptet hätte in Bezug auf Alles, was die Zukunft des württembergischen Verfassungsapparats anging. Es waren schlimme Zeiten für verbriefte Rechte, ja für die Existenz ganzer Länder, und es hätte den Grundsätzen einer vorsichtigen Sparsamkeit wenig entsprochen, in so ungewissen Zeitläuften zum Beispiel die Kosten für eine Umrahmung des königlichen Thronsessels aufzuwenden. Jetzt sind solche trübselig drohende Wolken längst verscheucht, und das heiterstrahlende Antlitz, welches heute unser Halbmondsaal zur Schau trägt, darf selbst als ein Anzeichen betrachtet werden, wie sehr das beglückende Gefühl der Sicherheit und Dauer in die Organe unseres Staatswesens eingekehrt ist. Und fast noch bezeichnender in dieser Beziehung ist der Schmuck, den gleichzeitig auch die Räumlichkeiten unserer ersten Kammer, der Kammer der Standesherren, erfahren haben. Hier hatte die Wirkung des Zahns der Zeit den Corridoren und Sälen, den Polstern und Teppichen einen altersgrauen, schier gespenstigen Charakter aufgedrückt, der allerdings nicht übel zu stimmen schien mit den, wie man sich schmeichelte, mehr und mehr verblassenden Gerechtsamen dieses Adelshauses, das in unserem aufgeklärten Zeitalter eher eine Curiosität zu sein schien als ein ernsthaftes Organ der Gesetzgebung. Allein die Hoffnung, der sich schwärmerische Gemüther vor Zeiten hingaben, als ob diese Einrichtung, wie sie sich unzweifelhaft überlebt habe, nun auch ihrem Lebensende nicht mehr fern sein könne, sieht sich grausam getäuscht. Die Räume, in welchen unsere hohe Aristokratie für das Wohl des Landes tagt, sind mit jener modernen Pracht und Eleganz ausgestattet worden, das sich für einen Aufenthaltsort der Blüthe unseres hohen Adels schickt; es trifft sich zufällig, daß derselbe gerade jetzt keineswegs durch ehrwürdige Reliquien der Vorzeit, sondern vorherrschend durch rüstige, ehrgeizige Männer in den besten Jahren vertreten ist, die von ihren Rechten eine möglichst hohe Meinung besitzen und in den jüngsten Jahren wiederholt in demonstrativer Weise das Land davon in Kenntniß setzten, daß sie entschlossen sind, ihre Befugnisse weder sich nehmen noch einschlafen zu lassen. Selbst an der Außenwand ihres Gebäudes, die der Kronprinzstraße zugekehrt ist, hat man die verblichenen Fresken des vorigen Jahrhunderts wieder aufgeheitert und den allegorischen Erfindungen des Künstlers eine fast herausfordernde Frische verliehen, welche dem Volke eindringlich zu predigen scheint, daß die Insassen nichts von Abdankung wissen wollen. Unter diesen Umständen läßt sich leicht denken, daß in unserem Lande der Trieb der Erhaltung zur Zeit überhaupt stärker ist, als der Drang nach Neuerungen. Zwar wird schon durch die Reichsgesetzgebung dafür gesorgt, daß auch die Gesetzgebung des Staates immer in einiger Bewegung erhalten wird. Auch der gegenwärtige

Landtag wird sich mit mehreren Vorlagen zu beschäftigen haben, welche die Rückwirkung der Reichsgesetzgebung sind, so mit dem Uebergange zur Markrechnung, mit der Einführung der Civilehe. Dagegen schreitet man auf dem Wege der inneren Reformen mit großer Bedachtsamkeit vor, jeder Uebereilung scheint der Minister Sick durchaus abgeneigt. Von weiteren Verfassungsänderungen ist nach dem bescheidenen Anfange, der in der letzten Session gemacht wurde, nicht die Rede, und auch die Verwaltungsreform bleibt noch immer am fernen Horizonte. Doch ist wenigstens ein Gesetz in Aussicht gestellt, das die gegenwärtige Einrichtung des Geheimen Raths beseitigen und die seitherigen Functionen desselben theils auf einen Ministerrath, theils auf einen Verwaltungsgerichtshof übertragen soll. Dies ist allerdings ein alter Wunsch, dessen Erfüllung bereits seit Jahren zugesagt ist, und gewissermaßen hängt die beabsichtigte Aenderung auch mit der Verwaltungsreform zusammen, sofern die oberste Instanz nunmehr nach dem Princip der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit eingerichtet werden soll. Dazu will es nun freilich nicht passen, daß in den anderen Instanzen vorläufig alles beim Alten bleiben soll, wie man es überhaupt lieber gesehen hätte, wenn Herr Sick, wofern er doch das gesammte Reformwerk nicht auf einmal vorlegen wollte, bei den unteren Organen, bei der Gemeindeverfassung und bei der Einrichtung von Bezirksräthen den Anfang gemacht hätte; Reformen, wie sie neuerdings in einer Anzahl von deutschen Staaten, zuletzt in Preußen, durchgeführt worden sind, so daß es also nicht an ermunternden auswärtigen Exempeln fehlen würde, davon abgesehen, daß auch unser Ministerium längst mit Vorarbeiten in dieser Materie sich beschäftigt hat. Vielleicht wird man es später zu bereuen haben, daß die gegenwärtige Zusammensetzung des Landtags, dessen Mandat Ende 1876 erlischt, nicht zu einer größeren Reihe organischer Arbeiten benutzt worden ist. Denn diese Zusammensetzung ist so erwünscht, wie sie nicht so leicht sich wiederholen dürfte. Bei den Wahlen, die im December 1870 stattfanden, riß sich die Bevölkerung, gehoben durch die kriegerische Zeit, kräftig aus der Bevormundung der Volkspartei los. Als die stärkste Partei ging die nationalliberale aus dem allgemeinen Stimmrecht hervor, und neben ihr als die zweitstärkste eine rein gouvernementale Partei. Seitdem hat das Ministerium eine Stellung eingenommen, die ihm fast durchaus auch die Unterstützung der Nationalliberalen sichert, und so ist eine starke Mehrheit vorhanden, mit der die Regierung auch über schwierige Probleme der Gesetzgebung sich zu verständigen hoffen könnte. Das gute Einvernehmen zwischen der deutschen und der Regierungspartei zeigte sich am sichtbarsten in der glänzenden Wahl von Julius Hölder, dem Vorstande der deutschen Partei, zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer, wogegen dann die Vicepräsidentenstelle einem Mitgliede der Regierungspartei überlassen wurde. Hölders Wahl vergegenwärtigt über-

haupt aufs treffendste den politischen Umschwung, der sich in Württemberg vollzogen hat; denn es ist noch unvergessen, wie in der Zeit von 1866 bis 1870 Hölder mit einem gar kleinen Häuflein von Gesinnungsgenossen den Kampf gegen eine erdrückende Mehrheit zu bestehen hatte, welche aus den Demokraten, den Ultramontanen und der damals mit diesen verbundenen Regierungspartei zusammengesetzt war. Jetzt bilden die Trümmer dieser vormaligen Mehrheit eine kleine Fraction von nicht 20 Mitgliedern; alle mißvergnügten Elemente sind darin vereinigt: die Ultramontanen, wie Probst und sein Schwager Streich, die Reste der Volkspartei, wie Oesterlen und der Reichstagsabgeordnete Schwarz, der in Berlin merkwürdigerweise zur Fortschrittspartei sich hingezogen fühlte und dort Unterkunft gefunden hat, endlich die reinen Particularisten, wie Moriz Mohl. Dieser demokratisch-klericale Club ergiebt sich allerdings nur mit Widerstreben in das Schicksal, die Minderheit zu sein. Er hat sogar die Naivetät gehabt, einen förmlichen Protest dagegen einzulegen, daß bei den Commissionswahlen, die in der vergangenen Woche vorgenommen wurden, die beiden ausschlaggebenden Fractionen es für überflüssig hielten, auch mit ihm zu pactiren. Uebrigens hat die Mehrheit bei Besetzung der Commissionen in loyaler Weise regelmäßig auch Vertreter der Minderheit zugelassen, sie hat also die fanatische Ausschließlichkeit, welche die Mehrheit vor 1870 bekanntlich übte, keineswegs mit Gleichem vergolten, aber Compromißverhandlungen hat sie allerdings mit den Demokraten so lange abgelehnt, als diese sich in ihrem Bündnisse mit den Klericalen gefallen. Es ist nicht zu befürchten, daß diese Minderheit, wie unwirsch sie sich geberdet, den Gang der Geschäfte sehr aufhalten wird. Die Versuche, die sie früher unvorsichtigerweise auf dem Feld der großen Politik unternommen hat, sind so unglücklich ausgefallen, daß sie selbst allmählich davon zurückgekommen ist. Die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Landtags wird die Berathung des Budgets für das Etatsjahr 1875/76 sein. Man hofft, damit diesesmal bis zum gesetzlichen Termin, nämlich bis zum 1. Juli d. J. fertig zu werden. An guten Vorsätzen, mit der sprichwörtlichen Schwerfälligkeit unserer Landtagsarbeiten zu brechen, fehlt es nicht. Es ist sogar der Gedanke angeregt worden, das Budget ohne Commissionsvorberathung sofort in das Plenum zu bringen, und blos unter Umständen einzelne Capitel in die Commission zu verweisen. Freilich ist es vorläufig bei der bloßen Anregung dieser überaus kühnen Neuerung geblieben, und daß die Kammer eine ganze Woche dazu gebraucht hat, ihren Vorstand und ihre Commissionen zu wählen, ist eben nicht ein günstiges Vorzeichen.

Aus Madrid. Die Lage der neuen Regierung. — Der Marschall Serrano hatte zu guter Letzt versucht, seiner sinkenden Macht durch Siege

im Norden neuen Glanz zu verleihen; aber das Glück war ihm nicht günstig. Zu eben jenem Mittel griff man sofort nach Herstellung der neuen Monarchie, um dieser in der öffentlichen Meinung eine festere Grundlage zu geben. Wirklich war der Anfang ein glücklicher; durch einen strategischen Zug wurde das hartbedrängte, von Vielen schon verloren gegebene Pampelona befreit und damit eine der wichtigsten Festungen und bedeutende Kriegsvorräthe gerettet. Aber gleich darauf hat man eine Niederlage erlitten, welche recht sehr die Unfähigkeit der meisten Generale, die Zähigkeit und gute Organisation der Gegner aufdeckte; alle Hoffnungen auf baldige Beendigung des Krieges mußten damit schnell verschwinden; die ganze Action kam sofort wieder ins Stocken. Es ist genau dieselbe Lage wie nach der Befreiung von Bilbao und der von Irun; ein glänzender, aber ganz vereinzelter Erfolg, der höchstens im Stande ist, die Fortschritte der Carlisten für den Augenblick zu hemmen; dann eine lange Periode vollständiger Unthätigkeit, welche auch die gewonnenen Vortheile schnell wieder zerrinnen läßt. Es war aber nicht das, was man gehofft hatte. Wenn die Ereignisse des 30. Decembers irgendwo im Volke und besonders im Heere aufrichtige Zustimmung gefunden, so war es, weil man durch sie sich die Beendigung des Krieges und all des unerträglichen Elendes versprach. Im Vergleich damit wird höchst unscheinbar das, was man erzielt hat. Jetzt decretirt man die neue Aushebung von 70,000 Mann, und soeben finden die Auslosungen statt. Aber, während man so dem erschöpften Lande erneute Anstrengungen zumuthet, entfernt man zugleich von der Armee auch den letzten General, der noch einiges Vertrauen einflößen konnte, gerade denjenigen, dem auch die jüngsten Erfolge zu danken sind. Moriones ist der einzige Führer, der seit langer Zeit sein Commando in der Nordarmee behauptet, der einzige daher, welcher das Terrain und die Gegner einigermaßen kennt, mit denen er es zu thun hat. Er siegte, zur Zeit der ersten Insurrection, bei Oroquieta, wo bekanntlich der Prätendent beinahe in seine Hände fiel. Er errang später bedeutendere Vortheile bei Puente la Reina, Barbarin und Velabieta und konnte damals seine Siege nur aus Mangel an Streitkräften nicht verfolgen; er befreite endlich jetzt durch seine geschickte Strategie Pampelona, ohne einen Mann zu verlieren. Im Auslande muß die Absetzung eines so verdienstvollen Generals Aufsehen und Befremden erregen, hier durchaus nicht; denn man weiß ja längst, daß die Commandos, wie alle andern Aemter und Würden, nach einem ganz andern Maßstabe als dem von Talent und Verdienst vergeben werden. Die Gründe seiner Entsetzung waren offenbar politische. Welches der Hergang dabei gewesen, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Hier hörte ich mehrfach folgende Version: Moriones habe sich durch seine Erfolge, wie ganz natürlich, die Gunst des jungen Königs erworben, und man habe ihn an Stelle Lasernas zum Chef der Nordarmee machen

wollen. Dem hätten sich aber aufs Entschiedenste die Moderados widersetzt, und verschiedene Generale dieser Partei hätten für den Fall der Ernennung ihre Demission angekündigt. Moriones gehört nämlich, seiner Vergangenheit nach, der radicalen Partei an und schloß sich in verschiedenen Insurrectionen, besonders aber während der Septemberrevolution an Prim an.

Beruht diese Darstellung auf Wahrheit, so zeigt sich darin nur wie überall die unglückliche Lage der Regierung im Allgemeinen. Es giebt offenbar eine Tendenz zum Besseren im Ministerium; aber der liberalere Theil desselben, dem sich, wie es scheint, sogar der König selbst zuneigt, soweit man bei seiner Jugend eigenen Willen voraussetzen kann, vermag nur unter harten Kämpfen dem Andrängen der fanatischen Reactionäre zu widerstehen. Diese Partei der Moderados historicos ist die natürliche Stütze der Monarchie; sie sind bei allem Wechsel der Dynastie treu geblieben; sie zählen heute ihre langjährigen Verdienste und Opfer auf; man kann sich von ihnen unmöglich emancipiren. Wie unbequem aber diese eifrigen Freunde der Regierung zu werden anfangen, zeigt recht deutlich das Beispiel des Bischofs Monescillo von Jaën. Ihm, einem jener drei ultramontanen Prälaten die schon 1869 in den Cortes constituyentes ihre Stimmen so heftig für die Religionseinheit erhoben, schienen die bisherigen Maßregeln gegen die gottlose Revolution gar zu lau, und er verlangte in der „España Católica“ ganz offen die Abschaffung der Glaubensfreiheit. In Folge dessen wurde das Blatt durch Verordnung vom 26. Februar auf 14 Tage suspendirt, wie es in der Motivation hieß, weil jener Artikel, mit Uebertretung des kürzlich erlassenen Decrets über die Presse, eine Verfassungsfrage (cuestion constituyente) behandelt habe.

Von demselben 26. Februar datirt ein Circularschreiben des Unterrichtsministers Orovio. „Wenn die Majorität und fast die Gesammtheit der Spanier katholisch ist“, so heißt es dort „und wenn der Staat katholisch ist, so muß der officielle Unterricht diesem Princip gehorchen und sich allen seinen Consequenzen unterwerfen. Die Regierung kann daher nicht dulden, daß man auf den vom Staate unterhaltenen Lehrstühlen ein Dogma ergreife, welches die sociale Wahrheit unseres Vaterlandes ist. Sie müssen daher mit dem größten Eifer darüber wachen, daß man in den Anstalten, die von ihrer Autorität abhängen, nichts lehre, was dem katholischen Dogma und der gesunden Moral entgegen ist u. s. w. Ferner sei nicht zu gestatten, daß man irgend etwas lehre, was direct oder indirect die constitutionelle Monarchie und das fast einzig und allein vom Lande proclamirte politische Regiment angreife.“ Die meisten Professoren hegten diese Ueberzeugung selbst; „aber wenn Sie unglücklicher Weise Kunde erhielten, daß jemand nicht die bestehende Regierung anerkenne oder sie angreife, proceda sin ningue género de consideracion á la formacion del espediente oportuno“. Wie biegsam und dem Miß-

brauche ausgesetzt diese Verordnung ist und wie sehr sie der Freiheit des Unterrichts gefährlich werden könne, das sieht man auf den ersten Blick. Schon älter ist die Modification der Civilehe, welche diese Institution von einer obligatorischen auf eine facultative reducirt, die Ehe als Sacrament anerkennt und für die blos kirchlich geschlossenen Bündnisse nur die nachträgliche Einregistrirung verlangt. Noch weiter geht eine andere Maßregel, welche die seit der Septemberrevolution geschlossenen Ehen katholischer Geistlichen annullirt.

Immerhin sind dies Schritte auf der Bahn der Reaction; aber man wünscht dieselbe mit Mäßigung und in gewissen Schranken durchzuführen. Die alfonsistischen Organe bezeichnen heut die Politik der Regierung als eine solche der Attraction gegenüber den übrigen Parteien. Man könne doch nicht die Carlisten bekämpfen wollen und selbst carlistischen Principien huldigen. „Deswegen“ sagt das „Diario Español“, ist die Situation durchaus liberal und könnte nicht anders sein, und wenn jemand der Regierung rathen wollte, dies zu vergessen, und wenn jemand sie von dieser heilsamen Politik entfernen wollte, die ihr den Triumph sichern muß, so wäre der nicht ein ehrlicher Freund der Regierung“. Aber daß diese dergleichen Rathschläge immer mit Verachtung wird zurückweisen können, das ist nicht so sicher, wie dasselbe Blatt behauptet. Eine neue Stütze, einen neuen Mittelpunkt für Complicationen und Intriguen im Palaste finden nunmehr die Moderados in der kürzlich hier eingetroffenen Infantin Donna Isabel, Wittwe des Grafen von Girgenti, deren Einfluß auf den jüngeren Bruder nicht unbedeutend sein kann. Man darf nur hoffen, daß, wenn jene verderbliche Partei das Uebergewicht erlangt, eine solche Politik im neunzehnten Jahrhundert sich durch ihre eigene Absurdität vernichten muß; aber sehr leicht könnte dann mit ihr auch die junge Monarchie zu Grunde gehen. Die übrigen Parteien halten sich immer noch in der Entfernung; die gehoffte allgemeine Versöhnung will nicht zu Stande kommen und ist überhaupt eine Unmöglichkeit in Spanien, wo alle Politiker Intransigenten sind und am liebsten jedes Individuum Partei für sich nehmen würde. Nur der Theil der Radicalen, welcher jetzt die constitutionelle Partei bildet, und an dessen Spitze Sagasta und Serrano stehen, hat einen Schritt der Annäherung gethan. Im Hause Sagastas fand eine Zusammenkunft der hauptsächlichsten Mitglieder der Partei statt, und schon vorher hatte Serrano eine Audienz beim Könige. Was der Sohn mit dem Verführer und Verräther seiner Mutter verhandelt hat, weiß man nicht; aber aus den Organen der Partei, „Patria“ und „Iberia“, ersieht man, daß dieselbe endlich den Aufforderungen der ministeriellen Blätter folgt, die bestehende constitutionelle Monarchie anzuerkennen, die doch genau ihren Principien entspreche. Freilich sowie diese Aufforderungen hämisch und zudringlich waren,

so geschieht die Zustimmung mürrisch und widerwillig; denn in der gegenwärtigen Situation bleibt den Constitutionellen wenig Hoffnung gegenüber der Macht der Moderados.

Ganz friedlich verharren die Republikaner, und, wie es scheint, sind sie nicht müssig. Zorrilla, der alte rührige Verschwörer, begann seine Thätigkeit ganz offen, indem er eine Anzahl radicaler Generale in seinem Hause zur Berathung zusammenberief. Damit sah sich die Regierung, wahrscheinlich sehr wider ihren Willen, zur ersten offenen Maßregel gegen diese Partei gezwungen; man ließ Zorrilla die Aufforderung zukommen, Spanien zu verlassen. Zugleich wurden die radicalen Generale Izquierdo und Lagunero, die föderalen Brigadier Carmona und Oberst Moreno del Christo, theils nach den canarischen, theils nach den balearischen Inseln geschickt; dort fanden sie den General Nouvilas, dessen sich Serrano auf dieselbe Weise entledigt hatte. Zorrilla befindet sich nun in Paris; Castelar, der eben dorthin übersiedeln wollte, weilt immer noch in Madrid. Man spricht davon, daß sämmtliche republikanische Parteien sich zu gemeinsamer Conspiration vereinen und Zorrilla als ihr Haupt anerkennen wollen, natürlich, wie immer, in der Absicht, sich gleich nach dem Siege wieder zu trennen und zu bekämpfen. Daß augenblicklich das Vaterland ernstlich in Gefahr ist, daß der Bürgerkrieg eine immer bedrohlichere Gestalt annimmt, das hält hier Niemanden von Verfolgung seiner eigenen oder Parteiinteressen zurück; dazu glaubt ja in diesem Lande, wo man, trotz aller üblen Erfahrungen, immer noch Wunder von der Regierungsform erwartet, jede Partei allein das Heilmittel für den kranken Staatskörper zu besitzen. Besonders aber die Föderalisten haben von jeher die Carlisten den Alfonsisten vorgezogen; sie rechnen eben darauf, daß eine so wahnsinnige Reaction leichter zu bekämpfen und zu besiegen sei, als eine gemäßigte. Und spricht man ihnen davon, welch unendliches Elend ein solcher auch nur zeitweiser Sieg des Absolutismus über ihr Vaterland bringen müsse, so erwidern sie kaltblütig, wie Pi bei Gelegenheit der Insurrection in Alcoy, daß man eine Revolution nicht ohne Anarchie und Blut bewerkstelligen könne. Das Musterbild ist ihnen immer die große französische Revolution.

Bei den Alfonsisten guten Glaubens ist eine große Ernüchterung eingetreten. Man hatte sich im ersten Moment leichtfertig über alle Schwierigkeiten hinweggesetzt und sich Ungeheures versprochen. Mit der bitteren Enttäuschung verliert die Regierung ihren Credit. Man hört von ihr schon mit derselben Indifferenz, ja Verächtlichkeit sprechen wie von den vorhergehenden; auch wie damals kommt wieder die Meinung zum Vorschein, daß man absichtlich den Krieg nicht beende, und in dieser Beziehung werden die schmählichsten Dinge erzählt und geglaubt. Das ist die schlimme Folge eines so verdorbenen Staatslebens, daß man Immoralität überall voraussetzt, selbst wo sie aus-

nahmsweise nicht statt hat. Schon ist man auf neue Veränderungen gefaßt, und würde sie mit Gleichmuth ertragen; wessen persönliche Interessen nicht in dieselbe verwickelt sind, der würde sich schwerlich rühren, die gegenwärtige Situation zu vertheidigen. Das Ganze erscheint nunmehr wie ein anderes der vielen Experimente zur Beseitigung der unendlichen Uebel, und halb und halb ist es schon wieder mißglückt. Spanien ist heut, nach Dantes Ausspruch

simigliante a quella inferma,
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma. — A. G.

Aus Berlin. Kaisers Geburtstag. Parlamentarisches. — Des Kaisers Geburtstag ist in der geräuschlosen Weise vorübergegangen, in welcher sich dieses Fest hier zu vollziehen pflegt. Ein paar auswärtige Fürstlichkeiten zum Besuch am Hofe, die herkömmliche Gratulation der Großbeamten und höhern Militärs, in den Zeitungen mehr oder weniger schwungvolle Gedichte und Leitartikel, da und dort auf dem Theater ein Prolog, ein Dutzend officieller Diners, auf den Straßen sehr vereinzelte Fahnen, worunter noch immer die schwarzrothgoldene mit ihrer nachgerade doch sehr zweifelhaften Existenzberechtigung figurirt, am Abend spärliche Illuminationsversuche, das ist ungefähr Alles, was man in der Reichshauptstadt von diesem Festtage merkt. Von einer eigentlichen Volksfeier, wie in kleineren Städten, ist hier keine Spur. Nicht als ob man nicht auch hier mit inniger Verehrung und Liebe dem kaiserlichen Herrn ergeben wäre, allein der Berliner ist zu bequem, zu sparsam und zu prosaisch, um des Lebens alltägliche Nüchternheit gelegentlich mit etwas begeistertem Schwung zu verzieren, und von einer ganz besonderen, traditionellen Scheu, in Aeußerungen der Loyalität zu viel zu thun. Die große Zurückhaltung, um nicht zu sagen Mißachtung, bei patriotischen oder nationalen Festen ist nun einmal ein charakteristischer Zug unserer Bevölkerung, der bei allen derartigen Gelegenheiten auffällt. Uebrigens hat der greise Monarch, der in den letzten Wochen recht leidend gewesen, seinen Geburtstag in erfreulichem Wohlbefinden begangen, und es wird sogar wieder ernstlich versichert, der lange beabsichtigte Besuch bei dem König Victor Emanuel werde in einem der nächsten Monate in der That zur Ausführung kommen.

In politischer Hinsicht war die verflossene Woche reich an interessanten Ereignissen. In unserem Abgeordnetenhause ist es wieder einmal stürmisch zugegangen: Das „Sperrgesetz" hatte alle Geister der Leidenschaft und Aufregung entfesselt und Scenen erzeugt, die an dramatischem Leben in unsern parlamentarischen Annalen einzig dastehen. Ein effectvollerer Auftritt hätte auf keinem Theater arrangirt werden können, als ihn der Zufall im Land-

tagssaale ins Werk setzte, da er bei dem Geschichtchen des Herrn von Sybel vom bösen „Mark", der für seine Missethaten im Sumpfe versinkt, die wohlbekannte Gestalt des Reichskanzlers in voller Kraft und Rüstigkeit die Schwelle übertreten ließ. Ein solch brausender Jubel, solch stürmische Zurufe im ganzen Hause und auf den Tribünen sind niemals erhört worden. Der Fürst sah wahrhaftig nicht einem gebrochenen kampfmüden Mann gleich, wie die Gerüchte der letzten Wochen uns hatten glauben machen wollen. Und wie er dem grenzenlosen Unfuge, der mit der Phrase „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" in ultramontanem Munde getrieben wird, mit dem einfachen Ausspruch entgegentrat, auch er glaube Gott zu dienen, wenn er seinem Könige gehorche, und des Papstes Wille sei nicht Gottes Wille, da gab er wieder eines jener geflügelten Worte von sich, welche der begeistertsten Zustimmung in allen loyalen Herzen sicher sind. Es ist auffallend, wie oft gerade der alte Herr von Gerlach, der Mann nach dem Sinne der „Kreuzzeitung", den Widerspruch Bismarcks hervorruft, als wollte der Reichskanzler bei jeder Gelegenheit Zeugniß ablegen, wie voll und ganz er mit dem Geiste der feudalen Reaction gebrochen, welche dem Staate und dem Könige nur so lange dient, als beide ihnen selbst zu Willen sind.

Der folgende Tag brachte uns dann die unerquickliche Scene der Verlesung der Encyclica. Es gehörte die eiserne Stirn eines so fanatischen Centrumsmannes, wie des Freiherrn von Wendt, dazu, um gegen den Protest des Präsidenten und fast des ganzen Hauses dies frevelhafte Schriftstück seiner ganzen Länge nach vorzutragen und den Landtagssaal zu einer Agitation zu benutzen, die nur durch das Privilegium der Volksvertretung sich dem Strafrichter entzieht. Die massenhafte Verbreitung dieses aufreizenden Erlasses, welche die Bischöfe und Geistlichen nicht gewagt, kann nun unter der Firma eines Berichtes aus dem Abgeordnetenhause erfolgen, und die hinterlistige Kampfweise der Ultramontanen ist wieder um einen charakteristischen Zug bereichert. Es erhob sich darüber ein Tumult und tobender Sturm, der von Thätlichkeiten nicht mehr allzufern schien, und der Präsident mochte ernstlich überlegen, ob es nicht an der Zeit sei, den Hut aufzusetzen und durch diese ultima ratio der Geschäftsordnung die Sitzung zu schließen. Der Wiederkehr solcher Vorkommnisse wird durch eine schleunige Aenderung der Geschäftsordnung abgeholfen werden müssen. Noch die ganze Sitzung hindurch zitterte die Bewegung nach und wiederholt wurde die Aeußerung gehört, ein solcher Hohn sei der Volksvertretung nie geboten worden. Eine glänzende Leistung staatsmännischen Geistes und juristischer Schärfe war die darauf folgende Rede Gneists. Eine so schonungslose Vernichtung der ultramontanen Schlagwörter von den Grenzen des staatlichen Gesetzgebungsrechtes, vom gebrochenen Religionsfrieden, vom bedingten Gehorsam gegen die Gesetze, haben wir kaum je

im Laufe des „Culturkampfes" vernommen. Mit einem Worte, die Situation, soweit sie im parlamentarischen Leben zum Ausdrucke kommt, ist auf das Höchste gespannt, und die Stimmung eine weit verbittertere, als bei einer andern der zahlreichen kirchlichen Debatten. Allgemein herrscht das Gefühl, daß wir vor der entscheidenden Krisis stehen.

Literatur.

Vom Büchertisch. Deutsch-Lothringen. Von Dr. E. Huhn. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung). — Die fleißige Arbeit über unseren neuen Besitz an der Mosel verdient um so mehr unseren Dank, als sie völlig vereinzelt steht. Ungleich eingehender hat man sich bisher mit dem Elsaß beschäftigt. Die Gründe sind leicht zu begreifen. Einmal liegt uns der historische Zusammenhang mit den Rheingegenden zeitlich näher, sodann haben aber auch die landschaftlichen Vorzüge in Verbindung mit der Bequemlichkeit der Sprache und des Verkehrs den Strom neugieriger Touristen angezogen. Es steht zu erwarten, daß diese Thatsache sich hauptsächlich auch durch Vermittelung unseres Buches ändern wird. Denn in gedrängter Kürze deckt es eine Fülle des interessantesten Stoffes auf: die geologischen, klimatischen, topischen Verhältnisse des Landes werden klargelegt, nicht nur die wirthschaftlichen und socialen Zustände der Bevölkerung erfahren, wie billig, die genügende Beachtung, auch die Trachten, Sitten und Gebräuche werden kurz geschildert. An diesen allgemeineren Theil schließt sich eine Topographie der einzelnen Kreise an, sowie eine Anzahl von Beilagen, unter denen die bibliographische, welche die gesammte Literatur über Deutsch-Lothringen verzeichnet, ganz besonders werthvoll erscheint. Zu bedauern ist nur zweierlei: einmal daß der Verfasser einem historischen Abriß aus dem Wege gegangen, sodann daß nicht wenigstens eine Uebersichtskarte des Landes beigegeben ist. Die dagegen in der Vorrede angeführten Gründe sind keineswegs stichhaltig — Zwischen den Schneeglöckchen unseres noch so rauhen Frühlings tauchen auch schon wieder die rothen Blüthenknospen Bädekers auf. Von „Unteritalien" liegt die vierte, von „London" bereits die fünfte „neubearbeitete" Auflage vor. uns. Bädeker zu loben, hieße Eulen nach Athen tragen. Wie es der letzte Zweck jeder Erziehung ist, sich selbst entbehrlich zu machen, so arbeitet auch er, der praeceptor Germaniae unter den Touristen, mit aller Kraft dahin dem Reisenden die geistige Unabhängigkeit zu wahren, ihn selbständig reisen zu lehren. Wenn er es geradezu ausspricht, daß er den Reisenden von

der Begleitung des Lohnbedienten befreien will, so geschieht es nicht dadurch, daß er sich mit dem Lohnbedienten identificirt, wie es die ganze Schaar seiner roth-, braun- oder grünbefrackten Nachtreter thut, die den armen Wanderer eben zwingen mit ihren Augen zu sehen, dies schön, erhaben, gottvoll; jenes häßlich, niedrig, gemein zu finden; vor dem Berge die, vor jener Statue jene Empfindung zu fühlen. Nein, er identificirt sich mit dem gebildeten Reisenden selbst; er traut seinem Leser Bildung und Empfindungsfähigkeit genug zu, um des Gängelbandes nicht zu bedürfen. So ist er gänzlich frei von jenem halb entzückten, halb schulmeisterlichen Ton, der am Schlusse der Reise in ängstlichen Seelen das Gefühl wachruft, „garnichts gesehen zu haben" wenn eine der Merkwürdigkeiten etwa versäumt ward. Darin liegt eben, wie in diesen Blättern früher von anderer Seite schon öfters nachgewiesen wurde, das Geheimniß seiner Wirkung. Ja wie er sich räuspert u. s. w., das haben sie ihm glücklich abgeguckt. Sein eigentliches Wesen aber haben sie nicht erkannt. Wohl aber andere. Und die Welt hat nicht gekargt mit ihrer Anerkennung. Haben doch manche dieser Kinder der „rothen Erde" schon die sechszehnte Auflage, eines die einundzwanzigste erlebt. Und so sind wir so boshaft dem Unermüdlichen das Schicksal des „ewigen Juden" zu wünschen, des rastlosen Wanderers, bis in die Fülle zukünftiger Zeiten hinein. Um nur einen Blick auf das neue „London" werfen, welch eine Menge lehrreicher und zweckmäßiger Verbesserungen! Außer der eingehenden Berücksichtigung der materiellen Verpflegung, ist der Verkehr besonders in Betracht gezogen worden. Vor allem wird man die Eintheilung des großen Planes von London in drei Abtheilungen loben müssen, die den momentanen Gebrauch der Karte auf der Straße wesentlich erleichtert. Eine werthvolle Zugabe ist ferner das Kärtchen, auf dem die Eisenbahnen Londons übersichtlich verzeichnet sind. Auch die Beschreibung der Hauptrouten durch England, Schottland und Wales entspricht dem touristischen Bedürfniß; vielleicht zieht die nächste Auflage das so interessante Dublin mit in ihren Bereich. — Nur zu erwähnen ist, daß Kolb's Statistik (Leipzig, A. Felix) in neuer Auflage wieder erschienen ist. Auch dies bekannte Buch bedarf unseres Lobes nicht. Es versteht sich von selbst, daß den neuen statistischen Erhebungen allenthalben Rechnung getragen ist. Den Glanzpunkt des Buches bildet natürlich wieder Bayern, während Sachsen z. B. dürftiger behandelt ist. Jedenfalls ist Kolbs Buch dem aufmerksamen Zeitungsleser, dem Juristen, dem Nationalökonomen ebenso willkommen, wie dem berufsmäßigen Statistiker unentbehrlich. Es wird immer ein wesentlicher Bestandtheil unserer wissenschaftlichen Literatur sein, so anspruchslos es auch auftritt. — Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. Von Theodor Lindner 1. Band. (Braunschweig, Schwetschke und Sohn). — Daß das Bessere der Feind des Guten ist, hat besonders auch die deutsche Geschichtsschreibung der Jahrhunderte des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit gezeigt. Mit mißtrauischem Blick auf den Wirrwarr eines reichen, aber theils noch nicht gehobenen, theils noch nicht gesicherten Materials hatte man sich bisher von einer zusammenfassenden Darstellung ferngehalten. Und doch ist eine solche auf Grund des Vorhandenen ebenso nöthig, wie sie möglich ist. Man wird deshalb die Arbeit Professor Lindners, von der die Geschichte König Wenzels bis zum Jahre 1387 vorliegt, auch dann freudig begrüßen müssen, wenn man ihre vom Verfasser selbst eingestandenen stofflichen Mängel nicht übersehen will. Auch darin wird man mit ihm übereinstimmen, daß es angemessener

gewesen wäre, mit der Regierung Karls IV. zu beginnen. Denn auf ihn muß doch die Geschichte dieser ganzen Zeit immer wieder zurückgreifen. Daß die Regesten des Kaisers seit längerer Zeit in Aussicht stehen, hätten den Verfasser nicht abhalten sollen oder er hätte überhaupt noch warten müssen: jetzt fehlt seinem groß angelegten Unternehmen doch der allein richtige Ausgangspunkt. Ebenso fühlbar macht sich der eingestandene Mangel archivalischer Studien, deren Nothwendigkeit in dieser Epoche doch schon zwingend hervortritt: daß sie für die künftigen Bände in Aussicht gestellt sind, kann dem vorliegenden nicht zu Gute kommen. Aus diesem Grunde hat die Darstellung etwas Aphoristisches. Immerhin aber füllt das reichhaltige Buch eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke aus, immerhin wird es auch jetzt schon viel dazu beitragen, die allgemeineren Darstellungen in den „Weltgeschichten" zu ergänzen und zu verbessern. Einmal mußte mit einer solchen Darstellung begonnen werden; die Publication aller Quellen kann zunächst nicht abgewartet werden. Zu Gute werden den nächsten Bänden des Buches auch Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 — 1430 (Leipzig, Duncker und Humblot) kommen, deren dritter Band vor kurzem unter Koppmanns umsichtiger Leitung erschienen ist. Der starke, glänzend ausgestattete Band umfaßt außer den umfangreichen, 360 Nummern bildenden Nachträgen für die Zeit der beiden ersten Bände, die Hansetage von 1387 bis 1390. Der wichtigste historische Gewinn, den uns der Band bringt, besteht in der Klarlegung des großen Zwistes der Hanseaten mit den englischen Königen Eduard III. und Richard II., der schon im Jahre 1373 begann und 1388 in Marienburg beigelegt ward. Eine reiche Zahl trefflicher Verzeichnisse macht das Buch natürlich erst benutzbar. — Die neueste Publication des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" deckt unter einem mennigefarbenen Einband Geistesströmungen von H. M. Richter (Berlin, A. Hofmann u. Comp.), abermals eine Sammlung von meist früher erschienenen Feuilletons. Ein Werth dürfte ihnen indeß nicht abzusprechen sein. Das ganze Buch giebt sich mit dem deutschen Geistesleben in Oesterreich ab, das von den Tagen der Babenberger bis zum Tode Karl VI. in flüchtigen Bildern vorgeführt wird. Ein zweiter Theil „aus dem Zeitalter der Aufklärung" enthält nun aus noch nicht benutzten Quellen Beiträge zur Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die ein weiteres Interesse in Anspruch nehmen. Besonders über das Verhältniß Lessings zu Wien ist manches Neue beigebracht worden. Nur in der Farbengebung hat sich der Verfasser wohl vergriffen. Das „Capua der Geister" erscheint in der josephinischen Zeit hier auf einer ästhetischen, literarischen und philosophischen Höhe, die allzusehr die Absicht merken läßt, um sie nicht zu verfehlen zu müssen. — Die Braut in Haaren von Münnich (Jena, Costenoble) ist eine frischgeschriebene Novelle, die sich hauptsächlich durch einen glücklichen Mangel des sentimentalen Elements vortheilhaft auszeichnet. Die Ausstattung darf man als höchst gelungen bezeichnen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 26. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Italienische Kirchenpolitik.

Von Wilhelm Lang.

Es ist nicht zu ändern: wir Deutsche kommen aus der Verwunderung über die italienische Kirchenpolitik nicht heraus, die Italiener sind erstaunte Zuschauer der unserigen. Auf der Hand liegt die Gleichartigkeit der Interessen, der Feind ist derselbe, das Ziel, welches beiden Staaten die Selbsterhaltung vorsteckt, ist das gleiche, und doch macht sich bei jedem Schritte, der diesseits und jenseits der Alpen nach demselben Ziele geschieht, die gründliche Verschiedenheit der Anschauungen wieder aufs schlagendste geltend.

Wenn im Mantuanischen die Bauern unbekümmert um den Bischof sich Pfarrer nach ihrem Herzen wählen und auf das Urrecht der christlichen Gemeinden sich berufen, so müßte, denken wir, die italienische Regierung mit beiden Händen einen Anlaß ergreifen, bei dem sie, gestützt auf eine freiwillige Bewegung des Volkes, Bresche in das hierarchische System legen könnte. Wenn in Sicilien Priester, die das Unfehlbarkeitsdogma nicht annehmen, gegen ihren Bischof aufstehen und mit ihrer Gemeinde verbunden einen von Rom gelösten altkatholischen Gottesdienst einrichten, so scheint nichts selbstverständlicher, als daß die Regierung sich des niederen Klerus gegen den ultramontanen Bischof annimmt und zu den Traditionen der sicilischen Kirche zurückkehrend in jenen sich eine Stütze sucht. Statt dessen sehen wir, daß jede solche Regung von Unabhängigkeitsgeist für die italienischen Staatsmänner eine Verlegenheit ist. Ein sympathisches Wort ist das Aeußerste, was sie zur Rede gestellt etwa leisten, von einer Unterstützung keine Rede, noch weniger von dem Entschlusse, solche Symptome zum Ausgangspunkt einer kühnen Politik zu machen.

Umgekehrt: jeder Act der deutschen Kirchenpolitik erregt in Italien Kopfschütteln, skeptische Zurückhaltung, ja Besorgniß, die Folgen könnten über die Alpen hinübergreifen. Auch wer die Verwegenheit bewundert, zweifelt doch an deren Erfolg. Als auf die päpstliche Encyclica die preußische Regierung mit Entziehung der Staatsdotationen antwortete, erstaunten die Italiener über den Ernst, mit dem in Deutschland das Manifest des Papstes aufgenommen wurde. Aehnliche Manifeste hatte er wiederholt dem italienischen

Staate gewidmet, die unhöflichsten Proben aus seinem Wortvorrath hatte er immer für seine Landsleute aufgespart, die Kirchengesetze sind der Reihe nach für ungiltig erklärt und deren Urheber verflucht worden. Aber Niemand hatte sich darum gekümmert. Weder die Staatsmänner noch das Volk, nicht einmal die Priester nahmen derlei im Ernst. Man gewöhnte sich an die Wiederholung der stereotypen greisenhaften Proteste und ging seines Weges weiter.

Warum geschieht in Deutschland nicht ein Gleiches? Ist der Staat Wilhelms I. weniger stark als derjenige Victor Emanuels, der die Bullen des Papstes gleichmüthig bei Seite legt? Sind die deutschen Staatsmänner allzu hitzig oder allzu ängstlich? Nur ein oberflächlicher Sinn könnte die Verschiedenheit der römischen Politik in beiden Ländern auf Rechnung der leitenden Persönlichkeiten hier und dort setzen. Als ob die Kirchenpolitik eines großen Landes sich nach dem Gutdünken und der Erfindung eines Staatsmannes machen oder nach einer beliebigen Doctrin sich zuschneiden ließe. Als ob man fremde Muster entlehnen oder den eingeschlagenen Weg im Handumdrehen mit einem anderen beliebig vertauschen könnte. Darum war auch immer der Rath zwar gut gemeint, aber herzlich verkehrt, der nach hüben und drüben ausgewechselt wurde, daß nämlich die Italiener wohl daran thäten, sich an das Beispiel Bismarcks zu halten, oder, wie der Rath erwiedert wurde, daß wir nichts Vernünftigeres thun könnten, als die gelassenen Italiener uns zum Muster zu nehmen. Nicht die Willkür, sondern die geschichtliche Entwickelung der Völker, ihr Charakter und ihre Schicksale sind bestimmend für Lebensfragen, wie es die Richtung eines solchen Gesetzgebungswerkes ist. In seinem Geiste spiegelt sich der Geist des Volkes wieder. Mit welchen Mitteln man hier und dort sich der Anmaßung päpstlicher Gewalt erwehren werde, war schon damals entschieden, als vor mehr denn drei Jahrhunderten die Cultur beider Länder sich trennte.

„Der Luther Italiens ist Niccolò Machiavelli gewesen.“ Dieses kühne Wort von de Sanctis wirft ein helles Licht auch auf den Streit, der gegenwärtig zwischen der deutschen und der italienischen Publicistik geführt wird. Der deutsche Staat kann seine Aufgabe nur auf dem Wege suchen, der ihm durch die Reformation vorgezeichnet ist, das heutige Italien führt seine Tradition mit Recht auf den Verfasser der Discorsi und des Principe zurück. Durch eine That des Gewissens hat sich der Deutsche von Rom freigemacht, durch Spott hat es der Italiener versucht. Stolz rühmt es Francesco de Sanctis, einer der tiefsten Schriftsteller des heutigen Italiens, daß sein Vaterland zu den Zeiten Luthers die Theologie bereits hinter sich gehabt, daß es das Heil nicht mehr von einer neuen Scholastik erwarten konnte, sondern einzig von der Wissenschaft, daß seiner verfeinerten Bildung ein Luther ebenso als

Barbar erscheinen mußte wie ein Savonarola. Und in diesem Sinne sieht er in Machiavelli den Bruch mit dem Mittelalter, den Anfang der neuen Zeit personificirt.

Doch die gepriesene nuova civiltà italiana hinderte nicht, daß das Volk in den Banden der Kirche blieb. Sie war ein Firniß der geistreichen Gesellschaft, während die Massen nichts von der Befreiung verspürten. Statt von oben zur Tiefe zu dringen, ging die Bildung der Nation vielmehr in die Brüche. Hier Aufklärung und Spott, dort Aberglaube und Knechtschaft; Gleichgiltigkeit auf beiden Seiten. Nur ein einziges Interesse ist in unserem Jahrhundert der Wiedergeburt im Stande gewesen, alle Kräfte zusammenzufassen und ihnen einen gemeinsamen Impuls zu geben: das politische. Die nationale Unabhängigkeit und Einheit war der einzige Idealismus, die einzige Religion, deren das italienische Volk fähig war. Auch in diesem Stück ist Machiavelli der Prophet und geistige Vater des modernen Italiens.

Nichts wäre ungerechter, als die italienische Kirchenpolitik der letzten zwanzig Jahre in Bausch und Bogen als mattherzig oder erfolglos zu verurtheilen. Allzu laut reden die Thatsachen. Zugleich mit dem Kampfe um die Unabhängigkeit begann auch der Kampf mit Rom. Er begann zu einer Zeit, da das kleine Piemont völlig isolirt stand, da im übrigen Europa die Concordate geschlossen wurden und die römische Kirche sich die Freiheitsparagraphen des Jahres 1848 zu Nutzen machte. Vom Jahre 1852 nahm jene muthige und großartige kirchliche Politik der subalpinischen Staatsmänner ihren Anfang, die um so mehr Bewunderung verdient, als sie in einem durchaus katholischen Lande durchgeführt wurde. Die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Unterdrückung der Klöster, die Einziehung der Kirchengüter, die Civilehe, endlich die Säcularisation des Kirchenstaates und die Verdrängung des Papstes hinter die Mauern des Vaticans, das sind eben so viele Triumphe, die der moderne Staat über die mittelalterliche Kirche davongetragen hat. Aber das Pathos, das diesen Kampf beseelte, war ein ausschließlich politisches. Erst galt es die Kräftigung des kleinen Staates, der die nationale Aufgabe zu übernehmen entschlossen war und die eigene Existenz an dieselbe setzte, dann galt es Schritt für Schritt mittelst der Gesetzgebung das Werk zu organisiren, das vollendet war, als Rom, die Stadt der Päpste, als Hauptstadt des Nationalstaates, seine Auferstehung feierte.

Die Kirchenpolitik hatte den Zweck und den Erfolg, das Capitol für Italien zu erobern. Aber der Vatican? Hier war der schwache Punkt der italienischen Politik. Sie bekämpfte den weltlichen Herrn und unterschied diesen sorgfältig vom heiligen Vater. Seinen irdischen Thron legte sie nieder, aber niemals stellte sie sein apostolisches Amt in Frage. Ja sie war sich

bewußt, oder redete sich wenigstens selber ein, daß sie dazu helfe, dieses Amt in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Sie versprach dem Papste nicht blos Schutz, sondern eine neue glorreiche Aera. Sie schmeichelte der geistlichen Gewalt, indem sie ihr den weltlichen Mantel abriß.

Sieht man zurück, so war es einfache Nothwendigkeit, für die italienische Politik so zu handeln. Das Papstthum war eine Thatsache, mit der man rechnen mußte. Nur der politischen Einheit durfte es nicht im Wege stehen, im Uebrigen sollte es unbehelligt sein. Es ließ sich nicht beseitigen, also mußte man sehen, sich mit ihm zu verständigen. So gleichgiltig waren einem blos von politischem Interesse erfüllten Geschlechte die geistlichen Functionen des Papstes, daß man diese unbedenklich zum Gegenstande des Handels mit der Curie machte. Jederzeit war man bereit, gegen ein politisches Zugeständniß Roms den Preis mit dem Verzicht auf irgend ein staatliches Recht leopoldinischer Tradition zu zahlen. Manche wünschten die Verständigung aufrichtig, es waren die Reste der neuwelfischen Schule; doch die Meisten waren es zufrieden, daß die Versöhnung, hundertmal angeboten, ebenso oft zurückgewiesen wurde. Trieb doch die Hartnäckigkeit des Papstes viele seiner überzeugten Anhänger immer entschiedener auf die Seite des Staates. Mit jedem Angebote hatte der Staat gleichsam sein Gewissen salvirt und konnte nun seine Forderungen höher spannen, die eine Nachgiebigkeit des Papstes aufgehalten hätte. Daher denn auch der diplomatische Charakter des ganzen Streites, daher die Zögerungen und Schwankungen, die Widersprüche und Compromisse, die Zugeständnisse, die zuletzt im Garantiengesetze gipfelten. Doch alles in allem war in diesem Gange der Gesetzesarbeit nichts, was nicht aus den Verhältnissen natürlich geflossen wäre. Man drückte dies damit aus, daß man sie auf Cavour selbst zurückführte und mit dieser höchsten Autorität deckte. Allein Cavour hatte seine Politik ausdrücklich auf die Gewinnung Roms berechnet; sobald dieses Ziel erreicht war, verlor sie ihre Berechtigung, und die Frage ist: was nun?

Eine Kritik des heutigen italienischen Kirchenrechts und der Art, wie die bestehenden Gesetze gehandhabt werden, kann man sich füglich ersparen, seitdem Ruggiero Bonghi die bekannte Abhandlung zur Unterrichtung der Deutschen geschrieben hat. Schonungslos ist seine Analyse und sein Urtheil. Nach der Darstellung dieses zuständigen Kritikers befindet sich das heutige Kirchenrecht des Königreichs Italien in einem Zustande unbeschreiblicher Verwirrung. Genug, daß er selbst erklärt, „daß auch wir in Italien nicht bei der gegenwärtigen Unsicherheit und Lauheit der Gesetzgebung stehen bleiben können“. Dennoch ist er wieder der Meinung, daß die gegenwärtige Politik der italienischen Regierung die angemessenste, die vollkommen zweckentsprechende sei. Sie erleichtert nämlich die politische Befestigung des Staates, sofern sie die Schwierig-

keiten der inneren Organisation nicht noch vermehrt durch kirchliche Wirren. Jeder religiöse Zwiespalt, sagt Bonghi, würde die Conflicte nur vermehren und die Frage von der weltlichen Macht wieder auffrischen. Würde man die preußische Politik nachahmen, so wäre die unvermeidliche Folge eine Stärkung der fanatischen Partei, ein katholischer Aufschwung, der das mühsam Gewonnene wieder in Frage stellte. Mit anderen Worten, das Königreich Italien ist noch nicht stark genug, einen Kirchenstreit in größerem Stile zu ertragen. Jene Geringschätzung der Macht der katholischen Kirche, jene erhabene Gleichgiltigkeit gegen das Unfehlbarkeitsdogma, die zur Schau getragen wird, entspringt also, beim Lichte betrachtet, einem Gefühle der Schwäche. Der Staat würde zu viel aufs Spiel setzen, wenn er seine Gesetzgebung einheitlicher, consequenter regelte und rücksichtslos durchführte. Die italienische Politik ist keineswegs musterhaft, sie ist nicht eben die würdigste, aber sie ist unter den Umständen die klügste.

Das ist nun ein Argument, gegen welches ausländische Kritik nur schwer aufzukommen vermag. Zuletzt müssen die Italiener selbst am besten wissen, was die Wohlfahrt ihres Staates erfordert. Und es ist keine Frage, ihre politische Einheit ist nicht blos ihnen begreiflicherweise das höchste Gut, sie ist zugleich ein allgemeines Interesse. Ja man darf sagen, die Behauptung des Nationalstaates mit der Hauptstadt Rom ist derjenige Beitrag, den die Italiener zum Culturkampf unseres Jahrhunderts leisten. Wir können nicht verlangen, daß sie auf ihre Kosten Politik für uns treiben, billigerweise können wir auf keine andere Unterstützung Anspruch machen, als sie ihnen durch ihre eigenen Interessen vorgeschrieben wird. Sie leisten das ihrige, wenn sie alle Zukunft dem Priesterstaate abschneiden, der den katholischen Mächten ein beständiges Feld der politischen Intrigue war, wenn sie das Papstthum auf seine eigenen Mittel reduciren, deren Stärke und Nachhaltigkeit eben jetzt die Probe zu bestehen hat. Man darf von dem katholischen Aufschwunge, der die unmittelbare Folge der Säcularisation gewesen ist, noch nicht auf die Zukunft schließen. Das Papstthum selbst zeigt doch nichts weniger als Vertrauen in die Stärke seiner eigenen Hilfsquellen. Sonst würde es nicht noch immer fortfahren, unter Weheklagen gegen seine Depossedirung zu protestiren; sonst hätte es nicht die verlockenden Angebote der Italiener, die ihm von Cavour an eine glänzende Zukunft als rein geistliche Macht in Aussicht stellten, sammt und sonders mit solcher Consequenz und Entrüstung zurückgewiesen. Noch heute betrachtet das Papstthum den Verlust seiner weltlichen Herrschaft als die empfindlichste Einbuße, die es erlitten hat. Eine Einbuße, die sich nur verschmerzen läßt, wenn der Papst seiner geistlichen Herrschaft um so sicherer ist. Doch die tumultuarischen Mittel, zu denen wir ihn und seine Agenten heute greifen sehen, machen eher den Eindruck, daß sie in der Geschwindigkeit, durch Ueber-

rumpelung der Massen, soviel als möglich noch zusammenraffen wollen, als daß sie auf die Zukunft ungemessene Hoffnungen setzten.

Merkwürdigerweise ist gerade in Italien das Auftreten der Curie zurückhaltender. Nicht dort hat sie alle ihre Geschütze aufgefahren. In Italien hat die Thatsache der Annexion Roms eher einen vorübergehenden Stillstand in dem Kriege zwischen Staat und Kirche zur Folge gehabt. Man steht gegenseitig beobachtend auf der Lauer, nirgends wird das letzte Wort ausgesprochen. Wenn die italienische Politik mit Recht der „Lauheit" bezichtigt wird, so ist nicht mehr als billig, auch der römischen Politik, gegenüber dem Königreich Italien, dieses Prädicat nicht vorzuenthalten. Mehr als Plänklergefechte sind nirgends sichtbar. Wie der Staat weit entfernt ist, seine Kraft zusammenzufassen, und manche Angelegenheiten, die gesetzlich geregelt sein sollten, wie z. B. das Verhältniß von Kirche und Schule, sorglos dem Belieben der Gemeinde anheimgiebt, so läßt auf der anderen Seite auch die Kirchengewalt den Bischöfen freien Spielraum. Nirgends die Concentrirung der Massen, wie in Deutschland, keine geschlossene Agitation, die von einem einheitlichen Willen gelenkt wird. Verfassung und Gesetze sind auch dort verflucht, und mehr als eine Bulle hat den König selbst mindestens gestreift, das hindert aber nicht, daß dieser und jener Bischof nach Belieben zum Geburtsfeste des Königs oder gar zum Verfassungsfeste ein Te Deum singt. Der eine Bischof erfüllt die staatsgesetzlichen Formalitäten, mit denen er sich das Exequatur erwirbt, die anderen thun es nicht, ganz nach Gutdünken. Als kürzlich der Senat die Artikel des neuen Strafgesetzbuchs, betreffend den Amtsmißbrauch der Geistlichen, berieth, lag ein von fünf Bischöfen unterzeichneter Protest vor, wo blieben die anderen? In Deutschland wäre ein Gesammtprotest des Episcopats erfolgt, in Italien schien das nicht der Mühe werth. Und dann die Nichteinmischung des Klerus bei den politischen Wahlen. Trotzdem, daß das italienische Wahlgesetz die unteren Volksklassen ausschließt, wäre doch die Geistlichkeit sicher im Stande, wirksam einzugreifen und mindestens eine starke clericale Partei in das Parlament zu bringen. Sie hat es bis jetzt unterlassen, sie kümmert sich nicht um die Politik, wie die Politik nicht um die geistlichen Dinge. Es herrscht in den Beziehungen der römischen Kirche zu Italien eine gewisse Gutmüthigkeit, ungefähr wie unter Landsleuten, die in heftiger Fehde sich befinden, aber doch immer Landsleute sind.

Ob wirklich politische Sympathien des Klerus, der wenigstens in früheren Zeiten sein Nationalitätsbewußtsein nicht verläugnete, einigermaßen mitwirken, läßt sich schwer beurtheilen. Gewiß ist, daß die Acten der päpstlichen Ueberhebung weder im Volke noch auch in der Priesterschaft entfernt den Eindruck machen, wie in Deutschland. Durch die Unfehlbarkeit ist dort nicht die mindeste Veränderung eingetreten. Sie schneidet nicht in die Gewissen ein,

und hier erkennt man die Früchte der Bildung der Renaissance. Nirgends ein aufregender Zwiespalt, der durch die widerstreitenden Ansprüche des Staates und der Kirche hervorgerufen würde. Leidlich findet man sich mit dem einen zurecht und mit dem anderen. So recht ernstlich meinen es ja beide Mächte nicht. Und darum die Gelassenheit der italienischen Staatsmänner, die, wie Bonghi sagt, „instinctmäßig und in Folge ihrer ganzen Erziehung nicht an den Einfluß der katholischen Kirche, nicht an ihre wirkliche Widerstandsfähigkeit glauben".

Zwischen den Zeilen liest man indessen immer wieder, daß die Italiener blos für den gegenwärtigen Uebergangszustand ihre Politik als zweckmäßig vertheidigen. Sie ist für das noch dauernde Pontificat Pius IX. berechnet. Es bedeutet keine Aenderung des Systems, wenn neuerdings die Symptome sich mehren, daß der Staat wenigstens auf die Behauptung größerer Würde bedacht ist. Er erinnert die Bischöfe an die Strenge des Gesetzes. Der Justizminister hat den Generalprocuratoren die Pflicht eingeschärft, gegen klericale Uebergriffe in der Presse und auf der Kanzel einzuschreiten. Dem Erzbischof von Ravenna ist, während man es früher nicht so strenge nahm, das Exequatur verweigert worden, weil er seine Ernennungsbulle nicht ordnungsmäßig vorlegte. Auch durch die Verhandlungen des Senats über das neue Strafgesetzbuch ging ein ungewöhnlich antiklericaler Zug. Allein man wird sich nicht zu einer Frontveränderung entschließen, während man über kurz oder lang vor dem Unbekannten steht. Gegen den letzten Papstkönig nimmt man noch persönliche Rücksichten, die man seinem Nachfolger nicht mehr schuldet. Erst mit dem nächsten Conclave wird sich zeigen, ob Italien sich mit den bisherigen Nothbehelfen begnügt oder ob es zu einer Auseinandersetzung mit der Kirche entschlossen ist.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

II.

Auch Romantik anderer Art rückte mir unangenehm nahe. Scharnitz lag vor der Grenze, das Gebirg hatte viele Uebergänge und Schlupfwinkel und so war es durch den Schmuggel, der hier mit großer Verwegenheit getrieben wurde, berüchtigt. Der Winter unterbrach das Geschäft kaum; sobald der Schnee fest gefroren war, wagten sich die Leute mit den Reifen hinauf und schleppten schwere Ballen Tabak und Gespinnste

nach Tirol. Das Geschäft selbst war schon traurig genug; aber noch trauriger, daß man diese arme Teufel, denen der Boden nicht ausreichend Korn zum Unterhalte trug, mit Spießen und Stangen von Amtswegen verfolgen mußte. Mancher darunter war auch als kühner Wildschütz berühmt und setzte einen Stolz darein, es zu sein, denn das Volk bewunderte ihn als einen Helden; es brachte daher oft Gefahr, seiner Fährte zu folgen. Vor allen wurden die Rab genannt, Burschen keck genug, dem Teufel selbst die Ohren abzureißen. Sie sind mir nach vielen Jahren als unverwüstliche Greise oft genug mit dem Stutzen in der Hand auf meinen Bergfahrten begegnet und ich hatte dann ebensoviele Freude sie zu sehen, als damals Angst, wenn ich ihren Namen hörte. Mein Vater war als treuer Beamter von selbst ein Feind des Schmuggels. Da gab es Verräther, welche für Geld die Wege ihrer Kameraden und den Tag, wo sie aus Bayern zurückkehrten anzugeben versprachen. War die Nacht angebrochen, so zogen die Grenzwächter und oft die Beamten, welchen ein Theil der Beute als Gewinn zufiel, bewaffnet aus, um zu lauern. Mit welcher Angst lauschte ich in die sternenklare Nacht hinaus und horchte auf das Knittern des Schnees, bis hoch oben im Gebirge ein Schuß, dann ein zweiter und dritter, begleitet von gellendem Jauchzen den Widerhall weckte und mir fast das Blut gerinnen machte! Es hatte aber nichts zu bedeuten, die Schwärzer waren gescheidter als die Zeisige, so nannten sie die Finanzler wegen des gelbgrünen Anzuges: die Aussage der Spione, welche mit jenen im Bunde waren, hatte sich als irrig erwiesen und von der Spur abgelockt. Unterdeß zog Rab mit seinem Brüdern hoch oben über das Joch und machte, als er in Sicherheit war, dem Gefühle höhnischen Uebermuthes durch Losbrennen des Stutzens und lautes Jauchzen Luft. Dieser Schmuggel wirkte jedoch auf die Gränzer verwildernd und entsittlichend, nicht selten hörte man von Ausbrüchen schrecklicher Rache; einmal wurde ein Finanzler nackt bei den Füßen aufgehängt, so daß sein Kopf einen Ameisenhaufen berührte, todt gefunden. Die Schmuggler zeigten bisweilen heimlich selbst die Käufer verbotener Waaren an, um sich dadurch noch einen schändlichern Gewinn zu sichern. Im Jahre 1809 sollen manche Wilderer fahnenflüchtige Tiroler, welche die bayerische Armee verließen, um sich den Ihrigen anzuschließen, auf den Bergpfaden niedergeschossen und ausgeraubt haben, weil nach Deserteuren nicht gefragt wurde: die Bayern glaubten sie nämlich in die Alpen entwischt, die Tiroler wähnten, sie seien in der feindlichen Armee. So mag mancher durch schmählichen Verrath an der Grenze verblutet sein, über dessen Grab sich kein Kreuz erhebt.

Der Frühling brachte ein Decret, welches meinen Vater nach Leitenhofen unweit des Bodensees gehen hieß: eine liebliche Gegend ganz außerhalb des Kreises der Hochalpen, gesegnet mit einer Fülle von Obst- und Feldfrüchten.

Auch der Charakter des Volkes war verschieden, so daß es selbst dem Knaben auffallen mußte, wenn er an die schroffen schweigsamen Schmuggler der Scharnitz zurückdachte und dabei den schwäbischen Dialect der Vorarlberger hörte, die voll Behaglichkeit schwätzten und ihm gern da und dort eine Kirsche oder Zwetsche vergönnten.

Ich war mehr auf Obstbäumen und Wiesen der Nachbaren zu treffen, als im väterlichen Hause, am unliebsten ging ich in die Schule nach Hohenweiler, wo man mir eben nicht viel Zufriedenheit bezeugte. Um mir das Schlendern zu verleiden, erzählte man die Geschichte vom schwarzen Hunde, der groß wie ein Pferd mit funkelnden Augen herumlaufe und bösen Buben nachsetze. Das fruchtete wenig, denn wenn ich auch anfangs besorgt hinter jeden Busch guckte, so verschwand doch allmälig die Furcht, weil ich nie erfuhr, daß jemand gefressen worden. Derlei Züge thun am besten dar, wie sehr mir jede Leitung fehlte, doch schlug die Sache nicht schlecht an; ich wurde körperlich gekräftigt und behende und die Eindrücke, welche mir Feld und Wald von allen Seiten boten, waren gewiß so viel werth, als die unverstandenen Phrasen, mit denen die armen Stadtkinder in der Stube genudelt werden.

Da hieß es plötzlich, der Bischof kommt nach Bregenz, um dort zu firmen! Das brachte unter der Jugend eine große Aufregung hervor und obwohl ich von dem geheimnißvollen Sacramente nicht die leiseste Vorstellung hatte, so wünschte ich doch daran theilzunehmen. Oft hatte ich von einem Hügel in der Ferne den Bodensee erblickt, wie er sich weithin dehnte, so daß das Himmelsgewölbe auf ihm zu ruhen schien, ich hatte gestaunt, wenn die Sonne feurig golden in seine Wellen tauchte und eine Brücke aus funkelnden Lichtern fast bis an das Ufer reichte: bei der Firmung mußte ich nach Bregenz kommen, das lag am Wasser und da konnte ich manches Räthsel in nächster Nähe lösen.

Meinem Verlangen ward entsprochen, ein Wirth übernahm Pathenstelle und versprach mich in die Kirche zu geleiten. Wir fuhren Nachmittags fort; zuerst nach Lindau, denn dort hatte er Geschäfte. Es war eines der zahlreichen Halbfeste, wo die meisten Katholiken Gott dem Herrn dadurch dienen, daß sie ihm den Tag abstehlen; verwundert sah ich hier Leute mit Feldbau beschäftigt. Ich erhielt den Bescheid, das seien Lutheraner, die unsere heilige Religion nicht achten. Also Lutheraner! Wie oft hatte ich über diese Verruchten schimpfen gehört, so daß sich mir nach und nach die Vorstellung befestigte, sie konnten gar nicht ausschauen, wie andere Menschen und müßten irgend ein Brandmal tragen. Davon war jedoch nichts zu bemerken und da die Gegend so überaus schön und reich, die Häuschen so nett und sauber waren, meinte ich, auch diese Leute könnten nicht schlecht sein. Nur eines bekümmerte mich: ob die Kinder an solchen Tagen, die wir frei hatten, auch in die Schule müßten? — Der Pathe bejahte es. „O da werde ich

nie lutherisch!" rief ich aus. Lindau erreichten wir bei Nacht. Früh morgens eilten wir zum Hafen, uns einzuschiffen. Da war für mich so viel zu schauen, zu fragen, zu bewundern, daß ich zu Bregenz vor der Kirchthüre stand ohne zu wissen, wie mir geschah und die heilige Handlung fast spurlos an mir vorüberging. Als sie vollzogen war, drängte ich rasch aus Reihe und Glied und zupfte meinen Pathen, er möge mich wieder an den See bringen. Er meinte aber es sei Mittagszeit und so gingen wir ins Wirthshaus. Da war schon ein langer Tisch besetzt von Buben jeder Art und ihren Pathen, welche ihnen, wie es einmal der Brauch, reichlich süßes Gebäck und Wein spendeten. Das brachte bald Wirkung hervor und es ging zu wie in einer Menagerie. Auch ich nahm dankbar in Empfang, was mir vorgelegt wurde, mehr als mir zuträglich und so endete der herrliche Tag, anstatt rein vor meiner Erinnerung zu stehen, mit dem ersten Katzenjammer.

Im Jahre 1828 erhielt mein Vater die Stelle des Einnehmers zu Weißenhaus, etwa eine halbe Stunde von Füßen. Hier war die Scenerie wieder eine andere. Das Amtsgebäude lag in einem Engpaß zwischen dem Lech und dem Schwarzenberge, dessen Marmorfelsen ganz von Föhren und Tannen bewachsen waren. Am Gehänge stieg die rothe Almrose und der weiße Steinbrech bis an die Straße herab. Jenseits des Flußes, der nach Art der Wildwässer in einem breiten kiesigen Bette häufig das Rinnsal änderte, lief ein langer Hügelzug einsam und dicht bewaldet. In der Richtung gegen Füßen war die Aussicht von dem kahlen Schrofen geschlossen, wo sich dem Fluß eine schauerliche Schlucht gebrochen hat, in die er brausend stürzt. An der schmalsten Stelle hatte sich nach einer Sage St. Magnus, von Feinden verfolgt, hinübergeschwungen; noch zeigte man die Spuren des Fußes tief dem Stein eingeprägt; nach anderen sei Julius Cäsar zu Roß hinübergesprengt. Westlich lag das Städtchen Vils mit seinen Schloßruinen und einigen höheren Bergen. Die Gegend war sehr eng begränzt; zwischen Vils und Füßen nur Viehweiden und Wiesen, auf welche bayerische Hirten ihre Rinder trieben. Ursprünglich gehörte diese schmale Fläche tirolischen Gemeinden, bei einer großen Hungernoth sollen sie selbe für einige Laibe Brot an Bayern abgetreten haben. Auf der Straße verkehrte viel Fuhrwerk, oft sah man die Getraidewagen in langer Zeile die mauthliche Behandlung erwarten. Um den Schmuggel zu hindern, sperrte eine Reihe hoher Palisaden von der Felswand bis zum Fluße das Thal. Das Haus war beiderseits von Gärten eingefaßt, welche den Beamten zum Gemüsebau überlassen blieben. Bald lernte ich mit Schaufeln, Rechen und Hacken umgehen; ich arbeitete gern und hatte die größte Freude, als auf dem von mir umgegrabenen Beete Samen aus der schwarzen Erde keimte, allmälig im Sonnenschein und Regen üppig emporwuchs und schöne farbige Blüthen entfaltete. Meine Gesellschaft war

sehr klein. Der Aufseher hatte zwei Söhne, böse Rangen, mit denen ich mich oft balgte, bisweilen auch Frieden schloß und dann gemeinsam mit ihnen im nahen Walde Hütten baute, in welche wir Bilder, Blumen, buntes Glas, kurz alles mögliche schleppten, was wir zum Schmuck dienlich erachteten. Ein innigeres Verhältniß knüpfte ich mit dem Sohne des Controlleurs. Die Eltern dieses Knaben waren von Adel, er unterließ nicht, mich auf diesen angeblichen Vorzug in jeder Weise aufmerksam zu machen. Er hatte eine Rüstung aus Pappendeckel, überzogen mit Gold- und Silberpapier, ein hölzernes Schwert mit Kreuzgriff, dazu Lanze und Sporn. Voll stolzen Selbstgefühls trug er diese Waffen als junger Ritter und erzählte mir von Turnieren, Fehden, Fräulein und Kreuzfahrern, was er aus alten Scharteken zusammengeklaubt hatte. Ich meinte nun ebenso gut einen Ritter vorstellen zu können und lag den Eltern an mir Schild und Panzer zu kaufen. Er that jedoch Einsprache, da ich nicht von Adel sei; sollte ich auf meinem unziemlichen Vorsatz beharren, so würde er mich zum Kampfe fordern. Das war mir eben recht. Ich lief nach Füßen, kaufte Pappendeckel, strich ihn schwarz an und verknüpfte die Stücke so gut es ging mit Bindfaden zu einer Rüstung. Das Schwert lieferte der nächste Zaun und so ging es mit lautem Geschrei zum Kampf. Wir geriethen hart aneinander, nach einer Weile meinte der Gegner: es sei genug, wenn ich den Adel auch jetzt nicht hätte, könne ich ihn ja kaufen, denn er habe gehört, für Geld sei Alles feil; übrigens sei er bereit, mir ein Stückchen von dem seinigen abzulassen. So war der Frieden hergestellt. Neue Nahrung, neuen Schwung erhielt unsere Vorliebe für das phantastische Ritterwesen durch einen Trupp Schauspieler, welche im Rathshause zu Füßen das Gerüst aufgeschlagen hatten. Wir besuchten einige Vorstellungen, unter andern „die Teufelsmühle am Wienerberg“; so erbärmlich auch die Aufführung war, daß sie selbst dem bescheidenen Publikum des Kleinstädtchens mißfiel, uns entzückte und begeisterte sie dennoch. Kinder ahmen alles nach, was nur einigermaßen ihre Phantasie reizt und erregen dadurch bekanntlich oft falsche Vorstellungen von schlummernden Talenten; auch wir bereiteten uns sogleich zur Wiedergabe dieser Schauspiele. Ein Leintuch wurde im Hausgange als Vorhang aufgespannt, wir warfen uns in Costüm, malten uns mit Kohle tüchtige Schnauzbärte und traten vor die versammelten Bewohner des Mauthamtes. Der Dialog wurde ausgelassen, dafür jedoch die Zweikämpfe mit solchem Ernste aufgeführt, daß sich die Zuschauer einmischten und dem Stück vor dem fünften Akt ein Ende machen mußten. Unsere Lust an der Ritterschaft war jedoch keineswegs erloschen, sie suchte nur andere Auswege. Es sollte ein Verließ angelegt und mit einem unterirdischen Gang verbunden werden. Wir wählten dazu den sandigen Rain, der vom Garten zum Fluße zog und hatten bald ohne Mühe ein tiefes Loch ausgehöhlt. Die

Sache verleidete uns jedoch, weil die Buben des Aufsehers stets Dinge hineinlegten, die nicht gerade apetitlich waren. Die Gegend selbst bot uns manche Anregung: dort ragten die Ruinen von Vils, das zierliche Städtchen Füßen beschirmten die hohen Thürme eines Schlosses mit ihren Storchnestern, weiter hinten lugte Hohenschwangau über den Hügel. Sagen woben sich um diese Stätten und wie gern horchte ich, wenn man mir von der alten Zeiten erzählte und ihre Mannen zu Riesen erwachsen ließ. Ich nahm wieder Bleistift oder Kohle zur Hand und bekritzelte alle Wände mit solchen Gegenständen. Da kaufte mir der Vater eine Zeichenmappe und rieth mir, anstatt die Wände zu beschmieren, die Gegend aufzunehmen, nachdem ich einige Kupferstiche copirt. Ich wählte einen Platz, der nach meiner Meinung der beste war, und zeichnete, so gut es ging, nach der Natur. Freilich fehlte jede Belehrung und so hatten diese Versuche nur den Werth mein Auge zu üben und zu schärfen. In der Schule zu Füßen sollte ich nach altem Schlendrian architektonische Schnörkel nachschreiben, welche ich nicht verstand, und so verging mir bald alle Lust am Lernen und am Lehrer. Die Schule umfaßte Knaben und Mädchen, jene vermuthlich aus Aehnlichkeit mit den Böcken des jüngsten Gerichts links, diese als Lämmchen rechts, durch einen Gang geschieden, in welchem der Lehrer auf- und abmarschirte um auszufragen oder wenn einer wie die Verdammten in Dantes Hölle zu keck auftauchte, ihn mit dem Stabe zu tupfen. Er war ein braver, allgemein geachteter Mann; ich muß ihm das Zeugniß geben, daß es nicht seine Schuld war, wenn ich nichts lernte, sondern vielleicht mehr das Gegenüber in der Ecke der Bank: ein wunderliebliches Mädchen mit einem blonden Engelskopfe so frisch und munter, wie ein Eichhörnchen, daß es eine wahre Freude war, ihr nachzuschauen, wenn sie aus der Schule hüpfte. Ich sah sie an und immer an und hatte nie genug, so reizend war sie, doch fiel mir eben nichts anderes ein; es geschah aus lauter Freude an ihrer Schönheit und ich hatte kein Arg zu erzählen, wobei die ältern Leute freilich lächelnd den Kopf schüttelten. Ein anderes Mal bewunderte ich auf einer Hochzeit eine prächtige, fast übergroße Frau und trat ihr, an die Ideale der Ritterwelt denkend, so unvorsichtig entgegen, daß ich durch eine rasche Bewegung an die Wand gewirbelt wurde. Diese Verehrung der Schönheit, oder wie man die Seligkeit ihres Anschauens nennen mag, begleitete mich lange völlig ungetrübt, bis man es mir endlich als den Anfang der Sünde und des Verderbens bezeichnete und mich dadurch verdüsterte.

So nahten die Schulferien und mit diesen der Beginn des Herbstes. Ich erlernte die Kunst des Vogelfanges und überlistete die armen Thierchen zu Dutzenden mit Schlageisen, Fallen und Leimruthen. Sie wurden ohne Bedenken auf einem Steine todtgeworfen, gerupft und Abends gebraten. Ich wußte damals noch nichts von zarten Empfindungen, sondern verfuhr nach

einem Naturrecht, wie es Adler und Geier oder auch die poetische Nachtigall, welche trotz der rührenden Töne Würmchen verspeist, täglich üben. Ich that eben, was niemand verbot und jeder für Recht hielt. Uebrigens hat sich die massenhafte Vertilgung der kleinen Sänger in Tirol durch alle Arten von Ungeziefer bereits schwer gerächt, so daß man sich sogar langsam bewußt wurde, man müsse auf dem Wege der Gesetzgebung helfen. Geblieben ist es deswegen freilich beim Alten, gerade so als ob man bei einer offenen Geldtruhe einen Zettel gegen das Stehlen angebracht hätte, ohne sie zu bewachen. Auch die Fische im Wasser hatten nicht Ruhe, viele prächtige rothgetupfte Forellen mußten der Angel auf den Tisch folgen. Pfrillen und Weißfische fing ich massenhaft im Handnetze. Mein ritterlicher Freund kränkelte indeß und konnte mich daher auf meinen Raubfahrten nicht begleiten, als sich die Blätter rötheten, welkte er in das Grab. Es war der erste Schmerz, der durch meine Seele zuckte; ich habe ihn tief und wahr empfunden, als ich ihn mit den trauernden Eltern nach Binswang zum Grabe geleitete, welches jetzt ein schöner Marbelstein deckt. Man wollte mir ein Andenken an ihn geben, ich erbat mir die Bettstatt, in welcher er verschieden war, und habe lange darin geschlafen, stets bedacht, eh' ich das Auge schloß, für ihn zu beten.

Mit seinem Tode waren auch für mich die Tage unbändiger Freiheit dahin. Der Oheim meiner Mutter war von Kufstein nach Reutte als Controlleur übersiedelt, bei ihm wurde ich zum Beginne des neuen Schuljahres in Kost und Wohnung gegeben, um endlich einmal in eine tüchtige Lehre zu kommen. Und es that wahrlich Noth. Als wilder Range konnte ich keinen höheren Grad mehr erklimmen, die unnützen Schößlinge und Triebe mußten beschnitten werden, sollte je eine Frucht ansetzen und reifen. Mein Oheim war ein langer hagerer Mann, einsilbig und von trockenem Humor, der jedoch selten bemerkbar wurde. Er hatte seine Hauptfreude an einer Sammlung von Pfeifenköpfen jeder Art, welche zierlich gruppirt an der Wand hingen. Dabei war er jedem Aberglauben ergeben, und meinte, mit zwei schwarzen Wachskerzlein, welche auf dem Altare zu Loretto geweiht waren, die Zukunft erforschen zu können. Er hielt in jeder Hand eines an der Spitze und brachte die freien Enden in leise Berührung. Darauf murmelte er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit seltsame Beschwörungen und stellte die Frage auf Ja und Nein. Stiegen die Enden der Kerzlein dort, wo er sie aneinander gelegt, so bedeutete es Ja, im entgegengesetzten Falle Nein. Wer denkt nicht dabei an unsere moderne Geisterklopferei und die schreibenden Tische? Besonders gern hätte er eine Abschrift vom letzten Blatte des kirchlichen Meßbuches erlangt, in der Meinung, daß es allerlei Zauberformeln enthalte, mittelst deren man den Teufel zwingen könne, Geld zu liefern. Das Kartenlegen und die symbolische Bedeutung desselben hatte ich längst schon von meiner Mutter gelernt; über-

haupt war ich in alle Geheimnisse des Volksglaubens eingeweiht und wußte in der Hierarchie der Geister, Hexen und Teufel so gut Bescheid als irgend ein Beschwörer, der Kräuter unter die Thürschwelle band oder Kuhhaare in der Kupferpfanne röstete.

Die Frau meines Oheims hatte kaum die dürftigsten Schulkenntnisse, sie war eine Bauerntochter, die er nach langer Liebschaft zu Kundl aufgeheirathet. Als ich einst in der deutschen Sprachlehre blätterte, sah ich hinter der Form eines Zeitwortes die Silbe Conj. als Abkürzung für Conjunctiv. Da ich den Sinn nicht verstand, fragte ich sie darum, sie erläuterte mir nun, es heiße: „Kon is"? in gutes Deutsch übertragen: „Kann ich es?"

Bei diesem Stande der Dinge genoß ich auch hier außer der Schule alle Freiheiten. Ich konnte herumlaufen, im Weidle baden, zu Johannis auf den Steinberg steigen und dort ein ungeheures Sonnenwendfeuer anzünden, ohne daß mich jemand gehindert hätte. Zu meinem Heil fand ich jedoch im Oberlehrer Josef Kögl meinen Meister. Als ich nach Reutte kam, sollte ich zuerst die unterste Klasse besuchen; ohne daß ich mich aber bisher vielleicht bemüht hatte, waren mir doch manche Kenntnisse angeflogen, zudem malte meine Hand die Buchstaben mit vielem Geschick, so daß ich nach einer Woche in den oberen Kurs versetzt wurde. Der Lehrer, mit dem ich unten zu thun gehabt, war noch ganz nach dem alten Schlage, auf den der unberufene Witz so gern seine Pfeile schoß: der Rücken gebeugt, ein grüner, vorn von Tabaktropfen braunbetupfter Frack mit langen Schößen, die Weste gelb gestreift, zwischen Brust und Bauch eine klaffende Lücke lassend, Hosen von Zimmtfarbe, welche bald unter den Knieen aufhörten, und blaue Strümpfe, so steht er noch vor mir, hebt den Haselstock und wackelt mit dem kahlen Kopfe, dessen Farbe ihm den Namen Steinröthel eingetragen. Anders sah Kögl aus: ein junger Mann mit energischem, geistvollem Gesicht und strammer Haltung des schönen Körpers. Er hatte sich durch eigenen Fleiß und ohne Anleitung Kenntnisse weit über seinen Beruf erworben und besaß viel Sinn für Natur und Kunst. Bei seinem Talente, seinem regen Eifer hätte er gewiß überall eine glänzende Laufbahn durchmessen, nur nicht damals in Oesterreich, wo man Leute, welche sich hervorthaten, nicht achtete, ja mit Mißtrauen behandelte, wenn man jedoch deren brauchte, sie nicht hatte und für schweres Geld irgend einen elenden Ueberläufer kaufte. So mußte er als armer Schullehrer, dem man, wo es eine bessere Stelle zu besetzen gab, stets einen hochwürdigen Herrn vorschob, wie er sich noch als Greis bitter gegen mich beklagte, sein Leben in Noth und Kummer schließen. Zwei schätzbare Büchlein, die Geschichte seiner Heimath Vils und des Marktes Reutte bestätigen dieses, ebenso die kleine Naturaliensammlung, die er aus eigenem Antrieb erwarb und bei der Schule aufstellte. Mit raschem Blick erkannte

er die Grundzüge meines Wesens und gebrauchte bei unserem ersten Zusammentreffen, wo der Wildling zu zähmen war, tüchtig den Stock, gegen den sich eine verzärtelte Pädagogik nicht so auflehnen sollte; er ist bei einem Knaben, dessen Ehrgefühl noch nicht erwachte, oft das einzige Mittel, Eindruck hervorzubringen. Ich liebte ihn deßungeachtet sehr, denn ich merkte bald, daß er nicht schlug, umzurächen, sondern um zu strafen, und daß ich nicht nach Willkür Tatzen erhielt, sondern, wenn ich gegen ein klar ausgesprochenes Gesetz, dessen Bedeutung ich eingesehen, durch die That oder Unterlassung gefehlt. Bald war dieses nicht mehr nöthig, denn er hatte meine Einsicht entwickelt und mich zum Bewußtsein der Pflicht gebracht, ein Wort von ihm genügte, mich auf der rechten Bahn zu erhalten. Im übrigen ließ er mir Freiheit, denn er war nicht von jenen Lehrern, welche Großes geleistet zu haben meinen, wenn sie den Zögling auf dem Stuhle festnageln und ihn zu einem künftigen Staatshämorrhoidarius drillen. Bald nahm er mich auf Spaziergängen selbst tagelang mit, erzählte mir an Ort und Stelle das aus der Geschichte darauf Bezügliche, machte mich auf die Schönheit der Landschaft nach Luft, Licht, Farbe und Linien aufmerksam, zeigte mir die Kirchen, die Bilder von künstlerischem Werthe und begann an die Wurzeln des Aberglaubens, der mir eingesäet war, eine leise, vorsichtige Hand zu legen. Daß ich unter seiner Leitung große Fortschritte machte, versteht sich von selbst. Als das Ende des Schuljahres heranrückte, war ich der erste Preisträger: zur Prüfung wurden der Landrichter, der Decan und die angesehensten Personen des Bezirkes geladen. Ich sollte zum Schluß eine vom Lehrer aufgesetzte Rede vortragen, welche ich einige Tage vorher zum Einlernen erhielt. Bald wußte ich Wort für Wort vor- und rückwärts auswendig, es handelte sich nur noch um die Mimik. Als sich die Jugend Abends vor der Dogana, in welche wir sehr gern heimlich schlichen, weil hier und da aus einem schlecht gepackten Ballen ein Stückchen Süßholz, Lakritzensaft, Johannisbrot oder eine Mandel fiel, versammelt, stellte ich mich auf einen Scheiterhaufen und trug mit all dem Pathos und jenen tollen Gesten, mit welchen mich die Schauspieler zu Füßen entzückt hatten, mein Thema vor. Väter und Mütter gesellten sich dazu und priesen das „Einnehmerbüble", weil es die Sache gar so rührend mache. Mit stolzem Selbstbewußtsein trat ich vor meinen Lehrer und freute mich schon zum vornherein auf seinen Beifall. Wie fühlte ich mich aber gekränkt, als er lachend meine Arme in der Luft fing und mich erst aus der gespreizten in die natürliche Stellung brachte. Er leitete mich zu einem einfachen Vortrage an, es bedurfte aber seiner vollen, in meinen Augen unantastbaren Autorität, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe.

Nach Eltern und Lehrern sind für einen Knaben die Mitschüler am wichtigsten; ich hatte deren zu Reutte gar viele, doch erinnere ich mich an

keinen des Namens würdigen, vielleicht Wolf ausgenommen, der später als Priester zu Donaueschingen an dem Kampfe, welcher den confessionellen Frieden störte, leidenschaftlichen Antheil nahm, bis ihn die Regierung verwies. Man stellte ihn zu Brixen als Professor des Kirchenrechtes an; obwol seine Gesinnung nicht umgeschlagen hatte, erregte er hier doch Verdacht und mußte die Lehrkanzel räumen. Damals war er ein stiller, braver, fleißiger Knabe, der mir einmal den Preis streitig machte.

Die Ferien brachte ich zu Hause zu. Heinrichs Vater war pensionirt worden, seine Stelle als Controlleur nahm ein altes Männchen ein, welches in der Jugend Pharmazeut gewesen war. Aus seinem Munde hörte ich die ersten lateinischen Worte, welche ich sorgfältig merkte, ebenso zeigte er mir manche Heilpflanze, die ich dann trocknete und aufbewahrte. Als mein Vater dieses beobachtete, legte er für mich bei der Verzollung bisweilen ein Stückchen ausländischer Droguen bei Seite, so daß ich mir eine kleine Sammlung anlegen konnte, die durch Brachiopoden von Vils, durch Marmorarten aus der Gegend und bunte Rollsteine, welche der Fluß gebracht, vermehrt wurde. Wie schnell verflossen diese Wochen; blickte ich darauf zurück, so schien es eine unendlich lange Zeit! Das Leben bemißt sich überhaupt nach dem Inhalte, den es zu bieten hat; deswegen dehnt sich der Tag, wo uns viel begegnet, so sehr, obgleich der Augenblick fliegt; deswegen erscheint dem Alter das Jahr so kurz, die Stunde so lang, weil es unserer vielfältigen Erfahrung wenig neuen Stoff mehr reicht.

Als ich aus den Ferien wieder auf die Schulbänke zurückgekehrt war, sollte ich mit den Elementen des Latein beginnen, um mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Ein Franziskaner hatte die Gefälligkeit, mir und einigen anderen Knaben den ersten Unterricht zu ertheilen: es ist Pater Vital Franzelin, später Director des Gymnasiums zu Botzen, dem ich dafür verpflichtet bin. Bei diesem Anlasse konnte ich in den Gängen des Klosters herumwandeln; die einsame Stille desselben, welche nur vom Pendelschlage einer großen Uhr unterbrochen wurde, an den Wänden die Heiligenbilder und Gemälde aus der Legende des Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt und manches sonderbare Wunder thut, der Ausblick durch die Fensterstäbe in den ummauerten Garten, wo zahlreiche schöne Blumen zum Schmucke des Altares an hohen Festen erblühten, erfüllten meine Seele mit mannigfachen Eindrücken. Auch in die Kirche kam ich öfters; zu Zeiten half ich dem Portier beim Auszieren derselben, und rechnete mir keinen kleinen Theil des Verdienstes zu, wenn es gut gelungen. Zugleich lernte ich die ganze Mythologie des Katholicismus mit ihren zahllosen Heiligen, von denen der eine dies, der andere jenes Amt zu Nutz und Frommen der Christen versah; mit ihren Engeln, die sich um den Thron Gottes und zum Kampfe gegen

den Teufel in Chöre schaarten und hoch über allen die Himmelskönigin, welche den Schlüssel zum ganzen Schatze der Gnadenmittel in reinen Händen verwaltete, genau kennen, fast wie der Apotheker die Medicamente, die er gegen allerlei Uebel in Büchsen und Flaschen der Reihe nach aufbewahrt. Der kalte Verstand hat sich oft genug über diese Verleiblichung des umfaßbaren Göttlichen aufgehalten und sie verurtheilt, denn sie entspringe aus derselben Wurzel wie der Polytheismus der Heiden, welchen das Christenthum beseitigen sollte. Allein sehen wir näher zu, so entspricht sie völlig einer Richtung der menschlichen Natur, sowol auf einer bestimmten Entwickelungsstufe des Einzelnen, als auch der Völker, ja es giebt ganze Stämme, deren innerstes Wesen geradezu dafür angelegt erscheint. Deswegen wird es schwerlich sobald gelingen, den Katholicismus aus der Welt hinauszuklären, ebenso wenig als den Protestantismus, seine Ergänzung in der Geschichte, zu vernichten. Der Katholicismus ist ehrwürdig durch einen uralten Gehalt an echtem Christenthume, sei dieser auch noch so sehr durch menschliche Zuthat überwuchert; fest durch die wohlerwogene Hierarchie seiner Glieder und durch beides den Bedürfnissen einer schlichtgläubigen Menge, welche ein für allemal der Autorität nicht entbehren kann, angemessen.

Nur eine tüchtige Schule kann den Einfluß des Klerus auf das richtige Maß beschränken, Polizeimaßregeln gegen seine Uebergriffe wird er stets als religiöse Verfolgung bezeichnen.

So muß der Staat den Schild über jeden halten, der in geistiger Freiheit eigene Wege wandelt, er muß die Gebiete durch eherne Gesetze abzäunen und nie gestatten, daß jene, die als ihre Wächter hingestellt sind, sie heimlich wie die Mäuse unterwühlen. Wenn man den Ultramontanismus als eine Macht gelten läßt, mit der man unterhandeln muß, so räumt man ihm Macht ein; ihn als eine Stütze der Dynastie betrachten, ist ein so verhängnißvoller Irrthum, daß man ihn nur frommen Frauen verzeihen kann. Nie hat er geleistet, was er versprach, und er wird es nie können: die Zeit läßt sich von ihm nicht mehr die Flügel binden und vor den Pflug des Absolutismus spannen. Wenn er es vermöchte, würde er die Welt für sich beherrschen und jedes Fürstenscepter vor den Thoren seines Canossa zerbrechen, das sich nicht zu seinem Polizeistocke herabwürdigt. Hat man denn einen Gregor VII., einen Innozenz III., einen Bonifaz VIII. vergessen, trotzdem daß ihre Sprache täglich von den Lippen eines Pius in unsere moderne Gesellschaft schallt?

Was übrigens diesen Gewaltigen; was einem Philipp II., einem Alba und Granvella mißlungen, davon sollte denn doch ein schwächeres Geschlecht die Hände lassen, will es nicht vom Schwunge jenes großen Rades, welches der Hauch des Weltenschicksales treibt, bei den kirchenpolitischen Unterröcken gefaßt und unter Hohngelächter zerschmettert werden.

Zu fürchten braucht man den Ultramontanismus nicht, wenn man ihn nicht fürchten will; furchtbar ist er eigentlich nur dem, der ihn fürchtet. Diese Ueberzeugung habe ich in Tirol gewonnen, und gerade Tirol ist das Zion des Ultramontanismus.

Hat mich der Besuch des Klosters in mancher Weise gefördert, so will ich auch eine schreckliche Gefahr nicht verschweigen, in welche mich kindliche Unwissenheit stürzte. Ich will sie zur Warnung für Eltern und Erzieher um so weniger verschweigen, weil leider auch in unseren Tagen die Sodomie mehrere Personen geistlichen Standes aus verschiedenen Gegenden Tirols in das Zuchthaus brachte und weil dadurch bestätigt wird, daß es sich hier um einen Krebsschaden des Cölibates und nicht blos um einen einzelnen Fall handelt, den man im Staub der Vergangenheit lassen sollte.

Ein Mönch, dessen Namen mit seinem Gebein verfaulen möge, hatte sich als Beichtvater unter den Knaben großen Zulauf erworben, weil er nur sehr kleine Bußen auferlegte und ihnen süß zu schmeicheln wußte. Auch mich hatte er an sich gezogen; meine erwachende Eitelkeit freute sich über den Namen Engelskind, den er mir beilegte; in seiner Zelle gab er mir öfters Confect und Obst. Er schmeichelte mir auf jede Weise. Endlich wollte er mich küssen. Mit Ekel wendete ich mich von seiner Tabaknase; da störte ihn ein Geräusch vor der Thüre und ich wurde von einer Befleckung gerettet, an die ich auch jetzt nur mit Entsetzen zurückdenken würde.

Zwar lud er mich auch später öfters ein, ihn zu besuchen, ein dunkles Gefühl hielt mich jedoch trotz seiner Vorwürfe über meine Ausreden für immer von ihm fern.

Ein reineres Bild behielt ich von einem alten Mönche, der nun mein Vertrauen gewann. Er gab mir zwar keine Näschereien, ließ mich jedoch in großen Folianten mit prächtigen Kupfern blättern und nähere Bekanntschaft mit einem zahmen Rothkehlchen, das er in der Zelle hielt, machen. Bald pickte es auch mir Würmchen und Ameiseneier aus der Hand, während es mich lange mit den schwarzen Augen anguckte, ob ich es nicht fangen wolle. Ich habe diesen ehrwürdigen Greis stets heiter gesehen, der Friede Gottes athmete in dem ärmlichen Raum, den er bewohnte.

In diesem Jahre empfing ich auch zum ersten Male die Communion. Die Erinnerung an den Eindruck dieser heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die sich dort warm und innig in meine Brust ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich jener, der an dieser Feier in ähnlicher Weise theilnahm; dann und nur dann ist sie ein Sacrament und drückt ein Merkmal ein, das nie erlischt, wenn der Mensch auch tief versinkt

und erhebt ihn oft noch aus dem Schlamm über sich selbst: ein Adel, den er versuchen mag, in frecher Tollheit wegzuspotten, welcher ihm jedoch in einsamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmuth das Andenken besserer Tage wachruft. Ja der Glaube macht selig und verdammt; weicht er aber auch dem Lichte der Wissenschaft, so sollen wir die reinen Genüsse, die Erhebung, die Zucht der Sitten, welche wir ihm schulden, nie verläugnen.

Mit andern Büchern fiel mir damals auch die Bibel in die Hand; ich las den geschichtlichen Theil sehr eifrig, wobei ich nur wünschte, es möge mir auch einmal ein Goliath begegnen, denn im Werfen hatte ich große Uebung und Steine fehlten ebenfalls nirgends. Freilich traf ich auch Capitel, die meine Neugier in bedenklicher Weise weckten und mich zu Fragen veranlaßten, welche die Erwachsenen nicht beantworten mochten und mir von einem Franziskaner, an den ich sie auch richtete, eine sehr derbe Abfertigung zuzogen. Daß hier ein Geheimniß sei, spürte ich bald, um so mehr grübelte ich, bis mir endlich das Hausbuch des Colerus, welches aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, diese Dinge mit der jener Zeit eigenthümlichen Naivetät behandelte, die erwünschten Aufschlüsse bot. Das ist eine gefährliche Sache; nicht das Wissen, sondern der Weg dazu! Es wäre wohl am besten, Kindern, die der Zufall auf diese Fährte führt, einiges Thatsächliche mitzutheilen, weil sie es fast instinctiv merken, wenn man ihnen etwas aufbinden will.

Ich erhielt auch in diesem Jahre ein Prämium. Nach der Preisvertheilung ging ich mit meinen Eltern auf die Post, wo uns ein gutes Mittagsessen erwartete. Leider wurde die Freude durch ein unangenehmes Nachspiel gestört. Es erschien nämlich der Decan von Breitenwang. Das Gespräch wurde lebhaft, der Wein floß reichlich; er schalt den Unglauben der Zeit und erzählte verschiedene Dinge, welche wahr seien und wenn sie auch Jedermann bestreite. Manches davon stand mit meinen geringen Kenntnissen der Naturgeschichte, die ich mir zumeist aus Raff angeeignet, in Widerspruch und ich konnte ein selbstgefälliges Lächeln: daß ich es besser wisse, nicht verbergen. Der Decan bemerkte es und fragte zornig: „Warum lacht der Bube?“ Erst betroffen, platzte ich endlich heraus: „Weil's halt nit wahr sein kann!“ Da legte er mir die Hand auf den Kopf, blickte mir unwillig in die Augen und rief: „Der wird auch noch ein Feind der Kirche und Religion, wie der verruchte Voltaire, ich seh es ihm an!“ Zornig riß ich mich los, lief auf die Gasse und erwartete hinter einem Zaune meine Eltern. Nun, ich habe mir den berühmten Franzosen wahrlich nie zum Vorbild erkoren, der Hochwürdige hat aber insofern richtig prophezeit, daß ich mich stets bemühte, jedes Vorurtheil zu durchschauen und mir nicht leicht ein X für ein U machen ließ. Diese Ferien waren für mich die letzten in dem mir liebgewordenen Weißen-

haus. Ich sollte nach Innsbruck, um dort am Gymnasium einzutreten. In den letzten Tagen des Septembers fuhr ich in einer Kalesche mit meiner Mutter dahin ab, um mich bei einem Onkel einzuquartieren. Da war jedoch gerade die schreckliche Cholerazeit; auch zu Innsbruck besorgte man den Ausbruch der Epidemie; weil er nun bei der drohenden Gefahr nicht ein neues Glied in seine Familie aufnehmen wollte, wies er mich trotz früherer Zusage ab und zwang uns unverrichteter Sache zu großem Verdruß meines Vaters heimzukehren. Ich schied mit stiller Freude; denn die enge Wohnung, wo mich gleich in der ersten Nacht die Wanzen abscheulich zerstachen, wollte mir nicht gefallen, ebenso wenig die Stadt, in welcher zierlich gekleidete Büblein von ihren Lehrern durch die Straßen geführt wurden und weder rechts noch inks abspringen durften.

Auf dem Rückwege wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß der Vater in das nahe Vils als Einnehmer versetzt sei. Die Uebersiedelung von Weißenhaus wurde leicht vollzogen. Damit ich das Latein nicht vergesse, ward der greise Frühmesser ersucht, meinen Unterricht zu übernehmen. Der gute Mann wußte aber fast weniger als ich und so gab er mir ein vergilbtes Schulheft mit lateinischen Aufgaben aus seiner Studienzeit. Hatt ich es fertig, fing ich es wieder von vorn an, bis sich in den nächsten Ferien ein heimkehrender Student der Aufgabe unterzog, mich neu einzupauken. Ich traf ihn vor etlichen Jahren als behäbigen Curator, wie er im Wirthshause einem mißtrauischen Bäuerlein eine Kuh für theures Geld aufschwatzte; da ich ihn bei seinem Handel nicht stören wollte, gab ich mich nicht zu erkennen.

Ich war damals der einzige junge Lateiner zu Vils; der Frühmesser meinte, ich solle als Ministrant in der Kirche Dienst thun. Schnell bereit lernte ich die Formeln auswendig und übte die Geberden, wie ich mich vor dem Altar zu benehmen habe. Schon hatte ich bei einigen Messen ministrirt und an Selbstvertrauen gewonnen. Da schritt ich im Winter mit dem dicken Buch aus der Sakristei dem Priester voran, wie es das Ritual vorschreibt. Am Rande der glatten Marmorstufe glitschte ich jedoch aus und rutschte in das Schiff der Kirche hinab ohne mich jedoch zu beschädigen. Die Gemeinde war von diesem Intermezzo wenig erbaut und der Geistliche, welcher seinen frommen Fridolin kannte und ihm daher wohl eine Schelmerei zutraute, verbot mir die Sakristei für immer. Sonst glich das Leben zu Vils dem in Weißenhaus; nun las ich mancherlei Bücher durcheinander, auch Bürger, dessen Leonore mich so bezauberte, daß ich sie auswendig lernte. Unmittelbarer hallte mir die Poesie aus dem Munde des Volkes entgegen. Wenn sich in der Gemeinde etwas zutrug, was den Spott herausforderte, so ertönten gar bald Knittelverse vor dem Fenster desjenigen, der den Anlaß gab und liefen zu seinem Verdrusse von Mund zu Mund. Solche Reimereien hörte ich viele, oft über Dinge

die sich in guter Gesellschaft eigentlich nicht singen und sagen lassen, wenn auch ihre derbe Charakteristik sehr ergötzlich war. Eigenthümlich überraschte mich ein Lied der Schulmädchen an einem Feierabend: von einem stolzen Grafen, der zu einem Bauernmädchen niederstieg, das Haupt auf ihrem Schooß entschlief und sie erwachend in das Elend stieß. Den Hintergrund dazu bildeten die nahen Trümmer von Falkenstein und Bilseck. Düstere Sagen erzählten von dem Blutbau, ein Bürger besaß noch Hebel und Wellbaum, die zum Foltern dienten.

Im Spätherbst sollte ich mich neuerdings zur Fahrt nach Innsbruck rüsten, da brachte das Schicksal plötzlich eine verhängnißvolle Wendung. Mein Vater erhielt Befehl, beim Hauptzollamte Feldkirch als Official einzutreten. An seinen ersten Aufenthalt in Vorarlberg knüpften sich für ihn keine angenehmen Erinnerungen, zudem fühlte er sich, obgleich vielleicht mit Unrecht, gekränkt, daß er, bisher Vorstand eines kleinen Amtes, jetzt in einer untergeordneten Stelle dienen sollte. Bei seiner übergroßen Reizbarkeit brach eine Art Geistesstörung aus, deren heftige Anfälle wir zu ertragen hatten, so daß wir auf der Reise anstatt des Genusses nur Sorge und Angst litten. Zu Feldkirch beruhigte er sich zwar, erklärte jedoch, er könne hier nicht aushalten, ließ zusammenpacken, aufladen und nach Tirol zurückfahren. Der noch rüstige Mann wurde mit der Hälfte seiner Besoldung pensionirt und ließ sich vorläufig zu Innsbruck nieder. Obwol um vierzehn Tage zu spät gekommen, wurde ich dennoch am Gymnasium aufgenommen und hier beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens, zwar äußerlich einförmig, doch reich an innerer Entwickelung.

Das österreichische Gymnasialwesen vor 1848 ist bereits so vielfältig geschildert worden, daß ich nur einige Worte dafür zu verwenden brauche. Innsbruck erfreute sich des besten Rufes, die Professoren, theils Laien, theils Chorherren des Stiftes Wiltau, leisteten, was mit den gegebenen Vorschriften und Lehrbüchern, welche allerdings mittelmäßig waren, aber doch nicht das Urtheil der Schüler verwirrten wie manche neueren, geleistet werden konnte. Wir lernten Latein und ein bischen griechisch, vielleicht nicht viel weniger als jetzt gelernt wird, den Sinn für die unsterbliche Schönheit der Antike öffnete man uns freilich nicht, geschieht das aber heut zu Tage trotz aller Reclame? Weil jeder Professor alle Fächer vorzutragen hatte, darf man sich nicht wundern, wenn Geographie, Geschichte und Mathematik, in welcher nur die ersten Rudimente der Algebra und Geometrie vorgeschrieben waren, ziemlich zu kurz kamen. Man konnte auch nicht fordern, daß der Lehrer für alle Sättel gerecht sei und so ging es durch sechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Dosis von Kenntniß erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geistige Entwickelung nicht verkrüppelten. Naturgeschichte be-

nöthigten unsere künftigen Priester und Beamten, für welche der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher Freigegenstand; die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur war ohnehin vom Staate Metternichs ausgeschlossen, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten, was man übrigens, wie viele Klagen bestätigen, auch jetzt noch nicht an allen Orten nachgeholt zu haben scheint.

Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht thaten sie ihre Pflicht; nur Oberhausen las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel und so wurde ich schon in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt.

Der Katechet David Moritz war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in sein ungeheures Gedächtniß alle Werke stampfte, welche bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Censor vorgelegt werden mußten. Einmal besann er sich, ob er einem Trinkliede das „admittitur“ ertheilen solle, denn er befürchtete, es möchte dadurch jemand zu Fraß und Völlerei verleitet werden! Senn, dessen Schriften er viel zu Leide that, hat ihm einige Sonette gewidmet, die wie alles, was er in dieser Richtung dichtete, von vernichtender Schärfe sind, und durch boshafte Leute weit verbreitet wurden. Ich denke mit Entsetzen an die langen Predigten, die er uns jeden Sonntag, ohne die Stimme nur einmal zu heben oder zu senken, vorsandelte, auch sie fanden ihre Bewunderer und wurden, weil er sie sorgfältig ausbosselte, als Muster der Beredtsamkeit gepriesen.

Der Vorstand der Anstalt, Alois Schnitzer, ein wolmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt, obgleich er mit uns nur dann in Berührung kam, wenn er irgend einen kranken Professor vertreten sollte. Trotz aller Furcht vor der langen, hageren Gestalt und dem finstern Gesicht nannten wir ihn doch stets nur den „Bäckerlouis“, weil er der Sohn eines Bäckers war; am Schlusse des Schuljahres hingen ihm einige kecke Burschen Brezeln mit seidenen Schnüren an die Thüre, ein Scherz, der in der Stadt viel Gelächter verursachte. Die Gymnasiasten redete er durchgehends mit „Er“ an. Besondere Sorge machte ihm die Ueberwachung ihrer Lectüre; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort. Desungeachtet lasen wir oft vor seinen Augen unter den Schulbänken kreuz und quer Ritterromane von Spieß, Kramer und Dellarosa, Volksbücher vom Schinderhannes und Eulenspiegel, darunter auch manches, das uns besser nie zugekommen wäre. Streng untersagt war uns der Besuch von Kneipe und

Theater; man ließ dafür bei einem Collegen, der im Wirthshaus wohnte, Bier auf die Stube bringen, rauchte, trank, kartete und erging sich in Rohheiten, die unterblieben wären, hätte man vor den Augen der Bürger und so gewissermaßen unter ihrer Aufsicht ein anständiges Gasthaus besuchen dürfen. Das Theater war lockend genug; man schlich heimlich zur dunkeln schmutzigen Gallerie empor, wo Soldaten und Dienstmädchen Beispiele einer keineswegs platonischen Liebe lieferten. Da war ein junger Mensch aus Ampaß, der sich jeden Kreuzer vom Munde absparte, um ins Theater zu schlüpfen; besonders bewunderte er die Oper mit ihren Dulcineen und wollte selbst Sänger werden, weil er sich einbildete, eine herrliche Stimme zu besitzen. Er sang und declamirte häufig, einmal bestieg er vor der Schule die Kanzel und begann mit schrecklichen Gesticulationen die Arie des Sever aus Norma. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, Schüler und Präfect stehen sich einen Augenblick starr vor Entsetzen gegenüber: jener aus Furcht vor der Strafe, dieser aus Zorn über die Entweihung des Katheders. Der Unglückliche wurde verurtheilt eine ganze Stunde auf dem Boden zu knien und erhielt eine minder günstige Sittennote, wozu freilich auch einiges andere beitrug. Jetzt ist er wolbeleibter Benedictiner und kräht als Expositus einer Kirche des Unterinnthales das Hochamt mit einer Stimme, von der man am liebsten das „Ite missa" hört. Weil er jedoch viel erfahren hat, wirkt er als braver, vernünftiger Geistlicher und genießt allgemeine Achtung.

Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem jungen Menschen, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich seinem Auge eine Uebersicht bietet und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, daß sie nicht selten das Stoffliche über das Ethische vorwalten läßt, nicht zu reden von der Art der meisten katholischen Schulen, wo man den Menschen für das ganze Leben versorgt glaubt, wenn er die unverstandenen Lehrsätze des Katechismus, Resultate der feinzugespitzten Syllogistik byzantinischer und mittelalterlicher Scholastiker und Concilien Wort für Wort auswendig weiß. Man erziehe den Menschen zur Vernunft und man hat ihn auch zur ächten Religiösität erzogen. Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel, und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft, noch ein sicheres Maß halten. So fand ich zwar, wie jeder, dem es Ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Mühe, nach viel verlorener Zeit. Es ist schon mancherlei über Autodidaxis

gesagt worden: durch sie werde jeder Besitz zum ächten, wahren Besitze und in der Mühe selbst liege der reichste Lohn; es fehlt ihr aber oft das Urtheil über den Werth des Erworbenen, das sie wegen des Aufwandes vor Anstrengung überschätzt und sie vermag eben deshalb die Bezüge der Dinge nicht immer richtig zu bestimmen. Da braucht es denn wieder Zeit um zu berichtigen, und man dreht sich lange im Kreise herum, während uns der Ruck einer geschickten Hand schnell in die Mitte des Gegenstandes versetzt hätte. Diese Uebel mußte ich alle selbst erproben, doch förderte mich bei ihrer Ueberwindung das leidige Instruiren, welches schon manchen talentvollen Studenten aufrieb und zu Grunde richtete. Weil manche Knaben zur Prüfung nicht lernten, was sie hätten lernen sollen und doch ein bestimmtes Maaß des Wissens, wenn auch nur mechanisch, erreichen mußten, war es nöthig, daß sie zu Hause von sogenannten Instructoren Nachhilfe erhielten: ein undankbarer Dienst, bei dem mittellose Jünglinge der höheren Curse ihre Zeit für eine Bezahlung elender, schlechter als sie ein Holzhacker erhielt, verkauften, um sich den dürftigen Unterhalt zu sichern. Auch ich war gezwungen, dieses Mittel zu ergreifen. Da ich nun Knaben in den Gymnasialgegenständen, Mädchen in Geschichte und deutscher Sprache unterrichten sollte, mußte ich diese Fächer ernstlicher, als für eine gute Note in der Schule genügt hätte, anfassen, und weil ich einen Ehrgeiz darein setzte, daß mich meine Zöglinge verständen, auch nachdenken nicht blos über die Sache und ihre Grundbegriffe, sondern auch, wie man sie am besten überliefere. Auf diesem Wege erhielt ich wenigstens in dem engen Kreise, wo ich mich bewegte, einige Sicherheit. Darüber hinaus fehlten mir die Mittel fast gänzlich. Aber die Universitätsbibliothek? Die wird in jedem Zweige menschlichen Wissens mehr Stoff geboten haben, als Einem zu bewältigen möglich! Allerdings! Doch herrschte hier an und für sich eine sehr strenge Censur, und dann mußten wir Gymnasiasten stets einen vom Professor unterfertigten Zettel vorlegen, worauf das Werk, das uns der Scriptor anzuweisen hatte, genannt war. Da beschränkte man sich, um fleißig zu erscheinen, fast nur auf Erläuterungen des in der Schule Vorgetragenen. Bat man um irgend etwas anderes, hieß es gleich: „Wo will er hinaus? Er hat an den Büchern für die Schule genug!“ Ja, es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen! Die Classiker hatten für mich zunächst nur stoffliches Interesse, ich las die Lateiner mit Interlinearversionen, bis ich allmählich erstarkte und mit einem guten Lexikon selbst weiter kam, die Griechen in den besten Uebersetzungen, doch ließ ich die Dramatiker vorläufig liegen. Erst bei Homer ging mir ein Licht auf. Ich kaufte mir die Grammatik von Thiersch, und eine Ausgabe der Ilias mit Scholien, auf diesen Krücken krabbelte ich von Rhapsodie zu Rhapsodie; hatte ich eine sprachlich und sachlich durchgenommen, so las ich sie von vorn und schaute freilich

Dinge, von denen es mich zuerst wunderte, daß man in der Schule nichts davon höre. Bald aber gewöhnte ich mich von dieser ganz abzusehen; ich machte meine Aufgaben, lernte die Themata, und suchte meinen eigenen Pfad. Doch wehte mich aus der Poesie der Griechen immer etwas fremd an, ich wußte nicht was und wie. Da betrat ich nach der sechsten Klasse des Gymnasiums die Säle der Glyptothek zu München und es fiel wie Schuppen von meinem Auge. Der Marmor leuchtete vom Geiste griechischer Poesie; das war Leib und Seele. So öffnet uns ein Blick die reichste Fülle einer ungeahnten Zauberwelt, an deren Thüre wir in Nacht standen, doch muß das Auge dafür gereift sein. Dem Studium von Mustern der Plastik und Malerei verdanke ich überhaupt sehr viel für meine poetischen Arbeiten, namentlich weil dort das Maß ein Hauptgesetz aller Kunst, so zu sagen greifbar waltet und ein Verstoß gegen das richtige Verhältniß das Ganze und die Theile unrettbar zerstört. Aus diesem und einigem andern, was ich bei verschiedenen Anlässen früher sagte, möchte man den Schluß ziehen, daß ich eigentlich zum Maler bestimmt war. Ich glaubte es selbst lange. Doch abgesehen davon, daß ich, wäre dieses der Fall, mit einer Art Naturnothwendigkeit mir hätte Bahn brechen müssen, oder auch am Versuche zu Grund gegangen wäre, belehrte mich über die Irrigkeit jener Voraussetzung auch noch Folgendes. Sieht ein Maler oder Plastiker ein Werk, welches ihn durch Gehalt und Form tief ergreift, so fühlt er sich angeregt in seiner Sphäre zu schaffen; mir geschah und geschieht es jedoch, daß ich vor einer Statue, einem Gemälde, welches meiner geistigen Individualität entspricht, poetisch gestimmt werde. Vielleicht ist ein großer Theil jener schönen Epigramme der Anthologie aus einer ähnlichen Quelle entsprungen. Von den Griechen lernte ich vorzüglich, wie man die Natur für die Zwecke der Kunst anzuschauen habe. In diesem Sinne waren sie ohne Zweifel große Realisten, doch schufen sie nicht nach der äußern, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur und eben deswegen sind ihre Gestalten plastische Typen, während jetzt mancher Wunder was geleistet zu haben wähnt, wenn er das Individuum als solches mit allen Warzen, Falten und Härchen hinstellt. Wer natürlich malen kann, hat noch nicht die Natur gemalt und eine Voraussetzung der Kunst ist noch nicht die Kunst selbst. Diese Art Realismus ist allerdings sehr realistisch, nur nicht oder bloß zufällig schön, sie ist der Gegensatz von jenem ebenso unkünstlerischen falschen Idealismus, welcher vor der derben Wirklichkeit die Augen schließt, oder sie durch mystische Zauberformeln in Rauch aufzulösen strebt. Da bleiben Subject und Object völlig unvermittelt. Die Idee, welche beide verbindet, aber nur zu oft mit dem Ideal verwechselt wird, steht auch über beiden, wer daher im einen oder andern befangen bleibt, ohne daß sich ihm jene offenbart, ist stets

nur ein halber Künstler. Ebenso im Leben, in der Geschichte! Das Ideal ist Traum, Willkür, Fantasie; — die Idee Geist, Wirklichkeit, Freiheit und ein Idealist zu heißen für einen Mann wahrlich kein Lob.

Sybels Geschichte und der Rastadter Gesandtenmord.*)

Von Gustav Freytag.

Als die ersten Bände des großen Werkes erschienen, war der Geschichtschreiber seinem Volke vorausgeeilt und seine Auffassung der französischen Revolution klang den meisten Deutschen fremdartig. Aber die Gründlichkeit der Beweisführung und die sichere Größe des Urtheils, wo es galt, Charaktere der Revolution zu würdigen, gewannen dem Verfasser die Seelen der Leser, schon auf den ersten Seiten hatte seine Kunst, gut zu erzählen, angezogen und der gehaltene und vornehme Ton, in welchem er berichtete. Seitdem zählt Heinrich v. Sybel unter die großen lebenden Geschichtsforscher, er ist für den Zeitraum, in welchen sein Hauptwerk fällt, unsere beste Autorität; nicht nur weil er einen großen Theil seines Lebens an Durchforschung unbenutzter Quellen gesetzt, auch darum, weil er als politischer Charakter in den Kämpfen der Gegenwart seine Tüchtigkeit bewährt hat. Jetzt lebt er in besonders guter Stellung zu seiner Nation, er ist sicher, daß sein Urtheil in weiten Kreisen mit Hochachtung und bester Meinung angehört wird, wir Andern aber sind froh, da, wo es sich um geschichtliches Wissen aus dem letzten Jahrhundert handelt, in ihm einen Kenner zu besitzen, auf den wir uns vor Andern gern verlassen.

Der vorliegende Band seiner Geschichte ist ihm besonders gut gelungen, die schöpferische Kraft des gereiften Mannes arbeitet voll und sicher; neben der souveränen Herrschaft über das weite Gebiet des Stoffes ist auch die Wärme und ruhige Anmuth in der Erzählung bewundernswerth; unter der Würde des Historikers empfindet man den Herzschlag des deutschen Patrioten. Der Band umfaßt die Zeit des Rastadter Congresses vom October 1797 bis Mai 1799, die Herrschaft Bonapartes über das Directorium, seine Schläge gegen den Kirchenstaat, die Schweiz, das linke Rheinufer, den abenteuerlichen Zug nach Aegypten. Der Charakter dieses Hauptbelden, die rücksichtslose und schamlose Selbstsucht der französischen Politik sind von einem deutschen Historiker so scharfsinnig und sicher wohl noch nicht beurtheilt worden. Nicht weniger vortrefflich sind die Schilderungen seiner neuen Gegenspieler auf den

*) Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Fünfter Band. I. Düsseldorf, J. Buddeus. 1874.

europäischen Thronen, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, des Kaisers Paul von Rußland, der österreichischen Diplomaten. Es war für Deutschland eine klägliche Zeit, in welcher die Franzosen mit den großen und kleinen Staaten spielen durften wie die Kater mit den Mäusen. Daß wir jetzt in der Lage sind, in einer gewissen Gemüthsruhe an jene Jahre der Halbheit und Schwäche zu denken, das hat auch dem Geschichtschreiber seinen Bericht weniger peinlich gemacht, man merkt es zuweilen an der ruhigen Ironie seiner Sprache, daß er einen weit anderen Werthmesser für die Tüchtigkeit eines deutschen Staatsmannes in der Seele trägt, als jene Periode nahe legt.

Zu den allerbesten Capiteln des Bandes gehört die Darstellung des Rastadter Gesandtenmordes. Die Weise, in welcher der Verfasser hier die Schilderung der vielbesprochenen Unthat mit kritischer Erörterung zu vereinigen weiß, ist in Wahrheit ein Meisterstück historischer Arbeit. Es lag ihm nahe, gründlich auf das Detail einzugehen, denn die Untersuchung über das Ereigniß des 28. April 1799 war in neuester Zeit wieder aufgenommen worden, an die Schrift von Mendelssohn hatte sich eine eifrige Polemik über die Mitschuld der österreichischen Regierung geknüpft. Sybel selbst wurde nach dem Erscheinen des Bandes, welcher hier angezeigt wird, veranlaßt, in dem vierten Heft 1874 seiner historischen Zeitschrift gegen das Buch des Oesterreichers v. Helfert noch einmal auf genaue Erörterung der Thatsachen und Zeugnisse einzugehen. Durch ihn ist das vorhandene Material so vollständig und unbefangen gewürdigt, daß man sich seiner Beweisführung gegenüber den Schriftstellern, welche die Schuld der That von den österreichischen Agenten abwälzen wollen, vollständig anschließen kann.

Nur in einem Punkt wird der Leser nicht unbedingt der Ansicht unsers Historikers beipflichten. Und es sei erlaubt, diesen Einwand hier zur Sprache zu bringen. Sybel führt aus, daß der Mord, welcher von Szekler Husaren des Obersten Barbaczy in der Nacht des 28. April auf der Landstraße nahe an den Thoren von Rastadt verübt wurde, durch Mißverstand eines Befehls veranlaßt sei. Der österreichische Diplomat Graf Lehrbach habe dem Szekler Obersten nur empfohlen, die Franzosen etwas zu „zausen“ oder zu „hauen“, während auf Befehl der österreichischen Regierung ihre Papiere in Beschlag genommen werden sollten. Aber wenn auch Graf Lehrbach nach vollbrachter That sich gegen einen Vertrauten dahin aussprach, daß die rohen Szekler seinen Rath falsch verstanden hätten, so kann dieses Geständniß, dessen Aechtheit nicht mehr anzuzweifeln ist, den Grafen von dem Verdacht nicht freisprechen, daß er Aergeres geboten hat. Auch daß der Rittmeister Burkhard von den Szeklern, welchen Oberst Barbaczy nach Rastadt geschickt hatte, um die französischen Gesandten hinauszuscheuchen, sogleich nach dem Morde die That als ein Mißverständniß beklagte, und daß der Oberst

selbst in einem amtlichen Briefe seinen Schmerz über den schrecklichen Vorfall aussprach, beweist nicht, daß der Mord ein unglücklicher Zufall war, sondern nur, daß man ihn dazu machen wollte. Die österreichische Regierung selbst hat die Sache in einer Weise entschieden, welche die Annahme eines Versehens ausschließt. Sogleich nach der That ließ der Höchstcommandirende Erzherzog Karl den Obersten Barbaczy, den Rittmeister Burkhard und die an der That betheiligten Mannschaften arretiren und vor eine militärische Untersuchungscommission stellen, die betreffenden Aussagen wurden nach Wien gesandt, aber die Untersuchung wurde auf Veranlassung des Ministers Thugut der rein militärischen Commission entzogen und lau geführt, die Acten des Militärgerichts wurden secretirt oder vernichtet; endlich im Mai 1801, einige Wochen nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich, wurde Oberst Barbaczy zum General, Rittmeister Burkhard zum Major befördert und beide in Pensionsstand versetzt. Diese Thatsache muß nicht nur dem Militär, sie kann auch dem Historiker ein zureichender Beweis sein, daß beide Officiere bei dem Vorfall keinerlei militärisches Verschulden trifft, sondern daß sie nur genau und völlig einen ertheilten Befehl erfüllt haben. Denn wie lax auch damals die Moral war, und wie willkürlich auch die Hofräthe in das österreichische Heer eingriffen, Eines war zu der Zeit des Erzherzogs Karl doch unmöglich, daß ein Officier, der einen Befehl falsch verstanden hat, oder dessen Leute den Befehl verkehrt ausgeführt haben, und der deshalb seinem Staate politische Schwierigkeiten und die übelste Nachrede zugezogen hat, nach einer kriegsgerichtlichen Untersuchung zum General ernannt werden kann. Dies wäre so ganz gegen militärische Zucht, gegen Herkommen und Soldatenehre, daß wir nicht berechtigt sind, in der österreichischen Armee des Jahres 1801 es für möglich zu halten. Hatte der Oberst selbst einen Auftrag so gröblich mißverstanden, so war seine Cassation unvermeidlich, und hatten Untergebene seinen Befehl so gröblich mißverstanden, so traf ihn immer noch die Schuld einer saumseligen Ueberwachung. Wir dürfen also in diesem Avancement und der darauf folgenden Pensionirung nur eine wahrscheinlich widerwillige Anerkennung der Thatsache finden, daß die betreffenden Officiere ihre militärische Pflicht gethan haben. Dazu stimmen auch die überlieferten klagenden Aeußerungen des Obersten, als er den verhängnißvollen Befehl erhielt: „es sei der schwerste Auftrag seines Lebens u. s. w." Wäre einem Obersten von den Szekler Husaren schwer angekommen, französische Jacobiner ein wenig durchzuhauen und ihnen ihre Papiere zu nehmen?

Deshalb sind wir zu der Annahme genöthigt, daß jene falsche Auffassung eines höheren Willens nicht bei den Subalternofficieren der Szekler zu suchen ist, welche ihren Obersten mißverstanden, auch nicht bei dem Obersten, welcher den Grafen Lehrbach mißverstand, sondern daß die Schuld zwischen

den österreichischen Diplomaten liegt, wahrscheinlich bei dem Grafen Lehrbach. Die 11. (Szekler) Husaren waren wild und räuberisch, sie plünderten die Gemordeten und rühmten sich der Beute, ja sie sollen einen Karren voll Raub unter der Anführung des Obersten in ihre Quartiere zurückgebracht haben. Aber wir müssen nach dem Ausgang des Processes voraussetzen, daß bei ihren Officieren die Grundbegriffe von militärischer Dienstpflicht und Soldatenehre vorhanden waren. Durch die Beförderung des Obersten Barbaczy zum General wird vorläufig für uns erwiesen, daß die Unthat nicht dem österreichischen Heere zur Last fällt. Und uns bleibt nur übrig anzunehmen, daß der Oberst zugleich mit der Vollmacht des Erzherzogs Karl d. d. 25. April, welche ihm befahl, sofort die französischen Gesandten aus Rastadt auszuweisen, noch einen anderen geheimen Auftrag erhielt: 1) die Gesandten zu beseitigen und ihre Papiere mit Beschlag zu belegen, 2) die That so auszuführen, daß sie als Zufall oder Mißverständniß erscheine. Und dieser Befehl muß ihm von einer Autorität zugegangen sein, welcher er nach damaligen österreichischen Dienstverhältnissen zu gehorchen zweifellos berechtigt war.

Wer dies nicht zugeben will, der ist verpflichtet, den Gegenbeweis auf Grund neuer Zeugnisse zu führen. Wie die Sache jetzt liegt, muß die letzte militärische Entscheidung über das Verhalten des Obersten maßgebend werden auch für unser Urtheil über diesen Mann und über den verborgenen Urheber der That.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oberschlesien. Von der Volksschule. — Zu unserer lebhaften Freude können wir mittheilen, daß nunmehr auch von der Regierung zu Oppeln mit Ernst an der Gründung von confessionslosen Schulen an Stelle der confessionellen gearbeitet wird, und daß in den Städten ein Oberregierungsrath persönlich die Sache betreibt. Wir dürfen erwarten, daß es diesem directen Eintreten der Regierung gelingen wird, den Widerstand zu brechen, der nicht minder von der evangelischen als von der katholischen Geistlichkeit gegen diese Institution bereitet wird. Hier und da hat man auch die Lehrer gegen diese Schule einzunehmen versucht, indem man ihnen von Erschwerung ihres Berufes und Gefährdung der bisherigen Leistungen ihrer Classen vorredete. Eine weitere erfreuliche Maßregel, die unser Regierungspräsident getroffen hat, betrifft die anderweitige Abgrenzung des Geschäftskreises der Regierungsschulräthe. Die Bearbeitung der Interna und die örtlichen Revisionen der zum Ressort der königlichen Regierungen gehörigen Schulen Seitens der Departementsschulräthe soll fortan ohne Rück-

sicht auf den Bekenntnißstand und lediglich nach geographischen Bezirken stattfinden. (Den Provinzialschulcollegien zur Nachachtung zu empfehlen!) Was hierbei den Religionsunterricht anlangt, so soll der revidirende Schulrath, falls es sich um eine Schule anderer Confession handelt, sein Augenmerk nur darauf richten, ob den Staatsgesetzen, sowie den allgemeinen staatlichen Anordnungen über das Unterrichtswesen und über den Religionsunterricht im Besonderen, desgleichen den für jede Schule ergangenen besonderen Bestimmungen Folge geleistet wird; nicht minder soll die Methodik des Lehrers und die Handhabung der Disciplin Gegenstand der Revisionen sein, nicht aber der Inhalt der confessionellen Glaubenslehre.

Aus Paris. Das neue Ministerium. — Am 11. März hat das „Journal officiel" die Liste des neuen französischen Ministeriums unter der Präsidentschaft des Herrn Buffet veröffentlicht. Es ist damit der außergewöhnliche Zustand beendet worden, in welchem sich Frankreich während neun Wochen unter der Regierung eines Ministeriums, dessen Entlassung gegeben und angenommen war, befunden hatte. Zu bemerken ist noch dabei, daß diese Epoche eigentlich zwei Perioden umschloß, deren eine man vom 6. Januar, an welchem Datum das Cabinet Cissey gestürzt wurde, bis zum 25. Februar, dem Tage der Annahme der neuen französischen Verfassung durch die Nationalversammlung, rechnen muß, und deren zweite Periode von diesem Zeitpunkt bis zur Ernennung des neuen Ministeriums Buffet reicht. Die Gründe für diese lange Dauer eines so anormalen Zustandes ergeben sich aus dem Verlaufe der Krisis selbst

Am 6. Januar fiel das damalige Cabinet de Cissey bei einer Tagesordnungsfrage. Es hatte verlangt, daß die Nationalversammlung sofort und zunächst zur Berathung eines von ihm ihr vorgelegten Gesetzentwurfes über die Bildung des Senates schreite, und hatte diese Forderung durch eine Botschaft des Marschalls Mac Mahon unterstützt, in welcher der Chef der Executivgewalt mit Entschiedenheit verlangte, die Nationalversammlung möchte dem so oft wiederholten aber bisher nie erfüllten Versprechen nachkommen und seine — des Marschalls — Gewalten durch eine Constitution consolidiren. Die Majorität, welche bei dieser Frage gegen die Regierung stimmte, setzte sich zusammen aus den gesammten Fractionen der Linken, welche selbstverständlich principiell gegen die conservative Regierung stimmten, und aus den Legitimisten und Bonapartisten, welche überhaupt keine Verfassung wollten, welche dem augenblicklichen Provisorium auf eine ihren Wünschen nicht entsprechende Weise ein Ende machen würde.

Aus einer so heterogenen Majorität nun ein regierungsfähiges Ministerium zu bilden, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte daher der Marschall nicht

durch die Bildung eines Minoritätsministeriums einen parlamentarischen Staatsstreich begehen, so blieb ihm nichts übrig, als abzuwarten, bis die souveräne Nationalversammlung in Versailles durch irgend eine Majorität die Constituirung irgend einer Verfassung beschlossen hatte. Es war diese abwartende Haltung um so mehr geboten, als sich die Nationalversammlung an jenem 6. Januar durch den Beschluß, erst den Gesetzentwurf über die Organisation der öffentlichen Gewalten zu berathen, die Hände selbst gebunden hatte und wohl oder übel nun an eine Frage hinantreten mußte, vor der sie sich jahrelang gesträubt hatte.

Die Debatten über die constitutionellen Gesetze begannen. Nach den mannichfachsten Zwischenfällen, nach den hitzigsten und erregtesten Parteikämpfen, wurde am 25. Februar die neue republikanische Verfassung Frankreichs von der Nationalversammlung in Versailles mit einer Majorität von etwa 180 Stimmen angenommen.

Die Bahn war frei, das Terrain war klar. Es hatte sich in der Kammer bei einer Principienfrage erster Ordnung — bei der Entscheidung über die definitive Staatsform Frankreichs — eine große compacte Majorität zusammengefunden. Nichts stand der Bildung eines Ministeriums aus den Reihen dieser parlamentarischen Majorität entgegen — und volle vierzehn Tage war es unmöglich, ja es schienen sich von Tag zu Tag die Schwierigkeiten zu häufen, ein solches Ministerium zu finden. Tag für Tag brachten die Blätter des Morgens die fertige Ministerliste, um am Abend sie für falsch zu erklären. Bald war eine Principien-, bald eine Personenfrage das Hinderniß der Verständigung; bald schrieb man dem Marschall Mac Mahon, jetzt de jure et de facto Präsident der französischen Republik, sogar die Absicht zu, ein extraparlamentarisches Cabinet, ein ministère d'affaires zu formiren, ja bis zu den abenteuerlichsten Gereden eines bonapartistischen oder orleanistischen Staatsstreiches verstiegen sich „wohleingeweihte" Berichterstatter.

An Allem mag ein Fünkchen Wahrheit gewesen sein. Sicherlich war die Lage des Marschalls Mac Mahon, so klar und einfach sie parlamentarisch erschien, doch bei näherer Betrachtung eine höchst eigenthümliche. Der Herzog von Magenta war am 24. Mai 1873 von den vereinigten Fractionen der Rechten, von den monarchisch-conservativen Parteien an Stelle des Herrn Thiers zum Chef der Executivgewalt ernannt worden. Die Rechte hatte unter Führung des Herzogs von Broglie den alten Präsidenten der Republik — es war dies damals nur einfach ein Titel — gestürzt, weil Herr Thiers, wie man ihm vorwarf, die conservativen Interessen verrathen und sich der republikanischen Linken zugewendet habe, um mit deren Hilfe die Republik in Frankreich herzustellen. Mac Mahon war also auf seinen hohen Posten durch die conservativen Fractionen zur Aufrechterhaltung des Banners der conser-

vativen Interessen berufen worden, worunter allerdings die Rechte mehr oder weniger eine monarchische Restauration verstand. Es würde hier etwas zu weit führen auf die verschiedenen versuchten und gescheiterten Restaurationsversuche näher einzugehen, — schließlich mochte der Marschall selbst Gefallen an seiner Stellung als Chef eines großen Staates gefunden haben; andererseits forderte die einfache Nothwendigkeit der Verhältnisse, daß Frankreich endlich wieder in die Reihe verfassungsmäßig regierter Staaten eintrete. So war denn auch der Marschall Mac Mahon bald dahin gekommen, wieder und wieder auf eine Constitution zu dringen. Die Nationalversammlung ging endlich an die Berathung derselben und — am 30. Januar nahm sie mit der Majorität von einer Stimme das Amendement Wallon an, welches durch die Worte: „der Präsident der Republik wird durch Stimmenmehrheit von der aus den Mitgliedern des Senats und der Deputirtenkammer zusammengesetzten Nationalversammlung gewählt" implicite die Republik als die Staatsform Frankreichs proclamirte. Die Ueberraschung war auf beiden Seiten, im republikanischen, wie im monarchisch-conservativen Lager gleich groß. Doch das Factum stand fest, die Republikaner hatten gesiegt und bald sollte die der Republik günstige Strömung weitere Folgen haben. Es kam hinzu, daß auch in jenen Tagen der Polizeipräfect Léon Renault der parlamentarischen Enquêtecommission zur Prüfung der Wahl des Herrn von Bourgoing im Nièvre-Departement so wundersame Enthüllungen über die ausgedehnte und kühne Propaganda des Bonapartismus gemacht hatte — und schon drei Tage später sehen wir bei einem neuen Votum das rechte Centrum, die orleanistische Partei unter Führung des Herzogs von Broglie vereint mit den Republikanern für die neue republikanische Verfassung stimmen; ob allerdings als loyale Anhänger der neuen Staatsform, ob mit dem Hintergedanken, die Republik im Orleanismus zu erdrücken, die Frage lasse ich offen.

Jetzt ging es schnell weiter. Selbst ein geschickter parlamentarischer Schachzug der Bonapartisten, der das Senatsgesetz zu Fall brachte und dadurch einen Augenblick Alles wieder in Frage zu stellen drohte, wurde in seinen Folgen wieder gutgemacht; die Orleanisten und Republikaner hielten fest zusammen und am 25. Februar war das Werk vollendet, die republikanische Verfassung war gegeben.

Der Marschall Mac Mahon war nun Präsident der Republik. Er mußte anerkennen, daß er in seiner Stellung nicht mehr durch die Fractionen der Rechten, sondern durch die der Linken, der Republikaner d. h. derjenigen gehalten wurde, die er bis dahin stets als seine ärgsten Feinde und Widersacher betrachtet hatte. Er, der streng conservative, monarchisch gesinnte Mann, der Erwählte und Delegirte der conservativen Parteien, sollte nun plötzlich die Stütze seiner Regierung auf der Linken suchen, sollte sein Ministerium

aus den Reihen der republikanischen Majorität nehmen, sollte die von einem Gambetta geführte radicale Partei gewissermaßen als Regierungspartei anerkennen. Das mußte dem loyal soldat unmöglich erscheinen. Hierin liegt nun der Grund, weshalb es so schwierig war, selbst nach dem 25. Februar ein Ministerium zu bilden. Die Verhältnisse zwangen dem Präsidenten der Republik als das unter den gegebenen Umständen einzig mögliche parlamentarische Ministerium, das der Herren Buffet und Dufaure, auf, — der Marschall acceptirte es, doch er bestand darauf und setzte es schließlich durch, daß auch die conservative Minorität, die gegen die neuen Verfassungsgesetze gestimmt hatte, ein Portefeuille in dem zu bildenden Cabinet erhielt, selbst daß das Ministerium des Innern einem Manne anvertraut werde, der gegen die Bonapartisten einen unversöhnlichen und vernichtenden Krieg geführt hätte, gab der alte maréchal de l'empire nicht zu.

So kam denn endlich nach Ueberwindung der mannichfachsten Schwierigkeiten das neue Ministerium Buffet zu Stande. Herr Buffet übernahm die Präsidentschaft und das Innere, vier der alten Minister, der Herzog Decazes, General de Cissey, Admiral de Montaignac und Herr Caillaux behielten ihre respectiven Portefeuilles des Aeußern, des Kriegs, der Marine und der öffentlichen Arbeiten; zwei Mitglieder des linken Centrums, die Herren Dufaure (Justiz) und Léon Say (Finanzen), sowie als Vertreter der Rechten der Vicomte de Meaux (Ackerbau) und schließlich Herr Wallon (Unterricht) traten neu in das Cabinet ein.

Das neue Ministerium ließ mit der Verkündigung seines politischen Programms nicht lange auf sich warten. Schon am 12. März bestieg Herr Buffet die Tribüne und theilte der lautlos horchenden Nationalversammlung in Form einer Declaration mit, daß das Ministerium très nettement conservateur sein werde. Mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit vermied der Ministerpräsident es sogar, nur ein einziges Mal das Wort Republik zu gebrauchen. Man hörte diese Erklärung mit einigem Erstaunen an. Etwas Angenehmes und Entgegenkommendes sagte die Regierung damit dem republikanischen Theil der Majorität gerade nicht. Aber die so bemerkenswerthe Mäßigung und Ruhe, welche die republikanische Partei während der ganzen Verhandlungen über die Cabinetsbildung gezeigt hatte, scheint dieselbe auch nach dieser ministeriellen Declaration nicht verlassen zu haben. Die Republikaner haben das große und langersehnte Ziel, die Proclamation der Republik als Staatsform Frankreichs, erreicht; auch Herr Buffet hat erklärt, daß die Regierung diese neue Verfassung als die gesetzliche gegen jeglichen Angriff jeglicher Partei schützen werde, — nun die Republikaner sind zufrieden mit dem Errungenen, und wollen erst die Thaten des Ministeriums abwarten, ohne seinen Worten eine zu große Tragweite beizulegen. Herr Buffet seiner-

seits mag den Plan und die Absicht haben, eine neue Regierungsmajorität aus den vereinigten Centrumsparteien und den gemäßigten Mitgliedern der Rechten auf Grund seines conservativen Programms zu bilden. Ob es ihm gelingen wird, läßt sich heute noch nicht absehen. Immerhin aber erscheint die nächste Zukunft Frankreichs eine ruhige und dem neuen Ministerium drohen vorläufig noch keine ernsten Gefahren.

Aus Berlin. Geburtstag des Reichskanzlers. Allerlei von Theater und Musik. — Die volle Ruhe der Festtage mit ihrer wohlthuenden Langeweile war in der vergangenen Woche an die Stelle unseres bewegten öffentlichen Lebens getreten. Die Politik, die innere wie die äußere, schwieg und man konnte fast meinen, die alte fromme Kindermähr von der friedenstiftenden Kraft des Osterfestes habe auch in unseren gottlosen Zeiten noch Geltung.

Das einzige Ereigniß von allgemeinstem Interesse ist der sechzigjährige Geburtstag des Fürsten Reichskanzler, der sich diesmal zu einer von allen Seiten des deutschen Vaterlandes begeistert dargebrachten Kundgebung gestaltet. Vierundzwanzig Jahre ist Fürst Bismarck jetzt im Staatsdienste und mehr als die Hälfte dieser Zeit an der Spitze der preußischen Regierung. Der bei Beginn dieser Wirksamkeit, in den Tagen des Conflictes, gegen den Ministerpräsidenten herrschende Mißmuth hat sich in dem letzten Jahrzehnt in eine nie früher erlebte Bewunderung und Verehrung verwandelt, von der die gänzlich freiwilligen und ungesuchten Ovationen der jüngsten Tage wieder einmal ein glänzendes Zeugniß ablegten. Man kann es dem Fürsten Bismarck wahrlich nicht verdenken, wenn er, wie die Blätter vor Kurzem berichteten, seinen stolzen Familiennamen nicht mit dem schimmernden Titel eines „Herzogs von Lauenburg" vertauschen will. Möge der 1. April den volksthümlichsten Staatsmann deutscher Nation noch lange in Kraft und Gesundheit finden!

Wenn von politischen Dingen der Wochenchronist diesmal nicht viel zu berichten hat, so ist die Ausbeute an Stoff aus den Tagesvorgängen des geselligen Lebens der Residenz um so reicher. Unsere größeren Theater sind fast sämmtlich mit neuen Zugstücken aufgetreten, um den Kampf mit den ins Freie lockenden Frühlingsgefühlen des Berliners bestehen zu können. Der Kampf war allerdings in diesem Jahre kein sonderlich schwerer. Das volksthümlich primitive Fest der Eröffnung des „Bocks" auf dem Kreuzberg, welches sonst die mittleren und unteren Volksschichten in seltener Vollzähligkeit zu versammeln pflegt, vollzog sich in diesen Tagen unter größter Mißgunst des Publicums und wehmüthig bliesen ein Dutzend blaugefrorner Trompeter schauerliche Frühlingsweisen über leere Tische in die schneedurchstöberte Luft. Mehr und mehr

entwöhnt sich der Himmel der im Kalender verzeichneten Sitten und Gebräuche und führt ein regelloses und willkürliches Regiment ein, und ein gutes Beispiel von Oben wäre doch in unserem der Achtung vor Gesetz und Ordnung ohnehin entfremdeten Zeitalter so wünschenswerth!

Das hervorragendste Bühnenereigniß ist unstreitig zur Zeit „die Reise um die Welt in achtzig Tagen", das neueste Zugstück des „Victoriatheaters". Diese glanz- und spectakelliebende Bühne beschäftigt sich ausschließlich mit der Vorführung derjenigen Kunstgattung, die man als „Ausstattungsstücke" zu bezeichnen pflegt und deren Zweck lediglich die Entfaltung größtmöglicher äußerer Pracht, scenischer und decorativer Wunderdinge ist. An augenblendendem Glanze leistet denn auch diese Bühne Staunenswerthes. Die Technik der Theatermaschinerie ist auf wahrhaft unbegreifliche Weise ausgebildet. Wenn wir auf offener Scene ein Dampfschiff explodiren und in den Wellen versinken, einen Eisenbahnzug von Indianern überfallen sehen oder in eine Schlangenhöhle voll schauderhafter kriechender Reptilien versetzt werden, so sind dies in der That anerkennenswerthe Leistungen, und auch die feineren Ansprüche der Schaulust werden in vollem Maße befriedigt durch eine Reihe äußerst geschmackvoller und glänzender Scenen und Decorationen. Das „Fest der Königin Nakahira" ist ein Tableau von sinnbestrickender Pracht. Von dem dramatischen Inhalte oder Gedanken kann man bei diesen für große Kinder berechneten „Spectakelstücken" vor ernsthaften Lesern eigentlich nicht sprechen. Um die fantastischen Gemälde aus beiden Hemisphären mit einem nothdürftigen Faden aneinander zu reihen, muß ein excentrischer junger Engländer in Folge einer Wette die Reise um die Welt antreten, deren Gang sich dem in der Geographie minder bewanderten Zuschauer lehrreich auf zwei Erdhalbkugeln präsentirt, womit sinniger Weise der Theaterzettel ausgestattet ist. Dem Stücke liegt übrigens ein bekannter und interessanter französischer Roman von Verne zu Grunde, und auch die Idee, diesen dankbaren Stoff auf die Bühne zu bringen, ist nicht auf Berliner Boden erwachsen, sondern aus der Pariser Porte St. Martin importirt, wo sich schon den ganzen Winter hindurch die sinnliche Schaulust daran ergötzt.

Wenn die neueste Production des „Victoriatheaters" selbst den für magnetische Licht- und für Knalleffecte in des Wortes ursprünglicher Bedeutung minder Empfänglichen durch die Raffinirtheit der Ausstattung in Erstaunen setzt, so ist die jüngste Gabe des „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters", „die schöne Bourbonnaise" ohne jeglichen Reiz. Der Stoff ist dem Mythencyclus der Dubarry entnommen und dreht sich um den Versuch, die allmächtige Mätresse durch eine ihr sprechend ähnliche schöne Provinzialin zu verdrängen. Beide Damen werden natürlich von Einer Person gespielt, was ein schon abgenutzter Kunstgriff ist, und es wird Zuschauern von geringerem Scharfsinn

in der That oft schwer, zu entdecken, which is which, zumal ihn die Intrigue in seltenem Grade kalt und gleichgültig läßt. Denn selbst der pikante Reiz, welchen der anrüchige Stoff in geschickterer Behandlung haben könnte, geht in wahrhaft trostloser Mattheit und Langeweile unter. Eine monotone, nichtssagende, da und dort zusammengebettelte Musik, ohne auch nur einen Anlauf zu höherem Schwunge — der Name des gänzlich obscuren Tondichters ist mir entfallen — begleitet würdig die ärmliche Handlung. Nach den riesigen Erfolgen, welche diese Bühne im Winter mit „Mamsell Angot", der „Fledermaus", „Giroflé" u. a. davon getragen, wird ihr Ruf an jenem traurigen Lückenbüßer nicht gerade zu Grunde gehen, zumal sie sich rüstet, uns in allernächster Zeit den Genuß der Gastspiele des Meininger Gesammtpersonals, welche im vorigen Sommer so enthusiastischen Beifall fanden, zu erneuern. In ihrer Mitte werden wir diesmal unsere Mitbürgerin, Fräulein Hedwig Dohm, die Tochter des „Kladderadatsch", zum erstenmal auf den Brettern begrüßen.

Auch das „Wallnertheater" ist wieder einmal mit einer Novität vor die Oeffentlichkeit getreten, welche sich „Ehrliche Arbeit" betitelt und von Herrn Wilken nach vorhandenen Ideen, Motiven, Scherzen verfaßt worden ist. Eine adelsstolze Clique hat einen reichgewordenen Handwerksmann als Schwiegersohn aufgenommen, der sich dann in der Atmosphäre seiner vornehmen Verwandten recht unbehaglich fühlt und ungeschickt benimmt, bis es ihm gelingt, sich diesem Banne zu entziehen, und in seine bürgerlichen Kreise, zur „ehrlichen Arbeit" zurückzukehren. Das ist der dürre und ausgetretene Boden, auf dem selbst die bewährten komischen Kräfte des „Wallnertheaters" sich vergeblich abmühen, durch Witzereißen und Coupletsingen das Publicum aus dem ersten Nachtschlummer zu wecken. Es ist jammerschade, daß die einst weltberühmte Berliner Localposse in jüngster Zeit einem, wie es scheint, unheilbaren Siechthume verfallen ist; die Schöpfungskraft dieser Kunstgattung ist abgestorben und der Witz vertrocknet.

Schon jetzt wirft übrigens ein künstlerisches Ereigniß ersten Ranges seinen Schatten voraus: unter Richard Wagners höchsteigenhändiger Leitung werden in diesem Monat einige Bruchstücke der „Götterdämmerung" zum Besten des Bayreuther Theaterbaues vor unserm Ohre vorübergeführt werden. Die kleine Colonie von hiesigen Wagnerenthusiasten, an deren Spitze die kunstsinnige Gemahlin des Ministers von Schleinitz steht, hat es fertig gebracht, den Maestro in unsere nordische Residenz zu locken. Das Interessanteste dabei wird der erbitterte Kampf zwischen Anhängern und Gegnern sein, der sich anläßlich dieses Ereignisses in der Presse und der geselligen Conversation erheben wird; doch dürften, wie musikverständige Propheten weissagen, die Stimmen für von denjenigen wider übertönt werden. D.

Literatur.

Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke. Von Gustav Schmoller. Jena. Friedrich Mauke. 1875. VIII. 167. — Zur Zeit, als Heinrich von Treitschke den Aufruf zu einer Besprechung der socialen Frage im October 1872 in Eisenach unterzeichnete, hatte ihm Gustav Schmoller versprochen, für die preußischen Jahrbücher unter dem Titel „Die Grundfragen und Grundlagen der Nationalökonomie" eine Reihe von Artikeln zu liefern, welche das Ergebniß eines mehr als zehnjährigen Studiums, nämlich seine Gedanken über die Grundlagen der Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu den Principien des Rechts und der Gerechtigkeit darlegen sollten. Treitschke hatte das Anerbieten freudig angenommen. Da hielt Schmoller seine Rede über die sociale Frage und den preußischen Staat, und Treitschke glaubte sich genöthigt, Schmoller und dessen Freunden in zwei hinreißend geschriebenen und der Großartigkeit des Gedankens in manchem Einzelnen nicht entbehrenden Ergüssen entgegenzutreten. Zur eigenen Rechtfertigung mußte nun Schmoller auf die Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft zurückgehen, und die Gedanken, die er früher mit dem Freunde zu theilen gehofft, in der obengenannten Streitschrift gegen ihn in die Oeffentlichkeit tragen.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß dies der Anlaß ist, der uns Schmollers Studien bringt; nicht nur wegen des Zwistes selbst und weil dieser vielleicht vermieden worden, wäre die Veröffentlichung früher erfolgt, sondern wegen der Art und Weise, in der diese Studien uns nun geboten werden.

Schmollers Schrift ist von der größten Bedeutung. Wenn auch die Grundauffassung ihm nicht eigenthümlich, sondern bereits Gemeingut aller derjenigen ist, welche sich in den letzten Jahrzehnten wirklich wissenschaftlich mit Nationalökonomie beschäftigten, so ist doch die Durchführung dieser Grundauffassung und die Art und Weise ihrer Anwendung auf die Einzelfragen originell, und in Zeiten, in denen Unbefangenheit in wirthschaftswissenschaftlichen Fragen herrschte, hätte ihre Veröffentlichung epochemachend wirken müssen. Selbst heute wird allen Unbefangenen, welche über die Anschauungen der „Socialpolitiker" lediglich aus Unkenntniß spotteten oder zweifelnd sich des Urtheils enthielten, nach der einfach klaren Darlegung Schmollers die so verketzerte Lehre als etwas Selbstverständliches erscheinen; während noch mancher der schon bisher sein Gesinnungsgenosse, ebenso wie Schreiber dieser Zeilen, trotz mannigfachen Dissenses im Einzelnen, dankbar die Förderung anerkennen wird, die ihm aus Schmollers systematischer Begründung der gemeinsamen Anschauungen erwächst. Der bisherige Mangel einer kurzen Formulirung

der wissenschaftlichen Grundanschauungen des „Socialpolitikers" ist nun beseitigt. Niemand war hierzu so geeignet wie der Verfasser. An gründlicher philosophischer Vorbildung, Vielseitigkeit des ökonomischen und historischen Wissens und realistischer Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse wird er von keinem unserer jetzigen Volkswirthschaftsgelehrten übertroffen, jedenfalls nur von sehr Wenigen erreicht. Wäre er nicht längst die Seele der jüngsten ökonomischen Schule, so hätte ihm diese Schrift den Anspruch auf ihre Führerschaft erworben.

Aber eben wegen dieser großen Bedeutung der Schmollerschen Schrift wäre es am erwünschtesten gewesen, wenn wir in der ruhig fließenden Darstellung, die wir in anderen Schriften des Verfassers kennen gelernt haben, die Darlegung der neuen Lehre gefunden hätten, ohne irgend welche Berücksichtigung vorübergehender Tageserscheinungen. Denn daß trotz der glänzenden Form Treitschkes Essays über den Socialismus und seine Gönner nicht langlebig sein werden, wird die Folgezeit lehren. Allerdings dürfte dazu nicht wenig die vernichtende Kritik beitragen, die ihnen Schmoller zu Theil werden läßt, und zwar in einer Form, aus der trotz aller sachlichen Differenz stets das Gefühl aufrichtiger Hochachtung für den befreundeten Gegner hervorleuchtet. Aber nicht in dieser Polemik, sondern in ihren principiellen Ausführungen liegt der Schwerpunkt der Schmollerschen Schrift; ja dies ist so sehr der Fall, daß nach diesen Ausführungen jede Polemik überflüssig gewesen und es jedem Einzelnen überlassen bleiben konnte, die Consequenzen, welche sich für Treitschkes Essays daraus ergeben, selber zu ziehen. Nichtsdestoweniger wird die Wirkung der Schmollerschen Studien auch in dieser Form langdauernd und segenbringend sein. Lujo Brentano.

Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im achtzehnten Jahrhundert. Von Erich Schmidt. Jena, Ed. Frommann. 1875. — Die bedeutenden Einwirkungen, welche die deutsche Dichtung des vorigen Jahrhunderts von England und Frankreich her erfahren hat, sind mit Recht in neuerer Zeit der Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit von Seite der Literarhistoriker geworden. Insbesondere dürfte es für die letzteren kaum ein interessanteres und dankbareres Thema geben, als die Darstellung des Einflusses, welchen J. J. Rousseau auf die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts, ja auf die deutsche Literatur überhaupt ausgeübt hat. Schon im Jahre 1751 beim Lesen von Rousseaus berühmter Erstlingsschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten schrieb Lessing: „Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet." Und: „Herr Rousseau hat Unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft

gehabt hätte.“ Von dieser Zeit an bis zum Ende des Jahrhunderts, ja darüber hinaus, ist die deutsche Literatur voll von Zeugnissen für die Einwirkung Rousseaus und die Bedeutung dieser Einwirkung. Besonders zahlreich liegen diese Zeugnisse aus den siebenziger Jahren vor: Rousseau war der Hauptapostel der Stürmer und Dränger. Es ist Hettners Verdienst, hierauf neuerdings mit besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht zu haben. Da aber auch diese Hinweisungen sich mehr im Allgemeinen halten mußten, so blieb die Aufgabe bisher noch zu lösen, die einzelnen deutschen Schriftsteller und die einzelnen Werke derselben auf die Einwirkungen Rousseaus hin des Genaueren zu untersuchen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich zum Ziele gesetzt, die Verwandtschaft von Goethes Werther mit Rousseaus Neuer Heloise einläßlicher zu erörtern. Dabei ergab sich von selbst eine Erweiterung des Themas nach zwei Seiten hin: die Herbeiziehung des englischen Romanes Richardsons und die Besprechung der Wirkung des Goetheschen Romanes und einiger Nachklänge desselben (diese letztere zum Theil in die Beilagen verwiesen, von denen Nummer 1, die bemerkenswertheste, den Nachweis liefert, daß Frl. von Roussillon zu der verstorbenen Freundin und Lila von Ziegler zur Frl. von B. im Werther die Originale gewesen sind). Ueberblickt man den Inhalt des Buches im Ganzen und Großen, besonders aber den Haupttheil desselben, den Abschnitt, in welchem die Romane Rousseaus und Goethes neben einander gehalten werden, so muß man bekennen, daß der Verfasser, einige Weitläufigkeiten abgerechnet, mit Geschick und mit Glück gearbeitet hat und daß sein Buch, ein rühmliches Zeugniß seiner Studien im Straßburger Seminar, eine Lücke in der wissenschaftlichen Literatur wohl auszufüllen im Stande ist. Auf Einzelheiten einzugehen gebricht uns der Raum. Wir erwähnen daher nur kurz, daß der Verfasser ausführlich die Neue Heloise und den Werther in Bezug auf Inhalt, Composition, Tendenz, Excurse, Motive der Handlung, Ideengehalt, Empfindungsleben und Stil vergleicht und, indem er die Uebereinstimmungen und Abweichungen der beiden Romane feststellt, dem Verständniß des einen wie des andern entschieden förderlich geworden ist. Rousseaus Einfluß auf Goethe überhaupt ist freilich in dem vorliegenden Buche noch nicht erschöpfend dargestellt, aber hoffentlich ist es gerade der Verfasser selbst, von welchem wir eine Wiederaufnahme und Erweiterung seines Themas zu erwarten haben, wobei dann vielleicht auch Rousseaus Einwirkungen auf andere Schriftsteller einläßlich zur Sprache kommen. — i —

Notiz. Dürers „Holzschuher“. — Unter der kleinen Zahl der Arbeiten von A. Dürers eigener Hand, welche in den Mauern Nürnbergs verblieben sind, nimmt das lebensgroße, in Oelfarben gemalte Brustbild des

Hieronymus Holzschuher den ersten Rang ein und gehört zugleich zu den vorzüglichsten Arbeiten, welche dieser große Meister überhaupt geschaffen hat.

Hieronymus Holzschuher war im dritten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts einer der angesehensten Männer Nürnbergs, bekleidete die höchsten Aemter der Stadt; er war Dürers Freund und Gönner. Dürer malte ihn im Jahre 1526, als Holzschuher 57 Jahre alt war, also nur zwei Jahre vor Dürers Tod (1528), während Holzschuher dann auch ein Jahr später, im Jahre 1529, starb. Daß Dürer dieses Portrait mit besonderer Liebe gefertigt, geht aus dem Bilde selbst hervor, denn es ist nicht nur glücklich aufgefaßt und im höchsten Grade lebensvoll, ohne Zweifel auch sehr ähnlich, sondern auch mit einer den modernen Malern kaum begreiflichen Sorgfalt bis in alle Einzelnheiten hinein durchgebildet, ohne deshalb der nöthigen Haltung zu entbehren. Dabei ist die Farbe desselben überaus leuchtend. Von Laien werden besonders das graue Haupthaar, der Bart, davon jedes Haar einzeln gezeichnet ist, und der Pelz bewundert. In Holzschuhers Augen spiegelt sich, wie bei vielen Portraits von Dürer, das Fensterkreuz von des Künstlers Atelier.

Dieses Portrait, trefflich erhalten, — nur der Hintergrund wurde vor einigen Jahrzehnten durch Rotermundt übermalt, — und sogar noch mit seinem alten Rahmen aus braunem Holze, mit Schiebedeckel, darauf das Holzschuhersche Wappen gemalt ist, zum Schutz des Bildes versehen, ist noch immer Eigenthum der Familie Holzschuher, wurde von derselben jedoch vor einigen Jahren dem Germanischen Museum zu Nürnberg zur Aufbewahrung und öffentlichen Ausstellung übergeben.

Nach diesem Bilde hat Friedrich Wagner im Jahre 1843 einen schätzenswerthen Kupferstich gefertigt.

Kürzlich hat nun auch der treffliche Photograph Johann Hahn in Nürnberg, im Auftrage der Schragschen Hofbuchhandlung zu Nürnberg und für deren Verlag, eine große — nur wenig kleiner als das Original — Photographie des Bildes (auch in verschiedenen kleineren Formaten erschienen) nach dem Originale angefertigt, welche das schöne Bild in überraschend vollendeter Weise wiedergiebt. Sie ist in ihrer Gesammtwirkung im Allgemeinen richtig und in allen Einzelnheiten vollkommen klar, so daß man darin jeden Strich des Meisters wieder erkennt. Dieselbe entspricht nicht nur allen billigen Ansprüchen, welche man heute an Arbeiten der Art zu stellen berechtigt ist, sondern übertrifft dieselben noch, ist daher als vortreffliche, vollkommen zuverlässige Copie eines ausgezeichneten berühmten Kunstwerkes, um ihres eigenen Kunstwerthes willen, wie als werthvolles Hilfsmittel für kunstwissenschaftliche Untersuchungen in hohem Grade willkommen.

Rudolf Bergau.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 2. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der letzte Préfet du Bas-Rhin.

Von O. v. Richthofen.

Die kürzlich im Departement der Seine und Oise stattgehabte Deputirtenwahl, bei der der Republikaner Edmond Valentin über den Bonapartisten Herzog von Padua und über den ehemaligen Befehlshaber des Lagers von Conlie Kératry den Sieg davontrug, hat die Erinnerung an einen Mann wieder wachgerufen, dem es beschieden war, der letzte französische Präfect des niederrheinischen Departements zu sein, und der als solcher während des letzten Krieges im Elsaß eine zwar nur kurze, aber nicht unbedeutende oder einflußlose Rolle gespielt hat.

Die Familie Valentins ist seit Langem in Straßburg beheimathet und angesehen. Der Großvater des jetzigen Deputirten war zuerst Friedensgerichtsschreiber, dann Friedensrichter dort und galt als einer der eifrigsten Bourbonisten; er denuncirte z. B. einst einen ehrsamen Handwerker, an dessen Hause die Windfahne, wahrscheinlich in den ersten Jahren der einen und untheilbaren französischen Republik aufgerichtet, eine phrygische Mütze trug, den Gerichten zur Bestrafung. Der Vater erlangte unter Carl X. neben seiner Stelle als Anwalt trotz des Protestes aller seiner Collegen das einträgliche Generalsecretariat der Straßburger mit den Stiftungen; jedoch ward ihm der Genuß dieses Doppelamtes nicht lange zu Theil, da die Regierung des Bürgerkönigs ihn dasselbe mit einer Steuerkasse im Oberelsaß vertauschen ließ.

Edmond Valentin wandte sich der militairischen Laufbahn zu; die Februarrevolution fand ihn als Lieutenant der chasseurs à pied in der Garnison Straßburg. Den Traditionen seiner Familie entgegen stürzte er sich mit Eifer in die republikanische Bewegung und nahm an den Sitzungen der Clubs regen Antheil. Von den im Mai 1849 zur assemblée nationale législative gewählten Vertretern des Niederrheins wurden im November desselben Jahres fünf wegen Theilnahme an dem Ledru Rollinschen Angriff gegen die provisorische Regierung, dem sogenannten Attentat des 15. Mai 1848, durch den Gerichtshof zu Bourges verurtheilt und hierauf durch Beschluß der assemblée ihrer Mandate verlustig erklärt. An ihrer Stelle wählte das Departement am 10. März 1850 von Neuem fünf entschiedene Republikaner,

von bis dahin fast unbekannten Namen, unter diesen fast einstimmig Valentin. Da außerdem ein Mitglied der assemblée seine Demission einreichte, hatte noch eine Nachwahl für diese Körperschaft im Niederrhein statt, welche seltsamer Weise Emile de Girardin, den späteren kaiserlichen Hofliteraten und Verfechter der Septennalisirung der jetzigen Volksvertretung, aus der — wohl zumeist mit deutsch beschriebenen Stimmzetteln gefüllten Urne — hervorgehen ließ.

Die parlamentarische Wirksamkeit aller dieser Représentants du Peuple war nicht von langer Dauer; Mr. L. N. Bonaparte löste durch Decret vom 2. December 1851 die Nationalversammlung auf und sorgte ohne Zaudern dafür, daß die Republikaner ihm auf dem Geschwindmarsch zum Kaiserthrone nicht mehr hindernd in den Weg treten konnten. Um der Deportation zu entgehen, floh mit manchen seiner Gesinnungsgenossen auch Valentin ins Ausland und blieb, seinen republikanischen Grundsätzen getreu, während der beinahe neunzehnjährigen Regierung Napoleons III. seinem Heimathslande fern. Zuerst abwechselnd sich in Belgien, Italien, England und Deutschland, wo er in Kehl seine elsässischen Landsleute leicht begrüßen konnte, aufhaltend, erlangte er schließlich eine Anstellung als Lehrer der französischen Sprache in Woolwich.

Kaum war die Schlacht bei Sedan geschlagen, als Valentin sich wieder in Paris befand; die Regierung der nationalen Vertheidigung hatte noch nicht 48 Stunden existirt, als sie sich des alten Parteigenossen erinnerte, der überdies mit General Trochu befreundet war. Schon am 5. September 1870 veröffenllichte das „Journal officiel de la République“ ein Decret, durch dessen ersten Artikel Valentin zum Präfecten des Departements du Bas-Rhin und zwar mit dem Zusatz ernannt wurde, daß die Regierung „s’en rapporte à son énergie et à son patriotisme pour aller occuper son poste.“ Um diesem Apell der Republik an seinen Patriotismus, wenn irgend möglich zu entsprechen, gab Valentin die ihm kurz zuvor von dem elsässischen Comité übertragene Organisirung eines Freicorps auf und reiste bereits am Abend des 5. September von Paris nach dem Elsaß ab.

Ueber die Kreuz- und Querzüge des neuen Präfecten, bis er den chef-lieu du département erreichte, geben uns ein Brief Valentins an Signouret, den früheren Redacteur des „Impartial du Rhin“, welcher in dessen „à l’Alsace qui veut rester et qui, nécessairement, irrésistiblement, redeviendra française“ gewidmeten „Souvenirs du bombardement de Strasbourg“ (Bayonne 1872) abgedruckt ist, und hauptsächlich das Tagebuch Valentins einigen Aufschluß. Letzteres ist nebst anderen Papieren dem Expräfecten am Tage nach der Capitulation Straßburgs in Hagenau abgenommen worden und befindet sich in den Acten des unterelsässischen Bezirkspräsidiums. Dasselbe,

in kurz angedeuteten Worten geführt, ist, wie aus der Schrift zu erfahren, am 22. September 1870 für die Tage vom 5. ab nachträglich aufgestellt und reicht mit täglichen Einträgen bis zum 27. September, dem Tage vor der Capitulation, so daß es nebst den dem Präfecten außerdem confiscirten Correspondenzen auch einen Einblick in die kurze amtliche Wirksamkeit desselben gestattet. Die Notizen des Tagebuchs sind in französischer, theilweise in englischer Sprache gemacht.

Am 6. September 1870 erreichte Valentin von Lyon aus Belfort. Hier conferirte er mit dem dort commandirenden General und dem gleichfalls soeben ernannten, aus Gebweiler stammenden Präfecten des Oberrheins Grosjean und machte seinem Tagebuch zufolge die Beobachtung, daß die Besatzung dieser damals vom Feinde noch nicht bedrohten Festung zu zahlreich und daher „trop oisive“ sei. Außer in Belfort verweilte Valentin noch an demselben Tage in Mülhausen, Thann und Bitschweiler, wo er den Nationalarden Instructionen für den Fall feindlicher Occupirung des Landes zukommen ließ. Den zweiten Tag auf elsässischem Boden verwandte er in Mülhausen zu Besprechungen mit dem Unterpräfecten, dem Platzcommandanten, ferner mit alten Bekannten, wie mit Alfred Koechlin, Louis Chauffour, der später, sich von seinem rechtsgelehrten Bruder Ignaz trennend, für Frankreich optirte und seine Heimath verließ; auch Maurice Engelhard traf er dort an. Dieser war durch dasselbe Decret, das Valentin die Präfectur übertrug, zum Maire von Straßburg ernannt worden, in Anbetracht der entgegenstehenden Hindernisse machte er jedoch nicht erst den Versuch den ihm durch dieses Decret gewordenen Auftrag, „den tapferen Straßburgern und der heroischen Garnison den bewegten Dank Frankreichs, der Bevölkerung von Paris und der Regierung der Republik zu überbringen“ zu erfüllen und sein Amt anzutreten; vielleicht zu seinem Glück, da man in Straßburg den Mann, der der Stadt gerade noch rechtzeitig vor Thoresschluß am 9. August Lebewohl gesagt hatte, nicht gern an der Spitze der Municipalität gesehen, und ein Streit um die Mairie zwischen ihm und dem durch die Mandatare der Straßburger Bevölkerung erwählten Küß kaum zu seinen Gunsten Entscheidung gefunden haben würde; hatte doch, um Engelhard unter allen Umständen unmöglich zu machen, sofort nach dem Bekanntwerden seiner Ernennung die Municipalcommission Alle, die „sans raison majeure“ Straßburg seit dem Beginn des Krieges verlassen hatten, für unwürdig erklärt, irgend eine öffentliche Stellung zu bekleiden. Valentin betraute in Mülhausen für den Fall, daß er selbst Straßburg erreichte, Engelhard mit der Uebernahme der Präfecturgeschäfte im südlichen Theile des Niederrheins; doch hielt Letzterer, der am 5. October sogar zum „commissaire à la defense“ der drei Departements der Vogesen, des Ober- und Niederrheins ernannt war, es für gerathener, Schlett-

stadt, wo er seinen Sitz kurz nach der Zusammenkunft mit Valentin aufschlug, noch vor dem Beginn des Bombardements mit der ruhigen Präfectur von Angers zu vertauschen. Nachdem Valentin diesem also einen Theil seiner Functionen delegirt, Gelder bei der recette particulière erhoben und die Nationalgarde, sowie die oberrheinischen Francstireurs gesehen hatte, reiste er am 8. September von Mülhausen nach Colmar. Der offene Verkehr mit vielen Personen während der letzten drei Tage stimmt schlecht zu seiner eigenen späteren Angabe, daß er sich nur deshalb in mehreren Orten des Oberrheins aufgehalten habe, um die „Preußischen, an seine Fersen gesetzten Spione" zu täuschen.

Sein Departement betrat Valentin am 9. September, zunächst Schlettstatt, das noch nicht belagert war, wo er also noch französische Truppen antraf, die letzten, die er uneingeschlossen oder ungefangen während des Krieges sehen sollte. Ohne irgend welchen Aufenthalt dort zu nehmen, ging der Präfect dem gesteckten Ziele zu in seinem Verwaltungsbezirk weiter und traf auf der Departementalstraße von Rheinau nach Barr an der Schleuse No. 75 des Rhein-Rhonecanals bei Muttersholz auf den ersten Feind, ein badisches Piquet. Dieses ließ ihn ungehindert passiren und erreichte er bald das Dorf Boofzheim. Hier jedoch wurde er Abends 10 Uhr als verdächtig arretirt und mußte die Nacht auf der Wache, angekleidet auf Stroh liegend, verbringen. Zwei Rittmeister vernahmen ihn hier und am anderen Morgen wurde er unter Escorte nach Benfeld gebracht. Vor einen Major geführt, gelang es ihm, sich durch Vorzeigung eines amerikanischen Passes zu legitimiren und in Folge seiner gewandten Kenntniß der englischen Sprache die Freiheit zu erlangen. Fünfzehn Stunden hindurch hatten die badischen Truppen den Präfecten in Händen gehabt, zu derselben Zeit, als bei der deutschen Civilverwaltung des Elsasses in Hagenau auf diplomatischem Wege die Meldung einlief, daß ein starker, robuster, kaum mittelgroßer Mann mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart Namens Valentin, ein Ultrafranzose, London und Paris verlassen habe, um als Commissair der Republik nach dem Elsaß zu gehen, ein Mann von großer Energie und wie dazu gemacht, ein Guerillaführer zu sein. Dieser Mann war so dem Geschicke, bei seinem ersten Zusammentreffen mit den gehaßten Gegnern seiner Mission ein Ende gesetzt zu sehen, entronnen; unerkannt hatte er sich in das von den deutschen Truppen besetzte Gebiet hineingeschlichen und, aus seinem Rencontre den Schluß ziehend, daß von der Südseite aus ein Eindringen in das belagerte Straßburg nicht möglich sei, eilte Valentin dem Rheine zu und wanderte über Rheinau nach Lahr. Von hier aus ließ er den beiden Depeschen, welche er bereits von Belfort aus expedirt hatte, einen ferneren Bericht an seine Regierung und zwar durch die französische Botschaft in Bern folgen.

Am Tage nach seiner Freilassung, einem Sonntage, erreichte Valentin Achern, von wo aus er die Heimathsstadt, das Ziel seiner Wanderung, in vielfach loderndem Feuer vor sich liegen sah. Sein Plan war jetzt, den Rhein in seiner ganzen Breite zu durchschwimmen und so in die Citadelle der Festung zu gelangen. Montag Morgens verließ er Achern und eilte über Offenburg, wo ihm ein Metzgerbursche die Tagesneuigkeiten mittheilte, und Marlen an den Rhein. Noch hatte er diesen nicht erreicht, als man in letzterem Orte, wo er den Adlerwirth gesprochen hatte, auf ihn aufmerksam geworden war, und ihm sofort eine badische Patrouille nachsandte. Ehe er sich in den Fluß stürzen konnte, wurde er aufs Neue festgenommen und nach Kehl transportirt. Höhere Offiziere unterzogen ihn dort im Hôtel zur Post einem Verhör; zu seinem Heil zeigte sich Niemand von den Leuten des Hôtels, in dem er früher oft gewohnt hatte und die ihn genau kannten, und Dank seinem Passe und der angenommenen Maske eines durch seine ungerechtfertigte Arretirung sich aufs Höchste verletzt fühlenden Bürgers der Vereinigten Staaten glückte es ihm auch hier wieder, den Feind zu täuschen, und losgelassen zu werden, allerdings nicht ohne daß seinem — hierdurch von nun für ihn werthlosen — Passe der Vermerk zugefügt worden wäre, daß der Inhaber desselben binnen 12 Stunden das Operationsgebiet der deutschen Truppen zu verlassen habe.

Der Weg von Süden und von Osten war dem Präfecten nunmehr versperrt; allein der energische Mann gab darum seinen Glauben an den glücklichen Ausgang seiner Expedition noch nicht auf und beschloß jetzt den Versuch, von Norden her den Eingang in die cernirte Veste zu gewinnen.

Am 13. September finden wir Valentin, nachdem er die Nacht in Freistetten zugebracht, in Hub, nicht weit von Baden-Baden, von wo er wiederum und zwar diesmal durch die Londoner Botschaft nach Paris über seine Schicksale berichtete, am 14. in Carlsruhe, wo er mit dem amerikanischen Consul Oberst Young in Verbindung trat, am 15. in Maximiliansau in der Pfalz, wo er Typhus und Rinderpest in sein Tagebuch notirt, und noch an demselben Tage in Weißenburg, also wieder auf elsässischem Boden. In dieser Stadt scheint Valentin, trotzdem dieselbe von deutschen Soldaten besetzt war — wohl dadurch dreister gemacht, daß er ihnen schon zweimal entronnen, — vollständig officiell aufgetreten zu sein, gerade so als sei Mr. le Préfet en tournée. Im Gasthof zum Engel abgestiegen, verkehrte er mit den Spitzen der dortigen französischen Behörden, dem Maire Gauckler und dem Procurator Lemaistre, den der strenge Republikaner, der Macht der Gewohnheit seinen Tribut zahlend, trotz der déchéance de l'empire ruhig als „procureur impérial" bezeichnet. Den Abend des Tages verbrachte Valentin in einem Privatzirkel.

Damit der an und für sich gewiß schon interessanten Odyssee des Präfecten auch das romanhafte Element nicht fehle, berichtet uns das Tagebuch von einer „visite nocturne“, welche Valentin zu dem Entschluß brachte, bei Schiltigheim gerade auf dem Concentrationspunkt des Belagerungsheeres das Eindringen in die Münsterstadt zu versuchen. Bringen wir diese visite nocturne mit der Thatsache in Verbindung, daß Valentin am folgenden Tage in Begleitung einer Dame, der verheiratheten Tochter eines alten Straßburger Republikaners, Weißenburg verließ, so gehen wir wohl in dem Schlusse nicht fehl, daß diese, der die localen Verhältnisse von Schiltigheim genau bekannt waren, jenen Entschluß Valentins herbeiführte. Außer ihr schloß sich dem Präfecten ein „patriote dévoué“ Prof. Lange an und alle drei nahmen gemeinschaftlich den Weg nach Schiltigheim. Unterwegs in Bischweiler verstand es Valentin, sowohl sich ein „laisser-passer du Préfet prussien“ zu verschaffen, als auch durch einen gewissen G. Roman und die französische Botschaft in der Schweiz, Briefe an Gambetta und Engelhard zu expediren. Am 17. September befand sich Valentin bereits mitten unter den belagernden Truppen und zwar in Hoenheim zwischen pommerschen Soldaten; am 18. und 19. trieb er die Waghalsigkeit soweit, sich in demselben Hause zu Schiltigheim aufzuhalten, in dem General von Werder seine Mahlzeiten einnahm und seiner Angabe nach hörte er den General mehrfach danach fragen, ob nicht Fremde im Orte gesehen worden seien.

Von Valentins Begleitern kehrte der eine nach Weißenburg zurück, während die Dame in Schiltigheim verblieb. Der Präfect suchte, sobald er in Schiltigheim angelangt war, überall nach einer Gelegenheit, sich der Festung zu nähern, aber stets vergebens; der dieselbe umgebende Ring war fester geschlossen, als man ihm wohl glauben gemacht hatte. Fast schien es ihm, als sei die Ausführung seines Vorhabens geradezu unmöglich, die Cernirungslinie nirgends zu durchbrechen. Beide in Schiltingheim verbrachten Tage bezeichnet Valentin selbst als die heißesten für ihn; als „longue nuit et journée“ und „journée longue“, sind sie im Tagebuch vermerkt. Eine starke Entmuthigung ergriff ihn, der in steter Gefahr war; jedoch das Gefühl, nach vierzehntägigem Umherwandern kurz vor dem Ziele unverrichteter Sache umkehren zu sollen, ließ ihn das Aeußerste wagen. Im Laufe des 19. September fand er einen Heizer bereit, ihm gegen 100 Franken Belohnung als Führer durch die Linien der Belagerer zu dienen.

Der Abend desselben Tages wurde zur Ausführung des Unternehmens festgesetzt und — dem Muthigen gehört die Welt — dasselbe gelang. Wir werden wohl am besten thun, die Schilderung desselben dem Vollführer des Wagnisses selbst zu überlassen. Das Tagebuch beschreibt dasselbe wie folgt:

„7 h. 15 m. départ.
Alerte au debut — schnaps — pipes des sentinelles badoises se replient. — Parallèle franchise — fausse direction — feu ouvert — marche haletante — à 4 pattes — trop rapproché du chemin — bords du canal — reschnaps — nage — herbes, roseaux — rebrousse chemin. —

Guide f. 100. — bénédict — renage — arrivée — glacis labouré, crête — ébauche de palissade — chûte dans tranchée pour palissade — course au hasard — arrivée au bord du fossé — appels à sentinelle — remonte crête — nouveaux tatonnements — rebrousse chemin — appels inutils — à l'eau — escalade du saillant — couché en feu — France — 6e. chass. — chef de poste — soldats compatissants — bon Dieu — commandant du 78. — arrivée chez Lips — agent hospitalier — pas dormir."

Der oben erwähnte Brief Valentins an Signouret ergänzt diese Schilderung in einzelnen Stücken. Der Präfect benutzte danach einen Augenblick, in dem die in der Parallele befindlichen Mannschaften zu den Seitenbatterien zum Verpflegungsempfang gegangen waren, um über die erste Parallele hinwegzukommen und sich in ein Mais- und Kartoffelfeld zu werfen, über das die ihm nachgesandten Kugeln hinweggingen. Zunächst durchschwamm er den Kanal, alsdann die Aar*) und schließlich, nachdem er längere Zeit hindurch sich dem deutschen und französischen Feuer ausgesetzt hatte, auch den Graben der Lünette 57. Sein Ruf: France wurde durch einzelne Schüsse beantwortet und ein Corporal des 78. franz. Linien-Regiments mußte sogar einen Soldaten, der auf Valentin bei dessen Erscheinen angelegt hatte, das Gewehr bei Seite schlagen.

So war der gefahrvolle Plan durchgeführt. Dem damals 48 jährigen Manne war es gelungen, den Posten, auf den ihn die Republik berufen, trotz aller ihm entgegenstehenden Hindernisse zu erreichen. Die Entwickelung großen persönlichen Muthes, großer Ausdauer und Beharrlichkeit wird ihm Niemand absprechen können.

Valentin erklärte den Soldaten, er habe dem Generale Uhrich eine Botschaft zu überbringen. Da es zu spät war um Einlaß in die Stadt zu erlangen, wurde er unter Bedeckung in den Lipsschen Garten auf dem Contades geleitet, wo er, wie es scheint, Anfangs von den Offizieren nicht allzu

*) So Valentins Angabe. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er nicht den Kanal und die Aar, sondern letztere zweimal durchschwommen und dazwischen sich auf der sogenannten Insel Wacken befunden hat.

gut aufgenommen, in einem Pavillon eingeschlossen wurde und die Nacht verbrachte.

Am 20. September Morgens 6 Uhr wurde Valentin auf die Commandantur transportirt. Vor General Uhrich geführt, zog er mit den Worten: „Je suis le Préfet du Bas-Rhin“ aus seinem Aermel das dort eingenähte „Journal officiel“ hervor, welches sein Ernennungsdecret enthielt. Da am 12. September gleichzeitig mit der Nachricht von der Einsetzung der Regierung der nationalen Vertheidigung die Ernennung Valentins zum Präfecten bekannt geworden war, so traf sein Erscheinen den General nicht ganz unvorbereitet. Valentin fand bei diesem, der ja die Republik sofort anerkannt und proclamirt hatte „un très-bon accueil.“

Eine Stunde später erschien Valentin bereits auf der Präfectur und nahm von seinem Amte Besitz; bald darauf wurden ihm die Beamten derselben, durch den Generalsecretair, Grafen Malartie*) vorgestellt, welcher seitdem der napoleonische Präfect Baron Pron seine Demission gegeben, die Geschäfte der Präfectur geleitet hatte. Der am 15. September durch den General Uhrich mit der Verwaltung des Departements beauftragte Redacteur des „Niederrheinischen Couriers“ Boersch wurde nach Valentins Ankunft von dieser Stellung wieder enthoben; obgleich keine Verwaltungshandlung von ihm der Nachwelt zu melden ist, votirte ihm General Uhrich dennoch in einem besonderen Erlaß große Anerkennung für seinen Eifer und die bewiesene Pflichttreue.

Nach Besuchen bei seiner Familie, bei dem Maire Küß, bei Baron Pron, nach Vertauschung seiner durch die verschiedenen Bäder wohl etwas beschädigten Kleidung mit einer neuen begab sich Valentin in die Municipalcommission.

Die Situation Straßburgs war von Stunde zu Stunde kritischer geworden; jeder Tag brachte neue Brände, neues Elend, ohne daß irgend eine Hoffnung auf Ersatz aufkommen konnte. 24 Tage dauerte bereits das Bombardement und immer aufs Neue sandte die deutsche Artillerie unzählige Geschosse in die schwer heimgesuchte Stadt. Nur zu natürlich war es daher, daß der Gedanke immer mehr Platz griff, ob ein weiterer Widerstand durch seinen Nutzen für Frankreich die Opfer der Stadt an Menschenleben und Vermögen aufzuwiegen im Stande sei. Bereits am 30. August hatte eine öffentliche von etwa 300 zumeist angesehenen Personen besuchte Versammlung Resolutionen gefaßt, welche die Entscheidung dieser Frage bezweckten, und bei der stets steigenden Bedrängniß der belagerten Stadt konnte auch die Municipalcommission sich schließlich jener Strömung nicht entziehen. Am 18. Sep-

*) Vergl. dessen Siége de Strassburg, Paris 1871.

tember faßte sie in geheimer Sitzung mit 43 gegen 2 Stimmen den Beschluß, den General Uhrich, „da keine Hoffnung auf Befreiung durch eine französische Armee, auch keine Regierung vorhanden sei, welche auf auswärtige Intervention rechnen könne und man nur noch schlimmere als die bisherigen Katastrophen zu gewärtigen habe, zu bitten, mit dem Befehlshaber der Belagerungsarmée über eine Capitulation zu verhandeln, welche die Personen und die Interessen der Einwohner Straßburgs, sowie der Vertheidiger des Platzes sicher stelle.“ Gleichzeitig wurden in der Stadt zahlreiche, jenem Beschlusse ähnlich lautende Petitionen verbreitet, welche vielfache Unterschriften fanden. General Uhrich, dem in derselben Sitzung die Municipalcommission das Straßburger Bürgerrecht verliehen hatte, forderte dieselbe in seiner Antwort auf, noch einige Tage mit ihm die Gefahren zu theilen und auszuhalten.

So war die Lage, in die Valentin eintrat. Seine Ankunft in der belagerten Stadt zeigte, daß er seine Gegenwart in derselben noch für erforderlich, ihre Uebergabe noch nicht für bevorstehend hielt; die Thatsache seines Erscheinens documentirte daher an sich schon, daß er sich nicht in Uebereinstimmung mit der im Schooße der Municipalcommission herrschenden Stimmung befand. Abgesehen hiervon, hatte Valentins Berufung überhaupt der Commission nicht zugesagt. Die erste Kunde derselben war mit dem Vorschlage der Ernennung Börsch zum Präfecten beantwortet und dieser Vorschlag von Küß mit folgenden, für Valentin nicht allzu wohlwollenden Worten eingeleitet worden: „Je ne connais pas M. Valentin; je n'ai aucune objection personelle à faire contre sa nomination; mais je suis forcé de constater que depuis bien longtemps il est absent de Strasbourg et quil ne s'y trouve pas maintenant; ce n'est pas un préfet extra-muros qui peut nous convenir.“ Die Commission ließ den Präfecten ihre ihm und seinen Plänen abgeneigte Gesinnung auch gleich empfinden. Der ihm bereitete Empfang war äußerst frostig und stand im schroffen Gegensatze zu den Beifallsbezeugungen, mit denen der Erlaß Uhrichs, welcher Börsch interimistisch mit der Präfectur betraute, drei Tage zuvor aufgenommen worden war. Kaum fünf Minuten verweilte Valentin in der Versammlung, an die er eine kurze Ansprache hielt, und einzelne Mitglieder tadelten sogar den Maire Küß, daß er dem Präfecten den Zutritt zur Commission verstattet und so die Freiheit der Berathung gestört habe. Trotzdem übte die Gegenwart des Präfecten ihren Einfluß aus: von dem Moment seines Eintreffens ab verschwand jeder äußerlich bemerkbare Druck der städtischen Vertretung auf den commandirenden General.

Es ist daher in der Annahme, daß General Uhrich in seiner Gutherzigkeit und Humanität einem stärkeren Andringen der Bürgerschaft nicht lange widerstanden haben würde, die Anschauung vielfach verbreitet, daß ohne Valentins

Erscheinen Straßburg einige Tage früher, als geschehen, capitulirt haben würde. Dieselbe erscheint jedoch wohl nicht ganz zutreffend, da General Uhrich sich schon früher mehrfach dahin geäußert hatte, daß er die Stadt zwar nicht der „Plünderung“ anheimfallen lassen, aber erst dann capituliren werde, wenn die feindliche Artillerie einen praktikablen Zugang zur Festung geschaffen haben würde.

In der Bevölkerung war die Ankunft des Präfecten gleichfalls nicht ohne Wirkung. Seit am 14. August der Artillerie-General Barral, als Fuhrmann verkleidet, in die Festung gelangt war, hatte außer den Delegirten der Schweiz keine Persönlichkeit von Bedeutung mehr die feindliche Linie passirt, und auch nur wenigen Emissaren war es gelungen, kärgliche Neuigkeiten von auswärts in die Stadt zu bringen. Desto größer war der Eindruck der sofort erlassenen und publicirten Proclamation Valentins, in welcher er den Bürgern seiner Vaterstadt seinen Amtsantritt verkündete und hervorheben konnte, daß er der Fahne, unter der er einst von Straßburgs Bewohnern zu ihrem Vertreter erwählt worden war, unwandelbar treu geblieben sei. Seine Aufforderung, zu kämpfen „jusqu'á la dernière extrémité“, verhallte nicht ganz ungehört: von den Petitionen um baldige Uebergabe der Stadt ward nichts mehr gehört, sie gelangten nicht an ihre Adresse.

Valentins Wagnisse und seine Thätigkeit vor den Thoren Straßburgs wurden in verschiedenartigster Weise in der Stadt erzählt und vielfach übertrieben; so ward die Ansicht verbreitet, er habe Lebensmittel- und Pulvertransporte nach Straßburg hineindirigirt, dieselben seien jedoch von den Preußen abgefangen worden.*) Sein Name, der durch die Zusammenstellung mit Engelhard in dem gemeinsamen Ernennungsdecret an Klang verloren hatte, wurde schnell wieder populär.

Den stolzen Präfecturpalast zu bewohnen, sollte Valentin nicht vergönnt sein. Einige Stunden nachdem er die Sitzung der Municipalcommission verlassen hatte, um 5 Uhr Nachmittag, hatten einschlagende Bomben in demselben gezündet; dicht neben dem Kabinet, in dem Valentin eine Conferenz abhielt, brach das Feuer aus, das bald das prachtvolle Gebäude bis auf die Außenmauern in Asche legte. Erst lange nach Mitternacht war die Gefahr für die umliegenden Baulichkeiten geschwunden und konnte Valentin in einem der Bureaus des unversehrt gebliebenen Nebenhauses sich eine Ruhestätte bereiten. Aber auch das neue Asyl sollte ihm nicht lange Schutz und Obdach gewähren; in der folgenden Nacht schlug eine Granate 1½ Meter von dem Präfecten ein und zwang ihn, in dem Keller des Hauses seine Residenz auf-

*) Als wahr angeführt z. B. bei Marchand, Le siège de Strasbourg, Paris 1870.

zuschlagen. An demselben Tage wurde in dem Hofe der Präfectur ein Pompier getödtet und brannten die Stallungen und Remisen derselben nieder.

Trotz aller erschwerenden Verhältnisse suchte der Präfect in seinem Amte nicht unthätig zu bleiben. Naturgemäß bot sich, da vom Bas-Rhin ihm nur Straßburg erreichbar war, in administrativer Beziehung für ihn kein allzu großes Arbeitsfeld. Die inneren Verwaltungszweige, denen er sich bei den gegebenen Verhältnissen wohl allein nur widmen konnte, waren die Sorge für die Opfer des Bombardements, die Ermöglichung einer Verbindung mit der Außenwelt und die Leitung der Polizei.

Für die der Stadt angehörigen Beschädigten oder Armen sorgte die Municipalverwaltung selbst; dagegen war es ihr unmöglich, auch denjenigen zu helfen, die sich nur vorübergehend ohne Mittel befanden oder deren Unterstützungswohnsitz nicht Straßburg war. Unter den ersteren befanden sich viele Beamte; Valentin ordnete für sie die Zahlung der Gehälter im voraus für längere Zeiträume an. Zu letzteren gehörten insbesondere die zahlreichen Familien von Officieren der Armee Mac-Mahons, welche Anfangs August für kurzen Aufenthalt in die Festung gekommen waren und nachher dieselbe nicht mehr hatten verlassen können. Auf eine diese betreffende Anfrage des Maires schlug der Präfect vor, einen festen Unterstützungstarif, nach dem Grade des betreffenden Officiers oder der Civilstellung der betreffenden Person und der Anzahl der Familienmitglieder berechnet, aufzustellen und die so festgesetzten Beihülfen aus Staatsmitteln regelmäßig „allwöchentlich" auszutheilen. Dieser Vorschlag datirt vom 24. September, wohl ein Zeichen dafür, daß Valentin nicht glaubte, drei Tage vor dem Schlusse der Belagerung zu stehen. Dieser Tarif trat nicht mehr in Kraft. Da das Bedürfniß sich jedoch täglich steigerte, wies Valentin am 26. September eine Summe von 12000 Francs, welche ihm aus den Sammlungen der in Paris lebenden Elsässer vor seiner Abreise nach Straßburg zur Vertheilung übergeben worden war, für die Nothleidenden an, und zwar mit der Vorschrift, daß diese Summe durch ein besonderes Comité zur Vertheilung zu gelangen habe, in welches je ein Vertreter der drei in Straßburg erscheinenden Zeitungen aufzunehmen sei. An demselben Tage besuchte Valentin das Militärhospital und die Officierambulancen im Kloster der Dames réparatrices. In dem ersteren traf er den am Tage zuvor zum zweiten Male verwundeten Obersten des 87. Regiments Blot, in dem letzteren den bereits am 25. August verwundeten Brigadegeneral Morens.*)

Zu dem gefahrvollen Dienste, Depeschen aus Straßburg hinaus zu be-

---

*) In dem oben angeführten Buche von Signouret wird dieser General als gänzlich unfähig und als „le plus gênant des gêneurs" bezeichnet.

sorgen oder Zeitungen und sonstige Nachrichten von Außen hereinzuschmuggeln, erboten sich naturgemäß nur wenige Personen. Diese wurden einem vorgefundenen Zahlungsversprechen zufolge nach der Wichtigkeit der Mittheilungen und der Zahl der Journale remunerirt, doch anscheinend nicht allzu hoch, wenigstens lautet eine Quittung auf nur zwanzig Francs. Nach Valentins Ankunft in Straßburg traf nur eine Depesche von Belang bei ihm ein und nur eine konnte von ihm expedirt werden; diese ging am 22. September an den französischen Consul in Basel ab; jene war am Tage zuvor von Engelhard aus Schlettstatt eingetroffen und meldete, „daß am 17. September General Trochu 300,000 Mann habe Revue passiren lassen, daß die Forts von Paris mit 6000 Kanonen versehen seien, daß Paris aufs Aeußerste widerstehen und der Feind dort sein Moskau finden werde.“ Valentin ließ diese wunderbare Depesche sofort und — was später ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist — ohne allen Vorbehalt veröffentlichen.

Täglich erhielt der Präfect von dem Centralcommissariat den Polizeibericht über die Tagesvorgänge, wie denn überhaupt der amtliche Geschäftsgang trotz der innerhalb der Stadt — gelinde ausgedrückt — sehr erschwerten Communication ein erstaunlich geregelter blieb, und zwar derart, daß z. B. noch am 28. September, also an dem Tage, an dem die siegreichen Truppen die Festung besetzten, der Director der Tabaksmanufacturen betreffs eines seiner Beamten, dessen Führung während des Bombardements zu wünschen übrig gelassen hatte, dem Präfecten schriftlich Mittheilungen machte.

Bei den Meldungen der Polizei fällt es auf, wie mangelhaft dieselbe über das, was in den höheren Regionen vorging, unterrichtet war. Sie weiß fast nur über die durch die Bomben verursachten Schäden, über die Resultate der kleinen Ausfälle und Scharmützel, sowie über in der Stadt cursirende Gerüchte zu berichten. Von letzteren erwähnt ein Bericht das des Todes des Königs Wilhelm mit dem Zusatze, daß die Preußen „qui se font passer pour les exécuteurs des volontés de Dieu“, wenn dieses Ereigniß sich bewahrheite, nicht verfehlen könnten, in demselben ein Avertissement der Vorsehung zu sehen, ferner ein anderer Bericht, das der bevorstehenden Einberufung einer Constituante, jedoch mit der Befürchtung, daß der Feind wohl ohne die Uebergabe von Straßburg und Metz die Feindseligkeiten nicht einstellen werde. Der Bericht vom 27. September zeichnet sich durch besondere Unkenntniß der Verhältnisse aus. Einem on-dit zufolge — sagt derselbe — habe der Großherzog von Baden einen Brief an General Uhrich geschrieben, während dieser bekannte Brief bereits vor fünf Tagen von dem General beantwortet worden war, und einem anderen Gerüchte nach habe der Feind am Abend zuvor, also am 26. September, so bedeutende Verluste erlitten, daß um die Erlaubniß nachgesucht worden sei, 2000 Verwundete in die Festung

hineinzubringen, eine Bitte, die General Uhrich zwar abgeschlagen, aber auf die hin er doch einen Dr. Levy und Medicamente in das deutsche Lager abgesandt habe.

Alles dieses wird getreulich gemeldet, dagegen davon, daß an diesem selben Tage die Capitulation erwartet werden könnte, verlautet in dem Rapport kein Wort!

Der administrative Geschäftskreis des Präfecten war sonach nicht allzu ausgedehnt und wurde außerdem noch durch den Belagerungszustand beschränkt, der alle bürgerliche Autorität der militärischen unterordnete. Maßgebend war allein das militärische Element. Nicht mit allen Vertretern desselben konnte Valentin sich befreunden; sein Tagebuch erwähnt z. B. gleich nach seiner Ankunft eines commandant paresseux und eines officier ridicule, und weiterhin äußert er sich auch über „mollesse de discipline". Mit vielen der Officiere hatte er dagegen regen Verkehr und namentlich blieb er in steten Beziehungen zu dem General Uhrich. Anfangs scheinen der General und der Präfect sich schnell mit einander verständigt zu haben. Am 22. September kamen Beide über die Anerkennung des Doctor Küß in seinem Amt als Maire trotz der entgegenstehenden Ernennung Engelhards überein („mayorship settled with general" sagt das Tagebuch). Gewissermaßen als Gegenleistung erlangte Valentin am folgenden Tage von dem General die bisher verweigerte Genehmigung zur Aufnahme aller derer in die sogenannten compagnies franches, welche sich nach deren Bildung freiwillig zum Eintritt gemeldet hatten.

Aber nicht immer konnten so verschiedene Charaktere wie Uhrich und Valentin übereinstimmender Anschauung sein. Der im allgemeinen conservative General konnte die Ansichten des weit nach links vorgeschrittenen Republikaners, je genauer er diese kennen lernte, desto weniger theilen. Ein kurzer, diese principielle Differenz deutlich kundgebender, Briefwechsel zwischen Beiden erregt umsomehr Interesse, als er gleichzeitig den einzigen Fall darlegt, in welchem der General Uhrich während der ganzen Belagerung der Presse einen Zügel anlegte.

Gleich nach Valentins Ankunft tauchte plötzlich neben dem „Courrier du Bas-Rhin" und dem „Impartial du Rhin" eine neue Zeitung auf, die den Titel „Le Républicain de l'Est" führte. Die Richtung derselben kennzeichnete sich genügend durch die Benennung. „Organe de la démocratie radicale" und dadurch, daß die beiden erschienenen Nummern des Blattes neben dem 22. und 26. September 1870 die Daten des 1. und 5. Vendémiaire LXXIX verzeichneten. Der Präfect stand dieser Zeitungsgründung jedenfalls nicht fern; es weisen darauf außer der allgemeinen Tendenz Artikel hin, welche fast wörtlich mit den ihm zugekommenen Berichten des Polizeicommissärs gleichlauten.

Die Nummer 2 dieser Zeitung brachte nun einen Aufsatz „Le peuple et l'armée“, welcher eine engere Verschmelzung Beider, vor allem aber für die Soldaten das Recht forderte, „ihre Officiere zu wählen und den Seitens dieser von der Autorität gemachten Gebrauch zu controliren.“ Eine solche Auffassung der militärischen Dinge war nicht nach General Uhrichs Sinn. In einem Schreiben vom 26. September ersuchte er den Präfecten, das Journal aufzufordern, „provisorisch“ keine auf bestehende militärische Gesetze Bezug habende Artikel mehr erscheinen zu erlassen, indem er hervorhob, daß der betreffende Artikel „dans les circonstances actuelles n'a pas de raison d'être et pourrait même porter atteinte à la discipline qui a tant besoin d'être maintenue, en ce moment, dans toute sa force“. Falls der Präfect seine Beihülfe verweigere, behielt sich der General vor, direct zu interveniren.

Valentin antwortete hierauf noch an demselben Tage, er habe der Redaction die Wünsche des Generals mit dem Hinweise darauf zukommen lassen, daß das Erscheinen jeder Zeitung augenblicklich der souveränen Entscheidung des Generals unterliege, welche Beifügung seiner, der stricten Legalität entbehrenden, Aufforderung gewiß Wirkung verleihen werde. Trotzdem sei er jedoch der Ansicht, daß der Artikel des „Republicain“ einer Zeitung, deren Mitarbeiter jeder „passion mauvaise“ fremd seien und nur den einzigen Ehrgeiz hätten, die patriotische Fiber ihrer Mitbürger auf der Höhe zu erhalten, auf die der General die seiner tapferen Garnison zu bringen gewußt habe, nicht schädlich wirken könne, da er ja ausschließlich auf eine mehr oder weniger entfernte Zukunft berechnet sei und außerdem in keiner Weise von den „sentiments“ der Regierung der nationalen Vertheidigung abweiche.

Der bereits am Tage nach dieser Correspondenz erfolgende Abschluß der Capitulation ließ den politischen Gegensatz zwischen Uhrich und Valentin nicht zu größerer Schärfe gelangen.

Die Capitulationsfrage selbst war jedoch ein fernerer Differenzpunkt zwischen Beiden. Der General, im Bewußtsein seiner vollen Verantwortlichkeit für so viele Menschenleben und in genauer Kenntniß der militärischen Situation, sah die Nothwendigkeit, die Waffen zu strecken, von Tag zu Tag näher kommen, unerbittlicher werden, Valentin dagegen im hochgespanntesten, fast exaltirten Patriotismus hatte nur das eine Ziel vor Augen, Frankreich das Bollwerk des Elsasses so lange zu erhalten, als noch Männer zum Kämpfen da seien.

Am 27. September Nachmittags 4 Uhr wehte die weiße Fahne vom Münster. Eine Folge der vom Präfecten genommenen Haltung war es wohl, daß der General ihn weder zu der Sitzung des Vertheidigungsrathes, von welchem die einstimmige Erklärung abgegeben wurde, der Augenblick zur

Capitulation sei gekommen, zuzog, noch ihm nach getroffener Entscheidung von derselben officiell Kenntniß gab. So kam es, daß Valentin wie jeder andere Einwohner Straßburgs die große Nachricht zuerst durch das von der Kathedrale herab gegebene Zeichen empfing. War Valentins Theilnahme an den Entschließungen des Vertheidigungsrathes auch gesetzlich nicht vorgeschrieben, so würde General Uhrich dennoch gewiß einen Präfecten, der seine Anschauungen theilte, zur Abstimmung herbeigerufen haben, durch dessen Votum das Gewicht seines Entschlusses verstärkt, und die Nothwendigkeit, den Widerstand aufzugeben, als von der militärischen Gewalt und der Bevölkerung gleich anerkannt erwiesen worden wäre.

Ein größerer Auflauf entstand noch am Nachmittage des 27. September auf dem Hofe der Präfectur; die Versammelten wollten gegen die Uebergabe der Stadt protestiren. Der Präfect hielt eine Ansprache und es gelang ihm bald unter Hinweis auf die vollendete Thatsache, gegen die nicht mehr anzukämpfen sei, die erregten Leute zu beruhigen.

Am folgenden Mittage um 1 Uhr, als die deutschen Truppen mit klingendem Spiel in die an Ruinen reiche Stadt eingezogen, verließ Valentin die Präfectur und begab sich zu Verwandten. Es ist nicht ersichtlich, weshalb er nicht sofort einen Versuch machte, die Stadt zu verlassen; möglicher Weise war er der Ueberzeugung, als Civilperson voraussichtlich unbehelligt zu bleiben. Er wurde jedoch am 29. September gemeinsam mit einem jungen Studenten L. Moreau, der ihm in den letzten Tagen als Privatsecretär gedient hatte, arretirt und durch Gensdarmen nach Hagenau transportirt. Beide wurden dort zunächst dem Präfecturbeamten Baron Bibra überliefert, bis Graf Luxburg erschien. Es soll ein Augenblick nicht ohne Heiterkeit gewesen sein, als der Graf und Valentin sich Jeder dem Anderen als Präfecten des Niederrheins vorstellten. Die von Valentin erbetene Entlassung auf Ehrenwort wurde ihm nicht gewährt; vielmehr verbrachte man ihn unter vielleicht etwas zu starker Escorte in ein Beamtenzimmer des Hagenauer Gefängnisses. Nachdem der Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen die Internirung Valentins angeordnet hatte, verließ am folgenden Morgen der letzte Préfet du Bas-Rhin sein Departement auf dem Wege nach Ehrenbreitstein. Der unglückliche Moreau mußte das Geschick Valentins theilen; nach den ihm abgenommenen Papieren zu schließen — zumeist schönen Aufsätzen, von denen nur einer, eine harmlose Kriegsnovelle, den etwas politisch anklingenden Titel „Landwehr und Soldat" führt, die anderen Ueberschriften, wie z. B. „der Troubadour", „eine Episode aus den Kreuzzügen" tragen — muß seine politische Gefährlichkeit nicht allzu groß gewesen sein.

Die Rolle Valentins war hiermit für den Krieg von 1870 ausgespielt, denn erst mit dem Friedensschlusse wurde er aus Ehrenbreitstein entlassen.

Die kurze Episode seiner Thätigkeit zeigt uns jedoch — mag man seiner politischen Richtung auch abgeneigt sein —, einen Mann von Ueberzeugungstreue, Muth und Energie, wie uns Frankreich deren im letzten Feldzug nicht allzu Viele gegenüber zu stellen vermocht hat.

Um seine weiteren Schicksale kurz anzudeuten, so sei noch erwähnt, daß Valentin bereits im Februar 1871 von Thiers zum Präfecten des Rhone-Departements ernannt wurde. Im März desselben Jahres von den Communards vier Tage lang gefangen gehalten, verließ ihn sein Muth auch hier nicht; er machte ihnen nicht die geringste Concession. Später, am 30. April, führte er sogar in eigener Person die etwas zögernden Truppen gegen die Barrikaden der Aufständischen vor. Hierbei selbst schwer verwundet, rettete er durch seine entschlossene Haltung Lyon und damit den Süden Frankreichs von der Gefahr der Commune für lange in die Hände zu fallen. Mac-Mahons Berufung auf den Präsidentenstuhl hatte Valentins Ausscheiden aus dem Dienste zur Folge. Die neuesten Wahlen haben den Expräfecten wieder ans Tageslicht gebracht. Wird sein Mandat für Seine und Oise die Republik für länger befestigen helfen, als einst dasjenige für den Niederrhein oder wird dasselbe ein gleiches jähes Ende finden?

Zu Burkhardts klassischen Findlingen.

Von Michael Bernays.

Seit geraumer Zeit beschenkt uns C. A. H. Burkhardt mit gehalt- und umfangreichen Mittheilungen, die, zumeist aus dem schriftlichen Nachlasse des Kanzlers von Müller stammend, über Personen und Verhältnisse des Weimarischen Literaturkreises vielfach ein erwünschtes Licht verbreiten und uns über manches Einzelne jener Zustände erfreuliche Aufklärung bieten. Mit Recht bezeichnet der hochgeschätzte Archivar die Schriftstücke, die er uns hier vorlegt, als „klassische Findlinge.“ Im neuesten Hefte der Grenzboten (No. 13.) werden uns abermals einige solcher willkommenen Gaben gereicht. Wir erhalten zwei Briefe Goethes von beträchtlicher Ausdehnung, beide dem Jahre 1812 angehörig; wir erhalten ferner einige Documente, die uns des genaueren belehren, wie Schillers Erhebung in des heiligen römischen Reichs Adelstand vorbereitet und vollzogen ward.

Bei sorgfältigem Beschauen dieser Findlinge mindert sich jedoch die Freude, die der erste Anblick hervorrief. Von dem, was Burkhardt gefunden, ist ein Theil schon längst ans Licht gebracht; über das Neue aber, das er uns spendet, regen sich bedenkliche Zweifel.

Der erste der beiden Goetheschen Briefe (vom 31. März 1812) ist an

Caroline Pichler gerichtet; der zweite (vom 30. August 1812) beschäftigt sich mit dieser, in breiter Fülle sich ergießenden Schriftstellerin und einer ihrer ansehnlichsten Productionen, dem Agathokles*). Durch eine mütterliche Freundin, Frau von Bließ, war Caroline — so berichtet sie selbst in den Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben 2,209 — angeregt worden, die Autographensammlung Goethes durch einige schätzbare Stücke zu bereichern; im ersten jener Briefe entrichtet Goethe seinen Dank. Burkhardt läßt sich durch eine ungenaue Erinnerung täuschen, wenn er meint, die Baronin von Eskeles, Schwägerin der Frau Pichler, habe diese bestimmt, sich der Liebhaberei Goethes gefällig zu erweisen. Die Baronin Eskeles war ferner nicht, wie Burkhardt schreibt, Schwägerin der Frau Pichler; sie stand vielmehr zu der Frau von Bließ in einem solchen verwandtschaftlichem Verhältnisse. Und aus diesen unsicheren Angaben entspringt nun ein weiterer Irrthum, der in dem folgenden, etwas undeutlich gefaßten Satze versteckt liegt: „Freundlicher war der zweite Brief Goethes an die Baronin Eskeles, die unterdeß verstorben, sich eingehender mit dem Agathokles der Caroline Pichler beschäftigte." — Mit nichten! Der zweite, in Karlsbad geschriebene Brief ist keineswegs an die Baronin Eskeles, sondern an Frau v. Bließ gerichtet; und nicht die Baronin Eskeles war „unterdeß verstorben", sondern Frau v. Bließ war schon abgeschieden, als Goethe's Brief in Wien anlangte; er ward deßhalb der Schwägerin der Verblichenen, der Baronin Eskeles, zugestellt, aus deren Händen Frau Pichler ihn empfing.

So wären denn die Beziehungen zwischen diesen drei Damen in's Klare gebracht. Der erfahrene Archivar wird gewiß nicht ohne Lächeln auf diese nun glücklich geschlichteten Wirrnisse hinschauen. Wie leicht können sich bei rascher Arbeit solche harmlose Irrthümer einschleichen! Ernster und dringender ist die Frage: Kann der Brief vom 31. März, den Burkhardt uns vorlegt, derselbe sein, den Caroline Pichler empfing und den sie in ihren Denkwürdigkeiten durch die Beiwörter „sehr höflich, aber diplomatisch steif und umsichtig" charakterisirt? Auf den mitgetheilten Brief, in dem sich eine gutmüthige Ironie unbewunden ausspricht, scheint diese Bezeichnung kaum zu passen. Immerhin mochte jedoch Caroline in jenen ironischen Wendungen eine abwehrende Steifheit wahrnehmen. Aus inneren Gründen — das ist sicher — ließe sich jene Frage nicht entscheidend beantworten. Auch mir wäre es unmöglich, eine solche Antwort zu ertheilen, wenn nicht Hirzel, da ich eben

*) „So weit die deutsche Zunge reicht, wird wohl keine Frau, kein Mädchen Ansprüche auf die Ehre höherer Bildung wagen, wenn ihnen „Agathokles" und die „Frauenwürde" fremd geblieben sind." Diesen Ausspruch eines „geachteten Kritikers" konnte die Verlagshandlung citiren, als sie im Jahre 1844 die dreiundfünfzigbändige Sammlung der Pichlerschen Werke anpries. Die rüstige Verfasserin war am 9. Juli 1843 aus dem Leben geschieden.

in Leipzig weile, mir aus seinen handschriftlichen Schätzen den echten Brief Goethe's wohlwollend darreichte. Daß er denselben besitzt, hat er schon seit längerer Zeit den frommen Gliedern der stillen Gemeinde verrathen, die er durch Mittheilung des Neuesten Verzeichnisses einer Goethe-Bibliothek begünstigte. So sagt denn auch Burkhardt, der Brief befinde sich in etwas anderer Fassung in dem Besitz von S. Hirzel. Aber wie! Goethe wird doch nicht seinen Brief in zwei verschiedenen Fassungen der Wiener Schriftstellerin übersandt haben? Von diesen beiden Formen kann doch nur eine für echt und beglaubigt gelten.

Um alle Zweifel zu lösen — hier ist der Brief, den Goethe mit eigenhändiger Unterschrift geziert und mit eigenhändiger Adresse versehen hat:

> Ich darf meinen lebhaften Dank nicht aufschieben für Ihre freundliche Zuschrift und für die gefällige Art, womit Sie meinen Wünschen in Absicht auf eine Lieblingssammlung, dem unmittelbaren Andenken würdiger Menschen gewidmet, so thätig entgegenkommen. Auch Ihr lieber Brief soll als solches Document, zwar wie die übrigen alphabetisch, aber doch mit besonderer Neigung eingeschaltet werden.
>
> Wenn von der eignen Hand des vortrefflichen Mozart sich Ihren emsigen Bemühungen keine Zeile darboth, so wird mir das Uebrige desto lieber, und ich werde um desto eifriger sammeln, weil uns dieses Beyspiel zeigt, wie gerade das Nächste und Eigenthümlichste des Menschen sobald nach seinem Scheiden verschwindet und von seinem Zustande, wie von seinen Verdiensten nur ein Allgemeines, gleichsam Körperloses übrig bleibt.
>
> Diese Betrachtungen führen uns dahin, daß wir uns desto mehr an diejenigen verdienten Personen halten, mit denen uns das gute Glück in irgend ein lebendiges Verhältniß hat bringen wollen. Seyn Sie versichert, daß ich zu wiederholten malen an Ihren Productionen Theil genommen, ja ich will nur gestehen, daß ich einigemal in Versuchung gerathen bin, Ihnen über Sich selbst und Ihre lieben Deutschen Schwestern in Apoll ein heiteres Wort zu sagen, doch gehen solche gute Vorsätze bey mir gar oft in Rauch auf.
>
> Desto dauerhafter ist die hohe Achtung und zarte Neigung für Charakter und Verdienst mit der ich mich auch diesmal Ihnen zum schönsten empfehle.
>
> Mit wiederholten Wünschen für
> Ihr Wohlergehen Goethe.
>
> Weimar, den 31sten März 1812.
>
> Der Frau Caroline von Pichler
> Gnaden
> nach Wien.

Dieser Brief, dessen Anfang in Hirzels Neuestem Verzeichniß S. 216 abgedruckt worden, ist unzweifelhaft derselbe, der durch Frau v. Bließ in Carolinens Hand gelangte. Und das von Burkhardt mitgetheilte Schriftstück? — Leider hat es dem geehrten Finder nicht beliebt, uns die äußere Beschaffenheit seines Fundes genauer anzuzeigen; ich muß mich daher mit der Vermuthung begnügen, daß wir hier den ausführlichern Entwurf des Briefes vor uns haben, den Goethe hernach ins Enge zog, und ihm dadurch, vielleicht unabsichtlich, jene steifere Haltung gab, durch welche der weibliche Autor, gewöhnt an die reichlichen Lobesergüsse der Freunde und Freundinnen, sich einigermaßen verletzt fühlte.

Aber nicht einmal eine Vermuthung ist uns über die Beschaffenheit des zweiten Briefes gestattet, über den sich Caroline in ihren Denkwürdigkeiten, wie Burkhardt sagt, „kurz verbreitet". Zwar wird ein philologischer Blick im Texte manches Schadhafte wahrnehmen, und kein aufmerksamer Leser kann an dem Satze, der oben auf S. 483 schließt, ohne Anstoß vorübergehen. Dennoch muß uns dieser Brief, so wie er hier vorliegt, willkommen sein. In heiterer Stunde niedergeschrieben, spricht er behaglich den Eindruck aus, den Goethe von einer der hervorragendsten Leistungen seiner österreichischen Schwester in Apoll empfangen. Kann uns auch der Pichlersche Agathokles eine ernstliche Theilnahme nicht mehr abgewinnen, so mögen doch Goethe's kritische Aeußerungen eine gewisse Neugier nach dem fast verschollenen Buche wachrufen. Wenigstens muß man den Roman zur Hand haben, um Anmuth und Gehalt dieser Aeußerungen ganz zu schätzen. Goethe's Lob ist aufrichtig gemeint, wenn ihm auch die Beimischung ironischer Würze nicht gänzlich fehlt.

Auch hier behauptet Goethe das Recht seiner Individualität, die wohlbegründete Freiheit seiner Anschauungen. Warum er sein Verhältniß zu seiner „heidnischen Sippschaft" hier so nachdrücklich betont, das wird erst deutlich, wenn man erfährt, daß der Agathokles seinen Ursprung ganz eigentlich der Lectüre des großen Gibbonschen Werkes verdankt. Der ergreifenden Darstellung vom Verfall und Untergang des römischen Reiches entnahm Caroline die gesammte historische Unterlage ihres in Briefen abgefaßten Romans. Aber den Meinungen, die der englische, französisch geschulte Historiker über Entstehung und Wesen des Christenthums vorträgt, widersetzte sie sich aus voller Ueberzeugung. Ihr Roman sollte darthun, — so belehrt sie uns selbst über ihre Absichten in der Vorrede zur zweiten Auflage — „daß die Dazwischenkunft des Christenthums eine Anstalt der Vorsicht, zum Troste und zur Beglückung der leidenden Menschheit, von segenreichen Folgen für Cultur und Menschenwerth, und endlich seine Verbreitung in der Natur, den Verhältnissen, und dem Stande der damaligen Bildung oder Verbildung des Menschengeschlechts tief gegründet, und nothwendig war." Goethe nimmt nun hier, in

Scherz und Ernst, Partei für das untergehende Heidenthum, das er glimpflicher behandelt wünschte. Auf ähnliche Weise hatte er in kecken Jugendjahren, wenn er der edelfrommen Klettenberg erbauliche Missionsberichte vorlas, sich auf Seite der wilden Völkerschaften gestellt, denen man die Heilsbotschaft des Christenthums gewaltsam beibringen wollte.

Als ich beim ersten flüchtigen Ueberblick des Briefes an die Stelle kam, wo Goethe seinen „Großoheim Hadrian und seine Seelchen" erwähnt, witterte ich alsbald einen Fehler. Was sollen hier die Seelchen im Plural? Goethe's Ausdruck erhält nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, er wolle auf die Verse hindeuten, mit denen der sterbende Hadrian seine Seele ansprach, und die in neuerer Poesie so vielfache Nachahmungen gefunden und die Widerlegung christlicher Dichter herausgefordert haben. Aelius Spartianus in seinem Leben Hadrians (25, 9) berichtet: Et moriens hos versus fecisse dicitur:

> Animula, vagula, blandula,
> Hospes, comesque corporis,
> Quae nunc abibis in loca
> Pallidula, rigida, nudula,
> Nec ut soles dabis iocos.

Ein Blick in den Roman überzeugte mich, daß Goethe in der That nur diese Anspielung im Sinne haben konnte. Im neunten Briefe des ersten Bandes schreibt Agathokles an Phocion (S. 74 der Ausgabe von 1820): „Es ist gar zu traurig, welche düstere entnervende Vorstellungen von unserm Fortwähren im Hades sich die meisten, selbst vernünftigen Menschen machen. Wenn Hadrian sein Seelchen bleich und nackt in unbekannte Orte hinwandelnd denkt, wo kein Scherz, keine Freude mehr ist," u. s. w. Und um keinen Zweifel übrig zu lassen, giebt die Verfasserin, die sich, wie man sieht, mit Erfolg in das Studium des römischen Alterthums versenkt hat, in einer gelehrten Anmerkung die eben citirten Verse nach ihrem vollen Wortlaut.

Da ich einmal das lästige Geschäft der Berichtigung über mich genommen, so mag hier auch noch einer der älteren Findlinge von einem häßlichen Flecken gereinigt werden. Ein werthvoller Brief Goethe's an Voß vom 6. Dec. 1796, den Burkhardt im Jahre 1873 den Grenzboten (No. 42) zum Druck übergab, enthält einige Andeutungen über Hermann und Dorothea und die Elegie, welche dies Epos ankündigen sollte. Da lesen wir den Satz: „Ich werde nicht verschweigen, wie viel ich bey dieser Arbeit unserm Volk und Ihnen schuldig bin." Unserm Volk und Ihnen? — Gewiß war Goethe seinem Volke viel schuldig geworden. Aus der Tiefe des deutschen Volksgemüthes waren die köstlichsten seiner Lieder entsprungen; auf dem Boden des deutschen Volkslebens waren manche seiner größten Dichtungen, war vor allen Hermann und Dorothea erwachsen:

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.

Aber sicherlich wollte Goethe hier nicht auf unser Volk, sondern auf einen großen Mann unseres Volkes hindeuten, der mit Voß die Ehre theilt, den Dichter auf die Bahn des reinen Epos hingelenkt zu haben. Und wem sonst gebührt diese Anerkennung, als dem großen Ahnherrn unserer Philologie, dem Schöpfer der homerischen Kritik, Friedrich August Wolf? Was der Dichter des Hermann dem mächtigen Philologen schuldete, sprach er dankbar aus in dem Distichon:

Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.

In der Einleitung zu den Briefen Goethe's an Wolf habe ich den geschichtlichen Commentar dieses Dichterwortes zu geben versucht.

Vermögen wir nun auch in dem Briefpaar vom Jahre 1812 keine völlig zuverlässigen Documente zu erblicken, so wird uns doch in ihm etwas Unbekanntes geboten, das zu eingehender Betrachtung auffordert.

An dem zweiten der diesmaligen Findlinge jedoch gewahren wir gar zu wohl bekannte Züge. Von den hier abgedruckten, auf Schillers Standeserhöhung bezüglichen Schriftstücken sind die werthvollsten längst, und zwar in reinerer Gestalt, als sie hier erscheinen, den Freunden Goethe's und Schiller's zugänglich geworden. Durchblättern wir Otto Jahn's vorzügliche, vielleicht nie nach ihrem ganzen Werth geschätzte Ausgabe der Briefe Goethe's an Voigt, so finden wir im Anhange S. 467—470 nicht weniger als fünf, Schiller's Adelung betreffende Documente zusammengestellt; wir finden dort die von Voigt entworfene, vom Dichter selbst durchgesehene Lebensskizze Schiller's, in welcher dessen Verdienst um Kaiser und Reich angegeben und nach Gebühr gepriesen wird; wir finden Carl August's Schreiben von 16. Nov. 1802, ferner Schiller's Dankesworte vom 18. Juli und 17. November, und endlich, in authentischer Form, das Gedicht, mit welchem Voigt den Neugeadelten begrüßte.

Kein Vorwurf treffe hier den vielthätigen und vielverdienten Archivar, der, seinen eigentlichen ernsten Aufgaben treu sich widmend, vielleicht nur wenige Nebenstunden diesen anlockenden Studien gönnen darf. Auf Anlaß eines solchen Vorkommnisses mag jedoch hier der natürliche Wunsch kräftig ausgesprochen werden, daß man bei Bekanntmachung handschriftlicher Documente etwas zögernder zu Werke gehe. Wir müssen doch wohl erst mit einiger Umsicht untersuchen, ob das vermeintlich unedirte Schriftstück, das dem Liebhaber angenehm überraschend ins Auge leuchtet, dem weiterblickenden Kenner nicht schon längst bekannt und vertraut sei.

Man durchmustere Zeitschriften, literarhistorische Archive, neue Ausgaben unserer nationalen Klassiker! Wie oft stößt man hier auf angeblich unbekannte

Briefe, oder sonstige Actenstücke zur Geschichte unserer Literatur, die schon längst, und nicht selten in vollkommenerer Gestalt, den Studiengenossen öffentlich mitgetheilt worden! Wie oft wird man hier Zeuge des vergeblichen Bemühens, mit dem eine längst durchgeführte und zu sicheren Ergebnissen gediehene Untersuchung von neuem angestellt wird! So erhielten die Leser des Archivs für Literaturgeschichte vor einiger Zeit das Concept eines Lessingschen Briefes an Ernestine Reiske: dieser Brief sollte als unbekannt gelten; das Original war aber schon vor einigen Jahren vollständig, mit meinen ausführlichen Erläuterungen versehen, in diesen Blättern an die Oeffentlichkeit gelangt. Und ebenso hat ein Mitarbeiter an der Hempelschen Ausgabe der Werke Goethes sich die unnöthige Mühe aufgeladen, noch einmal den umständlichen Nachweis zu liefern, daß die Rede des jungen Dichters zum Shakespearetag nicht während des Straßburger Aufenthaltes verfaßt sei. Dem emsig arbeitenden Manne war unbekannt geblieben, daß ich durch eine Bemerkung, die Otto Jahn 1866 in seine biographischen Aufsätze hinübernahm, auf das überzeugendste dargethan hatte, die Rede könne nur für den Shakespearetag bestimmt gewesen sein, den Goethe kurz nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt feierte, nämlich den 14. October 1771. Wie mannichfache Beispiele ähnlicher Versehen und Versäumnisse ließen sich hier anhäufen!

Das Studium unserer großen vaterländischen Literatur ist in einem schönen Aufblühen, in einem vielleicht allzu schleunigen Wachsthume begriffen. Möge es vor der vordringlichen Geschäftigkeit der Unberufenen verschont, von der Vielthuerei der Kleinkrämer ungefährdet bleiben! Dies Studium muß der gerechten Mißachtung ernster Forscher unrettbar verfallen, wenn nicht jeder, der zu fernerer Ausbildung desselben mitwirken will, sich die strengsten Forderungen philologisch-historischer Wissenschaft gegenwärtig erhält.

Leipzig, 3. April 1875.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

III.

Was die Naturwissenschaften anlangt, so war ich sehr zufrieden, wenn ich gelegentlich den Namen einer Pflanze oder eines Steines erfragen konnte, und aus Reisebeschreibungen einiges über fremde Länder erfuhr. Die wichtigsten Sternbilder lernte ich mühsam mit Hilfe eines alten Globus, den ein Freund in der Rumpelkammer seines Hauses entdeckt und mir geschenkt hatte, kennen. Wußte ich auch nicht der Natur mit dem krausen Schlüssel des Experimentes

Geständnisse abzuzwingen, so war ich mit ihr doch in einem um so innigerem Verkehre der Empfindung, welcher aus ganz gesunden Wurzeln hervorging. Schon als Knabe liebte ich Einsamkeit und Waldesdunkel, mit reger Theilnahme folgte ich den Erscheinungen des Himmels, dem irren Flug der Wolken, Nachts sah ich mit Staunen das geheimnißvolle Wandeln der Sterne, doch auch das Kleinleben der Käfer und Vögel entging meinem Blicke nicht. Allmählich erschlossen sich die Sinne für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechsel des Lieblichen und Großartigen der Thäler, besonders in den Ausläufern des Hochgebirges gegen die Ebene. Jede freie Stunde trieb ich mich im Felde und Gebirge herum, eine Fülle ungeahnter Herrlichkeit that sich auf und, mit offenem Auge dem Laufe der Jahreszeiten folgend, erkannte ich nicht blos das Neben- sondern auch das Nacheinander der Dinge: wie eines dem anderen entspringt und die Umgestaltung des einen das andere voraussetzt. So hatte ich die Einheit des Vielen, die Einheit des Mannichfaltigen längst erschaut, eh' mir das Werk eines Philosophen dies in logischer Schlußfolge bewies. Hatte ich irgend eine Anlage zur Poesie, mußte sie hier erwachen und sich zunächst, weil ich mich nur von Anschauung nährte und mir das Leben der That entrückt blieb, in jener Zwittergattung lyrischer Beschreibung entfalten, von welcher die deutsche und englische Literatur so prächtige Edelsteine zeigt, die aber leider oft durch Vermischen der Gattungen das ästhetische Urtheil verrückten und die Anerkennung reiner Kunstwerke hemmten.

Ein neues Element wurde nur künstlich durch die Lectüre eingeimpft. In Tirol läßt man sich Zeit und ist daher so ziemlich zwanzig Jahre hinter dem jedesmaligen Stande der Literatur zurück, deßwegen erhielt ich vom Neuesten, was freilich nicht Schade war, sehr wenig, vorzüglich aber Dichter wie Hölty, Salis, Mathisson, Geßner, oder auch die Satiren Rabeners, welche ich, obwol sie mir wegen ihrer Spießbürgerlichkeit innerlich widerstanden, pflichtgemäß hinunterwürgte, da der Verfasser im Reigen der sogenannten deutschen Classiker prangte. Ich lernte die Dinge bald ansehen, wie sie diese Dichter besangen, d. h. wie sie eigentlich nicht waren und meine Auffassung blieb lange Zeit befangen. Ein Auge, daß den Sachen ihr Recht läßt und in dieselben nichts hineinschaut, was nicht heraus schaut, ist überhaupt unter den Gebildeten viel seltener als man glaubt, und wenn hier ein Umschwung eintritt, so darf man dies, ohne zu fehlen, als ein Verdienst der erwachenden Liebe zur Naturwissenschaft betrachten. Ich verdanke die Befreiung von sentimentalen Angefühlen ebensosehr dieser als den Griechen.

Die Jugend macht gern Propaganda, so zog auch ich meine Gefährten, bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetischen Zauberbann. Der liebste darunter war mir Adolf Wild-

gruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form besaß, welche ich oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim sehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: nach seinem Tode erschien von ihm ein Bändchen „heiliger Gedichte", welche Leser, die vom Verfasser nichts genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurücksetzen würden. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geschriebene Wochenschrift herausgab, wo unsere poetischen Versuche niedergelegt wurden. Die Aufschrift „Eiche" sollte auf einen Zusammenhang mit den Barden, „Buche" auf unsern beliebtesten Waldbaum deuten. Uebrigens waren wir nicht die ersten, welche von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Literaturgeschichte kennt Alois Weißenbach; sie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergessen, dessen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnasium auf solche Erscheinungen aufmerksam wurden, herauskamen. Wir wußten damals seine Poesie nicht zu würdigen. Ein Urtheil über ihn, mit welchem wir alle übereinstimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er soll ein tiefer Denker und in der Geschichte sehr bewandert sein. Aber seinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, desto passender sind sie vielleicht für unsere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, sonst ist es in Bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutschland."

An der Hand der Poeten wurden wir, wie es öfters geschieht, zur Erotik geführt und uns damit ein neuer Stoff eingeimpft. Erotik! Liebe will ich nicht sagen, wenn es der eine oder der andere zu einem bischen Verliebtheit brachte, war das alles. Unsere poetischen Vorbilder hatten von Chloe, Daphnis und Laura gesungen, da wir ihnen ganz gleichen wollten, so mußten wir nicht bloß ihre Naturgefühle anempfinden, sondern auch jeder irgend einen Gegenstand haben, ihm weiche Seufzer und Verse voll Todesahnung, wo die Geliebte sich auf das Grab setzt und um den zu spät erkannten Schäfer Thränen vergießt, nebst allem Zubehör dieser Poesie zu widmen. Es war lächerlich genug, wenn wir Bengel, die ebenso gut zu Sennern und Bauernknechten getaugt hätten, wie die Kater im März von Empfindungen miauten, die wir eigentlich gar nicht kannten, aber aus Selbsttäuschung zu haben wähnten, und dabei Herz und Schmerz, Sehnen und Thränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne zum hunderttausendsten Mal verreimten. Indem einer den andern erhitzte, blieb die Thorheit nicht aus. Einer liebte die Tochter des Bräuers im Löwenhaus, welche täglich in die Stadt zur Nähterin ging. Da sie um 7 Uhr früh durch die einsame Allee heraufwandelte, war die Zeit recht gelegen erröthend ihren Spuren zu folgen, ebenso Abends um fünf, wo sie heimkehrte. Weil er nicht schön war, wollten wir ihm sein Glück nicht glauben; er bestellte uns daher auf den nächsten Tag. So standen wir an

einem kahlen Wintermorgen mit erfrorenen Nasen hinter einer Gruppe dickstämmiger Pappeln, harrend der Sonne, die da aufgehen sollte. Plötzlich sahen wir jedoch ihn im gestreckten Galopp athemlos daherrennen, daß der rothgefütterte, schwarze Mantel in die Lüfte flog, hintennach fluchend und prustend zwei Brauknechte, derbe Knittel schwingend. Da sie den Leichtfüßigen nicht einholten, drohten sie von weitem ihm die „Haxen" abzuschlagen, wenn er sich noch einmal sehen lasse. Das Mädchen fühlte sich nämlich durch die beständige Verfolgung belästigt und die Eltern machten auf diese nicht sehr idyllische Art der Sache ein Ende. Der Herzensschatz eines andern wohnte in der Sommerfrische auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck. Ihr Anbeter stieg um Mitternacht, um wenigstens die Luft, welche der Engel athmete, zu schlürfen, hinauf. Die Villa war von einem Garten umgeben, in welchem ein Brunnen stand. Er kletterte über den Zaun, pflückte von Rosen, was er erreichte und verzehrte sie wie ein Goldkäfer, denn vielleicht hatte sie der Saum ihres Kleides gestreift. Darauf trank er vom Brunnen, dessen Röhre ihre rothen Lippen wahrscheinlich berührt hatten, wenn sie es nicht vorzog aus einem Glase den Durst zu stillen. Nachdem er dies mit dem seligsten Wonnegefühl vollbracht, klomm er wieder über den Zaun, purzelte jedoch so heftig auf den Boden, daß er den Hund weckte. Dieser fuhr auf ihn zu, zwickte ihn scharf in die Waden und jagte ihn durch Dick und Dünn schneller über den Berg hinunter, als er heraufgestiegen war. Was mich betrifft, so war meine Narrheit immer mit so viel Vorsicht gepaart, daß ich mich nicht öffentlich blosstellte. Ich mag über diese kleinen Erlebnisse lächeln, spotten möchte ich nie und nimmer. Es wehte ein Hauch jugendlicher Poesie durch dieselben, der manche vor Ausschweifungen schirmte und auch diese Erfahrungen trugen dazu bei uns mehr und mehr zu reifen.

Ein Gewinn anderer Art war für mich einige Kenntniß der Musik, soviel ich mir nämlich davon bei meinem für Auffassung der Tonunterschiede und ihrer Zeitverhältnisse schwachen Gehör aneignen konnte. Als Knabe durfte ich deswegen in Kirche und Schule nicht mitsingen, und gegen meine Versuche, geigen zu lernen, legte die ganze Nachbarschaft Protest ein. Ein Troubadour muß sich jedoch auf die Kunst der Töne verstehen und was für ein Instrument hätte sich da besser geeignet, als die unter den Studenten so beliebte Laute? Ich übte meine ungelenken Finger mit größtem Eifer auf den Saiten; in einem halben Jahre brachte ich es so weit, daß ich sie rein stimmen konnte, und dann gelang es mir, irgend ein leichtes Stückchen leidlich zu klimpern oder die Flöte zu begleiten. Im Fasching saß ich mit dem Sohne der Quartierfrau auf dem Tische und spielte zum Tanz. Auch Wildgruber, der sehr tüchtig Violoncell spielte und sich seinen Unterhalt zum Theil dadurch erwarb, suchte mich fortwährend für Musik anzueifern

In einem Briefe — obwohl wir uns täglich sahen, schrieben wir einander fortwährend — äußerte er sich darüber sehr kräftig. Ich theile diese Stelle mit, weil sie die Art unseres Verkehrs im Allgemeinen und ihn insbesondere charakterisirt: „Unter uns gesagt, kann ich Schöpfs Freude an der Musik unmöglich tadeln, im Gegentheil würde ich sie auch bei Dir gerne sehen. Allein diese Freude soll sich nicht blos durch die Neigung sondern auch durch die That äußern: wenn ich mich vielleicht zu unbestimmt ausdrücke, so wisse, daß ich meine, Du hättest gleichfalls zum Gesang Dich verwenden sollen, oder sonst zu was immer für einem Instrumente. Warum solltest Du, der Du doch nach allseitiger Bildung strebst, dies Fach vernachlässigen? Dies schöne Fach! Musik und Poesie sind die Genien, die uns durchs Leben leiten. Wo weht die Liebe sanfter als in der Musik? Wo sind die Gefühle zarter, erhabener, majestätischer? Man sage auch nicht, daß Musik kein wahres Vergnügen geben könne, weil es ein vorübergehendes ist. Vorübergehend ist ja alles auf diesem Erdenrund, nichts ist ewig dauernd als die Wahrheit und diese ist ja keine Erden- sondern eine Himmelsbürgerin. Die Musik veredelt unser Herz, zähmt unsere Leidenschaft, leitet uns empor zum schönen Himmel. In ihr würdest Du Deine Lieblingswissenschaft, die Mathematik angewendet finden. Aber wirst Du mir entgegnen, ich lernte ja Guitarre spielen. Das heiße ich so viel als nichts. Dir fehlt schon der Grund und was ist das für eine Selbstunterhaltung, wenn so vieles mangelt. Gesetzt auch, daß Du taktfest seiest und wirklich viel treffest, wirst Du doch sehr irren, wenn Du glaubst, ein guter Lautenspieler zu sein. Dann fehlt der Vortrag, der schöne Vortrag, den man sich ohne Leitung nie angewöhnen kann, weil man auch all die Feinheiten, die ein anderer, der zuhört, so leicht bemerkt, und die leise, biegsame Wendung in mancher Stelle vermißt. Ich habe mich da weiter verbreitet als ich wollte. Nichts für ungut!" Sein Zureden half aber nicht viel.

Nachdem ich allmählich zur Einsicht gelangt, daß ich es als Musiker nie zu etwas bringen werde, hing ich die Laute für immer an den Nagel. Ich habe es übrigens oft beklagt, daß ich für diese Kunst so wenig Anlage besitze, und war auf jeden Senner neidisch, der so recht aus voller Brust seine Lust von einer Bergspitze über alle Thäler hinausjodelte. Uebrigens war die aufgewendete Zeit nicht verloren; mein Geschmack, die Freude an der Musik entwickelte sich und ich suchte gern den seltenen Genuß trefflicher Tonwerke. Dieser Mangel an musikalischem Talent ist um so auffallender, da die Natur mein Ohr für den Rythmus der Sprache und ihren Klang sehr gut entwickelt hat.

Den Versuch tanzen zu lernen, gab ich wegen Unbeholfenheit bald auf, selbst dem elastischen Walzer, wo der Leib ganz vom Rhythmus getragen wird, mußte ich entsagen, denn ich stampfte meiner Dame entweder auf den Fuß

oder ruderte sie in eine Ecke. Dennoch war ich stark und kräftig; durch das Bergsteigen so gewandt, daß es mir im Sprung oder Lauf kaum jemand zuvorthat.

In ein neues Geleise brachte mich die Religiösität. Zwar war ich bisher stets gläubig geblieben; ich zweifelte an keinem Dogma des Katholicismus und erfüllte alle Forderungen desselben in Bezug auf Kirchenbesuch und Beichte. Allein ich that es nur, weil es so hergebracht war und wurde blos äußerlich berührt, wie gar manche, die ohne Nachdenken Katholiken bleiben, da sie einmal in dieser Religion geboren sind. Diese Gewohnheitsmenschen sind eigentlich vielen Priestern am liebsten; sie rauben dem Klerus nie den Schlaf, verursachen ihm durch kein Scandal Sorge, und verfehlen den breitgetretenen Pfad zum Himmel nicht. Nun stiegen mir wegen meiner Verliebtheit Bedenken auf. Ich weiß nicht mehr was dazu den nächsten Anlaß gab, vielleicht das Lesen der Bekenntnisse des hl. Augustin, welches in diese Zeit fällt, genug, sie waren aufgestiegen. Ich beschloß, mir in der Beichte Rathes zu erholen. Wäre ich auf einen Geistlichen alten Schlages gestoßen, dieser hätte die Sache als das aufgefaßt, was sie war, und mich mit klugem Finger aus der Thorheit weggeleitet. Es traten aber bereits damals jene Fanatiker auf, denen Christus nicht christlich und der Papst nicht päpstlich genug war. Jetzt beherrschen sie die Kirche und jene guten Greise, welche den Menschen nicht ob der Pflicht des Priesters vergaßen, wanken allmählig dem Grabe zu. Mein Beichtiger war aus jener Schule, welche man die Neuromantiker des Katholicismus nennen möchte, da sie überall die entschwundene Herrlichkeit des Mittelalters heraufbeschwören wollen, und die Gegenwart durch die galvanischen Zuckungen, die sie an einer Leiche hervorbringen, erschrecken. Er war sogleich von der ungeheuren Sündhaftigkeit meines Thuns überzeugt, versagte mir die Absolution, wenn ich nicht schleunigst dieses Treiben aufgebe und bestellte mich nach acht Tagen zur Generalbeichte, wo ich über mein ganzes vergangenes Leben Rechenschaft ablegen sollte. Um mich vorzubereiten, lieh er mir verschiedene Bücher. Ich erschien ganz zerknirscht. Von nun an wurde ich ein Mucker, lief in jeden Rosenkranz, betete Nachts mit ausgestreckten Armen und auf Scheitern knieend, und kehrte alle acht Tage im Beichtstuhl ein. Wohl begreifend, daß mich der Schrecken in die Kirche gejagt, aber schwerlich dort lange festhalten werde, machte er mich auf die Schönheit des Gottesdienstes, die tiefen, mystischen Beziehungen desselben, die naive Frömmigkeit der Legenden aufmerksam und richtete all mein Denken und Dichten auf Maria, als das reine Urbild der Weiblichkeit. Ich lernte sie lieben, wie ein Ritter des Mittelalters jene Prinzessin von Byzanz, von der er nicht einmal den Schleier gesehen. Ich schwelgte vor Entzückung und jeden Reiz, alle Wunder des Lebens übertrug ich auf sie, welche eine Krone von Sternen um die jungfräuliche Stirn, den Mond zu Füßen hat. Das ist begreiflich.

Ich war im Alter erwachender Geschlechtlichkeit. Diese nimmt bei poetischen Jünglingen zuerst einen idealen Flug, bis später eine wahre Liebe Seele und Leib auf dem Wege der Natur und dadurch rein und lauter erhält. Der Heiligenschein verklärter Himmelsbräute kann nicht den Teufel der Versuchung vom Kopfkissen der armen Mönche fortscheuchen; diese Himmelsbräute sind selbst oft nur der Versucher in anderer Gestalt. Die Legenden wissen davon zu erzählen.

Uruntur Cypris castissima pectora flammis!

steht in der Abtei zu Ficht unter dem Bilde Benedicts von Nursia und seiner Genossen, welche sich in Dornen und Nesseln wälzen, um die Brunst des Innern zu kühlen. Fasten, Beten und Casteien sind heilige Sünden; auf den Altar gehört nur, wer im Bewußtsein der Pflicht seine Triebe bezwingt.

Im Mittelalter, wo diese Strömung allgemein herrschte, wäre aus mir vielleicht ein pater exstaticus geworden; hätte man mich in ein Seminar gesteckt, wo alles Fremdartige hermetisch ausgeschlossen bleibt, ich würde die Weihen empfangen haben, wie viele andere, um dann, wenn es zu spät, desto schrecklicher zu erwachen. Vor dem Aeußersten schützte mich jedoch einerseits die Liebe zum classischen Alterthum, diesem Urborn männlicher Gesundheit, andererseits wehten mich die Ideen an, welche in der modernen Luft schweben. Gewohnt, einen Gegenstand, den ich ergriffen, lebhaft nach allen Seiten zu wenden, that ich es auch hier. Mehrere Zweifel tauchten mir von selbst, einige aus Büchern auf. Ich trug sie dem Beichtvater offen vor, dieser suchte sie zu widerlegen, erklärte jedoch, daß schon der Zweifel Sünde sei und mich unabwendbar ins Verderben stürze. Die Kirche wolle den Glauben und nur den Glauben. Da hörte ich einmal: der h. Paulus habe gesagt, aller Glaube sei aus Gott. Nun brütete ich in finsterer Angst, gequält von der Sorge, außer der Gnade Gottes zu sein. Ich konnte nicht so mir nichts dir nichts glauben, was war zu thun? Wie sehr mich damals mein Inneres in Anspruch nahm, ergiebt sich daraus, daß ich in dieser einzigen Zeit ein Tagbuch führte, denn ich war sonst zu unmittelbar auf das Leben gerichtet, um mich solcher Selbstbespiegelung hinzugeben. Ein Gedicht, das ich darin aufgezeichnet finde, drückt mein Schwanken aus und erinnert mich lebhaft an die Seelenkämpfe jener Tage. Ich weiß mich an die Entstehung desselben noch wohl zu erinnern, an einem herrlichen Fronleichnamsmorgen ging ich im Wald spazieren und und hörte von fern das Gebet der Festprocession.

Ach ich habe schweren Kampf gerungen,
Da kein Freund mein stummes Weh verstand,
Und von schwarzer Traurigkeit bezwungen
Mir die Kraft, des Lebens Mark, entschwand.

Einsam war ich, trug die grimmen Qualen
In die Oede, in den dunkeln Wald,
Wie in Ruinen, wie in Grabeshallen
War's in meinem Busen leer und kalt.

Doch gesprungen ist die Eisesrinde
Und gewendet kalten Zweifels Pein,
Nach dem Fluch, der schwer wie eine Sünde
Auf dem Herzen lag, glänzt Himmelsschein.

Endlich kehrt der fromme Glaube wieder,
Bringt die Hoffnung und die Liebe mit,
Nichts mehr drückt den freien Geist darnieder,
Der in Schwermuth Todesqualen litt.

Gott ach Gott! nun kann ich wieder flehen,
Da von mir der düstre Wahn entschwand
Und die Seele nun mit schweren Wehen
Sich der frechen Höllenfaust entwand.

Nicht mehr drängen mich die wüsten Sorgen,
Schnell entfloh der Traum wie Wahnsinnstrug
Und es weckt Natur, ein Schöpfungsmorgen
In des Beters Brust den Seraphsflug.

Und vertrocknet sind die heißen Thränen
Wie der Thau der Morgensonne weicht,
Nur von Ahnung, nur von stillem Sehnen
Ist die bleiche Jünglingswange feucht.

Und im Busen keimen heilig Triebe
Wie im Herz der reinen Gottesbraut,
Weil sie milde strahlt die Himmelsliebe,
Wird nicht mehr des Fluches Stimme laut.

Da führte mir der Zufall oder soll ich es Schickung nennen? — eine Geschichte der Reformation in die Hand. Wie staunte ich bei den Männern jener Zeit ähnliche Zustände zu treffen, wie die, welche mir jetzt so viel Pein verursachten. Ich erwarb mir einige Schriften Luthers und seine Bibelübersetzung. Sie beschäftigte mich Tag und Nacht. Zu meiner Ueberraschung entdeckte ich, daß gerade jene Dinge, die mir an der katholischen Religion zweifelhaft schienen, von den Reformatoren verworfen wurden, während der Glaube an Christus und das Heil in und aus ihm den Angelpunkt ihrer Lehre bildeten. Voll Freude theilte ich meinen Fund Wildgruber und einigen Freunden mit. Zu Innsbruck war kein protestantisches Gotteshaus um allsogleich nach unserem Wunsche überzutreten, so beschlossen wir für uns eine kleine Gemeinde zu bilden. Im Jahre 1838 am 10. Dezember um zwei Uhr Nachmittags nahmen wir mit tiefer Bewegung nach Luthers Weise das

Abendmahl. Von nun an versammelten wir uns immer in meiner Stube, wo ich das Bild des großen Reformators aufgehängt hatte. Das war kein Spiel von Knaben mehr, wir empfanden und erkannten es voll Ernst. Das Unheil folgte aber bald. Einer meinte seinem Haß gegen die vor kurzem zu Innsbruck angesiedelten Jesuiten thatsächlichen Ausdruck geben zu müssen, und besudelte Nachts ihr Kloster auf sehr unanständige Weise. Man lauerte ihm auf, ertappte ihn, und er erkaufte Straflosigkeit durch Verrath. Da die Ferien bereits eingetreten waren, hielten es die Jesuiten für klüger, kein Aufsehen zu machen, und unterließen die weitere Anzeige. Als ich nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich daselbst meinen Koffer, den ich vorausgeschickt, erbrochen und alle auf Religion bezüglichen Briefschaften weggenommen. Meine Quartierfrau behauptete stets fest, nichts davon zu wissen, und so liegen diesen Schriften vermuthlich noch in den Acten der santa casa. Ich selbst wurde mit keinem Worte behelligt, dafür nahm man Wildgruber ganz besonders ins Gebet, so daß er sich richtig zum katholischen Theologen bekehrte; 1853 starb er zu Feldkirch als Priester. Von Spionen überwacht, wagten die Wenigen, welche mit mir dem Bunde treu blieben, nicht mehr die Zusammenkünfte fortzusetzen, sondern jeder hielt zu einer genau verabredeten Stunde das Abendmahl für sich in der Erinnerung an die Genossen, welche jetzt die gleiche Feier begingen und im Gebete für alle. Endlich löste die Zeit auch diesen unsichtbaren Verein, und jeder ging für sich den Weg, zu dem er berufen war.

Warum ich nicht offen übertrat? Ich hatte bereits Verbindungen im Ausland angeknüpft, ließ sie jedoch wieder fallen, da ich zur Einsicht kam, alles Kirchliche sei eigentlich nur Nebensache, das man ruhig bei Seite lassen könne, um zu der großen und erhabenen Kirche der Vernunft zu gehören, welche nach Raum und Zeit die ewig katholische ist und bleibt. Die Muse hat alle meine Verwirrungen und Kämpfe treu begleitet, den Kern dieser Zeit versuchte ich in einem dramatischen Gedicht „Ulrich von Hutten“ zu krystallisiren, das aber nicht vollendet wurde, weil ich über den Stoff hinauswuchs, eh' ihn die Form völlig umschlossen.

Im Sommer 1838 hatte ich das Gymnasium vollendet und trat im Herbste zur Universität über. Dieser Schritt hatte in Oesterreich nicht die gleiche Bedeutung, wie im übrigen Deutschland; das philosophische Studium stand nur wenig höher als das Gymnasium und stellte uns bloß an die Schwelle einiger neuen Gegenstände: der Geometrie, Logik und Psychologie, welche jedoch in sehr oberflächlicher Weise vorgetragen wurden. Die Professoren, wenn sie auch das Bessere erkannten, durften weder rechts noch links vom gesetzlich vorgeschriebenen Buche abweichen, nur Flir erregte hie und da durch ein geistvolles Wort unsere Aufmerksamkeit. Noch war die Universität voll vom

Ruhme Schwalts, der kurz vor meinem Eintritt das Zeitliche gesegnet hatte. Wie wenig brauchte es damals, den Ruf eines Gelehrten zu erlangen: der Mann war ein geschickter Rechner, trug den Appelbauer ohne anzustoßen vor und wurde als großer Mathematiker angestaunt. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenschwanz über den dicken Bauch lässig zugeknöpft, die gelbe Nankinghose in den Stiefeln zum Bierwastl watschelte um dort ein Gabelfrühstück von einem halben Dutzend Würstlein und etlichen Maß Bier zu vertilgen. Zwei Oekonomen hatten gewettet, wer am Thomastag die größere Sau zu Markt bringe. Der eine führte am Arm unsern Professor daher und der andere gab sich überwunden. Schwalt war grob wie ein Salzsack, ohne Ansehen von Geburt und Rang warf er einem unwissenden Prüfling Schwamm und Kreide zum Kopf, daß der Staub aufflog. „Sie Kuhloch Sie!“ brüllte er einem Grafen zu, der auf der pythagoräischen Eselsbrücke stolperte. Dieser rief, sich beleidigt in die Brust werfend, „Ich bin Graf!“ Schwalt sah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rücken: „Ja, ein gräfliches Kuhloch!“ Ein andermal meldete sich der Sohn eines Ochsenwirthes und bestand schlecht. „Schreiben Sie Ihrem Vater, brummte der Professor unwillig, er solle den Schild nicht mehr erneuen lassen, sondern Sie dafür hinauf stellen, denn solch ein Prachtstück von einem Ochsen bringt doch kein Maler zuwege.“ Uebrigens war er sehr gutmüthig, liebte die Studenten väterlich und behandelte, weil er ein trefflicher Arzt war, die Kranken gern. Ein junger Mensch, den er von einer schweren Krankheit hergestellt, kam zu ihm und dankte für seine Güte. Schüchtern fragte er, was er schuldig sei? Da nahm Schwalt ergrimmt sein Rohr, maß ihm ein paar tüchtige auf den Rücken, daß er heulend zur Thür hinauslief und schrie: „Jetzt will mich der Schweinkerl gar bezahlen!“ Solche Anekdoten erzählte man von ihm häufig; die Studenten hielten ihn sehr hoch und wir bedauerten, daß er uns wegstarb, eh wir seinen Unterricht genießen konnten.

Die Vorlesungen über Naturgeschichte waren so mittelmäßig, daß ich sie nur mit Unlust besuchte. Am Schluße des Semesters genügte mir stets ein Tag, um mich völlig für die Prüfung vorzubereiten: daß ich stets eine gute Note erhielt, beweist, wie wenig gefordert wurde. Für die Metaphysik wurde ein Professor aus Wien angekündigt, über den als ein Protectionskind allerlei Gerüchte umliefen. Ich las schnell einige Handbücher, um mir den Spaß zu machen, ihn zu hänseln und durch Kreuzfragen vor der Schule in Verlegenheit zu setzen, was mir denn auch mehrmals gelang. Der Mann trat endlich ab. Bald jedoch gewann ich lebhaftes Interesse an der Philosophie selbst, ich schämte mich vor der Erhabenheit des Gegenstandes jener thörichten Nebenabsichten und beschäftigte mich eifrig mit Plato, Fichte, Schelling, vorzüglich aber mit

Hegel, dessen Geschichte der Philosophie ich fleißig und vollständig excerpirte. Früher rühmte ich Senecas Briefe, denn wo hätte die Jugend dem Eindruck der Rhetorik widerstanden? und übersetzte Epiktet einem Freund zu lieb ins Deutsche. In diesen zwei Jahren lernte ich auch Schiller und dann Goethe kennen. Der Einfluß Schillers war allerdings sehr groß und begeisternd, namentlich entflammte mich das Pathos seiner Lyrik, er verschwand aber nahezu, sobald ich Goethe in die Hand bekam. Hier traf mich auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit den Alten, welche ich durch ihn, so wie ihn durch sie noch besser verstehen lernte.

Mit dem Schluß des zweiten philosophischen Curses hatte ich meine Standeswahl zu treffen. Längst für die Medizin entschieden, mußte ich, weil ich keine Mittel zur Reise nach Wien besaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was so viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf stellen. Also in das Jus! Ich denke mit Trauer an diese zwei verlorenen Jahre, wo ich eben nur so viel studirte als genügte um nicht zweite Classe zu erhalten und der Trommel nachlaufen zu müssen. Nicht, daß ich die Gesetzkunde verachtet hätte, ich blätterte gern im Corpus juris und wußte die Logik und Schärfe der Begriffsunterschiede des römischen Rechtes wohl zu würdigen; die Herrn Professoren waren jedoch nur dazu bestellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dressiren und erfüllten diese hohe Mission getreulich. Ich hatte aber keinen Beruf dazu und mochte, besonders wenn ich an meinen Vater dachte, lieber Vogelscheuche auf einem Kirschbaum werden. Um so belangreicher war diese Zeit für mich als Mensch. Auf den juridischen Schulbänken in einem Pack Kräutern wühlend, welche ich zur Zerlegung während des geisttödtenden Vortrags mitgeschleppt, wurde ich mit Adolf Purtscher bekannt. Er, ebenfalls der Sohn eines Beamten, war wenig älter als ich und hatte so ziemlich dieselben geistigen Schicksale erfahren, wie ich. Erst religiöser Schwärmer erwarb er sich große Kenntniße in der griechischen Literatur, zog Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte, allem vor, und beschäftigte sich jetzt mit Hegel, dessen meiste Werke er — besonders gründlich die Phänomenologie — durchdacht hatte.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Nachwehen des Ofenheimschen Processes. Theaterkrisen. — Der Proceß der czernowitzer Eisenbahn äußert doch eine nachhaltigere Wirkung. Das Hauptverdienst hieran ist dem Uebermuthe der ofenheimischen Presse beizumessen. Nicht zufrieden damit, ihren Mann „schuldlos“ zu sehen, wollte sie ihre Partei gegen die Wiederholung ähnlicher

Unannehmlichkeiten ein für allemal gesichert wissen und Rache nehmen an Allen, die gewagt hatten, die Immunität der Eisenbahnkönige und ihres Hofstaates anzutasten. Der Cynismus brachte zunächst diejenigen Kreise in Aufregung, welche sich noch gut bürgerliche Ansichten bewahrt haben, es begann durch das ganze deutsche Oesterreich eine Agitation gegen diejenigen Blätter, welche ehrliche Verwaltung proscribiren wollten. Gegenüber dem herrischen Verlangen, durch Stürzen des Ministeriums, sei es unter diesem oder jenem Vorwande, dem schwergekränkten Herrn von Ofenheim Genugthuung zu verschaffen, wurde sich auch die Volksvertretung ihrer entwürdigenden Abhängigkeit von der Journalistik bewußt und entschloß sich, wenigstens nicht in diesem Falle die Regierung im Stiche zu lassen. Noch einmal glaubten die „maßgebenden" Zeitungen durch unerhörte Keckheit das Parlament einschüchtern zu können, insbesondere der Präsident des Abgeordnetenhauses, Rechbauer, den man als eigentlichen Retter des Ministeriums betrachtete, sollte empfinden, was es heißt, sich gegen die Willensmeinung der Journaleigenthümer aufzulehnen. Doch auch dies mißlang, Rechbauers Popularität ist dadurch nur erhöht und der Bewegung ein fester Kern gegeben worden. Und endlich erfolgte von seiten des Kaisers durch die Verweisung Giskras vom Hofe eine Aeußerung welche sich nicht mißdeuten ließ. Daß dem Kronjuristen des Eisenbahnkönigthums das widerfuhr, war ein schwerer Schlag. Zuvörderst suchte man denselben durch Ausstreuen der Mähr abzuschwächen, dieselbe Strafe sei über alle Verwaltungsräthe der czernowitzer Bahn, so über die Fürsten Leo Sapieha und Jablonowski, verhängt worden. Daß gerade in dem Momente Fürst Sapieha „über sein Ansuchen" der Stellung als Landmarschall des Königreiches Galizien — d. i. Präsident des Landtags und des Landesausschusses — enthoben wurde, machte die Sache einigermaßen glaubwürdig, wenn auch auffallen mußte, daß sein Nachfolger wieder ein Entlastungszeuge im Processe Ofenheim, Graf Alfred Potocki, wurde. Indessen wurde das Ganze bald als Erfindung enthüllt. Es ist begreiflich, daß der Kaiser den Verfechter der Trinkgeldertheorie nicht als Gast bei sich zu sehen wünscht. Auch wurde von augenscheinlich eingeweihter Seite berichtet, der Monarch fühle sich verletzt durch die Behauptung Giskras, ausdrücklich zur Annahme des Hunderttausendguldentrinkgeldes autorisirt worden zu sein. Bekanntlich brachte er dieselbe Geschichte schon in seiner berühmten Rechtfertigungsrede vor seinen Wählern zur Sprache und es hieß damals, die angebliche Autorisation habe gelautet: „Thun Sie, was Sie glauben verantworten zu können." Nun soll aber der Kaiser entschieden in Abrede stellen, über diese Angelegenheit je befragt worden zu sein, und damit stimmt auch die wohl von Giskra inspirirte Darstellung, welche Herrn von Beust die Verantwortung des Mißverständnisses aufbürdet. Bezeichnend genug will der Geheimerath Giskra noch immer nicht einsehen,

was alles das zu bedeuten habe und nachdem seine juristische Einwendung gegen das Zeichen allerhöchster Ungnade von dem Hofmarschall kategorisch abgefertigt worden ist, soll er sich mit einer förmlichen Berufung an den Kaiser gewendet haben! Inzwischen ist er zum erstenmale nicht in die Delegationen entsandt worden und bei der nächsten Gelegenheit dürften auch jene Wiener Wähler, welche sich in der Börse zu versammeln pflegen, ihm, wiewohl mit schwerem Herzen, ihre Stimmen versagen. Eine merkwürdige Laufbahn hat dieser Mann hinter sich. 1848 ein Hauptredner der Aula, der Regisseur der grausamen Schaustellung des „letzten Spitzels" auf dem Balcon der Universität, dann Mitglied der Versammlung in Frankfurt langsam von der äußersten Linken sich gegen die Mitte zu bewegend, dann zehn Jahre lang in aller Stille Advocaturconcipient, dann seine Jugendideale feierlich abschwörend Großösterreicher, Bürgermeister, Bürgerminister ohne deshalb gegen Titel und Orden sich spröde zu zeigen, Ehrenbürger verschiedener Städte, vielfacher Verwaltungsrath und was das beste: ein reicher Mann, der sich über die Wandelbarkeit der Gunst der Großen und des Volkes wird philosophisch zu trösten wissen. Der Schritt gegen Giskra findet seine Ergänzung in der Ordensverleihung an den Präsidenten des Schwurgerichts und den Staatsanwalt im Processe gegen Ofenheim. Ob man mit Absicht dasselbe Ehrenzeichen wählte, welchem der Angeklagte seine Ritterschaft verdankt? Die Untersuchung gegen den Präsidenten Hein mußte resultatlos bleiben, da der Landesgerichtspräsident sich weigerte, den berufenen Brief zu den Acten zu liefern.

Uebrigens ist diese Affaire und der Besuch des Kaisers in Venedig fast in den Hintergrund gedrängt von der großen Theaternoth. Die Oper ist wieder einmal ohne Haupt und es scheint, daß Niemand mehr Lust hat, die Sisyphusarbeit zu übernehmen. Das Haus ist zu groß und zu theuer für Wien, die großen theuren Häuser sind ja überhaupt eine Grundursache der unerfreulichen Theaterverhältnisse, die großen Häuser und die hohen Gagen. Man klagt über die abnehmende Theaterlust, macht es aber immer weiteren Kreisen unmöglich, ein gutes Schauspiel zu besuchen. So viel gegen die Impresarienwirthschaft zu sagen ist, die Thatsache steht doch fest, daß Wien nie eine bessere Oper hatte und weniger für dieselbe auszugeben brauchte, als da dieselbe in Pacht gegeben wurde. Jetzt ist die ewige Noth, daß die ersten Sänger und Sängerinnen in ihren Anstellungen an Hofbühnen denselben Sold beanspruchen, welchen die großen Unternehmer ihren Sclaven zahlen, welche heute in London, morgen in Moskau und übermorgen in Rio de Janeiro singen müssen, und die weitere, daß das ganze Jahr hindurch Oper sein soll. Dieser Uebelstände wird kein Director Herr werden, hole man ihn wo auch immer her. Einen Korb hat sich die Intendanz bereits geholt. Der Director des Carltheaters, Jauner, früher Schauspieler in Dresden, hatte bei Theater-

vorstellungen im Auerspergschen Palais als Regisseur fungirt. Unter der Aegide der Fürstin Pauline Metternich, der freiwilligen Diplomatin in bonapartischem Dienste, waren dort zu Wohlthätigkeitszwecken Komödien, natürlich französische, aufgeführt und lebende Bilder gestellt worden, und Herr Jauner scheint sich dabei so nützlich gemacht zu haben, daß man in ihm den geeigneten Mann gefunden zu haben meinte. Ueberdies hat er das Verdienst, hier zuerst einen Elephanten auf die Bühne gebracht zu haben. Natürlich erfuhren sofort die Zeitungen von den schwebenden Verhandlungen, und nachdem die Sache den genügenden Lärm gemacht hatte, erklärte Herr Jauner, er könne nicht auf den Antrag eingehen, so gern er auch der Intendanz gefällig sein würde: im Ernst hatte er wohl nie daran gedacht, seine unabhängige, einträgliche Position gegen eine so prekäre zu vertauschen.

Auch im Stadttheater kriselt es fort und fort, man sucht Geld, um das Institut überhaupt am Leben erhalten zu können, und einen Director. Laube wäre bereit, die Leitung wieder zu übernehmen, aber seine Berufung ist durch sein Buch über dieses Theater vorderhand unmöglich gemacht. Er läßt da eine Galle an der Theaterkritik in einer Weise aus, die ihm von der letzteren so bald nicht wird verziehen werden. Es kann hier ununtersucht bleiben, wie viel Wahres an dem sei, was Laube zur Charakterisirung des Berichterstatterwesens vorbringt: grade dem Stadttheater ist die gesammte Kritik mit großem Wohlwollen begegnet, und wenn er fordert, sie solle sich völlig auf den Standpunct des Theaterunternehmers stellen, bei Beurtheilung neuer Stücke sich aller ästhetischen Principien entschlagen u. s. f., so ist das nur ein Beweis mehr, wie sehr bei ihm selbst der Schriftsteller, ja der gebildete Mann im Director aufgegangen ist. Das Buch macht einen geradezu traurigen Eindruck. Offenbar hatte er nicht erwartet, daß sein Demissionsanerbieten werde genehmigt werden. Jetzt muß er nachweisen, daß nur der „Krach" und böswillige Menschen es verschulden, daß er nicht mehr der gewohnten Beschäftigung nachgehen kann; seine und seines Vortragsmeisters Unfehlbarkeit steht über allem Zweifel, und da sie nicht durchdringen, fängt sogar Heinrich Laube an, vom Verfall des Theaters zu sprechen. Im Aerger wird er von einer Offenherzigkeit, die seine Freunde erschrecken muß. Alles Große, Erhabene, Tragische scheint ihm in Grund der Seele zuwider zu sein; der Familienjammer, sowohl wie ihn die Franzosen als wie ihn die Deutschen auf die Bretter bringen, ist ihm die würdige Aufgabe der dramatischen Dichtung und Darstellung. Mit Benedix theilt er auch die herzliche Abneigung gegen Shakespeare, dagegen ist ihm unendlich wohl unter den kleinen Menschen, mit welchen er die unsterblichen Werke der heutigen Bühnendichter zur Aufführung brachte. Jetzt plaidirt er schon ganz offen dafür, die Trauerspiele Shakespeares wieder durch einen „versöhnlichen Schluß" gemüthlicher zu machen! Und die Wichtig-

keit mit welcher all die Lappalien abgehandelt werden, als ob die deutsche Nation keine andere Sorgen hätte, als die Erhaltung von Anstalten für den Zeitvertreib der mittleren Bildungsstufe! Das eine Gute hat das Buch, es wird dazu beitragen, dem „letzten Regisseur" in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber des Theaters den richtigen Platz anzuweisen.

Aus Berlin. Parlamentarisches. Zur Wohnungsfrage. Theater. — Die schönen Tage der politischen Windstille sind vorüber und die parlamentarische Mühle läßt wieder lustig ihre Räder klappern. Wie lange die Opferfähigkeit und Pflichttreue eines deutschen Volksvertreters den Kampf mit dem Berliner Frühling und Sommer besteht, sind wir begierig zu erfahren. Wir glauben jedoch mit einiger Sicherheit voraussagen zu können, daß spätestens um Pfingsten jenes Gefühl mehr und mehr um sich greifen wird, welches sich in dem ebenso tiefsinnigen als unanfechtbaren Ausspruch Luft zu machen pflegt: „Was zu viel ist, ist zu viel." Man denke sich nur im wunderschönen Monat Mai, wo Alles liebt und jubelt, wo die Natur ihre jungen Reize entfaltet und was sonst noch die Poeten von dieser Jahreszeit zu erzählen wissen, man denke sich nur in diesem Wonnemonat in den Wüstensand des Dönhoffplatzes versetzt und zur Anhörung unendlicher Reden über die Provinzialordnung und die Verwaltungsgerichte verurtheilt, und dann wird man begreifen, was es heißt, ein Gesetzgeber zu sein.

Einstweilen läßt es sich noch aushalten in Berlin und die Stimmung in jenen Kreisen ist noch eine leidlich frische. In der ersten Sitzung nach Ostern erfreute Herr Camphausen die Versammlung wieder einmal mit einer äußerst günstigen Bilanz des Staatshaushalts des vergangenen Jahres. Es hat sich wieder einmal die Kleinigkeit von etwa 20 Millionen Mark Ueberschuß ergeben, worum uns sicherlich viele verehrte Nachbarstaaten, in denen das Deficit eine verfassungsmäßige Institution ist, nicht wenig beneiden werden. Wir sind derartige alle Jahre wiederkehrende Rechenschaftsberichte schon gewohnt und Niemand macht mehr sonderliches Aufsehen davon. Es darf auch nicht geleugnet werden, daß ein gutes Stück Illusion bei diesen glänzenden Finanzabschlüssen mit unterläuft und der zeitige Finanzminister ganz besondern Werth auf die Herstellung solcher blendenden Ergebnisse legt. Denn wenn man die Ausgaben von vornherein viel zu hoch und die Einnahmen zu niedrig veranschlagt, so ergiebt sich mit mathematischer Sicherheit ein Ueberschuß, der denn auch von finanzkundigen Männern sofort bei Abschluß des Budgets zum Voraus ziemlich genau berechnet zu werden pflegt. Es wäre vielleicht wirthschaftlich rationeller, wenn der Voranschlag nicht mit einem durch die Erfahrung nicht gerechtfertigten Pessimismus veranstaltet würde. Allein Vorsicht, Sparsamkeit und Aengstlichkeit ist nun einmal der Grundzug der offiziellen preußischen

Finanzwirthschaft, und sie hat sich im Grunde doch so bewährt, daß wir daran nicht mäkeln sondern uns jedesmal aufs Neue an dem belustigenden Kunststückchen der Ueberschüsse aus dem vergangenen Jahre erfreuen wollen.

Von sonstigen politischen Ereignissen der verflossenen Woche wäre höchstens noch die Bischofsconferenz in Fulda zu erwähnen. Das mythische Grab des heiligen Bonifacius ist der Ort, wo die preußischen Oberhirten mit Vorliebe ihre Thränen über die Noth der Zeit und die Schlechtigkeit der Menschen fließen lassen. Was sie diesmal berathen und beschlossen, wer kann es wissen! Viel Hoffnung auf Umkehr und Reue haben wir bei diesen unverbesserlichen Trotzköpfen gerade nicht mehr. Mit einem oder dem andern ließe sich vielleicht noch reden; aber wenn die Herrn alle beisammen sind, bestärken sie sich immer aufs Neue gegenseitig im Widerstand. Inzwischen schreitet die Regierung unaufhaltsam auf ihrem Wege fort. Wieder ist einem der Bischöfe, dem Dr. Förster von Breslau, von dessen innigen Beziehungen zu unserm Königshause man früher viel zu erzählen wußte, das freundliche Ansuchen gestellt worden, gefälligst sein Amt niederlegen zu wollen, widrigenfalls man ihn durch gerichtlichen Spruch daraus entfernen werde. Wenn es so fortgeht, wird in ziemlich absehbarer Zeit der preußische Bischof eine ausgestorbene Species sein. Ob nicht diese fatale Aussicht den geistlichen Herren in Fulda manchmal beängstigend durch den Kopf geschossen ist?

Doch steigen wir aus der moderigen Gruft des heiligen Bonifacius in das sonnige Licht des Tages empor, und schauen wir uns um, was für Genüsse und Ergötzlichkeiten unsere Residenz augenblicklich bietet. Die beliebteste Belustigung der jüngsten Woche war das „Ziehen“, mit welchem Ausdruck man kurz und prägnant den Prozeß des Tauschens einer menschlichen Ansiedelung mit einer andern bezeichnet. „Gezogen“ wird nun zwar auch anderwärts in geeigneten Zwischenräumen, aber hier nimmt diese Erscheinung zweimal im Jahre ganz den Charakter einer Völkerwanderung an. Durchschnittlich die Hälfte der Berliner Einwohnerschaft vertauscht in diesen Tagen das Quartier und der grüne Möbelwagen ist unbestritten Herr der Situation. Die Trottoirs sind gesperrt mit allem möglichen und unmöglichen Hausrath und der Beobachter hat oft Gelegenheit mit Rührung zu constatiren, wie unglaublich anspruchslos die Subsellien sind, auf denen ein ganzes Familienglück sich niederläßt.

Der Grund des unserer Stadt eigenen riesigen Umfangs des halbjährlichen Quartierwechsels liegt in der Ungemüthlichkeit der hiesigen Wohnungsverhältnisse überhaupt, die Jeden antreibt, sich fortwährend, wenn auch erfolglos, nach etwas Besserem umzusehen. Es ließe sich über die Berliner Wohnungsfrage ein langes Kapitel schreiben, und die Sache hat ihre sehr ernste Bedeutung, denn die erste Vorbedingung für ein gesundes und glückliches

Familienleben ist eine behagliche Wohnung, und eine ganze Reihe schwerer socialer Mißstände entspringen aus dem Mangel einer solchen. Die Zustände haben sich allerdings seit einem oder zwei Jahren etwas gebessert; der unnatürliche Zustrom von fremden Einwanderern nach der Hauptstadt, der zur Zeit der Geschäftsblüthe ernste Bedenken hervorrief, hat nachgelassen, die Miethen sind in absteigender Linie begriffen, der „Ochsenkopf", wie der Volksmund das für die Aufnahme obdachloser Familien bestimmte städtische Etablissement nennt, ist nicht mehr wie früher ein überfülltes Hôtel, die Bänke im Thiergarten sind nicht mehr so beliebt zur nächtlichen Ruhe wie sonst, und die Angehörigen des preußischen Kulturstaats haben nicht mehr nöthig, wie vor zwei Jahren, am Cottbuser Ufer vor der Stadt sich eine bretterne Nomadenstadt zu zimmern, gleich wandernden Zigeunern. Aber doch sind die Ansprüche, welche der Berliner Bürger an häuslichen Comfort stellt, noch immer in einem Grade bescheiden, wie kaum anderswo. Das Adreßbuch weist mehr als ein Haus auf, wo zweihundert und mehr Personen ihr Domicil aufgeschlagen haben, und daß darunter Sittlichkeit, Gesundheit und andere schätzenswerthe Dinge leiden braucht dem einsichtigen Leser nicht näher erörtert zu werden. Doch schneiden wir diese social-wirthschaftlichen Gedanken ab, zu denen uns der Anblick der unaufhörlichen Möbelwagen verleitete! Wir hatten uns vorgenommen, noch einiges Neue vom Theater zu berichten.

Im „Schauspielhause" hat das Spielhagensche Stück „Liebe für Liebe" einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Die Eigenschaften, wodurch der Romanschriftsteller so viel Beifall gefunden, die feine Charakterzeichnung und Psychologie, die Kunst, ergreifende und anziehende Gemüthsconflicte, spannende lebensvolle Situationen vorzuführen, dazu die Kraft, Anmuth und Reinheit der Sprache, diese Eigenschaften sind auch dem Dramendichter treu geblieben. Die Verbindung des großen historischen Hintergrundes der Freiheitskriege mit dem innerlichen Seelenleben eines kleinen Kreises anziehender Personen ist glücklich und geschickt. Freilich ist das Stück im Grunde tragisch angelegt und der versöhnende Abschluß befriedigt uns nicht ganz; denn er ist gewöhnlich und scheint uns der streng und leidenschaftlich gezeichneten Charaktere nicht würdig. Eine Heirath mit der jüngeren Schwester, wenn die ältere durch irgend welche Mißverständnisse abhanden gekommen ist, mag ja im gewöhnlichen Leben das beste Auskunftsmittel aus einem peinlichen Dilemma sein, aber als psychologisch und poetisch befriedigendes Ende eines so gewaltigen Seelenkampfes, so bitterer Verzweiflung, wie sie der Dichter dem an Liebe, Treue und Freundschaft irre gewordenen Helden unterlegt, können wir diese banale Lösung nicht gelten lassen. Ich wage auf den Inhalt und die Einzelheiten des Dramas nicht einzugehen; ich vermuthe, daß die meisten Ihrer Leser längst damit bekannt sind; denn die Novitäten des „Schauspielhauses" pflegen vorher schon die Runde über ein Dutzend anderer deutscher Bühnen gemacht zu haben.

Unter den übrigen neuen Stücken, die auf allen unseren zahlreichen Theatern wie Pilze aus dem Boden wachsen, glaube ich Ihnen höchstens von dem, freilich auch anderwärts schon vorgeführten „Recept gegen Hausfreunde“ sprechen zu dürfen; einem kleinen Lustspiel, welches auf der Bühne des „Residenztheaters“ gegeben wird. In dem anonymen Verfasser, mit welchem schon seit Monaten in der Presse Reclame gemacht wurde, hat ein gänzlich unbegründeter Mythus niemand Geringeren als den regierenden König von Bayern erblicken wollen, ein Verdacht, der wohl nur in Erinnerung an das bekannte Lustspiel „Recept gegen Schwiegermutter“ entstanden ist, welches in der That den alten König Ludwig von Bayern zum Verfasser hat und nicht das schlechteste Product des königlichen Dichters ist. Das anscheinend nach einem ausländischen Muster gefertigte „Recept gegen Hausfreunde“ zeigt komische Situationen und lustige Einfälle in Menge, eine sehr geschickte Bühnentechnik und eine gute Portion Zweideutigkeit und Frivolität, wie wir sie sonst nur im französischen Lustspiele zu genießen pflegen. Glücklicherweise ist bei uns der „Hausfreund“ im verfänglichen Sinne des Wortes nicht eine so allbekannte, aus dem täglichen Leben gegriffene Persönlichkeit, daß wir diese Figur in den verschiedensten Situationen und Nüancen ohne Befremden auf der Bühne sich bewegen sehen könnten. Wenn wir jedoch zu der bedenklichen Basis des Stückes ein Auge zudrücken, mögen wir uns wohl an der feinen Komik und dem geistreichen Dialog ergötzen. D.

Literatur.

Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Leipzig. Veit. 1875. — Daß dieser schon vor einigen Monaten angekündigte und nun vorliegende Briefwechsel besonders viel Neues und für die Geschichte des Dichters Wichtiges bringen werde, war von vornherein nicht zu erwarten. In der Correspondenz mit Körner, Goethe und Humboldt lag uns die geistige Entwickelung Schillers, an welcher Reinwald keinen Antheil gehabt hat, schon lange vor Augen und aus den biographischen Werken, besonders denen, welche verschiedenen Mitgliedern der Familie des Dichters zu verdanken sind, war der verwandtschaftliche Verkehr Schillers mit Schwester und Schwager Reinwald zum Theil schon sehr wohl ersichtlich. Bereits in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen waren sechs Briefe Schillers an Reinwald, drei an Christophine gedruckt und das Buch Alfreds von Wolzogen „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern“ ꝛc. brachte neben den Briefen Christophinens an ihre Schwägerin u. a. siebenundzwanzig an ihren Bruder, also viel mehr als die vorliegende Sammlung, anderes von Schiller an Reinwald war da

und dort, wenn auch nicht fehlerfrei, gedruckt z. B. bei Streicher, im Ganzen einundzwanzig Briefe Schillers von achtundsiebzig der vorliegenden Sammlung. Noch immer aber befand sich im Besitze der Tochter Schillers, der Frau von Gleichen, eine große Anzahl ungedruckter Briefe sowohl Schillers an Reinwald als dieses an jenen. Hätte nun der Herausgeber des vorliegenden Briefwechsels das bisher aus der Schiller-Reinwaldschen Correspondenz Gedruckte mit dem noch nicht bekannt Gemachten vereinigt, sodaß uns die Beziehungen des Dichters zu Schwester und Schwager von Anfang bis zu Ende vor Augen lägen, so würde das Buch, welches er uns gebracht, auch dem Titel entsprechen, den er ihm gegeben hat. Indessen nur die bereits gedruckten Briefe Schillers, nicht aber die Christophinens, sind hier wiederholt worden und so kann das vorliegende Buch nur als eine Nachlese zu den schon obengenannten betrachtet werden. Dies ist entschieden zu bedauern, weil jeder, der das Buch in die Hand nimmt, um aus demselben Schillers Verkehr mit seiner Schwester kennen zu lernen, von demselben nur eine höchst unvollkommne, ja durchaus unrichtige Vorstellung erhalten muß. Den Briefen Schillers, unter welchen die aus Bauerbach an Reinwald gesendeten zu den interessantesten gehören, ja manches entschieden Wichtige enthalten, sowie denen Reinwalds und Christophinens, von denen die ersteren der Zahl nach überwiegen, indessen nur einen sehr äußerlichen Verkehr mit Schiller documentiren, die letztern aber die treffliche Frau, welche unter den grämlichen Launen ihres Mannes sehr zu leiden hatte, immerhin recht liebenswerth erscheinen lassen, hat der Herausgeber in einer Einleitung ein Lebensbild Reinwalds von der Hand seiner Gattin, eine Uebersicht über Reinwalds schriftstellerische Thätigkeit und Auszüge aus zwei Nekrologen Christophinens vorausgeschickt, in einem Anhange aber folgen Reinwalds Reisebriefe an den Hofprediger Pfranger, ein Gebet Christophinens, Gedichte Reinwalds, seine Verschwörung der Pazzi, und die Berichtigungen betreffend Schillers Jugendgeschichte, endlich Christophinens Notizen über ihre Familie. Daß der Herausgeber in diesen Anhang die „Pulververschwörung" nicht mit aufgenommen hat, die höchst störend mitten im Text der Briefe steht, ist sehr verwunderlich, wie uns auch der ebenfalls mitten im Texte sich findende Abdruck des Hochzeitgedichtes auf die Pflegetochter der Frau v. Wolzogen entschieden unnöthig erschienen ist. Ueberhaupt ließe sich mit dem Herausgeber noch über Verschiedenes rechten, was uns der Raum hier nicht gestattet, entschieden mangelhaft ist stellenweise die Ausarbeitung der Anmerkungen. Schließlich noch die Bemerkung, daß der Sammlung ein eigenthümlich anmuthiges Porträt der jungen Christophine von Ludovika Simanowiz beigegeben ist.

— i —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 9. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutschland in Athen.*)

Von Otto Lüders.

Es hieße im wahren Sinne des Wortes Eulen nach Athen tragen, wollte ich von dieser Stelle aus mich in dem Lobe und über die Bedeutung der griechischen Alterthumswissenschaft ergehen, wollte ich es versuchen in schönen Worten auch nur die Bedeutung Athens und der hier erhaltenen Reste des Alterthums für die Wissenschaft gebührend hervorzuheben.

Alle idealen Bestrebungen der modernen Welt knüpfen an der kleinen Scholle Erde an, auf der wir leben; Größeres hat die menschliche Natur nie und nirgends geleistet als hier auf dem engumgrenzten Bezirk attischen Landes, auf dem harten meerbespülten Felsboden, der nur gegen gewaltige Anstrengung der bearbeitenden Hand des Menschen sich folgsam erweist. Aber unabhängig von den Bedürfnissen leiblichen Daseins schwang sich der Geist bald auf und schwebte in dem lichten Aether seiner Erkenntniß, angefüllt mit jugendlichen Idealen und beseelt von nie alternder, ewig neu erzeugender Phantasie.

Den Spuren dieser Ideale nachzugehen, den auch labyrinthisch irren Lauf der Phantasie in ihren wunderbaren Schöpfungen zu verfolgen, auch in den kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Dingen die Beziehungen zum großen Ganzen ausfindig zu machen, das ist die Aufgabe, die wir uns stellen müssen, die die Wissenschaft von uns verlangt.

Und wir Deutschen haben wohl ein Anrecht darauf, mit unter den ersten zu gelten, die griechische Cultur und griechische Wissenschaft zu Hause gepflegt haben. Als kurz nach Wiedererweckung des antiken Lebens in der großen Epoche der Renaissance das hell auflodernde Licht der Schwärmerei für das Alterthum in Italien allmählich verglommen, sind es deutsche Buchdrucker gewesen, die durch ihre Kunst die Verbreitung der alten Schriftsteller über ganz Europa und namentlich nach Deutschland vermittelten. Hier fanden sie nicht den feinen Geist und den vornehm poetischen Luxus eines mediceischen Hofes, aber in dem stillen Stübchen des deutschen Gelehrten wurde das kraftvolle Saatkorn behütet und gepflegt, das von treuen Händen bewacht auch in

*) Vortrag gehalten am Winckelmannsfest 1875 zur Eröffnung des kaiserlichen archäologischen Instituts zu Athen.

der rauhen nordischen Erde und unter dem kalten nordischen Himmel herrliche Blüthen und Früchte treiben sollte.

Denn wohl hatte schon auch in Deutschland das Abschreiben und Lesen alter Handschriften das beschauliche Leben in den Klöstern des Mittelalters zu mechanischer Thätigkeit angeregt; wohl hatte auch in den Klosterschulen die Lectüre der alten, namentlich lateinischer, Schriftsteller die Grundlage der Jugenderziehung bilden sollen; aber der frische belebende Hauch, der mit einem Male über die Alpen herwehte, konnte sich nicht mit der deutschen Klosterluft dauernd verbinden. Die Häupter der Reformation, die mit dem feinselbstgenügsamen Hinbrüten und mit dem Aberglauben brachen, brachten auch neues Licht und Leben in die Beschäftigung mit dem Alterthum. Die Namen von Johannes Reuchlin, Ulrich von Hutten, Philipp Melanchthon, dessen griechischer aus dem deutschen Schwarzert übersetzter Name seine Vorliebe für das griechische bekundet, sind, wie sie an der Spitze der antipäpstlichen Bewegung stehen, so auch hohe Markzeichen einer neuen für die Größe des griechischen Alterthums aufrichtig begeisterten Epoche.

Die Kenntniß der classischen Literatur diente wohl lange Zeit dazu mit Gewandtheit in fließendem Latein theologisch zu disputiren; das Studium des Alterthums als eine an sich das Höchste in sich schließende Aufgabe des menschlichen Geistes mußte vor diesem praktischen Bedürfniß zurücktreten. Als dann die theologischen Kämpfe nach den alles geistige Leben ertödtenden Schrecken des dreißigjährigen Krieges allmählich einem friedlicheren Nebeneinanderleben Platz gemacht hatten, war es ein Glück, daß die Bekanntschaft mit der alten Literatur sich in den Schulen erhalten und von diesen aus das Interesse an derselben wieder angefacht werden konnte.

Eine gute Zeit lang ging dann die ausschließlich gelehrte Beschäftigung Einzelner mit den alten Schriftstellern so fort. Um das Werden und Wachsen der antiken Cultur aus sich selbst heraus zu erforschen, war die Zeit noch nicht gekommen. Niemandem fiel es ein, zu fragen, was wohl aus den Stätten geworden, auf denen diese Schriften entstanden, ob noch auf jenem Boden die alles ausgleichende Zeit und die Wandelungen in Kriegen, Eroberungszügen u. s. w. etwas erhalten haben, das Zeugniß gebe von der ehemaligen Größe, in dem man die lebendigen Spuren jenes wundersamen Griechenvolkes zu erkennen vermöge. In jener Zeit war es, als Martin Crusius, der Tübinger Professor, jene neugierige Frage an einen griechischen Geistlichen in Konstantinopel that, ob denn von jenem Athen und seiner Akropolis, vom dem in den alten Schriften so viel zu lesen sei, noch etwas existire. Und die Frage war in der That wohl berechtigt. Niemals hat ein Land ähnliche Schicksale durchgemacht als Hellas.

Wohl entspricht es der natürlichen Ordnung der Dinge, daß Alles wenn

es den höchsten Gipfel erklommen hat, allmählich zurücksinkt in die düstere Nacht, aus der es geboren. Aber das menschliche Gemüth versöhnt sich nur schwer mit dieser pessimistischen Anschauung, die allem Werden Vernichtung in Aussicht stellt. Wir glauben erwarten zu dürfen, daß die Blüthen, welche der menschliche Geist in leidenschaftlichem Ringen mit den entgegenstehenden Mächten der Verfinsterung getrieben als vom Göttlichen herkommend unvergänglich fortblühen und durch ihren Duft alle nachkommenden Geschlechter erquicken. Und daß hellenischer Bildung in der That dieses Loos beschieden war, das zeugt am unzweideutigsten dafür, daß sie wahrhaft göttlichen Ursprungs war. Das Vergängliche mußte dem wilden Andrängen uncivilisirter Völker weichen, das wahrhaft Classische dauerte und erstand nach Jahrhunderten zu neuem Leben.

Denn die fern von ihrer Heimath sorgfältig bewahrten Schätze wiesen mit Gewalt nunmehr darauf hin, daß man zum besseren Verständniß den Blick dahin wenden müsse, wo sie entstanden. Einzelne Strahlen, die am fernen Horizont aufblitzten, verkündeten auch bereits den kommenden Morgen.

An jenem ersten Wetterleuchten aber gebührt uns Deutschen kein Verdienst. Die diplomatische Vertretung Frankreichs im Orient, sowohl die consularische in Athen, als die Botschaft in Konstantinopel, hat zuerst mit im höchsten Grade anerkennenswerthem Eifer sich um Zeichnungen, Aufnahmen und Beschreibung der antiken Welt an Ort und Stelle verdient gemacht. Die Verdienste des hiesigen französischen, 1658 gegründeten, Kapuzinerklosters, die Bemühungen des französischen Botschafters in Konstantinopel Marquis de Nointel und seines Zeichners Carrey brauche ich nur zu erwähnen. Und dennoch wollen wir wenigstens die interessante Thatsache nicht übersehen, daß ein Deutscher Johann Georg Transfeldt, bei Danzig gegen 1650 geboren, eine Zeit lang holländischer Consul in Aleppo, in seinen als Manuscript erhaltenen Discursen eine Beschreibung verschiedener wohl erhaltener Monumente Athens gegeben hat, reichlich mit zierlichen Citaten aus den griechischen Schriftstellern geschmückt. Ja er hatte sogar, um die Bedeutung des damals als Laterne des Diogenes bekannten choragischen Monuments des Lysikrates bestimmen zu können, den Kalk von der Stelle abgekratzt, wo sich die Inschrift befindet, eine Arbeit in der ihm seit jener Zeit gar viele seiner Landsleute gefolgt sind.

Der berühmte aus Smyrna vom 8. October 1672 datirte Brief des Père Paul Babin über den damaligen Zustand von Athen gab dem philologisch gebildeten Arzt Spon in Lyon die Anregung, mit dem Engländer Wheler eine Reise nach Griechenland zu unternehmen. Die Schriften von Jakob Spon und Georg Wheler bilden die erste Grundlage wissenschaftlicher Arbeiten über diese Stätten antiken Lebens, schon deshalb weil die venetianische Expedition

gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts von so traurigen Folgen für Athen begleitet war. Aber das Wort, das die hier noch vorhandene Hinterlassenschaft des Alterthums der Welt erst wahrhaft zugänglich machen sollte, erklang dennoch erst ein halbes Jahrhundert später.

Es bleibt ein unvergänglicher Ruhm Altenglands, zuerst in wahrhaft großartigem Maßstabe Geldmittel in Bewegung gesetzt zu haben, um die bisher verborgenen Quellen hellenischer Cultur zu erschließen. Der Plan des Malers Stuart und des Architekten Revett, eine Reise nach Griechenland zu machen und alle dort vorhandenen Monumente zu zeichnen und zu veröffentlichen, hat den Anstoß gegeben zu einer neuen Epoche der Wissenschaft überhaupt. Der im Jahre 1742 erschienene erste Band der Alterthümer von Athen erweckte einen solchen Enthusiasmus, daß mit einem Male Aller Augen nach den griechischen Ländern sich wandten und in aller Herzen der Wunsch aufstieg diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen bewundern zu können. Schon zwei Jahre später beschloß die Society of Dilettants in London, eine aus reichen Privatleuten gebildete Gesellschaft von Kunstfreunden, eine neue Expedition auszurüsten, an der sich Revett wiederum betheiligte.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie es deren in der Geschichte des menschlichen Geistes so viele giebt, daß in denselben Jahren, in welchen mit emsigem Fleiß und mit Begeisterung für das Alterthum hier an der Geburtsstätte desselben jene Pioniere der Wissenschaft thätig waren, in Deutschland ein Buch gedruckt ward, von dessen Erscheinen eine erste methodische, auf bestimmten Principien beruhende, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit construirte Bearbeitung der Geschichte der griechischen Kunst zu datiren ist. Die Bausteine zu diesem Gebäude waren nicht da genommen worden, wo sie die Natur hatte entstehen lassen, dem Baumeister war es nicht vergönnt gewesen, die Kunstschöpfungen umstrahlt von dem klaren Lichte des attischen Himmels, das über uns leuchtet, anzuschauen, er hatte in dem abgeblaßten Reflex der Nachahmungen die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Originale ahnen wollen. In der Fülle der in den Trümmern römischer Kaiserpaläste und Villen, unter vulkanischem Schutt ausgebrannter Städte verborgen gehaltenen und ans Licht gebrachten antiken Statuen und Basreliefs schwelgend, suchte er die Gesetze der Entstehung, Entwickelung, Vollendung der griechischen Kunstthätigkeit nachzuweisen. Jenes Gebäude ist der im Jahre 1764 zu Dresden erschienene erste Band einer griechischen Kunstgeschichte und der Verfasser, dessen Name in alle Zeiten leuchten wird als der des Begründers der Archäologie und eines der ersten Bahnbrecher und Pfadfinder der Wissenschaft überhaupt, ist Johann Joachim Winckelmann, dessen Geburtstag wir heute in gläubiger Verehrung feiern.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage, in gläubiger Verehrung. Denn

die Gesetze, die Winckelmann aufgestellt hat, sind gewissermaßen Dogmen geworden, die in ihren Grundzügen fest und unabänderlich dastehen und dem Anprall der wechselnden Zeitströmungen nicht mehr weichen können. Wohl sind unsere Anschauungen seit jener Zeit durch eine fast erdrückende Masse von Einzelentdeckungen erweitert worden, wohl giebt es viel zuzutragen, um das Gebäude mit festeren Stützen zu versehen, wohl wird hier und da ein nicht zu dem harmonischen Ganzen passender Stein entfernt und ersetzt werden müssen, aber die Fundamente und Pfeiler und Balken bleiben ewig und trotzen der Ungunst der Zeiten und den Angriffen des Unverstandes.

Wenn es das Zeichen und das Vorrecht des Genius ist, das rasch und blitzartig wie eine Offenbarung zu erfassen, was anderen minder begabten Naturen, wenn überhaupt, nur durch gewaltige nie rastende Arbeit zu erreichen gelingt, so ist Johann Joachim Winckelmann in der That ein Genius zu nennen, deren gleichen die geistige Geschichte der Menschheit nur wenige kennt.

Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Bemerkungen auf griechischem Boden zu controliren und zu vervollständigen. Er plante lange Zeit an einer griechischen Reise, er spricht es wiederholt aus, wie sehr er sich nach dem griechischen Boden sehne und was er dort alles zu finden und zu entdecken hoffe. Die Hand, die ihn in Triest meuchlings ermordete, hat die Ausführung auch dieses Planes verhindert.

Aber der Anstoß, den Winkelmann gegeben hatte, wirkte fort und fort, und die Sehnsucht nach den classischen Ländern übte ihren magischen Zauber auf alle seinen Spuren nachgehenden Forscher aus.

Wohl war bis dahin Rom die hohe Schule für die geistlichen Herren in Deutschland gewesen, wo sie nicht blos in die Tiefen scholastischer Weisheit, sondern auch in das Rüst- und Takelwerk des auf hohen Wogen treibenden Schiffleins der römischen Kirche einen Blick thaten, der für ihre Zukunft und die Geschichte der Kirche in Deutschland von der größten Bedeutung gewesen war. Mit Winckelmann beginnt eine andere Epoche der Wanderungen nach Rom. Er hatte den Blick geöffnet für eine ganz neue Welt von Ideen und Anschauungen über Kunst und künstlerisches Schaffen, deren Richtigkeit jedem von vorn herein einleuchtete, die an den Werken selbst zu erproben und zu erlernen aber jeder Strebsame eifrig bemüht war.

Es war eine gewaltige Zeit der Begeisterung für die alte Kunst und und des künstlerischen Nachschaffens. Auf Winkelmann folgte in Rom der Däne Georg Zoëga, der durch sein großes Werk über die Obelisken und sein zweites über die Basreliefs Roms wiederum einen Abschnitt in der Erkenntniß und Auffassung der alten Kunst charakterisirt. Mit dem feinsten poetischen Gefühl ausgestattet, das in seinen Briefen namentlich wie eine

sanft angeschlagene Saite oft wehmüthig ausklingt, verband Zoëga eine für die damalige Zeit wahrhaft erstaunlich Kenntniß der Literatur und Geschichte, und seine Methode der Kunsterklärung und Beschreibung wird stets für uns mustergültig bleiben. Friederike Brun, ebenfalls aus Dänemark, Dichterin und ein äußerst fein fühlendes Gemüth, versammelte einen Kreis um sich, wie in Goethes Tagen Angelika Kaufmann.

Wilhelm von Humboldt wurde von Friedrich Wilhelm III. von Preußen an den päpstlichen Hof als bevollmächtigter Minister gesandt und er bildet von nun an den Mittelpunkt, um den sich das geistige außerpäpstliche Leben concentrirte. In Humboldts Hause, in welchem dem Herrn seine Gattin Caroline von Dacheröden gleichgesinnt zur Seite stand, versammelten sich Künstler und Gelehrte und besprachen neue Nachrichten von Funden in Griechenland und Italien, regten unter sich zu neuen antiquarischen Arbeiten an.

In diesen Kreis kam damals ein junger deutscher Mann von eben zwanzig Jahren, Sohn eines evangelischen Landpfarrers in Hessen, der mit geringen Mitteln ausgerüstet, nach Vollendung seiner Studien auf der kleinen deutschen Universität Gießen, wo er in Ermangelung philologischer Vorlesungen nur theologische gehört, einen Spaziergang nach Rom unternommen hatte, das er von der ersten Beschäftigung mit der alten Literatur an heiß wie eine Braut liebte. „Rom ist jetzo meine Braut", schrieb er kurz vor der Abreise 1802 an seine Mutter, „und ich bewundere selbst Fehler an ihr, die anderen nicht gefallen würden." Und so griff er denn zum Wanderstabe, marschirte zu Fuß durch Süddeutschland, die Schweiz, Ober- und Mittelitalien, das Herz voll Sehnen und den Kopf voll Plänen, bis er, Thränen im Aug über den Ponte Molle fuhr und aus dem Wagen herausblickend, die Kuppel von St. Peter gewahrte und den Engel auf dem Grabmal Hadrians.

Er war in Rom, war wirklich in Rom. Eine Empfehlung an den preußischen Gesandten, wo er auch Briefe aus der Heimath finden sollte, führte ihn in den Kreis, dessen er bedurfte. Wilhelm von Humboldt nahm ihn auf das Freundlichste auf und da gerade der Hauslehrer seiner Söhne sich entfernt hatte, so übernahm der neue Ankömmling, der auch auf Frau von Humboldt den angenehmsten Eindruck gemacht hatte, den Unterricht der Tochter Caroline und des einen Sohnes von Humboldt in der Literatur. Der Name des Jünglings war Friedrich Gottlieb Welcker, der stets neben Winckelmanns Namen als erster strahlen wird, so lange noch die Geschichte der Archäologie in Deutschland mit Ehren genannt werden kann.

Eines Abends erschienen im Humboldtschen Hause die Engländer Dodwell und Gell und zeigten aus ihrer reich gefüllten Mappe Zeichnungen vor, die

sie in Griechenland angefertigt von zum Theil erst von ihnen selbst entdeckten Bauten und Monumenten. Bewundernd ging die feingebildete Gesellschaft diese Blätter mit Bildern von cyklopischen Mauerresten und schlanken dorischen und jonischen Tempelbauten, marmornen Sculpturen durch, und in Allen stand der Entschluß fest, sobald das Geschick es gestatte, müßten sie nach Griechenland hinüber mit eigenen Augen zu sehen und aufzunehmen.

Unterdessen waren hier in Athen bereits größere Dinge geschehen. Lord Elgin, der zum englischen Gesandter in Konstantinopel bestimmte schottische Edelmann, nahm einen Gedanken wieder auf, den der französische Gesandte, Graf Choiseul Gouffier, nicht hatte zur Ausführung bringen können. Er verschaffte sich jenen Ferman von der Pforte, der ihm freie Verfügung über die attischen Kunstschätze gewährte. Es ist nicht meine Aufgabe hier, eine Geschichte jener englischen Ueberführungen griechischer Antiken nach London zu geben, noch weniger über Recht und Unrecht ein Urtheil zu fällen; so viel steht fest, daß die Thatsache allein der Wissenschaft die gewaltigste Anregung gegeben hat, und daß mit diesen Schätzen in der That ein Stück Griechenland in die Fremde getragen wurde, von dessen Bekanntwerden an die Sehnsucht nach den classischen Gefilden die Forscher nicht mehr ruhen läßt. Was man früher nur aus den blassen Beschreibungen eines Wheler, Spon und den Zeichnungen von Stuart und Revett gekannt, jetzt trat es greifbar und anschaulich vor die trunkenen Augen; was man fremd mit Ehrfurcht angestaunt, in der Wirklichkeit bemächtigte es sich des Gemüthes und des Herzens der Beschauer.

Die Gerüchte von diesen großartigen Eroberungen des englischen Lords drangen natürlich auch in jenen römischen Kreis, den wir vorher kennen lernten. Es bildete sich im Jahre 1807 daselbst eine Gesellschaft zu dem Zwecke, eine Bereisung Griechenlands zu unternehmen und den Boden nach verschütteten und vergrabenen Kunstwerken zu durchwühlen. Freiherr von Haller aus Bayern, Link aus Würtemberg, der Engländer Cocquerell, der Liefländer Otto von Stackelberg und zwei Dänen von Brönstedt und Koes begannen die Pilgerfahrt und wurden durch die Entdeckung der Sculpturen des Apollotempels zu Phigalia im Peloponnes, sowie des Athenetempels auf Aegina für ihre Bemühungen reichlich belohnt. Der Apollotempel ward von dem Baumeister des Parthenon Iktinos erbaut, dem Freunde und Genossen des Phidias; so hatte man also in seinen Resten ein Werk vor sich, auf das der Bildhauer des Parthenon von Athen offenbar großen Einfluß ausgeübt hatte, wenn nicht die Sculpturen selbst aus seinem Atelier hervorgegangen waren.

In den äginetischen Bildwerken, deren Ankauf für München der sich damals in Athen aufhaltende Professor Wagner im Auftrage des Kronprinzen

Ludwig von Bayern vermittelte, wurde das, was man aus Pausanias u. a. von einer äginetischen Bildhauerschule wußte, zum ersten Male lebendig und faßbar, wenn auch nach dem damaligen Stande der Forschung und bei der Menge von mit einem Male vorliegenden Originalwerken der Blick, noch trübe, ein sicheres Urtheil noch nicht erlaubte.

An diesen Schätzen lernte Friedrich Thiersch, dessen Name mit dem Aufblühen des jungen Griechenlandes so vielfach verknüpft ist, die Epochen der bildenden Kunst unterscheiden, wenn wir uns auch heute gestehen müssen, daß sein damals ausgearbeites System jetzt längst als im Einzelnen verfehlt anerkannt worden ist.

Die dann für Griechenland anbrechende Zeit nationaler Erhebung erwirkte in ganz Europa, das eben erst durch die neubekannt gewordenen Kunstschätze aufs Höchste erregt war, die lebendigste Theilnahme. Von allen Seiten strömten die Gaben und begeisternden Worte, um die Wiege europäischer Civilisation von der Fremdherrschaft zu befreien und ihr die Selbständigkeit wiederzugeben, mit der unter diesem Himmel so Herrliches gezeitigt war. Von allen Seiten klangen sie wieder, die Worte Wilhelm Müllers:

> Ohne die Freiheit was wärest du Hellas,
> Ohne dich Hellas, was wäre die Welt!

Es konnte nicht fehlen, daß die ungeheure Begeisterung den nachhaltigsten Einfluß auf die Alterthumsstudien ausübte, und somit treten wir in die Periode der wissenschaftlichen Erforschung des griechischen Alterthums ein, in der wir selbst mitten inne stehen, in den Kreis der Aufgaben, an deren Lösung, so viel an uns ist, mitzuhelfen, wir berufen sind.

Zwei Zweige der Altersthumswissenschaft traten in jener Zeit eigentlich neu in den Kreis unserer Studien ein. Es ist dies die Epigraphik, deren methodische Behandlung bisher Niemandem hatte gelingen können, und die Geographie und Topographie der alten Welt. Seitdem Karl Ritter den Zusammenhang des Menschen mit dem Boden, auf dem er geboren, mit der Luft, die er athmet, mit dem Himmel, der sich über ihm wölbt, nachgewiesen, seitdem er der Geographie den Stempel einer eigentlichen Wissenschaft aufgedrückt, konnte es nicht fehlen, daß sich die Aufmerksamkeit auch deshalb auf die classischen Länder wandte, um in der äußeren Beschaffenheit derselben die Bedingungen ihres Daseins zu erkennen.

Als den eigentlichen Begründer einer methodischen Inschriftenkunde müssen wir August Boeckh ansehen, der von der K. Akademie der Wissenschaften mit der Sammlung des Corpus Inscriptionum Graecarum betraut wurde. Die ihm vorgesetzte Commission bestand aus Philipp Buttmann, Schleiermacher und Immanuel Bekker. Freilich hatte Boeckh es damals vornehmlich nur mit

bereits publicirtem Material zu thun; in dem Sammeln und Sichten wurde er von vielen hervorragenden Schülern unterstützt, die das auf den verschiedensten wissenschaftlichen Bibliotheken zerstreute, abschriftlich vorliegende Material für ihn verglichen. Vor diesen nenne ich nur Eduard Gerhard, Karl Ottfried Müller, Julius Pflugk. Außerdem unterstützte F. G. Welcker das Unternehmen durch briefliche Mittheilungen und Bemerkungen. Doch begegnet auch schon in dem ersten im Jahre 1828 erschienenen Bande des Corpus hier und da der Name des um die Veröffentlichung und Conservirung attischer Denkmäler später hochverdienten Kyriakos Pittakis.

Wie viele neue Gesichtspunkte der Alterthumswissenschaft durch diese erste für die damalige Zeit vollständige Sammlung griechischer Inschriften erschlossen wurden, die Wichtigkeit derselben für die Kenntniß der Verfassung und Institutionen speciell des attischen Staates ist hier nicht der Ort auseinanderzulegen. August Boeckh selbst hat in seinem Staatshaushalt der Athener gezeigt, was sich aus den inschriftlichen Zeugnissen Alles gewinnen läßt, indem er mit diesem Buche zugleich gleichsam das erste Gebäude einer Nationalökonomie aufgeführt hat. Das Bild, das der staunenden Welt von dem Werden und der Entwickelung einer nationalen Staatsverfassung entrollt wurde, ist im höchsten Grade lehrreich geworden für den Geschichtsforscher alter und neuer Zeit und war dem praktischen modernen Staatsmanne zugleich ein Handbuch nationalökonomischer in der Praxis erprobter Theorien. Die Vorzüge und Mängel der attischen Verfassung, das Verhältniß der Bundesstaaten untereinander, des Handels und Verkehrs: zum allergrößten Theil wird die klare übersichtliche Darstellung derselben durch den Meister unserer Wissenschaft in unserem Jahrhundert dem aus den griechischen Inschriften geschöpften urkundlichen Material verdankt.

Doch wuchs naturgemäß die Fülle des Stoffes auch dem arbeitsamsten und unermüdlichsten Forscher über den Kopf. Die französische Expedition in Morea hatte den Peloponnes erschlossen und in jeder Beziehung der Wissenschaft neues Material zugebracht. Die Befreiung Griechenlands und die Berufung eines bayerischen Prinzen auf den neuen Königsthron eröffnete die Thore von Hellas der Wissenschaft und damit zugleich namentlich deutschen Einwanderern verschiedenster Berufsart. Die Organisation des Schulunterrichts lenkte den Blick der damit beauftragten Staatsmänner des neuen Griechenlands von selbst auf Deutschland und die straffe bewährte Pädagogik der preußischen Lehranstalten. Junge hoffnungsvolle Männer, von denen wir einige heute in unserer Mitte zu sehen die Ehre haben, wurden auf deutsche Universitäten geschickt, um von dort Methode und Praxis nach dem Vaterland zu verpflanzen. Deutsche Lehrer wurden nach Athen berufen, unter denen die Namen von Herzog, Anselm, Ullrich und Ludwig Roß, den besten Klang

auch heute noch in Griechenland besitzen. Auch in anderen Disciplinen, wie in der Chemie Landerer, in der Medicin Treiber, wirkten an der hiesigen Universität deutsche Männer.

Seit jener Zeit haben die Beziehungen zwischen deutscher und griechische Wissenschaft nicht aufgehört. Alljährlich wandern junge Griechen auf deutsche Universitäten und kommen ältere gereiftere deutsche Gelehrte nach Griechenland um hier aus dem unversieglichen Quell immer wieder zu schöpfen.

Ueberblicken wir die Arbeiten, die seit jener Zeit über griechisches Alterthum auf Grund eigener Kenntniß des griechischen Landes erschienen sind, so haben wir wahrhaft alle Ursache uns zu freuen über die Fortschritte, die unsere archäologische Wissenschaft in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit gemacht. Die höchst verdienstlichen Arbeiten der Engländer, vor allen des Colonel Leake, der Franzosen, unter denen in Verbindung mit der hiesigen école française eine Reihe klangvoller Namen genannt werden müßte, darf ich als meinem Thema fern bei Seite lassen. Mir liegt es ob zu zeigen, wie die allmähligen Fortschritte deutscher Forschung in Griechenland naturgemäß zur Gründung der Anstalt geführt haben, der vorzustehen ich die Ehre habe.

Die Arbeiten an dem Corpus griechischer Inschriften wurden durch die in Griechenland sich aufhaltenden Deutschen unter zuvorkommendster Unterstützung der griechischen Gelehrten von Jahr zu Jahr gefördert. Doch erkannte man bald die Unmöglichkeit, alles bei der Neugründung Athens zu Tage kommende Material bald und gut zu veröffentlichen und begrüßte es deshalb mit Freuden als in Athen die ἐφημερὶς ἀρχαιολογική gegründet wurde, in deren stattlicher Bändereihe namentlich durch Pittakis alle neuen Funde auf dem Gebiete der Epigraphik und Monumentenkunde der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht werden sollten. Freilich ließ die Art der Publication damals noch Manches zu wünschen übrig, was in den letzten von der kundigen Hand von Eustratiades besorgten Bänden glänzend nachgeholt worden ist; aber es war doch einmal dem Dunkel und der Vergessenheit entrissen und ans Licht gebracht, es wurde offenbar, welche Masse von unpublicirten oder ungenügend publicirten Material noch in Athen bereit liege.

Um dieselbe Zeit war Peter Forchhammer in Athen, dessen mythologische und topographische Forschungen freilich längst überholt, dessen Verdienste um die Topographie Athens aber nichts desto weniger zu schätzen sind. Er bestimmte zuerst den Lykabettos. Die Wiederauffindung und Wiedererrichtung des Niketempels durch Roß, Schaubert und Hansen nach Whelerschen Zeichnungen fällt in das Jahr 1836. Ulrichs verdienstvolle und grundlegende Arbeiten über die Häfen von Athen, Thiers über das Erechtheion, Roß Theseion, die unter dem Titel „archäologische Aufsätze" später gesammelten Arbeiten von Roß, gehören zum größten Theil derselben Zeit an.

Im April 1840 kam Karl Ottfried Müller nach Athen, einer der genialsten Jünger der Alterthumsforschung, dessen Verweilen leider ein gar zu kurzes war. Kaum hatte er sich eben in Athen umgesehen, den Peloponnes angeschaut, als ihn im August desselben Jahres ein in Delphi entstandenes Wechselfieber in Athen tödtete. Die Leichenrede hielt ihm in warmen tiefgefühlten Worten Philippos Joannu. Die aus seinen Papieren von seinem Gefährten Adolph Schöll herausgegebenen Mittheilungen aus Griechenland enthalten höchst werthvolle Publicationen.

Der Begleiter O. Müllers auf seinen griechischen Wanderungen war sein Schüler Ernst Curtius, der mit Christian August Brandis im Jahre 1837 nach Athen gekommen war und Griechenland bereits als seine zweite Heimath betrachtete. Zehn Jahre, nachdem er Griechenland verlassen, im Jahre 1851 erschien Curtius Peloponnes, eine musterhafte und erschöpfende Schilderung der griechischen Halbinsel in geographischer, historischer und künstlerischer Beziehung. Weitere Früchte seines damaligen griechischen Aufenthalts sind neben einer großen Anzahl kleinerer Abhandlungen, namentlich seine Doctordissertation „De portubus Athenarum", über den Wegebau bei den Griechen, und vor allem seine griechische Geschichte, die wie kein anderes Buch die Kenntniß Altgriechenlands in Deutschland populär gemacht hat. Auch Fallmerayers geistvolle Arbeiten über die Geschichte von Morea u. s. w. dürfen wir nicht unerwähnt lassen. In den Jahren 1842 und 43 reiste F. G. Welcker in Griechenland und seine zahlreiche Beobachtungen sind in dem kurz vor seinem Tode erschienenen Tagebuch einer griechischen Reise niedergelegt. Außerdem ist die Abhandlung über die Pnyx, an deren Stelle er einen Altar des höchsten Gottes setzte, schon wegen der an sie anknüpfenden Arbeiten von Bursian und Ernst Curtius bedeutungsvoll. Wie geistvoll aber Welcker die Natur des griechischen Landes als das Fundament und die treibende Kraft der religiösen Bildung des alten Hellas hier auffassen lernte, das zeigen seine drei Bände griechischer Götterlehre, eine wahre Fundgrube für die Erkenntniß der religiösen Mythologie überhaupt.

Die Namen der jüngeren deutschen Gelehrten, die Zeugniß abgelegt haben in der Heimath von dem Ertrag ihrer griechischen Reisen brauche ich hier nur zu nennen. Konrad Bursian schrieb zwei Bände über die Geographie Griechenlands. Auch der Arbeiten A. von Velsens sei hier dankbar gedacht. Adolf Michaelis und Alexander Conze waren die ersten Stipendiaten unseres archäologischen Instituts in Rom, denen es vergönnt war, auch den griechischen Boden zu betreten und ihre Arbeiten seit jener Zeit, Michaelis vortreffliches Buch über den Parthenon und Conzes Inselreisen und Abhandlungen zur Geschichte der griechischen Kunst haben die Erwartungen, die man von dieser Reise hegte, allermindestens gerechtfertigt. Ihnen folgten in neuester Zeit

Reinhard Kekulé mit seinem Catalog der im Theseion aufgestellten Monumente und seiner Abhandlung über die Balustrade des Niketempels, Richard Schöne mit seinem Bande griechischer Basreliefs aus attischen Sammlungen, Benndorf und Heydemann mit ihren griechischen Vasenbildern, letzterer neuerdings mit seinem Verzeichniß der Marmorwerke, die an verschiedenen Orten in Athen aufgestellt sind.

Eine zweite Reise von E. Curtius führte im Jahre 1862 zur Auffindung des dionysischen Theaters, das nun von der archäologischen Gesellschaft gänzlich aufgedeckt wurde. Außerdem veröffentlichte Curtius in seinen attischen Studien eine Reihe von Bemerkungen zur Topographie von Athen, die eine Menge neuer Probleme aufstellten, die ihrer Lösung harren.

Die Inschriftenkunde wurde außer durch die fortlaufenden Publicationen der *ἐφημερὶς ἀρχαιολογική*, vor allem durch die beiden Antiquités Helléniques von Alexander Rizo Rangabé bereichert. Daneben gingen Einzelpublicationen in deutschen archäologischen Zeitschriften und in den Bulletini des römischen archäologischen Instituts, sowie in verschiedenen atheniscben griechischen Zeitschriften und Tagesblättern stets neben her. Die Fülle des Stoffes und die Schwierigkeit denselben zu bemeistern, führte bald zu der Ueberzeugung, daß eine vollständige chronologische Sammlung griechischer Inschriften, zunächst von Attika, Bedürfniß sei, und die königlich preußische Akademie zu Berlin beschloß ans Werk zu gehen. Adolf Kirchhof übernahm die Redaction des ersten Theils, der die voreuklidischen Inschriften enthält und bereits erschienen ist; Ulrich Köhler, der mit eisernem Fleiß eine neue Vergleichung sämmtlicher in Athen zerstreuten Inschriftensteine in der musterhaftesten Weise durchgeführt hat, den zweiten bis auf Augustus führenden Band, und endlich Wilhelm Dittenberger den dritten, der die römische Kaiserzeit umfassen wird. Beide Bände befinden sich bereits im Druck. Die attischen Grabinschriften hatten außerdem bereits in Stephanos Kumanudes den gewissenhaftesten und bewährtesten Bearbeiter gefunden.

Ueber die Grenzen Attikas hinaus ist also auch noch für die Inschriftenkunde freies Feld für unsere Arbeit, wenn auch das Werk von Philippe Le Bas in vortrefflicher Weise von Paul Foucard fortgesetzt, schon Vieles geleistet hat. Ich darf hinzufügen, daß die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Berliner akademischen Corpus zunächst für Megara, den Peloponnes und Boeotien bereits getroffen sind. Aber auch die täglich in Athen zu Tage kommenden neuen Inschriften werden alle unsere Emsigkeit und Beharrlichkeit in Anspruch nehmen.

Eine unserer wichtigsten Aufgaben ist ferner eine genaue topographische Aufnahme des ganzen Gebietes von Attika. Die Arbeit wird unter der Oberleitung von E. Curtius bereits in diesem Winter in Angriff genommen

und später allmählich auf ganz Griechenland ausgedehnt werden. Die archäologische Gesellschaft von Athen hat durch ihre an neuen Funden reichen Ausgrabungen am Dipylon eine Menge neuer Fragen angeregt, an deren Lösung gar viele zu arbeiten haben werden. Es steht zu hoffen, daß hier der Anfang gemacht werden kann, um den dunkelsten Punkt attischen Alterthums, die Topographie des alten Athen, etwas mehr zu erhellen.

Blicken wir schließlich auf den monumentalen Theil unserer Wissenschaft, so zeigen die glänzenden Funde der letzten Jahre, was für neue Aufgaben in Griechenland unserer warten. Die merkwürdigen uralten Vasen und Vasenscherben, die die griechische Kunstgeschichte nunmehr bis in ihre Anfänge verfolgen lassen, in Verbindung mit den Entdeckungen des Herren Schliemann in Hissarlik, die Terracottenfunde in Tanagra, die den wunderbarsten Einblick gestatten in das Privatleben der alexandrinischen Zeit, und ganz neue Ansichten über die kleinere Kunst der Alten bereits hervorgerufen haben, die täglichen neuen Funde von Marmorsculpturen u. s. f., das Alles bürgt uns dafür, daß auf lange Zeit hinaus alle großen und kleinen Arbeiter im Gebiete der Alterthumswissenschaft über und über zu thun haben werden.

Noch zwei größere Unternehmungen bedürfen der fortdauernden Unterstützung. Es ist das von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien veranstaltete und Alex. Conze übertragene Corpus sämmtlicher griechischer Grabreliefs, für das die Vorbereitungen durch die gewissenhaften und umsichtigen Arbeiten von Achilleus Postolakka für Athen bereits vollendet sind und ein von der königlich preußischen Akademie unternommenes und Reinhard Kekulé übertragenes Corpus der griechischen Terracotten. An allen Ecken und Enden, möchte ich sagen, breitet sich unsere Wissenschaft aus und die Verzweigungen verdecken fast mit ihren Blättern und Blüthen den kräftigen gesunden Stamm ihres Gewächses.

Alle diese an verschiedenen Puncten angreifenden Arbeiten bedurften deshalb eines Mittelpunktes in Athen selbst, von dem aus ihnen der Stoff in möglichst rascher und correcter Weise zugeführt werden konnte. Diesen Centralpunkt deutscher archäologischer Arbeit in Griechenland zu bilden, ist das archäologische Institut des deutschen Reiches von S. M. dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, berufen worden. So wie die Wanderungen nach Rom die Gründung des bewährten Instituts daselbst hervorgerufen haben, so sind die der Welt vorgelegten Zeugnisse von dem Fortleben des alten Griechenland im neuen, die Ursache unserer Stiftung gewesen.

Es wird vor allem unsere Aufgabe sein, alles neu gefundene Material möglichst schnell und vollständig der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wird eine periodische Zeitschrift zunächst in zwanglosen Heften zu erscheinen haben nach Art der bewährten Publicationen des

archäologischen Instituts in Rom. Es wird außerdem darauf ankommen, die bisher zerstreuten größeren Arbeiten methodisch zu ordnen und so von Athen ausgehend Griechenland in topographischer, epigraphischer und kunsthistorischer Beziehung allmählig vollständig zu erforschen. Zu diesem Zwecke werden von nun an alljährlich vorläufig vier junge Männer dem Institut zunächst als Stipendiaten attachirt werden. Um aber in lebendiger Discussion das Interesse für die kleineren hier zu Tage kommenden Entdeckungen wach zu halten und daraus den entsprechenden Nutzen ziehen zu können, ist auch eine regelmäßig wiederkehrende Besprechung des Neuesten wünschenswerth. Meine Absicht ist es deshalb, zunächst einmal monatlich, kleinere Versammlungen in diesen Räumen zu veranstalten, in denen vorgelegte neue Funde oder auch neue litterarische Erscheinungen auf archäologischem Gebiet discutirt werden könnten.

Wie sehr die Ausdehnung und Bedeutung unseres Unternehmens der Anspannung aller unserer Kräfte bedarf, das auseinanderzusetzen suche ich nicht lange Worte.

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι.

Aber wir können nicht allein unsere Aufgabe erfüllen, wir bedürfen des freundlichen Entgegenkommens der königlichen Behörden, vor allem der mit uns dieselben Ziele anstrebenden archäologischen Gesellschaft und jedes einzelnen ihrer im Interesse unserer Wissenschaft thätigen Mitglieder. Daß uns die bewährte und langerprobte liebenswürdige Art der Unterstützung und Hülfe auch in Zukunft nicht fehlen wird, davon bin ich freilich überzeugt und mußten wir bei der Gründung unserer Anstalt darauf vor allem rechnen.

Und in dieser Hoffnung und Erwartung reichen wir Ihnen die Hand, meine Herren, zur gemeinsamen Thätigkeit, ergreifen Sie sie in der Ueberzeugung, daß wir Alle nur das Wohl und den Fortschritt der Wissenschaft wollen, daß wir frei sind von selbstischen Interessen und mit Ihnen zusammen wirken wollen einzig und allein zum Ruhm und zur Ehre ihres herrlichen, geliebten Vaterlandes.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

IV.

An freien Tagen stieg Purtscher gern im Hochgebirg herum, übernachtete manchmal auf Almen und las den Sennern am Herd, wo die Molke brodelte, aus der Odyssee vor, hocherfreut, wenn sie in jenen

uralten Zuständen die eigenen, im wackern Eumäus ihr Bild erkannten. Nicht selten machten wir gemeinsame Ausflüge. Welcher Anstrengung wir fähig waren beweist ein Uebungsmarsch über die Frau Hütt, einen Grat von 7000′ Höhe, durch das wilde Gleirschthal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo wir nur einen Schöpsbraten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren wir um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr Morgens wieder. Wir waren also die Essenszeit abgerechnet 21 Stunden theils im rauhesten Gebirg geklettert, theils auf der Landstraße gegangen. Als ich Vormittags in die Schwimmschule kam, saß Purtscher bereits nackt auf einem Balken rittlings hoch droben, unter ihm ein Haufen nackter Jünglinge, die aus dem Wasser gestiegen waren, um die Erzählung unserer Fahrt anzuhören. Purtscher ging später mit mir nach Wien, studirte dort Medizin und wurde in den Stürmen des Jahres 1848 durch seine Beredtsamkeit auf den Sitz eines Abgeordneten der Stadt Wien in den Reichstag emporgetragen, wo er links Platz nahm. Nach der Sprengung desselben fühlte er sich nicht mehr sicher und floh nach Schlesien. Von dort kehrte er, als die Zeiten ruhiger geworden, nach Tirol zurück und widmete sich zu Windischmatrei der praktischen Medicin. Vom Landvolk wegen seines edlen Sinnes geliebt, wie wenige, starb er am 4. April 1850.

Auf sein Grab floßen aufrichtige Thränen und das Andenken an seine Herzensgüte ist auch jetzt noch im Thale nicht erloschen.

Purtscher war groß, von riesiger Kraft und vollendeter Schönheit, die Muskeln jedes Gliedes durch beständige Gymnastik zu plastischer Rundung ausgewirkt, Gesicht und Leib glichen auffallend jener prächtigen Statue des Herkules Farnese, der auf die Keule gelehnt ruhig vor sich hin blickt. Konnte er auch wochenlang fasten wie ein Ascet, so war er auch wie ein römischer Gladiator im Stand ungeheure Massen von Nahrung unter Dach zu bringen. Wein trank er nie. Die Wäsche trug er stets reinlich, doch war seine Kleidung im Ganzen sehr vernachläßigt.

Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief, wehmüthig gedachte ich jenes Verses der Iphigenie: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“

In jenen Jahren entwickelte sich überhaupt, — gleichsam ein Vorspiel von 1848, — reges Streben unter der Jugend, keine äußere Gunst förderte es, wohl aber lauerten argwöhnisch die Spitzel, welche die ganze Welt zur Regungslosigkeit verurtheilen wollten.

Es gelang mir, viele brave Jünglinge zu einer Gesellschaft zu vereinigen, deren Zweck theils eine edlere Unterhaltung im Gegensatze zu burschikoser Roheit, theils wechselseitige Anregung in Kunst und Wissenschaft sein sollte. Besonders hob ich in der am 14. April 1841 im Löwenhause gehaltenen Eröffnungsrede den Werth des Studiums der altdeutschen Literatur für das

Erwachen des Vaterlandsgefühles hervor und auf meinen Vorschlag wählte die Gesellschaft den Namen der Nibelungen. Wir versammelten uns wöchentlich einmal, der damalige Besitzer des Schlosses Büchsenhausen räumte uns bereitwillig den Rittersaal ein; es wurden Vorträge der verschiedensten Art gehalten, Musik und Declamation erheiterten die Abende und immer mehr Theilnehmer schlossen sich an, so daß schon die Polizei zutappen wollte. Dies verhinderte der vielgelästerte Graf Brandis, damals Statthalter von Tirol. Mag man über die Richtung dieses Mannes, eines entschiedenen Hochtorys und Jesuitenfreundes denken wie es beliebt, so muß man doch zugeben, daß er Sinn für geistiges Leben, den er vorzüglich durch Unterstützung talentvoller Jünglinge bewies, und für das Land, zu dessen ältestem Adel ihn sein Stammbaum gesellte, ein warmes Herz hatte. Lieber ein Aristokrat von Charakter, als ein Büreaukrat, der in allen Farben spielt, nach oben kriecht und nach unten tritt, oder gar ein Plutokrat, dessen einzige Bildung im Handhaben der Scheere beim Abschneiden der Coupons besteht! Man vergesse nie, daß jeder, der eine bestimmte Richtung vertritt, wenn wir auch diese Richtung von unserem Standpunkte aus bekämpfen, vor Gott und Menschen Achtung fordern darf.

Großen Beifall erntete mein Vortrag über das Nibelungenlied; der Aufsatz liegt mir noch vor, eignet sich jedoch nicht zum Drucke, nur den Schluß will ich, um die Beschaffenheit des ganzen ersichtlich zu machen, hier anfügen:

„Ich könnte, nachdem ich Entstehung, Inhalt, Männer und Frauen, die alle ein Schicksal verschlingt, geschildert, nach Sitte der Aesthetiker und Kritiker noch allerlei Gemeinplätze anbringen; sei mir dafür am Ende ein Gleichniß gestattet. Raphael malte Fresken in einer Villa. Sein großer Nebenbuhler Michelangelo trat, als er abwesend war, hinein. „Er soll nicht mehr weitermalen!“ rief er und nahm eine Kohle, welche ihm zufällig vor den Füßen lag, auf. Er sann; da flammte sein Blick und plötzlich riß er mit kühnen Zügen die Skizze eines Jupiterkopfes an die Wand. Rafael kam und schaute bewundernd und schaute, — er legte den Pinsel weg und ließ die Wand unbemalt. Sie kennen Ilias und Odyssee, Sie kennen die klaren, farbenhellen, vollendeten Bilder der Griechen, ähnlich den herrlichen Schöpfungen Raphaels; — gegenüber steht der Jupiterkopf in rauhen Strichen: erhaben, groß, fast ungeheuer — das sind die Nibelungen.“

Von den Mitgliedern der Gesellschaft erwähne ich insbesondere den am 12. Februar 1872 in bester Manneskraft verstorbenen Josef Daum, der als Gymnasiallehrer bei ausgesprochener liberaler Gesinnung keinen Boden zur Entwickelung seiner Gaben fand, und Alois Meßmer, welcher manches schöne Gedicht, wenn auch in ungefeilter Form, mittheilte. Im Jahre 1846 wurde als Preis für das beste Tirolerschützenlied ein silberner Becher ausgeschrieben, er bewarb sich darum und erhielt ihn für eine sehr mittelmäßige Arbeit, die

beste unter den vielen eingesandten schlechten. Freilich war die Aufgabe sehr schwierig. Als Professor der Theologie zu Brixen machte er in Gesellschaft der Frau von Buttlar, einer Nichte der Schlegel, Reisen in Deutschland, Belgien und Italien, die er nachträglich in drei Bänden schilderte. Anziehend ist die saftige Frische der Naturbilder, wo er sich auf das Gebiet der Kunst wagt, bringt er außer den oft unnöthigen und meist unerquicklichen ultramontanen Streiflichtern nichts Neues, was nicht schon Schnaase und Kugler besser gesagt hätten. Indessen hatte er auch hier, nachdem Flir bereits vorgearbeitet, das Verdienst unsern Klerus für die Erhaltung der wenigen noch unverpfuschten alten Baudenkmale und die Annahme eines besseren Stiles bei neuen Werken zu begeistern. Ueber seine theologischen Werke steht mir kein Urtheil zu; Männer vom Fach behaupten, der Schwung der Phantasie sei größer als die wissenschaftliche Tiefe. Er starb 1855 zu Rom. Ueberspannte Freunde erwiesen ihm den schlechten Dienst sein ziemlich gehaltloses Tagebuch und die vorhandenen, nach Form und Inhalt großentheils unfertigen Gedichte nebst einer Biographie in zwei Bänden abdrucken zu lassen.

Nach meiner Abreise von Innsbruck löste sich die Gesellschaft ganz auf, da niemand war, der die schroffen Gegensätze in ihrem Schooße vermittelt hätte.

Flir las außer den Vorträgen über Philologie, die zu besuchen alle Hörer der beiden philosophischen Curse verpflichtet waren, jährlich wechselnd auch noch andere Collegien, welche um ihn, weil er sich darin ohne amtlichen Zügel ergehen durfte, stets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen versammelten. Durch das Feuer seines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, Ideengehalt und Originalität der Darstellung wußte er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war fast der einzige, welcher den Namen Professor verdiente. Ihm lauschten daher die Jünglinge voll Enthusiasmus, besonders bei der Aesthetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beispiele, Kupferstiche und Zeichnungen unterstützte. Auch als Prediger war er sehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht bloß auf dem Katheder schätzen, ich durfte ihn auch besuchen. Da die Poesie für mich eine Hauptangelegenheit war, und er hierin als einer der größten Kenner galt, so legte ich ihm verschiedene Arbeiten vor. So sehr er mich sonst durch sein Wort gehoben, hier förderte er mich nicht. Im Gegentheil! Er hatte den Grundsatz, man dürfe junge Leute von Talent durch Strenge nicht abschrecken, sondern müsse das Lob als Sporn benützen, sie auf der Bahn zu erhalten und vorwärts zu treiben; so daß jeder, der einige Verse gebracht, ihn mit dem Bewußtsein eines großen Dichters verließ. Das war ein falsches Verfahren, es weckte nur Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Gerade dichterische Versuche fordern ein ernstes Urtheil, welches jedoch, wenn es von Nutzen sein soll, im Einzelnen durch Nachweis der Fehler begründet sein muß, sonst wissen ihm die jungen Leute leicht zu entschlüpfen und es für

ungerecht zu erklären. Lassen sich Schwächlinge dadurch abschrecken, so ist es für sie und die Welt von Nutzen; das ächte Talent wir nicht gehemmt, sondern eben weil es ächt ist, bewogen, aufwärts zu steigen. Die Richtigkeit dieser Ansicht hat mir der Erfolg bestätigt, und ich bereue es nicht, ihr im Verkehr mit Jünglingen als Regel gefolgt zu sein. Insbesonders legte Flir auf die Technik zu wenig Werth und zwar nicht bloß bei Durchsicht der jugendlichen Versuche seiner Schüler, sondern auch in eigenen Arbeiten. Seine „Kriegslieder aus Tirol" zeichnen sich allerdings durch Plastik der Darstellung und schlichte Einfachheit aus, die Verse sind aber holperig und rauh, als hätte sie eine Bärentatze scandirt. Auch durch die Art, wie er für das Priesterthum, freilich in der besten Meinung, Candidaten warb, hat er mehrere talentvolle Jünglinge in einen Abgrund von Elend gestürzt. Er riß ihren unreifen Verstand durch seine überschwängliche Begeisterung für die Schönheit des Katholicismus hin, geblendet gingen sie in die Theologie und dort wußte man schon dafür zu sorgen, daß sie dem Garn nicht mehr entrannen. So jener Obertümpfler; ein Mensch von unbändiger Kraft und wilder Originalität; als der Taumel verraucht war, fand er sich in der Oede eines verfehlten Lebens, floh mit einem Mädchen, und endete irrsinnig in der Schweiz. Von anderen will ich schweigen. Flir betheiligte sich auch an Politik, bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie schwankte er jedoch haltlos zwischen rechts und links, hielt einige schöne Reden zu Frankfurt und verschwand endlich als uditore della rota auf einem hohen kirchlichen Posten in den Weihrauchwolken des Ultramontanismus. Er starb 1856 zu Rom, wie man sagt in der Hoffnung den Cardinalshut zu empfangen. Seine „Briefe aus Rom," in welchen er die Beulen der Priesterherrschaft bloß legte, und auch in anderer Beziehung aus der Schule schwätzte, erschienen 1864 und mußten, da sie großes Aufsehen machten, zweimal aufgelegt werden. Es wäre sehr zu wünschen, wenn einer der nähern Freunde ausführlich den Entwicklungsgang und die Schicksale dieses trotz mancher Schwäche bedeutenden Mannes zeichnete.

Durch Flir wurde ich mit Sebastian Ruf bekannt. Dieser humane Priester war zu Absam eine Zeit lang Geselle in der Schmiede seines Vaters, ging dann in die Theologie und wurde nach Empfang der Weihen erst in der Seelsorge auf dem Land verwendet, endlich als Irrencaplan zu Hall angestellt, wo ihm sein verständiges Wirken den Dank und die Liebe der Unglücklichen und ihrer Angehörigen erwarb. Leute von umfassender und tiefer Kenntniß der Philosophie und ihrer Häupter sind jetzt überall selten in Deutschland, schwerlich dürfte aber jemand vermuthen, daß dieser bescheidene Geistliche unbedingt zu ihnen zählt. Alle Fachmänner äußerten sich über seine „psychischen Zustände" sehr günstig. Später ergab er sich archivalischen

Studien; Anerkennung verdient seine Geschichte des deutschen Geigenmachers Jacob Steiner. Ruf wurde 1871 pensionirt und genießt nun die wohlverdiente behagliche Ruhe eines ehrenvollen Alters.

Der vielgenannte ständische Archivar Dr. Johannes Schuler gestattete mir Zutritt in seine Bibliothek, was für mich, abgesehen von dem anregenden Umgang mit dem feinen Manne, von unschätzbaren Werth war, denn hier fand ich die neueste Literatur Deutschlands aus allen Zweigen der Poesie, Geschichte und Philosophie vereinigt. Ich schöpfte mit vollem Durst und auch Purtscher bemächtigte sich manches Buches auf meiner Stube. Die Bekanntschaft mit Schuler wurde der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft mit seinen zwei Schwestern Cornelie und Mathilde. Dieses Verhältniß sank nie unter die Linie des reinsten geistigen Verkehrs, ein Fall, der gewiß nicht oft begegnet, wenn so junge Herzen einen Bund schließen. Cornelie, die ältere, war kaum hübsch zu nennen, schweigsam, ja fast blöde, erschloß sie erst in Briefen ihre Seele. Mathildens Kopf verglich Flir oft mit dem einer Muse, wozu mehr der durchgeistigte Ausdruck desselben als die Regelmäßigkeit der Züge berechtigte. Sie heirathete später Herrn Josef Ganahl, den Director der Spinnfabrik zu Innsbruck, einen tüchtigen und gebildeten Geschäftsmann, der im Januar 1872 sein thätiges Leben schloß.

Von Gedichten, die aus dieser Zeit in die Oeffentlichkeit gelangten, erwähne ich die Legenden, den letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Einsiedler mit dem Kreuz am Altare niederschlägt, und Luzifers Werbung, wo der Dämon des Abgrundes als Vertreter der starren Individualität, welche sich mit titanischem Trotz niemand unterordnen will, Gott Vater, dem allmächtigen König Himmels und der Erde im Stile des patriarchalischen Orientes gegenüber auftritt. Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizzirt, das ganze überhaupt in der Manier des Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Daß der Mann, auch bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den kühnen Muth er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet Maria auch hier als milde und gnadenvolle Vermittlerin an. Eine Art poetischen Tagebuches im dramatischen Stile Fausts ist der unvollendet gebliebene „Student".

Es erübrigt mir nur noch über meine äußeren Verhältnisse im Laufe dieser Jahre zu sprechen. Meine Eltern hatten nach den Ferien der zweiten Gymnasialclasse Kufstein zum Aufenthaltsort gewählt, weil dort Quartier und Lebensmittel billiger waren, und der Vater an diesem Städtchen mit Vorliebe hing. Ich war nun zu Innsbruck ganz auf mich gestellt, die Eltern konnten mir nicht einen Pfennig zum Unterhalt beitragen, sie waren im Gegentheil stets bereit, die armseligen Kreuzer, welche ich mir mit Instruiren

im Schweiße meines Angesichts erwarb, zu beanspruchen, ja sogar der Bogen, auf welchen ich die Zahlung eines kleinen Stipendiums von 27 Gulden jährlich zu ziehen hatte, war lang voraus verpfändet, so daß ich nichts davon erhielt. So mußte ich nach jeder Richtung die Bitterkeit jener Verse Dantes erproben:

Tu proverai si come ha di sale
So pane altrui e com' è duro colle
So scendere e'l salir per l'altrui scale.

Gar manchen Tag von den sieben Tagen der Woche hatte ich nichts als ein Stücklein Brod und war zufrieden, wenn ich mir dazu eine Wurst kaufen konnte. Noch im vorigen Jahrhundert wanderten die armen Studentlein, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern mit einem Topfe in den Küchen herum, sich die dürftigste Nahrung zusammenbettelnd und auch jetzt nennt sie die Gassenjugend spottweise „Suppeler“ und singt das Liedlein:

„Student, Student,
Hat's Manteln verbrennt,
Geht über die Brugg
Und bettelt a Supp!“

Allmählich wurde die Sache besser, vermögliche Bürger luden arme Jünglinge wöchentlich einmal an den Tisch und das hatte für diese auch noch einen andern Vortheil als die Befriedigung des Hungers. Sie blieben in einer Art Familienleben und wurden selbst zu besserer Sitte erzogen, als im elterlichen Bauernhause — denn daher stammen die meisten Studenten. Manchmal entspannen sich auch innigere Bezüge, es war nicht selten, daß sich ein solcher Jüngling, nachdem er später zu Amt und Ehre gelangt, aus dem Hause des Wohlthäters die Braut holte. So z. B. der Vater unseres Johannes Schuler. Jetzt hat sich die Sache neuerdings geändert. Die Lebensmittel sind so im Preise gestiegen, daß der Bürger und Beamte kaum einen Tag in der Woche an seinem Tische einen Gast sehen kann; es mischte sich der religiöse Verein des heiligen Vincenz in die Angelegenheit, er nimmt kleine Geldbeiträge und läßt dafür armen Jünglingen in einem eigenen Hause die Kost reichen. Ich will diesem Verein nichts übles nachreden, wünsche jedoch, daß er nie darauf verfallen möge, Studenten, welche sich unter dem Titel der Frömmigkeit bewerben, vorzugsweise zu bedenken und dadurch dem Muckerthum Vorschub zu leisten.

Meine beste Wohlthäterin war eine alte Tante; sie gab mir nicht nur Speise, sondern flickte auch meine Kleider und besorgte meine wenige Wäsche. In der Woche einmal das Hemd zu wechseln, galt damals schon für große Reinlichkeit. Sie ist jetzt todt, wie so manche andere, denen ich mich in dankbarer Erinnerung als Schuldner bekenne. Die stille Dulderin, treu, fleißig,

arbeitsſam, jedem zum guten redend, niemanden aufſäſſig, ein Muſter chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit ruht jetzt von den Leiden, welche das Leben bis zum letzten Athemzug auf ſie häufte, denen ſie nichts entgegen zu ſetzen hatte, als eine wahrhaft engelgleiche Ergebung in den Willen Gottes.

In den Ferien wanderte ich nach Kufſtein, bald zog ich es jedoch vor, nicht mehr bei meinen Eltern zu wohnen und ſiedelte mich auf der Nappelburg an, einer Kneipe, welche faſt nur von Soldaten und ihren Dirnen beſucht wurde. Ein ſolches Mädchen, leichtſinnig und reizend hatte mein inniges Mitgefühl dadurch erregt, daß ich vom Fenſter beobachtete, wie ſie einem armen Weibe bei kaltem Wetter das Tuch vom Halſe weg ſchenkte. Ich ſah ſie danach öfter, ſie wurde von Leidenſchaft für mich ergriffen und ſuchte jede Gelegenheit auf ſich mir zu nähern. Ich bemühte mich, ſie auf beſſere Wege zu bringen und ſtellte ihr zugleich den traurigen Ausgang, der ſie erwarte, in dunkeln Bildern vor Augen. Da brach ſie einmal plötzlich in Thränen aus, ſie geſtand mir, daß ſie meinen Worten unbedingt glaube, denn ich ſei nicht wie andere Männer, die gleich im erſten Augenblicke des Alleinſeins Erfüllung ihrer Begierden forderten; ich hätte nie mit einem Wort, ja nicht mit einem Blick ſo etwas merken laſſen, deßwegen wolle ſie mir gehorchen und gut thun. Sie hielt vorläufig Wort, freilich weiß ich nicht, ob ſie nach meiner Abreiſe den beſtändigen Verſuchungen gegenüber Stand hielt.

Zu Kufſtein hatte ich Einſamkeit genug. Vormittags ſtreifte ich durch Gebüſch und Wald, Vögel zu fangen oder einiges Wild zu erlegen, nach dem Eſſen gab ich den Söhnen des Apothekers Unterricht. Beides reichte eben aus, meinen Unterhalt zu ſichern. Sehr gern weilte ich an den kleinen Seen bei Thierberg; auf dem Pendling und der Zellerburg, in abgelegenen Wäldern und Bergen, wo mich niemand mit ungebetener Geſellſchaft behelligte. Auf dem Gipfel des Pendling, wo ſich eine großartige Fernſicht in die Centralalpen mit ihren Gletſcherkronen öffnet und der Blick zugleich weithin die bayriſche Ebene überfliegt, feierte ich einmal Goethes Geburtsfeſt mit einem Freunde. Wir hatten uns zuſammenbeſtellt und waren in der nämlichen Stunde — er von Weſten, ich von Oſten auf der Höhe eingetroffen. Ein Fläſchchen Wein wurde im friſch gefallenen Schnee gekühlt und dann dem Genius des deutſchen Volkes ein Hoch gebracht. Schüſſe aus meinem Gewehr ſollten die Feier dem Thal verkünden, dem Thale, wo vielleicht kaum zehn Menſchen je ein Wort von Goethe ernſthaft geleſen. Eine größere Ferienreiſe unternahm ich nur einmal nach Abſchluß des Gymnaſium. Ich beſuchte München und lernte dort wie früher erzählt worden, die Antike kennen. Leider brachte ich jedoch mit einer Maſſe neuer Anſchauungen auch den Typhus mit, der nach meiner Rückkehr zu Kufſtein heftig ausbrach, mich einige Wochen an das Bett feſſelte und endlich der Jugendkraft meines Körpers wich. Während

der Genesung, wo meine Seele weich und empfindsam besaitet war, machte Jean Paul, dessen Cascaden sprühenden Witzes und origineller Gedanken ich gelegentlich schon früher bewundert hatte, tiefen Eindruck auf mich. Ich dachte und fühlte während dieser kurzen Zeit ganz in seiner überspannten Weise und eine prosaische Dichtung „der Traum" ist in jeder Zeile eine Nachahmung seiner Manier. Als ich jedoch die volle Gesundheit wieder erlangt hatte, kam mir dieses Werklein so bedenklich vor, daß ich es vernichtete, zu Jean Paul habe ich mich nie mehr gewendet, obwol ich seine Bedeutung für die Literatur durchaus nicht läugne, so sehr widersprach er meinem innersten Wesen.

Gegen Ende des zweiten juridischen Curses glänzte ein Hoffnungsstrahl für Purtscher und mich: daß wir von dem Studium der Gesetze, welches uns durchaus nicht zusagte, befreit würden und sich das ersehnte Thor der Medicin aufthue. Die Hoffnung wurde bald Gewißheit. Einige Freunde schossen Reisegeld zusammen, in Wien sollten wir uns selbst weiter bringen. Getrosten Muthes, freudigen Herzens eilten wir der ungewissen Zukunft entgegen. Um wohlfeiler zu reisen, wählten wir ein Hallerschiff, welches mit Gütern befrachtet war. An einem Nachmittag des September 1842 stiegen wir bei sehr launischem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau, schoben mit Stangen vom Ufer los und rasch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düstere Wolken, auf deren dunklem Grund sich quer über den Strom ein Regenbogen spannte. Meine Seele erfüllte Wehmuth, da schaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen. Wie Childe Harold, als er sein:

Adieu, adieu my native land

über die Wogen hinaussang, stand Purtscher im großen blauen Aug' eine Thräne auf dem Deck des Schiffes, bereits an einem mächtigen Stück des Gugelhupfes kauend, den mir die gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Tage waren schon kurz, der Morgen kühl und neblig, so griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker als Matrosen mit, dafür zahlten wir zu Wien beim Aussteigen auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untertags nicht gelandet wurde, versahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, welches wir meistens aus einer Au ohne lang zu fragen, mitschleppten, und bereiteten unser Mahl auf dem Verdeck. Ich war Koch, Purtscher lag, wenn die Sonne schien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während anmuthige und schöne Landschaften vorüberschwebten, Homer vor, bisweilen langte er auch mit einem zugespitzten Scheit in den brodelnden Topf, um sich ein Stück Fleisch anzuspießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiserstadt an der Donau. Als wir um den Kahlenberg biegend zuerst den mächtigen Stefansthurm erschauten, faßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald muthiger Hoffnung der Jugend wich. Wir landeten.

Der Theologenmangel und die Zukunft der theologischen Facultäten.

Von Pacificus Sincerus.

Der Theologenmangel ist nachgerade zu einem vielbesprochenen Thema der kirchlichen und politischen Organe geworden. Wenn wir wieder auf ihn zurückkommen, so geschieht es nicht in der Absicht, oft Gesagtes zu wiederholen, sondern um die Frage von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus, als bisher immer geschehen war, zu beleuchten. Bisher war sie stets in der Absicht besprochen worden, um Rathschläge zur Aufhebung des Uebelstandes zu geben. Das setzte voraus, einmal, daß jene Erscheinung unbedingt eine solche öffentliche Calamität sei, daß die Gesellschaft um jeden Preis ihre Beseitigung anstreben müsse; und sodann, daß sie auf zufälligen äußeren Gründen beruhe, die sich leicht durch äußerliche und beliebig zu veranstaltende Maßregeln aufheben ließen. Aber was berechtigt uns zu dieser doppelten Voraussetzung? Hat es nicht zum voraus alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß eine Erscheinung, die gerade seit den letzten paar Jahren so reißende Fortschritte, wie nie vorher, gemacht hat, auch eben in dem tiefen Principienkampf begründet sei, den man als die große, centrale Aufgabe unserer Gegenwart erkennen muß? Dürftige Pfarrbesoldungen hat es ja immer gegeben und doch haben sie in früheren Zeiten den Zudrang zum geistlichen Amt nicht gehindert; auch die Verschiedenheit der orthodoxen und liberalen Richtung innerhalb der Kirche ist fast so alt, wie diese selbst, und hat doch früher nicht nur vom Studium der Theologie nicht abgeschreckt, sondern vielmehr gerade die tüchtigsten Köpfe gelockt, sich an diesem ehrenvollen Kampfe der Geister zu betheiligen. Neu aber ist in unseren Tagen die principielle Auseinandersetzung zwischen einer Gesellschaft, die mit der Autonomie ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Interessen und Bestrebungen endlich vollen, unbedingten und rückhaltslosen Ernst machen will, und einer Kirche, die sich in Folge dessen von derjenigen Position in der Gesellschaft verdrängt sieht, die ihr als Operationsbasis ihrer Wirksamkeit zeither gedient hatte und für immer unentbehrlich schien. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Conflicte die Stellung der Theologen eine überaus schwierige wird und für die Besten unter ihnen gerade am peinlichsten werden muß; je mehr sie ein Herz haben für ihr bürgerliches Vaterland, je tiefer sie eingedrungen sind in die Bildungsschätze der Wissenschaft, desto weniger können sie sich von der Gesellschaft isoliren, desto weniger das Recht dessen, was man den heutigen „Culturkampf" nennt, leugnen. Und doch ist es andererseits eben dieser Kampf, der ihren speciellen Beruf in der Gesellschaft von Tag zu Tag mehr erschwert, ihrem sittlich-religiösen Wirken auf das Volk eine Thüre um die

andere verschließt und ihre ganze Stellung so zu isoliren droht, daß sie mehr als Menschen sein müßten, um nicht doch zuletzt einem Gefühle der Verbitterung gegen die Gesellschaft, die sie als Geächtete behandelt, Raum zu geben. Es liegt uns beides gänzlich ferne, sowohl in die Jeremiaden über die Gottlosigkeit der heutigen Welt einzustimmen, als in das wüste Kriegsgeschrei gegen Kirche und Geistlichkeit; soll von Schuld und Unrecht die Rede sein, so dürfte sich dieses vielleicht auf beide Theile ziemlich gleichmäßig vertheilen; in Wahrheit ist diese moralisirende Betrachtungsweise überhaupt nicht zulässig in einem Falle, wie dem vorliegenden, wo es sich um Entwickelungen von weltgeschichtlicher Nothwendigkeit handelt, deren Größe nicht zum wenigsten in der erhabenen Tragik liegt, mit welcher der Weltgeist auch über berechtigte Interessen hinwegschreitet und auch die Guten und Wohlmeinenden als Opfer fallen läßt, um seine nothwendigen höheren Zwecke durchzusetzen. Aber daß die heutige Jugend sich nicht zu einem Berufe drängt, der solches Martyrium ihr in Aussicht stellt, wer wollte ihr das verdenken?

Liegt aber hierin, wie wir überzeugt sind, der eigentliche und tiefste Grund des immer bedenklicher wachsenden Theologenmangels, so ist klar, daß alle Rathschläge zu seiner Abstellung eitel verlorene Liebesmühe sind. Nur um so mehr aber gilt es, mit einer Thatsache, die zunächst jedenfalls unabänderlich ist, zu rechnen und ihre unvermeidlichen Folgen ins Auge zu fassen; vielleicht, daß sich dann doch zuletzt auch an dem, was zunächst als Uebel erscheint, eine erträgliche Seite entdecken läßt.

Die Nächstinteressirten in dieser Frage sind unzweifelhaft die theologischen Facultäten; für sie ist die steigende Abnahme der Theologie Studirenden geradezu eine Existenzfrage, daher auch aus diesen Kreisen die Nothrufe bisher meistens ergangen sind. Allein so natürlich dies Jedermann finden wird, so sehr wird es doch erlaubt sein, die Voraussetzung, als müßten nothwendig in alle Ewigkeit theologische Facultäten existiren, einmal ganz unbefangen — sine ira et studio — vom Standpunkte des Gemeinwohls aus zu untersuchen. Wir sind — um dies gleich vorauszuschicken — weit entfernt davon, die Verdienste der bisherigen theologischen Wissenschaft um den Fortschritt wahrer Humanität, und harmonische Ausbildung des menschlichen Geistes nach der Verstandes- und Herzensseite hin irgend in Abrede zu stellen oder auch nur zu unterschätzen. Aber es dürfte sich doch fragen, ob eben diese verdienstlichen Leistungen in Zukunft nicht auch — und sogar noch wirksamer — ohne die geschlossene Form einer Facultätswissenschaft zu erreichen wären? Es dürfte sich fragen, ob nicht eben dieselben Verhältnisse der Zeitlage, welche die Jugend vom theologischen Studium zurückschrecken, auch die theologischen Lehrer in ihrer Wirksamkeit aufs empfindlichste hemmen müssen? Ja es dürfte sich fragen, ob nicht, so wie nun einmal die Dinge jetzt liegen, der Fortbestand

der theologischen Facultäten zur unerschöpflichen Quelle immer neuen Zankes zwischen Staat und Kirche unvermeidlich werden müßte?

Denn kaum dürfte ein anderer Punkt zu finden sein, auf welchem so unmittelbar die Interessen und Rechte der vom Staate repräsentirten nicht-kirchlichen Gesellschaft und der Kirche in Collision kommen müssen, als eben die theologischen Facultäten. Sofern sie Glieder der staatlichen Hochschulen sind, können die an ihnen angestellten Lehrer keine andere Aufgabe haben, als ihre philosophischen Collegen: die freie, durch keinerlei Autorität und Tradition befangene Erforschung und Mittheilung der reinen Wahrheit. Sofern hingegen die theologischen Facultäten Bildungsanstalten für die künftigen Diener einer besonderen Kirche sind (was sich ja schon durch ihre confessionelle Geschiedenheit in evangelisch und katholisch-theologische Facultäten verräth), sind sie in ihrem Forschen und Lehren oder mindestens doch in letzterem gebunden durch die positiven Satzungen ihrer betreffenden Kirche.

Der innere Widerspruch dieser Zwitterstellung von akademischen und zugleich kirchlichen Lehrern, Lehrern der freien autoritätslosen Wissenschaft und Ueberlieferern der positiven kirchlichen Satzung (Dogmatik) liegt so klar auf der Hand, daß man nur fragen muß, wie er überhaupt und so lange her möglich war? Dies erklärt sich aber sehr einfach daraus, daß man bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Gegensatz zwischen kirchlicher Weltanschauung und Wissenschaft theils gar nicht ahnte, theils doch nicht in seiner ganzen Tragweite erkannte; und auch dann, als man sich die Disharmonie zwischen kirchlichem Buchstaben und fortgeschrittener Welterkenntniß nicht mehr verhehlen konnte, half man sich noch einige Menschenalter hindurch mit dem Kunstgriff der allegorischen Umdeutung des ersteren, um dadurch den Kirchenglauben dem Vernunftglauben wenigstens möglichst nahe zu bringen. Indeß ging dies nur eben so lange, bis einerseits die Wissenschaft mit ihren Consequenzen auf allen Gebieten strengeren Ernst machte und andererseits der kirchliche Gemeingeist sich unter den Nachwirkungen geschichtlich großer Erlebnisse wieder zu stärkerem Selbstbewußtsein ermannte. Nun setzte alsbald die Kirche ihren Positivismus der emancipirten Vernunft entgegen und forderte nichts Geringeres als: „Umkehr der Wissenschaft"; nur um diesen Preis wollte sie ihren bisherigen Bund mit der Wissenschaft auch ferner festhalten. Als natürlich die Wissenschaft auf dieses wunderliche Ansinnen nicht eingehen konnte, die Kirche aber ebensowenig ihrerseits geneigt war, an dem Fortschritt der wissenschaftlichen Weltanschauung Theil zu nehmen: da war eigentlich der Bruch zwischen den bisherigen Verbündeten schon definitiv entschieden und alle seitherigen Friedensunterhandlungen haben ihn höchstens vertuschen können. Das gilt zuletzt auch von den übrigens ganz ehrenwerthen und scharfsinnigen Lehrweisen der heutigen freisinnigen Theologen; zwar können wir uns ganz

wohl denken, wie diese Männer durch die Unterscheidung von Form und Inhalt, Schaale und Kern, oder wie sie es sonst formuliren mögen, ihre weitgehende Abweichung vom Kirchenglauben vor sich selbst zu rechtfertigen vermögen; und wir weisen daher jeden Schein einer Verdächtigung ihrer persönlichen Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit unbedingt von uns. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die eigentlich entscheidende Frage, um die es sich hier handelt, gar nicht die ist, auf welche Art freisinnige Theologen ihre Neologie vor sich selbst rechtfertigen, sondern darum handelt es sich allein: wie die Kirche sich zu einer autoritätsfreien philosophisch umgebildeten Religionslehre stelle? Und darüber lassen uns ja ihre sämmtlichen Organe gar nicht im Zweifel. Sie erklären bei jeder Gelegenheit officiell und privatim die neologische wissenschaftliche Theologie für Unglauben und Irrlehre, für Verfälschung des Glaubens der Väter, für „Falschmünzerei und Betrug" sogar. Und versetzen wir uns einmal auf ihren Standpunkt, so können wir ihnen (abgesehen freilich von der persönlich verletzenden Härte solcher Urtheile) nicht einmal ganz Unrecht geben. Wenn z. B. die philosophische Theologie die Kirchenlehre von der göttlichen Allmacht umdeutet in die Unveränderlichkeit der gottgeordneten Naturgesetze, das stellvertretende Sühnopfer Christi in einen sittlichen Gemüthsact des Christen, die Gottessohnschaft Christi in das religiöse Menschheitsideal, den Teufel in das allgemein menschliche Princip der Selbstsucht oder ähnliches: so mag ja wohl dies alles ganz wahr und tief sein, aber daß es dasselbe sei wie der biblische und kirchliche Glaube, das will unserem Laienverstande schwer einleuchten.

Nun sagt man vielleicht, daß doch nicht alle wissenschaftlichen Theologen auf solcherlei Ergebnisse kommen, sondern viele, die es mit der Wissenschaft ganz streng nehmen, sich gleichwohl im erfreulichsten Einklang mit der Kirchenlehre befinden. Erfreulich mag diese Selbsttäuschung für die Theologen, welche sie haben, immerhin sein — eine Selbsttäuschung aber ist es gewiß und darum für unsere Frage von keinem Belang. Wo solche Uebereinstimmung vorgegeben wird, da muß es entweder mit der wissenschaftlichen Methode nicht Ernst sein, oder ist das Ergebniß nur scheinbar, dem Wortlaut nach, bei gänzlich verschiedenem Sinn, mit der Kirchenlehre im Einklang, oder endlich — und dies wird ohne Zweifel der gewöhnliche Fall sein — es findet beides zugleich statt und kommt dann weder die Wissenschaft noch der Kirchenglaube zu ihrem wirklichen und vollen Recht. Und selbst wo im Einzelnen einmal ein zufälliges Zusammentreffen im Resultat stattfände, bleibt ja doch immer das beiderseitige Princip total entgegengesetzt; auf der einen Seite autonome Vernunft, voraussetzungsloses Forschen nach den allgemeinen Gesetzen der Logik, nach den Normen der sonstigen philologischen Hermeneutik, historischen Kritik und dergleichen; auf der andern Gebundenheit durch eine feststehende

Autorität, die das Leitband wohl dann und wann etwas loser und weniger empfindlich anziehen, niemals aber es ganz fahren lassen kann, so lange sie Autorität einer positiven Kirchengesellschaft ist.

Was wird nun wohl aus all dem folgen? Etwa dies, daß der Staat seine theologischen Professoren nöthigen solle, gegen ihre bessere Ueberzeugung veraltete kirchliche Formeln der kirchlichen Autorität zulieb für ewige Wahrheiten auszugeben? Nein wahrlich, so selbstmörderisch wird kein vernünftiger Staat, der es redlich meint mit Vernunft und Gewissen seiner Bürger, verfahren wollen! Auch müßte er ja dann, um consequent zu verfahren, keine philosophischen Professoren anstellen, die das kirchliche Dogma einer freien Kritik unterwerfen. Thut er dies doch, läßt er die Philosophen ungestört mit der Kirchenlehre schalten und walten und macht er endlich gar (wie in den meisten deutschen Staaten geschieht) das Hören der philosophischen Vorlesungen für junge Theologen obligatorisch, so wäre es der unsinnigste und unverzeihlichste Selbstwiderspruch des Staates, wenn er zugleich die theologischen Docenten an irgend eine kirchliche Lehrnorm binden wollte. Oder soll er etwa umgekehrt, um die Einheitlichkeit des Unterrichtes und die Selbständigkeit der Wissenschaft zu wahren, nur noch durchaus freisinnige Theologen als Universitätslehrer anstellen? Wie aber, wenn nun die Kirche erklärt, in solchen theologischen Facultäten keine geeigneten Bildungsstätten für ihre künftigen Diener zu sehen? Will er ihr dann etwa seine staatlich approbirte Theologie einfach octroyiren? Wir zweifeln ebenso sehr an der Zulässigkeit als an der Durchführbarkeit eines solchen Versuches. Was bleibt aber sonst übrig?

Wir meinen dies: macht man sich einmal den principiellen Widerspruch zwischen dem akademischen Wissenschaftslehrer und dem theologischen Kirchenlehrer klar, so ist keine andere Lösung des Conflicts abzusehen, als die durch friedliche Scheidung des Nichtmehrzusammengehörigen, d. h. durch Aufhebung der theologischen Facultäten. Aber man verstehe uns recht! Nicht das ist gemeint, daß künftig über die Fragen des religiösen Lebens und der Religionsgesellschaften an den staatlichen Hochschulen überhaupt nicht mehr geforscht oder gelehrt werden sollte; gerade in unserer Zeit, wo diese Fragen wieder schwerer als seit lange ins Gewicht fallen, wäre ein Ignoriren derselben seitens der Hochschulen das Verhalten des Vogel Strauß, der vor Unliebsamem den Kopf im Sand versteckt. Vielmehr wird alles, was an der Theologie wirklich Wissenschaft und nicht etwa blos technische Ueberlieferung ist, nach wie vor auch in den Hörsälen der Universitäten behandelt werden müssen, aber — und dieser Unterschied ist gewichtiger als man glaubt — nicht als Zunftweisheit einer positiven Gesellschaft (Kirche und Confession), sondern als ein Theil der historisch-philologisch-philosophischen Disciplinen der philosophischen

Facultät. Als einfaches Mitglied der philosophischen Facultät wird dann z. B. der Kirchenhistoriker all den kirchlichen Legenden ebenso unbefangen gegenüberstehen wie sein College, der politische Historiker; es wird dann der biblische Exeget ebenso ungenirt auf seine Texte die Grundsätze der Hermeneutik und Kritik anwenden, wie der College für classische Philologie. Und an die Stelle der symbolischen Dogmatik wird einfach die Geschichte der christlichen Philosophie treten als das entsprechende Mittelstück zur Geschichte der alten und der neuen Philosophie. Ohne Zweifel werden die Vertreter dieser Fächer auch da und dort in die verwandten Gebiete der profanen Wissenschaft übergreifen, wie umgekehrt die Pfleger der letztern Streifzüge auf das religionswissenschaftliche Gebiet öfter als bisher machen werden; gerade dieser Commers zwischen beiden Gebieten wird mehr als viele andere Maßregeln dazu dienen, die so unnatürliche und unheilvolle Isolirung des religiösen Elementes im Bewußtsein des Zeitalters mehr und mehr zu überwinden.

Aber — wendet man ein — wenn es keine theologischen Facultäten als solche mehr gäbe, was sollte es dann werden mit der kirchlichen Vorbildung der künftigen Geistlichen? Darauf wäre zunächst zu antworten, daß diese Sorge den Staat eigentlich nichts angeht, und künftig immer weniger etwas angehen wird, je weiter der Proceß der Trennung von Staat und Kirche seinen unaufhaltsamen Verlauf nimmt. Der Staat hat offenbar nur dazu Recht und Pflicht, zu sorgen, daß jeder, der eine öffentliche Wirksamkeit bekommt, einen gewissen Grad von humaner Bildung besitze als Garantie für gemeinschädliche Extravaganzen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann er von jedem Kirchendiener jeder Confession ein näher zu bestimmendes Maß weltlicher Kenntnisse allerdings verlangen. Ob dies Maß für jeden Geistlichen das gleiche sein muß, wie jetzt bei uns der Fall ist, oder ob es sich nicht empfehlen dürfte, zwischen niederer und höherer Geistlichkeit einen entschiedenen Unterschied auch in den Anforderungen weltlicher Bildung zu machen, diese Frage dürfte sich über kurz oder lang zu ernstlicher Erwägung den Staatsregierungen nahelegen. Was dagegen der Geistliche außer dieser allgemeinen humanen Bildung an specifisch kirchlicher Ausrüstung bedürfe, darüber hat offenbar nicht der Staat zu bestimmen, sondern ausschließlich die Kirche oder genauer die einzelne Kirchengemeinde, welche die geistlichen Dienste eines Mannes für sich in Anspruch nimmt. Ist diese vielleicht da und dort mit einem bescheidenen Maß kirchlicher Leistungsfähigkeit zufrieden, etwa gar mit der bloßen Fähigkeit zur Vollziehung der liturgischen Acte und des Vorlesens einer fremden Predigt: — wohl und gut, der Staat wird kein Recht haben, ihr dies zu verwehren, will er sich nicht in ganz ungehöriger Weise zum Gewissensvormund seiner Bürger aufwerfen; überdies wird ohne Zweifel binnen Kurzem schon der Mangel an verfügbaren theologischen Kräften es dem Staat

unmöglich machen, den Gemeinden ein bestimmtes Maß theologischer Bildung ihrer Geistlichen vorzeichnen zu wollen. Ebenso wenig wird der Staat in Zukunft die theologische Richtung der kirchlichen Gemeindediener zu bestimmen sich anmaßen dürfen. Ob eine Gemeinde einen orthodoxen oder liberalen Pfarrer vorziehe, ob sie sich mehr an der kräftigen Sprache der früheren Kirchenagenden und Predigtweisen erfreue oder an der feineren und gebildeten Sprache der heutigen Bildungswelt sich zu erbauen beliebe, ob sie von ihrem Seelsorger den Glauben an Engel und Teufel, an Wunder und Gebetserhörungen verlange oder ihm die Allegorisirung und Vergeistigung dieser und anderer Glaubensartikel zugestehe — dies Alles wird ganz einfach jeder einzelnen Gemeinde anheimzustellen sein, oder es ist alles Gerede von Religionsfreiheit eitel Dunst und Phrase! Begiebt sich aber einmal der Staat (wie er von Rechtswegen längst hätte thun sollen) jedes Anspruchs auf Beeinflussung dieser Interna des religiösen Gemeindelebens, so wird er folgerichtiger Weise die kirchlichen Gemeindediener nicht mehr nöthigen können, sich einer theologischen Prüfung durch staatliche (beziehungsweise staatskirchliche) Behörden, was die Consistorien sind, zu unterziehen; es werden also die theologischen Staatsexamina wegfallen müssen. Ebendamit fällt aber auch die Nothwendigkeit specifisch theologischer Bildungsanstalten und Lehrcurse für den künftigen Geistlichen hinweg. Es wird mindestens vom Gesichtspunkt und Interesse des Staats aus vollständig genügen, wenn die jungen Predigtamtscandidaten einen Universitätscurs bei der philosophischen Facultät absolvirt und von einer aus dieser Facultät gewählten Prüfungscommission das vom Staate zu fixirende Maß allgemeinen humanen Wissens documentirt haben.

Auf diese Art wird die akademische Vorbildung der künftigen Geistlichen gar keine specifisch kirchliche, sondern eine allgemein humane sein und unterliegt dann eben als solche nur noch dem Staat, dem Schutzherrn aller humanen Bildung, nicht mehr den besonderen Kirchengesellschaften. Was nun aber diese als technische Ausrüstung ihrer Diener noch zu jener akademischen Grundlage hinzuzufügen für gut finden mögen, wird ausschließlich ihre Sache sein. Auch die etwa hierfür nöthigen Anstalten werden sie um so eher selbst beschaffen können, als es sich ja für diesen beschränkten Zweck nur um kleinere Bildungsmittel (zum Beispiel Prediger- und Priesterseminare) handeln würde; ja es läßt sich sogar die Möglichkeit sehr wohl denken, daß ohne alle besondere Anstalten die einfache Unterweisung durch ältere praktische Geistliche hinreichen würde, um die kirchlich-technische Ausrüstung zur allgemeinen akademischen Vorbildung hinzuzufügen.

Es mag wohl sein, daß ein so gebildeter Predigtamtscandidat weniger als bisher mit allem Detail der specifisch theologischen Fachgelehrsamkeit vertraut wäre. Aber dieser Mangel (wenn es überhaupt ein solcher ist) würde

ohne Zweifel weit aufgewogen dadurch, daß der Religionsdiener eine universellere und der allgemeinen Bildungssphäre seiner Zeit gleichartigere Bildung empfangen hätte. Damit wäre er ganz anders als wie bisher geschützt gegen die schlimmste Gefahr des geistlichen Standes, gegen die Isolirung und Ausschließung aus der lebendigen Strömung seines Volks und seiner Zeit. Was helfen zuletzt alle nachträglichen Remeduren, wenn von vornherein die Erziehung und Ausbildung der Religionsdiener des Volks eine einseitige, verengende, ab- und ausschließende gewesen ist? Hier, wenn irgendwo, sollten weise Regierungen den Haupthebel ansetzen, um das religiöse Volksleben in ein gesundes Bett zu leiten. Statt fort und fort an den staatlichen Schulen einen dem Volk und seiner Gegenwart fremden, ja nur zu oft feindseligen Dogmatismus und engen, dürren Traditionalismus zu hegen und zu pflegen, ja denselben den Gemeinden immer neu selbst gegen ihren Willen durch staatliche Behörden aufzuzwängen, sollte einmal der Staat Ernst, wirklichen Ernst machen mit dem Princip der freien Wissenschaft und zugleich der freien Gemeinde. In diesem so einfachen und leicht realisirbaren Princip (dem deutschen Gegenstück zu der romanischen Formel der „freien Kirche im freien Staat“) liegt sicher die Lösung — und vielleicht die einzige friedliche Lösung unserer schweren und immer schwereren kirchlichen Wirren. Möge man, ehe es zu spät wird, den Muth finden nicht sowohl zu einer großen That — denn deren bedarf es gar nicht — als vielmehr blos zum Bruch mit den verrotteten Maximen und Bräuchen eines unheilvollen Staatskirchenthums und seiner byzantinischen Staatstheologie!

Oesterreichische Universitätsverhältnisse.

Der Verfall der österreichischen Universitäten, die noch vor wenigen Jahrzehnten zu den ersten Pflegestätten deutschen Wissens zählten, zeigte sich in den letzten Jahren als ein so rascher, daß er selbst der obersten Studienbehörde, dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, dem man doch im allgemeinen kein offenes Auge zutrauen darf, nicht entgehen konnte. Der Unterrichtsminister Dr. Karl v. Stremayr gab deshalb Auftrag, über die Ursachen dieses raschen Verfalles Nachforschungen anzustellen, und die ganze Schaar der Beamten, die seit Jahren an dem Ruine des höheren Unterrichts nach Kräften mitarbeitet, beeilte sich dem Gebote ihres Chefs zu entsprechen. Die Herren stoppelten ohne sonderliche Schwierigkeiten ein Elaborat zusammen, das die Erklärung dieser Ursachen geben soll, allein unserer Ansicht nach bringt dieses Elaborat nicht die geringste Klarheit in die Sache, sondern ist ein von Wohl-

dienerei und Unverstand dictirtes Machwerk, welches blos die einzige Wahrheit enthält: daß die österreichischen Universitäten insgesammt ihrem Verfalle entgegengehen. Als Hauptursache für den Verfall der österreichischen Universitäten wird die häufige Ernennung tüchtiger Lehrkräfte zu Ministern genannt. „Sechs hervorragende Professoren wurden in den letzten Jahren hierdurch ihrem Lehrberufe entzogen," heißt es in dem Elaborat — allein das ist eben nichts Anderes, wie übel angebrachte Rücksicht gegen die zu Excellenzen beförderten Lehrer. Von allen Professoren, die ein Ministerportefeuille ihrem akademischen Wirken entzog, bedauert die Wissenschaft blos zwei: die Herren Glaser und Unger. Der Abgang der Uebrigen von der Universität — wir meinen die Herren Herbst, Hasner, Habietinek und Schäffle, der trotz seiner wissenschaftlichen Capacität den Studenten ungenießbar war — war sicherlich kein Nachtheil für die österreichischen Hochschulen. Wem „draußen im Reich" ist wohl etwas von der wissenschaftlichen Capacität eines Herbst bekannt, oder wer hat auch blos von der wissenschaftlichen Existenz des Herrn Habietinek eine Ahnung? Es ist eben devote Speichelleckerei österreichischer Bureaukraten, die solche Auslassungen dictirt. Wie kann auch ein gut gesinnter k. k. Beamter anders denken, wie daß der, den die geheiligte Person des Monarchen würdig hielt, das höchste Staatsamt zu verwalten, auch in der Wissenschaft ein Koryphäe sei!

Und „gut gesinnt", „wahrhaft österreichisch" sind die Verfasser des erwähnten Elaborats. Das beweisen sie bei Erörterung der Umstände, die den geringen Nachwuchs akademischer Lehrkräfte hervorrufen. Es sei unmöglich, heißt es in dem Elaborate ungefähr, junge Lehrkräfte aus dem Auslande nach Oesterreich zu berufen, da der k. k. habsburgische Patriotismus den in deutscher Jugend wurzelnden Tendenzen, die namentlich in den Candidaten für das akademische Lehrfach zum Ausdruck kommen, stricte entgegengesetzt ist. Man könne die österreichische Jugend, die für den deutschen Gedanken weit empfänglicher ist, wie für das, was man die österreichischen Staatsideen nennt, nicht der Gefahr aussetzen, solche subversive Ansichten zu hören, und um diese Gefahr radical zu bekämpfen, müsse man von jeder Berufung ausländischer Lehrkräfte absehen. Dieser monströse Gedanke wurde den Autoren des Elaborates durch mehrere Erlässe des Unterrichtsministers eingegeben. Dr. v. Stremayr hielt es für seine Pflicht, die Professorencollegien aufzufordern, blos österreichische Staatsbürger für erledigte Lehrkanzeln in Vorschlag zu bringen, und ertheilte sogar einzelnen dieser gelehrten Körperschaften herbe Rügen, weil sie es mit dem internationalen Geist der Wissenschaft nicht vereinbar hielten, einen österreichischen Ignoranten einer auswärtigen Capacität vorzuziehen. Sicherlich wird kein billig Denkender von der österreichischen Regierung verlangen, daß sie Feinde des österreichischen Staates mit der Heranbildung der

Jugend betraue, allein daß man Jeden, der nicht auf österreichischem Boden das Licht der Welt erblickte, vorweg einen Staatsfeind nennt, ist eine jener ungeheuerlichen Sonderbarkeiten, wie sie blos in dieser alternden Monarchie möglich sind.

Als eine weitere Hauptursache des Verfalles der österreichischen Universitäten führt die erwähnte Denkschrift die unbezwingliche Concurrenz Deutschlands in Bezug auf tüchtige und erprobte Lehrkräfte an. Die Durchschnittsgehalte der Professoren an deutschen Hochschulen seien derartig, daß Oesterreich noch gar nicht daran denken könne, einen ernstlichen Kampf zu wagen. Das ist allerdings richtig: die Professoren an den österreichischen Universitäten sind so schlecht bezahlt, wie kaum irgendwo; nur in Italien, wo aber das Leben weit billiger ist und das Geld deshalb einen viel größeren Werth besitzt, trifft man ähnliche Gehalte. Allein die behauptete Unmöglichkeit, das zu ändern, kann ernstlich bestritten werden. Wenn es auch wahr ist, daß Oesterreich nicht über so große finanzielle Mittel verfügt wie Deutschland, so wird doch Niemand behaupten, daß die Erhöhung des Universitätsbudgets um 200,000 Gulden pro Jahr die Finanzen des Kaiserstaates in nennenswerther Weise zu schädigen vermöchte. In Bezug auf militärische Rüstungen versucht Oesterreich wenigstens die Concurrenz mit Deutschland, für Tänzerinnen und Sängerinnen hat es Geld genug, um mit der deutschen Capitale wetteifern zu können — allein die Lehrer seiner Jugend anständig zu bezahlen ist es nicht im Stande. Deshalb füllt auch eine erschreckende Mittelmäßigkeit die Lehrkanzeln der österreichischen Universitäten recht und schlecht — so gut es eben gehen will — aus, und kaum Wien, das doch einst eine der hervorragendsten deutschen Hochschulen beherbergte, macht eine Ausnahme. Die berühmte medicinische Facultät der Wiener Universität hat ihren bestechenden Glanz verloren, seit Oppolzer das Zeitliche gesegnet, Skoda und Hyrtl sich vom Lehrfache zurückgezogen und Rokitansky alt geworden. Die juristische Facultät besitzt mit Ausnahme von Wahlberg und Exner keine in weiteren Kreisen bekannte Persönlichkeit und die philosophische vegetirt mehr als sie lebt. Und doch lehren tüchtige Kräfte, ja Kräfte ersten Ranges, die früher in Oesterreich lebten, an auswärtigen Universitäten. Man hat diesen eben durch ministerielle Nergeleien den Aufenthalt in Oesterreich verleidet, und da sind wir bei dem Punkte angelangt, der unserer Ansicht nach die österreichische Universitätsmisere in erster Linie veranlaßt.

Die ministerielle Denkschrift, welche wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen gemacht haben, weiß begreiflicherweise hiervon Nichts zu erzählen, allein die Thatsachen sprechen deshalb um so lauter. So Manchem werden noch die stürmischen Scenen, die das laufende Schuljahr einleiteten, im Gedächtniß sein; wenn auch nicht so stürmisch, kommen ähnliche Reibungen

zwischen Universität und Ministerium fast täglich vor. Das Unterrichtsministerium übt eine Art Bevormundung über die angeblich autonome Universität aus, die geradezu unglaublich ist. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten müssen der Entscheidung des Ministeriums anheimgegeben werden, und wenn auch dieses in der Regel das Gutachten der Facultät verlangt, kehrt es sich doch nicht im mindesten daran. Gesuche um Dispens von einem Collegium — in Oesterreich herrscht noch immer der längst verurtheilte Collegienzwang — müssen beispielsweise an das Unterrichtsministerium geleitet werden, wo sie dann in der Regel abgewiesen werden, trotz der eingehendsten Befürwortung des Decanats. Das Ministerium glaubt seiner Autorität etwas zu vergeben, wenn es Vorstellungen der akademischen Behörde über seine eigenen Entscheidungen stellte; es ist ihm nicht darum zu thun, wissenschaftlich gebildete Leute von der Universität zu entlassen — sondern es glaubt, wie der Rector Magnificus der Wiener Universität, Herr Wahlberg zutreffend ausführte, es sei zweckmäßiger für das Staatswohl „castrirte Geschäftsseelen zu dressiren". Die Professoren werden von dem ersten besten Hofsecretär im Unterrichtsministerium wie Schuljungen behandelt, und begreiflicherweise läßt sich das ein Mann, der anderwärts ein gutes Fortkommen findet, nicht gefallen. Jeder Bureauchef im Unterrichtsministerium gerirt sich als Vorgesetzter des Rectors wie des Senats und glaubt ein Recht zu haben, nach souveräner Willkür zu schalten und zu walten. Am buntesten treiben es die sogenannten Universitätsreferenten, die mit den akademischen Behörden direct zu verkehren haben. Diesen obliegt die Prüfung der Eingaben des Professorencollegiums und man sollte deshalb meinen, daß die Regierung bei Auswahl derselben vorsichtig zu Werke gehen würde. Allein die Ungeschicklichkeit in der Auswahl der Beamten scheint im Unterrichtsministerium zu culminiren. Man hat entweder ganz unbedeutende Männer mit dem Referate über die Universitätsangelegenheiten betraut, oder Männer, die trotz ihres glänzenden Namens für dieses Amt durchaus ungeeignet erscheinen, wie beispielsweise die bekannte medicinische Autorität Rokitansky. Herr Professor Rokitansky wußte es als Hofrath im Unterrichtsministerium zu hintertreiben, daß eine nennenswerthe Kraft als sein Concurrenzlehrer nach Wien berufen werde und in der That ist auch derjenige Professor, der das gleiche Fach mit Rokitansky docirt, eine solche Unbedeutendheit, daß er Mühe hat, ein Collegium von drei Hörern zu Stande zu bringen. Die anderen Referenten sind nicht besser, und wenn sie auch nicht gegen die Berufung von hervorragenden Kräften agitiren, machen sie doch nicht wenigen tüchtigen Lehrern das Verbleiben in Oesterreich unmöglich. So wurden Ihering, Schulte und Oscar Schmidt in der jüngsten Zeit aus Oesterreich förmlich hinausgedrängt, wenn man sich auch, als es zu spät war, Mühe gab, Vieles ungeschehen zu machen. Der Minister selbst ist in der Regel bei all

diesen Angelegenheiten nicht betheiligt, allein sie sind ihm wohl bekannt, ohne daß er es für nöthig hielte, einzuschreiten. Was den gegenwärtigen Minister Herrn v. Stremayr anbelangt, so besitzt er wohl den besten Willen, allein es fehlt ihm an Muth und Energie; aus Furcht nach irgend einer Seite hinanzustoßen, läßt er Alles beim Alten. Die moralische Kraft den Krieg im eigenen Hause mit seiner verknöcherten Bureaukratie anzufangen, fehlt ihm, und das ist vor allem nöthig, sollen die österreichischen Universitäten reformirt werden. Beschränkte Reformen, wie sie an der juristischen Facultät namentlich durch Einführung der Seminarien ꝛc. in Scene gesetzt werden, können Nichts nützen, so löblich sie auch sein mögen, denn nur durch Lockerung der Abhängigkeit der Universität vom Ministerium kann es gelingen tüchtige Kräfte nach Oesterreich zu bringen — und das thut den k. k. Universitäten vor allem Noth.

Dann erst, wenn die Zustände im Unterrichtsministerium eine radicale Aenderung erfahren, wenn die lästige Abhängigkeit der Professoren von den höheren Schreibern des Ministeriums aufgehoben, oder doch gemildert ist — darf man an die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte denken. Freilich darf man auch dann nicht auf sofortige Besserung hoffen; es gilt noch so manche Uebelstände und Vorurtheile zu beseitigen, die nicht blos die Lehrer, sondern auch die Schüler drücken, denn das Gedeihen und Blühen einer Universität ist geradezu undenkbar, wenn nicht die Schüler in derselben die geliebte alma mater erblicken. Davon sind aber die Hörer der österreichischen Universitäten gegenwärtig weit entfernt; sie erblicken vielmehr in der Hochschule eine Art Zwangsanstalt, in der sie nach einem fünfzig Jahre alten Recepte gedrillt werden. Die Studienordnung, welche die Lernfreiheit, diesen obersten Grundsatz der deutschen Universitäten vollständig ignorirt, hat das zum größten Theile zu verantworten. Die Studienordnung macht den Erfolg des ganzen Studiums von dem Besuche einer großen Zahl übel gewählter Collegien abhängig, zwingt den Studirenden eine bestimmte Stundenzahl pro Semester anzumelden und sieht überhaupt dem Reglement einer Kaserne weit ähnlicher, wie dem Gesetze einer Hochschule. Allein deshalb scheint man auch maßgebenden Ortes gewillt, sie nicht fallen zu lassen. Wenigstens werden alle Agitationen gegen den Studienzwang mit eiserner Strenge unterdrückt, bevor sie sich noch entwickeln konnten. Die Studienordnung paßt eben in das ganze System, wodurch die Universität ihrem wahren Zwecke, eine Stätte der Wissenschaft zu sein, entrückt wird, und trägt das Ihre zur Uniformirung des Geistes, die an den k. k. Hochschulen zum Ideale erhoben scheint, bei.

Es ist freilich wenig Aussicht vorhanden, daß man den angedeuteten Weg, der allein Besserung bringen kann, betreten werde, selbst wenn Herr v. Stremayr gezwungen wäre, das Unterrichtsportefeuille niederzulegen. Von den für das Unterrichtsministerium möglichen Candidaten denkt Niemand an

eine Reform der Universitätsverhältnisse; — alle bleiben bei der Mittelschule, die gegenwärtig bei weitem nicht so reformbedürftig ist, stehen, und wenn sie überhaupt an die Universität denken, glauben sie durch Erhöhung des Budgets um einige Tausend Gulden Wunder zu leisten. So gehen die österreichischen Universitäten hoffnungslos ihrem Verfalle entgegen; einzelne nehmen wohl, dank den Säulen, die aus verflossenen Tagen in die Gegenwart hereinragen, noch immerhin einen achtungswerthen Rang in der Familie der deutschen Hochschulen ein — allein wir fürchten sehr, daß die wissenschaftliche Bedeutung der Universitäten Prag und Wien in Zukunft blos der Geschichte angehören werde.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Neues vom Kirchenconflict. Kriegsgerüchte. Literarische Sammlung. — Seit einigen Tagen gehen die Wogen des „Culturkampfes" so hoch, wie noch nie. Was die Regierung von weiteren Maßregeln gegen die hochwürdigste Unbotmäßigkeit geplant und beschlossen worüber sich die scharfsinnigsten Politiker und Journalisten mit mehr oder weniger Erfolg den Kopf zerbrochen, das ist jetzt plötzlich ans Tageslicht getreten. Die Eingabe der Bischöfe an den Kaiser, die Frucht der Fuldaer Conferenz, ein Schriftstück voll der offenbarsten Unwahrheiten, Heucheleien und Anmaßungen, hat, wie man zu sagen pflegt, dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Bischöfe haben von Seiten des Staatsministeriums eine Abfertigung erhalten, die an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt und in der großen Reihe glänzender Actenstücke, die aus der Amtsverwaltung des Fürsten Bismarck entsprungen sind, einen hervorragenden Platz einnimmt.

Doch „der Worte sind genug gewechselt", meinte neulich der Cultusminister im Abgeordnetenhause, und diesem zeitgemäßen Citat entsprechend sind denn auch sofort weitere Thaten in Gestalt zweier neuer Gesetzvorlagen erfolgt. Die erste enthält nichts Geringeres als die Aufhebung der sämmtlichen Artikel der Verfassung, auf welchen das Verhältniß der Kirchen zum Staat beruhte. Es sind dieselben Paragraphen, auf welche vor zwei Jahren ein neuer Flicken gesetzt wurde, um ihre Fadenscheinigkeit zu verdecken. Allein das genügte nicht, um dem Mißbrauch zu wehren, der fortdauernd mit den vagen und vieldeutigen Sätzen von der Selbständigkeit der Kirchen, der eigenen Verwaltung ihrer Angelegenheiten u. dgl. getrieben wurde. Da ist es nun ein kühner und, wie uns scheint, recht zeitgemäßer Entschluß, diese unbestimmten Phrasen, unter denen sich in der Praxis Jeder etwas anderes denkt, mit einem

Schlage aus der Welt zu schaffen und dann auf der tabula rasa concrete und unzweideutige gesetzliche Bestimmungen aufzubauen, damit nicht immer bei jedem legislatorischen Act auf dem Gebiete, das der Papst und die Bischöfe als kirchlich zu betrachten belieben, das Geschrei ertöne, die Verfassung sei verletzt. Wie die schöne freie Fläche, welche auf diese Weise entsteht, durch Specialgesetze ausgebaut werden wird, ist der Zukunft anheimgestellt; einstweilen sollen nur die Hindernisse weggeräumt werden, welche der freien gesetzgeberischen Thätigkeit im Wege standen.

Die zweite Vorlage, welche die Regierung in Bereitschaft hat, ist ein Gesetz über Orden und Congregationen, welches diese krankhafte Verirrung des menschlichen Geselligkeitstriebes sehr einfach und zweckmäßig in der Weise regelt, daß das ganze Unwesen radical unterdrückt wird. Binnen sechs Monaten werden sämmtliche geistliche Gesellschaften aufgelöst, höchstens ein paar harmlose Krankenpflegervereine ausgenommen; aus den Gütern der aufgehobenen Klöster und Orden werden die bisherigen Mitglieder zum Lohn für ihre vergangenen Verdienste lebenslänglich pensionirt, der Rest wird anderweitig nutzbringend verwendet. Ueber die Wohlthat eines solchen Gesetzes braucht man kein Wort zu verlieren. Die Statistik mehrerer deutscher Staaten hat neuerdings ihre unerbittliche Zählkunst in wohlwollender Fürsorge für die öffentliche Moral und Sanität auch auf das Klosterwesen erstreckt und wahrhaft haarsträubende Resultate zu Tage gefördert. Eine sehr mäßige Berechnung ergiebt, daß zur Zeit 2,588 Mönche und 16,846 Nonnen, zusammen also 19,434 Ordensmitglieder oder fast ein Armeecorps und zwar der streitbarsten Miliz des Papstes in Deutschland sich befindet, und daß seit fünfzig Jahren diese Gesellschaften in anhaltender rapider Zunahme, um wenigstens drei Viertel des früheren Bestandes, begriffen sind. Und da rede noch Einer von Zeitgeist, Fortschritt, Aufklärung und anderen beliebten Schlagwörtern! Es ist in der That dringend Zeit, daß man gegen dieses Unwesen einschreite, wie gegen Rebläuse, Coloradokäfer und andere Reichsfeinde.

Auch sonst war die verflossene Woche reich an politischer Aufregung. Der Horizont wurde plötzlich wieder einmal von verschiedenen Seiten als schwarzbewölkt und gewitterschwanger dargestellt; officiöse Alarmsignale schrillten durch die Blätter, und es war kein Zweifel, daß man an maßgebenden Stellen die Situation für äußerst ernst, den Frieden für höchst bedroht ansah. Daß man in Frankreich mit fieberhafter Hast an der Herstellung der Armee arbeitet, ist ja kein Geheimniß; nun aber sollten plötzlich auch in der Gondel, welche die beiden fürstlichen Erbfeinde von Oesterreich und Italien einträchtig auf dem Canal grande von Venedig spazieren fuhr, gefährliche deutschfeindliche Ränke gesponnen worden sein, und wirklich gab die Thatsache, daß erst der deutsche Kaiser, dann auch der Kronprinz, der letztere wenigstens

in officieller Eigenschaft, den Besuch bei dem König Victor Emanuel plötzlich aufgaben, allerlei zu denken, und eine augenblickliche Verstimmung in den höchsten Regionen schien kaum zu bestreiten. In dem trüben Wasser plätscherten dann die gewerbsmäßigen Schwarzseher und Conjecturalpolitiker und die privaten Kannegießer mit Wollust umher; die Börse machte wieder ein paar verzweifelte Sätze, als wollte sie den letzten Seufzer aushauchen, und es war auf einmal in Aller Munde daß eine große südeuropäische Coalition, bestehend aus Frankreich, Italien und Oesterreich, gegen Deutschland sich bilde und demnächst unter der segnenden Hand des heiligen Vaters der Weltkrieg losgehen werde. Ich bin nun einmal gewohnheitsmäßig dem Laster des Optimismus in politischen Dingen ergeben, und harmlos genug, in die Ehrlichkeit der österreichischen und die Festigkeit der italienischen Staatskunst unter Umständen Vertrauen zu setzen, und darum lebe ich der Hoffnung, daß das besorgnißerregende Geschrei für diesmal noch stark übertrieben gewesen. Die große Nation an der Seine ist noch nicht mit ihren Rüstungen fertig, in der Hofburg zu Wien und dem Quirinal zu Rom aber wird man sich, was immer für böse Neigungen im tiefsten Herzensgrunde schlummern mögen, zur entscheidenden Stunde doch besinnen, das mühsam zusammen gehaltene Reich und die schwer errungene Einheit ohne genügenden Preis des Wagnisses aufs Spiel zu setzen. Freilich, unberechenbar und zufällig ist Alles auf dieser Welt, am meisten aber die hohe Politik, und Gott allein weiß es, unter welcher Constellation der kränkelnde Weltfrieden endlich einmal zusammenbricht. Glücklicherweise sind wir ja auch in Vertrauensseligkeit keineswegs mehr so befangen, daß uns ein Ungewitter überraschen und verwirren könnte. Die Hand am Gewehr, wie es nun einmal die natürliche Position des waffenstarrenden Europa ist, können wir den Ereignissen ruhig ins Auge blicken.

Da wir gerade vom Krieg sprachen, so sei hier eine außerordentlich interessante Erinnerung an den letzten Feldzug erwähnt: es ist die Sammlung von literarischen und bildlichen Darstellungen aus dem deutsch-französischen Krieg. Gleich im Beginne der großen Zeit auf specielle Veranlassung des Kaisers angefangen, ist die Sammlung mit größter Mühe und Sorgfalt zu einem seltenen Grade der Vollständigkeit geführt und jetzt als werthvolles und anziehendes zeitgeschichtliches Material zur allgemeinen Besichtigung und Benutzung der königlichen Bibliothek einverleibt worden. Was nur immer in irgend einer Form über den Krieg geschrieben oder bildlich dargestellt wurde, von Deutschen und Fremden, ist hier als ein lebensfrisches Denkmal, ein naturgetreues Abbild der großen Tage und ihrer Stimmungen und Bewegungen vereinigt. Da finden wir zuerst das reiche Fach der eigentlichen wissenschaftlichen Kriegsgeschichte, allgemeine Werke und zahllose Monographien über einzelne Ereignisse oder Truppentheile; als Curiosa begegnen uns darunter Schriften

in türkischer, arabischer, selbst eine in japanesischer Sprache, mit wunderlichen Bildern geziert. An die Kriegsgeschichte schließen sich die technischen Werke, über die Tactik der verschiedenen Waffengattungen, über Feldeisenbahn- und Telegraphenwesen, über Krankenpflege, Genfer Convention, Lazarethe, Verpflegungswesen, Feldseelsorge u. dergl. Dann folgen die officiellen Actenstücke, Proclamationen, Depeschen, Verordnungen, von französischer und deutscher Seite. Eine eigene Abtheilung ist der Sieges- und Friedensfeier gewidmet, eine andere trägt die Ueberschrift „Elsaß-Lothringen" und enthält das vollständige auf die Reichslande bezügliche Material historischen, geographischen, ethnographischen Inhalts. Ein weiterer Theil handelt von „Kaiser und Reich" und umfaßt die Literatur über unsere Herrscherfamilie und die Gründung des deutschen Staates. Es folgen Biographien, Memoiren, Tagebücher, politische Broschüren, Romane, Gedichte, Dramen, Satiren, Zeitungen, die leichteren und doch überaus charakteristischen Documente der Kriegsliteratur. Unter den Zeitungen nehmen vorzugsweise die im großen Hauptquartier, oft mit viel Mühe und auf weiten Umwegen, zusammengebrachten und dort zur politischen, theilweise auch militärischen Information benutzten unser Interesse in Anspruch. Rothe Striche bezeichnen die Stellen, die allmorgenlich dem Kaiser vorgelesen wurden. Weiter begegnet uns eine unendliche Reihe satirischer Flugschriften, humoristischer oder sarkastischer Illustrationen, vom einfachen Bilderbogen bis zur Photographie und zum kunstvollen Stich. Die deutsche Satire zeigt sich dabei durchweg gutmüthig und harmlos, nach der Weise des typischen Helden des damaligen Kriegshumors, des Füsiliers Kutschke, während die komische Muse der Franzosen nicht selten ein verzerrtes Antlitz von schneidender Bitterkeit und wilder Leidenschaft darbietet, sowohl in ihren feindseligen Ergüssen gegen Deutschland, als in ihren Angriffen auf die inneren Gegner, die wechselnden Machthaber, Napoleon, Gambetta, die Commune; manches aus dieser Straßenillustration athmet einen geradezu fanatischen Haß. Die Sammlung dieser raschverwehten Producte des Moments ist außerordentlich verdienstlich und anziehend und die spätere Geschichtsschreibung wird aus dem gut durchgeführten Gedanken reiche Belehrung und Anregung schöpfen. D.

Literatur.

Alsatia 1873—1874. Von August Stöber. — Es sieht so hausbacken aus, wenn man einem verdienstvollen Forscher und Literaten vor allem andern den Fleiß nachrühmt, und noch hausbackener klingt es wenn dieser Forscher überdies ein Dichter, und zwar von den bessern, ist. Glauben doch

viele Leute auf Platens bekannte Worte schwören zu müssen, und geben nicht zu, daß der nämliche Mann „Morgens zur Canzlei mit Acten, Abends auf den Helikon" gehen könne.

Und dennoch ist es so bei unserm ehrwürdigen Freund, August Stöber, und dennoch wüßte ich nicht, mit welchem schöneren Lob ich diesen neuen Band seiner „Alsatia" begrüßen sollte, als mit demjenigen, das ich dem unermüdlichen Fleiß dieses unseres elsäßischen Dichters und Alterthumsforschers zollte. Ob man sich aber wohl einen richtigen Begriff macht von der Thätigkeit dieses Mannes? Und ob es viele giebt, im Elsaß selbst, welche diese in doppelter Strömung sich bewegende Thätigkeit zu würdigen verstehen? Als Archivar der Stadt Mülhausen steht ihm das Feld der Vergangenheit offen, und keiner versteht es wohl besser als dieser Dichter sich auf diesem Feld als aller Wege Kundiger zu bewegen, neue oder verlorne Spuren aufzufinden, Altes oder Vergessenes der Neuzeit wieder vor Augen zu führen und aus dem Staube der Archive wundervolle, frischgrünende und helleuchtende Blüthen und Früchte hervorzuzaubern. Man durchblättere nur die sieben dicken Bände dieser „Alsatia," und frage sich dann, wo ein innigeres Zusammenleben mit all unserer Vergangenheit und ein helleres Verständniß unserer Geschichte zu finden sei. Was aus allen diesen historischen und literarischen Werken hervorsieht, was ihnen übrigens auch jenen eigenen Reiz verleiht, das ist die tiefe, reine und so überaus kräftige und gesunde Liebe des Dichters und Forschers für sein engeres Mutterland, das Elsaß — ein Gefühl das vielen unter uns, zwischen Rhein und Vogesen, abhanden gekommen, bei vielen andern verworren schlummert, dessen Bedeutung aber diejenigen besonders zu würdigen verstehen, welche es versuchten nach den 1870er Ereignißen sich davon loszusagen, und in dem schweren innern Scheidungskampfe dem ehemaligen großen Vaterlande — nicht dem kleineren Mutterlande, zuvörderst die Treue bewahren zu müssen glaubten, welche aber zurückkehrten in dieses Mutterland, zum Herd und zu den Gräbern der Väter, und vor dessen innerem Auge die Liebe zum Elsaß, gerade inmitten jenes Fremdlebens, sich wiederum entfaltete und, mit überwuchernder Kraft, Gemüth, Geist und Verstand des Entflohenen erfüllend, diesen zurückführte in das Heimathland. Für diesen letzteren mag auch wohl zu den Werken unserer alsatischen Dichter und Denker eine gar besondere Anziehungskraft bestehen, und ihm auch mögen diese Schätze der alten heimischen Sage und Geschichte in besonders traulichem und anheimelndem Lichte vorschimmern.

Was alles in diesem neueren Bande der „Alsatia" steht, kann hier in diesem enggemessenen Raume nicht gesagt werden. Ueber Verbot des Tabakrauchens im 17. und 18. Jahrhundert, über verlorne Heilquellen, über strenge und warme Winter, über Schöpflins Familiengeschichte, über den Straßburger Münster, elsäßische Sprichwörter, Bundschuh im Elsaß, alte Reichssteuer, dann

bisher ungekannte von verschiedenen elsäßischen Forschern wiedergebrachte Chroniken, unter andern die Imlinsche Straßburger Familienchronik von 1500—1591, Wiedererbauung der Mauern und Thore Zaberns im 17. Jahrhundert, Hexengericht, Bauernkrieg, älteste Feuerordnung von Mülhausen vom Jahre 1449, Briefe von Pfeffel, alte Gedichte u. s. w. Das Verzeichniß wäre lang, sollte es ohne Lücken hier mitgetheilt werden. Unter diesen verschiedenen Capiteln dieses Buches stehen Namen die einen guten Klang haben im Elsaß und auch anderswo, Ignaz Chauffour, Rechtsgelehrter in Colmar, Dr. Rudolph Reuß, Stadtbibliothekar von Straßburg, Karl Schmidt, Professor an der Universität in Straßburg, X. Moßmann, Archivar in Colmar, Julian See, Julius Rathgeber, R. Ehrsam, Ingold, Dagobert Fischer, — auch benachbarte Schweizer haben mitgeholfen dieses elsäßische Werk aufzurichten, und wahrlich hatten sie ein Recht dazu, denn der Name des Dr. G. Bischoff von Basel, des eidgenössischen Mitarbeiters der „Alsatia,“ ist ja der eines der drei wohlbekannten Schweizer Delegirten, welche im Jahre 1870 in das belagerte Straßburg einzogen, um Frauen und Kinder abzuholen. s —.

Allerhand Ungezogenheiten von Oskar Blumenthal. Leipzig, F. J. Günther. — Wir wissen nicht ob unsere Vermuthung richtig ist, daß die gebotenen „Ungezogenheiten“ schon einmal im Feuilleton Verwendung gefunden haben und nun zu höherer Fructificirung des darin angelegten geistigen Capitals zu einem Buche zusammengethan worden sind. Jedenfalls finden wir, daß das Feuilleton allein der geeignete Platz für diese Art von Kritik, Satire und Lebensweisheit ist. Das gilt vom Inhalt, der keinen bleibenden Werth hat, — die Sentenzen haben zum Theil gar keinen —, das gilt auch von der Form. Es unterhält uns fast durchweg der am Ende des Buches vom Verfasser verherrlichte „anmuthige Feuilletonist, der eines fidelen Tones, einer unbefangenen Laune sich befleißigt“, dabei aber doch (glaubt's dem Verfasser!) sehr tief, sehr gedankenreich, sehr witzig und kunstreich ist. Nun, jeder Krämer lobt seine Waare! Er verkauft sie wohl auch unter einem Namen, den sie nicht verdient. Witz, Spott, Grobheit, Hohn sind Waffen, die Kritik und Satire gebrauchen dürfen oder auch müssen, wo sie es zu thun haben mit Eitelkeit, Anmaßung, Verblendung, Unverschämtheit — ungezogen ist nur der, der diese Waffen am unrechten Platze braucht. Das kann man vom Verfasser nicht sagen. Das Buch bietet also nicht, was der Titel verspricht. Soll er die vielen, die an Ungezogenheiten Freude finden, locken, daß sie kaufen sollen? — a —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 16. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die katholische Presse.

Von Lothar Seuffert.

Es ist interessant, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick in die Arsenale der Gegner zu werfen, zumal wenn dieselben in rasch fortschreitendem Wachsthume begriffen sind. Unter dem Rüstzeuge der ultramontanen Partei ragt als eines der gefährlichsten eine Preßorganisation hervor, wie sie einheitlicher und zusammenwirkender kaum zu denken ist. Mögen auch hier und da zwischen gewissen für die auf niedrigster Bildungsstufe stehenden oberländischen Bauern schreibenden bayerischen Organen und ihren im vornehmeren Gewande einherschreitenden norddeutschen Genossen kleine Mißhelligkeiten über formale Geschäftsbehandlung bestehen, im Großen und Ganzen herrscht ein Geist und ein Grundgedanke, der der bitteren giftspeienden Feindschaft gegen das deutsche Reich unter preußischer Führung. Nicht mit Anregungen zur Religiösität, zur Sittlichkeit, zur Pflichterfüllung gegen Gesetz und Obrigkeit, zur gegenseitigen Unterordnung unter die allgemeinen Interessen füllen diese Organe der Priester der Friedensreligion ihre Spalten, sondern bald mit grellen Wuthausbrüchen, bald mit kleinlich bissigen Nergeleien rufen sie zum Streite und abermals zum Streite. An der Hand des Priesters, der immer noch mächtigsten, wenn nicht einzigen, Autorität in der kleinen Gemeinde, dringen sie in Kreise ein, denen, wenn nicht die Fähigkeit zum Denken, so doch dessen Uebung fehlt, und bewirken dort mit um so leichterer Mühe, als ihnen keinerlei Gegenwirkung im Wege steht, eine in der Regel gutgläubige Exultation gegen alles, was vom Reiche ausgeht und mit dem Reiche zusammenhängt — mag es neue Münze oder Civilehe heißen.

Seitens der Centrumspartei ist im Reichstage schon mehrmals behauptet worden, daß eine Preßorganisation mit gemeinsamer Leitung nicht bestehe, und daß die Partei, da sie nicht im Stande sei, auf die Haltung der Presse einen dämpfenden Einfluß zu üben, für deren zeitweilige Excesse auch nicht verantwortlich gemacht werden könne. Das scheint formale Wahrheit in dem Sinne zu sein, daß eine centrale, die Gesammtheit der Preßorgane beaufsichtigende und beherrschende, in wenigen Persönlichkeiten verkörperte Direction nicht existirt. Daß aber eine in der Regel von der nächstliegenden Kirchenbehörde ausgeübte Beaufsichtigung und Inspiration der ultramontanen Presse und

hierdurch eine mit der einheitlichen Leitung der Kirchenbehörden zusammenfallende Centralisation bestehe, kann derjenige nicht bestreiten, der sich die Mühe nimmt, wenn auch nur kurze Zeit lang, den Gedankengang der in räumlich weitgetrennten Provinzen erscheinenden ultramontanen Blätter zu verfolgen.

Blicken wir zuerst auf das Verhalten der ultramontanen Presse gegenüber unseren inneren Angelegenheiten, so ist es vor Allem bemerkenswerth, wie das Zustandekommen der deutschen Einheit von dieser Seite geschildert und behandelt wird. Der „brudermörderische" Krieg vom Jahre 1866, durch welchen der Hort der deutschen Kraft das reiche und herrliche Oesterreich aus dem Bunde hinausgeworfen wurde, ist die verderbliche Kraft gewesen, welche Deutschland durch Vernichtung des machtvollen deutschen Bundes zerstückelt und zerrissen hat. Im deutschen Bunde geeint stand Deutschland „das Siebzig-Millionenreich" kraftvoll da als die Europa den Frieden dictirende Vormacht, ohne daß es so maßlosen Aufwandes an Gut und Blut für Herstellung einer entsprechenden Militärmacht bedurft hätte. Preußen ist es gewesen, das als der ewige Störefried sich dem Bunde nie fügen wollte, und das sich endlich demselben gewaltsam entzog, indem es Oesterreich unter Verrath an Deutschlands wahren Interessen den Krieg ankündete. In Süddeutschland wird etwa noch hinzu gesetzt, daß die Preußen dies thaten, weil sie im eigenen Lande nichts mehr zu essen fanden und darum fremdes, reicheres Gebiet annectiren wollten. Der Krieg selbst ist für Preußen nicht gewonnen worden durch Tapferkeit der Truppen und Geschicklichkeit in der Kriegsführung, sondern durch schmählichen Verrath an allen Ecken und Enden. Das Bündniß mit den italienischen Banditen, die es übernahmen, nach Bravoart Oesterreich den Stoß ins Herz zu geben; die Vereinigung mit den revolutionären Elementen in Ungarn und Galizien, die, im Rücken Oesterreichs thätig, dessen Action gegen Preußen vollständig lahm legten, endlich die Verrätherei gewisser süddeutscher Heerführer, die, von Preußen bestochen und nachträglich durch hohe militärische Ehren gelohnt, nur einen Scheinkrieg gegen Preußen führten, das waren die Mittel, durch welche der Sieg der preußischen Sache, theuer genug für den preußischen Steuerzahler, erkauft wurde. Durch den Krieg ist es Preußen, da Frankreich leider nicht gerüstet war, gelungen, seinen Heißhunger nach deutschem Gebiete durch Entthronung und Verjagung gerade der edelsten und besten Fürsten Deutschlands, wenn auch nur für eine kurze Zeit, zu befriedigen. Die Bevölkerung der annectirten Provinzen, welche in alter Liebe und Treue an ihren angestammten, jetzt im Exil darbenden Fürsten festhielt, wurde militärisch und bureaukratisch gemaßregelt und alle freien Willensäußerungen gewaltsam zum Schweigen gebracht. Durch Hilfe von bestochenen Ministern, Volksvertretern und mit preußischem Gelde bezahlten Blättern gelang es, den süddeutschen Staaten zwei Ketten um den gebeugten Hals zu

werfen, den Zollverein und das Schutz- und Trutzbündniß, durch welche Ketten diese Staaten der preußischen Oberherrlichkeit und Willkür, wie Sclaven, unterthänig wurden. Noch wäre es möglich gewesen, mit Hülfe Frankreichs sich dem preußischen Joche zu entwinden, wenn es nicht Bismarck gelungen wäre, durch Anbieten von deutschen Landestheilen den Kaiser Napoleon hinzuhalten. Dieses Anerbieten beweist zugleich, daß es dem herrschsüchtigen Fürsten nur um Ausdehnung der preußischen Macht, nicht um Deutschlands Wohl oder Wehe zu thun ist, und daß er eine Mehrung Preußens auch um den Preis deutschen Gebietes nicht zu theuer zu erkaufen glaubte. Oesterreich selbst wurde lahm gelegt, indem man dem Lande der Glaubenstreue einen Protestanten, den Grafen Beust, als Kanzler aufdrängte, der, vielleicht gegen seine Absicht, aber getrieben von dem Teufel des Liberalismus, die alten Stützen des österreichischen Staates, die staatliche und religiöse Einheit untergraben, indem er dem Lande unter freventlichem Bruche beschworner Verträge die Staatsreligion genommen, zugleich auch die Theilung Oesterreichs in zwei Hälften bewirkt und damit beide Hälften einem fluctuirenden Constitutionalismus preisgegeben hat. Im Jahre 1870 hat dann Preußen, nach weiterer Vergrößerung seiner Gebiete dürstend, das geduldige, durch Bismarcks Schwänke schon über Gebühr gereizte Frankreich durch die hohenzollerische Candidatur für den spanischen Königsthron zum Losschlagen gezwungen, hat dann auf Grund schon längst gegen den friedlichen Nachbarn listig bereitgehaltener Kriegspläne die Franzosen besiegt, aber statt sich an dem Siege genügen zu lassen, das Land brutal verwüstet und endlich durch Losreißen von Elsaß-Lothringen ein Schmerzenskind geschaffen, dem seine katholische Religion entrissen und das mit Gewalt germanisirt werden soll. Das deutsche Reich ist dann aufgerichtet worden auf Grund eines Bündnisses der preußischen Regierung mit den Freimaurern, denen man als Preis für ihre mächtige Unterstützung die Unterdrückung der katholischen Religion versprochen hat und entrichtet.

Anlangend die innere Politik des Reiches, so ist dieselbe seit den paar Jahren seines auf die Dauer unhaltbaren Bestandes der Inbegriff aller Schlechtigkeit. Glaubenstreue Priester werden verfolgt, in das Gefängniß gesetzt und aus ihrer Heimath verbannt. Alle Katholiken werden aus den einflußreichsten Aemtern entfernt. Die Ausübung der katholischen Religion soll nach und nach unterdrückt werden, indem man durch Schließung und Einschränkung der katholischen Bildungsanstalten den Nachwuchs katholischer Geistlicher abschneidet. Eine ketzerische von der Kirche unter den nichtigsten Vorwänden abgefallene Secte, deren Entstehung auf den verblendeten Hochmuth einiger von Gelehrtendünkel aufgeblähten Professoren zurückzuführen ist, wird vom Reiche möglichst begünstigt; ihr werden Kirchen und Kirchenver-

mögen eingeräumt, die der katholischen Gemeinde geraubt sind. Die Einführung der Civilehe vollends bedeutet die Lockerung aller sittlichen Bande und die gesetzliche Sanction des Concubinats.

Ein Alles aufzehrender, Wohlstand und Bürgerthum vernichtender Militarismus ist die schwache Stütze, an der sich das Reich festzuhalten sucht. Maßlos sind dessen Ansprüche an den Geldbeutel der Steuerzahler und die Körperkraft der Bürger. Das Militär hat die ungeheure, Frankreich abgepreßte, Kriegsentschädigung verschlungen, und immer wieder sind neue Ausgaben nöthig, um die von allen Seiten gehaßte preußische Macht zu sichern. Das Landsturmgesetz greift hochbejahrte Männer aus dem Kreise der Familie auf, um auch sie dem blutdürstigen Moloch zu opfern.

Dabei wird die Presse, soweit sie nicht im Solde des Reichskanzlers steht, von der Regierung auf das Kleinlichste verfolgt und vermittels eines illiberalen Preßgesetzes niedergehalten,[1] das Vereinsleben aber soweit als möglich zurückgedrängt.

Gegen die socialistischen Umtriebe hat diese katholische Presse kein tadelndes Wort; im Gegentheil mit Vorliebe druckt sie socialistisch gefärbte Artikel ab, so lang diese keine Angriffe gegen das Christenthum enthalten; verweist häufig auf die traurige Lage der unteren Classen, die natürlich das Reich verschuldet hat, und malt mit grellen Farben die Gefahren aus, die dem modernen Staate von jener Seite drohen. Mit den demokratischen Blättern steht sie auf gutem Fuße, soweit diese mit ihr auf dem Boden der Reichsfeindlichkeit oder auch in dem Streite für die Freiheit der Kirche zusammentreffen, und benutzt sie gern zu Citaten, um ihren Lesern die Autorität eines unabhängigen, wenn auch nicht gerade zur Partei gehörigen Blattes vorzuführen.

Daneben wird soweit als möglich particularistische Politik getrieben. Es ist nicht zu leugnen, daß an mehreren mittel- und kleinstaatlichen Höfen noch manche Herzenswunde zurückgeblieben ist aus der Zeit, wo im Drange patriotischer Wallung und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung das Opfer kleinstaatlicher Selbstherrlichkeit auf dem Altare der deutschen Einheit gebracht werden mußte. Die „katholische“ Presse sorgt dafür, daß diese Wunden nicht vernarben, indem sie bald bedauernd, bald spottend an den Verlust der Selbständigkeit erinnert und ein weiteres Aufgehen im Reiche als Frucht jenes verhängnißvollen Schrittes prophezeit. Jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung wird als ein Attentat Preußens auf die Reste der Souveränetät der Einzelstaaten bezeichnet, das sich diese nicht gefallen lassen sollten.

Wenn es nicht zu verkennen ist, daß dieser Stil in der Behandlung innerdeutscher Angelegenheiten die größten Gefahren mit sich bringt, so wird die Sache noch bedenklicher, wenn wir uns die Mühe geben zu studiren, wie

diese Art von Blättern die Beziehungen Deutschlands zu anderen Mächten oder die Verhältnisse anderer Mächte zu dem Reiche darzustellen pflegt.

Das preußische Deutschland bedroht alle europäischen Staaten, die Nachbarn natürlich zu meist, durch seine Expansivgelüste und ist daher die alleinige Ursache für die militärische Ueberlastung aller europäischen Staaten, kein Wunder, wenn es von Feinden ringsumgeben ist. Für Frankreich, das hart gedemüthigte und beraubte Frankreich hat man stets eine Thräne, für das sich kräftigende und zum Rachekrieg rüstende Frankreich aber stets eine liebevolle Bewunderung in Bereitschaft. Begeisterung für den edeln und frommen Grafen von Chambord, dessen Thronbesteigung allein Frankreich wieder zur früheren Machtstellung verhelfen kann, ist selbstverständlich. Wenn einzelne süddeutsche Blätter so weit gehen, daß sie offen den Wunsch aussprechen, es möge die Zeit bald kommen, wo Frankreich sich aufraffe und das deutsche Reich in Trümmer schlage, so wird zwar eine derartige Offenheit von ihren norddeutschen Colleginnen nicht gebilligt; aber im Grunde genommen sind sie doch nur die enfants terribles, welche die von den Andern getheilten Gedanken auszusprechen wagen; denn einer Feindschaft gegen Frankreich können sich auch die vornehmsten ultramontanen Zeitungen nicht rühmen.

Verhältnißmäßig unschuldiger Natur ist die Schwärmerei der Ultramontanen für Don Carlos, die sie kürzlich mit dem Papste selbst in Widerspruch brachte; nicht so unschuldig jedoch die zu wiederholten Malen gegen Deutschland erhobene Beschuldigung, daß es ihm um eine Intervention in Spanien zu thun sei.

Oesterreich ist neben Frankreich der andere Staat, an den sich die Hoffnungen einer besseren Zukunft anknüpfen lassen. Trotz aller liberaler Experimente ist nach Ausspruch dieser Presse in Oesterreich noch ein tüchtiger Fonds von guten Elementen vorhanden; in dem erlauchten Kaiserhaus, der legitimen Nachfolge der deutschen Kaiser, lebt noch der tiefe, echte und rechte religiöse Sinn, der dem Staate jeder Zeit wieder aufhelfen kann. Oesterreich muß nur zur Erkenntniß gelangen, daß es nur einen Erbfeind hat, d. i. jenes Preußen, welches seit Jahrhunderten auf eine Schmälerung und allmählige Vernichtung der katholischen habsburger Macht hinarbeitet. Bei dem großen Kriege mit Frankreich wird Oesterreich diese Erkenntniß nicht fehlen und es wird Gelegenheit haben, sie praktisch zu verwerthen. Meinungsäußerungen, wie die in der jüngsten Alarmschrift des Johann Nepomuk Salvator werden als willkommene Zeugnisse angeführt dafür, daß diese Erkenntniß in Oesterreich noch nicht ganz abhanden gekommen, und daß die scheinbar freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen, wie sie officiell bestehen, nichts sind als diplomatische Maskerade. Italien gegenüber verhält sich die katholische Presse in eigenthümlicher Inconsequenz. Man sollte glauben, daß für die Kerkermeister

des gefangenen Märtyrers im Vatican keinerlei Sympathie bestände, und daß Italien, so gut wie Deutschland, dem Untergange geweiht sei. Wenn sich nun auch zeitweilig in einzelnen Blättern derartige Aeußerungen finden, so wird dann doch wieder Italien als der Bundesgenosse Frankreichs in dem künftigen Kriege gegen Deutschland genannt, und Deutschland höhnend an die Unzuverlässigkeit eines Bündnisses mit Italien, sowie an die französirenden Velleitäten gewisser Kreise des neuen Italiens gemahnt. Es scheint daher, daß um diesen Preis Italien Verzeihung selbst für die Kerkerhaft des Papstes erlangen könnte.

Nicht minder inconsequent und schwankend ist die ultramontane Presse, wenn sie auf Rußland zu sprechen kommt. Rußland ist, wenn es gelegentlich einer Erwähnung des unglücklichen, übrigens durch preußische Treulosigkeit zerstückelten Polens in den Mund genommen wird, der grausame Barbar, der ein blühendes mit der edelsten und tüchtigsten Nation bevölkertes Land dem Untergange weiht und mit der Knute die katholische Religion ausrotten möchte. Blickt man in die letzte Vergangenheit, so ist Rußland der Rückhalt gewesen, auf den gestützt Preußen den Krieg gegen Frankreich geplant hat, und Preußen ist dadurch in schmachvolle Abhängigkeit von der asiatischen Großmacht gerathen, die es zu ihren Zwecken auszubeuten versteht. Als Preis hat Preußen Rußland die Knechtung der deutschen Ostseeprovinzen gestattet und solcher Weise deutsches Blut verkauft. Blickt man aber in die Zukunft, dann ist Rußland ein Gegenstand freudiger Erwartungen, die Freundschaft zwischen den beiden Nordreichen besteht nur noch äußerlich, solange die gegenwärtigen Monarchen am Leben bleiben. Beim nächsten Thronwechsel werden die deutschfreundlichen Elemente in Petersburg verschwinden, und Rußland, dessen Interessen sich ohnedies mit jenen Preußens kreuzen, wird mit seiner colossalen Macht über Preußen-Deutschland herfallen und dies morsche Reich zertrümmern. Bis in die letzte Zeit lautete die Lesart, daß dies sicher bei dem von Frankreich unternommenen Revanchekriege eintreten werde. Da es aber den Franzosen mit dem Kriege immer noch nicht zu eilen scheint, so wird ungeduldigen Blättern die Zeit etwas lang und Rußland muß nun in Compagnie mit Oesterreich das Zertrümmerungsgeschäft übernehmen.

Kann man sich bei gelegentlicher Lectüre derartiger Dinge manchmal eines Lächelns über das Gedeihen blühenden Unsinns nicht erwehren, so drängen sich doch bei längerer Verfolgung solcher Schriftstellerei andere Gefühle in den Vordergrund, die sich ohne Verletzung parlamentarischen Anstandes nicht wohl aussprechen lassen.

Wie aber diese Presse trotz solchen Gebahrens in den letzten Jahren gewachsen, darüber giebt eine von ultramontanster Seite jüngst veröffentlichte

Broschüre*) lehrreiche und zu dem ernstesten Nachdenken auffordernde Aufschlüsse.

Unter Voranschickung eines päpstlichen, an den Herausgeber gerichteten, für diesen höchst schmeichelhaften und seine Verdienste um die Kirche lobenden Handschreibens wird der Stand der katholischen Presse vor 1860 mit jenem der Gegenwart verglichen. — Wir entnehmen dieser Darstellung Folgendes.

Im katholischen Rheinland gab es bis zum Jahre 1860 nur wenige Blätter mit exclusiv kirchlicher Tendenz. Der Maler Baudri gründete 1848 die „Rheinische Volkshalle", die, schon 1849 in die „Deutsche Volkshalle" umgewandelt, sich nur bis zum Jahre 1855 halten konnte. Das „Mainzer Journal" läßt seine Stimme seit 1860 erschallen. Außerdem existirte in Aachen eine sehr gemäßigt katholische Zeitschrift „Echo der Gegenwart", dann am Niederrhein die „Crefelder Blätter" und die „Blätter von Geldern, Cleve und Rees". Mit dem „Westphälischen Merkur", einem zu Münster erscheinenden Blatte von verschämt katholischer Tendenz, schließt sich schon die Reihe der kirchlichen Tagesliteratur in den katholischen Provinzen Preußens.

In Bayern bestand eine sich nicht über die Bedeutung einer Provinzial- und Localpresse erhebende Serie kirchlicher Blätter: „der Volksbote" von Zander, „der bayerische Courrier", „die Isarzeitung", „die Landshuter Zeitung" und „das Regensburger Morgenblatt". In Baden „der Karlsruher Anzeiger", in Württemberg das „Deutsche Volksblatt".

Ferner sind als österreichische Blätter dieser Richtung der „Volksfreund", das „Vaterland" und die „Gegenwart", die in Innsbruck erscheinende „Volks- und Schützenzeitung" und der „Pozor" in Prag zu verzeichnen.

Erwähnen wir noch die von Görres gegründeten, von Jörg fortgeführten „Historisch-politischen Blätter", so ist die bis zum Jahre 1860 erscheinende politische Tagesliteratur, welche sich die Vertretung katholischer Interessen zur Aufgabe machte, so ziemlich erschöpft.

Welch anderes Bild im Jahre 1875!

In Berlin, der Reichshauptstadt, erscheint das Hauptblatt der katholischen Agitation „die Germania" unter Majunkes Redaction mit einer erklecklichen Abonnentenzahl. Ihr folgt die im Jahre 1860 gegründete „Kölnische Volkszeitung" — früher „Kölnische Blätter" — als zweitbedeutendstes Blatt, welches nach Ausscheiden Fridolin Hofmanns mit vollen Segeln im ultramontanen Fahrwasser dahin treibt. Die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn beginnt den vierten Jahrgang mit 500 Abonnenten. Sie begann ihre besonders gegen den Altkatholicismus gerichtete Thätigkeit Anfangs 1872,

*) Die katholische Presse. Ein Neujahrsgruß für die Katholiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Von Leo Wörl. Würzburg 1875.

zuerst unter Leitung Dr. Matzners und Dr. Birnichs. Dr. Matzner trat später die Redactionsverantwortlichkeit an Conrad von Ayx ab, seine schriftstellerische Thätigkeit blieb jedoch dem Blatte erhalten. Im nämlichen Verlage erscheint das „Deutsche Vaterland" wöchentlich einmal in großem Format. Von mehr als localer oder provinzieller Bedeutung ist ferner die zu Breslau publicirte „Schlesische Volkszeitung" — früher „Breslauer Hausblätter", zur Zeit unter dem vierten Redacteur, Dr. Hager, nachdem sie von Birnich, Blum, B. von Florencourt, von letzterem nicht zur Zufriedenheit der kampflustigen Partei, geleitet worden war. Dem dermaligen Redacteur steht Dr. Holle, zugleich Redacteur des „Breslauer Sonntagsblattes" zur Seite.

In Westphalen und der Rheinprovinz ist die ultramontane Presse außerordentlich entwickelt. Das „Echo der Gegenwart" von Aachen wurde oben erwähnt. Der ehemalige Bonner Privatdocent Dr. Engels schreibt die Leitartikel. In Beckum erscheint die „Beckumer Zeitung" und in Bochum die „Westphälische Volkszeitung" von Blum redigirt; zu Dortmund die „Dortmunder Volkszeitung", in Bernkastel die „Mosella", in Bocholt das „Bocholter Volksblatt", zu Cleve der „Clever Volksfreund", zu Koblenz die „Koblenzer Volkszeitung", die den vierten Jahrgang beginnt und gegen 4000 Abonnenten zählt, in Crefeld die „Niederrheinische Volkszeitung", in Düsseldorf das „Düsseldorfer Volksblatt", in Münster unter Leitung von Dr. Suings und Dr. Winkler der nunmehr entschieden ultramontane „Westphälische Merkur", das zahme „Münstersche Tagblatt", der „Münsterische Anzeiger" und das Wochenblatt „der westphälische Bauer"; zu Duisburg die „Duisburger Volkszeitung", welche dreimal wöchentlich in großem Formate erscheint; zu Düren die „Dürener Zeitung", seit Neujahr 1875 aus dem „Dürener Sonntagsblatt" hervorgegangen, in Elberfeld die „Wupperthaler Volksblätter" dreimal wöchentlich, seit Neujahr in vergrößertem Format; in Emmerich das „Bürgerblatt für die Kreise Rees, Borken, Cleve. Die „Essener Volkszeitung" beginnt ihren siebenten Jahrgang mit 8000 Abonnenten; neben ihr stehen die „Essener Blätter". In Gladbach erscheint die „Gladbacher Volkszeitung" dreimal wöchentlich; dazu kommen die „Wochenblätter von Dorsten, Euskirchen, Geldern, Golden; das „neue Wochenblatt" für den Kreis Kempen. Hamm liefert die „Hamm-Soester-Volkszeitung", Höxter den „Weserboten", Linz am Rhein die „Linzer Zeitung", Lippstadt den „Patriot". Als weitere kleine Blätter reihen sich an der „Nassauer Bote" in Limburg, die „Mayener Volkszeitung", die „Neuß-Grevenbroicher Zeitung", in Opladen der „Bote am Rhein und an der Niederwupper", in Rees der „Niederrheinische Volksbote", in Euskirchen das „Wochenblatt", in Königswinter das „Echo aus dem Siebengebirge", in Rheinbach „der Anzeiger", in Wesel die „Weseler Volkszeitung" (4000 Abonnenten). Die Reihe der politischen Blätter des Rheinlandes schließen

die „Saarzeitung" in Saarlouis, der „Bote für Stadt und Land" in Xanten, die „Allgemeine Volkszeitung" in Siegburg, die „Neue Moselzeitung" das „Wipperfürther Volksblatt".

In der Provinz Hannover erscheinen die „Hildesheimer Zeitung" in der gleichnamigen Stadt, ferner das „Hildesheimer Sonntagsblatt" redigirt von Pastor Koch in Achtum, der „katholische Volksbote" in Meppen, „die Ems- und Haseblätter" ebendaselbst; in Osnabrück die „Osnabrücker Volkszeitung", in Papenburg die „Emszeitung". In Hannover selbst erscheint seit Neujahr 1875 um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen die „Hannoversche Zeitung".

Luxemburg vertritt die katholische Interessen im „Luxemburger Wort".

In Schlesien erscheinen außer dem schon erwähnten Hauptorgan, der „Schlesischen Volkszeitung", in Breslau der „Deutsche Volksfreund", in Habelschwerdt der „Gebirgsbote", in Neisse die „Neisser Zeitung", in Ratibor die „Ratibor-Leobschützer Zeitung". In der Provinz Preußen: in Danzig das „Westpreußische Volksblatt" und in Braunsberg die „Ermländische Zeitung", in Pelplin der „Pielgrzym".

In Sachsen wird die katholische Agitation unterhalten von dem „Katholischen Volksblatt" und den „Eichsfelder Volksblätter" von Heiligenstadt. In Bautzen erscheint in wendischer Sprache der aufreizende „Katholski Posol".

In Fulda huldigt die „Fuldaer Zeitung" nicht gerade der extremsten Richtung, immerhin aber zählt sie zu den katholischen Streitern.

Aus dem Großherzogthum Hessen sind zu nennen als Ableger des unter den großen Blättern genannten „Mainzer Journals" das wöchentlich einmal erscheinende „Mainzer Volksblatt" in 25,000 Exemplaren, der in Gau-Algesheim erscheinende „Rheinische Volksbote" und der „Startenburger Bote" aus Bensberg.

Nach Erwähnung des unbedeutenden in Frankfurt erscheinenden Wochenblattes „Frankfurter Volksblatt" blicken wir nach Bayern, dessen katholische Tagesliteratur ganz besonders üppig emporsproßt. Der „Münchener Volksfreund" redigirt von Ratzinger und Eigenthum von Bucher in Passau ist in die Fußtapfen des Zanderschen „Volksboten" getreten, dessen viel genannter Redacteur bekanntlich wegen längerer Freiheitsstrafe flüchtig gegangen ist. Die Blüthe der katholischen Presse das „Vaterland" mit Dr. Sigl als Redacteur erfreut sich einer wenig ehrenvollen Berühmtheit in ganz Deutschland und alljährlich zahlreicher Preßprocesse. Der „Bayerische Courrier" von etwas zahmerer Natur gleichfalls in München ausgegeben, erscheint in 10,000 Exemplaren. Die „Augsburger Postzeitung" ist bekannt als das vornehmste und in der Sprache anständigste katholische Blatt Süddeutschlands. Auch sie hat einen billigen für die unteren Volksklassen bestimmten stark verbreiteten Ableger in der „Neuen Augsburger Zeitung". Außerdem erscheint in Augsburg das „Wochenblatt fürs christliche Volk" in der wahrscheinlich größten Auflage eines

ultramontanen Blattes von über 30,000 Exemplaren. In Würzburg vegetiren das im Bucherschen Eigenthum stehende „Fränkische Volksblatt" und seit Neujahr 1875 ein neues im Wörlschen Verlage erscheinendes Blatt „Bavaria"; ferner eine Mehrzahl kirchenpolitischer Zeitschriften, meist jüngeren Alters und von geringer Verbreitung. Aus den bayerischen Provinzen sind dann noch zu erwähnen: „Der Beobachter am Main" (Aschaffenburg), das „Rießer Volksblatt" (Nördlingen), das „Bamberger Volksblatt", die „Landshuter Zeitung", der „Katholische Volksfreund" (Regensburg), das „Morgenblatt" (Regensburg), das „Neue bayerische Volksblatt" (Stadtamhof), die „Straubinger Zeitung", die „Donauzeitung" (Passau), die „Kemptener Neuesten Nachrichten", das „Ichenhauser Volksblatt" und das edle Geschwisterpaar „Bauernzeitung" und „Donaubote" aus Deggendorf. Auch die bayerische Rheinpfalz ist mit nicht weniger als sechs Blättern dieser Richtung: „Pfälzer Zeitung", „Rheinpfalz", „Christlicher Pilger", „Nachrichten für Stadt und Land" aus Zweibrücken und „Südpfälzer Wochenblatt" von Bergzabern zu verzeichnen.

Baden stand im verflossenen Jahre in Gefahr durch Apostasie des Redacteurs des „Badischen Beobachters", Dr. Bissing, sein katholisches Centralorgan zu verlieren. In jüngster Zeit ist jedoch dieses Blatt in andere Hände übergegangen und wieder zur ultramontanen Fahne zurückgekehrt. Der „Pfälzer Bote" (Heidelberg), der „Anzeiger für Stadt und Land" (Offenburg), der „Freiburger Bote", das „Freiburger katholische Kirchenblatt", das „Säckinger Volksblatt" und die „Freie Stimme" in Radolfzell, das „Konstanzer Tagblatt" und der „Odenwälder Anzeiger" (Walldürn) sind die anderen meist sehr hitzigen Kämpen des badischen Landes.

In dem Hohenzollerschen Lande erscheinen „der Donaubote", „Stimme aus Hohenzollern und Sigmaringen" und der „Zoller" in Hechingen.

Württemberg ist das von der ultramontanen Presse am mindesten inficirte Land unter den Staaten des deutschen Reiches. Das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart fristet eine klägliche Existenz. Im Jahre 1874 war es ganz eingegangen. Seit Januar 1875 ist es wieder zu schwächlichem Leben erwacht. In Bopfingen erscheint der „Anzeiger vom Ripf" wöchentlich dreimal, in Ellwangen ein „Katholisches Wochenblatt", in Leutkirch der „Allgäuer Bote", sämmtliche Blätter nur in geringer Verbreitung.

Erwähnen wir noch den in Straßburg erscheinenden „Volksfreund", ein kleines Blättchen, das eine sehr bissige Sprache führt, so wären wir mit Darstellung der im Gebiete des Reiches erscheinenden katholischen Tagespresse zu Ende.

Von den angrenzenden Ländern haben Oesterreich und die Schweiz eine ultramontane Presse, die wir bei den nahen Beziehungen zwischen Deutschland

und dessen Nachbarstaaten, sowie bei dem inneren Zusammenhang derselben mit der gleichfarbigen deutschen Literatur nicht unbeachtet lassen dürfen.

In Wien erscheint das „Vaterland", eine Zeitung in Format und Anordnung des Stoffes den großen Wiener Zeitungen nachstrebend, der „Oesterreichische Volksfreund", das „Volksblatt für Stadt und Land", der „Pilger" und der „Kapistran", zu St. Pölten der „Pöltner Bote", zu Klagenfurt das „Kärntner Blatt", zu Graz das „Grazer Volksblatt"; in Prag der „Frischvoran" und drei Blätter in czechischer Sprache; in Preßburg „das Recht", in Pest nicht weniger als sechs Zeitungen und Zeitschriften in ungarischer Sprache, in Kolomea „Stouska" (ruthenisch), in Dalmatien „La Dalmatia cattolica", in Lemberg „Wia domosci koscielne", „Zywoty swietych" und „Ksiegi zywotów s wietych illustrowane"; dann seit 1874 eine nach Art der „Historisch-politischen Blätter" angelegte Halbmonatsschrift „Przeglad lwowski"; in Laibach „Novice" (slavonisch), in Krems das „Kremser Volksblatt", in Agram „Glasnik S. Josipa" (kroatisch). In Oberösterreich: zu Braunau die „Warte am Inn", zu Salzburg die „Chronik" und das „Kirchenblatt", zu Linz das „Linzer Volksblatt", in Görz das „Eco del littorale". In Bregenz arbeitet das „Volksblatt" seit Jahren mit großem Erfolge. Zu Innsbruck erscheinen die „Neuen Tiroler Stimmen", ferner die „Tiroler katholischen Stimmen", in Bozen das „Tiroler Volksblatt", in Trient „La voce cattolica".

In der Schweiz ist das „Luzerner Vaterland" zum Centralorgan der schweizerischen Ultramontanen geworden. An seiner Seite kämpfen der „Solothurner Anzeiger", die „Ostschweiz" (St. Gallen), die „Liberté" in Freiburg, die „Libertà" in Lugano als täglich erscheinende Blätter; dann die dreimal pro Woche ausgegebenen: „Der Luzerner Landbote" (Sursee), das „Echo vom Jura" (Solothurn), „die Botschaft" in Klingnau, der „Ami du peuple", „Chroniques de Fribourg", der „Badener Anzeiger", der „Sarganserländer" (Sargans), das „Thurgauer Wochenblatt" (Frauenfeld), das „Pays" (Pruntrut), der „Courrier de Genève", die „Gazette du Valais" (Sitten). Ein oder zweimal in der Woche erscheinen die „Centralschweiz" zu Schwyz, die „Freiburger Zeitung", die „Neue Zuger Zeitung", der „Rorschacher Bote", der „Credente Cattolico" in Lugano, das „Nidwaldner Volksblatt", der „Walliser Bote", der „Oberwaldner Volksfreund" (Sarnen), das „St. Galler Volksblatt", der „Freischütz" in Uri und das „Basler Volksblatt".

Wir glauben den Leser zu ermüden, wenn wir hiernach die nicht direct politischen Blätter der ultramontanen Farbe, die wissenschaftlichen und Unterhaltungsschriften einzeln aufzählen wollten, und begnügen uns daher mit der Constatirung, daß rein wissenschaftlich-theologische Zeitschriften nur wenige, dagegen kirchenpolitische eine erkleckliche Anzahl existiren; ferner, daß es der

katholischen Unterhaltungsliteratur trotz großer Anstrengungen und quantitativer Stärke noch nicht gelang, mit ihren Gegnern zu rivalisiren.

Ein uns vorliegendes Verzeichniß nennt 303 Namen periodisch erscheinender Druckschriften ultramontaner Richtung, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz im Jahre 1875 erscheinen; darunter 49 täglich erscheinende, 63 zwei- bis drei mal wöchentlich und 55 einmal wöchentlich erscheinende politische Zeitungsblätter.

Wenn diese Zahlen das Quantum der katholischen Tagesliteratur vielleicht etwas größer erscheinen lassen, als es thatsächlich ist, weil viele dieser Blätter und Blättchen in lächerlich kleiner Auflage erscheinen, so wird doch Niemand verkennen, daß wir es hier mit einer Waffe zu thun haben, deren Kraft nicht zu unterschätzen ist, und die jedenfalls seit zehn Jahren ein ganz außerordentliches Wachsthum erlangt hat.

Durch welche Mittel aber dies geschah, ist für einen in der Nähe stehenden Beobachter unschwer zu erforschen. Ohne die Geschicklichkeit in der Redaction mancher größerer und kleinerer Blätter und die den meisten kleinen Blättern eigene Fähigkeit im Treffen des richtigen Volkstons zu verkennen, muß man doch der weit überwiegenden Mehrzahl dieser Blätter das Lob journalistischer Tüchtigkeit, auch bei mäßigen Ansprüchen und gutem Willen, absprechen. Nicht die eigene Kraft ist es, die sie emportrug und empor hält, aber auch nicht etwa eine Abneigung des Volkes gegen die frühere liberale oder neutrale Lectüre, sondern die mächtige Hand der hohen und besonders der niedrigen Geistlichkeit, welche ihr weniger durch directe financielle Unterstützung, als durch die Hilfe einer fast gewaltthätigen Verbreitung unter die Arme greift. Nicht nur, daß die Lectüre liberaler Blätter, deren Namen natürlich direct genannt werden, von der Kanzel als Sünde und Feindschaft gegen die Kirche verkündet, und daß derartige Verkündigungen hie und da mit nicht mißzuverstehenden persönlichen Anspielungen auf die Abonnenten solcher verruchter Blätter gewürzt werden; man muß es gesehen und gehört haben, wie der katholische Geistliche in den Familien zu denen er Zutritt hat — und auf dem Lande stehen ihm alle Thüren offen — für die Verbannung des bisher gelesenen liberalen und Einführung des neuen katholischen Blattes eifert, um derartige Erfolge zu begreifen. Selbst eigenmächtige Confiscationen liberaler Blätter, mit Hilfe irgend eines ergebenen Hausgenossen durchgeführt, gehören nicht zu den Seltenheiten. Mit Hilfe der Geistlichkeit dringen diese kleinen Blätter auch in Kreise vor, in denen sonst überhaupt keine Lectüre einzudringen vermochte, und wo sie keine anderen Blätter zu verdrängen brauchen — denn auch diese Kreise sind für die Wahlen ein bedeutsames Element. Daher hat jedes katholische Blatt, sobald es von oben zur Anschaffung empfohlen ist, eine wenn auch kleine so doch unwandelbare Abonnentenzahl sicher. Da aber die Mehrzahl

dieser Blätter Auslagen für Correspondenzen oder Honorare der meist „um der guten Sache willen“ schreibenden Mitarbeiter nicht kennt, so hat es keine besondere Schwierigkeit, die Gründung eines derartigen Blattes zu unternehmen. Auch das ist eine ganz geschickte Operation, daß man in der katholischen Presse das Princip der Decentralisation bis auf die Spitze getrieben hat. Würde man versucht haben, für einzelne Organe eine größere Verbreitung in der Provinz zu gewinnen, was im Interesse des geschäftlichen Theiles gewiß empfehlenswerth gewesen wäre, so würden die Erfolge nicht so bedeutend sein, als sie durch die Gründung aller möglichen kleinen localen Blätter mit oft ganz localer Färbung geworden sind. Die Erfahrung lehrt, daß die kleine Presse ohne Vertretung der Kirchthumsinteressen nicht gedeihen kann. Je kleiner aber der Kreis, den sie vertritt, desto mehr fällt ihr Wirken in dieser Beziehung mit dem persönlichen Interesse des einzelnen Lesers zusammen und verwächst sich mit ihm — daher die Erscheinung, daß die in relativ weiterer Entfernung erscheinende Zeitung immer dem näher gelegenen kleinen Zeitungsblatt weichen muß. Dazu kommt noch die ganz außerordentliche Billigkeit der kleinen katholischen Presse, die es meist ermöglicht, beim Eintausch gegen ein liberales Blatt einige Groschen per Quartal zu ersparen. Ein weiterer Hebel ist eine gewisse dem gemeinen Manne schmeichelnde Volksthümelei, die schon in den Zeitungstiteln, wie Volksfreund, Volksblatt, Volksbote, Bauernzeitung u. dergl., mit berechneter Ostentation an den Tag tritt. Daß Segeln unter falscher Flagge nicht zu verschmähten Mitteln gehört, mögen Zeitungstitel wie: Germania, Deutsche Reichszeitung, Deutsches Vaterland und ähnliche beweisen. Endlich arbeitet für sie jene geheimnißvolle im Volke lebende Lust zur Opposition, die als eine schätzbare Macht jeder gegen die Regierung Front machenden Partei und Presse zu gut kommt.

Nachdem wir die Thatsache des ungeheuren Aufschwungs der katholischen Presse festgestellt und hiernach die Ursachen dieses Aufschwungs erörtert haben, gewärtigen wir die Frage, ob es ein Mittel giebt, den Gefahren dieser Presse entgegen zu wirken. Wir stehen jedoch nicht an zu erklären, daß, solange die Panacee noch nicht entdeckt ist, die dem Kampfe zwischen Reichsgewalt und katholischer Kirche ein Ziel setzt, auch die Ursachen der Verbreitung der katholischen Presse und deren Wirkung fortdauern werden, und daß nur Anmaßung sich einbilden kann, diese größte Frage des Jahrhunderts in ihrem dermaligen Entwicklungsstadium durch theoretische Erörterung zu lösen.

Deswegen braucht man die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Die Cultur kleiner billiger für engere Kreise geschriebener Wochenblätter ist ein Gebiet, auf dem die liberale Presse von den Gegnern Manches lernen könnte. Nicht oft genug kann dem Volke, sei es durch Versammlungen, sei es durch Flugschriften die Gefahr vor Augen gebracht werden, die das Gebahren dieser

Presse durch Beförderung französischer Kriegsgelüste für deutsches Gebiet heraufbeschwört. In dem deutschen Volke schlägt der Gedanke von Kaiser und Reich trotz aller Gegenminen täglich tiefere Wurzeln. Und an der wachsenden Macht dieses Gedankens muß, wenn es gestattet ist, an eine Zukunft des deutschen Volkes zu glauben, auch die reichsfeindliche ultramontane Presse dereinst zerschellen.

Von Metz und Wörth nach Sedan.*)

In einer Denkschrift des Feldmarschall Graf Moltke, deren Grundgedanken in der Einleitung des Generalstabswerks niedergelegt sind, heißt es in Bezug auf strategische Erwägungen:

„Bei der Führung der Operationen — — begegnet unserem Willen der von uns unabhängige des Gegners; wir können denselben wohl beschränken, vermögen ihn aber nicht anders zu brechen als durch das Gefecht, welches ein Mittel der Taktik ist. Die Folgen jedes Gefechts schaffen meist eine ganz neue Basis für neue Maßregeln; kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit bis über das erste Zusammentreffen mit dem Gegner hinaus, nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelnheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen, ursprünglichen Planes zu erblicken".

Einer solchen gänzlich veränderten Sachlage stand die deutsche Heeresleitung am Morgen des 19. August 1870 gegenüber. Der Rückzug der Franzosen unter die Kanonen von Metz war eingetreten. Das war der Erfolg der opferreichen Kämpfe der vergangenen Tage; ihn zu einem entscheidenden zu machen, war die nächste Aufgabe, welche dem Prinz Friedrich Karl mit 7 Armeecorps und einer Reservedivision zufiel. Das zurückgeworfene Heer des Gegners, an Zahl bedeutend und durch die letzte Schlachten weniger geschwächt als das deutsche, durfte Metz nicht anders als in Folge einer Capitulation verlassen.

Für den weiteren Vormarsch gegen Westen wurden drei Armeecorps, nebst vier Cavalleriedivisionen der Armee des Prinzen Friedrich Karl entzogen und als Maasarmee unter Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt. Dieselben traten theilweis bereits am Nachmittag des 19. August die

*) Der deutsch französische Krieg, redigirt von der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs, Heft 7.

Bewegung gegen die Maas an. In derselben Linie sollte die dritte Armee, unter dem Kronprinzen von Preußen ihr Heranrücken abwarten. Diese war seit der Schlacht von Wörth im Vormarsch geblieben. Die schnelle Flucht der Franzosen und die Schwierigkeiten, welche das Gebirge der Verfolgung bereitete, hatten die Fühlung mit dem Gegner unterbrochen und es blieb somit zweifelhaft, ob sämmtliche Truppen auf Chalons zurückgegangen oder zum Theil nach Süden ausgewichen waren. Daß in Chalons eine neue Heeresansammlung stattfand, wußte man in den Hauptquartieren aus verschiedenen Nachrichten, so aus einer durch die Cavallerie am 17. August in Commercy aufgefangenen französischen Post. Erst am 18. und 19. August trafen die Spitzen der vierten Cavalleriedivision, welche der dritten Armee um zwei Tagemärsche vorausging, in der Gegend von St. Dizier wieder mit dem Feind vorübergehend zusammen. Es war dies eine Abtheilung, welche die Eisenbahn von Chaumont nach Chalons so lange gedeckt hatte, bis die Truppentransporte der Armee von Mac Mahon nach letzterem Ort beendet waren, und die nun unter Zerstörung derselben zurückgingen. Hinter der Cavallerie standen am 20. August zwei Corps der dritten Armee westlich der Maas, die Hauptkräfte und das Obercommando erreichten dieselbe in der Gegend von Vaucouleurs.

An diesem Tage traf der Befehl vom großen Hauptquartier aus Pont à Mousson ein, die Maasarmee zunächst in gleiche Höhe kommen zu lassen. Dies schloß Bewegungen der Cavallerie, in Front und Flanken der Armee, zur Einziehung von Nachrichten und Zerstörung der Bahnen nicht aus, die Armee selbst blieb den 21. und 22. in ihren Stellungen.

Die Cavalleriedivision, welche den Vormarsch der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke gegen Süden deckte, hatte bald in Erfahrung gebracht, daß von dort her kein Gegner zu erwarten sei, sondern daß vielmehr mit den erwähnten Bahntransporten über St. Dizier und Vitry die letzten Abtheilungen auf Chalons bewegt worden waren. Chalons galt also für das Hauptquartier als das Ziel der Operationen der vereinigten dritten und Maasarmee, und der Armeebefehl sprach schon am 21. dies offen auch für die unteren Stufen des Heeres aus.

Gemäß dem Plane der Heeresleitung wurde am 23. der Vormarsch von der Maas gegen Westen angetreten, und es entsprach nur der möglichen Wendung der Dinge beim Gegner, wenn die südliche Armee — die dritte — der nördlichen zwei bis drei Meilen vorausblieb. Ging der Gegner nach Osten vor oder traf man ihn noch bei Chalons, so bedrohte sie diese Maaßnahme in seiner Flanke.

Inzwischen mehrten sich indeß die Anzeichen, daß die französische Armee nicht mehr bei Chalons stehe. So hatten weit vorausgeeilte kleinere Cavallerieabtheilungen von Landeseinwohnern erfahren, daß im Lager von Chalons nur

Mobilgarden ständen und die Truppen abgezogen seien. Am wahrscheinlichsten blieb es nun, daß die Franzosen sich der bedrohten Hauptstadt näherten, allein in dieser Richtung trafen die deutschen Reiter nirgends auf Spuren dieses Marsches, wohl aber wurde am 24. das große Lager unbesetzt und große Vorräthe dort vorgefunden.

Somit schien denn in der That ein Abmarsch nach Norden erfolgt zu sein und im Hauptquartier erfuhr man, daß Kaiser Napoleon mit der Armee bei Rheims stände. Gleichzeitig wurde auch von Metz her ein aufgefangener Brief eines Offiziers des eingeschlossenen Bazaineschen Heeres eingesandt, in welchem auf einen baldigen Entsatz durch die Armee des Kaisers gerechnet wurde.

Daß eine solche Maßnahme aus politischen Gründen, der ungeduldigen Hauptstadt zu Liebe, nicht undenkbar sei, mußte man im Hauptquartier sich sehr wohl zu sagen, aber das „Wie" dieser Bewegung erschien bei der Möglichkeit voller Unwahrscheinlichkeiten. Jedenfalls war es vorerst noch geboten auf ein Zusammentreffen in der Gegend von Rheims zu rechnen und in dem Marsch der Armeen durfte man nur soviel ändern, daß man den linken Flügel schon am 25. weiter vorgreifen ließ, sodaß die Front sich gegen Nordwesten — also gegen Rheims richtete. Indeß hielt man es für förderlich, jedenfalls die Bahnlinie, welche über Montmedy nach Diedenhofen und Metz führt, zerstören zu lassen und überhaupt die nördlichen Gegenden in der rechten Flanke des vormarschierenden deutschen Heeres von der Cavallerie der Maasarmee weiterhin aufklären zu lassen.

Das Eine allerdings mußte man sich nun sagen: hat der Gegner in der That diesen Entschluß eines Marsches gegen Metz gefaßt, so ist es äußerst wahrscheinlich, daß er bereits mehrere Tage zu dessen Ausführung verwendet hat. Mit anderen Worten; von Rheims bis zu den Pässen des Argonner Waldes, über welche die Straßen nach Metz führen, sind nur drei Märsche, also kann der Feind heute — den 25. — bereits bei Vouziers, das heißt von unserer rechten Flanke nur etwa zwei Tagemärsche entfernt, stehen.

Es mag auf den ersten Blick auffallen, daß man im großen Hauptquartier so vollständig den Faden verloren hatte, welcher die Richtung des französischen Heeres erkennen helfen konnte. Allein in der Geschichte der Kriege aller Zeiten begegnet man den wunderbarsten Irrthümern über die Lage der Dinge beim Gegner, selbst, wenn die Heere sich nahe gegenüberstehn. Um wie viel begreiflicher erscheint dies hier, wo, wie bereits oben angedeutet, die flüchtigen Franzosen schon nach Ueberschreitung der Vogesen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten und ihren weiteren Abzug mit Hülfe der Bahnen beschleunigten. Allerdings besaß die deutsche Armee eine so zahlreiche Cavallerie, daß die Voraussendung größerer Abtheilungen, besonders von

der Maasarmee, an und für sich wohl anging, ohne die eigene Armee des Schleiers gegen etwaige Aufklärungsversuche des Gegners zu berauben. Das Generalstabswerk läßt diesen Punkt unberührt, doch zeigt schon eine oberflächliche Prüfung der Karte die große Entfernung, welche in den Tagen nach dem 20. August die beiden Heere trennte.

Allein, wenn Mac Mahon sich das eine Merkmal der heutigen Cultur, die Eisenbahn, angeeignet hatte, so diente dem deutschen Heere die Hülfe des Telegraphen, der selbst den weiten Bogen durch das Ausland nicht zu scheuen hat. Ueber London langte eine Depesche aus Paris an, laut welcher der Kaiser bei Mac Mahon und dieser Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen suchte. Die Nachricht, daß die Armee bei Rheims sei, hatte eine von der Cavallerie des Prinzen Albrecht — Vater — aufgefangene Pariser Zeitung zuerst gebracht und somit war es nicht ohne Begründung, wenn seiner Zeit die deutsche Presse diese Thatsache zu ihrer eigenen Warnung wiederholt hervorhob.

So unwahrscheinlich immer noch der Abmarsch des Heeres gegen Westen blieb, da demselben der gerade Weg nach Metz bereits verlegt war, die Möglichkeit des Zuges nördlich des Argonner Waldes, mußte doch nunmehr ernstlich berücksichtigt werden.

Vor dem Eintreffen bestimmterer Nachrichten dem deutschen Heere eine gänzlich veränderte Richtung zu geben, durfte man im Hauptquartier sich noch nicht entschließen. Denn hierbei sprechen Beweggründe mit, welche dem Laien noch weniger gegenwärtig sind, als die Schwierigkeiten, welche eine Verschiebung der streitbaren Massen des Heeres mit sich bringt, nämlich die leidige Verpflegung, deren Werkzeuge hinter den langen Heeressäulen weit ins Land hinein die Straßen bedecken. Dabei führte hier ein Rechtsabmarsch das Heer in den Argonner Wald, welchen Hauptwege nur in der Richtung von West nach Ost durchschneiden.

Dennoch wurde den Verhältnissen soweit Rechnung getragen, daß am 26. die Maasarmee mit dem rechten Flügel — dem XII. Corps — sich nördlich ins Gebirge ziehen und das Gardecorps sich bei St. Menehould auf die große Straße Verdun bis Rheims setzen sollte. Allein mit diesen Bestimmungen war noch nicht für alle möglichen Wendungen die Gegenmaßregel beschlossen und es giebt ein klares Beispiel von dem Vorausdenken eines guten Generalstabs, wenn wir lesen, wie Moltke sich auf den oben berührten Fall zu rüsten dachte, daß Mac Mahon auf dem Marsch nach Metz bereits die Aisne überschritten hatte. Dann war der linke Flügel des deutschen Heeres zu weit, um ihn rechtzeitig nach Norden heranzuziehn, vielmehr mußte die Maasarmee und so viele Corps von der dritten, als noch eintreffen konnten, in drei Tagen wieder östlich der Maas, bei Damvillers im Süden von Montmedy stehn.

Dies beweist, daß die berüchtigte „Concentration nach rückwärts" an und für sich keine verächtlich strategische Maßregel zu sein braucht, wenn man nur dieselbe — zu bewerkstelligen versteht. Im vorliegenden Fall konnten gleichzeitig auch noch zwei Corps von Metz her zur Unterstützung heranmarschiren.

Inzwischen trafen neue Nachrichten aus Zeitungen auf telegraphischem Wege ein, welche den Abmarsch von Rheims bestätigten. Es kam nun nur noch darauf an, welche Meldungen die Cavallerie von ihrem Ritt gegen Norden einsendete, um sofort den Rechtsabmarsch ins Werk zu setzen. Um keine Zeit zu verlieren, wurde dem Kronprinzen von Sachsen, bei welchem dieselben am schnellsten eintreffen mußten, die Entscheidung überlassen, mit seiner Armee den Marsch anzutreten.

Aus dem großen Hauptquartier in Bar le Duc wurde in der Nacht zum 26. der Oberst v. Verdy zum Kronprinzen von Sachsen entsendet, um bei den entscheidenden Entschlüssen die Anschauungen der oberen Heeresleitung zu vertreten. Das Ergebniß dieser Besprechung zur frühesten Morgenstunde des 26. war der Befehl an das XII. Corps zum Marsch nach Varennes, also gerade nördlich. Da indeß auch in den Vormittagsstunden noch keine Meldung der Cavallerie einging, wurden, indem auch nur die Möglichkeit eines Vorrückens der Franzosen gegen die Maas zu schnellen Gegenmaßregeln drängte, gegen Mittag die anderen Corps in nördlicher Richtung bewegt.

Die Wege waren nach längeren Regengüssen weich und schlüpfrig geworden und daher gestaltete sich besonders der Marsch des Gardecorps, der über steile Gebirgsrücken führte, zu einem beschwerlichen und dauerte bis tief in die Nacht.

Im Laufe des Tages erwies sich nun aber die Richtigkeit der Vermuthungen über den Marsch der Franzosen. Es wurden durch die gegen Vouziers vorgegangene Cavallerie in der Gegend von Grand Pré bedeutende Lager eingesehn und so war die Fühlung mit dem Feinde endlich wieder gewonnen. Andererseits hatte die sächsische Cavallerie auf dem äußersten rechten Flügel festgestellt, daß derselbe die Maas bei Dun — unterhalb Verdun — bisher nicht erreicht hatte, also nicht in solcher Nähe stehen konnte, daß die Deutschen nicht noch rechtzeitig jenseits des Flusses sich seinem Vormarsch gegenüberstellen konnten, und in diesem Sinne wurde die Maasarmee angewiesen, ihren Marsch fortzusetzen. Bei den Franzosen hatten dann in den vergangenen Tagen jene vielbesprochenen Vorgänge gespielt, welche zu der verhängnißvollen Operation auf Metz führten. Gegen die innere Ueberzeugung von Mac Mahon hatten die Furcht vor der öffentlichen Meinung und ungenaue Berichte Bazaines den einmal schon wieder aufgegebenen Entschluß dennoch in Wirksamkeit treten lassen. Daß dies Widerstreben des Oberfeldherrn bei dem deutschen Generalstabswerk klar gewürdigt worden ist, wird in Frankreich, wie

wir dieser Tage sahen, mit Genugthuung in seinem Interesse hervorgehoben. Nur wird die Kriegsgeschichte ihm nicht verzeihen, daß er dennoch sich schließlich zum Vollstrecker eines Planes, den er mißbilligte, bereit fand, anstatt das Commando abzugeben.

Der Marsch des französischen Heeres wurde durch Verpflegungshindernisse verzögert. Um der Eisenbahn näher zu bleiben, richtete derselbe sich auf Rethel — nördlich Rheims — anstatt direct auf Vouziers. Kreuzungen und Nachtmärsche ermüdeten die Truppen und erzeugten Nachzügler. Die Cavalleriemassen endlich kamen bei der Rechtsschwenkung gegen die Maas theils hinter die Armee, theils auf die nördliche linke Flanke, wo sie nicht dienen konnten. So war es das Douaysche Corps, welches die deutschen Patrouillen, wie erwähnt, am 26. beobachteten, während es eben die Aufgabe der Cavallerie war diesen Einblick zu erschweren.

Durch das bedrohliche Auftreten der deutschen Cavallerie bei Grand Pré hatte sich Mac Mahon veranlaßt gesehen, noch ein zweites Corps — das des General Failly — zur Sicherung seines Marsches bis auf die große Straße vorzuschieben, welche von Vouziers auf Montmedy führt und bei Stenay die Maas überschreitet. Dieses wurde bei Busancy in ein Gefecht mit der sächsischen Reiterei verwickelt, welches mit Hülfe der Artillerie glücklich für die letztere ausfiel. Das sächsische Corps aber hatte während des Tages bereits die Uebergänge von Stenay und Dun besetzt und ebenso hatten die anderen Corps der Armee ihre Brücken geschlagen, auf denen sie am 28. den Fluß überschreiten konnten.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt die Lage der beiden Armeen am Abend des 27., so tritt schon jetzt eine empfindliche Bedrohung der französischen hervor. Dieselbe war in ihrer Bewegung aufgehalten und genöthigt gegen Südosten Front zu machen. Ihr gegenüber stand ziemlich geschlossen die Maasarmee, verstärkt durch zwei bayerische Corps, die schon bis auf die Höhe von Verdun hervorgezogen waren. Die dritte Armee — Kronprinz von Preußen — stand allerdings noch südlich St. Menehould, aber wohl geordnet, um einen Rückzug der Franzosen gegen Rheims, auf welchen noch immer zu rechnen war, im Verein mit der wieder herumgeschwenkten Maasarmee zum Stehen zu bringen.

In der That hatte sich auch im großen Hauptquartier aus der Summe der bisher eingegangenen Nachrichten ein ziemlich scharfes Bild der Verhältnisse beim Gegner geklärt und man durfte sich entschließen, den Operationen das Ziel eines Angriffes auf dem linken Maasufer zu stecken. Somit wurde die weitere Bewegung nach Nordosten — Damvillers — eingestellt und die Maasarmee für den 28. und 29. auf Busancy und Beaumont dirigirt.

Bei den Franzosen wiederholten sich am 28. die traurigen Erscheinungen

der Beeinflussung der Operationen von Paris aus gegen die Ueberzeugung des Feldherrn.

Mac Mahon hatte in Erkenntniß seiner Lage den Rückzug auf Mezières angeordnet. Bestimmte Befehle des Kriegsministers, der die Revolution ausbrechen fühlte, zwangen abermals den Marsch auf Montmedy aufzunehmen. Die Gegenbefehle trafen die Truppen schon im Marsch. Bei Nacht und Regenwetter, unter Stopfungen der Straßen mußten dieselben zum Theil umkehren und derartige Uebelstände sind häufig gefährlicher als Schwächungen durch ein Gefecht. Auch auf deutscher Seite wurde das Aufgeben des Rückzuges nach Norden bemerkt und beschlossen bis zur vollen Concentrirung überlegener Kräfte eine Schlacht zu vermeiden.

Mac Mahon hatte indeß den directen Weg über Stenay und Montmedy bei der Bedrohung dieser Straße aufgegeben und wollte bei Mouzon die Maas überschreiten. In Folge dessen konnte die Maasarmee am 29. schon die Straße Busancy-Stenay in Besitz nehmen. Nur bei Nouart fand ein kurzes Gefecht zwischen der Nachhut des Faillyschen Corps und den Sachsen statt. Am folgenden Tage wurde nun die Bewegung auf Beaumont fortgesetzt und hierbei ereignete es sich dann, daß das IV. preußische Corps, welches unbeobachtet die Waldungen südlich des genannten Ortes durchschritten, Granaten in das sorglos lagernde französische Corps werfen konnte. Dies war der Anfang der Schlacht von Beaumont, welche von den Franzosen nach der ersten Bestürzung mit großer Tapferkeit gefochten wurde. Die schmalen langen Waldwege erschwerten auf deutscher Seite die Heranführung der Verstärkungen, so daß erst mit Einbruch der Nacht der Feind bei Mouzon über die Maas geworfen ward. Die nicht im Gefecht gewesenen Corps setzten in der Nacht den Rückzug auf Sedan fort, während das preußische Garde Corps und die Sachsen am andern Morgen (31.) früh die Maas überschritten und auf Carignan rückten. So war der schmale Streif, welcher bis zur belgischen Grenze noch frei war, ebenfalls gesperrt.

Auf deutscher Seite war indeß am 30. August die dritte Armee gleichfalls schon bis auf die Höhe von Beaumont nach Norden vorgerückt, während die Bayern sogar bereits an den Gefechten dieses Tages Theil nahmen.

Den 31. August füllen nun die weiteren Bewegungen der dritten Armee nach Norden. Hierbei kam es noch zu einem Gefecht der Bayern um die Uebergänge bei Bazeille.

Im französischen Hauptquartier verhehlte man sich die große Gefahr, in welcher die Armee schwebte, nicht. Als ein Offizier mit der Meldung vom Eintreffen des neu gebildeten XIII. Corps (Vinoy) bei Mezières in Sedan eintraf, der indeß auf seiner Eisenbahnfahrt von dort her bereits von deutschen Truppen beschossen worden war, äußerten der Kaiser und Mac Mahon die

Absicht ebendahin abzurücken. Hierbei legte der erstere besonderes Gewicht auf den Umstand, daß den Deutschen eine neue nähere Straße auf Mezières noch unbekannt sein müsse — weil dieselbe auf der ihm vorliegenden Karte fehlte. Er zeichnete dieselbe eigenhändig ein, doch war er im Irrthum, insofern sich jene Straße dennoch auf allen im deutschen Heere ausgegebenen Karten befand.

Doch die Operationsfähigkeit des Heeres war bereits an Haupt und Gliedern gelähmt. — Die Truppen mußten zunächst noch Ruhe haben; darüber verging der Vormittag. Der am Nachmittag abgehaltene Kriegsrath — das in ähnlichen Lagen immer wiederkehrende Symptom der Rathlosigkeit — kam zu keinem Entschluß. Kurz die Armee blieb auf dem Plateau von Sedan, doch benutzten die einzelnen Corps die Zeit, um sich zu verschanzen. So führt uns das Werk an den Vorabend der großen Entscheidung, die so über alles Erwarten glänzend ausfiel. Es zeigte sich wie richtig die Maßnahmen auf deutscher Seite gewesen, bei aller Vorsicht und Berechnung der verschiedenen Wendung, welche die Ereignisse nehmen konnten.

„Der Feldherr, welcher in jedem einzelnen Fall, wenn nicht das Beste, doch Verständiges anordnet, hat Aussicht sein Ziel zu erreichen. — Ueber den Ruf eines Feldherrn entscheidet freilich meist der Erfolg und wie viel von demselben sein Verdienst, ist schwer zu verstehn. Glück hat auf die Dauer aber wohl nur der Tüchtige".

Dies sind Worte, welche die schon angeführte Denkschrift des Feldmarschall Moltke schließen und uns erscheint, als ob ihre Wahrheit durch die in dem Obigen geschilderten Begebenheiten volle Bestätigung finden.

Briefe von Louis Napoleon an Friedrich Christoph Schlosser.*)

I.

Arenenberg le 10 Oct. 1831.

Monsieur

Votre lettre m'a fait un grand plaisir; si je n'y ai pas répondu plutôt c'est la maladie que j'ai faite qui en a été la cause, car il me tardait de vous exprimer, combien ma mère et moi nous avons été touchés des sentiments que vous nous avez montrés. Ma mère me charge de

*) Aus Schlossers Nachlaß. Vergl. S. 376 d. Z.

vous remercier de votre aimable souvenir et des livres qui vous lui avez envoyés; elle a été très sensible au jugement flatteur d'un historien impartial. Si quelquefois elle a été en but à la médisance, ce qui doit la consoler c'est de n'avoir été mal jugée que par ceux qui ne la connaissaient pas.

Si quelques personnes agissent pour plaire à la foule, ils courent après un but trop léger car la meilleure récompense que peut ambitionner l'homme sage c'est l'estime d'hommes distingués comme vous.

J'épreuve une véritable consolation de trouver dans vous Monsieur un coeur qui me comprenne, un esprit qui veuille bien m'éclairer. Je vous ai fait preuve de confiance. Si l'occasion se repprésente, j'aurai encore recours à vous, car je mettrai votre amitié pour moi à l'épreuve toutes les fois que j'aurai besoin d'un jugement sain et d'un conseil d'ami.

Nous avons vu avec plaisir que vous vous étiez plû au milieu de nous; nous avons seulement regreté que votre séjour ici ait été si court, j'espère que vous viendrez nous revoir.

La Grande Duchesse de Bade qui a passé ici quelques jours veut bien se charger de ma lettre pour vous. Je lui ai marqué ma gratitude de m'avoir fait fair votre connaissance. J'ai été heureux de voir que nous nous rencontrons aussi dans les sentiments que nous portons à la Grande Duchesse, car je crois que tous deux nous professons pour elle la même vénération et le même dévouement.

Adieu Monsieur, croyez au plaisir que j'ai eu à vous voir, et à mes sentiments très distingués.

Louis Napoléon Bonaparte.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
Heidelberg.

II.

Mannheim den 28. März 1832.

Hochzuehrender Herr Geh. Hofrath

Noch vor meiner Abreise will ich Ihnen Ihre Schrift zurücksenden, die ich mit vielem Interesse gelesen habe. Man sieht wohl daß Sie sich die größte Mühe gegeben haben unpartheiisch zu seyn, welches auch die erste Eigenschaft eines Geschichtsschreibers ist, aber in Zeiten wo Leidenschaften noch herrschen ist es höchst schwer als gerecht in seinen Meinungen angesehen zu

werden; denn die Verehrer des Kaisers Napoléon werden Sie vielleicht als ein zu strenger Richter betrachten, indem seine Feinde Sie als seinen Lobredner schildern werden. Was mich betrifft, so ist es ganz natürlich daß ich mich in die Reihe der Ersteren aufstelle, da ich Napoleon als den Gott des Lichts verehre dessen glänzende Erscheinung die Welt beleuchtete, und dessen wohlthätige und fruchtbare Spuren heutzutage die Freiheit hervorbringt. Doch glauben Sie nicht daß meine Begeisterung für den großen Mann mich verhindere die Vorwürfe die man ihm macht anzuhören und zu beurtheilen, wenn ich sie auch nicht immer zugebe, so lese ich doch mit Theilnahme alles was ihn berührt, und überhaupt wenn es von Jemandem geschrieben ist für den ich die innigste Hochachtung und eine wahre Freundschaft fühle.

Es ist mit Freude daß ich Ihnen hier wiederhohle wie sehr die Beweise ihrer Freundschaft mich gerührt und wie erfreulich es in meiner Stellung für mich ist Ihrer Theilnahme und Ihrer aufrichtigen Gesinnungen versichert zu seyn.

Wir haben wie Sie sehen unseren Aufenthalt hier verlängert, und gedenken nun erst den künftigen Montag von hier abzureisen. Darf ich Sie ersuchen Ihrer Frau Gemahlin meine Grüße und Hochachtung auszudrücken. Ebenso beauftragt mich meine Mutter Ihnen viel schönes zu sagen.

Rechnen Sie auf meine Freundschaft.
Louis Napoléon Bonaparte.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
à Heidelberg.

Berliner Bauten.

Von R. Dohme.

Der augenblicklichen Erschlaffung des privaten Kunstlebens gegenüber muß man es freudig hervorheben, daß der Staat in diesem Jahre mit einer so stattlichen Reihe von baukünstlerischen Aufgaben hervortritt, wie sie bisher hier gleichzeitig vielleicht noch nie gestellt worden, und die, in die rechten Hände gelegt, von nachhaltigem Einfluß auf Berlins architektonische Zukunft sein müssen. Dem Landtage sind Vorlagen für den Bau eines Campo santo, welches neben der Fürstengruft zugleich ein Pantheon für die berühmten Männer der Nation bilden soll, für den Neubau der großen Bibliothek und Akademie der Wissenschaften, Gewerbeakademie und des Gewerbemuseums

für die Errichtung eines landwirthschaftlichen und eines ethnographischen Museums ꝛc. ꝛc. gemacht worden. Nur das Parlamentshaus fehlt noch immer. In richtigem Verständnisse für die Sache ist während der Berathungen darüber die Forderung laut geworden, daß ein durchdachtes Programm der gesammten bevorstehenden Bauthätigkeit vorgelegt werde, womit die heutige Praxis, daß jedes Ministerium für sich allein denkt und arbeitet, ihr Ende finde. Die Berechtigung zu einer solchen Forderung, wie die Schäden des bisherigen Systems, sind schon in früheren Correspondenzen an dieser Stelle besprochen worden. Es muß aber, wie die Nationalzeitung dies sehr richtig hervorgehoben, ein solcher erster Schritt nothgedrungen dahin führen, die Creirung eines besonderen Bauten- (und Kunst-) Ministeriums näher, als bisher geschehen, in das Auge zu fassen. Das Bedürfniß dafür ist längst vorhanden, wenn es sich auch wie — dies bei mehr allen ideellen Interessen der Fall — nicht so acut fühlbar macht, wie etwa der Hunger bei Jemand, der vierundzwanzig Stunden gefastet oder wie die Folgen einer verfehlten Finanzspeculation bei dem Unternehmer.

Es sei aber gestattet, im engsten Anschlusse hieran auf einige Punkte hinzuweisen, an denen die Entwickelung unserer heutigen Architektur krankt, und deren Abhülfe keineswegs auf die ferne Zeit, für die wohl erst das „Kunstministerium" zu erhoffen, verwiesen bleiben sollte, denn gerade bei der bevorstehenden großen Bauthätigkeit wird sich jedes neue Jahr des Hinausschiebens empfindlich rächen. Und doch ist leider bis jetzt wenig Aussicht auf baldige Besserung! Zunächst das alte, seit langer Zeit immer vergeblich wiederholte Verlangen: Trennung des Ingenieur- und des Hochbaufaches. Hier ein Zweig der exacten Wissenschaften, dort eine Kunst, die beide im Grunde herzlich wenig mit einander zu thun haben, es sei denn, daß sie vielfach mit demselben Rohmaterial operiren. Mögen die Ingenieurbaufächer bei der Verschmelzung ganz gut gedeihen, die Kunst muß an dem Ballast, der ihr mitgegeben wird, zu Grunde gehen. Es ist schwer, in weniger Worten die mannigfachen Gründe für diese Behauptung zu präcisiren. Nur einer sei hier angedeutet. Der angehende Baukünstler wird gezwungen, Zeit und Mühe auf Studien zu verwenden, welche ihm absolut nichts nützen, und verliert so die Zeit, sich in seinem eigenen Fache auszubilden; denn — wir wollen die Sache gleich recht praktisch anfassen — da noch nie ein tüchtiger Ingenieur im Baumeisterexamen wegen Mangels an künstlerischer Befähigung durchgefallen, recht oft aber sehr talentirte Architekten wegen ungenügender Kenntniß der Ingenieurfächer, so setzt der Student seine beste Zeit auf die Aneignung einer ganzen Reihe schwieriger, oft dem Künstler ganz besonders unsympathischer Disciplinen, die er nach bestandenem Examen so bald als möglich zu vergessen strebt; Hand und Geschmack aber zu bilden bleibt ihm dadurch während der Studien-

jahre viel zu wenig Zeit. Und daß auch die Kunst bei aller vorauszusetzender Begabung erlernt sein will, in mühsamer langjähriger Arbeit gerade so gut wie jedes Handwerk, nur ungleich schwieriger, erlernt werden muß, darüber täuscht sich doch höchstens die Faulheit selbst. Das Resultat ist denn auch, daß auf der Berliner Bauakademie im Durchschnitt schlechter gezeichnet wird, als auf anderen, und mit der Uebung der Hand entwickelt sich meist auch das eigentliche Können. Es ist dafür kein Ersatz, daß die hiesige streng stilistische Zucht auch dem Unfähigsten die Garantie bietet im treuen Anschluß an das Erlernte große in die Augen fallende Abenteuerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten zu vermeiden; die ertödtende Langeweile des ewigen Einerlei in Form und Farbe tritt dafür als Gegengewicht ein.

Leider gewinnen die Ingenieure durch das Zusammenwerfen mit den Architekten, da ihnen dadurch der Zugang zu allen Staatsbeamtenstellen offen steht. Auf der Akademie erlangen sie leicht die Schulroutine im Entwerfen, d. h. in diesem Falle im verschiedenartigen Zusammensetzen ganz bestimmter ein für alle Mal sanctionirter Detailbildungen, und glauben schließlich selbst die oft wiederholte Phrase „das bischen Hochbauen kann am Ende jeder" Ingenieur. Da nun unsere heutige Zeit mehr Wasser-, Wege-, Eisenbahnbaumeister und Constructeure als Schönbaumeister gebraucht, so wird die Majorität stets für Beibehaltung der Verbindung sein und unterzeichnet den obigen Satz; das aber war bisher stets ein Haupthinderniß für die Durchführung der oft angeregten Trennung. Das Hochbauwesen gehört von Rechtswegen eng zusammen mit den beiden Schwesterkünsten; eine gemeinsame Kunstakademie hätte die drei bildenden Künste zu umfassen. Bekanntlich ist neuerdings dem Abgeordnetenhause das Programm der lang ersehnten Reform der Kunstakademie vorgelegt worden. Die Aenderungen sollen auf einige Jahre versuchsweise eingeführt, und erst nach gesammelten praktischen Erfahrungen eine definitive Reorganisation vorgenommen werden. Vielleicht ist bis zu jener Zeit auch die Trennung der Baufächer principiell entschieden und man könnte daran denken, das zusammengehörende auch wirklich zu vereinigen. Ich meine die Ausbildung unserer Maler — die auf Seiten der Technik schon jetzt gehoben werden soll — würde dann auch wissenschaftlicher, die des Architekten künstlerischer werden, und beides wäre ein schöner Gewinn. Aber freilich ressortirt vorläufig noch die Bauakademie vom Handels-, die Kunstakademie vom Kultusminister.

Der zweite Wunsch, gerade im Hinblick auf die dargelegten Verhältnisse besonders berechtigt, ist die Uebertragung der staatlichen Monumentalbauten an wirklich berufene Kräfte und nicht an die durch Anciennität zu dem betreffenden Ministerialposten gelangten Beamten. Den Gewinn, den die Kunstentwickelung aus der so veränderten Praxis giebt, hat man reichlichste Gele-

genheit an dem Stande der heutigen Wiener Architektur zu beobachten. Da ich aber über diesen Punkt erst vor kurzem an einem andren Orte ausführlicher gesprochen, so genüge hier der bloße Hinweis.

Endlich ist es dringend wünschenswerth für die Zukunft die öffentliche Ausstellung aller Entwürfe und Umbauten von monumentalem Character zu gewähren. Es heißt von der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Geschmack wahrlich ungebührlich denken, wenn man nicht einräumen will, daß ein solches Zurschaustellen der Entwürfe und die daran geknüpfte Discussion der Sache zu Gute kommen würde. Dinge, wie sie heut noch geschehen, wären damit ein für alle Male unmöglich. Ein Beispiel für viele. Sollte, wenn man die Zeichnungen für den Umbau der Kommandantur öffentlich ausgestellt hätte ihr Umbau in dieser Weise möglich gewesen sein? Von der, neuen Façade des provisorischen Reichstagsgebäude gar nicht zu reden. Wo man sich der Ziele und seiner Kraft sicher bewußt ist und mit ganzer Seele für seine Arbeit einzustehen vermag, da scheut man die Oeffentlichkeit nicht, ihre Stimme ist dann nur ein Agens mehr das Rechte flott zu fördern! Das beweist jetzt eben wieder im Kleinen die Verwaltung der Gemäldegalerie des Museums. Sie führt in Verbindung mit der Ausstellung der Suermondtschen Sammlung dem Publicum einen Versuch des von ihr beabsichtigten Umbaues der Galerie vor, und setzt so jeden Interessenten in Stand sich selbst ein Urtheil über die mit hinreichender Leidenschaft seit Jahren discutirte Frage zu bilden. So schön auch die Pietät gegen den großen Meister Schinkel, die sich gegen jede Aenderung seines wohldurchdachten Planes aussprach, ist, das praktische Bedürfniß und der Nutzen der Sache, der Schinkel wie die Heutigen zu dienen hatte, bleibt das maßgebende. Augenblicklich sind in die älteren Räume drei geschlossene Cabinette in leichter Ausführung hineingebaut. Von dem hinteren Theil der alten Gemächer, in den bei nicht ganz klarem Himmel nie genügendes Licht dringt, ist eine breite Passage abgeschnitten, die, später mit Oberlicht erleuchtet, zur Noth auch Gemälde aufnehmen kann und die Verbindung zwischen den projectirten Oberlichtsälen herstellt, welche mit einer größeren Anzahl jener kleinern Cabinette abwechseln sollen. In diesen sind die Wände schräg zum Fenster gestellt, so daß selbst das letzte Bild noch volles Seitenlicht empfängt. Die jedesmal nur schmale Rückwand gegenüber dem Fenster soll womöglich nur vereinzelt mit Bildern behängt werden, da diese unter den unvermeidlichen Reflexen des rechtwinklich auffallenden Lichtes leiden; sie erhält daher in ihrem Haupttheil jedesmal irgend eine gefällige Decoration. Die Decke ist so tief gelegt, daß die Verhältnisse harmonisch sind und das Licht voll bis zu ihr hinaufgeht. Schinkel hatte bekanntlich in die mächtigen durchgehenden Säle nur kleinere Zwischenwände eingezogen, die nicht höher hinaufreichten, als der aufzuhängenden Bilder wegen nöthig; er wollte damit

die Bequemlichkeit der Betrachtung in kleineren Räumen mit der imponirenden Wirkung großer Saalentwickelungen vereinigen. In wie weit er beides erreicht, ist jedenfalls eine Frage, über die man sehr verschiedener Ansicht sein kann. Dagegen ist die Behaglichkeit, mit der man sich jetzt in den neu entstandenen gleichmäßig hellen Räumen dem Genuße des Ausgestellten hingeben kann, wohl Jedem auffallend und habe ich wenigstens sie in unserem Museum noch nie so wohlthuend und lebhaft empfunden! Man könnte und wird auch voraussichtlich hier und da einwenden, daß der so ausgeführte Umbau statt den Raum erheblich zu vermehren, ihn eben beschränke. Dies könnte — ich habe es nicht berechnet — für diejenigen vielleicht richtig sein, die nicht danach fragen, daß bisher sehr viele Bilder ausgestellt waren, die man niemals auch nur leidlich gut sah, während in Zukunft alle Wände und Räume ausreichendes Licht haben werden. Aber ganz abgesehen hiervon dürfte es, jemehr wirklich gute Werke neu hinzukommen, nur ein um so größerer Gewinn sein, wenn eine ganze Anzahl starken Mittelgutes namentlich aus den Schulen der Verfallszeit, wie es sich jetzt oft in größten Formaten breit macht, ganz aus der Galerie entfernt würde. Nicht nach der Menge, sondern nach der Qualität der vorhandenen beweißt sich der Werth einer Sammlung. Und vom kunstgeschichtlichen Standpunct aus sind die einzelnen Virtuosen der Spätzeit meist völlig genügend mit einem oder zwei charakteristischen Werken vertreten; was darüber hinaus vorhanden, fände besser in Provinzialgalerien seinen Platz, statt hier als nichtmehr fruchtbringendes Capital nutzlos aufgehäuft zu werden.

Ueber die ausgestellte Galerie Suermondt selbst zu berichten scheint mir in einer kurzen Correspondenz, wie diese, nicht der Ort. Bei ihrer großen, den Character einzelner Abtheilungen der Galerie völlig verändernden Bedeutung muß man entweder ausführlich von ihr reden oder aber unter Vermeidung allgemeiner und wenig sagender Phrasen ganz schweigen; zumal das beste und gründlichste, was überhaupt über diese vielfach in der Kunstwissenschaft besprochene und erwähnte Sammlung gesagt worden, der jetzt ausgegebene raisonnirende Katalog, eine Arbeit der beiden Galerievorstände, ist. Seine historisch-kritischen Schilderungen der holländischen und vlämischen Schulen in ihrer Gesammtentwickelung sind geradezu Meisterwerke; sie so gut wie die kurzen jedem Künstler beigegebenen Charakteristiken führen uns trotz ihrer knappen Form in vielen Fällen neue Forschungen, in allen die Resultate einer von glücklichem Auge und ausgedehntester Materialkenntniß unterstützten tiefen Studiums vor. So präcis und prägnant, so eindringend und klar ist wohl in unserer Literatur überhaupt noch nicht der Kunstcharakter jener Perioden und Meister ergründet worden wie hier der eines Frans Hals, Rembrandt, Jan van der Meer, Jakob Ruisdael u. s. w. und zwar jedesmal in wenigen Sätzen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Der kirchliche Friede in Württemberg. — Ueber dem berühmten kirchlichen Frieden in Württemberg ziehen sich drohende Wolken zusammen. Die Anzeichen mehren sich, daß das Land nicht länger die glückliche Oase bleiben kann, als welche es noch kürzlich in officiellen Toasten vielgepriesen worden ist. Der kirchliche Friede ist ohne Zweifel ein höchst angenehmes Ding gewesen, nur beginnt man jetzt einzusehen, daß er um einen etwas theuren Preis erkauft war. Er hat mit einem Worte zum Deckmantel gedient, unter welchem die katholische Propaganda von Stellung zu Stellung vorgedrungen ist, unter stillschweigender Connivenz der Regierung, welche die Annehmlichkeit den Culturkampf vom Lande entfernt zu halten, gern mit Zugeständnissen an einen Bischof bezahlte, dessen versöhnliche Haltung so vortheilhaft gegen die seiner Amtsbrüder abstach und der sichtlich mit Widerstreben, als der letzte, seine Unterwerfung unter Rom vollzogen hatte. War doch eben diese Unterwerfung von ihm damit motivirt worden, daß er um den Preis dieses persönlichen Opfers den Friedenszustand seiner Diöcese werde aufrecht erhalten können. So beruhte der seitherige Zustand auf einem freundschaftlichen Compromiß zwischen dem Ordinariat in Rottenburg und der Canzlei am alten Postplatze in Stuttgart. Zwischen ihnen wurde alles, was Kirche und Staat gemeinschaftlich anging, in verbindlichstem Verkehre verabredet. Wie schon die Form, in welcher sich Hefele Rom unterwarf, und die gleichzeitige officielle Erklärung der württembergischen Regierung auf einer Uebereinkunft beider Theile beruhte, so ist der Bischof immer zu Rath gezogen worden, wenn ein Gesetz im Werke war, das die Grenzgebiete betraf. Als die Regierung vor einiger Zeit an die Vorbereitungen zu einem Gesetz über Einrichtung von Kirchengemeinden und Feststellung von deren vermögensrechtlichen Befugnissen ging, war das Erste, daß sie die Meinung des Bischofs über die heikle Materie einholte. Das Einführungsgesetz zur Civilehe wurde den Ständen nicht vorgelegt, bevor es die bischöfliche Approbation erhalten hatte. Der Bischof war seinerseits gefällig, so weit er es innerhalb bestimmter Schranken sein konnte. Aber den Löwenantheil trug bei dem Compromiß die Kirche davon. Eben darum ließ die vaticanische Partei den Bischof gewähren. Sie war längst stärker als er, aber sie duldete ihn, weil er zuletzt ihre Zwecke besser förderte, als ihre Herrschaft thun konnte, die den Bruch rasch herbeigeführt hätte. Mehr als einmal spendeten der Papst und der Cardinal Antonelli einer Diöcese ihr Lob, in welcher — ein seltener Trost in so schlimmer Zeit — so herzerfreuender Friede zwischen der Kirche und der staatlichen Gewalt bestand.

Dieses Lob galt weniger dem doch immer halb verdächtigen Bischof, dem bereits mit Kirchenstrafen gedroht war, bevor er sich der Unfehlbarkeit bequemte; es war mehr dazu bestimmt, der Regierung und dem Hofe zu schmeicheln. Der König, persönlich eine wohlwollende, friedliebende Natur, war leicht zu gewinnen für ein Verhalten, das ihm als Gerechtigkeit gegen den nunmehr schwächeren Theil der Bevölkerung vorgestellt wurde. Umsomehr, als in seiner Umgebung lange Zeit der Mythus verbreitet worden ist, seine Katholiken seien ungleich loyalere Unterthanen, als die verdächtig nach Preußen hinschielenden Protestanten. In den Regungen des altwürttembergischen Geistes sieht König Carl wohl veraltete Vorurtheile, über die der gerechte Herrscher eines paritätischen Landes erhaben sein muß. Daß den Katholiken ja kein Härchen gekrümmt werde, ist dem Regenten ein ganz persönliches Anliegen, und er versäumt nicht, so oft ein neuernannter evangelischer Prälat das Gelöbniß in seine Hand ablegt, demselben die Bewahrung des confessionellen Friedens in so angelegentlicher Weise auf die Seele zu legen, als ob, wenn diesem Frieden eine Gefahr drohe, daran lediglich protestantischer Uebermuth die Schuld tragen könne. Nicht ganz so harmlos sind die katholischen Sympathien, die in der Umgebung der Königin gepflogen werden. Hier gestalten sie sich zu jener praktischen Betriebsamkeit, die des Aushängeschilds humaner Zwecke sich mit so gutem Erfolge bedient. Es gehört in den Hofkreisen zum guten Ton, die katholischen Bestrebungen mit Collecten und Lotterien, mit Bällen und Concerten zu unterstützen; der junge Caplan Zimmerle, welcher der geistliche Leiter der Propaganda in Stuttgart ist, derselbe, der kürzlich auf Grund des Kanzelparagraphen in Untersuchung genommen wurde, steht im engsten Vertrauen einflußreicher Damen der Königin.

Bei der hohen Protection, welche dergestalt die Katholiken genießen, ist es begreiflich, daß lange auch die bescheidenste Gegenstimme nicht sich hervorwagte. Auf die Regierung selbst konnten die allerhöchsten Neigungen nicht ohne Einfluß sein. Und bei dem Cultusminister Geßler kam noch ein persönlicher Zug weitgehender Indifferenz hinzu, die mehr ein Ausfluß des Temperaments, als der politischen Berechnung ist. Entschlossen einzugreifen ist nicht seine Sache, es entspricht seiner Natur, den Dingen ihren Lauf zu lassen, für ihn war der kirchliche Friede zugleich ein bequemes Ruhekissen. Konnte er sich doch zuletzt auf das Bewußtsein zurückziehen, daß Württemberg ein Kirchenrecht besitzt, das, wie sein Vorgänger im Amt soeben der Welt auseinandersetzte, musterhaft ist und mit kluger Voraussicht all den kirchlichen Conflicten vorgebeugt hat, die anderwärts aus dem Mangel ähnlicher Weisheit entsprungen sind. Ueberdies waren es ja nur ganz kleine harmlose Gefälligkeiten, die man von ihm verlangte. Es lag ja nur im Interesse des Staatsdienstes, wenn diesem möglichst viele Kräfte dadurch zugeführt wurden,

daß man die katholischen Seminarien mit Zöglingen überfüllte, welche hier auf Staatskosten erzogen wurden, um später in die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes überzugehen. Es war doch nur Sache der Billigkeit, von dem Schatze der Kriegsentschädigungsgelder auch eine Summe für katholische Zwecke zu verwenden und daraus den Tübinger Katholiken eine Kirche zu bauen, obwol eine Verpflichtung des Staats zu diesem Bau nicht nachgewiesen werden konnte. Es war doch nur menschenfreundlich, wenn man den in Preußen gesperrten Priestern „provisorisch" in unserem Lande ein Unterkommen gewährte. Und dann die geistlichen Orden. Die barmherzigen Schwestern waren schon lange im Land und an denen war ja kein Arg. Jedermann rühmte nicht blos die Dienste, die sie in der Krankenpflege leisteten, sondern auch den Tact, mit dem sie alles confessionell Anstößige zu vermeiden wußten. Warum sollte man nicht ein Auge zudrücken, wenn sie da und dort auch anfingen sich um Schule und Unterricht verdient zu machen? Und bei dem Mangel an männlichen Unterrichtskräften, war es nicht höchst erwünscht, daß eine Congregation von Schulschwestern sich im Lande ansiedelte, die für diesen Zweck ihre billigen Dienste erbot? Man brauchte ihnen ja gar nicht staatliche Genehmigung zu ertheilen, man brauchte blos ein Auge zuzudrücken, man konnte sie einfach gewähren lassen, unter dem Vorbehalt, sie unter Umständen jederzeit wieder zu entfernen. Und sie wollten ja auch gar nicht „Klöster" errichten — wer wird auch gleich ein so anstößiges Wort brauchen wollen? Aber, daß sie zusammenwohnten, nach ihrer Hausordnung lebten, mit der Zeit nach einem eigenen Hause strebten, konnte man ihnen doch nicht verargen. Im höchsten Falle handelte es sich um eine „Niederlassung", und es wäre doch grausam gewesen, wenn man diese Niederlassung gehindert hätte, durch Zweigniederlassungen, Expondituren, Filialen 2c. ihre wohlthätige Wirksamkeit überall da auszubreiten, wo man sie aufzunehmen Willens war. Das geschah zunächst in der Stille, in entlegenen katholischen Gegenden, in Oberschwaben; aber wenn sie hier einmal eingewohnt waren, konnten sie es immerhin wagen, den Fuß vorsichtig auch in die Hauptstadt zu setzen, wo die katholische Sache so mächtige Fürsprecher besaß, und wo es zur Zerstreuung altwürttembergischer Vorurtheile nichts schaden konnte, wenn man die Residenzbevölkerung allmählich an den früher unerhörten Anblick von Ordensschwestern gewöhnte. Es schien den Minister Geßler nicht zu kümmern, daß die Zahl dieser Nonnen, um sie beim rechten Namen zu nennen, die sich in Württemberg theils der Krankenpflege, theils dem Unterricht widmen, schon vor zwei Jahren die Zahl von gegen 400 erreichte.

Weniger leicht läßt sich ein Urtheil darüber gewinnen, in wie weit der Minister Mittnacht, der thatsächliche Leiter der württembergischen Politik, Theil an diesen Vorgängen hat. Daß die katholische Partei einen Minister

ihres Bekenntnisses, der seine ersten politischen Sporen im Großdeutschen Verein verdient hat, mit Freuden an der Spitze des Staates sieht, begreift sich. Allein Niemand glaubt im Ernste, daß er im Einverständniß mit ihr stehe. Dem würde schon Mittnachts vorsichtige, berechnende, zugeknöpfte Natur widersprechen. Auch wäre es unbillig, ihn für Thun und Lassen seiner Collegen schlechthin verantwortlich zu machen, seine Stellung ist noch immer nach mehr als einer Seite schwierig, er hat nicht freie Hand um ohne Weiteres in das Ressort seiner Collegen einzugreifen. Ist doch sein eigenes Ressort so umfassend und vielseitig, daß ihm nicht einmal für Alles, was innerhalb desselben geschieht und etwa gesündigt wird, z. B. im Departement der Verkehrsanstalten, eine directe Verantwortlichkeit aufgebürdet werden kann. Die eigenthümlichen Verhältnisse im auswärtigen Dienst, der vorzugsweise in katholischen Händen liegt, fand er vor; erhebliche Personalveränderungen hat er schon durchgesetzt, andere bleiben noch zu wünschen. Es ist allerdings eine Anomalie, daß der Canzleidirector im auswärtigen Amt, ein Convertit, zu den Intimen des vorhin genannten Caplans, des Präses des Gesellenvereins, gehört. Derselbe Herr, durch den die Correspondenz über die wichtigsten Staatsangelegenheiten geht, ist der Vorstand des katholischen Casino und geberdet sich gegenüber dem in Stuttgart erscheinenden gemäßigt-katholischen Blatte, dem „deutschen Volksblatt", als eine Art Obercensor und Großinquisitor. Ja es wird versichert, daß im Zimmer dieses Canzleidirectors, wenige Schritte vom Zimmer des Herrn von Mittnacht, ganz ungenirt Comitésitzungen der katholischen Partei gehalten werden. Wenn aber der Minister ein Recht hat, nicht blos nach dem beurtheilt zu werden, was er bisher unterließ, sondern auch nach dem, was er bisher gethan hat, so fällt vor Allem ins Gewicht, daß er es ist, der seit dem Jahr 1870 die württembergische Politik durchaus correct, durchaus im Einklang mit der Reichsregierung geleitet hat. Auch bei kirchenpolitischen Vorlagen hat er sich von dieser Linie niemals entfernt. Sein Verdienst ist es vornehmlich, daß die nationalliberale Partei des Landes in allen politischen Fragen im besten Einvernehmen mit der Regierung steht, und nur diesem Zusammenwirken ist es zu verdanken, daß die demokratische Partei so gründlich niedergefallen ist. Er persönlich hat in der Kammer der particularistischen Demokratie die schwersten Niederlagen beigebracht und sie dadurch in die entehrende Allianz mit den Ultramontanen gedrängt. Hier ist allgemein die Ueberzeugung, daß wenn die Regierung neuerdings zu größerer Wachsamkeit gegenüber den katholischen Umtrieben sich zu ermannen scheint, diese Wendung dem Eingreifen des Ministers Mittnacht zu danken ist.

Der nächste Anlaß zu dieser Wendung liegt indessen in der Stimmung des Volkes, die vom leisen Gemurmel allmälig doch bis zum lauten Meinungsausdruck sich hervorgewagt hat. Theils findet man die der Propaganda bis-

her erwiesene Duldung wenig übereinstimmend mit der Rücksicht auf Preußen und das Reich, die in einem erbitterten Kriege mit Rom begriffen sind. Theils fängt das altwürttembergische Bewußtsein an, die lange bewiesene Geduld allmälig zu verlieren. Letzteres zumal in Folge der Ausbreitung des Congregationswesens. Diese Ausbreitung war bisher so in der Stille betrieben worden, daß kaum Jemand eine Ahnung davon hatte. Erst in neuester Zeit ist der Stand der Sache ans Tageslicht gekommen. Zwei Vorkommnisse haben dazu gedient, dem Volke die Augen zu öffnen, der katholische Landesbazar und die Einnistung der Schulschwestern. Wie vorsichtig immer vorwärtsschreitend; hier hat sich die Propaganda allzuweit vorgewagt, und theilweise wenigstens sah sie sich genöthigt ihre Schritte zurückzuthun.

Mit großen Trompetenstößen wurde eines Tages in den Zeitungen des Landes verkündigt, daß unter hoher und allerhöchster Protection ein mit Lotterie verbundener Bazar ins Leben gerufen werde, dessen Ertrag dazu bestimmt sei, verschiedene Anstalten zur Heranbildung männlicher und weiblicher Krankenpfleger theils zu unterstützen, theils neuzugründen. Ein Drittel vom Ertrag sollte den Barmherzigen Schwestern in Stuttgart zur Errichtung eines eigenen Hauses, ein Drittel einer evangelischen Anstalt nach dem Muster des Rauhen Hauses, das letzte Drittel einer neutralen Anstalt zu Gute kommen. Man hatte mit kluger Berechnung vollständiger Parität sich befleißigt; allein dies hinderte nicht, daß es in protestantischen Kreisen sofort Mißstimmung erregte, daß zum Zweck der Erbauung eines Nonnenklosters in Stuttgart — denn dies war des Pudels Kern — die Unterstützung des ganzen Landes in Anspruch genommen wurde. Und zwar in der zudringlichsten Weise in Anspruch genommen wurde. Denn der Exminister Golther, jetzt Präsident der Centralstelle für das Wohlthätigkeitswesen, welcher nebst den Hofdamen der Königin der eigentliche Faiseur dieser Humanitätslotterie ist, beeilte sich sofort die amtlichen Organe für sein Unternehmen durch das ganze Land in Bewegung zu setzen. Die sogenannten gemeinschaftlichen Oberämter (Pfarrer und Amtleute) erhielten die dringlichsten Weisungen, sie wurden gewissermaßen für den Erfolg verantwortlich gemacht, man trug ihnen sogar auf, nach Stuttgart die Namen der einzelnen Geber und ihrer Gaben zu vermelden. Man wollte also die Gut- und die Schlechtgesinnten kennen lernen, die ganze Maschinerie trat mit einem Terrorismus auf, der im Voraus alle Bedenken niederwerfen sollte. Trotzdem wagten sich solche Bedenken hervor, viele evangelische Geistliche versagten ihre Mitwirkung. Die Mißstimmung war derart, daß der Ministerrath, hinter dessen Rücken Golther — gedeckt durch höheren Rückhalt — gehandelt hatte, sich mit der Sache befassen mußte. Die Minister beschwerten sich beim König, und Golther mußte sich eine Zurechtweisung gefallen lassen. Aber die Sache war schon zu weit gediehen, der König und

die Königin selbst zu sehr für dieselbe engagirt, als daß man sie rückgängig machen konnte. Und so wird es der Stadt Stuttgart nicht erspart bleiben, ein Nonnenkloster in seinen Mauern zu sehen, vorausgesetzt, daß der Bazar das gewünschte Erträgniß liefert. Die Gerechtigkeit erfordert beizufügen, daß die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern, die in 232 Mitgliedern über Württemberg verbreitet sind, allgemein anerkannt ist. Sie gehören dem Orden des heiligen Vincenz von Paula an, haben ihr Mutterhaus in Gmünd und sind schon seit dem Anfang der fünfziger Jahre mit förmlicher staatlicher Genehmigung im Lande angesiedelt.

Anders verhält es sich mit den Schulschwestern, die in 48 Stationen und 144 Exemplaren sich im Lande befinden, die aber keinerlei staatliche Genehmigung besitzen, sondern lediglich geduldet sind, ein Zustand, der schwer mit dem Gesetz von 1862 vereinbar ist, wonach solche Congregationen erst durch förmliche staatliche Genehmigung das Recht der Ansiedelung erlangen. Es ist etwa zehn Jahre her, daß etliche Franziskanerinnen vom Mutterhaus Dillingen in Bayern in unserem katholischen Oberlande erschienen und sich zu Sießen bei Saulgau ansiedelten. Die Sache fing ganz klein an, sah überaus unschuldig aus und begab sich an einem abgelegenen Ort. Im Lauf der Jahre aber wurde diese Zweigniederlassung selbst zu einer Mutteranstalt, die von Position zu Position weiter zu dringen versuchte. Vor sechs Jahren suchte die katholische Geistlichkeit in Stuttgart um die Erlaubniß nach, einige dieser Nonnen als Lehrschwestern in der katholischen Volksschule zu verwenden. Der Gemeinderath ließ sie zu, wesentlich aus ökonomischen Rücksichten und, weil er der Meinung war, einer Congregation, die ungehindert im Lande sei und sich ausbreite, könne es nicht an der regelrechten staatlichen Genehmigung fehlen. Neuerdings nun war die Absicht, eine weitere Anzahl dieser Schulschwestern hieherzuziehen, und zwar an eine neuzugründende Privatanstalt zur Erziehung katholischer Töchter. Dies hätte aber nicht blos eine Vermehrung der Zahl bedeutet, sondern die vermehrte Anzahl hätte sich zu einem eigenen Ordenshaus zusammengethan, es stand mit anderen Worten die Errichtung eines zweiten Klosters zu Stuttgart in Aussicht. Das war denn doch eine starke Herausforderung. Zwar der Gemeinderath hatte sich bereits für die Zulassung erklärt, theils wieder sich darauf berufend, daß die Congregation ja bereits vom Staate autorisirt sei, theils beeinflußt und überrumpelt durch den Oberbürgermeister, der mit schwer begreiflichem Eifer für die Schwestern Partei nahm und den Gegenrednern das Wort entzog. Allein im Publicum erregte dieser Beschluß des Gemeinderaths, der zusammentraf mit der Entfernung der Schulschwestern aus Baden, nachdem Preußen schon vor zwei Jahren vorangegangen war, gerechtes Aufsehen. Und nun trat die Regierung mit der überraschenden Erklärung hervor, diese Congregation sei

mit nichten concessionirt, sie sei blos factisch geduldet, der Gemeinderath habe völlig freie Hand, dessen Entscheidung werde vielmehr, dem Gesetze gemäß, für die Regierung ein Moment bei der Frage der Zulassung bilden. Diese Erklärung ließ einen Blick in die merkwürdige Indolenz werfen, mit welcher das Cultusministerium bisher der Ausbreitung dieser Congregation zugesehen hatte, ohne überhaupt sich mit der Frage der Zulassung zu beschäftigen, aber sie schien doch als ein erstes schwaches Zeichen einer Wendung. Das Ministerium wollte sichtlich jede Verantwortung von sich abwälzen, wobei es freilich nicht zu sehen schien, daß es die schärfste Anklage gegen dasselbe bildete, wenn es Jahre lang eine geistliche Congregation ohne staatliche Genehmigung hatte sich ausbreiten und an der Erziehung der Jugend arbeiten lassen. Jetzt schöpften die Gegner neuen Muth, der Beschluß des Gemeinderaths wurde reformirt, und die Gründer des neuen Erziehungsinstituts hielten angesichts der erregten öffentlichen Meinung und am Beistand des Gemeinderaths wie der Regierung verzweifelnd für gerathen, ihr Gesuch, bevor man es abwies, freiwillig zurückzuziehen.

Sie täuschten sich, wenn sie meinten, damit der öffentlichen Meinung genug gethan zu haben. Das Gesuch, um Vermehrung der hier wirkenden Schul-Franciscanerinnen war zurückgenommen, aber die Sache schien nun eine principielle Entscheidung zu verlangen. Man wußte jetzt, daß der Aufenthalt der Schulschwestern im Lande keinerlei legale Grundlagen hat, darum fort aus unseren Schulen mit einer geistlichen Congregation, die ihre Weisungen von auswärts erhält und zuletzt zur Miliz des unfehlbaren Papstes gehört. Auf diesen Standpunkt stellte sich eine Bürgerversammlung, die am Abend des 1. April zunächst zur Feier von Bismarcks Geburtstag zusammengetreten war. Sie faßte eine Resolution, welche sich principiell gegen die Schulschwestern erklärte, zugleich die Solidarität aller Nationalgesinnten mit der Kirchenpolitik der Reichsregierung aussprach und die Hoffnung anknüpfte, daß die württembergische Regierung, entsprechend ihrer sonstigen reichstreuen Haltung, ein wachsames Auge auf die ultramontanen Umtriebe richten werde. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Erklärung lebhaften Widerhall im Lande finden wird. Man darf darin das erste Signal zum Culturkampf in Württemberg erblicken. Die Frage ist, wie das Ministerium darauf antworten wird.

Aus Berlin. Parlamentarisches und Socialdemokratisches. Die Meininger. — Auf dem parlamentarischen Theater hatten wir in der vergangenen Woche nach der trockenen Provinzialordnung wieder einmal den „anregenden Culturkampf", wie sich der Abgeordnete von Schorlemer ausdrückte. Aber die Debatten verlieren zusehens an Interesse. Was kann man auch über diese Dinge sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre?

Es wäre wirklich allmählich an der Zeit, daß man gleich an die Abstimmung ginge, statt immer aufs Neue die abgedroschenen Streitfragen erörtern zu müssen, ob die Kirchengesetze Gewissen und Glauben verletzen, ob das vaticanische Concil das Wesen der katholischen Kirche umgestaltet hat und dergl. Es ist nachgerade Alles so stereotyp, daß man zum Voraus nicht nur die Argumente, sondern auch die Redner, von welchen sie wieder ins Treffen geführt werden, mit Sicherheit kennt. Der Abgeordnete Reichensperger beginnt regelmäßig den Kampf mit dem ihm eigenen sittlichen Ernst und sachlicher Behandlung, Vorzügen, die immer noch von einigem Eindruck sind; dann folgt von ultramontaner Seite die selbstgefällige, zwischen hohlem Pathos, kecken Verdächtigungen und witzelnden Ausfällen getheilte Rede Schorlemers und schließlich Windhorsts verletzende von persönlicher Malice strotzende Bitterkeit. Dazwischen tragen von liberaler Seite die Abgeordneten Jung, Wehrenpfennig, Richter-Sangerhausen, Sybel die Kosten der Abwehr oder der Cultusminister Falk schleudert seine gemessenen, scharfen, kalten Worte den Gegnern ins Gesicht. Dieses Einerlei wird nur belebt, wenn, wie in den letzten Verhandlungen, Fürst Bismarck sich in die Debatte mischt. Der Reichskanzler ist bekanntlich keineswegs ein guter Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes; allein seine oft stockende, abgerissene, nach dem richtigen Ausdruck haschende Redeweise hat dennoch eine merkwürdige Wucht und fährt den Gegnern jedesmal schwer in die Glieder. Die Schlagfertigkeit, mit welcher er auf die sorgfältig vorbereiteten Nadelstiche der Angreifer antwortet, ist geradezu bewunderungswürdig. Es bedurfte freilich kaum solcher Ueberredungskünste, um das Verfassungsänderungsgesetz mit glänzender Majorität durch das Abgeordnetenhaus zu bringen.

Und auch von Seiten des Herrenhauses ist nach den neuesten Vorgängen kein Widerstand gegen die Regierung im Kirchenkampfe mehr zu fürchten. Selbst dieses verwitterte Gebäude ist nachgerade vom Geist der Einsicht und des guten Willens hinlänglich erfüllt, um nicht länger dem Ministerium Bismarck als niederdrückendes Bleigewicht an den Füßen zu hängen. Die „Kreuzzeitung" sieht die Schaaren ihrer Getreuen tagtäglich sich lichten; die einst allmächtige „Fraction Stahl" ist auf ein Dutzend Mitglieder zusammengeschrumpft und der Charakter und die politische Bedeutung dieser Fossilien wird hinlänglich durch die Namen Kleist-Retzow, Senfft-Pilsach, Graf Lippe gekennzeichnet. Gott bewahre uns vor der Wiederkehr einer solchen Zeit, wo der erste dieser Donquichotes Oberpräsident und der letzte Justizminister war! Jetzt sind die Trümmer dieser Partei, welche in blindwüthiger Reaction und offenem Bündniß mit den Feinden des Staates der alten guten conservativen Sache zu dienen vermeinen, zum Glück ganz unschädlich und höchstens noch vom Standpunkte der politischen Psychologie von Interesse.

Die Scheidung der gesunden conservativen Elemente von den abgestorbenen und verknöcherten Vertretern der feudalen Reaction erachten wir für eine der wichtigsten Errungenschaften der jüngsten Zeitereignisse.

Ich wollte mir dann und wann schon Vorwürfe machen, daß in meiner Wochenchronik die leidige Politik eine so große Rolle spielt gegenüber den anmuthigeren Vorgängen auf künstlerischem und geselligem Gebiete, und wollte wenigstens bei meinen Leserinnen wegen dieser schlechten Gewohnheit wiederholt um Entschuldigung bitten. Allein ich bin jetzt ganz von diesem Gefühl zurückgekommen, seitdem jüngster Tage das große Wort gelassen ausgesprochen wurde: „Politik zu treiben, ist des Weibes eigentlicher Beruf." Wie man eine so einfache und überzeugende Wahrheit nur so spät entdecken konnte! Das Verdienst aber, diese interessante Thatsache zuerst constatirt zu haben, gebührt Frau Bertha Hahn, Arbeitersgattin dahier in ihren Mußestunden, sonst Präsidentin des „Allgemeinen deutschen Arbeiterfrauen- und -Mädchenvereins". Diese würdige Dame stand nämlich mit einem Dutzend Gesinnungsschwestern vor den Schranken des Stadtgerichts, angeklagt, das Vereinsgesetz übertreten zu haben, welches die Aufnahme weiblicher Mitglieder in politische Genossenschaften und überdies die Verbindung verschiedener Vereine unter sich verbietet. Die Damen des Vorstandes, unter denen sich noch einige Maurers- und Schustersgemahlinnen und einige ledige Frauengestalten von zweifelhaftem Alter und Stand befanden, erschienen in hoher Toilette, den Busen sinnig geschmückt mit einer rothen Schleife, als Zeichen der socialdemokratischen Sache, und vertheidigten sich in dem klangreichen Idiom des unverfälschten Berliners und der fließenden Redeweise des Fischmarktes gegen die Anklagen, welche die Staatsanwaltschaft roh genug war, gegen diese zarten Blüthen des Frauengeschlechts zu erheben. Den Einwand, ihr Verein habe lediglich den lobenswerthen Zweck gehabt, die gesunkene Sittlichkeit unter den Arbeitermädchen zu heben, mußten sie allerdings bald aufgeben; denn es wurde leicht und unbestreitbar constatirt, daß die Gesellschaft in der That Politik getrieben hatte. Und was für eine Politik! Bisweilen traten allerdings männliche Ehrengäste, wie Herr Hasenclever und andere Parteiführer als Redner auf, die dann für ihre Leistungen in Baar oder wenigstens mit Freibier, Cigarren und Abendbrod entschädigt wurden, und auf diesen Versammlungen mag es, wenn auch nicht vernünftig, so doch nicht geradezu unsinnig hergegangen sein. Wenn aber die holden Damen zwischen sechzehn und sechzig Jahren unter sich waren, so müssen die politischen Abendunterhaltungen einen hohen Grad der Komik erreicht haben. Wie klar und tief z. B. die Präsidentin selbst das Wesen und Ziel ihrer Partei auffaßte, bewies sie, als sie dem Vorsitzenden des Gerichtshofs auf die Frage, ob sie denn wisse, was „socialdemokratisch" heiße, mit Entrüstung erwiderte: „Ei freilich, gesellig, freundschaftlich." So

ergab ferner ein Protokoll, daß sich diese Staatsgelehrten im Unterrock in längeren heftigen Disput vertieft hatten, ob und welch ein Unterschied zwischen „Dynastie" und „Gymnastik" bestehe. Nach solchen scherzhaften Proben wird man den Werth dieser politischen Unterhaltungen ermessen können.

Der Gerichtshof war denn auch in starker Versuchung, die ganze Sache nicht ernst zu nehmen; denn in der That schien die gesellige Seite, das Amüsement bei Bier und Kaffee mit und ohne „Parteibrüder" im Grunde bei den meisten Vereinsgenossinnen zu überwiegen, ein Gefühl, welches eine der Angeklagten in die Worte kleidete: „Wir feiern unsere Feste, wie z. B. Lassalles Todestag, nur zum Vergnügen." Allein der Staatsanwalt glaubte denn doch, daß solche Bestrebungen in weiblichen Kreisen auch eine ernste sittliche Gefahr in sich schlössen, daß die Erziehung durch solche Mütter die heranwachsende Generation von Grund aus vergiften könne. Als Beweis führte er an, eine der Frauen habe sich eines schönen Gebetes gerühmt, welches sie ihrem hoffnungsvollen Sprößling eingeprägt und dessen kindlich-frommen Töne also lauteten: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll Keiner drin wohnen, als Lassalle allein." Daß Vereine, namentlich weibliche, mit so häßlichen und thörichten Grundsätzen in der That eine krankhafte und betrübende Erscheinung sind, wird allseitig zugegeben werden müssen. Der Gerichtshof hat denn auch dies seltsame Zerrbild der socialdemokratischen Agitation für geschlossen erklärt und die würdigen Hausfrauen mit den gesinnungstüchtigen Busenschleifen, in Anbetracht, daß der Blödsinn das Verbrechen weit überwog, zu einer recht geringen Gefängniß oder Geldstrafe verurtheilt.

Das Ereigniß der zu Ende gehenden Theatersaison ist das Gastspiel der Meininger Hofbühne in pleno, welche die „Friedrichwilhelmstadt" für einige Wochen in Besitz genommen. Die Gesellschaft, die im vorigen Sommer so reichen Beifall erntete und die literarische Polemik über die Aufgaben der Schauspielkunst so mächtig anregte, hat, in vielleicht nicht zu tactvoller Weise, unserer königlichen Bühne geradezu den Fehdehandschuh hingeworfen, durch Aufführung desselben Stückes, welches die letztere aus dem Grabe erweckt und mit außerordentlichem Glück ihrem Repertoire einverleibt hat: der „Hermannsschlacht" von Kleist. Das war kein sehr glücklicher Gedanke; denn um ein so provocirendes Wettspiel zu veranstalten, mußten die Meininger sich bewußt sein, die Aufführung in unserm „Schauspielhaus" in wesentlichen Stücken übertreffen zu können. Und das ist eigentlich nicht der Fall. Die Vorzüge der Meininger Regie, die glänzende Ausstattung, die größte historische Treue in Costümen und Decorationen, das meisterhafte Zusammenspiel, die anziehende Lebendigkeit bewegter Scenen, das Alles kommt auch hier wieder zur wirksamsten Geltung. Allein auch im „Schauspielhaus" war in dieser Beziehung eigentlich keine Klage zu erheben. Wir gehören

wahrhaftig nicht zu denen, welche diese Aeußerlichkeiten gering anschlagen und der „wahren, reinen Kunst“ unwürdig halten, welche unsere classischen Meisterwerke am liebsten mit den einfachen Requisiten des primitivsten Thespiskarrens ausgestattet sehen möchten, allein man kann solchen Dingen entschieden auch eine übertriebene Bedeutung beilegen. So ungern wir die römischen Krieger etwa in deutschen Ritterrüstungen oder die Teutonen des Urwalds in Landsknechtuniformen auftreten sehen, so wenig Werth legen wir darauf, daß, wie der Theaterzettel der Meininger versichert, jedes Trinkhorn und jede Streitaxt genau nach Gräberfunden und den originalsten Beschreibungen angefertigt sei. Darüber unterrichtet man sich in einem historischen Museum, nicht auf der Bühne, und bei aller Sorgfalt wird man doch die Physiognomie des germanischen Urwalds nicht in Allen herzustellen vermögen, zumal das Stück selbst alles Andere eher bezweckt, als ein treues Bild der deutschen Vorzeit zu entrollen. Wir wollen damit die Verdienste der Meininger in keiner Weise verkleinern; wir haben ihre Leistungen stets rückhaltlos anerkannt und mehrmals die guten Wirkungen ihres Vorbilds auf unsere Hofbühne constatirt; nur wollten wir warnen, daß man nicht in dem Streben, das Nebensächliche und Aeußerliche zur gebührenden Geltung zu bringen, allzuweit gehe und darüber Wichtigeres gering anschlage. Was die Meininger in jener Beziehung voraushaben, ersetzt das „Schauspielhaus“ reichlich durch das Spiel der hauptsächlichsten Rollen. Wenn die Meininger schließlich von der hier adoptirten Genéeschen Bearbeitung auf den alten Kleistschen Text zurückgingen, so ist dies in mancher Hinsicht glücklich, in vielen andern Punkten aber, wie ich des Nähern hier nicht ausführen kann, entschieden zu mißbilligen. Alles in Allem muß ich meine Ansicht wiederholen, daß wesentliche Vorzüge der Meininger Aufführung vor der andern nicht vorhanden sind. D.

Literatur.

Dichtungen von Max Schaffrath. (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.) — Es scheint, beim Bücherkaufen machen es heutzutage viele, wie viele beim Heirathen: sie sehen mehr auf die Ausstattung, als auf den innern Werth des Gegenstandes ihrer Wahl. Wie sollte man es sich sonst erklären, daß geistige Erzeugnisse, wie die vorliegenden, mit dem besten Papier, dem erfreulichsten Drucke, geschmackvollen Initialen, ja selbst dem Bildniß des Verfassers und anderem Bilderschmucke ausgestattet werden? Denn der Doctor Schaffrath ist gewiß ein frommes Gemüth und ein guter Christ, er ist glück-

licher Familienvater (seine sechs Kinder werden dem Leser mehrmals vorgeführt), er liebt Mutter Natur, ja, was noch mehr ist, sogar die eigene Schwiegermutter, er hat der Liebe Lust und Leid erfahren — das alles wird uns aus dem Inhalt des beträchtlichen Bandes klar —, und auch formgewandt ist er, aber ein Dichter ist er doch nicht. Warum nicht? Seine „Dichtungen“ lassen uns kalt, ja, was viel schlimmer ist, zuweilen, wenn er ernst oder gar traurig ist, fühlen wir den unwiderstehlichen Trieb, laut aufzulachen, und wenn er uns zum Lachen bewegen will, können wir es trotz dem besten Willen nicht dazu bringen: kurz, er besitzt nicht die Kraft, unsere Empfindungen zu beherrschen oder wenigstens nach seinem Willen zu lenken, und diese Kraft erst macht den Dichter. Wir schließen, um wenigstens ein Pröbchen Schaffrathscher Dichtung zu geben, mit dem schönen Motto, das die „frühesten Versuche“ einführt und uns in Betreff unsers Tadels beruhigt:

Ueberschwänglich geisterschaurig,
Oft genug zum Sterben traurig,
Immer weich, manchmal verschwommen;
Dennoch mag's dem Ganzen frommen.
Tadel bleib' euch unbenommen.

— a —

Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Von Arnold Schäfer. 3 Bände. (Berlin, Wilhelm Hertz 1867—1874). — In seltener Weise verdient das Buch Arnold Schäfers den ungetheilten Beifall, der ihm von Seiten der Vertreter strenger Wissenschaft zu Theil geworden ist. Eine Menge nicht nur neuer, sondern auch wichtiger Resultate ist in ihm zu Tage gebracht worden. Und es mag dies umsomehr hervorgehoben werden, als gerade die emsige Forschung, nach Erfolgen lüstern, häufig die Begriffe des noch nicht Gewußten und des Wissenswerthen zu verwechseln pflegt. Um des treuen Fleißes zu geschweigen, von dem jede Seite der trefflichen Arbeit Kunde giebt, allenthalben macht sich jene echte Gerechtigkeit des Urtheils auf Grund der thatsächlichen Vorlagen fühlbar, in welcher allein unserer Meinung nach die vielberufene historische Objectivität bestehen kann. Dabei ist die Darstellung so knapp und gedrängt, daß man nur in wenig Büchern gleichen Umfangs soviel neue Belehrung finden dürfte. War es doch dem Verfasser erlaubt eine Menge wichtigen Materials zum erstenmal zu benutzen, das die Archive von Wien, Turin und Moskau ihm in erwünschter Reichhaltigkeit boten. Dazu darf man es als ein Glück betrachten, daß es ihm noch vor Ausbruch des großen Krieges vergönnt war in Paris die Correspondenz mit den französischen Gesandten in Wien und den Briefwechsel Choiseuls mit Bute einzusehen. Man kann wohl sagen, daß die spätere Forschung zwar

die Details vermehren und näher begründen wird, daß sie aber die gewonnenen Hauptresultate niemals wird umstoßen können. Der Beweis, daß der siebenjährige Krieg ein Act der Nothwehr des bedrängten Preußens gegen eine machtvolle Coalition war, braucht nach diesem Buche fürder nicht mehr erbracht zu werden. Ein großer Theil des ersten Bandes ist diesem hochwichtigen Nachweis gewidmet. Die „Geheimnisse des sächsischen Cabinets" waren es vorzüglich, die wider den Willen ihres Herausgebers die kräftigste Stütze der neuen Anschauung wurden. Jedermann erinnert sich noch des Eindrucks, den die frappante Aehnlichkeit der Brühl und Beust in Hinsicht auf die Persönlichkeiten wie auf die Politik damals, als das Buch erschien, hervorrief; hier sind die allein richtigen Schlüsse gezogen worden. Ueberhaupt ist es die politische Seite, die vor allem ins Auge gefaßt worden ist, und gerade sie war die Achillesferse der bisher veröffentlichten Darstellungen gewesen. Immer hatte das militärische Interesse der Sache bisher Forscher und Leser am mächtigsten angezogen. Es ließ sich erwarten, daß auch hierin der Verfasser das Mögliche that, wenn es ihm auch nicht in den Sinn kommen konnte mit der naiven Frische der Archenholzischen Darstellung zu wetteifern. Reichlich ist durch Klarheit die mindere Lebendigkeit der Schilderung ersetzt worden. Und daran liegt uns Modernen doch mehr, zumal wir die andere ja nicht zu entbehren brauchen. Die diplomatischen Zugaben sind höchst dankenswerth, freilich wäre auch einiges chartographische Beiwerk nicht unerwünscht gewesen. In hohem Grade ist diese Geschichte des siebenjährigen Krieges, die übrigens auch zum erstenmale die außereuropäischen Phasen mit in den Bereich der Darstellung zieht, der Beachtung auch größerer Kreise des deutschen Volkes werth als eine nicht nur belehrende, sondern auch herzstärkende und innerlich fördernde Lectüre. Ihnen soll sie hiermit bestens empfohlen sein, ebenso wie desselben Verfassers „Historische Aufsätze und Festreden" (Leipzig, B. G. Teubner), die auch einige interessante Vorstudien zu dem obenbesprochenen Buche enthalten, daneben aber eine Fülle von Aufsätzen aus verschiedenen Zeitaltern, auch über literarische, künstlerische und politische Materien darbieten, in wissenschaftlicher und vaterländischer Gesinnung, in edler Form geschrieben und mit jenem Enthusiasmus, der ja doch, um mit Niebuhr zu reden, das Beste ist, was wir von der Geschichte haben.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 23. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutsche Universitätsentwicklung.*)

Von Heinrich Geffcken.

Wenige Männer mögen mehr befähigt sein als der Verfasser der vorstehend genannten kleinen Schrift, ein competentes Urtheil in Universitätsfragen abzugeben. Professor Meyer hat in denselben nicht nur als akademischer Lehrer eine langjährige Erfahrung geltend zu machen, sondern seine frühere Thätigkeit an der Berliner Kriegsakademie, sein gleichmäßiges Interesse für Naturwissenschaften und Philosophie**), seine Theilnahme an nationalen Fragen bewahren ihn vor der Einseitigkeit des exclusiven Fachgelehrten. Nachdem er schon 1860 „Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten" veröffentlicht, welche sich auf die inneren Fragen der Lehre und des Lebens auf unsern Hochschulen beschränkten, aber hier sehr fruchtbare Rückblicke und Anregungen gaben, will der Verfasser in der gegenwärtigen Schrift zuerst prüfen, ob die deutschen Universitäten jetzt weniger als sonst den gerechten Bildungsansprüchen nachkommen, sodann in Betracht ziehen, welche Forderungen unsere Zeit, abgesehen vom Vergleich mit der Vergangenheit, noch für Gegenwart und Zukunft den Hochschulen zu stellen hat, ob Hemmnisse des wünschenswerthen inneren Fortschritts vorhanden sind und wie dieselben beseitigt werden können. Es würde hier zu weit führen, Meyer näher in seinen Betrachtungen über die Vergangenheit zu folgen, es genüge zu erwähnen, daß er überzeugend darthut, wie die Universitäten ehemals als Glanzpunkte des Culturlebens um so heller leuchten konnten, je dunkler die Finsterniß der sie umgebenden Unbildung des Volkes war, jetzt sind sie nicht mehr die einzigen Stätten höherer Bildung, welche sich auf tausend Bahnen bewegt, die theilweise dem akademischen Leben ganz fernliegen, theilweise sich mit ihm kreuzen, nicht unsere Hochschulen sind gesunken, sondern das Niveau der allgemeinen Bildung hat sich gehoben. Außerdem aber zeigt der Verfasser, wie manches in der Vergangenheit durch mangelhafte Kenntniß derselben rückwärts verklärt wird, wie kümmerlich die materielle Lage der Docenten und

---

*) Deutsche Universitätsentwicklung: Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, betrachtet von J. B. Meyer, Professor der Philosophie in Bonn. Berlin 1875.

**) Vgl. Philosophische Zeitfragen von J. B. Meyer. 2. Aufl. Bonn 1874.

Anstalten war, welch ein enger Kastengeist herrschte, sodaß die Stütze, welche die Aufklärung an den Universitäten fand, vielweniger in diesen als solchen, sondern vielmehr in einzelnen Männern, die an ihnen wirkten und aufs heftigste von ihren Collegen angefeindet wurden, zu suchen ist, er zeigt, wie erst in unserem Jahrhundert die Freiheit der Wissenschaft im Geist der Universitätslehrer selbst zum allgemeinen unveräußerlichen Grundsatz geworden ist, während noch 1794 sämmtliche theologische und philosophische Lehrer in Königsberg sich durch Namensunterschrift verpflichten ließen, nicht über Kantsche Religionsphilosophie zu lesen. Dem gegenüber wird betont, wie gerade heute Deutschland sich vortheilhaft vor andern Ländern dadurch auszeichnet, daß die bahnbrechenden Forscher auf fast allen Gebieten Lehrer an unsern Hochschulen sind, daß dieselben sich dem Fortschritt keineswegs engherzig verschließen, dagegen sich auch nicht in den Strudel dilettantenhafter, von Jahr zu Jahr wechselnder Neuerungen hineinreißen lassen, sondern vor allem das Ziel ins Auge fassen, mit offnem Sinn für jede Verbesserung den festen Stamm gesicherter ruhiger Arbeit unerschüttert zu erhalten.

Im zweiten Kapitel wird dann die Lehrart in den Universitäten sonst und jetzt verglichen und gezeigt, daß auch hier der Vergleich zu Gunsten der Gegenwart ausfällt. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst konnten nur wenige Bücher den Lehrern zu Grunde gelegt werden, aus ihnen machte man Auszüge, sogenannte Summen, die man nun las und erklärte, demzufolge wurde das Dictiren allgemein und sogar vorgeschrieben, auch noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert herrschte die steifeste und breiteste Formalistik im Vortrag, an wissenschaftlichen Anstalten fehlte es fast überall gänzlich, die Disputationen, in denen früher Geist und Wissen einen freieren Tummelplatz gefunden, waren zu Spectakelstücken ohne Inhalt herabgesunken, man stritt sich in muthwilliger oder grober Form über die nichtigsten Dinge. Selbstverständlich wurde allgemein lateinisch gelehrt, es galt als eine unerhörte Neuerung, als Thomasius zuerst wagte, in Leipzig die deutsche Sprache aufs Katheder zu bringen, seine Collegen feindeten ihn deshalb als den Einführer neuer Barbarei an, erst allmählich brachte der Anwuchs eines vielseitigeren und freieren Lehrinhalts einen besseren Zug ins Universitätsleben, der Unfleiß, über den gegenwärtig noch oft geklagt wird, ist mit dem früherer Zeiten nicht zu vergleichen, obwohl man eingesehen hat, daß durch Zwangsmaßregeln zum Besuch der Vorlesungen nichts auszurichten ist, sondern es lediglich darauf ankommen kann, Hindernisse des Fleißes wegzuräumen. Als solche führt Meyer mit Recht an die zu kurz bemessene Studienzeit, die verkehrte Vertheilung der Zeit zwischen den beiden Semestern und den schwankenden Anfang der Vorlesungen, wodurch dann wiederum die Vielzahl der Stunden und deren Häufung am Schluß herbeigeführt werden. Sehr beherzigenswerth

ist, was der Verfasser über die Aufgabe der Vorlesungen sagt: „In jeder Disciplin ist das Wissen zur Zeit so gemehrt, daß es unmöglich ist, in der knappen Zeit alles Wissenswerthe in voller Ausführlichkeit mitzutheilen. Hier gilt es für die Universitätslehrer, die besonders Licht gebenden Thatsachen und die leitenden Gesichtspunkte aus der Masse des Wissensstoffes so klar und deutlich herauszuheben, daß das eigene Fortstudiren dadurch erleichtert werde. Ein Universitätslehrer, der diese Kunst wahrhaft versteht, erweist dem verständigen Schüler einen Dienst, den kein Buch und keine Vielzahl von Büchern ersetzen kann. Aus Büchern zu lernen, ist schon eine Kunst, die selber gelernt sein will und zu der die Hinführung auf die Hauptsache durch mündliche Lehre das beste Mittel sein und bleiben wird. Die Vermehrung und größere Zugänglichkeit der Bücher und übrigen Hülfsmittel des Lernens werden daher niemals die rechte akademische Lehre überflüssig machen. Es fehlt gewiß nicht an Beispielen, daß bedeutende Männer im Privatstudium suchten, was ihnen die Vorträge der Professoren nicht darboten, aber nur die Fähigsten werden sich mit Erfolg dieser Selbsthülfe bei mangelhaften Universitätszuständen bedienen; die weniger Begabten und die in ihrer Richtung noch Unbestimmten werden dadurch leicht auf den Weg ungeordneter und zielloser Versuche geführt; selbst die Besten aber werden in einer wohlgeordneten und zweckmäßigen Universitätslehre die wohlthätigste Nahrung und Anregung für ihre Privatstudien finden." Das sind Worte, welche Lehrer wie Studirende wohl beherzigen sollten, die Aufgabe des Docenten ist, seinen Zuhörern die Methode seiner Wissenschaft zu überliefern; nicht in feinstausgearbeiteter Systematik, nicht in der Masse des gebotenen Stoffes liegt der Schwerpunkt der Vorlesungen, sondern in der Sicherheit und Klarheit in der Erfassung und Beherrschung der Begriffe, der Student soll angeleitet werden nicht sowohl selbst ein Gelehrter zu werden, als seinen künftigen Beruf in wissenschaftlichem Sinne zu treiben. Man wird dem Verfasser deshalb auch in seinen Bedenken dagegen beitreten müssen, daß neuerdings die Seele des Universitätsunterrichts zu sehr in den sogen. praktischen Collegien gesucht wird, denn den wissenschaftlichen Zusammenhang der Gegenstände kann nur der einheitliche Vortrag eröffnen; welcher also die Vorbedingung einer ersprießlichen dialogischen Arbeit in den Seminarien ist. Gewiß soll deren Bedeutung nicht unterschätzt werden, wenn die Leitung sich nicht zu sehr in die Mikrologie gelehrter Detailstudien vertieft, aber unbestreitbar ist, daß sie gerade die tüchtigeren Studirenden vielfach so absorbiren, daß es ihnen unmöglich wird solchen Vorträgen Aufmerksamkeit zu schenken, welche zur allgemeinen Ausbildung dienen. Ueber den mangelhaften Besuch solcher Vorlesungen klagt Meyer überhaupt und gewiß nicht mit Unrecht, anerkennt aber auch, daß sich hier mit Rescripten nichts ausrichten lasse, denn wenn man den Besuch solcher Collegien obligatorisch

machte, wie dies z. B. früher mit Logik und Metaphysik für Juristen geschah, so wird man nur erreichen, daß die Vorlesungen belegt, nicht aber daß sie gehört, geschweige verarbeitet würden. Die Hauptsache wird einerseits die Anziehungskraft der Docenten, andererseits die Steigerung des Fleißes der Studirenden thun müssen; Historiker wie Ranke, Dahlmann, Sybel, Philosophen wie Hegel, Trendelenburg und Lotze, Juristen wie Stahl, Nationalökonomen wie Hanssen und Schmoller, Vertreter der Kunstgeschichte und Betrachtung wie Lübke, Springer und Werder sind stets auch von solchen gehört, die nicht Schüler des speciellen Fachs waren. Was sodann den Fleiß der Hörenden betrifft, so ist gewiß zuzugeben, daß es damit früher vielfach weit schlechter bestellt war, ebenso gewiß aber auch, daß er noch viel zu wünschen übrig läßt. Man wird hier natürlich nur von durchschnittlichen Resultaten sprechen können, dabei aber zwischen den Facultäten unterscheiden müssen, im Allgemeinen darf man behaupten, daß die Mediciner zu den fleißigsten Studenten gehören und zwar würde ich den Grund hierfür nicht sowohl in einem vorzugsweise wissenschaftlichen Drange derselben sehen, als in dem Bewußtsein, daß ein Mediciner zu viel in der Studienzeit zu lernen hat, wenn er die Doctor- und Staatsprüfung gut bestehen will, als daß er einen Theil derselben unbenutzt verstreichen lassen dürfte. Dazu kommt das Tentamen physicum, welches meist nach Ablauf des zweiten Studienjahres abzulegen ist; ich theile Meyers Bedauern, daß durch die preußische Ministerialverfügung vom 13. Februar 1861 bei demselben alle philosophischen und selbst einige naturhistorische Disciplinen gestrichen sind, aber auch in seiner gegenwärtigen Gestalt bildet es ein werthvolles Compelle für den Fleiß des Studenten und sicher hat der Verfasser Recht, wenn er wünscht, daß ähnliche Prüfungen in der Mitte der Studienzeit für alle Facultäten eingeführt werden sollten. Insbesondere gilt dies für die Juristen, die nur zu oft die ersten Semester wenig arbeiten, häufig sogar in dieser Zeit ihr Dienstjahr absolviren, dabei können höchstens Institutionen und Pandekten gehört, aber nicht gearbeitet werden, im dritten Semester folgen dann deutsches Privatrecht und Strafrecht, aber wie kann man von diesen Vorlesungen Nutzen haben, wenn die grundlegenden Begriffe des römischen Rechtes nicht feststehen? Sowenig als man Stereometrie treiben kann ohne die Planimetrie zu beherrschen; im letzten Jahre soll dann das Versäumte durch Privatissima nachgeholt werden, um das Examen bestehen zu können. Das kann aber eben nur geschehen, weil die Referendarprüfung unbillig leicht ist, so leicht, daß jemand der sie gut besteht, doch kaum die juristische Doctorprüfung an Facultäten wagen wird, welche sie ernst nehmen. Hier scheint ein Wandel nur dadurch geschafft werden zu können, daß für das juristische Studium das herkömmliche Triennium auf vier Jahre erhöht und nach den ersten zwei Jahren ein akademisches Tentamen in den Elementen

der Jurisprudenz, namentlich des römischen Rechts eingeführt wird. Am Schluß der vierjährigen Studienzeit würde dann der Student sich einem eingehenden schriftlichen und mündlichen Examen von einer aus Professoren und Praktikern zusammengesetzten Commission zu unterziehen haben, bei welchem auch die so wichtigen volkswirthschaftlichen Fächer, theoretische und praktische Nationalöconomie wie Finanzwissenschaft gebührend zu berücksichtigen wären. Damit aber sollte das Examiniren sein Ende haben, die Aufgabe der staatlichen Prüfung kann nur sein zu constatiren, daß der Betreffende seine Studienzeit gut benutzt und sich diejenige wissenschaftliche Bildung angeeignet hat, welche die Voraussehung intelligenten Wirkens in Verwaltung oder Justiz ist. Ist diese Bedingung erfüllt und damit dem Eindringen untüchtiger Elemente und der Patronage im Staatsdienst vorgebaut, so überlasse man die weitere Laufbahn der Beamten der Praxis, welche ja doch schließlich über die Brauchbarkeit des Betreffenden entscheidet. So verfährt man in Mecklenburg und den Hansestädten und steht sich nicht schlecht dabei. Dagegen ist es zweckwidrig, die Referendare nach längerer praktischer Thätigkeit nochmals zu nöthigen sich zum Assessorenexamen in theoretische Studien zu vertiefen.

Ueber den Stand des philologischen Studiums maße ich mir kein Urtheil an, doch hört man auch hier vielfach die Klage, daß die Specialstudien der Seminarien zu sehr die Zeit gerade der strebsamsten Studirenden absorbiren, und die allgemein humanistische Bildung erschweren, während doch die große Mehrzahl der Philologen sich nicht zu Gelehrten, sondern zu Gymnasiallehrern ausbilden will, ein Tentamen nach zweijährigem Studium in den Grundlagen der classischen Philosophie würde auch hier nur fördernd einwirken können. Was das theologische Studium betrifft, so bin ich, wie bereits an anderer Stellung ausgesprochen habe*), der Ansicht, daß die katholischen wie evangelischen Facultäten sich überlebt haben und aufgehoben werden sollten, wie dies in Italien geschehen. Sie hatten zur Voraussetzung den confessionellen, mindestens den christlichen Staat, da dieser nicht mehr besteht, so sollte man die theologische Bildung der Diener der katholischen und evangelischen Kirche diesen überlassen, so gut wie die Bildung der Prediger der Baptisten, Herrenhuter oder Rabbiner. Der Staat, wenn er es übernimmt das theologische Studium zu leiten, kann nicht umhin für eine oder die andere Richtung des-

*) Staat und Kirche in ihrem Verhältniß, geschichtlich entwickelt. Berlin 1875, S. 684. Zu ganz ähnlichen Resultaten kommt der Aufsatz in No. 16 dieser Zeitschrift „der Theologenmangel und die Zukunft der theologischen Facultäten von Pacificus Sincerus" dem ich auch darin beipflichte, daß mit der Aufhebung dieser Facultäten keineswegs das Wegfallen aller jetzt aller an denselben vertretenen Disciplinen gegeben wäre, orientalische Sprachen und Kirchengeschichte z. B. würden dann in der philosophischen Facultät ihre Stelle finden.

selben Partei zu nehmen und damit die anderen zu verletzen; beruft er liberale Theologen, so protestiren die Orthodoxen, begünstigt er die letzteren, so klagen die ersteren über Unterdrückung; jede Regierung aber sollte sich sorgfältig vor einer Parteinahme in theologischen Dingen nach der einen oder der anderen Seite hüten und die Differenzen der Religionsgenossenschaften in ihrem Schooße ausfechten lassen. Damit bleibt natürlich dem Staat unbenommen von den Dienern der privilegirten Kirchen in Ansehung der Vortheile, die er ihnen gewährt, eine bestimmte allgemeine Bildung zu fordern, also z. B. von denselben nicht blos wie es jetzt geschieht, die Abiturientenprüfung zu verlangen, sondern auch ein einjähriges Studium an einer philosophischen Facultät und den Beweis, daß dasselbe mit Erfolg betrieben ist, durch eine Prüfung.

Auf manche andere Fragen, welche Meyer anregt, wie z. B. die gewiß mit vollem Recht bekämpfte principielle Verbindung der technischen Fachschulen mit den Universitäten und die Zulassung der Frauen zu denselben, einzugehen, mangelt hier der Raum, der Zweck dieser Besprechung war nur, zur Lectüre der inhaltreichen Schrift anzuregen, welche ich in den Händen aller derer, denen unsere Hochschulen am Herzen liegen, nicht zum mindesten unsrer deutschen Unterrichtsminister sehen möchte.

Die Lage der Pforte.

Von Moritz Lüttke.

Die sprichwörtliche Redensart von dem „kranken Manne", die man schon seit langer Zeit auf das türkische Reich angewandt hat, wird von gewissen Politikern für unberechtigt erklärt und der Uebertreibung geziehen. Man kann aber unsers Dafürhaltens eine solche Meinung nur dann hegen, wenn man entweder ein außerordentlich hohes Maß von Optimismus besitzt, oder aber, wenn man die Dinge nur aus der Ferne ansieht und nur nach Berichten und Schilderungen beurtheilt, welche aus türkischen Regierungskreisen oder anderen beim Schönfärben interessirten Quellen geflossen sind. Wer dagegen an Ort und Stelle, also in nächster Nähe den Gang der Dinge beobachtet oder beobachtet hat, der weiß nicht allein, was von jenen schöngefärbten Darstellungen, wie sie hie und da in europäischen Blättern erscheinen, zu halten ist, sondern hat auch die unumstößliche Ueberzeugung, daß der sogenannte kranke Mann ein wirklich kranker Mann ist, mit andern Worten,

daß es sich hier um ein Staatswesen handelt, welches nur noch ein tief innerlich sieches und dem Tode unentrinnbar verfallenes Leben dahin schleppt.

Um zunächst die äußere Lage der Pforte in der Kürze zu berühren, so darf man wohl sagen, daß langsam aber sicher von den Provinzen oder Gliedern des Reiches eine nach der andern sich ablöst und verloren geht, und daß die Pforte ihrerseits, bei allem Wunsch und Bestreben sie festzuhalten, dennoch in Wirklichkeit dazu nicht im Stande ist, ja selber das ihrige dazu beiträgt, ihnen das Verbleiben im höchsten Grade unerwünscht zu machen und sie also zum Abfall zu reizen.

Griechenland ist längst unwiederbringlich dahin, und wenn auch die definitive Befreiung desselben von der türkischen Oberhoheit nur der während der langen Kämpfe erwachten Sympathie Europas und dem schließlichen Eingreifen der europäischen Mächte zu verdanken war, so wurde doch durch den Umstand, daß die türkischen Armeen nur mit Hilfe der ägyptischen Truppen und ihres ausgezeichneten Führers Ibrahim-Pascha der Griechen hatten Herr werden können, hinlänglich dargethan, wie weit schon damals die Ohnmacht des Reiches und der Reichsgewalt vorgeschritten war. Aegypten ferner ist der Unabhängigkeit bereits ziemlich nahe gekommen; zu den Zeiten Mohammed-Alis und Ibrahim-Paschas war es für etliche Jahre fast gänzlich vom Reiche losgelöst, ja beherrschte außer seinem eigenen Gebiete ganz Syrien und einen Theil von Kleinasien, und sogar der Sultan selber hatte Grund, angesichts der siegreichen Waffen und der nachhaltigen Energie des ägyptischen Vasallen sich auf seinem Throne zu Stambul sehr unsicher zu fühlen. Wäre damals Aegypten seitens der europäischen Mächte mit dem gleichen Wohlwollen wie vorher Griechenland behandelt worden, hätte man es — nicht etwa unterstützt, denn Unterstützung bedurfte es nicht, sondern nur gewähren lassen, so wäre es schon seit den dreißiger Jahren ein selbständiger Staat. Aber auch so ist es von diesem Ziele, das seine Herrscher mit Geschick und Zähigkeit verfolgen, nicht mehr allzuweit entfernt, und die Zugeständnisse, die der gegenwärtig regierende Khedive, unterstützt durch seinen Reichthum und durch das stete Geldbedürfniß des Sultans und seiner Regierung, im Laufe der letzten Jahre zu erlangen gewußt hat, lassen die türkische Oberhoheit schon jetzt als eine fast illusorische erscheinen. Nicht viel anders steht es um die weiter westlich gelegenen afrikanischen Gebiete, die Schutzstaaten Tunis und Tripolis; an sich von ungleich geringerer Bedeutung und darum auch von der Pforte weniger eifersüchtig bewacht als Aegypten, haben sie mit der Zeit das politische Band, welches sie an die Pforte knüpfte, immer mehr zu lockern gewußt. Auch das auf der andern Seite von Aegypten gelegene Arabien ist im Grunde nur dem Namen nach eine türkische Provinz; die ungeheuren, von zahlreichen Beduinenstämmen bewohnten Gebiete des Innern, die wegen

ihres vorwiegenden Wüstencharakters für eine reguläre Armee so gut wie unzugänglich sind, haben sich thatsächlich der türkischen Herrschaft fast gänzlich entzogen, und überdies hat an einer der wichtigsten Stellen der Halbinsel England durch die Besitznahme Adens und der Insel Perim, sowie durch eine in weitem Umkreise errichtete Schutzherrschaft über die benachbarten Stämme, in die türkische Souveränetät einen sehr schmerzlich empfundenen Keil hineingetrieben.

An der Nordgrenze des Reiches hat der Ablösungsproceß gleichfalls schon längst begonnen. Bereits existiren zwei suzeräne Staaten, Rumänien und Serbien, die von einer relativ fortgeschrittenen und strebsamen Bevölkerung bewohnt und eines modern-europäischen Regierungssystems sich erfreuend, die größte Neigung haben, auf der begonnenen Bahn weiter zu schreiten. Beweis dafür ist u. A. ihr Vorgehen in der Angelegenheit der Handelsverträge, welche sie ohne Befragen der Pforte mit fremden Staaten abzuschließen wünschten, wobei ihnen die Hauptmächte Europas mit einer gewissen freundlichen Bereitwilligkeit entgegenkamen, wenn freilich auch gegenwärtig die Sache wieder in das im Orient fast stets verhängnißvolle Stadium der diplomatischen Verhandlungen zurückgetreten ist. Uebrigens ist das Verhältniß zwischen Rumänien und der Türkei ein ziemlich unklares, und die Pforte hat in Wahrheit kaum das Recht, mehr als eine blos nominelle Oberhoheit über jenes Land in Anspruch zu nehmen oder auszuüben. Thatsächlich bestehen zwischen den beiden Staaten keine Verträge, welche Rumänien eine andere Verpflichtung auferlegten als die, jährlich eine gewisse Summe als Tribut zu zahlen, wofür die Türkei ihrerseits die Verpflichtung hatte, das Territorium Rumäniens (in früherer Zeit noch die getrennten Fürstenthümer „Moldau und Wallachei") gegen den Angriff eines auswärtigen Feindes zu vertheidigen. Von einer Souveränetät der Pforte über die Fürstenthümer oder von einem Vasallenthum der letzteren war in den alten Verträgen nirgends die Rede. Erst in den Pariser Verträgen von 1856 wurden diese Ausdrücke, und zwar zuerst von russischer Seite gebraucht und von der Pforte mit Eifer acceptirt, obgleich gerade durch diese Verträge die Vertheidigungspflicht der Türken illusorisch geworden war, da die Fürstenthümer nunmehr unter dem gemeinsamen Schutze der garantirenden Mächte standen. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Rumänien sich den von der Pforte neuerdings mehrfach unternommenen Versuchen, die ihren Händen schon fast entfallenen Zügel wieder fester zu fassen, mit aller Energie widersetzt und dazu volle Berechtigung zu haben glaubt.

Und trotz dieser Ablösungsgelüste, die sich in so vielen Grenzgebieten regen und zum Theil schon zu nicht zu unterschätzenden Resultaten geführt haben, scheint die Pforte gleichwohl nicht die politische Weisheit und Vorsicht

zu lernen, welche nöthig wären, um die Gemüther zu beruhigen und die centrifugale Bewegung der Provinzen, wenn nicht ins Gegentheil zu verwandeln, so doch zu vermindern. Anstatt den berechtigten Wünschen der Bevölkerungen entgegenzukommen, erbittert sie dieselben sammt ihren Herrschern vielmehr durch hartes, gewaltthätiges, zum Theil sogar geradezu ungerechtes Auftreten, wie das neuerdings noch Montenegro gegenüber in der vielbesprochenen Podgoriczaaffaire geschehen. Dieser Mangel an Weisheit, Vorsicht und Schonung ist nebenbei ganz geeignet, in den nördlichen Provinzen die panslawistische Agitation, die bekanntlich ohnehin dort schon sehr lebhaft ist, immer nur noch mehr zu steigern und zur hellen Flamme anzufachen. Nimmt man zu alledem hinzu, daß das Stambuler Cabinet thöricht genug ist, gelegentlich auch selbst die europäischen Mächte durch Ungeschick, Uebereilung oder Anmaßung vor den Kopf zu stoßen, — wie z. B. vor etwas mehr als Jahresfrist Oesterreich-Ungarn, wobei es sich nur durch schleunige und demüthige Abbitte vor Unannehmlichkeiten schützte, — so wird es nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß der äußere Bestand des osmanischen Reiches auf nichts weniger als festen Fundamenten ruht, und daß die Aussichten in die Zukunft in dieser Beziehung nichts weniger als glänzend oder auch nur vertrauenerweckend sind.

Noch viel trostloser aber sieht es in den inneren Angelegenheiten des Reiches aus.

Das Beamtenthum und die Functionen der Verwaltungsmaschinerie, immer einer der sichersten Maßstäbe für die größere oder geringere Solidität der inneren Zustände eines Staates, können kaum irgendwo von einer traurigeren und elenderen Beschaffenheit sein, als in der heutigen Türkei. In den Kreisen der niederen Beamten halten sich Unwissenheit, Trägheit, Willkür, Bestechlichkeit, Gleichgültigkeit gegen die übernommenen Pflichten wie gegen das öffentliche Wohl gegenseitig die Wage. In den höheren Kreisen, wo alle diese Tugenden in demselben, stellenweise sogar in noch stärkerem Grade herrschen, kommt noch ein steter Wechsel in Personen und Aemtern hinzu, um jede vernünftige und stetige Regierung oder Verwaltung fast zur Unmöglichkeit zu machen. So ist z. B. seit dem erst vor etwa drei Jahren erfolgten Tode Aali-Paschas, der den Posten des Großvesirs für längere Zeit zu behaupten gewußt hatte, selbst das Großvesiriat, und damit denn auch die sämmtlichen Fachministerien, sowie die Provinzialstatthalterposten, einem unaufhörlichen Personen- und Systemwechsel unterworfen gewesen. Auf Aali-Pascha folgte der streng alttürkische Mahmud-Pascha, auf diesen der liberale Mehemed-Ruschdi-Pascha, und auf diesen der keiner ausgeprägten Richtung angehörende Essad-Pascha, der wiederum von Aarifi-Pascha abgelöst wurde. Um die schlimme Wirkung dieses ewigen Wechsels ganz zu

ermessen, muß man außerdem wissen, daß dafür nur in den seltensten Fällen bewußte und beabsichtigte Rücksichten der Politik oder des Staatswohles maßgebend sind, sondern fast immer persönliche Gründe, sei es nun persönliches (oft genug rein launenhaftes) Belieben des Sultans, oder Intriguen der ihm nahestehenden Kreise. Mit welcher Rücksichtslosigkeit dabei derjenige, der eben die Macht in Händen hat, gegen den gestürzten Rivalen und überhaupt gegen ihm mißliebige Beamte vorgehen darf, mag folgendes Beispiel zeigen. Der nach Aali-Pascha Großvesir gewordene Mahmud-Pascha, den man nach seinem bald schon erfolgten Sturze als Vali (Provinzialgouverneur) nach Costambol, mit andern Worten in die Verbannung geschickt hatte, wurde kurze Zeit darauf unter irgend einer Anklage auch von dort wieder abgerufen, und zwar durch nachstehendes, in den öffentlichen Blättern der Hauptstadt abgedrucktes Telegramm: „Da Sie von Ihrem Posten als Vali des Vilayets Costambol abgesetzt und nach Constantinopel berufen sind, um auf Befehl Sr. Majestät des Sultans gerichtet zu werden, so haben Sie sich zu beeilen, sofort nach Empfang dieses Telegramms hieher zurückzukehren". Als weiteres Beispiel türkischer Beamtenzustände und der in dieser Beziehung geübten Praxis mag die Laufbahn des gleichsfalls schon obengenannten Großvesirs Mehemed-Ruschdi-Pascha gelten. Derselbe war früher Ulemma, also moslemischer Gottesgelehrter, und als Mufti im Jahre 1860 Präses der Commission, welche die bei den syrischen Metzeleien betheiligten Personen abzuurtheilen hatte, trat später in die Verwaltung über, wurde nach einander Vali von Damaskus, Minister der Wakf (Moscheengüter und frommen Stiftungen), Finanzminister, Minister des Innern und wieder Finanzminister. Mit Aali-Paschas, des Großvesirs Tode, Ende 1871, war einstweilen seine Zeit vorbei; er wurde von Mahmud-Pascha ohne weitere Procedur abgesetzt und nach Amasia in Kleinasien verbannt. Nach Mahmuds Sturz wieder zurückgerufen, wurde er Minister der Minen und Wälder, dann abermals Finanzminister und stieg zuletzt zum Großvesir empor. Alsbald wieder abgesetzt, wurde er zum Vali von Aleppo ernannt, aber kaum dort angekommen von da nach dem Hedschâs (Arabien) versetzt, resp. verbannt, wo er im Alter von erst 45 Jahren eines plötzlichen Todes verstarb, — wie man sagt nach dem Genusse einer Tasse Kaffee, auf welchem durchaus „nicht ungewöhnlichen Wege" man sich häufig und mit Vorliebe hochstehender aber mißliebiger oder gefürchteter Persönlichkeiten zu entledigen pflegt.

Wie es bei solchen Zuständen in den obersten Kreisen um die Verwaltung der Provinzen bestellt ist, kann man sich ohne große Schwierigkeit denken. Der Respect vor der gesetzlichen Ordnung reicht, was ja bei der niedrigen Bildungsstufe dieser Völkerschaften, ihrer Neigung zur Ungebundenheit und übrigens auch bei der vielfach herrschenden materiellen Noth sehr natürlich ist,

nicht viel weiter, als die Macht, sie durch Polizei oder Waffengewalt thatsächlich aufrecht zu erhalten. Hierzu werden wohl, wenn Ordnungslosigkeit, Unsicherheit und das vielerorten in Blüthe stehende Räuberwesen in einzelnen Districten allzusehr überhand genommen haben, hie und da einmal besondere Anstrengungen gemacht, und es erscheinen dann in den officiellen Blättern Stambuls mitunter Berichte über gefangene oder getödtete Brigantenbanden, aber Stetigkeit in der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit, sowie dazu geeignete und in Wirksamkeit erhaltene Organisationen fehlen durchaus. Hält man doch selbst nicht einmal in der Hauptstadt, sei es nun aus Geldmangel oder aus Mangel an Einsicht in die factischen Bedürfnisse, die nöthige Polizei auf den Beinen, so daß Mordthaten, Straßenkrawalle und Räubereien in Stadt und nächster Umgegend gar nicht zu den Seltenheiten gehören.

Von weiser und wohlwollender Fürsorge für die Wohlfahrt des Volkes oder auch nur für Steigerung der Steuerkraft durch gerechte und verständige Verwaltung, durch Pflege des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, durch Verbesserung und Vermehrung der Communicationsmittel und dergleichen mehr ist in den türkischen Provinzen kaum irgendwo die Rede. Die Beamten von den obersten bis zu den untersten pflegen die Provinzen nur als die Domänen zu betrachten, auf denen sie sich zu bereichern haben; Befehle, die die Regierung sendet, werden oft genug nur halb, oder verkehrt oder auch gar nicht zur Ausführung gebracht; Gelder, die hin und wieder einmal zu einem gemeinnützigen Unternehmen angewiesen werden, verschwinden zum großen Theil in den Taschen derer, durch deren Hände sie gehen.

Es ist ein Jammer, wenn man sieht, was diese weiten und von der Natur so reich gesegneten Ländergebiete heute sind, und dann daran denkt, was sie sein könnten und auch einst thatsächlich waren! Viele der Gegenden, die im Alterthum zu den reichsten und bevölkertsten der Welt gehörten, — wie die Euphrat- und Tigrisländer, Kleinasien, die herrlichen Inseln des Mittelmeeres, als Rhodus, Cypern u. a., die macedonischen und thracischen Küstengebiete ꝛc. — sind jetzt, wenn nicht gänzlich verödet und verarmt, so doch nur dürftig angebaut und befinden sich in einem Zustande der Ertragsfähigkeit, der nur eben ausreicht, daß die Bewohner die meist unvernünftig hohen Steuern bezahlen und daneben das Leben fristen können. Dabei sind sie so dünn bevölkert, daß dies allein schon ihre völlige Verwahrlosung und Heruntergekommenheit beweisen könnte. Die Länder der europäischen Türkei zählen nur gegen 15½ Millionen Einwohner, wovon aber zu dem eigentlichen Reiche des Sultans nur etwa 9¾ Millionen gehören, während Serbien und Rumänien allein 5¾ Millionen haben. Die ganze asiatisch-afrikanische Türkei weist nur gegen 23—24 Millionen auf, und hiervon muß man im Grunde die afrikanischen Länder, die insgesammt gegen

10 Millionen umfassen, noch abrechnen, weil sie, wie oben bemerkt, nur noch sehr mittelbar zum Gebiete des Sultans gehören. Faßt man aber auch Alles zusammen, so hat das gesammte Reich nur gegen 39—40 Millionen Einwohner, also noch weniger als Deutschland, während es dasselbe doch nach der Ausdehnung ungefähr um das Vierfache übertrifft. Allerdings gehören ja zu dem Gesammtgebiete auch beträchtliche Wüsten, dafür aber sind andere Gebiete von einer Fruchtbarkeit, einem Reichthum an Bodenerzeugnissen, vegetabilischen wie mineralischen, überhaupt einer Fülle natürlicher Kräfte und Hilfsmittel, wie sie sich sonst nur selten finden; dies Alles indeß wird nur zum allergeringsten Theile hervorgeholt und verwerthet, weil die nothwendigen Bedingungen dazu, ausreichende Bevölkerung, Fleiß und Betriebsamkeit, Ordnung und Sicherheit, Straßen und sonstige Vorkehrungen fehlen.

Selbst in den in Bezug auf Bodenreichthum bevorzugtesten Provinzen ist der Zustand der Art, daß, sobald durch das Zusammentreffen ungünstiger Umstände eine plötzliche Noth entsteht, dieselbe sich alsogleich zur furchtbarsten Höhe steigert. Das hat in neuester Zeit, erst im vorigen Jahre, wiederum die entsetzliche Hungersnoth im Innern Kleinasiens gezeigt, welche vorzugsweise die Gegenden heimgesucht hat, deren ungefährer Mittelpunkt die heutige Stadt und Provinz Angora (das alte Ancyra) ist, die also im Alterthum die Landschaften Galatien, Paphlagonien und Cappadocien bildeten. Die wahrhaft grausenerregenden Schilderungen dieser Noth, die von deutschen und namentlich englischen Zeitungen gebracht wurden, sind wohl zu ziemlich allgemeiner Kenntniß des lesenden Publicums gekommen. Eine ausgesandte Specialcommission berechnete in ihrem Berichte das Bedürfniß an Getreide zur nothdürftigsten Ernährung der Menschen und zur Bestellung der Aecker auf 240,000 Kilo (6000 Schiffstonnen), an Zugvieh auf 11,000 Joch Ochsen. Freilich ist, abgesehen von Geldsammlungen, die in europäischen Ländern gemacht wurden, von Staatswegen Hülfe gesandt worden. Der Sultan wies den hungernden Provinzen ein Geschenk von ungefähr 120,000 Thalern zu, die Regierung sandte von den Naturalzehnten Rumeliens 160,000 Kilo Getreide nach den Hafenorten Shinub (Sinope) und Isnik (Nicaea), um ins Innere transportirt zu werden; der ägyptische Khediwe sandte 50,000 Centner Weizen und 3000 Winteranzüge in zwei eigenen Schiffen ebenfalls nach Isnik. Gleichwohl wurde mit dieser Hilfe doch fast gar nicht geholfen, und es zeigte sich hier, wie es sich rächt, wenn man von Staatswegen die Verkehrsstraßen so völlig vernachlässigt, wie es in der Türkei ganz durchgängig geschieht. Der Transport dieser Vorräthe von den Häfen nach ihren Bestimmungsorten bot solche Schwierigkeiten, daß die gute Absicht nur zum allerkleinsten Theile hat verwirklicht werden können. Fast unglaublich klingt es, wenn die Berichterstattung bemerkt, die beiden Schiffsladungen des Khe-

dine würden bei dem Zustand der Wege und der herrschenden Jahreszeit (es war zu Anfang dieses Winters) ungefähr sechs Monate brauchen, um von Isnik an der Küste nach Angora, eine Strecke von 45—50 deutschen Meilen, gebracht zu werden; und doch wird man diese Behauptung durch eine einfache Berechnung bestätigt finden. Da fahrbare Straßen ganz und gar nicht vorhanden sind, folglich alle Waaren nur durch Lastthiere transportirt werden können, ein Lastthier aber auf längeren Reisen durchschnittlich höchstens vier Centner trägt, so wären 12500 Lastthiere nöthig, um den ägyptischen Weizen auf einmal zu transportiren, und dieselben würden dann mindestens, auch wenn man dort ebene und nicht Gebirgswege hätte, vierzehn Tage brauchen. Da aber bei dem weitverbreiteten Viehsterben in jener Gegend (zufolge des Futtermangels und einer Seuche) gewiß kaum der sechste Theil dieser Lastthiere zu Gebote steht, also eine mehr als sechsmal längere Zeit nothwendig ist, wozu noch für die jedesmalige Rückkehr der leeren Thiere mindestens die Hälfte dieser Zeit hinzugerechnet werden muß, so ergeben sich schon bei dieser ungefähren Berechnung und ohne sonstige Verzögerungen in Anschlag zu bringen, gegen fünf Monate. Wie viel Zeit aber wird man brauchen oder gebraucht haben, um außerdem auch noch die von der Regierung gesandten Vorräthe an Ort und Stelle zu transportiren. Und trotz solcher Erfahrungen, die man übrigens, wenn auch ohne so verhängnißvolle Folgen, schon immer und überall hat machen können, verlautet nichts von Wegebauten, und auch die verschiedenen kleinasiatischen Eisenbahnprojecte scheinen einstweilen wieder gänzlich verschollen.

Allerdings wird ja bekanntlich in Zeitungen viel von Reformen — politischen wie administrativen, und beabsichtigten wie schon in Ausführung begriffenen — gesprochen.

Am meisten Wahrheit hat dies noch auf dem Gebiete der Staatsfinanzen, und zwar deswegen, weil es nirgend so sehr wie hier eine brennende und Lebensfrage für den türkischen Staat ist, eine etwas bessere Ordnung und größere Solidität herzustellen, als bisher geherrscht hat. So hat man versucht, dem Staatsschatze neue Mittel zuzuführen durch Säcularisirung der Moscheengüter in Constantinopel und Besteuerung derselben in den Provinzen, aber freilich ist die Ausführung der hierauf gerichteten Verordnungen bereits wieder ins Stocken gerathen, ist auch an sich sehr bedenklich, weil sie den religiösen Fanatismus nothwendigerweise gegen sich wachrufen muß. Gleichzeitig mit dieser Neuerung, nämlich im October 1873, wurden noch folgende angekündigt: Heranziehung der Stadt Constantinopel zu den Staatslasten, von denen sie bis dahin befreit war; Abschaffung der Binnenzölle, was freilich für die Ermuthigung von Handel und Wandel und Production von der größten Wichtigkeit wäre; Ausdehnung der Tabaksregie über das ganze Reich, ver-

muthlich behufs Ausgleichung der durch den Wegfall der Binnenzölle entstehenden Ausfälle; Revision der Stempelgesetzgebung; Erleichterung der Bedingungen zur Ausbeutung der Wälder und Minen; Reduction der großen Gehalte, welche die höheren und höchsten Beamten beziehen. Von der Ausführung all dieser Maßregeln verlautet indeß bis jetzt nichts Bestimmtes. Dagegen ist kürzlich ein neues Budgetgesetz erlassen worden, dessen wichtigste Bestimmung die ist, daß hinfort das Budget (welches übrigens an sich selbst erst eine neue Einrichtung ist) der Controle einer Specialcommission unterworfen sein soll. Präsident und Mitglieder derselben sollen durch den Ministerrath aus den höheren Staatsbeamten und aus Finanzmännern, die das Vertrauen der Regierung genießen, ernannt werden; sie soll sämmtliche Capitel des Budgets in Erwägung ziehen und zu diesem Behufe das Recht haben, von den Ministern und anderen Beamten die dazu nöthigen Aufschlüsse zu verlangen, auch sonst alle diejenigen Informationen einzuziehen, deren sie bedarf, um die Beträge der Einnahmen, sowie die Berechtigung oder Nothwendigkeit der Ausgaben beurtheilen zu können. Diese Einrichtung könnte ja gewiß recht heilsame Folgen haben; ob sie dieselben indeß auch in der That haben wird, oder ob nicht auch hier bald wieder das allgemeine Verderben, die Unzuverlässigkeit, Trägheit und Willkür innerhalb des Beamtenwesens und aller öffentlichen Institutionen, die guten Absichten und papiernen Bestimmungen zu Nichte machen wird, ist abzuwarten. In Verbindung mit dieser neuen Budgetordnung steht ein Uebereinkommen, das die Regierung jüngst mit der „ottomanischen Bank“ in Constantinopel getroffen hat, und vermöge dessen diese letztere gewissermaßen die Schatzmeisterin des Reiches wird; sie wird nämlich unter gewissen Bedingungen und Vergünstigungen künftig, nach den Festsetzungen des Budgets, sowohl die Erhebung der Einnahmen bewerkstelligen, als auch die Ausgaben, und zwar in erster Linie die Zinszahlungen für die Staatsschuld, leisten, wodurch namentlich den auswärtigen Gläubigern der Pforte größere Sicherheit gegeben und also wohl auch größeres Vertrauen eingeflößt werden wird. Diese die ottomanische Bank betreffende Einrichtung hat von allen noch am meisten Aussicht auf Dauer und auf nützliche Wirkungen, weil dieses Bankinstitut sich vorzugsweise auf abendländische Capitalien gründet, und weil demgemäß auch seine Leitung wesentlich in den Händen von europäischen Finanzmännern und Handelshäusern liegt.

Im Uebrigen hat es mit den oft so viel gepriesenen türkischen Reformen blutwenig auf sich. Wo man ja einmal einen Anlauf nimmt, da pflegt die Bewegung doch alsbald wieder durch die Massen von Schutt, Trümmern und Sand, die allenthalben angehäuft sind, gehemmt zu werden. Der Eifer der oberen Regierungskreise erlahmt sehr schnell, die ausführenden Organe

haben nicht das nöthige Geschick oder gehorchen auch oft ganz einfach nicht, sondern finden es bequemer und für sich selbst nützlicher, so fortzufahren wie sie es bisher gemacht, kurzum: die Verordnungen bleiben auf dem Papiere stehen und in Wirklichkeit bleibt Alles beim Alten.

Noch schlimmer freilich ist es, wenn den Reformverordnungen, die oft nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung Europas oder irgendwelcher zwingenden Umstände, manchmal freilich auch wirklich aus guter Absicht erlassen sind, sogar absichtlich (wenngleich natürlich nur im Stillen) entgegengewirkt wird. Und das gilt z. B. in Bezug auf das Unterrichtswesen und die Edicte, welche die religiöse Tolerenz betreffen.

Wie viel Rühmens ist nicht davon gemacht worden, daß die Regierung ihren officiellen Aeußerungen zufolge nunmehr mit der Verbesserung der bestehenden Schulen und mit der Errichtung zahlreicher neuen Schulen vorgehen wolle und auch in Wirklichkeit vorgehe. Thatsächlich aber ist auf diesem Gebiete nicht allein Alles geblieben wie es war, mit Ausnahme etwa der Hauptstadt und etlicher anderen hervorragenden Städte, sondern da, wo die Bevölkerungen selbst in jener Richtung vorzugehen versuchten, hat man alsbald diesen Bestrebungen einen Riegel vorgeschoben. Dies ist namentlich z. B. in den christlichen Provinzen Bosnien und Bulgarien geschehen. Hier wurde sowohl von Seiten der Gemeinden als einzelner Personen viel für das Schulwesen gethan; wo es möglich war, errichtete man Elementarschulen, und in manchen Orten wurden von jungen Männern, die im Auslande ihre Studien gemacht hatten, Privatschulen mit etwas höherem Lehrplan eröffnet, in welche die Eltern mit vielem Eifer ihre Kinder hineinschickten. Die türkischen Behörden indeß, welche diese Bestrebungen schon längst höchst ungern gesehen hatten, machten schließlich kurzen Proceß, indem sie diese höheren Schulen einfach schließen, die Lehrmittel confisciren, ja in manchen Fällen die Gründer oder Leiter ins Gefängniß setzen ließen. Daß Bildung und Aufklärung um sich griffe, darum ist es sowohl der Centralregierung als den Provinzialgouverneuren oder sonstigen Regierenden im Lande am allerwenigsten zu thun, trotz aller auf die Oeffentlichkeit berechneten gegentheiligen Versicherungen.

Dazu kommt endlich, im stricten Gegensatze zu dem Hatti-Humayum, welcher bekanntlich allen Unterthanen der Pforte freie Ausübung ihrer Religion und volle bürgerliche Gleichstellung mit den Moslem zusichert, neuerdings wieder das Ueberhandnehmen von Bestrebungen, welche auf die Unterdrückung oder doch möglichste Beschränkung der Religionsfreiheit gerichtet sind.

In Constantinopel wurde im vorigen Jahre ganz plötzlich eine alte Verordnung wieder in Kraft gesetzt, nach welcher in türkischen Quartieren keine Christen sollen wohnen dürfen. Flugs sollte dieselbe ausgeführt werden und

es sollten demzufolge mehrere Tausend christliche Familien, darunter sogar europäische (deutsche, englische und französische) binnen drei Tagen aus ihren Wohnungen vertrieben werden. Bei den energischen Protesten, die gegen die bereits begonnene Ausführung natürlich von allen Seiten erhoben wurden, mußte das Verfahren allerdings bald rückgängig gemacht werden und man legte es dem Ungeschick und verkehrten Eifer der Unterbeamten zur Last. Aber es ist immerhin bezeichnend, daß kaum zwanzig Jahre nach dem Krimkriege dergleichen Versuche im alten Stil schon wieder gewagt werden. — Ebenso tritt die Regierung, zwar so viel als möglich geheim, aber doch mit vieler Entschiedenheit, der Ausbreitung des Protestantismus und dem freien Wirken der evangelischen Mission entgegen, wie dies namentlich in Syrien wahrzunehmen ist. Im Marasch bei Aleppo wurden voriges Jahr ein Moslem Mustapha und sein Sohn, die sich dem Evangelium zuwandten, bei Nacht verhaftet und zu Aleppo in Ketten gelegt. Die Behörden pflegen bei solchen Gelegenheiten zu behaupten, daß die Verhaftung lediglich die eigene Sicherheit der Betroffenen zum Zweck habe. Aber kann man sie denn nicht auf andere Weise schützen als durch Verhaftung, und vollends, bedarf es zu ihrer Sicherung auch der Ketten, mit denen man sie belastet? Ferner sind in Syrien mehrere evangelische Christen aus dem Stamme der Ansari bei Latakiah und Tripoli (einer heidnischen Secte, die sich nur äußerlich den moslemischen Bräuchen accommodirt, und unter welcher die amerikanische Mission wirkt), ohne irgendwelche andere Veranlassung als ihr christliches Bekenntniß, unter den größten Brutalitäten gefangen gesetzt und lange Zeit hindurch aufs ärgste mißhandelt worden, ja das Dorf, dem sie angehörten, ist von einem dazu ausgesandten Commando Soldaten förmlich verwüstet und geplündert worden, und um diesem, allen Verträgen und Rechten ins Angesicht schlagenden Verfahren die Krone aufzusetzen, wurden auf Befehl des Mutessarif von Tripoli sämmtliche Schulen der amerikanischen Mission im District der Ansari geschlossen. Schritte, die auf diplomatischem und anderem Wege gegen diese Religionspolitik der Pforte gethan worden sind, haben bis jetzt noch keinerlei Erfolg gehabt. Weder haben der englische und amerikanische Gesandte eine factische Remedur erwirken können, noch hat eine Deputation der sogenannten evangelischen Allianz auch nur eine Audienz beim Sultan erlangt, welche sie unter Befürwortung des englischen Gesandten beim Großvesir nachsuchte; sie mußte unverrichteter Sache Constantinopel verlassen und erhielt nur im letzten Augenblick noch indirect die Zusicherung des Großvesirs, „daß die Regierung auch in Zukunft die Christen des Reiches in ihren Rechten schützen werde", — womit indeß für den, der die Verhältnisse kennt, eben gar nichts gesagt ist.

In ganz natürlicher Folge von diesem Verhalten der Regierung und der Behörden fängt auch in den Volkskreisen der Fanatismus wieder an das

Haupt zu erheben. In Beyrut, das doch eine fast ganz christliche Stadt ist, führen die Derwische, offenbar nicht ohne gewisse Absichtlichkeit und Ostentation, mitten in den europäischen Quartieren auf offener Straße ihre Andachtsübungen mit dem bekannten heulenden und keuchenden Allahruf auf; und während des Rhamadan (des heiligen Fastenmonats) sah man dort neulich auf der Spitze eines Minarets zwei menschliche Figuren an einer Art von Galgen hängen, ein höhnendes Abbild dessen, was man an den verhaßten Christen gar zu gern in Wirklichkeit ausüben möchte. In Tripoli war vor Kurzem an der Thür der Hauptmoschee Nachts ein Placat angeschlagen worden, welches die rohesten Beleidungen gegen den Islam enthielt und mit lauter christlichen Namen unterzeichnet war, augenscheinlich aber von einem Moslem herrührte; selbst der Schech der Moschee, ein friedlich gesinnter Mann, erklärte, es sei ihm aus den Schriftzügen ganz deutlich, daß das Placat nur von moslemischer Hand geschrieben sein könne (die christliche und die mohammedanische Art, das Arabische zu schreiben, haben nämlich gewisse Unterschiede). Er meinte ganz offen, daß hier ein Versuch vorläge, die Mohammedaner gegen die Christen aufzureizen; auch hätten sich in der folgenden Nacht etwa vierhundert Moslem bei ihm versammelt, bereit, einen Krawall gegen die Christen zu erregen, und nur seine Mahnungen zum Frieden hätten sie davon abgehalten. In ähnlicher Weise loderte der moslemische Fanatismus in Magnesia (Kleinasien) auf, als ein griechischer Kaufmann auf einem Grundstücke, das einem Türken gehört hatte, eine Baumwollfabrik anlegen wollte; es wurde darin eine Entweihung des mohammedanischen Bodens gesehen.

Daß dergleichen geschieht und geschehen kann, sowohl seitens der Bevölkerung wie seitens der Behörden, beweist einerseits, wie wenig der Volksfanatismus schon geschwunden ist, während Manche ihn schon gebrochen oder erstorben wähnten, anderntheils, wie wenig die Regierung im Grunde ihres Herzens gewillt ist, den Zusagen, die sie im Hatti-Scherif von Gülhaur 1839, im Pariser Frieden und Hatti-Humayum 1856 hat machen müssen, aus freien Stücken nachzukommen, außerdem aber auch, wie wenig sie noch von der Erkenntniß durchdrungen ist, daß Unterdrückung der Religionsfreiheit, zumal bei einem so starken Procentsatz andersgläubiger Bevölkerung, wie er ja im türkischen Reiche notorisch vorhanden, mit den Grundsätzen eines aufgeklärten Regiments und mit der allgemeinen Volkswohlfahrt durchaus unverträglich ist. Daß aber die Pforte über alle diese Rücksichten sich hinwegzusetzen wagt, das zeigt, welchen Vortheil sie aus der ihr sehr wohlbekannten Stellung der Großmächte sowohl zu ihr selbst als untereinander zu ziehen weiß. Bekannt ist ja die Eifersucht, mit der in diesem Punkte jede der Mächte die andere bewacht und jede der andern einen vorwiegenden Einfluß in der Türkei oder gar ein Stück ihres Gebietes mißgönnt. Bekannt ist auch, daß ihnen eine

große Centralmacht im Orient, sei sie auch noch so wurmstichig, immer noch lieber ist, als eine Menge einzelner Staaten, eine Anschauung, die ja freilich nicht unberechtigt ist, sondern Vieles für sich hat. Bekannt ist endlich, daß aus diesen Gründen die Mächte immer noch mit Aengstlichkeit den morschen Bau des Pfortenreiches stützen, um jeden Preis den status quo zu erhalten streben und eine unüberwindliche Scheu haben, irgend eine Angelegenheit, die das Aufwachen der „orientalischen Frage" zur Folge haben könnte, mit Energie und Entschiedenheit anzufassen. Das Alles weiß auch die Pforte selber sehr wohl. Daher denn auf der einen Seite ihr anmaßliches und rücksichtsloses Auftreten, und auf der andern der geringe Ernst und Nachdruck, den sie bei den stets im Munde geführten Reformen an den Tag legt.

Und doch könnte nur dann Wandel geschafft werden, wenn in diesem letzteren Punkte wirklich und aufrichtig das Gute gewollt und ebenso wirklich und aufrichtig auch gethan würde, und zwar in allen Zweigen des Staatslebens, — auf dem Gebiete des Beamtenthums, der Provinzialverwaltung, des Unterrichtswesens, des Finanz- und Steuerwesens, der Verkehrsmittel, der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege; und überall ebensowohl mit Einsicht, Sachkenntniß und weiser Vorsicht, wie mit Consequenz und Stetigkeit. Aber bei dem herrschenden Gesammtzustande, d. h. der allenthalben bis ins innerste Mark eingedrungenen Fäulniß in politischer wie socialer und moralischer Beziehung, ist kaum zu erwarten, daß dies geschehen werde. Es wird daher auch schwerlich noch einmal ein wirkliches Sichaufraffen und eine durchgreifende Regeneration des osmanischen Reiches erhofft werden können, vielmehr wird die innere Zerstörung und Auflösung desselben nur immer unaufhaltsamer fortschreiten und wenn das thatsächliche Auseinanderfallen des bröckelnden Kolosses auch vor der Hand noch durch die von außen angesetzten Stützen verhindert wird, so ist es doch mit Sicherheit vorauszusehen und nur noch eine Frage der Zeit.

Die Italienerin in Haus und Gesellschaft.

Von Woldemar Kaden.

> „Chi educa l'uomo educa una parte soltando dell'umanità; chi educa la donna, educa l'umanità intera."

„Wo ist die patriarchalische Form unserer Hausväter, wo die Zeit, da ihr Wort noch Gesetz war? Fuimus Troes! Wo das Verharren unserer Hausfrauen in verborgener Zurückgezogenheit? Aus Frauenzimmern sind Frauengassen geworden, wie Abraham a Sancta Clara sagt." Das sind

Scheinerts Worte in seiner „Erziehung des Volkes" (1845) und tausend ähnlicher Klagen sind seitdem in die Welt hineingerufen und gedruckt worden. Mit Recht auch erschallt der besorgte Ruf: „Es fehlt an Müttern", aber ungehört verhallt es, das herrliche Wort: „Die bessere Zukunft kommt von den Müttern". Von der Emancipation der Frauen zwitschern jetzt die Sperlinge auf allen Dächern, schnattern die Gänse in allen Höfen, ohne daß deswegen ein Sperlingsnest ein geordnetes Hauswesen, ein Gänsestall ein anmuthiger Aufenthaltsort geworden wäre. Ein Prediger der männerbeglückenden Remancipation ist leider in dieser Wüste noch nicht erstanden, und auch dieser Artikel soll keine Predigt sein. Uebrigens will er ja nur vom italienischen Weibe handeln, und das deutsche der Rücksicht vaterländischer Federn und — dem Spiegel überlassen.

Das italienische Land darf in allen seinen Weiten, wie sein Himmel in allen Breiten, getrost ohne die rosenrothe Brille absichtlicher Schönfärber betrachtet, und doch ewig bewundert werden. Der italienische Staat in allen seinen Tiefen bedarf solcher Brille schon gar sehr; zu einem Blick in Haus und Familie jedoch möchte dieselbe verdoppelt werden. Wir setzen keine auf. Wir wollen die Dinge in ihrer nackten Wahrheit schauen, und das dürfte nicht schwer fallen, da die Wände des häuslichen Heerdes bereits recht durchsichtig, die pariser christlichen Deckmäntel der Liebe in den letzten Zeiten recht fadenscheinig geworden sind.

„Le foyer est la pierre qui porte la cité" sagt Michelet. In Frankreich steht der häusliche Herd auf schwachen Füßen und das Staatsgebäude schwankt. Aber auch in Italien ist dieser Grundstein arg verwittert, und man weiß nicht, auf welchem Fundamente sich der Tempel des Staates erheben soll. Das liegt viel an den Männern, das ist richtig, aber die Hauptschuld trifft das Weib, das Weib in seinem Verhalten in Haus und Gesellschaft.

Natürlich ist hier nur von dem Durchschnittsweibe die Rede, die edlen Frauen, an denen Italien von der Zeit der hohen Vittoria Colonna an nie ganz arm war, kommen nicht in Betracht.

Hat die Internationale in der italienischen Männerwelt bisher noch keinen Boden gefunden, so haben auch die zahlreichen englisch-amerikanischen und deutschen weiblichen Apostel der Emancipation auf der classischen Erde keinen Eindruck ihrer Blaustrümpfe hinterlassen. Doch wissen sich die italienischen Frauen auch ohne vorhergegangene offen revoltirende Emancipationstheorie mit der Praxis recht gut abzufinden. Sie sind, wie die Spanierinnen und Französinnen, fürs Theater geboren, sind Schauspielerinnen par préférence, und so ist denn alles Schein und Schimmer, und ihre Tugenden sind meist theatralische.

So muß es denn wohl wahr sein, daß das Haus eine Bühne geworden mit Zuschauerraum, in welchen einzutreten Allen und Jedem zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht freigegeben ist. Und das „Klatschen" wird gar zu gern gehört.

So muß es wahr sein, was die Italiener selbst von sich berichten: „Vivono troppo in privato nella vita pubblica e troppo in pubblico nella vita privata". Die Politik wird in geheimen Conventikelchen, inter pocula et amicos, gemacht, während der Altar der Laren auf dem Forum steht mit der umlaufenden Inschrift: Nos domum fugimus! Diese ließen die Eltern, Vater und Mutter darauf setzen und gingen dann, sich außer dem Hause zu amüsiren. Der Vater, wichtige Sachen mit Freunden auf Straßen plaudernd, oder indem er seine öde Langeweile in die langweiligen Caffés, an den Spieltisch, die Billards, seine geheimen Leidenschaften aber zu üppigen Maitressen oder unwissenden Ballerinen trug. Die Mutter, indem sie eine permanente internationale Ausstellung ihrer Reize und theuern Kleider eröffnete, passagirend auf öffentlichen Promenaden, kokettirend im Theater, in der Kirche, auf Bällen und aus den Carrozzen des täglichen Corso. Wer's nicht so hoch geben kann, giebts eben in seiner Sphäre.

Das Haus ist ein Kerker, das wird den jungen Italienerinnen schon frühe beigebracht, hier büßt man die übrige Zeit bei seinen Kindern, den armen Mitgefangenen, die gar gelehrige Schüler sind und bald von den langfingerigen Kunstgriffen, deren es zur Ausübung jener theatralischen Tugenden bedarf, soviel aufschnappen, als sie nöthig haben, um selbst demnächst eine kleine Rolle zu spielen. Das trifft nun hauptsächlich die Mädchen. Denn dressirt man dem Knaben in den „bessern" Ständen gewisse Geschicklichkeiten an, schickt man ihn, sobald er nur allein stehen kann, aus dem elterlichen Hause, um in irgend einem Convitto, meist französischen Zuschnitts unterzubringen, so vernachlässigt man in dieser Beziehung die Mädchen fast ganz.

Höhere Mädchenschulen giebt es fast keine, und die niederen sind so untermittelmäßig, oft so spottschlecht und vor Allem so unter die Leitung irreführender Pfaffenhände gegeben, so wenig dem Geiste unseres Jahrhunderts entsprechend, daß aus ihnen alles andere, aber kein richtiges Weib, keine umsichtige Hausfrau, keine zartsinnige Gattin hervorgehen kann. Als wilde grüne Schößlinge werden sie in diese trostlosen Gärten versetzt und als unreifere Pflanzen verkauft man sie dem Leben. Von wahrer Liebe, von Begeisterung für das Große, von Vaterlandsliebe, von Erziehung zur Hingebung an das Ganze — keine Spur. Alles französirende Dressur!

Man glaubt gar nicht, wie das noch hängt an den mittelalterlichen Traditionen, oder, nach einer andern Seite hin, an den ovidisch-französischen.

MERCANTILE LIBRARY NEW YORK

Das junge Mädchen lernt von der Mutter die Formen der schönen Welt, übt sich, die jugendlichen Reize in Pfauenschweifart zu entfalten, gewöhnt ihre Zunge an den Zucker der Schmeichelei, verwöhnt den Blick an den Schaufenstern der Modemagazine, glänzt in der Gesellschaft, und trachtet die alternde Mutter auszustechen. Dazu lernt sie ein klein bischen Pianoforte oder Harfe, ein klein bischen Sprache, lernt wacker declamiren und — das Haus verabscheuen.

Wer auch mag das dem armen Dinge verdenken? Von frühester Jugend an auf die Unterhaltung der Amme und frivoler Mägde angewiesen, erfährt es Alles, was in die Unterhaltungslectüre einer Vestalin durchaus nicht gehört. Ist nichts Neues mehr zu lernen, so steht sein Sinn nach praktischer Ausführung. Dazu aber bedarf es eines Mannes, und solchen recht, recht bald zu finden, werden alle Anstrengungen gemacht. Ein geistiges Capital ist nicht vorhanden, daher wuchert man mit dem des Leibes, und die darüber ausgestellten Wechsel finden doch endlich einmal einen Abnehmer.

Ist dieser ein ächter Durchschnittsitaliener, so erwartet ihn eine Enttäuschung nicht, denn seine Ansprüche gehen über das, was er bisher gesehen und gehört, nicht hinaus. Traurig aber, wenn er, ein Mann von höherem Geiste, von edlerem Gemüthe, sich, von dem Zauber der Schönheit geblendet, für einen kurzen Blüthenrausch täuschen ließ, und statt einer Göttin am häuslichen Herde eine Korybante entschleiert.

Wer sich mit körperlicher Schönheit allein abzufinden weiß, der mag ja oft recht viel Vergnügen an italienischen Frauen haben, denn es giebt herrliche Bilder unter ihnen; wer es aber liebt, und das ist des denkenden Mannes erstes Bestreben, in dem Weibe seiner Wahl gleichzeitig eine Gefährtin seines Geistes, eine Genossin seines Strebens zu haben, der stößt bei seinen Entdeckungsreisen durch das geistige Gebiet der Italienerin meist auf ganz colossal unfruchtbare Striche, gleich römischer Campagna, wo der belebende Frühlingshauch der Wissenschaft noch kein Hälmchen zum Grünen gebracht.

Wie angenehm muß es berühren, wenn er in den pomatadurchdufteten Schubläden der jungen schönen Frau außer Manzonis Promessi sposi, die nun einmal jedermann in Italien, der lesen gelernt hat, gelesen haben muß, wenn er außer diesen nur noch die abgegriffenen Bändchen Paul de Kock'scher Romane und zwischen diesen ein sammetnes Meßbüchlein, als Schreibeübung aber ein Dutzend überaus fehlerhafter Liebesbriefe findet.

Es ist ganz unglaublich, wie unwissend die große Mehrzahl der jungen italienischen Frauen ist, und — das Alter macht sie nicht gelehrter. Sie wissen von Gott und der Welt nichts. Von Gott nichts — denn das Mädchen lernt nur die Madonna und deren Kind kennen. Von der Welt — da naturwissenschaftlicher oder geographischer, oder überhaupt Unterricht in den Realien

Digitized by Google

in Mädchenschulen nicht getrieben wird. Aber auch die weiblichen Arbeiten sind ihnen unbekannt; mit Ausnahme vielleicht derer, die ein gewisses Glänzen vor den Besuchenden, wie z. B. Perlenstiken u. a. gestatten. Von Hauswirthschaft und Küchenwesen, Kleinkinderbehandlung — von alledem keine Spur, oder gerade soviel wie eine Frau Predigerin der Emancipation im Besitz hat.

Für das Alles aber können sie tanzen, daß es eine wahre Lust ist. Sieht man diese Geschöpfchen im Ballsaal, so ist man überzeugt: hier und nur hier sind sie am Platze. Hier können sie den Mann tief beglücken. Dazu können viele recht artig Pianoforte spielen, aber nur drei oder vier Stücke, die seit dem sechsten Lebensjahre täglich mit unendlichem Eifer mechanisch eingeübt wurden; singen: ein paar leidenschaftliche Opernarien, welche sie wie Liebes-Nachtigallen über ein Meer von Grazie in die Herzen der Männer flattern lassen — — dann aber ist's zumeist aus, und der Rest ist — Körper. Verdammen wir sie nicht — sie sind eben Erziehungsresultate pfäffischer Schulen und der seit Jahrhunderten gleichergestalt erzogenen Mutter classischer Erde. Der Katechismus jener, den sie gründlich auswendig lernen müssen, bleibt eben auswendig, gestaltet sich nach und nach zu einer Art bequemem Kirchenkleid, das alle Wochen ein- oder mehrmal in mechanischer Weise angelegt wird, formt sich aber in seiner Moral nie zu gesundem Fleisch und Blut ein. Der Katechismus der Mutter, dessen Lehren schon früher assimilirt wurden, findet seine tägliche Uebung in der Gesellschaft, in dem gefährlichen Scyllastrudel des andern Geschlechtes, das mit tausend Fangarmen der neuen Beute gierig auflauert. Und sie läßt sich gern erbeuten. Der Abgeschlossenheit des orientalischen Frauenzimmers entflohen, glaubt sie, die Jungjährige, schon manchen Verlust rasch nachholen zu müssen, und betrachtet die Ehe als das Reich absoluter Freiheit, deren Gesetze auch die süßen Sünden gestatten, deren Herr nichts ist als der Eunuch, der Herrendienste zu versehen hat.

War ihr bis dahin nicht erlaubt, mit einem Manne zu sprechen (wie ja auch die Geschlechter in den Schulen gänzlich abgesondert erzogen werden), war ihr, wie dies in manchen Gegenden Sitte, nicht einmal gestattet, ausgeschnittene oder Sammetkleider, Schleppen und Goldschmuck zu tragen, so muß jetzt außer dem Manne sofort ein Conversationsfreund her, werden alle Reize offen allen lüsternen Blicken zur Schau gestellt und vermeintlich erhöht durch Ueberladung mit Schmuck in Gold, Perlen und Seide. So ausgerüstet mit Begleitung und Bekleidung zieht man ins Theater, um von den Logen aus bestrickende Blicknetze zu werfen, steigt man in den Wagen, um von ihm aus mit schmachtenden Augen zu buhlen (amoreggiare) und zu liebeln, tritt man als Stern in die Gesellschaft und zieht hinter sich drein den süßlich-lächenden Schweif der hoffenden Trabanten.

Ja, Alles versteht ein solches Weib, aber zu lieben, heißt das mit Hingabe des Herzens und Willens eigennutzlos und opferfähig an einem Manne zu hangen, das versteht sie selten. Liebe ist ihr nur die niedere Leidenschaft, ist ein geistzerrüttendes, körperschwächendes süßes Gift, das aber bis zum letzten Tropfen, bis zur Hefe ausgeschlürft werden muß. Nur zu bitter wird und zu bald empfunden, daß bei diesem Leben das frühe Alter naht, dem bald alle in Italien mehr als anderswo im Schwange gehenden Toilettenkünste nicht mehr aufhelfen können; und da der Geist keine Stütze hat, und auf sich selbst angewiesen der ödesten Langeweile preisgegeben wäre, so flüchtet sich die Alternde mit Macht in die Kirche. Hier ist der Platz, wo die verwelkten Leidenschaften beim Scheine der ewigen Lampe im ungewissen Dunkel noch einmal unheimlich aufflackern, hier ist der Ort, wo das italienische Weib seine Politik macht, Kirchenpolitik, die einzige, die es kennt.

Begleitet seit frühester Kindheit von dem allerärgsten Aberglauben, dem auch die Gebildetsten so ganz ergeben sind, und den sie ihren Zwecken dienlich in der Liebe und Ehe nur zu oft anwendete, wird sie jetzt seine offene Priesterin, die zu allen Opfern auf seinem Altare fähig ist.

Ohne Ehrgeiz, ohne Sinn für Politik, ohne Vaterlandsliebe, gefühllos bis zur Grausamkeit, worin die Wollust der früheren Jahre sich verkehrt, sind diese Frauen willige Werkzeuge in den Händen von Priestern, denen kein Mittel zu infam, wenn sie nur ihrer Kaste und der Firma Rom damit dienen können. Es ist ganz fabelhaft, welch starke Säule die Kirche Italiens an diesem Frauenstande noch hat. Sie allein hält das Pfaffenthum und mit ihm das Papstthum, das sonst an dem Indifferentismus der Männer, nicht etwa an deren Ringen und Hassen, längst zu Grunde gegangen sein müßte.

Hinter das Goethesche:

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" —

müssen wir leider in Italien, was die große Menge angeht, noch ein großes Fragezeichen setzen.

Wenn wir oben fragen: woher soll die Hilfe kommen, so denken wir wohl an die Antwort, welche Madame Campan Napoleon I. gab, als sie von ihm gefragt ward, was doch zur Erziehung der Mädchen fehle: „Die Mütter!" Da aber stehen wir wieder am Anfange des Kreises, und die Drehung beginnt von Neuem.

Viel, o viel Zeit wird es noch brauchen, ehe ein würdiges Frauengeschlecht im Stande ist, würdige Söhne einem freien Italien zu erziehen, denn dies und keine andere ist die Aufgabe des Weibes, sie hat die Zukunft des Vaterlandes in Händen und wehe! wenn dieses dereinst in einem gänzlich verkommenen Geschlechte den Müttern fluchen müßte.

Darum, anstatt unverstandener Sprüche eines nur zu arg beliebäugelten Alterthums, möchten über jeder Hausthüre in goldenen Lettern prangen die Worte: „Hier ist das Heiligthum des Herzens, ein Zufluchtsort aus den Stürmen des Lebens, eine Oase in der großen Wüste gesellschaftlicher Mißstande, die süße Ruhe nach allen Mühen, der Trost im Unglück, das Wohlgefallen im Glück, die Freude zu jeder Zeit." Mit Einem: „Hier ist die Heimath." Dafür aber hat die italienische Sprache kein Wort, auch das muß die Mutter der Zukunft schaffen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Politische Symptome. Die Donau. Shakespearewoche. — So oft wir uns auch — mit wechselnden Empfindungen — sagen müssen, daß wohl nicht in unserm Lande, doch in unserer nächsten Nachbarschaft endlich wieder ein Staatsmann von großem, weiten Blicke und starkem Willen das Steuer führt, so ist doch die Gewohnheit, politische Maßregeln immer nur nach ihren oberflächlichen Zügen und unmittelbaren Beziehungen zu beurtheilen, noch zu festgewurzelt, als daß wir uns von derselben auch jenem Manne gegenüber freimachen könnten. Schreibende und redende Politiker hatten dabei in den letzten Wochen alle Hände voll zu thun und flossen über von weisen bedauernden, tadelnden oder höhnischen Bemerkungen über die Collision zwischen Deutschland und Belgien und über die neueste Phase des Kirchenstreites. Die Freunde Deutschlands, oder doch die meisten, wußten sich das Auftreten der deutschen Regierung gegen „das kleine Belgien" nur aus kleinlicher Empfindlichkeit, oder Ueberhebung, Einmischungs- und Bevormundungslust im Stil Napoleons III. zu erklären, die Gegner triumphirten, natürlich auch diejenigen, welche vielleicht recht gut wußten, daß der wahre Sinn der Verwarnung in Brüssel, möglicherweise auch anderswo, sogleich verstanden werden müsse. Der Krieg gegen den Papismus begegnet hier überhaupt geringem Verständnisse. Man sähe gern Rom gründlich gedemüthigt, aber wenn zu Tage tritt, daß die Führer des Kampfes sich als Protestanten fühlen, so zuckt der fortgeschrittene Oesterreicher mitleidig die Achseln, wie der demokratische Spießbürger in ganz Süddeutschland über das deutsche Reich, welches nicht einmal eine Republik ist. Protestantismus — überwundener Standpunkt! Wenn nicht die Confessionslosigkeit auf das Pannier geschrieben wird, da lohnt es sich ja überhaupt des ganzen Lärms nicht, da bleiben wir lieber dem Namen nach Katholiken und denken uns

unser Theil, wie Grillparzer sagt. Und doch hat Jeder von uns, der wirklich denkt, an sich selbst erfahren, wie schwer wir in unserer geistigen Entwicklung eben dadurch geschädigt worden sind, daß wir die Schule des Protestantismus nicht durchgemacht haben. Rächen sich an Preußen schon so hart die dreißig Jahre falscher Kirchenpolitik, wie schwer lastet auf uns die zehnfache Zeit!

Und wie es scheint, sollen wir abermals an den vollen Ernst dieser Dinge erinnert werden. Die vaticanische Partei entwickelt augenscheinlich die größte Rührigkeit. In der äußeren wie in der inneren Politik. Während unsere Zeitungen sich früh und spät den Kopf Bismarks wegen zerbrachen, ließen die beiden verbreitetsten sich auf das gröblichste gerade von der Partei dupiren, gegen welche sie unablässig die Lärmtrommel rühren. Beide brachten, sicherlich aus derselben Quelle, Artikel, deren Absicht, Mißtrauen zu säen zwischen Oesterreich und Deutschland, zwischen dem Kaiser und seinem ersten Minister, auf flacher Hand lag. Beide wußten zu erzählen, die Reise des Kaisers sei das Werk Bismarks, in dessen Auftrage Andrassy Italien zu activer Unterstützung der deutschen Kirchenpolitik bewegen wolle; nur wurde an dem einen Orte der Erfolg der beiden Minister, an dem andern deren Niederlage verkündet, die eine Nachricht aus Berlin, die andere aus Venedig datirt. Der Widerspruch in den Mittheilungen macht es plausibel, daß sie von verschiedenen Seiten ausgegangen seien, und um so glaubwürdiger erschienen sie in der Hauptsache. Das war ganz gut ersonnen. Wer wüßte, und — wer begriffe nicht, daß die Wunde von 1866 noch häufiger schmerzt als die von 1859? Und dann, mit Italien glaubt man vollständig fertig zu sein; die italienischen Staatsmänner haben kein Interesse, sich für die Hitzköpfe in Wälschtirol, Triest und Dalmatien in gewagte Unternehmungen zu stürzen. Aber die Sympathien Deutschösterreichs für das deutsche Reich, welche man für viel mächtiger hält als sie sind, geben dem Mißtrauen stets neue Nahrung. Und vollends die Unterstellung, daß der Kaiser habe ein Werkzeug sein sollen in der Hand des Werkzeuges Bismarks! Der Streich soll denn auch gewirkt haben, freilich derart, daß man volle Klarheit über die Seite gewann, von welcher aus er geführt worden.

Ein anderes Symptom ist der jüngste Hirtenbrief des Erzbischofs Rauscher. Dieser Mann ist stets geschätzt worden als derjenige unserer Kirchenfürsten, welcher die größte Gelehrsamkeit, allgemeine Bildung, einen humanen, versöhnlichen Zug besitzt und dabei reichstreu, ein Gegner der föderal-klericalen Umtriebe ist. Alle Ministerien haben mit ihm Fühlung behalten, und daraus würde man auch Herrn v. Stremayr keinen Vorwurf machen können, wäre nicht der Cardinal selbst in den letzten Jahren ein anderer geworden. Die einstige Stütze der Opposition auf dem vaticanischen Concil hat sich bedingungslos, wie alle die anderen, unterworfen. Mußte er doch, um jeden

Zweifel zu zerstreuen, sich als Redacteur seines Organs in der Journalistik einen klericalen Klopffechter gefallen lassen, welcher bis dahin im Dienste der Rüdigier, Zwerger und Consorten den Erzbischof von Wien rücksichtslos angegriffen hatte als Lauen und Unzuverlässigen. Die neueste Aussprache Rauschers beweißt, daß er ganz in die Reihen der Zuverlässigen eingetreten ist. Wie früher gegen Preußen, so polemisirt er jetzt gegen die Landesvertretung, welche gewagt hat, die Anerkennung der Altkatholiken auszusprechen. Der Preis des Friedens zwischen dem liberalen Ministerium und der katholischen Partei soll sein, daß jenes in der religiösen Gesetzgebung nicht weiter geht, diese die förderalistische Opposition aufgiebt. Das hätte man früher einen Erfolg nennen dürfen, jetzt ist Rauscher nicht mehr der Führer, sondern der Geführte, bald wird er sich als Angeführter erkennen. Die ihn benutzen, werden natürlich an dem Ziele nicht stehen bleiben, welches sie ihm jetzt zeigen.

Die Consequenzen, welche sich dem Blicke aufdrängen, liegen vielleicht noch fern. Viel wird darauf ankommen, wie in Ungarn die Dinge gehen. Den Magyaren fängt die Aufmerksamkeit, welche die auswärtige Presse den Angelegenheiten Ungarns widmet, sehr lästig zu werden an. So lange sie die vom österreichischen Staate Unterdrückten waren, und wohlwollende Journale in Deutschland, England, Frankreich, Piemont aus Abneigung gegen Oesterreich alles für baare Münze nahmen, was ungarische Flüchtlinge ihnen von der Tyrannei der einen Seite und dem untadelhaften Liberalismus der anderen erzählten, berief man sich gern auf die unparteiische Stimme des Auslandes; jetzt versteht Niemand etwas von ungarischem Wesen, als der Magyare. Und da die Leute draußen, zunächst in Wien, sich nicht nehmen lassen, nach ihren beschränkten Begriffen zu urtheilen, wie das weite Land von den Karpathen bis Fiume und Hermannstadt glücklich gemacht wird, so verfällt man in Pest auf eine Abhülfe, welche allerdings auch schon früher beliebt war: den „ungarnfeindlichen“ Blättern soll der Postdebit entzogen werden. Noch besser wäre es, überhaupt keine Nachrichten aus Ungarn in die übrige Welt gelangen zu lassen. Nichts ist charakteristischer, als die Affaire des Abgeordneten Istoczy, welcher den Muth hatte, die Ueberschwemmung des Landes durch die Juden aus allen Grenzländern zur Sprache zu bringen. Er sprach eben aus, was jeder Nichtjude in Ungarn tausendmal, nur nicht öffentlich, gesagt hat, und da er selbst keinen unmittelbaren Erfolg erwartete, kann er mit der Aufnahme seiner Interpellation wohl zufrieden sein. Alle Parteiunterschiede waren vergessen, alle Blätter fielen pathetisch, wüthend oder höhnisch über ihn her, um zu beweisen, wie sehr Istoczy Recht hatte zu behaupten, die Juden fühlen sich dortzulande immer noch als Rasse, und um zugleich zu erhärten, daß die sogenannte öffentliche Meinung vollständig in

ihren Händen ist. Dann aber wehrte dasselbe Ministerium, welches aus seiner Absicht, alles Nichtmagyarische zu unterdrücken, nie ein Hehl macht, voll sittlicher Entrüstung die Zumuthung ab, irgend eine Unternehmung, etwa einen Schutzverein gegen die Juden, zu dulden. Sie sind als Nation und Religionsgenossenschaft geschützt, weil gefürchtet, Deutsche, Slovaken, Kroaten, Walachen u. s. w. werden wie Landesverräther behandelt, wenn sie wagen, für ihre Nationalität einzutreten.

Die vierte jener großartigen Unternehmungen, welche neuerdings in Wien ins Werk gesetzt worden sind: Stadterweiterung, Wasserleitung, Weltausstellung, Donauregulirung — ist nun auch sozusagen fertig. Die Donau hat von ihrem neuen Bette Besitz ergriffen, ohne doch das alte aufzugeben. Nur eine Abtheilung des neuen sollte ihr geöffnet werden, damit Schiffe die Steine zu den noch erforderlichen Uferbauten bequemer und wohlfeiler an Ort und Stelle schaffen könnten; allein die Gewalt des Stromes war nicht gut berechnet, der Einfluß nicht geschickt geleitet worden, und nun steht man gegenüber erheblichen Zerstörungen und der Nothwendigkeit, im fließenden Strome zu bauen. Die Autoritäten aber trösten sich mit dem Spruche des hinausgeworfenen Gastes: Ich wäre ja ohnehin bald gegangen! — und rechnen es sich als Verdienst an, daß nicht noch ein Regen hinzugekommen, der Prater nicht überschwemmt worden, ja, nicht einmal ein Menschenleben zu beklagen ist. Auch die neue Wasserleitung, gewiß ein großer Segen für Wien, kränkelt fast unaufhörlich. Das Werk sollte durchaus im Jahre 1873 schon den Fremden gezeigt werden, deshalb bezahlte man alle Arbeit viel theurer, gab dem Bauunternehmer eine Million über das Bedungene, und bei der Ueberhastung scheinen manche Arbeiten so schleuderisch gemacht zu sein, daß die Stadt schon mehr als einmal nahe daran war, gar kein Wasser zu haben.

Die Woche vom 17. bis 23. April, Shakspeares Geburtstag, ist vom Burgtheater durch Aufführung der historischen Dramen (Heinrich IV. bis Richard III.) gefeiert worden, welche Dingelstedt in derselben Weise vor Jahren in Weimar zur Aufführung brachte. Das Unternehmen hatte den verdienten großen Erfolg. Das Publicum ermüdete nicht nur nicht, wie die Gegner prophezeit hatten, sondern wurde wärmer von Abend zu Abend, und die Schauspieler selbst wuchsen förmlich mit ihren Aufgaben. Vor allem glänzend fielen Heinrich V., Heinrich VI. zweiter Theil und Richard III. aus; fast jeder der bedeutendsten Schauspieler erhielt Gelegenheit zu einer Leistung, auf welche er stolz sein kann, vorzüglich Baumeister (Falstaff), Hartmann (Heinrich V.), Lewinsky (Richard III.), Fräulein Wolter (Königin Margarethe). Dingelstedt als Bearbeiter und Director, Förster als Regisseur verdienten sich die höchste Anerkennung. Hoffentlich werden nun auch andere

große Theater nicht mehr vor den Historien zurückschrecken. Heinrich V. insbesondere sollte man sich in Deutschland doch nicht entgehen lassen — es braucht ja nicht alles, was Dingelstedt hinzugedichtet hat, mit in Kauf genommen zu werden.

Um dieselbe Zeit hat freilich Dingelstedt auch eine kleine Demüthigung erfahren. Es war bekannt, daß er in der jetzigen Krisis eine höhere Stellung, als Generaldirector der Hoftheater oder dergleichen, zu erhalten hoffte. Die Dilettantenvorstellungen im Auerspergschen Palais haben ihm einen Querstrich gemacht. Man sagt, er habe in den letzten Tagen häufig einen Vers aus den Liedern des kosmopolitischen Nachtwächters (mit welchem er wohl im übrigen keine Beziehungen mehr unterhält) mit leichter Variante citirt: „Ein Hofmann soll nicht witzig sein.“ Herr Jauner, welcher bei derselben Gelegenheit von Bewunderung überfloß, ist dafür fast unumschränkter, aufs glänzendste honorirter Director des Operntheaters geworden und darf, so unglaublich es klingt, daneben sein Privatunternehmen fortführen!

Aus Paris. Das Rundschreiben des Herrn Dufaure. Edgar Quinets Begräbniß. — Die junge französische Republik hat zur Befestigung ihrer Stellung im Lande in den letzten Wochen einen sehr bedeutsamen Schritt vorwärts gethan. Unter dem Datum des 30. März ist von dem Justizminister Herrn Dufaure an sämmtliche Generalprocuratoren eine Circularnote erlassen worden, worin diesen die Directive vorgeschrieben wird, welche sie der neuen Ordnung der Dinge gegenüber einzunehmen haben. Der Herr Siegelbewahrer erklärt in seinem Rundschreiben mit klarer Bestimmtheit, daß das gouvernement républicain nun das gesetz- und verfassungsmäßige in Frankreich ist, daß der sogenannte „Waffenstillstand der Parteien“ durch die Proclamirung der Republik sein Ende erreicht hat, und daß eine jede politische Partei von jetzt an verpflichtet ist, dies anzuerkennen. Ohne im Uebrigen den verschiedenen politischen Ueberzeugungen eine moralische Berechtigung und Achtung abzusprechen, betont Herr Dufaure, daß ein jeglicher Angriff auf die republikanische Staatsform in Wort, Schrift oder That num ein verbrecherischer geworden und als solcher zu ahnden sei, und daß eine jede Propaganda gegen dieselbe mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden würde.

Ein etwas skeptischer Kritiker könnte beim Lesen dieses Actenstückes nun freilich bemerken: — was hier vom Minister gesagt wird, versteht sich ja eigentlich ganz von selbst! — und sicherlich hätte diese Bemerkung ihre Berechtigung. Aber wenn man die augenblicklichen politischen Parteiverhältnisse in Frankreich berücksichtigt, so gewinnt das Circular Dufaure doch eine sehr große und wohl zu beachtende Bedeutung; ganz abgesehen übrigens davon, daß der Werth und das Ansehen einer Verfassung nicht so sehr darin besteht

daß sie überhaupt gegeben ist, als vielmehr in der Art und Weise, wie sie praktisch auf dem ganzen Gebiete der Staatsverwaltung bethätigt und gehandhabt und in ihren Consequenzen durchgeführt wird.

In Frankreich nun hatte die Republik, ehe sie es zur gesetzlichen Anerkennung brachte, gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist den Republikanern gelungen, die Nationalversammlung in Versailles, die in ihrer Majorität aus den großen monarchischen Fractionen der Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten zusammengesetzt ist, zur Annahme der republikanischen Verfassung zu bewegen; sie haben es erreicht, daß der Chef der Executivgewalt, der ultraconservative Marschall Mac Mahon in den Republikanern nicht mehr die persönlichen Feinde seiner Stellung an der Spitze des Staates sieht. Aber diesen großen und unbestreitbaren Sieg ihrer Ideen haben die Republikaner doch nur erreichen können durch die Hülfe und Unterstützung einer Partei, deren Freundschaft unter Umständen eine sehr bedenkliche und gefährliche sein kann. Die zur Republik neubekehrten Orleanisten sind hierzu nicht durch eine Begeisterung für die republikanischen Principien bewogen worden, sondern einzig und allein durch die Furcht vor der immer drohender werdenden Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserreichs, und geleitet von der Erwägung, daß unter der republikanischen Staatsform es ihnen — den Orleanisten — möglich sein werde, eine einflußreiche und dominirende Stellung sich zu bewahren, wohingegen ein drittes Kaiserreich sie wohl bald belehrt haben würde, daß Napoleoniden und Prinzen von Orleans nicht in ruhiger Eintracht zusammen auf Frankreichs Boden leben können.

Verliert man dies nicht aus den Augen und bedenkt man gleichzeitig, daß das heutige Ministerium sehr stark orleanistisch gefärbt ist, und daß der Präsident der Nationalversammlung, also der zweite, wenn nicht erste Beamte Frankreichs, der Herzog von Audiffret-Pasquier ist, einer der geschicktesten und energischsten Vertreter der orleanistischen Principien; erinnert man sich, daß der Ministerpräsident Herr Buffet in seiner bekannten Declaration am 12. März nicht einmal das Wort „Republik" zu gebrauchen für gut befunden oder gewagt hat, — so wird man zugeben müssen, daß unter solchen Umständen das Circular des Justizministers, welches klar und einfach von der Republik als der jetzt gesetzlichen Staatsform spricht, wohl seine Bedeutung hat. Gleichzeitig ist damit auch ein Beweis gegeben, daß Herr Dufaure, der klarsehende und bewährte alte Staatsmann und der weitaus bedeutendste Vertreter, den die Republikaner im heutigen Cabinet besitzen, immer mehr an Einfluß auf die zu befolgende innere Politik der Regierung gewinnt.

Somit erhält es dann auch eine erhöhte Wichtigkeit, daß der Schwerpunkt und die Hauptspitze des Rundschreibens gegen den Bonapartismus gerichtet ist, und daß durch die Veröffentlichung desselben im „Journal officiel" die

heutige Regierung sich als eine antibonapartistische bekannt hat. Denn wenngleich Herr Dufaure von den Umtrieben aller Parteien spricht, so ist es doch gewissermaßen Unsinn, von Conspirationen der Republikaner gegen die Republik etwas fürchten zu wollen; andererseits aber hat die legitimistische Propaganda so wenig etwas Furchterweckendes, daß der Gedanke einer Restauration des Königthums mit Heinrich V. und dem Lilienbanner wohl keinem Republikaner auch nur eine Stunde unruhigen Schlafes bereiten wird. Die einzige und wirklich ernste Gefahr droht der Republik allein von Seiten der bonapartistischen Partei. Diese hat es verstanden, die am 24. Mai 1873 vom Herzog von Broglie inaugurirte trêve des partis so geschickt, so kühn und so erfolgreich zu ihren Gunsten auszunutzen und auszubeuten, daß es wahrlich nicht Uebertreibung war, wenn in den großen parlamentarischen Debatten im Februar dieses Jahres verschiedene Redner wiederholt die Lage einfach dahin präcisirten: entweder Wiederherstellung des Kaiserreichs oder Erklärung der Republik!

Die Bonapartisten machen sich auch nicht die geringsten Illusionen darüber, an wen der avis au lecteur in der Circularnote gerichtet ist. Man kann dies sehr deutlich erkennen aus der maßvollen und ganz ungewöhnlich ruhigen Weise, mit welcher dieselbe von den Hauptorganen der Partei commentirt wird, z. B. vom „Ordre" und „Pays", in welchem letzteren Blatte Herr Paul de Cassagnac sonst täglich seine leidenschaftlichen und vor Nichts zurückschreckenden Artikel den Franzosen zu lesen giebt. Zwar wissen die Imperialisten mit großer Gewandtheit dem Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, wieder und wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, daß er Marschallsstab und Herzogstitel dem Kaiserreiche verdanke, und verstehen es Herrn Buffet daran zu erinnern, daß er Minister Napoleons III. war; aber mögen diese Männer immerhin aus ihrer Vergangenheit gewisse und sicherlich nur im höchsten Grade zu achtende Sympathien für die gefallene Dynastie in ihrem Innern bewahrt haben, nichtsdestoweniger ist die heutige Regierung, die nun gesetzlich und verfassungsmäßig eine republikanische ist, schon durch das einfache Gebot der Selbsterhaltung gezwungen, eine antibonapartistische zu sein. Wenn man auch nicht gerade einen Vernichtungskrieg gegen den Imperialismus durch eine Purification der ganzen Verwaltung und der Armee von gefährlichen bonapartistischen Elementen unternehmen wird, so wird man dennoch sicherlich eine jede bonapartistische Propaganda und einen jeden Versuch des Bonapartismus, über die Grenzen des durch die Gesetze gestatteten Spielraumes irgendwie hinauszutreten, mit vollster Energie zu unterdrücken und zu bestrafen verstehen. Die Bonapartisten, die ja selber reiche Erfahrung darin besitzen, wie man in Frankreich mit besiegten politischen Gegnern umzugehen pflegt, wissen auch vollkommen, daß sie gegebenen Falles keinerlei Schonung

von der heutigen Regierung zu erwarten haben, solange Herr Dufaure das Portefeuille der Justiz innehat, und solange der Herzog von Audiffret-Pasquier, ihr geschworener und von ihnen am meisten gehaßter und gefürchteter Gegner, den Präsidentensessel der Nationalversammlung einnimmt.

Will die Republik sich in Frankreich behaupten, so darf sie keine selbstmörderische Nachsicht gegen bonapartistische Umtriebe zeigen; und daß die heutige Regierung sich darüber völlig klar ist, dafür ist der Erlaß des Justizministers an die Generalprocuratoren ein deutlicher Beweis und darum hat derselbe für die neue und junge republikanische Verfassung seine große Bedeutung.

Ich will hierbei noch erwähnen, daß dies Actenstück von der „Times" vierundzwanzig Stunden früher veröffentlicht worden ist, ehe es im „Journal officiel" erschienen und irgend ein französisches Blatt davon Kenntniß erhalten hatte. Die Pariser Blätter haben solches sehr übel vermerkt und der Regierung die bittersten Vorwürfe nicht erspart wegen dieser „Rücksichtslosigkeit" gegen die einheimische und wegen dieser „entgegenkommenden Indiscretion" gegen die auswärtige Presse. Wie nun auch die „Times" in den Besitz des Circulars, welches zunächst und vor Allem Frankreich anging, gelangt sein mag, etwas Beschämendes liegt auf alle Fälle für die französische Presse darin.

Das Begräbniß des kürzlich verstorbenen Herrn Edgar Quinet hat durch die große Betheiligung der Pariser Bevölkerung an demselben den Charakter einer republikanischen Manifestation angenommen. Herr Edgar Quinet, der als Gelehrter und Geschichtsforscher eines wohlverdienten Rufes genoß und auch in Deutschland wohl bekannt ist, gehörte der äußersten radicalen Linken an, zu jenen demokratischen Doctrinären, von denen man ebenfalls sagen kann: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. An den Debatten der Nationalversammlung nahm Quinet keinen hervorragenden Antheil und zeichnete sich überhaupt weniger durch ein thätiges Eingreifen in die politische Leitung seiner Partei aus. Aber die Pariser Bevölkerung hatte dem unter dem Kaiserreich verbannt gewesenen Manne ein dankbares Andenken bewahrt, und leicht geneigt zu politischen Demonstrationen wie sie ist, ließ sie sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen. Tausende und aber Tausende von Menschen, unter denen die Vorstädte von Paris sehr stark vertreten waren, geleiteten den einfachen Wagen, der die Leiche von Edgar Quinet von Versailles nach Paris hinüberführte, in musterhafter Ordnung zum Kirchhofe; die Menge, die dort sich zusammengefunden hatte, ist auf über fünfzigtausend geschätzt worden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß nicht die leiseste Unordnung und keinerlei Conflict mit der Polizei, die gleichfalls mit äußerster Reserve auftrat, vorgefallen ist.

Zuerst sprach am Grabe seines alten Freundes Herr Victor Hugo.

Selten wohl hat Victor Hugo schöner und hinreißender gesprochen. Der alte republikanische Barde, der durch seine patriotisch-romantischen Ergüsse seit dem letzten Kriege seinem Ruhme keine sonderlichen Lorbeeren hinzugefügt hat, vermag dennoch, wenn die Leidenschaft der Politik die Klarheit des Denkens bei ihm nicht beeinträchtigt, seiner Leier wunderbare Töne zu entlocken, und er ist unstreitig noch immer der erste augenblicklich lebende Dichter Frankreichs. Die Palme des Tages jedoch gebührt nicht ihm, sondern Herrn Gambetta, der gleichfalls sprach und in seiner Rede kühn die politische Frage des Tages behandelte. Der jugendliche Exdictator hat seinen gewaltigen Einfluß auf die großen Massen sich bewahrt, andererseits aber hat der „Fou fourieux", wie Herr Thiers ihn einst nannte, an politischer Mäßigung, Erfahrung und Klugheit bedeutend gewonnen. Während der letzten Monate der Krisis vor der Annahme der republikanischen Verfassung hat Gambetta fortwährend übertriebene Anforderungen und doctrinäre Principienfragen innerhalb seiner Partei siegreich zu bekämpfen gewußt und es verstanden, die radicalen Republikaner zu lehren, das Mögliche dem Wünschenswerthen vorzuziehen. Und wenn Gambetta am Grabe Quinets von der „Vereinigung und Versöhnung des Proletariats und der Bourgeoisie" spricht, so ist er damit wahrlich weit entfernt von den socialistischen Ideen des „Kampfes der Arbeit gegen das Capital"; und wenn er von den „nouvelles couches sociales" redet, so betont Gambetta hiermit, daß er seine Republik auf breitester Grundlage im Volke basiren will, indem er zu den herrschenden und dirigirenden Classen in Frankreich eine neue Generation heranzieht, und durch ein fortwährendes Antheilnehmenlassen am politischen Wählen und durch ein stetes Hinweisen, auf dem Wege der Arbeit und Ordnung in Ruhe vorzuschreiten, diese Generation reif zu machen sucht, an den großen Arbeiten des Staatslebens mit theilzunehmen. Denn so eifersüchtig die Franzosen im Allgemeinen auf ihre politischen und bürgerlichen Freiheiten, die sogenannten Errungenschaften der großen Revolution sind, so leicht gehorchen sie wiederum andererseits dem Einflusse und Anstoße eines starken Gouvernements. Daher hat man wahrlich mit Recht gesagt, daß die Franzosen das am leichtesten zu regierende Volk seien und das zur Selbstverwaltung am wenigsten geeignete.

Für Herrn Gambetta gestaltete sich in Folge seiner Rede das Begräbniß Edgar Quinets zu einer Volksovation, und sicherlich ist die politische Rolle des jungen und beliebten Parteiführers, der schon eine so große Vergangenheit hinter sich hat, noch nicht ausgespielt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Im Allgemeinen läßt sich ja darüber streiten, ob ein Kirchhof und ein offenes Grab die geeignete und passende Stelle ist, um einer großen Volksmenge ein politisches Parteiprogramm vorzutragen; gewiß aber kann diese Erwägung in keiner Weise die maßlose

Sprache rechtfertigen, welche sich die conservative Presse, vor Allem die ultramontane und bonapartistische, gegen und über den gestorbenen Republikaner und über das ganze Begräbniß erlaubt hat. Der Zorn der Ultramontanen war erregt worden, weil Herr Edgar Quinet ein Civilbegräbniß gewünscht und erhalten hatte; und die Wuth der Bonapartisten wurde aufgestachelt, weil die ganze Manifestation in tadelloser Ordnung ablief, während es doch zu den Lieblingsredewendungen der Bonapartisten gehört, stets sich als die alleinigen Hüter der öffentlichen Ruhe hinzustellen und Republik und sociale Unordnung gleichsam als Synonyma hinzustellen. „Rettung der Gesellschaft" gehört ja zu ihrem Programm. Immerhin aber dürfte Alles dies keine Entschuldigung für die von Injurien strotzenden Artikel der angedeuteten Organe sein.

Aus Berlin. Die Reichsjustizcommission. Musik und Theater. — Um einem fühlbaren Mangel an parlamentarischen Debatten abzuhelfen, hat sich jetzt auch der Reichstag in dem Extract seiner Justizcomission wieder hier eingefunden und wird wohl fürs Erste nicht ans Heimgehen denken. Unter einem halben Jahre, meinen selbst die Optimisten aus den Mitgliedern, wird es kaum möglich sein, Gesetzentwürfe von einem Umfang wie das Kleeblatt Civilproceß, Strafproceß, Gerichtsverfassung durchzuarbeiten; die meisten aber machen sich schon darauf gefaßt, bis ins nächste Jahr hinein sitzen zu müssen. Den Ergebnissen ihrer Arbeit haben wir alle Ursache mit lebhafter Spannung und Theilnahme entgegenzusehen. Die Herstellung eines einheitlichen gerichtlichen Verfahrens nach den besten Grundsätzen, welche die Proceßrechte aller deutschen Länder enthalten, wird eine der werthvollsten Früchte der Reichsgesetzgebung sein. Ein Recht und Ein Heer sind nach Innen und nach Außen die wichtigsten Merkmale nationaler Zusammengehörigkeit. Darum begrüßen wir die wackere Schaar rechtskundiger Männer aus allen Gauen des Reichs freundlich in unsern Mauern und wünschen den Segen der Göttin Themis auf ihr Werk herab.

Sonst ist auf dem Gebiete der Politik aus der vergangenen Woche kaum etwas zu berichten, man müßte denn einen besonderen Werth legen auf die „Enthüllungen", welche über das Verhältniß des Fürsten Bismarck und des heiligen Vaters zur Zeit des französischen Kriegs und der Errichtung des Reichs jüngster Tage gemacht wurden. Die zarten Beziehungen, welche damals zwischen den beiden Mächten obwalteten, als Bismarck beim päpstlichen Stuhl sich über die Bildung der Centrumspartei beschwerte und um Friedensvermittelung bei Gambetta ersuchte, erscheinen uns heutzutage einigermaßen befremdend, da wir aus unserer raschlebenden Gegenwart uns nur mit Mühe selbst in eine so kurze Vergangenheit zurückdenken können, wo der äußere

Friede zwischen Berlin und Rom noch nicht gestört war. Daß Fürst Bismarck gelegentlich Hülfe sucht, wo er sie findet, kann ja doch bei diesem praktisch-realistischen Politiker im Grunde nicht Wunder nehmen, und daß der päpstliche Stuhl damals dem deutschen Staatsmanne ein gewisses Entgegenkommen bewies, ist ebenfalls begreiflich; denn man wiegte sich damals in officiellen katholischen Kreisen in eigenthümlichen Illusionen über die Natur des neuen deutschen Reichs. So klingt es denn fast wie ein Märchen, es ist aber eine Thatsache, und im Grunde nicht einmal eine wunderbare, daß noch vor wenigen Jahren der Reichskanzler mit dem unfehlbaren Papste intimen diplomatischen Verkehr pflegte.

Doch das sind Reminiscenzen, die mehr ein historisches als praktisches Interesse besitzen. Ueberlassen wir die Ergründung dieser Vorgänge dem berufsmäßigen Geschichtsforscher und wenden wir unsere Aufmerksamkeit andern Dingen zu.

Die musikalischen Novitäten, welche uns die Bühne des „Opernhauses" in dieser Saison bescheerte, haben in den letzten Tagen einen Zuwachs durch die längst angekündigte und mit Spannung erwartete neueste Tondichtung von Anton Rubinstein, „die Maccabäer", erhalten. Der Componist hat hier vor Kurzem durch eine Reihe von Concerten als Claviervirtuos Furore gemacht ist auch auf der Opernbühne kein Neuling, wenn gleich seine früheren Arbeiten nicht gerade dauernden Beifall gefunden. Das jüngste Werk aus dem neuerdings so beliebten biblischen Legendenkreis ist hier ziemlich günstig aufgenommen worden. Der gewaltige tragische Stoff ist aus Otto Ludwigs Drama, dem sich der Text von Mosenthal eng anschließt, bekannt; die vielen für unser Gefühl abstoßenden Härten und Gräuel der Dichtung sind alle in das Opernlibretto mit hinübergenommen, so namentlich die für unsere Anschauungen unbegreifliche und widerwärtige eigentliche Katastrophe, wie das siegreiche Judenheer aus bigotter Scheu den Sabbath zu entheiligen sich gleich wehrlosen Schafen abschlachten läßt. Was den musikalischen Werth der Oper betrifft, so ist Ihr Berichterstatter in der edlen Tonkunst zu wenig Sachverständiger, um über den allgemeinen Eindruck und die Stimme der öffentlichen Meinung hinaus sich an eine Kritik im Einzelnen wagen zu können. Rubinsteins Schöpfungen sind berühmt durch die ungezügelte oft wilde Phantasie und den unerschöpflichen Ideenreichthum, Eigenschaften, mit denen die innere Vertiefung, die Sorgfalt der Durcharbeitung nicht überall gleichen Schritt hält. Ungleichartig stehen neben den klangvollsten und anziehendsten wieder platte, gewöhnliche, flüchtige Partien. Der gegebene Stoff und des Künstlers innere Neigung hätte eigentlich zum Oratorium geführt, aber es sollte nun einmal eine moderne Oper werden, und an dem Zwiespalt dieser keineswegs ausgesöhnten verschiedenartigen Elemente krankt das ganze Werk. Oratorium-

motive, Züge aus der alten classischen Oper und aus der neuen romantischen Richtung gehen ohne Vermittlung und Einheit neben einander her. In einzelnen, namentlich lyrischen Partien zeigt sich jedoch die ganze Anmuth und geniale Kraft des Meisters; die sanften schwermüthigen Hirtenlieder auf den Gebirgstriften Palästinas, die feierlich ernsten, uralten Synagogenweisen entlehnten Gebete zu dem strengen Gott Jehova, die jubelnden Siegeshymnen der Syrer, die ergreifenden Hosiannahgesänge der zum Tode gehenden Maccabäerkinder, das sind Glanzpunkte des Werkes, welche den bisweilen betroffenen und zweifelnden Hörer wieder völlig gewinnen. Nach der Aufnahme in Berlin zu schließen, hat die Oper ihren Rundgang durch die Welt unter im Ganzen günstigen Auspicien begonnen. Es werden freilich nur Bühnen ersten Ranges im Stande sein, den, namentlich an die Chöre gestellten außerordentlich großen Ansprüchen zu genügen.

In demselben Augenblick, wo einer der bedeutendsten Gegner der jungdeutschen Richtung mit seiner neuesten Schöpfung vor die Oeffentlichkeit getreten ist, weilt auch das Haupt der andern Schule, Richard Wagner, in unsern Mauern und dirigirt eine Anzahl Concerte, die in der Gesellschaft als ein musikalisches Ereigniß ersten Ranges betrachtet werden. Ich war leider nicht im Stande, mich durch den gewaltigen Zudrang durchzukämpfen, und so kann ich nur von Hörensagen berichten, daß der Erfolg der Bruchstücke aus der „Götterdämmerung" ein unerwartet großer und der Beifallssturm ein rasender war, und daß auch der gefeierte Maestro seine allerhöchste Zufriedenheit mit dem Berliner Publicum in einer gnädigen Ansprache kundgab.

Ein dritter musikalischer Genuß war, „der Wärwolf" von J. G. Franz, eine neue Oper, von der wir in einem Concerte der „Singakademie" eine Auswahl von Bruchstücken gehört, welche uns wünschen lassen, das Werk bald vollständig auf der Bühne begrüßen zu können. Der Componist, der Fama zufolge, mit seinem eigentlichen Namen Graf Botho von Hochberg, ein reicher und kunstsinniger schlesischer Edelmann, hat nach den vorliegenden Proben eine weit über das Dilettantenhafte gehende Befähigung. Es ist ein ächt romantischer Stoff, der uns hier vorgeführt wird. Die Handlung spielt im dreißigjährigen Kriege und der Schauplatz ist der Harz. Zwischen die historisch-romantischen Personen, den wilden Reiteroberst Merode, den ritterlich-schwärmerischen Grafen Eginhard von Hohenstein, das schwermüthige Schloßfräulein Oda, drängt sich die ganze Sagenwelt des Harzes und die wunderliche Spukgestalt des „Wärwolfes" in allen möglichen Verwandlungen und Verzauberungen, gar häufig an den „Freischütz" erinnernd. Der phantastische, dramatisch überaus lebhafte und mannigfaltige Stoff bietet Gelegenheit zur Entfaltung der verschiedenartigsten musikalischen Stimmungsbilder.

Anmuthige Liebesduette, volksthümliche Bauernweisen, prächtige kriegerische Chöre der „Harzschützen", dann das düstere dämonische Element des „Wärwolfes", das vereinigt sich, soweit wir aus den Fragmenten schließen können, zu einem äußerst wirkungsvollen Ganzen, aus dem einzelne wunderbar melodische Partieen als musikalische Glanzpunkte ersten Ranges hervorragen. Ein Dilettantismus, der „zum Vergnügen" so Gediegenes leistet, kann sich der besten Fach- und Berufskraft unbedenklich zur Seite stellen.

Die neuen dramatischen „Kleinigkeiten", mit denen das „Schauspielhaus" noch zu guterletzt vor die Oeffentlichkeit getreten ist, sind außerordentlich leichte Waare. „Was ist eine Plauderei?" von O. F. Gensichen, einem Autor, der sonst in tragisch-romantischen Stoffen zu arbeiten pflegt, ist eine leidlich amüsante, aber herzlich unbedeutende Conversation zwischen zwei Personen nach Art der französischen „Causeries" oder „Proverbes". Noch eine Stufe tiefer steht das kleine Lustspiel „Bogadil" von Murad Effendi, unter welchem türkischen Namen sich ein Diplomat in Dresden verbergen soll, dem seine amtliche Wirksamkeit Zeit zu solchen Allotrias läßt. Es ist eine ziemlich ungesalzene diplomatische Anekdote, zu deren Inscenirung ein ungebührlich bedeutender Apparat in Gestalt der drei Staatsmänner Metternich, Talleyrand und Wellington aufgeboten wird. Und auch die dritte umfangreichere Gabe, der dreiactige Schwank von A. von Winterfeld, betitelt: „Der Hauptmann von Kapernaum" erwarb sich nur sehr stellenweise Beifall. Der beliebte Soldatenhumorist ist auf dem Theater weniger glücklich als in der komischen Erzählung. Der Stoff, der sich um die verspätete Rückkehr eines Offiziers zu der Flamme seiner Jugend dreht, ist einer bekannten historischen Anekdote entnommen, die unseres Wissens auch schon in dem alten Lustspiel von J. v. Voß „Des Fahnenjunkers Treue" dramatisch behandelt ist. Durch die matte, viel zu weit ausgesponnene Handlung zieht sich ein ziemlich spärlicher Humor, der nicht hinreicht, die vielen dürren Partien zu erfrischen. Es muß leider constatirt werden, daß unter den fast ein Dutzend betragenden neuen Aufführungen des „Schauspielhauses" in diesem ganzen Winter sich nicht ein einziges Stück von dauerndem Werth und Interesse befand, wofür allerdings nicht die Bühne, sondern die Poeten verantwortlich zu machen sind. O.

Literatur.

Ueber Schliemanns Troja. Von L. v. Sybel. Marburg, Elwert 1875. — Schliemanns Troja! Denn das homerische ist es allerdings nicht. So fest dies allen Kundigen vom Anfang an stand, so wenig hat sich doch

ein Theil des Publicums daran gewöhnen können. Es vergißt, daß Homer ein Dichter und darum lediglich an die Gesetze seiner Kunst gebunden ist. Als solcher darf er frei mit seinem Stoffe schalten und übt dies ureigne Recht nicht etwa bloß an Menschen und Ereignissen, sondern auch an dem Raum, auf dem Alles, was er erzählt, sich abspielt. Auch wo die Oertlichkeit bestimmt bezeichnet ist, wie von Homer Troja, darf der Dichter sie im Einzelnen nach Gutdünken und so, wie es sich zu dem Uebrigen schickt, gestalten. In unsrer verständigen und gelehrten Zeit fällt es schwer an diese grenzenlose Freiheit der Phantasie zu glauben; wir sind so unbillig an alle Dichter dieselbe Forderung zu stellen, die Schiller im Tell an sich selber gestellt und in glänzender Weise erfüllt hat. Jenes Dichterrecht wieder in Erinnerung gebracht zu haben, ist nicht das einzige Verdienst, das die Schliemannschen Funde und die daran anknüpfenden Erörterungen beanspruchen dürfen. Hat unser Landsmann auch nicht, wie er wünschte, die ehrwürdigen Trümmer der Priamosstadt entdeckt, so hat er doch allerlei Gegenstände ans Licht gefördert, die für die Archäologie sehr brauchbares Material sind, und sich dadurch den Dank der Wissenschaft verdient. Schliemanns eingebildete und wirkliche Verdienste sind so oft, bis zur Ermüdung, besprochen worden, auch diese Zeitschrift hat einmal ihre Blätter dazu hergeben müssen, und doch wüßte ich nicht, daß es irgendwo in so übersichtlicher, auch dem Laien verständlicher und anregender Weise geschehen wäre, als in dem obengenannten Schriftchen, das darum unsern Lesern aufs Angelegentlichste empfohlen sei.

H.

Charles Dickens' Leben. Von John Forster. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Althaus. 3 Bd. Berlin, Verlag der Königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1872—1875. — Endlich liegt das liebenswürdige Buch des langjährigen Freundes von Charles Dickens in gelungener deutscher Uebersetzung vor uns. Ungemein reichhaltig, wie es ist, bietet es trotz aller Formlosigkeit der Composition ein stattliches Quellenmaterial zur Geschichte der brittischen Dichtung. Und besonders der letzte Band läßt einen Blick thun in die ganze Art der Arbeit, wie Dickens sie pflegte. Ein schriftstellerisches Leben von fünfunddreißig Jahren wird vor uns ausgebreitet, voller Fleiß und voll wechselnder Erfolge. Es ist aber kein erquickliches Bild, das wir gewinnen, und es ist im ganzen ein tragischer Eindruck, der uns bleibt. Denn das kummervolle Leben der Jugend hat der Dichter doch nicht überwunden, jene geistige Höhe und Freiheit doch nicht erreicht, die, um biblisch zu reden, die Krone des Lebens ist. Noch im späten Alter vermochte der ruhmbedeckte Mann kaum an dem Schuhwichselager vorbeizugehen, in dem er als Knabe gearbeitet, und nur eine zufällige

Frage Forsters ließ das Verhältniß überhaupt bekannt werden. Man darf es wohl tragisch nennen, daß auch ihn die auri sacra fames zuletzt ergriff, daß er um Geldgewinn, denn des Ruhmes bedurfte er nicht, von Stadt zu Stadt zog in den Ländern englischer Zunge diesseits und jenseits des Meeres, um abermals und abermals vorzulesen, was im Druck längst schon Jedem für ein paar Schillinge zu Gebote stand. Zum Tode matt lag er dann des Tages oft bewußtlos auf dem Sopha und wenn der Abend kam, las er doch, trotz des einsichtigen Rathes besorgter Freunde, trotz der fieberischen Bewegung, die ihn zu ergreifen pflegte, bis ein jäher Tod diesem unnatürlichen Treiben ein Ende setzte, kaum an der Grenze des Greisenalters. Aber ein einziger Mann sank mit ihm ins Grab, ein populärer Schriftsteller ohne Gleichen. Tausenden derer, die mühselig und beladen sind, hat sein Humor den Weg des Trostes gewiesen, und nicht eine Seite hat er geschrieben, die dem gefährlich wäre, was man Sittlichkeit zu nennen pflegt. Es mag darin ein dichterischer Mangel liegen, für den Volksschriftsteller, dessen Mission theilweise eine pädagogische ist, ist es jedenfalls ein seltenes Lob.

Freilich nicht allenthalben wäre auch der Boden für einen Autor seiner Art. Um ihn und seine Wirkung zu verstehen, muß man die Geschlossenheit und festgeprägte Eigenart der englischen Gesellschaftsclassen ins Auge fassen, vor allen auch derjenigen, die er zur Grundlage seiner beredten Schilderungen nahm, auf die hauptsächlich er wirken wollte. Die Königin telegraphirte aus Balmoral „ihr tiefstes Bedauern über die traurige Nachricht von Charles Dickens Tode“ und dies war die Empfindung aller Klassen ihres Volkes. Und als seine Ueberreste auf Anregung der „Times“, die immer am deutlichsten die öffentliche Meinung Englands ausgesprochen hat, in der Abtei von Westminster unter den berühmten Todten des Landes beigesetzt wurden, sprach der Dean in seiner Trauerrede es beredt aus, daß der Tod Weniger eine solche Lücke hinterlassen werde, als der Charles Dickens, der der vertraute Freund gewesen sei eines jeden Haushalts, der einen größeren Raum in den Gedanken des englischen Volkes eingenommen habe, als irgend ein anderer Schriftsteller, während der letzten dreißig Jahre, der alle veranlaßt habe, mit den guten, wahren, aufrichtigen, ehrenhaften, englischen Charakteren des gewöhnlichen Lebens zu sympathisiren und über die Selbstsucht, die Heuchelei, die falsche Respectabilität religiöser und sonstiger Bekenner zu lachen. Und so mag die ausführliche und liebevolle Schilderung Forsters zu abermaligem und erhöhtem Genuß der Dickenschen Schriften einladen und erfolgreich dem Interesse dienen, welches deren Lectüre für die Person ihres Autors erweckt.

Die Monumenta Germaniae.

In den Tagen vom 7.—11. April hat die Constituirung und erste Versammlung der neuen Centraldirection der Monumenta Germaniae in Berlin stattgefunden. Sämmtliche Mitglieder waren anwesend: aus der alten Centraldirection Geh. Regierungsrath Pertz in Berlin und Justizrath Euler in Frankfurt a. M., neugewählt von der Berliner Akademie Professor Mommsen in Berlin und Geh. Regierungsrath Professor Waitz in Göttingen, von der Wiener Akademie Professor Sickel in Wien und Professor Stumpf-Brentano in Innsbruck, von der Münchener Akademie Geh. Rath Professor v. Giesebrecht in München und Professor Hegel in Erlangen. Für die durch den Tod des Geh. Justizrath Professor Bluhme erledigte Stelle ward Professor Wattenbach in Berlin erwählt, außerdem die Direction durch Professor Dümmler in Halle und Professor Nitzsch in Berlin verstärkt, so daß sie in Zukunft aus elf Mitgliedern besteht, von denen die in Berlin ansässigen den Localausschuß bilden. Nachdem die Versammlung von Professor Mommsen als Secretär der zuletzt mit der Leitung beauftragten Berliner Akademie eröffnet und einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt waren, ward Professor Waitz zum Vorsitzenden erwählt und die Wahl von demselben unter der Voraussetzung angenommen, daß es ihm möglich sein werde, wie es das von dem Reichskanzleramt bestätigte Statut fordert, seinen Wohnsitz demnächst in Berlin zu nehmen.

Die Versammlung beschäftigte sich dann vorzugsweise mit der Feststellung des in Zukunft zu befolgenden Arbeitsplanes. Es ward dabei im allgemeinen an den früher gemachten Abtheilungen festhalten, doch so daß weitere Theilungen und Aenderungen vorbehalten blieben, auch gleich für die Schriftsteller aus der Periode des Uebergangs aus der Römischen in die Germanische Zeit eine besondere Abtheilung gebildet ward, in der die verschiedenen Werke der einzelnen Autoren möglichst vereinigt werden sollen: ihre Leitung übernahm Professor Mommsen. Die Geschichtschreiber der späteren Zeit wurden wenigstens vorläufig unter Einer Leitung belassen und diese Professor Waitz übertragen. Es gilt da einmal die begonnene Reihe der Scriptores, zunächst der Staufischen Zeit, nach dem bisherigen Plane fortzuführen, wobei jedoch beschlossen ward, die Deutsch geschriebenen Chroniken auszusondern und als selbständige Sammlung mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen zu veröffentlichen: ein erster Band davon wird sehr bald zum Druck gelangen können. Demnächst ist die Lücke der früher übergangenen Bände 13—15 auszufüllen, wofür Nachträge zu den zwölf ersten Bänden (XIII), die historisch wichtigen Streitschriften aus der Zeit des Investiturstreits (XIV) und die Papstleben von der ältesten Zeit bis zum Schluß der Staufischen Periode (XV) in Aussicht genommen sind. Als besondere Sammlung sollen unter dem Titel Scriptores rerum Francicarum die fränkischen Geschichtsschreiber der Merovingischen Zeit erscheinen, woran sich wahrscheinlich ein besonderer Band Scriptores rerum Langobardicarum anschließen wird, während die Quellenschriften der Gothischen und Vandalischen Reiche der Sammlung der ältesten Schriftsteller überwiesen sind, die Angelsächsischen wie bisher von dem Plan der Monumenta ausgeschlossen bleiben. Auch ein Neudruck der älteren im Buchhandel vergriffenen Bände mit den nöthigen Ergänzungen und Verbesserungen ward in Aussicht genommen, doch zunächst gegen die Fortsetzung des begonnenen großen Werkes zurückgestellt. Dagegen sollen die Separatabdrücke einzelner Werke,

deren Auflage erschöpft, neu und, soweit es nöthig ist, verbessert herausgegeben, auch in Zukunft weitere Abdrücke der Art mit vollständigeren kritischen und erläuternden Anmerkungen gegeben werden. — Für die Abtheilung der Leges ward für jetzt kein besonderer Leiter bestellt, dagegen dem Vorsitzenden übertragen, sowohl für die Fortsetzung der begonnenen Bände wie für die erforderliche Neubearbeitung der beiden ersten, ebenfalls vergriffenen Bände mit geeigneten Gelehrten Unterhandlungen anzuknüpfen. Eine Ausdehnung des Werkes auch auf die Sammlung der Stadtrechte blieb späterer Zeit vorbehalten. — Die Leitung der anderen Abtheilungen ward so vertheilt, daß Professor Sickel die Urkunden (Diplomata), Professor Wattenbach die Briefe (Epistolae), Professor Dümmler die bisher unter dem Titel Antiquitates vereinigten Denkmäler übernahm. Es blieb späterer Entscheidung vorbehalten, ob zunächst die Urkunden der älteren Karolinger oder die der Deutschen Könige und Kaiser erscheinen sollen, während bei den Briefen mit denen der Fränkischen Zeit begonnen werden wird. In der letzten Abtheilung sollen zunächst die historischen Gedichte Berücksichtigung finden und unter besonderem Titel erscheinen; woran sich später eine Sammlung von Necrologien, Handschriftenkatalogen, Verzeichnissen von Kirchenschätzen, Inschriften u. a. anschließen wird. — Während die begonnenen Reihen der Scriptores und Leges in der bisherigen Form fortgeführt werden, ist für die neuen Sammlungen und den Neudruck vergriffener Bände sowie des ersten Bandes der Diplomata ein kleineres Format in Aussicht genommen. Auch soll das Streben der Centraldirection darauf gerichtet sein die Preise möglichst zu ermäßigen und so gerechten Wünschen zu entsprechen. — Für Berichte über Reisen, vorbereitende Untersuchungen und andere kritische Arbeiten über Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters ist die Zeitschrift bestimmt, die unter Professor Wattenbachs Redaction als neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erscheinen wird.

Das große von dem Freiherrn von Stein begründete, lange Jahre ruhmvoll von Pertz geleitete Unternehmen tritt so in eine neue Periode ein. Wie Bedeutendes bisher geleistet, noch liegt ein weites Gebiet umfassender Arbeiten vor, das zu bewältigen es nicht geringer Zeit, nicht unbedeutender Geldmittel, vor allem einer Vereinigung der hierfür vorhandenen Arbeitskräfte bedarf. Möge es der neuen Centraldirection gelingen diese zu erreichen und sie so in den Stand gesetzt werden die gehegten Wünsche und Erwartungen zu befriedigen.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In Nummer 16 Ihrer Zeitschrift ist in einem, die österreichischen Universitätsverhältnisse betreffenden Aufsatze die Bemerkung enthalten, ich sei, wie die Herren Ihering und Schulte, durch die Referenten des k. k. Unterrichtsministeriums aus Oesterreich „förmlich hinausgedrängt" worden. Ich erkläre diese Angabe für völlig wahrheitswidrig, da ich im Gegentheil alle Ursache habe, des fortwährenden Wohlwollens, dessen ich mich seitens des k. k. Unterrichtsministeriums zu erfreuen hatte, immer dankbar mich zu erinnern.

Straßburg, 20. April 1875. Professor Dr. Oscar Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 30. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus Weimars goldenen Tagen.*)

Von Hermann Uhde.

Nachdem es gelungen war, das Andenken der liebenswürdigen Malerin Louise Seidler (1786—1866) durch deren „Erinnerungen" wieder aufzufrischen, fand sich noch das eine oder andere Billet ihrer Hand vor, welches als Nachtrag zu dem größeren Werke dankbar willkommen geheißen und für eine zweite Auflage zurückgelegt ist. Die werthvollste Gabe kam von den Söhnen der Jugendfreundin unserer Malerin: von den Söhnen Pauline Gotters, welche bekanntlich die zweite Gattin des Philosophen Schelling wurde. Ihr liebliches Bild tritt uns aus „Schellings Leben in Briefen" so lebensvoll und farbenfrisch entgegen, daß Niemand sich seinem Zauber entziehen kann; grade so scheint es Louise Seidler gegangen zu sein. Wenigstens blieb der Briefwechsel immerdar sehr rege.

Geknüpft hatte sich das Freundschaftsband zwischen Louise und Pauline im Pensionate der Doctorin Stieler zu Gotha, in welcher Stadt Pauline am 29. December 1784 das Licht der Welt erblickt hatte. Zwölf Jahre früher, als Louise Seidler, am 30. December 1854, ging sie heim; Briefe und Besuche hatten den Seelenbund zwischen ihr und der einstigen Pensionsgenossin immer wieder erneuert.

Durch besondere gütige Erlaubniß ist es möglich, aus den Briefen der Jenaischen Malerin nachstehend Bruchstücke zu geben. Die Correspondenz ist nur sehr lückenhaft erhalten geblieben; aus dem allgemein Interessanten ein organisches Ganzes herzustellen, war kaum möglich. Nur kleine Steine herbeizutragen, gilt es hier; gelegentlich mag wohl einer oder der andere derselben von geschickten Meistern zu einem wohlgefügten Bau verwendet werden. Am meisten bemerkenswerth scheinen die Notizen über Silvie Ziegesar; so lange Goethes Briefe an sie unveröffentlicht bleiben, ist jedes Streiflicht, das von anderer Seite her auf ihre Erscheinung fällt, doppelt willkommen zu heißen.

Und so schreibt denn Louise Seidler an Pauline Gotter nach Gotha, aus Jena vom 4. Juni 1809:

*) Briefbruchstücke der Malerin Louise Seidler.

„Silvies Entrevue mit Goethe bei Kaisers*) war ihr ganz unerwartet, und, wie es schien, sehr überraschend. Sie hatte mir ein Billet geschrieben, um sie dort zu sehen; als ich aber hinkam, war sie ausgegangen, und Goethe war unter der Zeit gekommen. Es war mir auch sehr überraschend, ihn bei Kaisers zu treffen, und eine unausstehliche Verlegenheit überfiel mich, als ich in der engen Stube die ängstlichen Kaisers und die beiden Geheimräthe**) traf. Wie gerne hätte ich Dich an meinen Platz gewünscht, liebste Pauline! Mir war gar nicht wohl, da Goethe so ganz nur Geheimrath war und blieb! Du würdest ihn gleich umgeschaffen und Dir einen Himmel bereitet haben. Bald kam Silvie; wir gingen ihr auf der Treppe entgegen, und als ihr Kaisers sagten, daß Goethe da sei, flog sie in die Stube und an seinen Hals, daß ich glaubte, die beiden Arme könnten ihn erdrosseln. Ich konnte nicht hinsehen; Alles war in peinlicher Verlegenheit. Doch ermannte sie sich bald, verbiß ihre Thränen, kam gleich wohl eine Viertelstunde lang zu mir und näherte sich dann erst nach mehreren Versuchen Goethe, der indessen tief in der Politik mit Ziegesar wieder verwickelt war. Ich empfahl mich bald, um meine Sachen zu packen***), und als ich nach zwei Stunden wieder hinkam, fand ich sie Alle um einen Tisch sitzen, Silvie neben Goethe, aber in gleichgiltigen Gesprächen, doch roth und glühend wie die schönste Rose. Sie that mir recht leid: Goethe war noch immer Geheimrath; meine Anrede wurde höflich kurz erwidert, und ich war froh, als wir im Wagen saßen, weil ich mich peinlich genirt fühlte. Gestern war ich bei Seebecks†), wo sie mir beifolgendes ganz neues Gedicht††) von ihm gab. Es hat ihm die Geschichte ein Maire von dem dortigen Orte, mit dem er correspondirt, geschrieben, und sie hat Goethe so sehr gefallen, daß er sie niedergeschrieben, und sie so als Volkssage zu verewigen wünscht. Es sind nur wenige Exemplare gedruckt, die er meistens dem Maire zum Vertheilen geschickt hat; ich konnte keines davon bekommen, nimm also einstweilen mit einer Abschrift vorlieb. Gewiß wird Dich die schöne Genialität des großen Mannes, so wie mich, darin von Neuem entzücken. Den Namen hat er im Gedicht verändert, weil ihm Hannchen nicht gefallen, und Johanna wegen der von Orleans zu pathetisch gewesen wäre."

---

*) Rath Kaiser, früher in Drackendorf Rentmeister des Geh. R. v. Ziegesar, verwaltete damals in Jena eine (altenburgische) Kasse und besorgte nebenbei noch manche Geschäfte für Ziegesar.

**) Goethe und Ziegesar.

***) Zum Mitfahren nach Drackendorf.

†) Der Physiker Dr. Seebeck, bei dem Goethe verkehrte; „sie" ist Seebecks Frau.

††) Johanna Sebus. Vergl. „Schellings Leben in Briefen", II, 146.

Der nächste Brief unserer Louise ist zwei Tage später, am 6. Juni 1809 von Drackendorf aus geschrieben. Sie erzählt darin, wie sie am Sonntage zuvor zu Frommanns zu Tisch gebeten worden sei und dort Goethe, Riemer und Zachar. Werner getroffen habe. „Riemer erkundigte sich eifrig nach Dir", berichtet sie der Freundin: „was Du machtest? Ob Du noch immer den Leuten so viel zu schaffen gäbest, und ob Du nicht bald wieder Weimar freundlich beglücken würdest?" Später las Werner sein „Ehestandslied" vor; das anfangs zwischen den Männern ausschließlich geführte Gespräch wurde bald allgemeiner, „und Goethe" (fährt Louise fort) „der mir bisher scharfblickend und manchmal mich durchmusternd gegenüber gesessen hatte, kam zu mir, setzte sich neben mich und frug mich nach Diesem und Jenem, unter Anderem auch nach den Bildern von C...*). Endlich kamen wir auf Drackendorf, wo ich ihn um Aufträge bat, die er mir aber nicht gab, indem er selbst in den nächsten Tagen herkomme, und nur Silvien nebst herzlichen Empfehlungen sagen ließ, daß er schon den vorigen Tag im Begriff gewesen, sie zu besuchen, aber abgehalten worden wäre. Schon lange hatte ich auf die Gelegenheit gewartet, von Dir zu sprechen; da bot sie sich endlich. Ich bedauerte Silvien, wie sie so allein sei, und sagte: daß ihre Freundinnen sie doch alle besuchen sollten, um ihre Einsamkeit zu erleichtern. „Pauline Gotter wird auch wahrscheinlich kommen." — „So!" sagte Goethe; „was macht sie denn Gutes? Ist sie noch immer so munter, so närrisch? Macht sie den Menschen noch immer viel zu schaffen? Das ist so ihre Sache!" — „Ach ja!" sagte ich; „sie macht das ganze Haus, wo sie ist, lebendig, und das ist sehr angenehm." — „Kommt sie denn nicht bald nach Weimar? Ist sie nicht gerne da? Es ist gar ein hübsches Mädchen, und sieht doch ihrem Vater so ähnlich, der zwar grade nicht häßlich, aber doch gar nicht hübsch war. Aber was verschönert die Weiblichkeit nicht!" Meine Antworten dazwischen will ich Dir ersparen, ich will nur das Dir Interessante schreiben. Hierauf wandte er sich zu Madame Bohn**) mit etlichen Worten, und wandelte dann wieder im Saale herum, neben ihm Herr Frommann. Gries kam auch noch, und wir arrangirten das Souper." — Zum Schluß dieses Briefes heißt es: „Goethe bleibt noch bis Johanni; — er ist anhaltend fleißig an seinem Roman***), den er hier beendigen will." — In einer Nachschrift von Silvie Ziegesar sagt diese: „Goethe habe ich gesehen!! — Dich grüßt er schönstens."

*) Der Name ist nicht zu entziffern.

**) Die jüngere Schwester der Frau Frommann, Wittwe des Lübecker Buchhändlers Fr. Bohn.

***) Wilhelm Meisters Wanderjahre. (Erstes Buch, erschien zuerst im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810).

Der Brief, welcher nun folgt, ist fast zehn Wochen später, aus Jena (28. Juli 1809) geschrieben. „Am Sonntag habe ich Dich“ meldet die immer selbstlose Louise der Gothaischen Freundin, „herzlich an meine Stelle in den botanischen Garten gewünscht, wo Silvie in Entzücken schwamm und Alles aufbot, Goethe recht gut zu unterhalten, wobei ich es nur etwas sehr seltsam fand, als sie anfing, ihm zu erzählen, wie sie neulich Nachts die — Wanzen so geplagt hätten, daß sie ganz zerstochen gewesen wäre, u. s. w. — Ich versteckte bei dieser Affaire mein Gesicht in's Schnupftuch; dies bemerkte der Geheimrath (Silvie und ich saßen an seiner Seite auf einer Bank) und frug: ob ich auch Märtyrerin davon gewesen wäre? Da sagte Silvie: „Ich glaube, Louise schämt sich, daß ich das erzählt habe,“ und lachte entsetzlich darüber. Sie wurde aber bestraft, denn Goethe sagte: „Da darf ich keine Nacht in Drackendorf zubringen, denn mich spüren die Thiere, und wenn ich noch so weit bin.“ Silvien wurde nun angst; sie versicherte weitläufig, wie sie Alles hätte reinigen lassen u. s. w. — Ich möchte wissen, ob Goethe dergleichen naive Gespräche auch sehr gefielen!“ — Der Schluß des Briefes lautet: „Um die Umarmung Goethes bei seiner Ankunft habe ich die arme Silvie auch gebracht; ich glaube, daß ihr das gar nicht lieb war, aber was konnte ich dafür; er kam zuerst zu der Generalin*); als er sich anmelden ließ, empfahl ich mich eben dort und begegnete ihm daher auf der Treppe, wo er mich aber sogleich in seine Gefangenschaft nahm und mich in solcher ein halbe Stunde noch in der Stube festhielt. Silvie kam an die Treppe, als wir noch über mein Umkehren disputirten, und daher war der Empfang nicht wie gewöhnlich. Wie lange Goethe jetzt hier bleibt, ist unbestimmt; er arbeitet wieder an seinem Roman.“

Ein Jahr lang ruht nun der Briefwechsel zwischen Louise und Pauline, oder es ist uns doch keine Spur desselben erhalten. Die herbsten Schicksale waren auf Louise Seidler eingestürmt; ihr Bräutigam, ein edelherziger Franzose Namens Geoffroy, den sie 1806 gelegentlich der Schlacht bei Jena kennen gelernt hatte, war im fernen Spanien plötzlich gestorben; aus der tiefen Schwermuth, in welche das damals vierundzwanzigjährige junge Mädchen nach Empfang der traurigen Botschaft gesunken war, sollte nach dem Willen des um ihre Gesundheit besorgten Vaters eine Reise nach Dresden sie aufrütteln.

Diese ward unternommen; sie wirkte wohlthuend auf Louise Seidler ein. Bisher hatte sie in den Künsten der Musik und Malerei nur dilettirt; jetzt sah sie die berühmte Gemäldegallerie, und eine neue Welt that sich ihr auf.

*) von Berg, eine Livländerin, deren Gemahl in russischen Diensten gestanden hatte. Sie war die Mutter der Schwägerin von Silvie, der Oberforstmeisterin! Ziegesar auf Hummelshain.

Von diesem Augenblicke an war es Louisen klar, daß sie nur noch in der Kunst eine Lebensaufgabe finden könne, und sie hat sich ihr mit reinster Treue gewidmet, bis der Tod das müde Auge der Achtzigjährigen, am 7. October 1866, für immer schloß.

Mit größtem Fleiße widmete sie sich im Sommer 1810 sogleich unter Anleitung der besten Meister dem Studium auf der Dresdener Gallerie; es ist ihr augenscheinlich unangenehm, nicht mit rastlosem Eifer immerfort malen und wieder malen zu können.

Dennoch giebt sie den Bitten der Familie von Dankelmann, deren Hausfrau eine Schwester der mit den Geschwistern Seidler innigst befreundeten Weimarischen Schauspielerin Frau von Heygendorf-Jagemann war, nach, und geht mit Dankelmanns, zu deren Stütze, auf zehn Tage nach Töplitz. „Goethe und Riemer waren auch noch dort", erzählt sie, nach Dresden zurückgekehrt, am 8. September 1810 der Freundin Pauline Gotter; „Letzteren sah ich oft, Ersteren nur zwei Mal . . . er wohnte mit dem König von Holland in Einem Hause und war sehr enchantirt von diesem . . . . Ende dieser Woche wird er hierher kommen und sich vielleicht vierzehn Tage aufhalten, je nachdem es ihm gefällt."

Der Dichter traf ein, und sein Kommen bezeichnete einen entschiedenen Wendepunkt in Louise Seidlers Leben. Es ist für Goethe im höchsten Grade charakteristisch, daß er von Louise Seidler, die in Jena unter seinen Augen herangewachsen war, nicht die mindeste Notiz nahm, so lange er sie froh und glücklich wußte. Die Sonne des Glücks geht für das arme Mädchen unter — und sofort wendet ihr der große Mann die seines Wohlwollens zu. Er findet sie in Dresden unterdrückt, hintangesetzt, vernachlässigt: kaum wird er dies gewahr, so hebt er sie fast demonstrativ heraus aus der Menge und bevorzugt sie in jeder Weise. Louise nennt ihn gegen Pauline Gotter „einen wahren Engel an Güte und Freundlichkeit; er war mit meiner Arbeit sehr zufrieden, lobte besonders die Wahl meiner Bilder (worüber man so viel zu sagen gehabt hatte!), kurz, war so theilnehmend, daß ich sehr, sehr glücklich darüber war." — Aus dem ganzen, rührenden Briefe geht der springende Punkt mit schlagender Gewißheit hervor: daß nämlich Jemand nur verlassen, unglücklich oder gedrückt zu sein brauchte, um sogleich in Goethes edlem Herzen Sympathie zu finden und den Quell thatkräftigsten Wohlthuns bei ihm zu erwecken.

Von nun an wird der Verkehr zwischen dem Dichter und der jungen Künstlerin inniger; sie malt ihn, sie wohnt zu Weimar in seinem Hause, er würdigt sie seines Umganges, er erweist ihr feinsinnige Aufmerksamkeiten. Alles dies berichten die „Erinnerungen" der Louise Seidler, welche auch erzählen, wie Goethe die Malerin einlud, nach Weimar zu kommen, um den

berühmten Schauspieler Iffland in seinen Glanzrollen dort gastiren zu sehen: welche ferner von der überraschend schnellen Heirath Pauline Gotters mit dem Philosophen Schelling und der innigen Freude, welche die Freundin darüber hatte, berichten.

Freilich wird es Jedermann sehr eilig finden, dem man sagt, daß Schelling Pauline heute zum ersten Male im Leben sah, um sich acht Tage später mit ihr trauen zu lassen. Indessen ist bei dieser anscheinend seltsamen Art der Eheschließung nicht zu übersehen, wie nahe sich die Beiden schon durch ihren Briefwechsel gerückt waren. Nach dem Tode der von ihm aufrichtig geliebten Caroline, seiner ersten Gattin, suchte der tiefgebeugte Wittwer Trost bei den Frauen der Familie Gotter, mit denen die Verstorbene innigste Freundschaftsbeziehungen unterhalten hatte. So kam Schelling allmählich in Correspondenz mit Pauline. Erst steif und förmlich, wird dieser Briefwechsel, der uns in „Schellings Leben" erhalten ist, allmählich immer wärmer; zuletzt tritt uns aus demselben das Bild beider edlen Menschen in hinreißender Liebenswürdigkeit entgegen; namentlich die Briefe Paulinens athmen eine Poesie von solcher Zartheit, sind so anmuthig in Stil und Empfindung, daß sie als Meister- und Musterstücke gelten können. Hat man diese Briefe gelesen, so findet man die rasche Heirath gar nicht mehr wunderbar; sie ist nur der letzte, entscheidende Schritt, die Krönung gleichsam des längst fertigen Gebäudes, welche Schelling um so leichter fallen mußte, als Pauline ein auch mit äußerem Liebreiz in hohem Grade ausgestattetes Wesen war.

So wurde denn die Trauung — nachdem im Posthause zu Lichtenfels (an der Nordgrenze Bayerns) der ersten Begegnung Schellings und Paulines die Verlobung unmittelbar gefolgt war, — acht Tage später in Gotha vollzogen, und Pauline begleitete als junge Frau ihren Gatten, der damals eine Professur in der Isarstadt bekleidete, nach München. Dorthin sind denn auch die folgenden Schreiben Louise Seidlers gerichtet. Gleich das erste, vom 26. Januar 1813, klingt allarmirend genug. Drohend zog sich das Kriegsungewitter zusammen, und Louise Seidler beginnt: „Ich schreibe Dir heute, aufgeschreckt durch tausend Kriegsgerüchte, vor denen die stille Kunstwonne und Freude flieht. Ich wage kaum mehr, den Gedanken: mein liebes Dresden diesmal wieder zu besuchen, zu hegen, und doch, hier, ohne Kunstfreunde und Kunstschätze, ohne Anregung, gleiche ich dem Fisch auf dem Sande. Der einzige Trost, unser verehrter Meister und Freund, ist jetzt immer so kränklich, so niedergeschlagen von den allgemeinen Weltbegebenheiten, daß mein letzter Aufenthalt bei ihm, zu Ifflands Gegenwart*), mir eben so oft Sorge und Betrübniß, als Freude machte." Doch erzählt sie von anregendsten Stunden,

*) Iffland hatte vom 20.—30. December 1812 acht Mal in Weimar gastirt.

die sie bei Goethe genoß; eines Nachmittags nach Tische „fuhr die Frau Geheimräthin mit den Damen Schlitten, — denn Mlle. Engels*) ist beinahe immer da — und nun saßen wir, Goethe und ich, so recht traulich plaudernd nur von der lieben Freundin, bis spät zum Theater. Der zweite schöne Mittag — Du weißt, die andern Tageszeiten ist er wenig zu sehen und noch weniger genießbar — war der, wo Iffland da aß, in der besten Laune, tausenderlei Anmuthiges und Komisches aus seinem Leben erzählend, und der verehrte hohe Wirth dies Alles auf das freundlichste und liebenswürdigste erwiedernd. Von seinen herrlichen Kunstschätzen würdest Du jetzt eine Bronze-Statue des berühmten Moses von Michel Angelo als das Neueste, von der letzten Reise Mitgebrachte, recht bewundern und Dich daran erfreuen. Auch die jetzt sehr ansehnliche Handschriftensammlung war äußerst interessant, und ein eigenes Gefühl ergriff mich bei den großen, regelmäßigen Zügen Gustav Adolfs, den hieroglyphenartigen Schnörkeln Wallensteins, der zierlichen Frauenzimmerhand Tillys u. s. w. — Im Februar versprach Goethe, wieder mehrere Wochen in Jena zuzubringen, wo er an seinem „Leben" fortarbeiten will. Wie wird Dich auch dies herrliche, interessante Werk erfreut haben, und wie sehr gewiß die Nachricht: daß Ostern schon die Fortsetzung folgen soll! — — Die Heygendorf fand ich bei der besten Laune und Aussehen; bei Madame Schopenhauer**) lernte ich dann auch Maria von Weber kennen, sah ihn aber zu kurze Zeit, um über ihn urtheilen zu können. Von Ersterer habe ich Dir herzliche Grüße zu bringen; Alle freuen sich aufrichtig Deines Glückes, vor Allen aber grüßt Dich Fräulein Aus dem Winkel***), die ich wieder mehrere Male in Dresden sah und die mir immer besser gefällt. Mein geliebter Meister Kügelgen ist der alte, treue Rathgeber und Freund; Friedrich†) menschenscheuer als gewöhnlich, aber gut und liebenswürdig wie sonst."

Die immer lebhafter entbrennenden kriegerischen Wirren der Befreiungskämpfe beunruhigen endlich auch das stille Saalthal; Louise — obwohl mit ganzem Herzen Antheil nehmend an der Erhebung gegen Bonaparte und voll

---

*) Schauspielerin am Weimarischen Theater, später Gattin des Schauspielers Dürand.

**) Johanna Schopenhauer gab von 1806 bis 1830 allwöchentlich in ihrem Hause gesellige Vereinigungen, bei denen sich Alles zu versammeln pflegte, was von Dichtern, Künstlern und Gelehrten — durchreisenden oder in Weimar ansässigen — auf Geist Anspruch machte. Vergl. über diese Abendgesellschaften den anziehenden Aufsatz von St. Schütze in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst", S. 183 fg.

***) Therese aus dem Winkel, Malerin, Harfenspielerin u. s. w. u. s. w. Ueber sie Louise Seidler, „Erinnerungen und Leben", S. 82 fg.

†) Friedrich, K. D. aus Greifswald, Landschaftsmaler. (L. Seidler, a. a. O. S. 56.)

lebhaften deutsch-patriotischen Gefühls — sucht für einige Wochen Erholung und Ruhe in dem „zu jeder Zeit reizenden, heitern und friedlichen Drackendorf“ wie sie das Ziegesarsche Landgut bezeichnet. Indem sie lebhaft bedauert, die Münchener Freundin nicht neben Silvien als Dritte im Bunde dort zu sehen, giebt sie ihr wenigstens umständlich Bericht, wie ihr selber die letzte Zeit vergangen ist. In einem langen Briefe vom 4. März 1813 erzählt sie, wie sie unlängst wieder in Weimar gewesen sei und Goethe sehr wohl gefunden habe. Die Rede sei auf Fouqué und dessen „Zauberring“ und „Undine“ gekommen, worüber Goethe weitläufig geredet. Nachdem sie das Gespräch eingehend wiedergegeben, fährt Louise Seidler fort:

„Nach diesem schönen Nachmittag wurde der Abend nicht weniger durch die herrliche Aufführung des Oedipus tyrannus nach Sophokles gefeiert. Das Stück, so gräßlich schauerlich, hatte für mich durch das Große wieder so etwas Erhebendes, durch das hohe, ewige Walten des Schicksals (oder bei uns, mit anderen Worten: des ewigen Willens) so Beruhigendes, Stärkendes, daß es mir einen Genuß gab, der den von allen sechs Stücken Ifflands, wenn es so zu vergleichen wäre, übertraf. Die Wolff als Jokaste war ganz an ihrer Stelle; das Aeußere, die Sprache, die Bewegungen im Einzelnen wie im Ganzen gleich schön. Oedipus (Wolff) groß, soviel es in seinem Vermögen lag; dies ist viel, aber das Physische reichte, jedoch nur bei wenigen Stellen, vielleicht nicht ganz zu. Den unendlichen Aufwand von Kraft, den diese Rolle erforderte, konnte er da, nach meinem Gefühle, nicht ganz bestreiten. — Nach diesem schönen Tage freute ich mich nun doppelt auf die schon so ganz bestimmte, in Allem eingerichtete Ankunft des alten Meisters, der sechs Wochen in Jena bleiben wollte. Indessen wurde diese Freude vereitelt; Frau Geheimräthin hat vergebens ihre Bratröhre setzen lassen, ist vergebens so schnell von Jena weggereist: er kam nicht, wahrscheinlich wegen der neuen Unruhen und Annäherung des Krieges. In Jena ist dafür kein Ersatz zu finden.“

Der Brief kommt nun auf das Knebelsche Haus: Louise hatte den alten Herrn von Knebel gemalt, bemerkt aber der Freundin in scherzender Betrübniß: „Leider bin ich ziemlich von Knebels verbannt; das vorigen Winter von ihm gemachte Portrait hat, Gott weiß, warum, seine Frau geärgert, und nun trage ich noch immer von ihr die Strafe meines Vergehens. Da lobe ich mir die Geheimräthin; die ist nicht so streng und eifersüchtig: die trägt mir hübsch auf, ihren Mann zu unterhalten, und giebt mir trotz allem gemachten Portraits alle Zeichen ihrer Huld und Gnade. Ernsthaft: ich möchte mir diese auch nicht verscherzen. Ich lerne immer und immer mehr ihren Werth, ihre Nothwendigkeit einsehen. Carl hat dies unter Anderm empfunden. Er ist fort, und nun behilft sich der gute Mann mit der Köchin.

und John*), an Riemers Stelle — ein kleines, hageres, häßliches, stilles, aber nicht so still und klein sein wollendes Wesen, von dem ich nicht recht begreife, wie es der Geheimrath um sich dulden kann — hilft vielleicht das Fehlende ersetzen. Er ist wenigstens Scharwenzel im Haus, und seine übrigen geistigen Einmischungen werden von dem alten Herrn so in aller Grandezza übersehen, daß ich dies wohl voraussetzen darf, ohne eben eine sehr große Sünde zu begehen. Riemer wird, glaube ich, von allen Seiten sehr vermißt, denn die Geheimräthin bittet ihn oft dringend und mit aller ihrer möglichsten Grazie und Huld, ihren Mann nicht zu verlassen, 14 Tage lang da zu essen u. s. w. Uebrigens ist dieser ganz der Alte.

Von dem Bräutigam**) Minchens Herzlieb wäre es Dir vielleicht auch lieb, etwas zu hören. — Er ist im Aeußeren Minchen ganz entgegengesetzt, nicht hübsch, ein blondes, mattes Gesicht mit kleinen, blauen Augen, aber so gut, herzlich, so etwas Braves, Rechtliches und Reines, daß man ihn gleich liebgewinnen muß, ob er gleich etwas Linkisches, Unfertiges hat. Auch ist er sehr gescheidt nach Aller Urtheil, und wir sehen gewiß einer recht glücklichen Zukunft für Minchen entgegen. Ich habe ihn recht lieb gewonnen, und ich glaube, Du würdest ihn auch gern mögen."

Ernster noch — die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen waren inzwischen geschlagen! — klingt der nächste Brief, aus Jena, vom 19. Juni 1813: „Was soll man schreiben, da man nur Einen Gedanken, Einen Traum, Ein Gefühl: das für das allgemeine Wohl, im Herzen trägt! Wahrlich, ich kann nicht schreiben; unserm verehrten alten Herrn***) so wenig, wie Dir, geliebte Paula! . . . In Drackendorf, im Sack nnd in der Asche lebend, wurden uns die kleinen Verschönerungen unseres Anzugs ganz unbekannt; ja, Du müßtest wirklich lachen, wenn Du diese Vorbereitungen zu künftiger Armuth im Kleinen mit ansähest. Silvie setzte ihre in der schönen Wohnstube mit großen dunkeln Kattunflicken reparirten Stühle und Sophakissen, ihre ähnlich reparirten Kleider auf eine wahrhaft komische Weise mit einem gewissen Stolz zur Schau, und wir lachen darüber, wenn uns die Thränen über die abgeschafften herrlichen Kutschpferde wieder ein anderes Mal in die Augen kommen möchten.

(Fortsetzung vom 22. Juni 1813.)

In Weimar war ich endlich vorige Woche zum ersten Male wieder; aus einem Tage wurden vier, doch hatte dieser Aufenthalt nicht das Angenehme

*) Goethes Copist, Vater der in neuerer Zeit unter dem Namen „E. Marlitt" aufgetretenen Schriftstellerin.

**) Ein Berliner Professor, mit dem die Verbindung bald wieder gelöst wurde; nicht Walch, Minchens späterer Gatte.

***) Goethe.

für mich, wie vielleicht für Manchen, der die herzoglichen Soupers, gewöhnlich im römischen Hause, wobei diesmal der Prinz Bernhard und Graf Edling*) noch waren, der Ehre oder Seltenheit wegen für etwas besonders Angenehmes hält. Indessen war der alte gute Landesvater, jetzt auch ein wahrer Leidensträger, doch ziemlich munter und freundlich.

Bei Goethes fand ich, wie überall, Alles voll Einquartierung, sonst Alles wohlauf. Daß der Geheimrath kurz vor den Unruhen, also noch vor Ostern, schnell nach Töplitz ging, weißt Du gewiß. Diesen gescheidten Einfall sollen wir Ihr zu danken haben. Sie hat unterdessen auch etwas für die Nachwelt gethan, nämlich ihre sämmtlichen Briefe geordnet, in zierliche Kapseln nach der Jahreszahl verwahrt. Leider waren die mehrsten von Goethe, mehrere von seiner Mutter, wo sie mich mehrmals die Ueberschrift: „Herzlich geliebte Tochter!" und: „Deine Dich herzlich liebende treue Mutter" lesen ließ; — und die allerwenigsten von anderen Menschen. Aus Italien waren die meisten von dem Geheimrath. Ach, wie gern hätte ich darin geblättert, aber sie thut sehr geheimnißvoll und eben so groß damit. Indessen war doch die Veranlassung, diesen wahren Schatz meinen lüsternen Augen zu zeigen, eine noble Absicht; er hatte kürzlich ein neues Liedchen aus Töplitz geschickt: eine Parodie auf das bekannte: „Ich habe geliebt, nun liebe ich nicht mehr" — „Ich habe gelacht, nun lache nicht mehr," was ihn aus des Declamators Solbrig Munde vielleicht doppelt geärgert hatte, denn das seinige**) war nun recht kräftig und launig ausgesprochen: „Ich habe geliebt, nun liebe ich erst recht", „Ich habe gelacht, nun lache ich erst recht!" — und ich hätte es gar zu gern abgeschrieben, was sie mir aber nicht zugestehen konnte, wie sie mir hernach von ihm selbst schriftlich zeigte. Indessen ist sie auch mit den Briefen felsenfest. Ob er das wohl auch wünscht? Wie viel vergebliche Wünsche und Bitten habe ich darüber verschwendet! — Die Einquartierung hält sie sehr wider ihren Willen festgebannt, indessen hoffen sie den Geheimrath noch abzuholen. Er soll den

---

*) Prinz Bernhard: Carl Augusts zweiter Sohn; Graf Edling: des Prinzen Cavalier.

**) „Gewohnt, gethan." — Louise scheint zu irren, wenn sie aus dem Gedächtniß einen angeblich Goetheschen Vers: „Ich habe gelacht, nun lache ich erst recht" citirt; ein solcher findet sich in dem Gedichte, wie es jetzt in Goethes Werken steht, nicht. — Zu vergleichen ist: Biedermann, Goethe und Leipzig, II., 83 fg., wo (übereinstimmend mit Düntzer: Goethes lyrische Gedichte, I., 166 fg.) gesagt wird: „Goethe hörte den Declamator Theodor von Sydow weinerlich und heulend eins der elendesten deutschen Gedichte vortragen." Aber von wem ist dieses Gedicht? Biedermann reproducirt es, ohne den Verfasser zu nennen (a. a. O. 84 fg.), „da Goethe durch dasselbe zu einem der frischesten seiner geselligen Lieder angeregt ward", welches er am 3. Mai 1813 aus Töplitz an Zelter sandte, dazu schreibend: „Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußeren Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können" u. s. w.

dritten Theil seines „Lebens“ nun beinahe ganz vollendet haben. Mlle. Ulrich*) macht täglich neue Unglückliche; wie viele Herzen hat sie nun geraubt, und immer bleibt sie kalt! Sie ist jetzt aber auch wieder sehr hübsch.

In unserm häuslichen Kreise hat sich als neuer Hausfreund der Professor Kieser eingefunden, der Schelling so mit Leib und Seele ergeben ist, und mir so oft von ihm erzählt, daß mir seine Besuche schon deßwegen recht lieb sind.

Von Silviens Geburtstag doch auch noch einige Worte! Marie**) hatte mit der Mengden***), dem Abt und ihrem Hauslehrer ein sehr hübsches Canon mit bezüglichem Texte einstudirt, und so wurde Silvie nach dem Frühstück in ihrer Stube, wo Alles auf das Geschmackvollste und Freundlichste mit zahllosen Kränzen und Blumen und hübschen Geschenken aufgeputzt war, empfangen. Nachmittags überraschten uns Antons von Weimar†) noch auf das Angenehmste. Das Wetter war so unfreundlich, daß wir leider gar nicht im Garten sein konnten.“

Unterdessen war der sächsische Aufruf zur Bildung von Freiwilligencorps erschienen, und am 12. December 1813 schreibt Louise bewegten Herzens der Freundin: „Daß Kieser einer der allerersten war, die sich meldeten, brauche ich kaum zu erwähnen; — durch ihn verliere ich viel; er war täglich in unserem Hause und wie zu unserer Familie gerechnet. Ein Verhältniß wie das unsere wird sich mir gewiß selten im Leben wieder so finden; ich hatte sein Vertrauen, und ich glaube, er erkennt auch dankbar, daß ich seine treue, theilnehmende Freundin bin. Vor der Hand hat er die Campagne in Weimar eröffnen müssen, wo alle Aerzte krank waren, denn das Nervenfieber wüthet fürchterlich in unserer Gegend, besonders bei uns; aber in 8—14 Tagen folgt er nun dem Herzog als Soldat (reitender Jäger) in's Hauptquartier nach Allstedt. Von Weimar aus wurden die Besuche ebenso schriftlich, wie hier mündlich fortgesetzt, und da es viel Interessantes jetzt in Weimar gab, so waren mir diese Briefe deßwegen oft von doppeltem Werth. Bei einer Schilderung von Fouqué und Goethe, eines Abends bei der Schopenhauer, dachte ich Deiner, liebste Pauline, lebhaft! — — —

Auf diese Art lebe ich viel in der Weimarischen Welt, die mich interessirt, und besonders von Goethe erfahre ich die kleinsten Umstände, weil Kieser viel

*) Eine Waise, später Riemers Frau.

**) Silvias Schwägerin, die Oberforstmeisterin.

***) Eine Livländerin, Freundin der Familie. Ueber den „Abt“ war nichts festzustellen.

†) Silvias in Weimar angestellter Bruder, Anton von Ziegesar, mit Gemahlin.

dort ist*). Leider kann ich Dir aber davon wenig Erfreuliches mittheilen. Diese unruhigen Zeiten haben seine Behaglichkeit sehr gestört, und das soll er empfinden und empfinden lassen!" — Nachdem nun einige Interna des Goetheschen Hauses berichtet worden sind, heißt es von des Dichters Sohne August, den der Vater durchaus nicht mit in den Kampf ziehen lassen wolle, daß dies um so mehr bedauerlich sei, „da es ohnedem mit seinen Geschäften als Kammerassessor nicht besonders gehen soll. Dies über unsern herrlichen Freund bleibe einzig für Dich; es kommt mir nicht zu, ihn zu beurtheilen.

John ist nicht mehr dort; August besorgt seine Stelle. Die Geheimräthin**) entschädigt sich für alle fehlenden Jenaischen Bälle durch das Theater, wo es ganz allerliebste Offiziere in Menge, wegen der Belagerung von Erfurt, giebt, die der jungen, liebenswürdigen Frau die Cour machen. Sie putzt sich auch schöner als je, und ist auch munterer und — naiver, als je!"

Soweit unsere Quelle. Eine Mosaik, allerlei durch einander, bunt, nicht von epochemachender Bedeutung, aber liebenswürdig, launig, unterhaltend, bisweilen frauenzimmerlich-plauderhaft. Es paßt darauf, was Louise Seidler selbst einmal über einen ihrer Briefe an Pauline Gotter schreibt: „Nimm Dir, beste Pauline, daraus nach Wohlgefallen. Es giebt indessen doch ein lebendiges Bild!"

Schön über Stein.

Von Konrad Reichard.

Man weiß, wie Herr von Schön in einem entlegenen Winkel Ostpreußens in stillem Groll die alten Tage verbrachte, in selbstgewollter Verbannung, halb oder ganz vergessen von einer Welt, auf deren Dankbarkeit er doch Anspruch zu haben glaubte und in der That auch hatte. Wenn auch, um mit einer alten Schilderung zu reden, die Natur die Gegend von Arnau „gewiß

*) Der wörtliche Abdruck von Kiesers damals geschriebenen Briefen an Louise Seidler bildet eine besondere Zierde der „Erinnerungen" der Malerin.

**) Im Original steht statt „Geheime" stets ein durch Substituirung und Tausch einiger Consonanten gebildetes, sehr ähnlich klingendes deutsches Wort, das Louise Seidler der Jugendfreundin im Uebermuth der Mädchenlaune schreiben durfte, welches aber gedruckt nicht hübsch aussähe. Merkwürdig ist, daß Louise von Christiane Goethe 1813 als von einer „jungen" Frau spricht; ein damals wohl nicht mehr passendes, doch aber anscheinend ernst gemeintes Beiwort.

in den sinnigsten Stunden ihrer Selbstbetrachtung gebaut" hatte, so war dieser landschaftliche Genuß doch nicht im Stande „einer Anlage zur Hypochondrie", wie der alte Herr noch im einundachtzigsten Lebensjahre naiv erzählte, auf die Dauer Widerstand zu leisten. Und so sah er sich genöthigt, neben der Kantischen Philosophie seine geliebte Sauerkrautsuppe zu Hülfe zu rufen, deren tröstliche Eigenschaften er Varnhagen, dem diese Verbindung von Geist und Materie neu war, des weiteren auseinandersetzte. „Ohne Kantische Philosophie und Sauerkraut wäre ich längst begraben."

Als Schön geboren wurde, war der erste Napoleon ein Kind von vier Jahren, und als er starb, hatte man den Krimkrieg längst beendet. Ehrwürdig ragte seine Gestalt aus den Tagen Kants in unsere Zeiten hinein, deren Fülle und Frische sein alternder Geist nicht zu fassen vermochte und die verstehen zu wollen ihm nicht der Mühe lohnte. Fernab von dem raschen Leben der Gegenwart pflegte er sich in die Betrachtung des Vergangenen zu vertiefen. Und da er nun allein stehen blieb und auf den alten Anschauungen beharrte mitten im Fortschritt unserer so raschvergessenden Jahre, so versank er allmälich in jene Verbitterung, die nicht selten das einsame Alter hochbegabter Männer heimsucht; allenthalben erblickte er Wuth und Verfolgung, ideenlose und gemeine Geschöpfe in menschlicher Gestalt, das Treiben des Satans, Operationen des Teufels in jenem gemeinen Gang der Meinungen und Dinge, dem er in den Weg zu treten sich geboren glaubte. Schien ihm doch, wie er selbst sagt, das Wesen seines Lebens in einem Sturm auf Ideenlosigkeit und Gemeinheit zu bestehen, eine Mission, die seiner Meinung nach von der Mitwelt doch bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigt worden war. Es wird menschlich und verzeihlich sein, thatsächlich ist es aber doch: ganz besonders verstimmte ihn in den letzten Lebensjahren, daß die Geschichtsschreibung bei aller Ehrerbietung, die sie seinen hohen Verdiensten gelegentlich zollte, seine Person und sein Wirken selbst nicht zum Mittelpunkt einer eigenen Sonderdarstellung gemacht hatte, wie es doch so vielen anderen Staatsmännern und Kriegern seines Zeitalters, über deren Werth und Unwerth er seine eigene Meinung hatte, zu Theil geworden war.

Wer Schöns Lebensgang kennt, wird zugeben, daß einer solchen Darstellung gar leicht das dramatische Interesse gefehlt haben würde, und er selbst mochte eine Ahnung davon haben. Denn der Biograph wäre genöthigt gewesen, lange eine stetige innere Entwicklung nachzuweisen, die keine bemerkbaren Abstufungen hat; er hätte dann den fertigen Mann vor sich gehabt, dessen Thun und Denken die fast mathematische Consequenz jener ununterbrochenen Bildung war, das Leben eines Beamten im großen Stile eines tüchtigen, hochverdienten und sehr begabten Mannes, dem aber doch ganz jene menschliche Theilnahme abgegangen wäre, die nun einmal gern

gerade die Abweichungen von der geraden Linie zu begleiten pflegt. Um kurz zu sein, es wäre nicht leicht gewesen, die Langweile gänzlich zu vermeiden. So mochte auch Varnhagen denken, als ihm der Alte schrieb: „Unabhängigkeit vorausgesetzt, möchte ich E. H. alle meine Papiere schicken und den für einen Hundsfott erklären, der außer Ihnen Etwas über mich drucken ließe." Das diplomatische Talent dieses Autors schien zu der schwierigen Aufgabe ganz besonders geeignet: Pertz war Eichendorff, der Schön hierin rathen mußte, zu pedantisch und an Droysen verdroß es diesen, daß er das positive Recht höher gestellt hatte, als „Weltordnung, Menschenentwicklung und den philosophischen Begriff eines Staates." Varnhagen zeigte sich auch Schön gegenüber als Diplomat. Er gab keine sichere Zusage, er verlangte zunächst Einsicht in die vorliegenden Materialien. Darauf hin beschloß dann Schön, seine Papiere zu sammeln, „den chaotischen Berg in seinen Theilen zu sondern und in Beziehung auf eine Zusammenstellung zu einem Werke zu läutern." Dieser Briefwechsel mit Varnhagen war wohl die Veranlassung zu jener fragmentarischen Selbstbiographie, die der Sohn Schöns mit einer Menge theils neuer, theils schon bekannter Actenstücke soeben herausgegeben hat.*)

Wenn auch der Herausgeber selbst über die Chronologie des Fragments nicht einmal eine Vermuthung hegt, so scheint doch unsere Annahme, daß die Schrift zwischen dem erwähnten Briefe an Varnhagen und dem Tode Schöns, also zwischen dem Februar 1854 und dem Juli 1856, wenn auch nicht in allen ihren Theilen entstanden, so doch zusammengestellt worden ist, fast als gewiß, wenn man zweierlei in Erwägung zieht: einmal den Umstand, daß in der Correspondenz mit Varnhagen dieses biographischen Versuches nirgends Erwähnung geschieht, sodann die Ordnung der Papiere, welche die Arbeit nothwendig begleiten mußte und welche an der beregten Stelle erst für die Zukunft in Aussicht genommen war.

So einfach nun an sich und wenig schwierig die Herausgabe der Fragmentes und der Beilagen sein mußte, ungeschicktere Hände konnten sie kaum unternehmen. Abgesehen davon, daß fast jeder Commentar fehlt, der sich bei auch nur oberflächlicher Kenntniß der historischen Literatur leicht hätte geben lassen, ist das Zusammengehörige oft weit auseinandergerissen worden, wie die Correspondenz mit Eichendorff und Varnhagen, von denen die eine am Anfang, die andere am Ende des Buches sich befindet; Wichtiges, wie ein Aufsatz Schöns über die Reaction nach Hardenbergs Tode, dessen Abdruck doch wohl heutzutage nichts mehr im Wege stand, ist nicht mitgetheilt worden, während uns Gleichgültiges, wie ein Stückchen Traurede und das Testament

*) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erster Theil. Mit 2 Lithographien. Halle, Lippertsche Buchhandlung.

der Mutter Schöns, nicht erspart blieb und Längstbekanntes, wie die vom Jahre 1849 stammenden „Erinnerungen", uns abermals wieder aufgetischt wird. Statt eines erwünschten Bildnisses von Schön selbst erblicken wir das wohlbekannte Conterfei Kants, dem als weitere Kunstbeilage die den meisten Sterblichen gleichgültige Dorfkirche von Arnau beigegeben ist. Auch die Vorrede läßt an Seltsamkeit nichts zu wünschen übrig. Sind nun die Verdienste des Herausgebers demnach nicht zu überschätzen, so bietet das Buch doch des Lehrreichen und Merkwürdigen genug, um die Wahrheit zu rechtfertigen, daß der am wenigsten bebaute Boden nicht selten der productivste werden kann. Nicht nur der Lebensabriß selbst giebt, so kurz er ist, viel schätzenswerthes Detail, sondern auch die Anlagen werden mannichfacher Forschung zu Gute kommen dürfen. Unter den Briefstellern sind die bedeutendsten Namen der Befreiungszeit vertreten: Stein, York, Hardenberg, Humboldt, Niebuhr, Stägemann, Klewitz, Fichte sogar mehrfach.

Das Fragment selbst reicht bis ins Jahr 1824 hinein, nicht 1827, wie der Herausgeber meint; es enthält die Geschichte Schöns bis zu seiner Ernennung zum Oberpräsidenten der Gesammtprovinz Preußen, also den wichtigsten Theil seiner Wirksamkeit. Ein Zug der Verbitterung geht durch die ganze Darstellung und man wird gut thun sich nicht von ihm tragen zu lassen, die Urtheile nicht ohne weiteres hinzunehmen, deren Werth oft nur darin besteht, daß sie die Persönlichkeit Schöns selbst illustriren. Auf dieser Basis sei uns gestattet, hier nur auf einen Punkt kurz hinzuweisen: auf das Verhältniß Schöns zum Freiherrn von Stein.

Bekanntlich hat auch Stein eine Selbstbiographie hinterlassen, und es ist interessant, sie mit dem Versuche Schöns zu vergleichen. Auf jeder Seite fast spricht sich die scharfgeprägte Eigenart der beiden Männer, die nur das gegenseitige Bedürfniß und die Noth der Zeit einen konnte, deutlich aus. Aus der Arbeit Steins empfängt man den Eindruck des praktischen Geschäftsmannes; von Thatsache zu Thatsache eilt die nüchterne Darstellung weiter, ohne sich mit Reflexionen viel abzuquälen. Ganz anders bei Schön: Betrachtung und Urtheil herrschen hier vor, die Anekdote wird nicht verschmäht, die Sprache ist lebendiger, wenn auch nicht frei von einem Anfluge philosophischer Terminologie. Ganz auffallend ist dabei, wenn man beide Schriften vergleicht, welch hervorragenden Werth Schön auf alles Geistige legt, auf Talent und Bildung, während Stein durchweg die Eigenschaften des Charakters in den Vordergrund stellt. „Mein Vater war ein gebildeter Mann" beginnt Schön. „Meine Mutter war eine gebildete Frau. Die gescheitesten und unterrichtetsten Leute der Gegend waren in dem Hause meiner Eltern, namentlich der Prediger von Daubitz, der Pfarrer Ernst, und mehrere gescheite Militärs." Stein dagegen: „Ich ward von sehr achtungswerthen Eltern geboren, unter

dem Einflusse ihres religiösen, ächt deutsch ritterlichen Beispieles auf dem Lande erzogen; die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Standes- und Familienehre, Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, wurden durch ihr Beispiel und Lehre tief meinem jungen Gemüthe eingeprägt." Für den Bildungsgang und die Grundanschauungen beider Männer ist dies wohl bezeichnend, wenn man auch daraus nicht unbillige Schlüsse ziehen wird. Der innere Antagonismus gegen Stein durchzieht Schöns ganze Darstellung. Während Stein des „verdienten" und „vortrefflichen" Schön nur einigemal gedenkt, kommt dieser immer wieder auf jenen zurück, er rechnet sich seine Meinung über Stein, seinen Kampf gegen ihn geradezu als Verdienst an. Ueberall tritt bei Schön der Gegensatz der systematischen gegen die praktische Bildung, der philosophischen gegen die historische Erziehung, des „Bewußten" gegen das „Instincthafte", um mit seinen eigenen Worten zu reden, hervor. Auf diesem Grunde ruht sein ganzes Urtheil über Stein, das sich in seiner vollen Schärfe indeß wohl erst im Alter ausgebildet hat.

Außer den im Fragment wie in den Briefen zerstreuten Bemerkungen liegen uns hauptsächlich zwei Actenstücke Schöns über Stein vor: einmal die schon von Pertz mitgetheilten „Erinnerungen" die, wie wir hier ersehen, als vertrauliche Mittheilung an den Geschichtschreiber Schlosser geschickt waren und vom 3. März 1849 datirt sind, sodann ein „Urtheil", das Schön schon vor dieser Zeit an Pertz übermittelt hatte, das aber von diesem aus leicht begreiflichen Gründen dem Publicum vorenthalten ward. Außerdem werden noch drei Briefe Steins an Schön mitgetheilt, die, soviel ich sehe, bisher unbekannt waren: aus Petersburg vom 16. April des Jahres 1812, aus Breslau vom 19. März 1813 und einer vom 26. Mai desselben Jahres, der, wie ich vermuthe, in Bautzen geschrieben ward. Während die „Erinnerungen" hauptsächlich mit dem Jahre der Erhebung sich befassen, umfaßt das „Urtheil" Steins gesammte Wirksamkeit.

Schön erkennt in dem Schriftstücke Stein als einen großen Mann an, weil er unbedingt und rücksichtslos der Idee des Vaterlandes gelebt habe, weil ihm allein die russische Hülfe zu verdanken sei, die Dauer derselben auch nach den Schlachten von Görschen und Bautzen und die Anerkennung Preußens als eines unabhängigen Staates seitens Rußlands. Ja, er gesteht sogar zu, daß der Krieg einen weit günstigeren Fortgang gehabt haben würde, wenn es der Metternichschen Politik nicht gelungen wäre, den Einfluß Steins auf Alexander zu brechen. Deutschland müsse ihm eine Ehrensäule setzen, größer als die des heiligen Borromäus. Er war ein großer Mann, meint Schön, aber ein Staatsmann war er nicht, denn dazu fehlte es ihm an Tiefe, wenn er auch Witz und Lebendigkeit besaß, dazu war er allzusehr in den Vor-

urtheilen eines Reichsfreiherrn befangen und ohne jede philosophische und poetische Bildung. Das sind im Großen und Ganzen die Grundideen der Schönschen Anschauung. Alexander von Humboldt stimmte der Schilderung „des philosophischen an Geist und Ausbildung dem Geiste des Freiherrn von Stein weit, weit überlegenen Biographen“ bei. Er steigerte sogar noch: Stein war ihm nicht nur kein Staatsmann sondern auch „kein großer Mann, wenn gleich oft groß im Handeln“. Man kann in den Hauptsachen manches Thatsächliche zugeben, aber man wird doch anders folgern müssen. Es ist zu glauben, daß Stein den Faust rein stofflich las wie eine Räubergeschichte, daß ihm später hauptsächlich nur die Scenen in Auerbachs Keller und auf dem Blocksberge erinnerlich waren, daß das „Unanständige“ des Buches seinem Wesen zuwider war. In diesem Sinne war er gewiß eine prosaische Natur. Aber seit wann gehören künstlerisches Talent oder doch künstlerisches Verständniß zu den nothwendigen Requisiten des Staatsmannes? Warum war Mathew Prior so wenig glücklich als Diplomat, da er doch so hübsche Verse machte? Rechnen wir Richelieu seine Vorliebe für das Schauspiel oder die Schauspielerinnen in seinem einsamen Ruel an, Wilhelm von England, Graf Chatam, Kaunitz, Pitt, Canning, Cavour, um nur blind hineinzugreifen in die Menge, sind sie etwa weniger Staatsmänner gewesen, weil ihnen vielleicht der feinere Sinn für die Schönheit dichterischer Werke abging? Oder weniger deshalb, weil sie der philosophischen Vorbildung entbehrten? Es ist zu glauben, daß Stein die Frage nicht beantwortet hätte, was ein Staat sei und zu welchem Zwecke wir in einem Staate leben — „leben sollen“. Auch darin wird ihm mancher berühmte Genosse früherer Zeiten gleichen, dem wir doch deshalb nicht den Namen des Staatsmannes versagen würden. Und den gönnen wir doch auch dem ersten Napoleon, der die Ideologen in gleicher Weise haßte wie Stein die Metaphysiker. „Wenn Stein Jemanden tief stellen wollte, so nannte er ihn einen Metaphysikus. Sein historischer Notizenkram hatte ihn zu einem förmlichen Widerwillen, besonders gegen philosophische Entwickelung gebracht.“ Auch daß er in den Vorurtheilen eines Reichsfreiherrn aufgewachsen war und in ihnen verharrte, ist keine Eigenschaft, die ihm den Charakter eines Staatsmannes rauben könnte. Doch das Paradoxe der Behauptung ist zu augenfällig, um der Widerlegung zu bedürfen. Es war eben die rein praktische Natur Steins und seine auf Geschichtskenntniß und Erfahrung ruhende Bildung, die ihn auf philosophische Gedankenreihen vielleicht oft allzuübermüthig herabsehen ließ; auch Schön mochte er also gereizt haben. Er war zwar zu gutmüthig ihn einen Metaphysiker zu nennen, aber er schalt ihn einen Idealisten und beklagte sich gegen Hardenberg über Schöns esprit à systeme, der ihm geradezu unangenehm war. Ich denke man wird hierin einen Hauptgrund für die Erbitterung gegen den großen Staatsmann finden

dürfen, die Schöns Darstellung so augenfällig durchdringt, daß selbst sein Lob wie ausstaffirter Tadel klingt. Leicht entwickelt sich in solchen systematischen und demgemäß in gewissem Sinn beschränkten Geistern der Fanatismus des Dogmas, der durch Ausschließung und Bekehrungseifer wohl im Drange der Geschäfte einer Natur wie der Steins lästig fallen konnte, der aber auch folgerichtig unentwegt festhalten mußte an der Abneigung, gegen eine Persönlichkeit, die auf anderen Grundlagen erwachsen war, einer Abneigung, welche die einsame Vereitelung des Alters nur verstärken konnte.

Der Gegensatz zwischen beiden Männern trat gleich bei ihrer ersten Begegnung hervor, damals als Stein im Jahre 1805, um die Mobilisirung der preußischen Armee zu ermöglichen, die Ausgabe von fünf Millionen zinsloser Schatzkammerscheine vorgeschlagen hatte. Der König, vorsichtig wie er war, übergab Steins Bericht einer Commission des Generaldirectoriums, deren Referent von Schön war. Die Commission stimmte den Steinschen Vorschlägen mit einigen Modificationen zu und der König genehmigte die Operation; im Jahre 1806 wurden etwa fünftehalb Millionen Thaler in realisirbaren Tresorscheinen angefertigt und in Circulation gesetzt. Schön war wie wir aus unserm Buche erfahren principiell dagegen. Sowohl in dem „Urtheil" wie in einem Briefe an Varnhagen erzählt er und rechnet sich als eines der Hauptverdienste seines Lebens an, daß Stein erst nach langem Kampfe und auf seinen Rath hin, hauptsächlich nachdem er ihm den Fluch vorgehalten, den Büsch auf den Schöpfer unrealisirbaren Papiergeldes in Preußen geworfen, von seinem Plane, Papiergeld zu machen, abgelassen habe. In der Biographie dagegen meldet er im Widerspruch damit, aber in Einklang mit der Geschichte, daß ungeachtet dieser Fluchwarnung die Tresorscheine dennoch entstanden seien. Als nun in Folge des Krieges im Jahre 1807 die genannten Werthzeichen im täglichen Verkehr gesunken waren, rieth Schön im Verein mit Stägemann und Klewitz das Papiergeld überhaupt aufzuheben. Stein erklärte sich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten ebenso dagegen wie gegen den weiteren Vorschlag Schöns die emittirten Zettel in zinstragende Staatsschuldpapiere zu verwandeln; er gab aber der Meinung Niebuhrs seine Billigung, welcher die Tresorscheine nach dem Course als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt wissen wollte, einer Meinung, die in der That auch alsbald durch einen königlichen Cabinetsbefehl Geltung erlangte. Es ist ja klar, daß dies nur ein Nothbehelf sein konnte, daß sich gegen eine derartige Finanzpolitik vom Princip einer gesunden Staatswirthschaft aus allerlei einwenden ließ. Aber es kam darauf an den schwachen Credit des Landes nicht noch mehr zu schwächen, die königlichen Cassen nicht sofort durch den Ausfall einer so bedeutenden Summe zu entblößen und da war diese Manipulation unter den gegebenen Umständen doch der einzige Weg. „Habt ihr andere Mittel bei Krebs

und Brand als Schnitt, Schirling und Höllenstein, so sagt sie!“ schrieb Stein einmal im Jahre 1810 in Bezug auf das Papiergeld. Er war bei aller finanziellen und staatswirthschaftlichen Uncultur, die ihm Schön vorwirft, weit davon entfernt die Schäden und Mängel des Papiergeldes zu verkennen. Man braucht nur seine Denkschrift über die Tresorscheine vom December 1805 oder sein Memorial über das österreichische Papiergeld vom Jahre 1810, sowie seinen Briefwechsel darüber mit Humboldt und Gentz einzusehen, um zu erkennen, wie weit die Schönsche Behauptung richtig ist, daß er den Gedanken des Papiergeldes bis zur Verrücktheit verfolgt habe, daß seine cameralistischen und finanziellen Kenntnisse blos auf Notizenkram beruhten. Wohl pflegte er bei Erwägungen der Art, seiner Bildung gemäß, historische Vergleichungen gern zu Rathe zu ziehen, aber es ist ebenso unrichtig, daß er darüber die Prüfung des besonderen Falls übersehen hätte, wie es falsch ist zu sagen, er habe das wirthschaftliche Studium nicht einmal der Mühe werth gehalten. Empfiehlt Stein doch selbst gerade dieses Studium Wilhelm von Humboldt ganz besonders. Schön vergleicht Stein in finanzieller Beziehung geradezu mit Friedrich dem Großen, den er für den schlechtesten Financier hielt, er mochte dabei an das Clementsche Project denken, gegen das sich Stein indeß entschieden und mit allen Gründen aussprach; er bedenkt nicht, daß derselbe Struensee, den er als den größten und geistreichsten Minister bezeichnet, den Preußen je gehabt, und gerade als das wirthschaftliche Gegenbild seines Nachfolgers, dereinst auch den Gedanken an ein Papiergeld nicht sofort von der Hand gewiesen hatte. Ja, er läßt sich durch den heimlichen Haß sogar zu der Andeutung hinreißen, Stein habe deshalb an dem Papiergeld so fest gehalten, weil der hochverschuldete österreichische Adel durch Tilgung seiner Schulden mit einem 80 Procent verlierenden Papiergelde, welches gesetzlich al pari genommen werden mußte, seine Schulden bezahlt und sich vollständig rehabilitirt habe. Kleinlich registrirt er die Ausbrüche übler Laune Steins gegen ihn, aber man liest nichts davon, wie trotzalledem Stein ihm wohlgewollt. Denn der Gegner hielt Schöns finanzielles Talent doch so hoch, daß er ihn 1809 zum Finanzminister vorschlug und ihn 1810 abermals Hardenberg empfahl, in einem Athem freilich mit einer abermaligen Papiergeldemission. Wenn mit Schön nicht auszukommen wäre, meinte er in Erinnerung an die Debatten von 1806, so könne man ja Heidebreck wählen. Wie vorauszusehen schlug Schön das Anerbieten aus und ging nach Gumbinnen zurück. Damals mag es gewesen sein, wo Stein sich über den systematischen Starrsinn des eingefleischten Kantianers gegen Hardenberg empfindlich aussprach. Als aber der erste Aerger verraucht war, erkannte er die Berechtigung der Handlungsweise Schöns ehrlich an und dieser hatte Anfang 1810 in einer abermaligen Papiergeldfrage zwischen Stein und dem Grafen Dohna keine Schwierigkeit der Vermittlung. Wir denken

man muß das, was hier flüchtig angedeutet ist, zum rechten Verständniß der Schönschen Schrift herbeiziehen, wobei wir freilich eine Kritik der Steinschen Finanzpolitik als solcher berufeneren Händen überlassen.

Auch über den Austritt Steins aus dem Cabinet im Januar 1807 würde man sich falsche Vorstellung machen, wenn man Schöns Berichte folgen wollte, welcher als die Ursache dieses Schrittes „kleinliche Streitigkeiten“ angiebt. Wir werden den Widerwillen Steins gegen Leute vom Schlage der Haugwitz und Lombard anders auffassen und einverstanden sein mit ihm, wenn er an den König schrieb: „Eine gänzliche Umschmelzung der Geschäftsformen, eine Veränderung der Grundsätze erfordert eine Veränderung mit denen Personen, welchen die Staatsverwaltung anvertraut ist; es ist nothwendig Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will“. Und auch Aeußerungen über Köckritz waren es nicht, die, nach dem sie zur Kenntniß des Königs gekommen waren, Steins Weggang veranlaßten; der eigentliche Grund war in der That seine wohlmotivirte Weigerung, das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen, das ihm ohne die Durchführung seiner auf eine Centralisation der Verwaltung und Autorität gehenden Vorschläge ein „leerer Schatten“ schien. Bei all der hämischen Darstellung muß Schön doch selbst zugestehen, wie mit dieser Weigerung Steins und durch sie die inneren Reformen ihren Anfang nahmen. Waren da wirklich „Feuer und Flamme verschwendet“?

Nicht minder falsch ist die Schilderung der Abschaffung der Erbunterthänigkeit im Jahre 1807, deren ganzes Verdienst Schön so bescheiden ist, sich zuzumessen. „Alles Andere was ich im Leben that, schreibt er, ist Nichts gegen die Lebendigwerdung der Idee der Freiheit.“ Niemand wird die großen Verdienste, die Schön um das Zustandekommen des berühmten Octobergesetzes gehabt hat, verkennen dürfen. Es waren zunächst die Ideen von Kant und Kraus, die Schöns Geist in dieser Richtung leiteten; schon im Jahre 1805 hatte er nach seiner Angabe in der Gesetzcommission die Greuel der Erbunterthänigkeit mit Feuer geschildert, er hatte einen Aufsatz darüber in Kleins Annalen geschrieben. Als am 20. Juli 1807 der preußische Provinzialminister von Schrötter Anträge auf Unterstützung zur Herstellung der zerstörten Gebäude, des Vieh- und Pferdestandes machte, bekam Schön die Ausführung in die Hand. Er benutzte sie, für die Vernichtung jener mittelalterlichen Reste zu plädiren. Der erste Antragsteller war er übrigens nicht gewesen, wie es nach seinen Worten scheinen könnte, schon am 16. Juli hatte Geheimrath Wilcken bei der Immediatcommission auf Abschaffung der Erbunterthänigkeit angetragen. Aber er hat Alles gethan, die Angelegenheit redlich und mit Aufopferung zu fördern. Er zeigte da, wie er bei einer anderen Veranlassung sagt, daß „der kategorische Imperativ unerschütterlich lebendig in ihm sei.“ Nicht ohne Be-

wegung wird man lesen, wie das entscheidende Gutachten in tiefen Schmerzen für ihn geboren ward. Als er es abfaßte, erhielt er die Nachricht, daß seine junge Frau in Königsberg im Sterben liege. Es kam in beiden Fällen auf ein paar Stunden an. Er wollte den großen Gedanken nicht verlassen, schrieb mit gewaltsamer Fassung das Gutachten zu Ende und fuhr nach den letzten Worten ab, um sein Weib als Leiche zu finden. Als er zurückkam, hatte der König seine Zustimmung erklärt: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei seit seinem Regierungsantritt sein unverrücktes Ziel gewesen. Wie stellt sich nun Stein zu der Frage? Schön sagt: für die westphälischen Ohren, womit nur Stein gemeint sein kann, sei die Sache Hirngespinnst gewesen. Als das Gesetz fertig gelegen, sei Stein nach Memel gekommen, sein Kopf und sein Ehrgeiz sei mit seiner inneren Richtung durchgegangen, sein Kopf habe ihm gesagt, daß das Gesetz gescheidt sei, sein Ehrgeiz ihm die Glorie gezeigt, die daraus für ihn entstehen würde. Er habe so den Gedanken mit Wärme ergriffen und das Gesetz contrasignirt, das er vor seinem Tode noch verwünscht haben sollte. Wiederum ist hier Wahres und Falsches in jener bedenklichen Art gemischt, die an der Redlichkeit des Autors gerechte Zweifel erweckt. Dafür daß Stein mit den Grundsätzen, auf denen das Edict beruhte, einverstanden war, können seine eigenen Worte angeführt werden, die er bei seinem abermaligen Eintritt ins Cabinet äußerte: man müsse der Nation eine Theilnahme an den National- und Communalangelegenheiten einräumen, so nur zeigten sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes, man müsse bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, eine Idee, die er übrigens und gerade in Bezug auf die Aufhebung der Eigenbehörigkeit schon im März 1801 in seinem Verwaltungsbericht als Oberkammerpräsident von Westphalen ausgesprochen hatte. Billigte er somit die Vorlage im Ganzen, so war es doch wohl kein Verbrechen, wenn er sich erlaubte, gegen einige Vorschläge der Commission Einwendungen zu machen. Er setzte es sogar durch, daß das Edict auf alle Provinzen der Monarchie ausgedehnt werden sollte, was er gewiß nicht gethan haben würde, wenn es seinen „westphälischen Ohren“ unangenehm gewesen wäre; er nahm sich der Sache auf das Ausdrücklichste an, als die Breslauer Regierung und der schlesische Adel sich dagegen erhob. So groß das Verdienst Schöns um die Sache war, Stein hatte doch auch seinen reichen Antheil daran, daß man am 9. October 1807 die schwerwiegenden Worte las: Nach dem Martinstage 1810 giebt es nur freie Leute in Unseren sämmtlichen Staaten.“ Im Volke sah man damals schon beide Männer für Schöpfer der großen Aenderung an, in Gedichten feierte man vereint ihre Namen. Und ging Stein wirklich dabei der Kopf durch mit der innern Richtung, um

die wunderliche Verkehrung des Bildes zu wiederholen, könnte man dies nicht eher ihm zum Lob, als zum Tadel wenden? Was aber die Beschuldigung des Ehrgeizes als Motivs der Handlungsweise betrifft, so ist sie so vag und unbeweisbar, daß ein wirklicher Werth ihr nicht beigemessen werden kann. Die Annahme endlich, daß Stein vor seinem Ende das Gesetz verwünscht haben soll, beruht wohl darauf, daß er seinem Mißfallen über die Wirrsale des Uebergangsstadiums, die er auf die Unvollkommenheiten jener Gesetzgebung zurückführte, öfter und ganz besonders in einem Aufsatze über die Vererbung und Zersplitterung der Bauerhöfe in Westphalen, der noch im December 1830 verfaßt ist, in seiner Weise energischen Ausdruck gab.

Weiter erzählt nun Schön, wie Stein, der in Königsberg, durch angeerbte und anerzogene Vorurtheile gehemmt, in bessere Gesellschaft gebracht und von dieser fortgerissen werden mußte, das große „Staatsskelett“ ausgearbeitet habe, mit Hülfe der geistreichen Menschen, die er dort suchte und fand. Vor allem habe man sich an die Städteordnung gemacht und Stein sei es genug gewesen, daß die Franzosen damals keine selbständigen Municipalitäten hatten, um das Gegentheil davon, die Städteordnung, zu fördern. Hier ist dem Berichterstatter nun wieder einmal das Systematische in den Steinschen Maßnahmen nicht recht, das er sonst ja zu vermissen pflegt. Mit dem oft wiederkehrenden Ausdruck „Staatsskelett“, auf den er sich offenbar etwas zu Gute thut, wollte er die Gliederung der Reformen in der inneren Verwaltung verhöhnen, mit denen sich Stein während seines Ministeriums trug, und die hauptsächlich sich auf eine zweckmäßige Vereinfachung der Verwaltungsmaschinerie bezogen. Daß Stein sich besonders mit der Städteordnung beschäftigt habe, ersehen wir nicht, vielmehr widmete er dem Bauernstande, den Beamtenverhältnissen, dem Adel, den Landständen dieselbe Theilnahme. Ob ebenfalls blos aus Opposition gegen die Eigenheiten der französischen Verwaltung, wissen wir nicht.

Der Sommer 1808 war für den armen Stein äußerst aufregend. Trotz seiner veralteten Vorurtheile ward er von der Zeit und dem Treiben um ihn so fortgerissen, daß er, indem die Glorie, die ihm bevorstand, ihm zugleich schmeichelte, „gar nicht zur Besinnung kommen“ konnte. Er hatte zwar leicht einen Gedanken, aber immer auf der leidigen historischen Basis, von Philosophie wollte er immer noch nichts wissen, obwohl er, man staune! ein philosophischer Kopf war. Seiner Diplomatie lagen nur die Erfahrung früherer Zeiten und die Schlauheit zu Grunde. Schön berichtet uns das köstliche Wort von ihm, daß er ihm gegenüber die Pfiffiologie als die Hauptwissenschaft bezeichnet habe. Mit vollem Herzen sei er „bei dem Treiben in der Idee des Staates“ nicht dabeigewesen. Dagegen habe ihn, der auf Einfluß, Ueberredung, Verbindung, Verschwörung, Kabale und Täuschung Werth legte, eine Verschwörung in Westphalen besonders interessirt und voll sei er gewesen von

dem unklaren Plane des Bardelebenschen Tugendbundes, auf den er einen größeren Werth gesetzt habe, als auf Alles, was das Volk zur Erkenntniß der Vorzüglichkeit der Verwaltung bringen und so zur wahren Kraft wecken sollte. Die Theilnahme an der Verschwörung bezieht sich auf den bekannten Brief an den Fürsten Wittgenstein, in welchem angedeutet war, wie gut es sei, daß die Unzufriedenheit in Westfalen weiter genährt würde. Von einem „unreifen Plane" konnte nicht die Rede sein, da vor der Hand gar kein Plan vorlag, nur hatte Stein geschrieben, daß es gut sei, die bestehende Erbitterung zu nähren, und man weiß wohl, wie diese Politik nicht ohne Folgen blieb. Den Tugendbund anlangend schrieb aber Stein an Pertz: Ich habe nie Theil daran genommen, er schien mir unpraktisch und das Praktische sank in des Gemeine." Gegen diese einfachen Worte zerfällt die lange und pharisäische Tirade Schöns über den Steinschen Tugendbund in Nichts und Schön selbst fühlt die Nothwendigkeit nach diesem Ausfall den Mantel eines dürftigen Lobes über die zerfetzte Gestalt des Gegners zu hängen. „Aber bei alledem ließ sich sehr angenehm mit Stein leben und arbeiten. — Hätte Stein philosophische Bildung bekommen, sodaß Ideen bei ihm zum Bewußtsein gekommen wären, so würde er ungeheure Dinge in der Welt geleistet haben." Und so kommt er auch noch ziemlich glimpflich gelegentlich seiner Entlassung weg, obwohl auch hier Schön als der eigentliche spiritus regens erscheint. Bekannt ist ja, wie er schon 1845 das Rundschreiben vom 24 November 1808 für sich in Anspruch nahm, mit dessen Abfassung ihn Stein betraut hatte. Schon Pertz hat darauf bündig erwiedert, daß nicht der vorbereitende Rath, sondern der beauftragende und unterzeichnende Minister Verantwortlichkeit wie Verdienst der Urkunde hat. Ungerupft kommt Stein ja niemals davon und es wimmelt auch an dieser Stelle von kleinen Bosheiten, die wir indeß übergehen wollen.

Ebensowenig ist es nöthig nochmals die bekannten „Erinnerungen" zu berühren, in denen der Antheil Steins an der Ostpreußischen Erhebung besprochen ist. Sie sind bekanntlich schon von Pertz mitgetheilt und corrigirt worden. Weiteres Urkundenmaterial zur Feststellung des Richtigen ist indeß auch in unserem Buche nicht geliefert worden

Auch der Polemik gegen York, „dessen anscheinend große Kühnheit durch die Lage der Umstände sehr gemildert wurde", gegen den großen „Liniensoldaten" Scharnhorst wollen wir hier nicht weiter gedenken. Kam es uns doch nur darauf an, an einem Beispiel zu zeigen, mit welcher Vorsicht die Benutzung dieser so interessanten Denkwürdigkeiten verbunden sein muß. Wir fürchten indeß kaum, daß sie erreichen werden, was sie bezwecken: daß in der Erinnerung des deutschen Volkes das gewaltige Bild Steins durch die Gestalt des Philosophen von Arnau verdrängt werde.

Es ist kein erquickliches Bild, das wir aus dem Buche von Schön erhalten; bei weitem ein anderer muß der Schön der Jugend gewesen sein, an den Stein in schwerer Zeit schrieb: „Lassen Sie uns Hand in Hand gehen. Ich vertraue auf Ihren Beistand, denn meine Kräfte sinken!"

Don Alfonso und Donna Blanca.

Von Austriacus.

Eine derbe Tracht Prügel! Das klingt häßlich für den, der sie in Empfang nehmen soll, und auch nicht schön für den, der sie austheilt. Einer ritterlichen Handlung kann sich der Letztere nicht rühmen und wenn ihn die Polizei deshalb am Kragen faßt, so muß er sich das gefallen lassen. Unter dieser Wolke wirst du prügeln, ruft ihm das Strafgesetz allzeit zu. Und dennoch, allen legalen Bedenken zum Trotze, herrscht zuweilen über einen Geprügelten mehr Freude als über hundert Triumphatoren. Dieses mögen sich die Grazer Studenten zum Troste gesagt sein lassen, welche ihre Abneigung gegen einen moralisch Geächteten mit Carcer oder Relegation werden büßen müssen. Politische Demonstrationen von der Studentenschaft ausgeübt, sind unleugbar vom Uebel und am wenigsten in Oesterreich zu empfehlen, wo sich ohnehin das Vorurtheil erhalten hat, daß das Interesse der Studierenden von den Wissenschaften viel weniger in Anspruch genommen wird, als von den öffentlichen Angelegenheiten. Ist es denn aber eine politische Demonstration, wenn einige hundert junge Männer einem Individuum, das gemeiner Verbrechen beschuldigt wird und sich schamlos unter anständige Menschen drängt, deutlich ihre Verachtung und ihren Wunsch nach seiner schleunigen Entfernung ausdrücken? Sie nehmen nicht Partei gegen seine staatlichen Gesinnungen, sie kämpfen nicht zu Gunsten seiner politischen Feinde, sie fällen nur ein Urtheil über eine Reihe von Thaten, die Don Alfonso von Bourbon nicht Kraft seines Amtes oder seiner Stellung vollzogen hat, sondern welche er verübte seinen persönlichen Trieben und Neigungen folgend, und für welche er daher auch persönlich der öffentlichen Meinung gegenüber die Verantwortung trägt.

Don Alfonso hat die öffentliche Meinung in unerhörter Weise provocirt. Von seinen eigenen Parteigenossen in Spanien verworfen und gezwungen den Kriegsschauplatz zu verlassen, verbirgt sich der Sieger von Cuenca nicht auf einem der Güter seines edlen Schwiegervaters, Don Miguel frommen An-

denkens, bis sein Name vergessen ist, sondern reist wohlgemuth von einer deutschen Stadt zur andern, begrüßt Fürstengeschlechter, besucht den Wiener Hof, siedelt sich mit Pomp in Graz an, heuchelt hier Frömmigkeit und bringt täglich auf seinem Wege nach der Domkirche den Studenten seine Persönlichkeit vor das Auge. Und da sollen diese gleichgültig bleiben, nicht der gerechten Entrüstung über solche herausfordernde Keckheit Luft machen? Man ist mit zwanzig Jahren kein bedächtiger Klügling. Gottlob, daß man es nicht ist, daß noch warmes Blut in den Adern rollt und Lust und Wille zu unüberlegten aber gutgemeinten Handlungen sich regt. Die Studenten hätten freilich bedenken sollen, daß sie mit ihrer Demonstration nicht allein bleiben werden, daß in großen Städten Arbeitsscheue, Lärmfreunde, Neugierige zum Anschlusse stets bereit sind und dieser Schweif gar bald den Kern überwuchert. Die Form, in welcher später die Demonstration wiederholt wurde, die Auflehnung gegen die bewaffnete Macht kann nicht beschönigt werden, aber der erste spontane Aufschrei der empörten sittlichen Meinung ließ sich nicht zurückdrängen, und selbst die Steigerung des Grimmes am zweiten Tage erscheint nicht unerklärlich, wenn man aus dem Leiborgan der Feudalen und Absolutisten in Oesterreich, aus dem Wiener „Vaterland“ erfährt, welchen hochmüthigen Trotz Don Alfonso den Angreifern entgegengestellt hat. Für die Richtigkeit der Auffassung, daß nur sittliche Entrüstung die Handlungsweise der Studenten bestimmte, spricht der Umstand, daß sie den Infanten nicht etwa Carlist oder Bourbone schimpften, sondern einzig und allein als „Briganten und Mordbrenner“ apostrophirten. Er ist freilich als solcher noch nicht verurtheilt. Aber gerade, daß es augenblicklich keine Macht giebt, die ihn verurtheilen und bestrafen könnte, daß er mit dem Verdachte schmachvoller Verbrechen behaftet, den höchsten Glanz des Lebens genießt, fürstliche Ehren anspricht, mußte jugendliche Gemüther empören und den studentischen Idealismus, den wir nimmermehr missen möchten, zu rascher That aufreizen. Wir beklagen, wenn einzelne Jünglinge durch ihr Vorgehen vielleicht größere Schuld und schwerere Strafe auf sich geladen haben. Wir beklagen und bedauern es aber noch ungleich mehr, daß die österreichische Regierung nichts gethan, solche beklagenswerthe Scenen unmöglich zu machen. Wir verlangen keine catonische Strenge, keine polizeiliche Ausweisung des Infanten, nichts unmögliches oder den legitimistischen Ueberlieferungen widersprechendes. Eine sanfte Andeutung, nur solche Orte zum Wohnsitze zu wählen, in welche die Zeitungen noch keine Kunde von dem „Eroberer von Cuenca“ gebracht, oder wo der Erwerbsinn jede andere Erwägung zurückschiebt, hätte genügt und das Scandal abgewendet. Das österreichische Fürstenhaus kann mit Recht sich rühmen, daß seine Glieder stets in Frieden mit dem Volke gelebt, stets Achtung genossen und auch um die Achtung der Menschen

sich beworben hatten. Kein österreichischer Prinz stand jemals im Conflicte mit der öffentlichen sittlichen Meinung. Das giebt der dynastischen Empfindung einen guten Grund. Sie wird aber nicht belebt und gestärkt, wenn gleichsam unter dem Patronate des heimischen Hauses fremde Fürsten sich über jede Pflicht des Anstandes hinaussetzen. Der große Haufen depossedirter und vertriebener Prinzen, der sich seit einem Jahrzehnt in Oesterreich herumtummelt, ist schon darnach angethan, die Aufmerksamkeit des Volkes auf das Treiben in diesen Kreisen zu richten, und hat das Lächerliche dieses Treibens vielfach enthüllt. Es wäre schlimm um die Dauer dynastischer Gefühle bestellt, wenn sich das Volk sagen müßte, daß sogar gemeine Verbrecher hier eine Zufluchtsstätte finden, daß nicht gerade hier jeder unwürdige Eindringling mit doppelter Wucht zurückgewiesen würde. Am wenigsten durfte aber die österreichische Regierung zugeben, daß Don Alfonso die liebliche Hauptstadt der Steiermark zur Residenz wähle. In Graz bringen so viele verdiente, tapfere Officiere der österreichischen Armee ihren Lebensabend zu, hier sind ritterliche Tugenden, ein hochgespanntes Ehrgefühl zu Hause. Müssen diese würdigen Männer, greise Feldherren unter ihnen, nicht das ihnen aufgezwungene Zusammenleben mit einem Individuum, welches den Soldatenstand durch unnütze Grausamkeit besudelt hat, für eine Beleidigung ansehen? Nachdem die Wiener Regierung nicht rechtzeitig der Vernunft und dem politischen Tacte Gehör gegeben, ist ein Einlenken in die rechte Bahn schwierig geworden. Es müßte denn Don Alfonso selbst zur Einsicht kommen, und durch eine rasche Abreise den Lärm beschwichtigen. Sein Schicksalsgenosse Haynau that, als er im Brauhause von Barclay und Perkins mit englischen Fäusten nähere Bekanntschaft gemacht, dasselbe, und eilte die englische Küste, so wenig gastfrei für Frauenpeitscher, zu verlassen. An die Haynauaffaire hat überhaupt die Grazer Demonstration die lebendigste Erinnerung wieder wachgerufen und wie wir damals dachten, so denken wir auch jetzt wieder. Nur daß wir unsere Gedanken jetzt in classische Formen kleiden können. Wir wiederholen im Geiste den Wortlaut des Attestes, welches Notorjus Sluſ'uhr bekam, als er von Bräsig bei Grammelinen raisonnable Prügel erhalten hatte: Sie haben ihm aber nicht geschadet.

Das Jahr der Hermannsschlacht.

Von Heinrich Brandes.

Da dem Vernehmen nach am 16. August dieses Jahres die feierliche Einweihung des Hermannsdenkmals bei Detmold stattfinden soll, so bietet sich die Gelegenheit, einem herrschenden Irrthum in Hinsicht auf das Datum des

Sieges über Varus entgegenzutreten. Das Jahr 9 n. Chr. gilt allgemein als dasjenige, in welchem dieses Ereigniß geschehen sei, und anscheinend kaum Jemandem in neuerer Zeit ist es eingefallen, Zweifel zu hegen und die Richtigkeit dieses Datums einer Prüfung zu unterziehen. Selbst die neuesten Schriften, welche diese Schlacht behandeln, erörtern nur die Frage der Oertlichkeit und nehmen das Jahr 9 auf Treu und Glauben an. Nur einige Herausgeber und Uebersetzer der römischen Geschichte des Cassius Dion weichen davon um ein Jahr ab, indem sie dem Berichte dieses Schriftstellers über die Schlacht dasjenige Jahr nach Roms Erbauung beifügen, für welches die Consuln P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus zu nennen gewesen wären. Im betreffenden Texte des Cassius Dion sind jedoch gerade diese Namen ausgefallen, und so konnte der Irrthum entstehen und fortdauern, daß die Schlacht im Amtsjahre der zuletzt vorher genannten Consuln C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus geschlagen worden sei. Obgleich nun freilich dieser Text offenbar stark verderbt und mehrfach in Unordnung gerathen ist, so bildet er doch für die Entscheidung der Zeitfrage der Schlacht die Hauptgrundlage, ja die einzige Grundlage, welche das wirkliche Datum nachzuweisen und außer Frage zu stellen gestattet. Bei Cassius Dion, LVI, 18 wird berichtet, daß die Meldung der Niederlage des Varus nach Rom gelangt sei, als man dort eben für den Tiberius und Germanicus außerordentliche Ehrenbezeigungen beschlossen hatte, nachdem dieselben durch die Eroberung von Anderium und Arduba und die Unterwerfung des Baton den Krieg gegen Pannonien und Dalmatien siegreich zu Ende geführt hatten. Es ergiebt sich daraus, daß der endliche Sieg der Römer in diesen Ländern als fast gleichzeitig anzusetzen ist mit ihrer Niederlage in Germanien. Leicht möchte man annehmen, daß diese Niederlage noch eben vor dem Siege über die Pannonier stattgefunden habe, da Sueton. Tib. Cap. 17 sagt, in Rom habe Niemand gezweifelt, daß die siegreichen Germanen sich mit den Pannoniern verbunden haben würden, wenn nicht Illyricum vorher besiegt worden wäre. Wenn er dann weiter sagt, deswegen sei dem Tiberius der Triumph zuerkannt worden, so ließe sich das dahin deuten, daß der Sieg der Germanen und die dadurch bedingte gesteigerte Gefahr des Pannonischen Krieges eine Veranlassung gewesen seien, dem Tiberius den Triumph zu gewähren. In Wirklichkeit aber theilt hier Suetonius nur eine der damals in Rom umlaufenden politischen Aeußerungen mit, wie sich solche natürlich an beide fast gleichzeitigen Ereignisse anknüpfen mochten. Sehr nahe liegend war es nachträglich, der glücklich vermiedenen Gefahr zu gedenken, welche die Unterstützung der mit zäher Tapferkeit kämpfenden Pannonier durch die siegreichen Germanen für die römische Machtstellung hätte haben können. Daß aber jedenfalls die angeführte Stelle einen irgend beträchtlichen Zeitunterschied nicht bedinge, er-

giebt sich schon bei genauerer Erwägung des Berichtes des Suetonius und noch unzweifelhafter durch vergleichende Berücksichtigung der parallelen Berichte anderer Quellenschriftsteller. Die Zuerkennung des Triumphes erfolgte, als man in Rom von der Niederlage des Varus noch nichts wußte, und daß dem Tiberius nicht etwa nur die Ehre des Triumphes zuerkannt worden sei, sondern ein Triumph in aller Form, das sehen wir einerseits daraus, daß Tiberius selbst es war, welcher aus Rücksicht auf die unterdessen bekannt gewordene Niederlage die Aufschiebung desselben veranlaßte (vergl. Suet. Tib. 17), andererseits daraus, daß zwei Jahre später am 16. Januar 12 n. Chr. dieser Triumph wirklich stattfand (vergl. Suet. Tib. 20). Indem also ein wirklicher Triumph beschlossen worden war, indem dann aber dieser Triumph in Rücksicht auf die seitdem eingetroffene Unglücksbotschaft zunächst unterbleiben mußte, versteht es sich von selbst, daß die Botschaft erst nach jenem Beschlusse angelangt sein müsse. Diese Auffassung findet auch ihre vollkommene Bestätigung nicht nur in der oben erwähnten Stelle bei Cass. Dion, LVI, 18, sondern noch specieller, indem Vellej. Pat. II, 117 sagt: „Eben hatte der Kaiser an den Pannonischen und Dalmatischen Krieg die letzte Hand angelegt, als innerhalb fünf Tagen nach Vollendung eines so großen Werkes trauervolle Briefe aus Germanien anlangten, daß Varus gefallen und drei Legionen, ebenso viel Reiterscharen und sechs Cohorten niedergehauen seien." Also fünf Tage nach jenem Senatsbeschlusse über den Triumph langte die Nachricht von der Niederlage in Rom an. Darf man nun vielleicht in Rechnung ziehen, daß der germanische Kriegsschauplatz etwa doppelt so weit von Rom entfernt war, als der Pannonische, und darf man vermuthen, daß Germanicus mit seiner Siegesbotschaft schneller nach Rom gereist sein wird, als der Unglücksbote vom Niederrhein, so läßt sich daraus doch nur auf eine Zeitverschiedenheit schließen, welche wenige Wochen schwerlich überschritten haben wird. Aus diesen Gründen ist man daher völlig berechtigt, die Niederlage des Varus und die letzte siegreiche Phase des Krieges gegen die Pannonier und Dalmatier als Ereignisse eines und desselben Jahres anzusehen. Ueber die Zeit des Schlusses des letztern Krieges läßt uns aber Cassius Dion nicht in Zweifel.

Der Aufstand der Dalmatier unter Baton war ausgebrochen im Consulatjahre des M. Aemilius Lepidus und C. Arruntius, in demselben Jahre, in welchem nach übereinstimmender Angabe bei Cass. Dion, LV, 29 und bei Sueton. Tib. 16 der nachherige Kaiser Tiberius seinen zweiten Feldzug in Deutschland begonnen hatte. An diesen Dalmatischen Krieg reihte sich der Pannonische an, und die Unterwerfung beider Völker erfolgte erst nach mehrjährigem Kampfe. Es vergingen darüber die Consulatjahre des A. Licinius Nerva Silianus und Q. Cäcilius Metellus, des M. Furius Camillus und

Sex. Nonius Quinctilianus, des C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus, ohne daß es zur Entscheidung kam. Im Frühling des letztgenannten Jahres war Tiberius nach Rom zurückgekehrt: Germanicus hatte den Oberbefehl gegen die Pannonier übernommen, und nach einem verunglückenden Angriffe auf die Stadt Rhaetium zwar einige Eroberungen gemacht, aber doch nur wenig ausgerichtet. An diese Erzählung knüpft Cass. Dion, LVI, 12 die ausdrückliche Bemerkung, der Krieg habe sich nun in die Länge gezogen, und der Kaiser Augustus habe sich deshalb veranlaßt gesehen, wieder dem Tiberius den Oberbefehl zu übertragen. Während Cassius Dion in annalistischer Weise Jahr nach Jahr die Consuln nennt und über die Ereignisse der einzelnen Amtsjahre berichtet, muß es auffallen, daß die nächsten Consuln, welche er anführt (LVI, 25), M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus sind. Es ist daher offenbar, daß in seinem Texte die Namen des Consulnpaares P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus ausgefallen sind. An welcher Stelle nun in seinem Texte zwischen LVI, 1 und 25 der Bericht über dieses Consulatjahr beginne, ist unschwer zu erkennen, und ohne Zweifel mit Recht haben die Herausgeber angenommen, daß der Schriftsteller mit LVI, 12 auf dieses Jahr übergehe; denn das vorhergehende Jahr schließt mit der fast ergebnißlos sich in die Länge ziehenden Kriegführung des Germanicus, worauf dann etwa mit Eintritt des neuen Consulatjahres Augustus wieder den Tiberius mit dem Oberbefehl betraute. Was dann in den folgenden Capiteln 12—16 erzählt wird, scheint wieder so viel Zeit zu umfassen, daß man diese Thatsachen nicht füglich noch in das Jahr des C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus setzen kann. Man liest da Folgendes: Cap. 12: Tiberius habe nach seiner Ankunft beim Heere dasselbe in drei Corps getheilt und sich dann gegen Baton gewendet; dieser sei längere Zeit einem Treffen ausgewichen und habe sich endlich in die feste Stellung von Anderium zurückgezogen; Tiberius habe darauf unter sehr ungünstigen Verhältnissen die Belagerung dieses Platzes unternommen.

Cap. 13: Mit zäher Ausdauer — selbst mehr der Belagerte, als der Belagerer — habe Tiberius die Belagerung fortgesetzt und dadurch den Baton endlich bewogen, seinerseits die Waffen niederzulegen, so daß nur ein Theil der Pannonier die Vertheidigung fortgesetzt habe.

Cap. 14: Endlich nach tapferer Gegenwehr sei Anderium erobert worden, und man habe die Flüchtigen nun verfolgt und vollends zersprengt.

Cap. 15: Aber selbst da habe der Widerstand noch nicht überall aufgehört, und Germanicus habe erst noch Arduba erobern müssen, ehe die schließliche Unterwerfung Pannoniens erfolgt sei.

Cap. 16: Endlich habe auch Baton sich dem Tiberius als Gefangener gestellt.

Man sieht daraus, wie viele zeitraubende Phasen dieser Krieg noch im Jahre des Dolabella und Silanus durchgemacht hat, ehe Germanicus, wie in Cap. 17 erzählt wird, die Siegesnachricht nach Rom überbringen konnte. Das Jahr muß demnach bereits ziemlich weit vorgeschritten gewesen sein, als der Senat ihm und dem Tiberius den Triumph zuerkannte, und als fünf Tage später die Nachricht von der Niederlage des Varus nach Rom kam Noch in demselben Jahre aber hatte Augustus Zeit, einige nothdürftige Vorkehrungen zum Schutze der Rheingrenze zu treffen, so daß noch in demselben Jahre Tiberius den Grenzlegionen Verstärkungen zuführen konnte. Diese Thatsachen machen es wahrscheinlich, daß Ed. Schmid in seiner Schrift „Bestimmung des Tages der Hermannschlacht (Jena, 1818)" schwerlich das Richtige getroffen habe, indem er die Vermuthung durchzuführen suchte, die Schlacht habe an den Tagen des 9. bis 11. September stattgefunden. Schon das ist nicht überzeugend, das mehrtägige Regenwetter lasse auf den September schließen: denn bei uns in Norddeutschland tritt tagelanges Regenwetter nicht selten schon vor dem September ein. Außerdem würde, wenn erst am 11. September die Schlacht beendigt worden wäre, die Nachricht von der Niederlage auf dem Umwege durch Gallien kaum noch im September haben in Rom anlangen können; die dann in der Eile angeordneten Aushebungen und Rüstungen gingen nach Cass. Dion, LVI, 23 doch nur so schwierig und langsam von Statten, daß starke Zwangsmaßregeln (Vermögenseinziehungen und Hinrichtungen) erforderlich wurden, um ein genügendes Ersatzheer zu schaffen, welches an die Rheingrenze geführt werden sollte. Dieses mühsam zusammengebrachte Heer endlich marschirte noch im Consulatjahre des Dolabella und Silanus an seinen Bestimmungsort. Für Alles das erscheinen doch die Zeitgrenzen vom 11. September an aller Wahrscheinlichkeit nach zu eng bemessen, und es dürfte daher vorzuziehen sein, die Schlachttage in den August zu setzen.

Wenn hiernach die Tagesdatirung der Schlacht nur eine Hypothese bleiben muß, so ist dagegen das Jahresdatum als sicher nachweisbar zu betrachten. Unmittelbar an die Erwähnung der Ehrenbezeigungen für Tiberius und Germanicus reiht Cassius Dion (LVI, 18 ff.) die Schilderung der Niederlage des Varus, ehe er auf das nächste Consulatjahr übergeht; er sagt, alle jene ehrenden Beschlüsse wären bereits gefaßt gewesen, als das aus Germanien gemeldete traurige Ereigniß alle Festlichkeiten und feierlichen Aufzüge unterbrochen hätte, und knüpft daran den ausführlichen Bericht über die Niederlage. Daran schließen sich in Cap. 23—24 die Schilderungen, welche Bestürzung darüber in Rom geherrscht habe, und welche Sicherungsmaßregeln ergriffen worden seien, mit denen man offenbar nicht bis ins folgende Jahr gewartet haben wird. Indem daher das folgende Jahr Cap. 25

mit den Worten beginnt: „Im folgenden Jahre (τῷ δὲ ἑξῆς ἔτει)" u. s. w., so ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß hiermit der Bericht über das Jahr anfängt, welches dem Jahre der Niederlage unmittelbar folgte. Als die Consuln dieses folgenden Jahres aber werden namentlich angeführt M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus. Es ist nicht ohne Interesse, daß zu diesem Jahre Cassius Dion eines Feldzuges des Tiberius in Germanien gedenkt, bei welchem die Römer auf erwähnenswerthen Widerstand nicht gestoßen seien: dieser Angabe entspricht in chronologischer Beziehung genau, wenn Suetonius in der Lebensbeschreibung des Tiberius in Cap. 17 mit der Aufschiebung des Triumphes, „weil der Staat über die Niederlage des Varus in Trauer sei", schließt, und das folgende Cap. 18 mit den Worten beginnt: „Proximo anno repetita Germania" ꝛc. Diese Uebereinstimmung bestätigt, daß die Niederlage des Varus in dem Jahre stattgefunden habe, welches dem Consulate des M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus unmittelbar vorausging, also im Consulatjahre des P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus.

Gehört es aber nun schließlich zu den bestbegründeten Datirungen, daß der Kaiser Augustus im Jahre 14 n. Chr., und zwar im Consulatjahre des Sex. Pompejus und Sex. Apulejus gestorben ist, worüber Sueton. Aug. Cap. 100 und Cass. Dion, LVI, 29 keinen Zweifel lassen, so ergiebt sich die folgende Reihe der hier in Betracht kommenden Consulatjahre:

10 n. Chr. P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus,
11 „ M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus,
12 „ Germanicus Caesar, Tib. F. und C. Fontejus Capito,
13 „ C. Silius Nepos und C. Munacius Plancus,
14 „ Sex. Pompejus Nepos und Sex. Apulejus Nepos.

Die obigen Darlegungen erweisen demnach, daß Arminius den Sieg über Varus nicht im Jahre 9 n. Chr., sondern im Jahre 10 n. Chr. erfochten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Der jüngste Zwischenfall. — Seit dem Ende des deutsch-französischen Krieges ist die öffentliche Meinung in Europa wohl niemals so sehr in Aufregung gewesen, wie in den letztverflossenen Wochen. Der von der Berliner „Post" gebrachte Artikel: „Ist Krieg in Sicht?" und die Veröffentlichung der zwischen der deutschen und belgischen Regierung ausgetauschten Noten hatte alle Kreise des großen Publicums so sehr in Alarm

versetzt, daß man hätte glauben mögen, die betreffenden Mobilmachungsordres seien schon unterzeichnet und ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen Deutschland und Frankreich sei ein unvermeidlicher geworden. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, näher darauf einzugehen, ob und inwieweit jenem Artikel der „Post" ein officiöser Charakter innewohnt, und inwiefern derselbe hierdurch an Tragweite gewinnt; es liegt auch nicht in meiner Absicht zu untersuchen, ob die Raisonnements und Schlußfolgerungen der „Post" sämmtlich vollkommen begründete und richtige sind. Die ganze Presse Europas hat sich mit dem Artikel des Längern beschäftigt, und in der verschiedenartigsten Weise und nach allen Richtungen hin ihn commentirt, so daß kaum Etwas noch zu sagen bliebe; die öffentliche Meinung aber hat sich von dem Schreck und der Erregung, die in den Tagen nach dem Erscheinen jener Nummer der „Post" alle Welt ergriffen hatte, schon wieder bedeutend beruhigt.

Ich möchte mir nur einige Worte gestatten über das von der französischen Presse in dieser Angelegenheit beobachtete Verfahren. Herr Emile de Girardin, der hervorragendste und bedeutendste unter den französischen Journalisten und Publicisten, hat in seiner Zeitung, „la France", diesem Zwischenfall mehrere Artikel gewidmet und in denselben mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Schärfe des Stils nachgewiesen, daß diese letztgeschlagene bataille de l'opinion eine für die französischen Journale siegreiche gewesen sei, indem sie alle Behauptungen und Anschuldigungen der deutschen Blätter erfolgreich widerlegt und die Wahrheit wieder hergestellt hätten. Herr de Girardin mag seine Ueberzeugung und Meinung behalten. Ich will selbst zugeben, daß, was den Ton und die Schreibweise anlangt, die pariser Presse in ihrer letzten Polemik eine maßvolle und angemessene Haltung bewahrt hat, — aber daß die Argumente der „Post" nur die Phantasie eines Redacteurs, daß, was in jenem Artikel ausgeführt ist, nichts wie Verläumdungen gegen Frankreich und nur ein Beweis für den aggressiven und den Frieden bedrohenden Sinn Deutschlands und seiner Politik seien — wie solches die französischen Journalisten in so tugendhafter Entrüstung behaupten — das möchte ich weniger gern zugeben.

Der Gedanke an eine Revanche tobt in dem Herzen aller Franzosen. Wo immer es nur möglich war, hat die allgemeine Stimmung sich in diesem Sinne geäußert. Dies leugnen und bestreiten zu wollen, würde selbst bei einem Franzosen nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Frankreich ist von dem hohen Piedestal seiner Eitelkeit zu tief herabgestürzt, es ist durch eine fortwährende Reihe von Niederlagen zu furchtbar in seinem Stolze gedemüthigt worden, als daß nicht jeder Franzose daran denken sollte, seinem Vaterlande die verlorene Macht und Stellung auf irgend eine Weise wiederzugewinnen — und vom französischen Standpunkt aus würde hierin ja immerhin ein gewisser

Patriotismus liegen. Aber die Frage ist nur, ob es nicht gerathener wäre, wenn Frankreich für seine ganze Politik als Motto das Wort nähme, welches der Fürst Gortschakoff nach dem Krimkriege in Bezug auf Rußland aussprach: „la Russie se recueille". Allein sich in die gegebene Lage der Dinge schicken und anerkennen, daß im europäischen Völkerconcert Frankreich nicht mehr die erste Violine spielt, wird den Franzosen über alle Maßen schwer; und daß es nun gar die verhaßten Deutschen sind, diese Barbaren, diese so verachtete Nation von Träumern, deren augenblickliche Suprematie wohl oder übel man anerkennen soll und muß, das macht die aufgezwungene Resignation um so schwieriger und um so bitterer. Bei jeder Gelegenheit ist man daher hier auch bereit, zur eigenen Verherrlichung die große Trommel der Nationaleitelkeit zu schlagen; und sei es das Reussiren einer Anleihe oder die byzantinischen Kammerdebatten in Versailles, seien es die hinterlassenen Trümmer der Commune oder die neue große Oper, aus Allem versteht man hier ein „Schauspiel für die Welt" zu machen und dabei zu beweisen, daß die „Augen von ganz Europa hierher gerichtet sind" und die Franzosen doch nach wie vor die „erste Nation der Welt" sind.

Man könnte den Franzosen dies Vergnügen ja lassen, wären die Leute gleichzeitig nur gerechter gegen Andere, vor allem gegen uns Deutsche. Aber keine einzige französische Zeitung — um den Hauptfactor der öffentlichen Meinung zu nehmen — hat den Muth oder den Willen, deutsche Verhältnisse in unparteilicher und ruhiger Weise zu besprechen. Was in Deutschland geschieht, was von Seiten der deutschen Regierung unternommen wird, hier findet es nur eine von gehässiger Parteileidenschaft gefärbte Darstellung oder, wenn es hoch kommt, eine vornehme Nichtbeachtung. Doch nicht genug damit. Wo im weiten Gebiete der Politik auf irgend einem Flecke der Erde sich etwas ereignet, wie gern ist man hier bereit, wenn nur ein Schimmer von möglichem Raisonnement sich dafür finden läßt, in allen diesen Ereignissen die mehr oder minder versteckte Hand „du terrible et puissant chancellier" oder „de Monsieur Bismarck", wie die Franzosen den Fürsten-Reichskanzler mit Vorliebe zu nennen pflegen, zu finden. Die dialectisch gewandten französischen Journalisten wissen hierbei mit oft erstaunlicher Logik nachzuweisen, daß Deutschlands Regierung allein es ist, die den allgemeinen Frieden bedroht. Gleichzeitig verfolgt man aber mit aufmerksamen Augen, wo sich nur am politischen Horizonte ein Pünktchen entdecken läßt, das für Frankreichs Interessen günstig gedeutet werden könnte. Aus der Zusammenkunft in Venedig sieht die geflügelte Phantasie der Zeitungen sofort eine katholische Liga entstanden und aus der Broschüre eines Erzherzogs erkennt man sogleich den Bruch der guten Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland. Mit lebhaftem Interesse beobachtet man den großen Kampf, den die deutsche Regierung gegen

den Ultramontanismus zu führen hat; und es ist hierbei zu bewundern, wie selbst die radicalsten französischen Journale, deren Redacteure und ganzer Leserkreis doch im Uebrigen durchweg dem reinen Voltärianismus huldigt, in dieser gewaltigen weltbewegenden Frage für die deutschen Bischöfe nicht etwa nur mildernde Umstände, sondern schlankweg das gute Recht zu plädiren verstehen; hingegen für die deutsche Regierung nicht einmal ein Wort gerechter Beurtheilung finden können. Als vor Kurzem ein liberales Blatt „le Progrès de Lyon“ zu behaupten wagte, auf Seiten der deutschen Regierung sei der bon sens und das volle Recht zu suchen, und dem französischen Gouvernement eine gleiche Haltung den ultramontanen Uebergriffen gegenüber anempfahl, da wurde dies Blatt sofort der öffentlichen Meinung denuncirt und die bekannten Redensarten von der Verbindung und dem geheimen Einverständniß zwischen den französischen Radicalen und dem Fürsten von Bismarck wiederholt — Phrasen, die schon zur Zeit der Commune und während des Arnimschen Processes bei Gelegenheit der bekannten Depeschen ein beliebtes Thema waren.

Wie aber will man dieses allgemeine Verhalten der hiesigen Presse und der öffentlichen Meinung anders erklären, als aus dem tief in Fleisch und Blut übergegangenen Haß gegen Deutschland und aus dem fast fieberhaften Suchen nach Allianzen, die den im Stillen ersehnten, geschafften und erwarteten nochmaligen Kampf zu Frankreichs Gunsten entscheiden helfen könnten! So klug sind allerdings die französischen Journalisten und dazu werden die hiesigen Zeitungen zu gut redigirt, als daß sie heute noch, wie gleich nach dem Kriege, laut die Revanche predigen sollten. Doch wenn man die ganze Schreibweise der auf Deutschland bezüglichen Artikel beachtet und wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so wird man sofort diesen Grundton überall durchklingen hören. Desgleichen sind die französischen Journale, deren Raum im Ganzen nur ein beschränkter und also ein kostbarer ist, geradezu raumverschwenderisch, wenn es sich darum handelt, aus der europäischen Presse einen Artikel zu reproduciren, welcher deutsche Verhältnisse und deutsche Politik in ungünstiger Weise bespricht. Leider hält es nicht allzu schwer, dergleichen Artikel zu finden, denn wie der Feldmarschall Moltke im Reichstage sagte — Deutschland hat zwar an Achtung viel, aber an Liebe wenig gewonnen!

Sicherlich ist sonach die ganze Haltung der französischen Presse Deutschland gegenüber keine auch nur irgendwie unparteiische oder freundliche zu nennen; sie ist vielmehr angefüllt mit gehässigen Verdächtigungen, falschen Insinuationen und böswilligen Entstellungen, sobald es sich um deutsche Verhältnisse und deutsche Politik oder um hochstehende deutsche Persönlichkeiten handelt. Und wenn dann einmal die deutsche Presse, gereizt durch dies perfide Treiben, ein lautes Wort erschallen läßt; wenn dann ein deutsches Blatt,

unter Argumentirung auf concrete Thatsachen, den Franzosen warnend zuruft, nicht mit dem Feuer zu spielen und sie darin erinnert, daß Deutschland jederzeit bereit ist, einen ihm aufgezwungenen neuen Krieg anzunehmen und durchzukämpfen, daß es jedoch, dem Gebote der Taktik folgend, unter Umständen den Zeitpunkt, das Wann selbst zu wählen vorziehen könnte — dann erheben alle Journale hier ein lautes Geschrei über die drohende, feindselige und durch Nichts gerechtfertigte Sprache der deutschen Zeitungen, dann weisen sie mit sittlicher Erregung es weit zurück, als denke überhaupt nur ein Mensch in Frankreich an Revanche, dann wissen sie nicht Worte genug zu finden über die deutsche, den Frieden bedrohende, Politik und über die unersättlichen Eroberungsgelüste Deutschlands, dann nehmen sie ganz Europa zum Zeugen, daß Alles, was den Franzosen von deutscher Seite vorgehalten wird, nichts wie eitel Erfindung, Verläumdung und Lüge sei.

Es ist ein Leichtes, eine Reihe allgemeiner Phrasen von den Segnungen und den Vortheilen des Friedens bei solcher Gelegenheit zu machen, und es hält nicht schwer, dieselben mit Betrachtungen über bedrohte Cultur, über das europäische Gleichgewicht, über den Mißbrauch der Macht und den Uebermuth des Siegers zu regieren. Die englische Presse zumal, wohl in ihrem Gefühl als Schutzmacht belgischer Neutralität durch die deutschen Noten verletzt, hat es ja hieran nicht fehlen lassen. Doch ich meine, Deutschland gegen die demselben insinuirten kriegerischen Eroberungsgelüste vertheidigen zu wollen, hieße fast es beleidigen. Bei uns wissen Regierung und Volk zu gut das kostbare Material zu schätzen, was bei einem Kriege von unserer Seite aufs Spiel gesetzt werden muß. Auch kann bei einem neuen siegreichen Kriege gegen Frankreich Deutschland wenig noch gewinnen. Der Lorbeeren hat Deutschland genug. Läßt Frankreich uns in Ruhe, so braucht es eine Störung des Friedens durch deutsche Eroberungsgelüste wahrlich nicht zu fürchten. Kriegslust, wenn sie überall vorhanden, kann nur auf französischer Seite gesucht werden, da nur Frankreich es ist, welches von einem glücklichen und erfolgreichen Feldzuge gegen Deutschland ein Wiedergewinnen seiner alten Macht und Stellung zu hoffen hat.

Nun bin ich zwar gleichzeitig auch der Ansicht, daß augenblicklich selbst Frankreich keine ernstlichen kriegerischen Gedanken hegt. Die Armee, wennschon sie wieder einigermaßen reorganisirt und schlagfertig sein mag und dies vielleicht schneller geworden ist, als selbst Militärs ursprünglich angenommen hatten, hat doch die Ueberlegenheit der deutschen Kriegsführung zu schwer fühlen müssen, als daß sie leichten Herzens wieder ins Feld rücken sollte. Das ganze Land, wenngleich die glücklichen Ernten der letzten Jahre und Frankreichs natürlicher Reichthum die furchtbaren Schläge des letzten Krieges in seinen materiellen Folgen schon wieder vergessen machen, hat eben wegen

des augenblicklichen Aufblühens von Handel, Industrie und aller Geschäfte den Frieden mehr wie je nöthig und wünscht ihn auch. Gar Mancher, der „Revanche“ im Herzen und auf der Lippe trägt, würde arg bestürzt sein, wenn das Wort plötzlich That werden sollte.

Sonach mag die augenblickliche Lage und das Verhältniß zu Frankreich nicht ganz so schwarz sein, wie manche deutsche Blätter es sahen. Sicherlich hat aber immerhin die deutsche Regierung das vollste Recht, dem unruhigen Nachbar scharf auf die Finger zu passen; und die deutsche Presse erfüllt nur eine patriotische Pflicht, wenn sie von Zeit zu Zeit einen ernsten Warnungsruf erschallen läßt, der bei aller achtenden Schonung für einen zu Boden geschmetterten Feind diesen darauf aufmerksam macht, welche ernste Folgen eine kopflose und auf die deutsche Langmuth zu sehr rechnende Politik haben könnte.

Aus Berlin. Das Klostergesetz. Frühlingsvergnügen. — Das mit so großer Spannung erwartete Klostergesetz ist dem Landtage nunmehr zugegangen. Man hätte nicht nöthig gehabt, an die Verzögerung dieser Vorlage eine solche Fülle grundloser Gerüchte und Vermuthungen zu knüpfen, wie es in der Presse geschehen ist. Entsprang dieselbe doch keineswegs principiellen Bedenken oder einer an allerhöchster Stelle bestehenden Abneigung, dem Staatsministerium noch weiter auf den eingeschlagenen Bahnen im Kirchenkampfe nachzugeben, sondern lediglich der bekannten Gewissenhaftigkeit unseres Kaisers, der sich persönlich und sorgfältig aus dem amtlichen Material unterrichten wollte, ob in der That und in welchem Umfang das geistliche Ordenswesen zu unterdrücken sei. Der Kaiser ist denn auch zu keiner anderen Ansicht gelangt, als die höchsten Kronbeamten. Die einzigen Aenderungen an dem ursprünglichen Entwurf bestehen in der Verlängerung der Frist zur Aufhebung der Unterrichtsorden von zwei auf vier Jahre und in der Bestimmung, daß die der Krankenpflege gewidmeten Genossenschaften nicht durch Ministerialverfügung, sondern nur durch königliche Verordnung aufgehoben werden können. In der letzteren Aenderung zeigt sich die Achtung und Anerkennung, welche der Kaiser jenem Zweig der katholischen Ordensthätigkeit zu schulden glaubte. In der That wird Niemand bestreiten, daß auf dem Gebiete der Krankenpflege mancher katholische Schwesternorden eine wohlthätige und rühmliche Wirksamkeit entfaltet hat, und es ist weder im Ministerium die Forderung erhoben worden, noch wird es in der Volksvertretung verlangt werden, daß auch diese wahrhafter Menschenliebe dienenden Gesellschaften ausgerottet werden, selbst wenn eins oder das andere ihrer Mitglieder die leibliche Pflege auch auf das vermeintliche Seelenheil der Kranken auszudehnen versuchen sollte. Anders steht es jedoch mit dem Jugendunter-

richt von Seiten katholischer Ordensgeistlichen, der bei den herrschenden Tendenzen und Grundsätzen in diesen Kreisen unter allen Umständen vom Uebel ist und nur aus Mangel an augenblicklichem Ersatz durch weltliche Lehrer noch eine kurze Frist geduldet werden kann. Der Rest der Niederlassungen aber, welcher gar keinen oder wenigstens keinen lobenswerthen Zweck erfüllt, wird ohne Weiteres mit der unter gebildeten Menschen üblichen Kündigungsfrist aufgehoben.

So verschwindet denn wieder ein stattlicher Ueberrest mittelalterlicher Cultur vom Boden der Neuzeit, und man wäre als Freund historischer Alterthümer fast versucht, eine Art von Wehmuth zu empfinden. Aber freilich diese entarteten Gebilde sind himmelweit verschieden von dem Ideal eines Klosters, wie es selbst der Phantasie eines durchaus modernen und gesunden deutschen Reichsbürgers in weltflüchtigen Stunden bisweilen lockend vorschwebte und von romantischen Poeten anregend ausgemalt wurde. Aus den Stätten beschaulichen und geistig angeregten Lebens, von heiligem Frieden umschwebt, voll wackerer Genossen, mit wohlgefüllten Kellern und Küchen, sind Zwinganstalten geisttödtender Dressur, knechtischen Gehorsams und unterwühlender gefährlicher Bestrebungen im Dienste auswärtiger Oberen gegen das nationale Wohl und die Geistesbildung der Zeit geworden. Die unbedingte Abhängigkeit der Ordensglieder von ihren Oberen, die Abgelöstheit von jedem Band der Familie, der Nation, der menschlichen Gesellschaft, das große materielle Vermögen, der geheime unbegrenzte Einfluß auf die weite Masse des katholischen Volkes haben die modernen Klöster zu den willfährigsten und brauchbarsten Werkzeugen in der Hand der römischen Curie und den Häuptern der ultramontanen Agitation gemacht, und was das bei der heutigen kirchlichen Lage bedeuten will, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Man wird es daher auch nur mit voller Zustimmung begrüßen können, daß die Regierung endlich energisch diesem Unwesen zu Leibe geht, sich nicht mit halben Maßregeln begnügt, etwa staatliche Aufsichtsrechte feststellt, die in der Praxis doch nicht durchführbar sind, oder die Orden durch das Verbot neuer Mitgliederaufnahmen auf den Aussterbeetat setzt, was erst in Decennien eigentlich wirksam werden und inzwischen der Wühlerei Thür und Thor öffnen würde, sondern daß man ganze Arbeit macht und Schonung nur da eintreten läßt, wo sie eben am Platze ist.

Ueber die Ausdehnung des Ordenswesens in Preußen geben die anläßlich des Jesuitengesetzes veranstalteten amtlichen Erhebungen eine überraschende Auskunft. Danach gab es 1872 und 1873 in der Monarchie: 1032 männliche Ordensmitglieder in 78 Niederlassungen und 7763 weibliche in 836, oder insgesammt 8795 Ordensleute in 914 Stationen. Diese Zahl aber war noch im Jahr 1867 auf 5877, im Jahr 1855 gar nur auf 913 beschränkt.

Aus diesen Zahlen kann man ersehen, wie herrlich weit wir es in den letzten Jahrzehnten im Fortschritt gebracht.

Merkwürdig, daß gerade zur selben Zeit, wo wir diesen ganzen Spuk aus unsern Grenzen treiben, der Papst, wie uns ein amtliches Decret seiner Canzlei belehrt, den hochwichtigen Entschluß gefaßt hat: „die ganze Welt dem heiligen Herzen Jesu zu weihen.“ Es ist, als ob der vaticanische Greis oder vielmehr die Jesuitengesellschaft, die den armen alten Mann am Drahte zieht, jede Gelegenheit mit Begierde ergriffe, um der staunenden Welt ad oculos zu demonstriren, daß es noch einen Ort giebt, wo Vernunft, Aufklärung und Zeitgeist unbekannte und verpönte Dinge sind. Wir sind mit den praktischen Folgen jener Dedication nicht vertraut, wir wissen nur, daß gerade dieser von den Jesuiten mit Vorliebe gepflegte Cultus einem der gröbsten, rohsinnlichsten und abgeschmacktesten Schwindel entspringt, den die an dergleichen nicht arme Wundergeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, daß überdies das „heilige Herz Jesu“ eine bedenkliche Zuneigung für Frankreich besitzt und daß wir wenigstens, soweit wir bei dieser Widmung der ganzen Welt ebenfalls in Betracht kommen, dieselbe uns ernstlich verbitten müssen.

Doch, es ist Zeit diese öden Regionen frommer Geistesverwirrung zu verlassen. Wer wird sich mit Klosterluft und Wunderduft den schönen Monat Mai verderben! Strahlt doch selbst auf unser rauchiges und staubiges Häusermeer die junge Frühlingssonne mit einer Freundlichkeit hernieder, die dem verhärtetsten Menschenfeinde das Eis um das Herz schmelzen könnte. Auch der Berliner genießt jetzt Natur, soweit der Thiergarten, der Grunewald, Tegel und Treptow die hier herrschenden bescheidenen Ansprüche an landschaftliche Genüsse befriedigen können. Die sorglose Hingabe an die Freuden ländlicher Ausflüge wird allerdings nicht befördert, wenn man dieser Tage in den Zeitungen eine, wie es scheint vom Polizeipräsidium inspirirte Warnung las, welche der Berichterstattung über einen groben Exceß die wohlmeinenden Worte hinzufügte: „Wir knüpfen an diesen Vorfall die Mahnung, daß das Publikum bei den mit dem Beginn der schönen Jahreszeit schnell in Aufnahme kommenden Landpartien nach dem Grunewald sich einer besonderen Vorsicht befleißige. Namentlich in der Nähe von Arbeitsstätten, wo polnische Arbeiter beschäftigt sind, pflegen leider Verbrechen aller, selbst der schwersten Art nicht auszubleiben, und die betreffende Polizeibehörde kann nicht allgegenwärtig sein.“ Man sollte Angesichts solcher Bekanntmachungen fast auf die Vermuthung kommen, Berlin läge in Sicilien oder in der römischen Campagna.

Mit weniger Gefahren verbunden ist allerdings ein Ausflug nach Hoppegarten, wo zur Zeit die Frühjahrsrennen stattfinden, und vielleicht aus diesem Grunde erfreut sich der Rennplatz heuer eines besonders lebhaften Besuchs. Zweimal im Jahre bildet diese menschenleere Einöde den Sammel-

punkt der vornehmen Welt nicht nur, sondern auch den Tummelplatz einer bunten bewegten Volksmenge. Es ist alsdann unser Bois de Boulogne, soweit die traurige Steppe mit jenen schönen Anlagen und die endlosen Eisenbahnzüge mit jenem glänzenden Wagencorso concurriren können. Wer die Elite unserer höfischen und militärischen Welt in elegantester Toilette versammelt sehen will, der scheue nicht die Leiden und Mühseligkeiten in einem überfüllten Ostbahnwaggon; denn in der That können sich auch diejenigen an dem bunten, lebhaften, glänzenden Treiben ergötzen, welche für die Geheimnisse des „Turf" und „Sport" wenig Verständniß, für die Thatsache, um wie viel Schnauzenlängen dieses oder jenes der abgehetzten Thiere gesiegt, geringes Interesse besitzen und deren pecuniäre Theilnahme an den anregenden Wetten sich auf die Preisgebung einiger Thaler an das geniale Spielinstitut des „Totalisator" beschränkt. So viel wir wissen, sind auch die für das vergangene Jahr auf Betreiben des großen Feindes aristokratischer Belustigungen, des Abgeordneten Eugen Richter, gestrichenen Staatsprämien für die Rennen diesmal wieder gewährt, so daß die meist durch einige Arm- und Beinbrüche erkaufte pecuniäre Aufmunterung den kühnen Reitern und Rossen im alten Umfange zu Theil werden konnte. D.

Literatur.

Vom Büchertisch. Wälsches und Deutsches. Von Karl Hillebrand. (Berlin, Oppenheim.) — Wiederum eine jener in unserer Zeit so häufig erscheinenden Sammlungen längst gedruckter und gelesener Essays und Feuilletons, welche die zärtliche Vaterliebe des Autors aus der wogenden und schwindenden Fluth der Tages- und Monatspresse gerettet und „gleichsam ins Trockne" gebracht hat. Als ob Alles gerettet werden müßte! Und wie vielen von solchen Aufsätzen wäre es nicht besser, wenn sie sich an der raschen und weitverbreiteten Wirkung der Zeitpresse genügen lassen wollten. Trotz aller künstlerischen Conservirung des Herbariums erbleicht die Farbe und der schwellende Saft vertrocknet. Nur eine seltene und eigenartige Formvollendung könnte in unserer bücherreichen Zeit solchen Erzeugnissen Dauer und Verbreitung verleihen. Haben für uns doch selbst Lessings Literaturbesprechungen, um eins zu nennen, heutzutage nur noch ein historisches Interesse. Der Mitwelt liegen diese Sachen ja noch in ihren Zeitungen vor, und die Nachwelt, wenn sie ihrer bedarf, wird sie schon zu finden wissen. Wenn auch diese Bemerkungen zunächst gegen eine literarische Zeitrichtung geschrieben sind, so treffen sie doch Hillebrand theilweise mit. Seine vorzüglichen Schilderungen des französischen Lebens waren in der That ein Buch, das die größten Verdienste

hat, und wir sind gespannt auf das verheißene Werk über England und die Engländer. Von dem feinen Psychologenblick des weltkundigen Verfassers ist etwas gleich Ausgezeichnetes zu erwarten. Dagegen wäre wohl besser gewesen, ein Schriftsteller wie Hillebrand hätte sich hier von der leidigen Mode ferngehalten. Es sind ja alles recht treffliche, geistvolle und auch lehrreiche Sachen, aber sie übersteigen das Niveau des guten Feuilletons, wie es Gottlob auch bei den Deutschen jetzt nicht mehr allzuselten ist, doch nicht in dem Grade, daß sie den Anspruch auf die Buchform rechtfertigen; die meisten wenigstens nicht. Warum gleich ein Buch? Giosue Carduccis neueste Gedichte werden nur Wenige interessiren und wer „Gervinus" nochmals lesen will, für den sind die „Preußischen Jahrbücher" ja auch erreichbar. — Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann. 2. Aufl. (Berlin, Oppenheim.) — Die populären Vorlesungen für Damen über die Geschichte der Musik können ihrem Publicum immer und immer wieder empfohlen werden. Frei von dem Schulgezänk und von dem einseitigen Enthusiasmus, in einfacher und geschmackvoller Darstellung, wissen sie durch geschickte Einflechtung des biographischen Elements das Interesse an der ästhetischen Würdigung noch zu erhöhen. Verständig und verständlich! Das ist ein Lob, das man nicht jedem Buche über Musik nachsagen darf. — Vom deutschen Strom von Ferdinand Hey'l (Wiesbaden, Bischkopff) und Wandertage diesseit und jenseit des Rheines. Von H. Scheube. (Berlin, Wedekind und Schwieger.) — Beide Büchlein sind nicht sehr bedeutend und wiederholen oft Gesagtes, indeß ist das erstere wenigstens frisch geschrieben, besonders in den Capiteln, die vom Bau des edlen Weinstocks handeln. Rd.

Der Sturz des Hauses Alba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. S. C. Wallis. (Leipzig, W. Engelmann.) — Das Gedicht ist das Erstlingswerk eines sechszehnjährigen holländischen Mädchens, das, durch langwierige Krankheit an Bett und Zimmer gefesselt, eine seit frühester Jugend gebotene unfreiwillige Muße zu ernsten Studien und poetischen Arbeiten benutzt hat. Zu bemerken ist, daß das Trauerspiel keine Uebersetzung, sondern von Anfang in Deutschland geschrieben ist. Diese Umstände machen das Werk zu einer Erscheinung, die schon als Curiosum Beachtung verdient, andererseits enthalten sie Erklärung und Entschuldigung für vielfache Mängel. Aus der Jugend der Verfasserin erklärt sich ein gewisser Mangel der Erfindung und die öfter sich zeigende nicht ganz richtige Auffassung und Darstellung tieferer seelischer Vorgänge oder Zustände, die ein reiferes Alter bedingen. Die Ausländerin aber wird uns zuweilen durch die Sprache verrathen. — a —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 7. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Michelangelo.*)

Von Hermann Riegel.

Es sind am heutigen Tage vierhundert Jahre im Strome der Zeiten dahin geflossen, daß einer der ausgezeichnetsten Menschen, welche Italien je hervorgebracht, das Licht dieser Welt erblickte: Michelangelo Buonarroti. Indem ich mich anschicke, in festlicher Weise zu Ihnen zu reden, drängen sich mir Betrachtungen über den Sinn und die Bedeutung dessen, was wir thun, auf. Was heißt es für uns, die wir einem andern Jahrhundert, einem andern Volke angehören, hier auf deutschem Boden, nicht fern von den brandenden Küsten des Nordmeers, den Geburtstag eines Mannes zu feiern, der vor so langer Zeit einst unter der Sonne Italiens an den Ufern des Arno und Tiber gewandelt, von dessen herrlichen Werken kaum ein Abglanz bis zu uns gefallen ist? Wollen wir den großen Florentiner Künstler ehren? Wollen wir seinen Manen Weihrauch opfern? Nicht dieses kann der Sinn sein. Denn Ehre ward ihm zu Theil im höchsten Maße, so lange er lebte. Die Jahrhunderte haben Ehren zu Ehren, Ruhm zu Ruhm gehäuft, daß er wahrlich, wenn er noch lebte, durch Ehre, die irgend welcher Mensch ihm erzeigen möchte, nicht berührt werden könnte. Und wenn der längst Dahingeschiedene, nach dem Rathe des Schicksals, auch auf das Treiben dieser Welt herabzusehen im Stande wäre, wie könnten einem solchen Geiste irdische Ehren und Ehrenbezeugungen von Werth und Bedeutung sein? Nein; nicht ihn ehren können wir, wir und alle die, welche heute in gleicher Gesinnung in allen gebildeten Ländern mit uns verbunden sind. Nur uns ehren wir, indem wir dieses Tages gedenken. Zwar hängt vom Tage selbst nichts ab; aber indem die Sonne dieses vierhundertsten Geburtstages aufstieg, erinnerte sie die Welt, feierlich Zeugniß abzulegen von einer Gesinnung, die in so manchem Herzen alle Tage eines jeden Jahres still und unwandelbar lebt. Und dies Bekenntniß, dem auch wir uns freudig und festlich anschließen, hat, wenn es nur recht mit Bewußtsein aus dem Herzen kommt, wirklich eine treffliche und würdige Bedeutung. Denn es bedeutet nichts anderes als Dankbarkeit für das Geschenk, welches der Mensch-

*) Vortrag, gehalten in Braunschweig am 6. März d. J.

heit in einem so außerordentlichen Genius gewährt wurde; Achtung vor der Kunst, durch welche dieser Genius sich geoffenbart hat. Mit diesem Bekenntniß aber erklären wir zugleich, daß wir wahre und wahrhafte Humanität als die einzig echte Grundlage eines erfreulichen Daseins erachten. Denn Michelangelo ist eine der reichsten und schönsten Blüthen, welche das reiche und schöne Zeitalter des Humanismus gezeitigt hat; — denn eine hohe und vollendete Kunst war nie und wird nie sein ohne die Voraussetzung einer auf humanistischem Boden emporgewachsenen allgemeinen Bildung. So also sehen wir uns durch unser Vorhaben nothwendig und wie von selbst mitten in Interessen hineingestellt, die auch für die Gegenwart die unmittelbarste Bedeutung haben. In diesem Sinne wollen wir die Feier des heutigen Tages auffassen und uns bemühen, aus ihr dauernde Vortheile zu ziehen.

Man sagt, es hätten in Michelangelo vier Seelen oder Seelenkräfte gelebt, deren jede einzelne den, der sie allein besessen, groß gemacht hätte. In allen drei bildenden Künsten war er ein Meister und in jeder derselben schuf er Werke, die für sich schon seinem Namen Unsterblichkeit verleihen würden. Dazu hatte er die Gabe des Wortes empfangen und seine Empfindungen oder Gedanken in mancher schönen Dichtung niedergelegt. Wäre er deshalb nicht als Baumeister, Bildhauer und Maler so bedeutend geworden, er würde doch zwischen den hervorragenderen Dichtern Italiens einen Platz behaupten, wo ihn Niemand so leicht übersehen könnte. Doch dieser große Reichthum der Anlage und der Bethätigung war damals bei Künstlern nicht so selten, wie er es in unserm Jahrhundert ist, wo, wenn wir vielleicht den Einen, Schinkel, ausnehmen, jeder bedeutende Meister sich auf die Kunst beschränkte, der er sich im Besondern gewidmet hatte. Anders war es damals: nicht in Italien allein, wo neben Michelangelo, außer vielen minder berühmten Künstlern, vorzugsweise Lionardo und Rafael als Männer höchster und umfassendster Begabung dastehen, sondern auch bei uns, wo ein Albrecht Dürer als Maler und Kupferstecher, Bildhauer und Formschneider, Baumeister und Schriftsteller in gleicher Weise Großes leistete. Wie bei allen diesen Männern war die Einheit dieser Gaben, Anlagen und Bethätigungen ganz vornehmlich auch bei Michelangelo in seiner eigensten Persönlichkeit begründet. Was die Natur und günstige Musen dem Knaben in die Wiege gelegt, entfaltete sich in der wie von einem vorsorglichen Geschicke bestimmten Lebensführung des Jünglings. Und wie so allmälich Charakter und Art des Mannes sich bildeten, so spiegelten sie sich wieder in den Werken des Künstlers. Fast von den Kinderjahren an bis ins hohe Greisenalter hat er Stift und Pinsel, Meißel und Richtscheit geführt, und wir können noch jetzt das Werk seiner Tage fast in diesem ganzen Umfange überschauen. Und immer tritt uns in diesen Denkmälern seiner Kunst der Mann seinem ganzen Wesen und seiner ganzen

Lebenslage nach entgegen. Was immer auch bei dem Entstehen und der Ausführung dieser Werke, etwa in Hinsicht der Aufträge und Bedingungen der Besteller, für Zufälle mitgewirkt haben, stets nahm er mit großem Geiste die Aufgabe, wie sie lag, völlig in sich auf und stellte sie dann aus sich heraus mit bewundernswürdiger Freiheit als die eigenste That seines Genius in die Erscheinung. Und so spricht denn auch aus allen diesen Werken dieser Genius in seiner eigenthümlichen Art und seiner umfassenden Natur ganz zu uns. Diese eigenthümliche Art und umfassende Natur ahnen wir mit dem ersten Blicke schon auf die Abbilder der Werke Michelangelos und wir erkennen sie immer bedeutender, tiefer und richtiger, je mehr wir im Stande sind, Werk für Werk richtiger und erschöpfender zu würdigen, je mehr wir in der ganzen Reihe dieser unsterblichen Schöpfungen das Band ihrer engsten, innigsten Zusammengehörigkeit, wie dasselbe in der Persönlichkeit des Künstlers wurzelt, anzuschauen vermögen. Wenn dies aber bei keinem außerordentlichen Meister der Kunst leicht ist, so ist es bei Michelangelo schwer, weil dieser Künstler in seiner besondern Art und Weise für sich einzeln in der Kunstgeschichte dasteht.

Ehe ich jedoch nun diese eigenthümliche Größe des Michelangelo mit einigen Worten anzudeuten versuche, glaube ich in kurzer Uebersicht die hauptsächlichsten Werke des Meisters ihrer geschichtlichen Reihenfolge nach bezeichnen zu sollen. Hierbei muß ich mich natürlich auf die allernothwendigsten Angaben beschränken.

Nachdem Michelangelo, begünstigt und gepflegt durch das Wohlwollen und die Unterstützung des Lorenzo Magnifico, in dessen Namen die Blüthe medicäischer Kunstliebe sich zusammenfaßt, seine Jugendbildung vollendet hatte, ging er im Alter von einundzwanzig Jahren nach Rom. Dieser erste Aufenthalt in der ewigen Stadt hat sein künstlerisches Denkmal in jener berühmten Marmorgruppe erhalten, die in Sanct Peter steht und die unter dem Namen der Pietà des Michelangelo bekannt ist. Außer dieser Gruppe gehören demselben unter andern der Bacchus und der Adonis in den Ufficien zu Florenz an. Nach Florenz zurückgekehrt, fertigte er dann die Bildsäule des David gleichfalls in Marmor, welche im Jahre 1504 vor dem Stadthause, dem Palazzo Vecchio daselbst, aufgestellt, in neuester Zeit jedoch in die dortige Akademie versetzt wurde. Zu der nämlichen Zeit entstand ein Oelbild, die einzige, völlig sicher beglaubigte Tafelmalerei des Meisters, eine heilige Familie, die einen Ehrenplatz in der Tribuna der Ufficien einnimmt. Unmittelbar nach der Vollendung des David beschäftigte sich Michelangelo mit der Herstellung eines Cartons, welcher zu den kunstgeschichtlich denkwürdigsten Werken der italienischen Kunstepoche gehört, insofern er einen ganz außerordentlichen Einfluß auf andere Künstler, selbst auf einen Rafael aus-

geübt hat. Er stellte aus der Geschichte des Krieges gegen Pisa den Augenblick dar, wo die badenden Florentiner Kriegsleute durch Pisanische Reiterei aufgeschreckt worden. Das uns in Nachbildungen erhaltene Stück ist nur ein Theil der ganzen, leider untergegangenen Composition. Dasselbe Schicksal hatte das Gegenstück dieses Cartons, ein Werk des Lionardo da Vinci. Diese Erfindungen der beiden großen Künstler, die hier gleichsam in einen Wettstreit mit einander traten, sollten im Rathssaale des Palazzo Vecchio a Fresco gemalt werden, eine Unternehmung, die jedoch nie zur Ausführung gelangte.

Im Jahre 1505 berief Julius II. den Meister nach Rom und trug ihm auf, ein großartiges Grabmal zu errichten, in welchem dereinst die Gebeine dieses merkwürdigen Papstes ihre Ruhestätte finden sollten. Mit größtem Eifer wurde an die Sache gegangen. Ein kühner, weitgehender Entwurf wurde gemacht, in Carrara wurde Marmor gebrochen und schon war der Petersplatz in Rom zur Hälfte mit diesen Blöcken bedeckt, als der Ausbruch einer schon im Stillen vorbereiteten Katastrophe den Arbeiten gewaltsam ein Ende setzte. Papst und Künstler waren, man weiß nicht genau aus welchem besonderen Anlasse, verstimmt gegen einander. Und wie Michelangelo nun eines Tags, als er in Geschäften zu Julius gehen wollte, am Thore des Vaticans zurückgewiesen wurde, eilte der beleidigte Mann nach Hause, warf sich auf ein Pferd und entfloh aus Rom. Der Bruch war vollendet und erst nach Jahresfrist fand zu Bologna die Aussöhnung statt. Als Michelangelo dann im Jahre 1508 wieder nach Rom zurückkehrte, begann er die Malereien an der Decke der Sixtinischen Capelle und damit waren vorläufig die Arbeiten am Grabmale Julius II. zurückgestellt. Diese Arbeiten, wie sie mit Mühe und Verdruß begonnen, zogen sich durch das ganze Leben des Künstlers, Widerwärtigkeiten mit sich führend, hindurch, und erst, nachdem fast vierzig Jahre seit Beginn derselben, dreißig Jahre seit dem Tode des Papstes, verflossen waren, kam das Werk mit Zuhülfenahme der Arbeiten anderer Bildhauer zu einem leidlichen Abschlusse, so wie man es jetzt in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom sieht. Der Hauptbestandtheil desselben ist die Colossalstatue des „sitzenden Moses", die wohl als das großartigste Werk der ganzen italienischen Bildhauerkunst erachtet werden kann. Mehrere angefangene, für dieses Grabmal bestimmte Arbeiten, die nicht zur Vollendung gelangten, befinden sich an verschiedenen Orten, darunter auch die sogenannten Sclaven im Louvre zu Paris.

Die bewunderungswürdigste Schöpfung unter allen Werken Michelangelos ist die Deckenmalerei in der Sixtinischen Capelle. Die Capelle ist etwa 125 Fuß lang und 43 Fuß breit. Die Decke bildet ein flaches Gewölbe mit Seitenstichkappen, deren Anordnung in Gemäßheit der Fenster an

jeder der Lang- und an einer der Querseiten gegeben war. Berücksichtigt man die Flächen, welche diese Kappen sammt den zugehörigen Lünetten bieten, so wird man annehmen müssen, daß die ganze Malerei mindestens sechs Tausend Quadratfuß umfaßt. Diese ungeheure Fläche bedeckte Michelangelo in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Monaten mit diesen ebenso geisterfüllten wie technisch vollendeten Bildern, eine Leistung, die wohl in der ganzen Geschichte der Malerei einzig dastehen dürfte. In späteren Jahren malte er dann an der großen hintern Schlußwand der Capelle das Weltgericht, so daß hier von seiner Hand eine Folge von Darstellungen vereinigt ist, welche die Schicksale der Welt und des Menschen in symbolischen Bildern und Gestalten, die durch Bibel und Ueberlieferung geheiligt sind, schildern. Da sehen wir, daß Gott es ist, der Erde und Himmel gemacht und den Menschen geschaffen hat. Aber der Mensch wendet sich von ihm, und der Sündenfall, dessen Darstellung sich hier anschließt, eröffnet die Kette der menschlichen Leiden. Das Opfer, welches der Gottheit dargebracht wird, ist nicht kräftig genug, um Erlösung von diesen Leiden zu bringen. Im Gegentheil, deutlicher werden diese dem Auge des Beschauers vorgeführt: äußere Drangsale macht die Sündfluth anschaulich, innere, sittliche Uebel die Trunkenheit des Noah. Das sind die Bilder, welche in der Mitte der Decke den langen Spiegel des Gewölbes einnehmen. Sie verkünden, wie alles Erschaffene von Gott stammt, wie aber der Mensch, diese Abstammung vergessend, in Sünde verfallen ist und nun nicht aus eigener Kraft vermag, den ihm hieraus entsprossenen Leiden sich zu entraffen. Eine architektonische Umrahmung umgiebt diese Bilder und architektonische Gliederungen trennen die Einzelnen derselben von einander. Weiter aber wird diese Umrahmung durch Stützen aufgenommen, welche an den Zwickeln der Wölbung zwischen den Stichkappen aufsteigen. Dieser gesammte architektonische Theil des Werkes ist im Sinne baukünstlerischer Symbolik reich mit figürlichem und anderem Schmucke ausgestattet, aber diese kleineren Gestalten treten zurück gegen jene mächtigen und heroischen Figuren, welche an den Zwickeln, zwischen jenen Stützen sitzend, gemalt sind. Es sind die Propheten und Sibyllen. Sie umgeben wie ein großartiger Kranz jene mittleren Bilder und vertreten den Gedanken, daß das Heil und die Erlösung, welche der Mensch aus sich selbst nicht zu finden vermag, von ihnen im Voraus verkündet worden ist. In den Stichkappen und Lünetten sind dann die Vorfahren Christi dargestellt. Weiter führte Michelangelo diesen Gedanken nicht, denn die Geschichte des Heilands war bereits durch ältere Meister an der einen Langseite und an der Eingangswand in einigen Gemälden veranschaulicht worden. Als er deshalb in späteren Jahren sein Werk durch ein neues großes Fresco an der Altarwand der Capelle weiterzuführen hatte, war es folgerichtig, daß zu dem Inhalte desselben das Weltgericht ge-

wählt wurde. Wie Gott die Welt und die Menschen geschaffen, so muß er auch die Menschen der ganzen Welt richten. Diejenigen, welche die Heilsbotschaft aufgenommen, wird er zu sich rufen, und die, welche in der Sünde verstockt blieben, wird er von sich stoßen. Diese Vorstellung, welche allen religiös gereifteren Völkern eigen ist, und die in vorchristlichen Zeiten besonders rein und schön durch Platon dargelegt wurde, braucht nicht im Sinne eines abgegrenzten Dogma, als Handlung eines einzigen künftigen Tags, des jüngsten Tages, angesehen, sondern sie kann ohne Zwang gleichnißweise als ein Ereigniß aufgefaßt werden, das sich fortdauernd jeden Tag im Innern des Menschen durch alle Geschlechter hindurch vollzieht. In diesem, der Kunst näher liegenden Sinne aufgefaßt, spiegelt eine Darstellung des jüngsten Gerichtes den Gewissenszustand ab, der thatsächlich ununterbrochen in der gesammten Menschheit vorhanden ist. Solche Darstellung ist also inhaltlich mit den tiefsten Interessen der Menschheit verknüpft.

Doch suchen wir jetzt den großen Künstler wieder auf, nachdem er die Deckenmalerei der Sixtina beendet hatte.

Wahrscheinlich widmete Michelangelo, nachdem er sich einige Erholung von der übermäßig anstrengenden Arbeit hatte gönnen müssen, sich jetzt ganz dem Grabmale Julius II. Allein als dieser Papst im Jahre 1513 starb, war das große Werk bei Weitem noch nicht vollendet. Sein Nachfolger, Leo X., Sohn jenes großen Mediceers Lorenzo il Magnifico, und ein Jugendfreund des Michelangelo, trat mit seinen Wünschen und Aufträgen dazwischen. Zunächst sollte der Meister die fehlende Vorderseite der Kirche San Lorenzo zu Florenz bauen. Diese Kirche war vor etwa hundert Jahren von Seiten der Mediceer durch Filippo Brunelleschi neu errichtet worden. Aber wie bei so vielen Kirchen in Italien, war die Façade nicht zur Ausführung gekommen. Dieses wollte nun Leo durch Michelangelo nachholen. Allein obgleich bereits der Künstler umfassende Vorarbeiten eingeleitet hatte, so mußte die Sache doch liegen bleiben, denn die päpstliche Casse hatte ein gleichzeitiger Krieg in Oberitalien geleert. So steht noch heute San Lorenzo da, dem Beschauer den beleidigenden Anblick einer in den Ansätzen des Steinverbandes roh dastehenden Backsteinmauer als Façade einer so herrlichen Kirche darbietend. Auf diese Weise waren fünf Jahre ohne eine eigentliche künstlerische Leistung vergangen. Wahrscheinlich, um den Meister für diese traurige Erfahrung zu entschädigen und überhaupt sich die Dienste desselben zu sichern, gab ihm Leo eine neue Aufgabe. Zwei Angehörige des Papstes, sein Bruder Giuliano und sein Neffe Lorenzo, waren gestorben und es sollte diesen nun bei der Kirche San Lorenzo eine Grabcapelle errichtet werden. Michelangelo begann den Bau im Jahre 1520. Die Capelle ist quadratisch und nach oben durch eine überhöhte Hängekuppel geschlossen. An der Rück-

seite springt eine kleine Apsis aus. Die Wand gegenüber enthält drei Statuen, deren mittlere, nicht vollendete, Maria mit dem Kinde darstellt. An beiden Seitenwänden stehen die Grabmäler. Es sind kleine Marmorsarkophage, auf deren Deckeln je eine männliche und eine weibliche Figur liegen, während darüber die in den Nischen sitzenden Gestalten der beiden Verstorbenen diese Anordnung in künstlerisch bewährter und vorzüglicher Weise abschließen. Die liegenden Figuren stellen die vier Tageszeiten, die Morgenfrühe und den Abend, den Tag und die Nacht dar. Sie vertreten also in personificirenden Gestalten hier über den Gräbern den Gedanken, daß die Zeit die Besiegerin der Menschheit ist. Die Flüchtigkeit unserer Erdentage vom ersten schmerzlichen Erwachen bis zum letzten Schlaf wollen sie vor das Auge stellen. Die Männer sind in starken herkulischen Bildungen, die Aurora als Jungfrau und die Nacht, die schon in den alten heiligen Gesängen die „Mutter Nacht" heißt, in den Formen des mütterlichen Weibes gehalten. Im Jahre 1533 arbeitete Michelangelo zuletzt an diesen Werken, sie endlich zum Theil unvollendet der Nachwelt in dem Zustande hinterlassend, wie wir sie noch heute sehen. Der Abbruch der Arbeit hatte politische Gründe. Es war der Fall der alten Freiheiten seiner Vaterstadt und die Einsetzung des mediceeischen Fürstenthums, wie dies in Folge der langen Belagerung und endlichen Einnahme der Stadt durch Karl V. im Jahre 1530 geschah, welche dem von leidenschaftlichem Patriotismus erfüllten Michelangelo tief zu Herzen gingen, und die ihn endlich bestimmten, in eine freiwillige Verbannung zu gehen. Seitdem lebte er ausschließlich zu Rom. Seine Vaterstadt hat er trotz der dringendsten und oft wiederholten Einladungen der Herzöge nie wieder betreten.

In die Zeit, welche durch die Arbeiten in der Capelle von San Lorenzo bezeichnet ist, fällt noch die Bildsäule des Christus in der Kirche Santa Maria sopra Minerva zu Rom und der Bau des prächtigen Saales für die Laurentianische Bibliothek, dicht neben der Kirche San Lorenzo zu Florenz. Nachdem dann im Jahre 1534 Clemens VII., Vetter und, wenn man von der kurzen Regierungszeit Hadrians VI. absieht, auch Nachfolger Leos X., gestorben war, wurde Alexander Farnese unter dem Namen Paul III. Papst. Dieser hatte große Pläne mit Michelangelo. Er ernannte den Künstler sogleich zum obersten Baumeister, Bildhauer und Maler des Vaticans und übertrug ihm im Besondern das große Fresco des Weltgerichtes an der Altarwand der Sixtinischen Capelle. Im Jahre 1535 begann der Meister dies umfassende Werk und am Weihnachtstage des Jahres 1541 wurde es feierlich der Oeffentlichkeit übergeben.

Der letzte Theil von Michelangelos Leben ist ganz vorzugsweise durch Arbeiten baukünstlerischer Art in Anspruch genommen. Zwar fehlte es auch

an solchen auf dem Felde der Bildhauerei und Malerei nicht, aber diese lassen ein bedeutendes Sinken der Kräfte erkennen, wie namentlich die in den Jahren 1549 und 1550 entstandenen Fresken der Capella Paolina im Vatican und die gleichzeitige Marmorgruppe der Kreuzabnahme, welche hinter dem Hochaltar im Dome zu Florenz steht. Dagegen zeigen die architektonischen Entwürfe die alte Größe und Kühnheit des Geistes; ja durch einen derselben hat er in entscheidender Weise seinen Namen dauernd mit der Geschichte des größten Bauwerkes der Renaissance verbunden. Michelangelo war nämlich nach dem Tode des Antonio da San Gallo im Jahre 1547 zum Baumeister von Sanct Peter ernannt worden, und als solcher machte er auch den Entwurf und das Modell zur großen Kuppel, nach denen dann, etwa vierzig Jahre später, die bewunderungswürdige Unternehmung wirklich ausgeführt wurde. Was den Gedanken des ganzen Bauwerkes betrifft, so war Michelangelo zum ersten Entwurfe des Bramante zurückgekehrt und hatte für den Grundriß das griechische Kreuz mit einer Vorhalle angenommen. Später wich man bekanntlich hiervon ab und verlängerte den vordern Arm des Kreuzes, so daß der Grundriß die Gestalt des lateinischen Kreuzes erhielt, gerade nicht zum Vortheil der einheitlichen Gesammtwirkung dieses gewaltigen Raumes. Außer bei Sanct Peter war der Meister besonders noch auf dem Capitole thätig, wo er den in der Mitte des Hügels befindlichen Platz so anordnete und mit Gebäuden umgab, wie er heute noch dasteht. Ferner baute er am Farnesischen Palaste, an der Kirche San Giovanni de Fiorentini, an den Befestigungen und Thoren Roms, unter denen besonders die Porta pia vom Jahre 1560 hervorgehoben werden dürfte, und an anderen Bauten der ewigen Stadt. Auch fertigte er ein Modell zur Treppe der Laurentianischen Bibliothek in Florenz an. Ueber diesen Arbeiten waren denn die Jahre des Greisenalters dahingegangen und die Tage des Meisters waren gezählt. Am 18. Februar 1564 gab der große Künstler seinen Geist auf, nachdem er neunundachtzig Jahre lang auf dieser Erde gewandelt hatte. Die Leiche wurde nach Florenz übergeführt und am 12. März mit angemessener Feierlichkeit in der Kirche Santa Croce, der Walhalla der Florentiner, beigesetzt.

Betrachten wir die Schöpfungen des großen Künstlers, so müssen wir neben jener angedeuteten charakteristischen Eigenthümlichkeit ihrer Gesammterscheinung, vorzugsweise die gewaltige Herrschaft über alle künstlerischen Darstellungsmittel, sowie die Kühnheit und die Tiefe des erfindenden Künstlergeistes bewundern. Blicken Sie hin auf die Sixtinischen Malereien mit der Fülle ihrer Bilder und Gestalten, hin auf die Grabmäler von San Lorenzo, den Moses und die Pietas, hin auf die Bauwerke des Capitols und die Kuppel von Sanct Peter, und werfen Sie die Frage auf, wie viel Meister denn in Jahrhunderten ihm gleich kamen im

Verständniß der Perspective und der Anatomie, in der Führung des Pinsels und des Meißels, in der Kenntniß der architektonischen Kunstformen und der schwierigsten Constructionsweisen? Mit derselben Leichtigkeit beherrscht er die menschliche Gestalt in ihrem Bau und ihren Bewegungen, wie die Zusammenfügung kühnster Gewölbeformen. Mit wissenschaftlicher Schärfe geht er zergliedernd in alle Theile des menschlichen Körpers, und wenn er arbeitet, so stehen ihm dessen Formen und Verhältnisse derart zu Gebote, daß er in den mannichfachsten Darstellungen derselben mit königlicher Freiheit sich bewegt. Und an Reichthum der Typen seiner Gestalten erscheint er fast unerschöpflich. Wie sticht diese fertige und vollkommene Sicherheit gegen das mühselige Verfahren mittlerer Talente ab, die nicht Einen Schritt ohne Modell und Gliedermann machen können. Umständlich werden da Stellungen und Gewandungen versucht, ängstlich werden sie nachgezeichnet und im Besitze solcher Hülfsmittel wird dann endlich die Arbeit mit schwerfälligem Fleiße in langer Zeit zu Stande gebracht. Das war nicht die Art Michelangelos. Wenn das Bild in seiner Phantasie geboren war, so hatte die Hand keine Ruhe bis sie ein erstes Abbild desselben in die Erscheinung gesetzt hatte, und dann ging es, wenn keine äußeren Hindernisse dazwischen traten, mit Feuereifer an die völlige Ausführung. Wie ein geübter Tonkünstler über Saiten und Tasten die Finger gleiten läßt, um Klänge hervorzuzaubern, die das menschliche Herz bewegen, so spielte Michelangelo gleichsam mit den Formen des menschlichen Leibes, den er in den mannichfaltigsten Lagen und Stellungen darstellte, um Handlungen, Charaktere, Stimmungen und Gedanken auszudrücken. Und dabei war es ihm gleich, ob er mit Farben kunstreich an Wand und Decken sich erging, oder ob er dem Marmor Leben einhauchte. Er stand immer frei über dem materiellen Stoffe seiner Kunstwerke, den er nach allen Richtungen des Technischen hin mit Staunen erregender Meisterschaft beherrschte. Und wenn er so gleich groß als Bildhauer wie als Maler in völliger Einheit seiner künstlerischen Persönlichkeit dasteht, so nimmt er doch auch als Baumeister an dieser Einheit Theil. Denn damals gingen die Künste nicht ins Einzelne auseinander, sondern sie lebten zusammen. Damals war eine wahrhafte Ausbildung in Einer Kunst nicht denkbar ohne den Besitz gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten in den beiden andern; und namentlich Michelangelo faßte die Baukunst so wenig als etwas von den beiden andern Künsten Getrenntes auf, daß er meinte, es könne Niemand ein in den Verhältnissen, Gliederungen und Formen schönes Bauwerk hinstellen, der nicht aus der Anatomie des menschlichen Körpers die Grundsätze schöner Verhältnisse, Gliederungen und Formen habe kennen lernen. Diese staunenswerthe Beherrschung aller Mittel der Darstellung in allen drei Künsten war aber bei Michelangelo gleichsam nur auf stofflichem und technischem Gebiete das Wider-

spiel des erfindenden Künstlergeistes, der in allen drei Künsten gleich bedeutenden und außerordentlichen Werken das Dasein gab. In diesem Sinne sagt Goethe bewundernd von ihm: „Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck." Ob wir den Blick in die hoch über unsere Häupter emporgehobene Riesenkuppel von Sanct Peter erheben, ob wir unsere Seele in die Marmorgebilde der Capelle von San Lorenzo versenken, oder ob wir unser Auge über die Farbenwelt der Sixtinischen Malereien wandeln lassen: wir werden immer das Walten desselben gewaltigen Geistes empfinden, der in seiner Phantasie die Höhen und Tiefen der Menschheit durchmessen, und nun mit der höchsten Kühnheit und Kraft die Ideale seiner Einbildungskraft verwirklichte. Nur so aufgefaßt und verstanden, wird Michelangelo richtig gewürdigt werden können. Denn wollte man diesen Gesichtspunkt auf den Ursprung der Werke des großen Künstlers aus dessen begeisterter Seele unberücksichtigt lassen und lediglich versuchen, diese Werke als die Erzeugnisse der außerordentlichsten technischen Meisterschaft zu erklären, wie dies wohl geschehen, so würde man nothwendig in sehr schwere Irrungen verfallen. Nicht in äußerlicher Weise nach Art der Virtuosen hat Michelangelo seine Werke gemacht, sondern aus seinem Innern hat er sie geboren, und ihnen dann mit seiner Hände Arbeit den sichtbaren Leib, d. h. die künstlerische Gestaltung in wirklichem Stoffe, verliehen. Diese Wahrheit spricht aus den Werken des Meisters mit deutlichen Anzeichen, und sie ist uns außerdem durch den eigenen Mund desselben verkündet und verbürgt. In einem seiner Sonette schildert er das Wesen seiner Kunstübung; er sagt:

> Kaum daß die Kunst, so hoch und göttlich Gestalt und Thaten
> Eines Menschen faßt, so macht sie gleich in dürftigem Stoffe
> Von ihm ein einfaches Modell als erste Frucht,
> Und so belebt sie ihren Gedanken.
>
> Aber zum zweiten dann in hartem Stein voll Leben
> Erfüllen sich die Hoffnungen des Schlägels;
> Draus neu geboren und gemacht ohn Fehl in Schönheit
> Ist er doch nur ein Denkmal, das ihren Ruhm verkünde.

Das innere Schaffen, das Entspringen des Bildes in der Phantasie ist ihm die Hauptsache. Sehr entschieden drückt er dies auch noch in einem anderen seiner Sonette so aus:

> Wenn dann die Zeit beleidigend, hart und grausam
> Ihn bricht und zerrt und ganz entgliedert;
> So ruht die Schönheit, die einst war, doch drinnen
> In dem Gedanken, den er nicht umsonst empfing.

Hiermit ist also der Weg des Arbeitens von Außen her ausgeschlossen, und es kann nicht angefochten werden, daß die Gebilde des Michelangelo von

Innen heraus nach dem Geiste entstanden, daß sie im wahren Sinne ideale künstlerische Schöpfungen sind.*) Dieser Ursprung der Werke des Michelangelo aus dem Innern erklärt auch die innere Verwandschaft aller derselben, den bestimmten stilistischen Charakter, der ihnen Allen eigen ist. Der stilistische Charakter aber ist nicht wohl zu bezeichnen, ohne zugleich den Geist überhaupt zu schildern, aus welchem jene Malereien und Bildwerke entsprangen. Diesen aber wiederum finden wir durch alle Fäden seines Daseins mit der Gesammtcultur Italiens im Zeitalter des Humanismus verbunden und verwachsen. Ein Bild vom Geiste Michelangelos mit Worten zu geben, würde also eine sehr weitschichtige Sache sein. Nur einige der wesentlichsten Beziehungen gestatte ich mir deshalb hier kurz anzudeuten.

Die ganze italienische Kunst seit Cimabue und Giotto, und ganz vorzugsweise die Kunst des an Geistern und Talenten so überreichen Florenz beruhte von Haus aus auf dem Grunde der Religion, jener Religion, die allmählich ganz und gar mit den Gedanken und Grundsätzen des classischen Humanismus sich verschwisterte. Nach und nach breitete sich sogar die Verehrung des Alterthums und das Bestreben, demselben nachzueifern, so aus, daß in den Blüthentagen der italienischen Kunst, unter Julius und Leo, der Geist der höchsten Classicität seinen Stempel auf alle Gebilde der bevorzugtesten Geister der Nation, namentlich auch auf die Werke christlichen Inhalts drückte. Diese Classicität war aber ein Gegensatz einerseits gegen das mittelalterliche Wesen, aus dem sie ja gerade mit Hülfe des Humanismus sich emporgerungen, andererseits gegen jenes engherzige und eifersüchtige Kirchenthum, welches seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter den Händen der Jesuiten sich bildete. Die Renaissance mit ihrer Classicität steht mitten inne. Da aber die ganze Culturbewegung des humanistischen Zeitalters keinen vollkommeneren, höheren und glanzvolleren Ausdruck gefunden hat als in den Werken der Kunst, so ist die Frage von selbst gegeben: wie stehen diese höchsten Werke der Kunst zur Grundlage, aus der sie, vermittelt durch eine lange Reihe vorbereitender Werke, doch zuletzt entsprungen waren, wie stehen sie zur Religion? Auf diese Frage geben die Werke Michelangelos eine Antwort, aber nicht eine erschöpfende. Will man diese Antwort ganz und erschöpfend haben, so muß man aus der Capella Sistina wenige Schritte hinüber thun in die Zimmer Rafaels. Nur an beiden Orten zusammengenommen wird sich das Geheimniß enthüllen. Dieses Geheimniß besteht in der Erkenntniß, daß die damalige Weltanschauung der Gebildeten überhaupt eine beinahe allgemein gültige und classische geworden war, daß man an der christlichen Religion und den ererbten Ordnungen der Kirche zwar festhielt, daß aber die

*) Vergl. des Verfassers „Italienische Blätter" S. 271 u. a. a. O.

Religion doch nicht mehr die treibende, innerste Kraft der Kunst war. Wie aber, wären denn jene großen Männer etwa irreligiös gewesen? Und wären sonach ihre religiösen Malereien eine Lüge? Gewiß nicht. Wenn aber ehedem die Künstler mit ihren Werken im Dienste der Religion standen, wenn die Kunst aus der Religion entsprossen und in dieser gegründet war, so hatten die Künstler der classischen Zeit in der Kunst selbst ihre Religion gesucht und gefunden. Das Verhältniß zwischen Kunst und Religion war völlig ausgereift, das Bewußtsein von der Heiligkeit der Kunst im Künstler selbst zur reinsten Entfaltung gelangt. Indem der Künstler schuf und arbeitete, fühlte er und erkannte er sich im Dienste Gottes. „Die echte Malerei" — sagt in diesem Sinne Michelangelo — „ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet; denn nichts erhebt die Seele des Einsichtigen mehr und führt sie zur Frömmigkeit, als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen. Gott aber ist die Vollendung, und wer dieser nachstrebt, strebt dem Göttlichen nach. Kurz, die wahre Malerei ist nur ein Abbild der Vollkommenheit Gottes." So arbeiteten jene großen Künstler. Frei und kühn gingen sie nach allen Richtungen des menschlichen Geistes und überall fanden sie — Gott! In der Stanza della Segnatura hat Rafael dieser reifsten Blume humanistischer Anschauung und Bildung das schönste und umfassendste Denkmal gesetzt, indem er mit gleicher Liebe, gleicher Hingabe, gleicher Kunst jene unsterblichen Fresken malte, welche die Religion, die Rechtsordnungen, die Wissenschaft und die Kunst darstellen und die man Disputa, Jurisprudenz, Schule von Athen und Parnaß zu nennen pflegt. Und Michelangelo stieg zu den Problemen des menschlichen Daseins hinab und schilderte in ergreifenden Bildern den Ursprung, den Fall, die Leiden und die Hoffnungen desselben. Aber bei aller grundsätzlichen Uebereinstimmung in vielen Stücken, welch ein Unterschied war es doch bei beiden Meistern! In reinen, edlen Formen, geleitet durch die Zauberformel des schönen Maßes, hat Rafael seine Bilder mit classischem Stilgefühle entwickelt; einladend und lebensfroh, freudig und anziehend blickt aus ihnen der Meister dem Beschauer entgegen. Michelangelos großartige Kraft jedoch verräth einen Drang in das Ungemessene, ein Gemüth, dem die naive Lebensfreudigkeit fehlt, und einen Geist, der den metaphysischen Räthseln, die hinter den bunten Erscheinungen dieses Lebens schlummern, nicht fremd geblieben ist. Der klaren Gesetzmäßigkeit Rafaels steht bei ihm das kühne Bestreben gegenüber, Form und Gestalt seiner Schöpfungen ganz den Gedanken, die er ausdrücken will, dienstbar zu machen; und dabei hat er nur die Absicht, eben seine Gedanken in seiner Weise darzustellen. Da er nun aber wie ein König über die Mittel der Darstellung herrscht, gewinnt die Handhabung der Formen bei ihm den Anschein eines leichten Spieles, obwohl sie reifstes Wissen, vollkommenste Uebung und höchste Sicherheit voraussetzt. Diese Eigenschaft in Michel-

angelos Werken, nämlich die, daß die größten Schwierigkeiten der Darstellung wie in ein Spiel verwandelt scheinen, und die, daß ein Geist von Kühnheit, Tiefe und Selbständigkeit sich hier offenbart, verleihen diesen Werken selbst eine höhere und geheimnißvolle, ja eine dämonische Kraft. Deshalb ist es eine feststehende Erfahrung, die unzählige Kunstfreunde und Künstler in Rom, ein Goethe, ein Cornelius an ihrer Spitze, gemacht haben, daß man aus der Sixtinischen Capelle nicht in die Zimmer und Loggien Rafaels gehen solle. Auge und Sinn sind von jenen Malereien so ins Große und Weite geöffnet, daß sie sogleich im Augenblicke den richtigen Maßstab für Rafaels reine Schönheit und heitere Lebensfrische nicht wieder finden. Es wäre ungerecht, deshalb Rafael dem Michelangelo nachstellen zu wollen, wie es ungerecht wäre, Mozart geringer zu schätzen, als Beethoven, mit welchen beiden großen Meistern der Tonkunst, jene beiden großen Meister der bildenden Kunst nicht, ungeschickt in Vergleich gebracht werden können. Wenn aber in Rafael, dem vom Glücke im Sonnenscheine des Daseins bewunderungswürdig dahin getragenen Meister, sich der Glanz und die Schönheit der Tage Julius II. und Leos X. widerspiegeln, so spricht aus Michelangelo der gährende Geist, der hinter dem Glanze jener Tage webte, der in den Erscheinungen dieses Lebens keine wirkliche Befriedigung fand. Der feste Mittelpunkt aber in allen Bewegungen dieses drängenden Geistes ist bei Michelangelo die sichere religiöse Grundstimmung seines Gemüthes. Indem er so seine Kunst gleichsam wie einen fortwährenden Gottesdienst auffaßte, war von selbst seine Seele fortdauernd auf das Ewige gerichtet. Mit geistigem Auge schaute er dorthin ins Unvergängliche, aber sein leibliches Auge sah nur die Vergänglichkeit der Welt und die Flüchtigkeit der menschlichen Erdentage. Da lagerte sich denn im Gemüthe eine ernste Schwermuth ab, und diese gerade ist es, die sich in den Werken des Michelangelo so oft und so deutlich widerspiegelt. In den blühenden Leibern der Jugend erblickt er schon alle Leiden des Lebens und den endlichen unentrinnbaren Tod. Nirgends hat er vielleicht dieser Auffassung des Lebens einen schärferen Ausdruck gegeben, als in seiner Aurora von San Lorenzo, die so bestimmt ausdrückt, wie sie sich nur mit Widerwillen zum neuen Tage, der die alte Last des Daseins mit sich bringt, erhebt.

Durch diese Eigenschaften setzt sich die Kunst des Michelangelo in einen grundsätzlichen Gegensatz zur Antike, die die Götter in das lebensfrohe irdische Dasein herabholte. Es ist deshalb natürlich, daß diejenigen, die ihr Auge vorzugsweise an der Antike gebildet und die ideale Schönheit, welche sie hier gefunden, als eine mustergiltige erkannt haben, zunächst durch den Anblick der Werke des großen Florentiners befrembet werden, und es ist richtig, daß die Werke des Michelangelo im Großen und Ganzen nicht nach dem Maßstabe reinster und ganz allgemein gültiger Schönheit richtig beurtheilt werden können,

wenn auch mehrere einzelne Stücke, wie „die Beseelung des Adam", die Erythräische Sybille und Anderes diesen Maßstab nicht zu scheuen haben. Aber im Durchschnitt kann der richtige Maßstab für Michelangelo nur aus der Individualität des Meisters und dem Verhältnisse desselben zu seinem Zeitalter geschöpft werden. In diesem Sinne aufgefaßt und verstanden, zeigt aber Michelangelo nach zwei Seiten hin die höchste Vollendung italienischer Kunst, indem tiefer als er, schöpferisch und erfindend, kein Künstlergeist gedrungen war, sicherer als er alle Darstellungsmittel keine Künstlerhand beherrscht hat. So ist er der Höhepunkt und Grenzstein echter Kunst in Italien geworden. Ja, bei seinem hohen Alter wuchs er selbst schon in eine ihm fremde Kunstepoche hinein, und er mußte erleben, vereinsamt auf seiner Höhe zu stehen. Wenn er des Glaubens lebte, daß jede wahre und edle Kunst fromm sei, so wurde er im Greisenalter noch belehrt, daß er sich hiermit zu einer Ketzerei bekenne. Ein Pietro Aretino warf dem großen Meister, der im „jüngsten Gerichte" die Heiligen des Himmels und die Auferstandenen ohne irdische Kleider dargestellt hatte, deswegen Gottlosigkeit vor, und dem Enea Vico schrieb er, daß deswegen diese Malereien den Michelangelo unter die Lutheraner bringen könnten. In der That wollte Papst Paul IV. noch bei Lebzeiten des Meisters aus diesem Grunde das gottlose Bild vernichten lassen, und nur mit Mühe gelang es, ihn davon zurückzuhalten, aber die schlimmsten Nacktheiten mußte Daniele da Volterra doch mit rechtgläubigen Gewändern zudecken. So zeigte sich an, daß das innere Verständniß des einzigen Künstlers bei seinem Volke erloschen war, und zugleich mußte er sehen, wie in der Kunst rings um ihn her Manierismus und Virtuosenthum sich breit machten, wie gerade seine eigenen Nachahmer in der Entartung am weitesten gingen. In des Wortes voller Bedeutung hatte sich Michelangelo als Künstler, in Bezug auf die Zeit seiner Blüthe, selbst überlebt. Um so mehr zog er sich auf sich selbst zurück und lebte innerlich als Mensch in jener Frische der Jugend fort, wie sie wahres Geistesleben selbst dem Greise verleiht. Ja, die letzten Jahrzehnte seines Lebens grade zeigen ihn uns immer reifer und edler, und wenn wir auf Michelangelo als Menschen blicken, verweilen wir vorzugsweise gern bei dem Greise.

Der Grundcharakter Michelangelos ist freilich immer derselbe geblieben, aber mit den Jahren des Alters gewann er eine größere Milde. Zwar verlor er an Leidenschaftlichkeit nicht, aber dennoch treten die schönen Züge desselben reiner und leuchtender hervor. In treffender Weise schildert ihn ein Wort Soderinis. Als Michelangelo an der Thür des Vaticans auf Befehl Julius II. zurückgewiesen und danach aus Rom entflohen war, drang der Papst wiederholt in die Signoria von Florenz, ihm den Künstler zurückzuschicken. Aber Michelangelo ließ den Papst sagen, er werde ihm, nachdem

ihm seine treue Anhänglichkeit so schlecht vergolten, nicht wieder vor das Angesicht kommen; Seine Heiligkeit möge sich einen andern Bildhauer suchen. Julius jedoch ruhte nicht und Soderini als Gonfaloniere erklärte dem Meister endlich, daß man seinetwegen die Republik nicht mit dem Papste in einen Krieg stürzen könne, er solle also gehen. So ging er zum Papst zurück, dem äußeren Scheine nach als ein Schuldiger. Wie sehr man aber auch seine kühne Selbständigkeit, selbst einem Julius gegenüber, wenn er ungerecht beleidigt worden war, anerkannte, bezeugt ein Brief, den Soderini ihm mitgab. Er wurde da als ein vortrefflicher Mann und ausgezeichneter Künstler gerühmt und dann hieß es, deutlich auf die Fehler weisend, die man in Rom ihm gegenüber begangen, von ihm: „Er ist von der Art, daß man mit guten Worten und Freundlichkeit von ihm Alles, was man will, erreichen kann. Man muß ihm Liebe zeigen und Wohlwollen erweisen, und er wird Dinge thun, die jeden, der sie sieht, in Erstaunen setzen.“ In diesen Worten liegt der Schlüssel zum Charakter des großen Mannes. Wie sehr auch bisweilen Heftigkeit, Selbstgefühl, Thatkraft und Zorn die Natur des Mannes, wenn dieselbe durch Ungerechtigkeiten und Anmaßungen boshafter Neider herausgefordert wurde, zu gewaltsamen Handlungen fortgerissen, stets war der letzte Beweggrund seines Thuns ein guter und rechter, und niemals ist Liebe und Wohlwollen an ihn herangetreten, ohne ihn zu besiegen und zu den würdigsten Aeußerungen anzuregen. So kann es denn auch nicht überraschen, daß die Liebe selbst über den mehr als Sechzigjährigen ihre alte Kraft nicht verlor, ja daß sie, wie sie selbst rein und fast heilig war, sein eigenes Wesen verklärte und die Tage seines Greisenalters mit einem besonderen Zauber umgab.

Der Gegenstand dieser Liebe war Vittoria Colonna, wohl die edelste Frau Italiens im sechzehnten Jahrhundert. Als sie im Jahre 1536 Michelangelo näher trat, war sie sechsundvierzig Jahre alt. Sie war die Wittwe des Ferrante d'Avalos, Marchese di Pescara, eines berühmten Feldherrn seiner Zeit, und stammte aus dem alten römischen Hause der Colonna. In ganz Italien wurde sie als Dichterin hoch gefeiert. Die Liebe zu dieser Frau öffnete alle edlen Seelenkräfte des Meisters und im Gefühle der großen, ihm hierdurch gewordenen Wohlthat hing er mit einer an Ehrfurcht grenzenden Neigung an ihr. Und als sie im Jahre 1547 gestorben war, „stand er entsetzt und wie von Sinnen da“. In rührenden Sonetten, die einen klaren Blick in seine Seele gewähren, hat er diese Liebe besungen, die in ihrer Zartheit und Schönheit allerdings auch nur zwischen hervorragenden und und adligen Geistern denkbar ist, wie Michelangelo und Vittoria Colonna es waren. Diese reine edle Menschlichkeit des großen Künstlers spricht dann weiter fort und fort aus den zahlreichen Briefen, die uns von ihm, besonders

aus den letzten Zeiten seines Lebens erhalten sind. Dabei aber nimmt man wahr, wie seine Seele immer stärker und bestimmter sich auf die ewigen Dinge richtet, wie er dem innerlichen Anschauen derselben ganz hingegeben ist, und wie es ihn drängt, dieser Gemüthslage stets neuen und neuen Ausdruck zu geben. Auch erscheint ihm die Welt immer lästiger und trauriger, und bedeutsam ruft er in einem solchen Briefe vom Jahre 1554 aus: „der Mensch soll nicht lachen, wenn die ganze Welt in Thränen liegt".

Aber dieser Seelenzustand bei Michelangelo war nicht weichlich und schwächlich, sondern kraftvoll und männlich; und in seiner künstlerischen Arbeit fand er noch fortdauernd die Vermittlung zwischen seinem inneren geistigen Leben und der Welt. Wie sehr aber diese Denkart, diese Gemüthsrichtung von jeher in seiner Natur lag, wie stark sie in seinen Werken zum Ausdruck kommt, zeigen besonders klar die Malereien in der Sixtinischen Capelle und die Marmorarbeiten von San Lorenzo. Hatte er doch die von ihm geschaffene Nacht, die dort im tiefen Schlafe auf einem der Gräber ruht, glücklich gepriesen, da sie „nichts sehe und höre, während ringsum Niedertracht und Schande dauere". Die Einheitlichkeit und Uebereinstimmung des ganzen Wesens von den Tagen erster bewunderter Meisterschaft bis zu den hohen Jahren des Lebens hin werden aber auf diese Weise durch Werk und Wort klar bezeugt. Nur ganz zuletzt nahm die Seele des Hochbetagten ihren Flug immer mehr und mehr gen Himmel, und das geistige Auge des großen Künstlers lenkte sich von dem Leibe, der an der Schwelle des Grabes stand, mehr und mehr auf die Anschauung eines künftigen Lebens. Diesen Zeiten entstammt ein Sonett, welches, soweit man es durch Uebersetzung wiedergeben kann, so lautet:

Erreicht hat schon der Lauf von meinem Leben,
Im schwachen Schiff auf sturmbewegten Meere,
Den großen Hafen, wo wir Rechnung legen
Von jeder üblen That und jeder frommen.

Und die begeisterungsvolle Phantasie, — so seh ich nun, —
Die aus der Kunst mir schuf Abgott und Fürstin,
War doch mit Irrthum allzusehr beladen.
O, nichtig ist doch unser Aller Streben!

Die freundlichen Gedanken, eitel einst und heiter,
Was thun sie nun, wo Tod zwiefach mir naht?
Des einen bin ich sicher, und der andre droht mir.

Nicht Malen, nicht Bildhauen schafft mehr Ruhe
Der Seele, die auf jene höchste Liebe schaut,
Die aufzunehmen uns, am Kreuz die Arme öffnet.

Diese Reife des inneren Menschen, die sich hier ausspricht und die auch den Werken des Künstlers jenen ernsten Reiz verliehen, welcher das sehende

Auge so mächtig und immer mächtiger fesselt, hatte sich philosophisch und religiös auf dem Boden der Phantasie gebildet. Und fragen wir, wie Michelangelo sich selbst den Erwerb dieser Reife vermittelt hatte, so naht uns die Gestalt des großen Dichters, der, obwohl zweihundert Jahre älter als unser Meister, doch die edelsten Geister Italiens auch zu jener Zeit noch lebendig erfüllte. Zu Dante blickte er hinauf wie zu seinem Lehrer und Meister und durch enge Verwandtschaft des Geistes angezogen, drückte er seine Liebe zu dem Dichter der göttlichen Komödie, den ja auch Verbannung aus der Vaterstadt Florenz getroffen hatte, am Schlusse eines diesen verherrlichenden Gedichtes so aus, „daß er für Dantes harte Verbannung mit dessen Tugenden den glücklichsten Zustand der Welt dahin geben würde". Die Früchte dieses Verhältnisses zu Dante sind nicht nur mittelbare, sondern auch unmittelbare, indem nicht wenig Dantesche Gedanken deutlich und frei in die Malereien des großen Künstlers übergegangen sind.

So erblicken wir denn überall, wo man sich bei der Betrachtung des Michelangelo auch hinwenden mag, Beziehungen der hervorragendsten und bedeutendsten Art, die endlich uns das Wesen des seltenen Mannes in hoher Läuterung und Reife zeigen. Aber das Eingangsthor zu dieser Erkenntniß sind und bleiben die Kunstwerke des großen Meisters. Ein richtiges Verständniß derselben führt von selbst auf jenen Weg, den dann wiederum ihrerseits die Gedichte und Briefe so schön erhellen. Und so begreift es sich, wie die Werke des Michelangelo, ohne aus dem Charakter reiner Kunstwerke heraus und in den Kreis von Tendenzarbeiten hinabzufallen, eben durch den Geist, den den er ihnen eingehaucht hat, eine unerschöpfliche Quelle reiner und edler Lebenskraft für so viele Menschen geworden sind und noch sind. Nur der Ungebildete kann solchen Schöpfungen gegenüber sich erdreisten, von der Kunst als einer Sache des Luxus und Vergnügens zu reden. Wahre und echte Kunst ist kein Spielzeug und Zeitvertreib für die Reichen, sondern eine Lebensquelle und eine Erzieherin aller Wohldenkenden. So erfüllt die Kunst ihre höchste Aufgabe und trägt in Wahrheit dazu bei, humane Bildung recht zu fördern.

Möge der Geist des herrlichen Mannes, der uns zu solchen Betrachtungen einlud, dessen Werke uns zu solchen Gesichtspunkten führten, in seinem Wirken fort und fort lebendig sein, damit noch spät, wenn Jahrhundert um Jahrhundert weiter dahingegangen, künftige Geschlechter sich in denselben Empfindungen mit uns verbinden, wie wir uns jetzt mit den Zeitgenossen Michelangelos, die den Künstler gleich uns verehrten, verbinden. Indem wir hier ein Bekenntniß dieser unserer Verehrung ablegten, reichen wir über Zeiten und Nationen hinweg den ausgezeichnetsten Männern und Frauen die Hand und können so das Wort des Ruhmes uns aneignen und wiederholen, mit dem einst Jene den Zeitgenossen als den „göttlichen" Michelangelo verherrlichten;

denn den Geist, der schaffend im Menschen wirkt, darf man ja wohl göttlich nennen. Möge dieser Geist aus den Werken Michelangelos noch viele empfängliche Herzen mit dem Hauche des Göttlichen berühren, möge er in vielen Herzen das richtige Gefühl für die Würde und die Hoheit der Kunst beleben und stärken.

Heinrich Ewald.

Von A. Dillmann.

Vor wenigen Tagen wurde in Göttingen ein Mann zu Grabe getragen, welcher nicht blos als Gelehrter und Meister der Wissenschaft zu den hervorragendsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts zählt, sondern auch durch seine Betheiligung an dem öffentlichen Leben in Kirche und Staat in den weitesten Kreisen bekannt geworden und in Vieler Mund und Rede gekommen ist. Heinrich Ewald, am 16. November 1803 zu Göttingen in niedrigem Stande geboren, zog schon frühe durch seine ungemeine geistige Begabung die Augen von Kennern auf sich, welche ihm die Erwerbung einer höhern Bildung ermöglichten. Nach raschem Lauf durch das Gymnasium seiner Vaterstadt, während dessen er zugleich die einzige schwere Krankheit seines Lebens, den Typhus, glücklich überstand, bezog er 1820 die Universität daselbst, wo er außer den classischen auch die morgenländischen Sprachen mit Vorliebe trieb und schon als Student mit seiner ersten Schrift über die Composition der Genesis (1823) hervortrat. Nach Beendigung der Studienzeit zuerst Collaborator am Gymnasium zu Wolfenbüttel, seit Ostern 1824 Repetent bei der theologischen Facultät in Göttingen, wurde er 1827 außerordentlicher, 1831 ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät daselbst, und erhielt, nach Th. Ch. Tychsens Tod, im Jahre 1835 die Nominalprofessur der orientalischen Sprachen und Aufnahme in die K. Societät der Wissenschaften. Als einer der sieben Göttinger von König Ernst August am 12. December 1837 seines Amtes entsetzt, erhielt er schon im Mai 1838 durch König Wilhelm von Württemberg eine Professur in Tübingen, zuerst eine philosophische, dann 1841 eine theologische. Trotz der schönen Erfolge seiner dortigen Thätigkeit und der Anerkennung, die er fand, wurde es dem eigenartigen Göttinger unter den eigenartigen Schwaben und inmitten der abweichenden Universitätseinrichtungen nie recht heimisch; er benutzte mit Vergnügen im September 1848 den inzwischen eingetretenen Umschwung der Dinge in Hannover, um nach Göttingen in seine frühere Stellung zurück-

zukehren. Dieser seiner zweiten, an Kraft, Umfang und Erfolg der ersten nicht nachstehenden Göttinger Wirksamkeit setzte das Jahr 1866 ein Ziel, indem durch seine Verweigerung des Huldigungseides an den neuen Landesherrn seine Emeritirung nothwendig wurde, welcher bald darauf wegen seines aggressiven Auftretens gegen die neue Ordnung der Dinge auch die Entziehung der bis dahin ihm belassenen licentia docendi folgte. Seitdem hat er wissenschaftlich nur noch als Mitglied der K. Societät und als rastlos thätiger Schriftsteller gewirkt. Vom Jahre 1869 an war er Vertreter der Stadt Hannover im Deutschen Reichstag. Eine vorigen Sommer beim Baden entstandene und nicht rechtzeitig geheilte Erkältung brachte seiner bisher selbst durch das Alter nicht geschwächten Körperkraft die erste Erschütterung, und entwickelte sich bei ihm allmählich eine Herzkrankheit, welcher er am 4. Mai d. J. erlag.

Ein reicher großartig angelegter Geist, ideal gerichtet, genialen Wesens, mit unbeugsamer sittlicher Willenskraft, bedürfnißlos gewöhnt, auf alle Genüsse gerne verzichtend und zu jeder Entsagung bereit, im Besitz einer fast unverwüstlichen Gesundheit und einer weit über das gewöhnliche Maaß hinausgehenden Arbeitskraft, herangebildet an der Hand tüchtiger Lehrer und unter den Einflüssen einer damals in voller Blüthe und wohlverdientem Ruhm stehenden Universität, hat er sich nur hohe Ziele gesteckt und sie auch im Sturmesschritt erreicht. Was er wurde, ist er zumeist durch sich selbst, durch die ganze ursprüngliche Kraft seines Geistes geworden, und er hat in kurzer Zeit seine Lehrer und übrigen Fachgenossen weit überholt. Noch als junger Mann von 20—30 Jahren griff er in die damaligen orientalischen und biblischen Studien reformatorisch ein, und verbreitete in einer ganzen Reihe rasch auf einanderfolgender Schriften, von denen die Studentenschrift über die Genesis nur ein unreifer Vorläufer gewesen war, über die mannichfaltigsten Gegenstände neues Licht, eröffnete neue Bahnen. Die Untersuchungen de metris carminum Arabicis 1825, über die älteren Sanskritmetra 1827, die Erklärung des Hohenliedes 1826, die kritische Grammatik der hebräischen Sprache 1827, der Commentar zur Apokalypse 1828, die Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur 1832, die grammatica critica linguae Arabicae 1831—1833 waren eben so viele wissenschaftliche Thaten und Entdeckungen, Werke, deren Kern und Wesen sich später bewährt hat und zu allgemeiner Anerkennung gekommen ist. Inzwischen kamen die Zeiten, wo die orientalischen Studien von ihrer Anlehnung an die biblischen Studien sich mehr und mehr losmachten, und Einzelpflege durch einzelne Männer mit Einsetzung der vollen Manneskraft verlangten. Die Einsicht darein führte ihn 1837 im Verein mit C. v. d. Gabelentz, Lassen, Kosegarten, Neumann, Rödiger, Rückert zur Gründung der Zeit-

schrift für die Kunde des Morgenlandes (der Vorgängerin der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft), deren drei ersten Jahrgänge unter seiner Aufsicht in Göttingen, die folgenden unter Lassen's Redaction in Bonn herauskamen. Ewald, obwohl über sämmtliche semitische Sprachen nicht blos, sondern auch über Persisch, Sanskrit, Armenisch, Türkisch und Koptisch regelmäßig oder nach Bedürfniß Vorlesungen haltend, auch alle die neueren Forschungen über die phönikischen, himjarischen u. a. Inschriften immer mit regstem Interesse und selbstthätiger Theilnahme verfolgend und fördernd, zog sich doch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit mehr und mehr auf die biblische Literatur und Sprachen zurück. Seine hebräische Grammatik vervollkommnete er in immer neuen, gründlicheren und erweiterten, Umarbeitungen bis 1870 allmählich zu einem Meisterwerk ersten Ranges; allerlei linguistische Aufsätze, zuletzt seine sprachwissenschaftlichen Abhandlungen 1861 ff. lagern sich an jene, wie Außenwerke an die Festung an. Sein ausgedehntestes und ergiebigstes Arbeitsfeld wurde nun die biblische Wissenschaft, in welcher er nicht minder bahnbrechend der Reihe nach die poetischen Bücher des Alten Testaments in 2 Bde. 1835 ff., die Propheten in 2 Bden. 1840 ff., die Geschichte und Alterthümer des Volkes Israel in 7 Bdn. von 1843 ff. an, sodann veranlaßt durch seinen Tübinger Aufenthalt und seinen Streit mit F. Ch. Baur und dessen Schule die drei ersten Evangelien 1850, die Sendschreiben des Apostels Paulus 1857, die Johannischen Schriften 2 Bde. 1861 f., die meisten dieser Bücher in 2—3 Auflagen, zuletzt die 7 Sendschreiben des Neuen Bundes 1870, und das Sendschreiben an die Hebräer und des Jacobus Rundschreiben 1870 herausgab. Dazwischen hinein veröffentlichte er 1848 bis 1865 zwölf Jahrbücher biblischer Wissenschaft, eine von ihm fast ganz allein geschriebene Zeitschrift. Sein letztes großes Werk, sein theologisches Vermächtniß, ist die 1871—1874 in 3 Bänden bearbeitete Theologie des Alten und Neuen Bundes. Außer den biblischen Schriften hat er alle die zahlreichen Denkmale der hellenistischen Literatur und des Urchristenthums selbständig durchgearbeitet und seine Forschungen darüber zum Theil in besonderen Monographien dargelegt. Nimmt man dazu die zahllosen Recensionen und Aufsätze, die er seit 1823 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen und in den Abhandlungen der Göttinger Societät, sowie in vielen anderen Zeitschriften niedergelegt hat, so kann man sich ein Bild machen von dem unermüdlichen Fleiße des Mannes, sowie von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seines Geistes, und der Schnelligkeit, mit welcher er Alles geistig sich aneignete. Und doch ging diese literarische Regsamkeit nicht auf Kosten seines akademischen Berufes. Mit rührender Treue und Gewissenhaftigkeit, von der alle seine Schüler zu erzählen wissen, widmete er sich seinem Amte, ließ keinen, der bei ihm Unterricht suchte, ohne Nachhülfe, und hielt in manchen Semestern über fünf und

noch mehr Gegenstände Vorlesungen. Von Lernbegierigen aller Gegenden Deutschlands und des Auslandes aufgesucht, hatte er bis zu seiner Emeritirung eine weitgreifende einflußreiche Wirksamkeit: viele der Schüler, die er gebildet, Männer sehr mannigfaltiger geistiger Richtungen (A. Schleicher, E. Bertheau, R. Roth, L. Krehl, M. Haug, E. Trumpp, Th. Nöldeke, E. Schrader, Wellhausen u. A.) wirkten oder wirken jetzt als Zierde der besonderen Fächer, die sie erwählt haben, auf Universitäten, eine Menge von Andern an Gymnasien und im geistlichen Amte. Es ist hier nicht der Ort, seine wissenschaftlichen Verdienste im Einzelnen genauer zu charakterisiren. Es genügt zu sagen, daß er als semitischer Linguist wie als Bibelforscher im A. T. die erste Stelle in seiner Zeit einnahm und auch im Neutestamentlichen Fach sich als ein Meister ersten Ranges erwies. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht in den einzelnen Sprachen und den einzelnen Gebieten des Wissens von Jüngeren, welche dieselben zum ausschließlichen Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, an Detailkenntnissen übertroffen worden sei, auch nicht läugnen, daß selbst in den Gegenständen, auf die er sich zuletzt fast ganz beschränkt hat, von Andern Vieles genauer und besser erkannt worden ist. Aber er war ein leitender Geist, und einen Mann, der in so auseinanderliegenden und zugleich so umfangreichen Gebieten sich so große und bleibende Verdienste erworben hat, wird man unter seinen lebenden Fachgenossen nicht, und unter den Todten nur wenige finden. Ein trockener Büchergelehrter war er nicht. Obwohl er von 1826 an wiederholt Reisen nach Berlin, Paris, Italien und England nach den dortigen Bibliotheken unternommen, hat er doch keine Ausgaben von Texten, oder doch nur verschwindend wenige und kleine, gemacht, nur Andere dazu ermuntert, und jeden neu bekannt gemachten Text mit Freude begrüßt und gelesen. An seiner Fähigkeit, sich in das Einzelnste und scheinbar Kleinste und Abertausendste mit geduldiger Hingebung zu vertiefen, ist nicht zu zweifeln (wir erinnern z. B. an seine hebräische Accentlehre oder syrische Punktationsgeschichte), und allen seinen Schriften liegen genaue Detailstudien zu Grunde. Aber Gegenstände, die nicht zu den großen, die Wissenschaft oder die Kirche betreffenden Fragen in einer nahen Beziehung stehen, und an denen er nicht zugleich mit der ganzen Innigkeit seines Gemüthes Theil nehmen konnte, wählte er nicht gern zum Gegenstand seiner größeren Arbeiten. Eben darin, daß er immer das Große und Ganze im Auge behielt, liegt ein Hauptvorzug aller seiner Producte. Sodann hat er kritisch gegen die hergebrachten Meinungen bei jedem neuen Gegenstande, den er anfaßte, begonnen und rasch die Probleme, auf die es dabei ankam, herausgefunden; auch ist es ein gutes Zeichen, daß auch nicht einer seiner bedeutenderen Schüler ins Lager der Unkritischen übergegangen ist. Das eigentliche Geheimniß seiner Erfolge aber liegt in seinem eminenten geschichtlichen Sinn,

mit welchem er, in völliger Selbstentäußerung an die Gegenstände sich hingebend, ihr eigenes Werden und die Gesetze ihres Werdens ihnen ablauschte und genetisch nachproducirte, und in dem ächt wissenschaftlichen Geiste, vermöge dessen er nicht ruhte, bis er die Dinge in ihren letzten Gründen erfaßt hatte, sie tief durchdachte, um dann ein künstlerisches wohlabgerundetes Ganze daraus herzustellen. Den Umschwung der Linguistik, den Grimm und Bopp in ihren Gebieten anbahnten, hat er zu gleicher Zeit mit ihnen und zum Theil vor ihnen auf semitischem Sprachgebiete vollzogen. Die Denk- und Anschauungsweise, die Gefühls- und Gedankenwelt der orientalischen, zumeist der biblischen Schriftsteller, hat er mit wunderbarem Tact erschlossen, Vieles erst mit genialem, divinatorischem Blick erkannt, was dann Andere nach ihm mit Gründen erwiesen. Auch das Neue Testament hat er auf ganz andere Weise, als es bis dahin üblich gewesen war, aus dem Alten Testament verstehen gelehrt, und die Nachfolger auf diesem Wege mehren sich jetzt. Von den Propheten vor Allem und Christus selbst hat er die menschliche und geschichtliche Seite wieder zu entschiedener Anerkennung zu bringen geholfen. Philosophische und dogmatische Schulbildung hat Ewald in seiner Jugend sich nicht angeeignet: hätte er es, er hätte den freien offenen Blick in die Eigenthümlichkeit der alten morgenländischen Welt, der alle seine Arbeiten auszeichnet, geschwächt oder verloren. Aber ein Mangel haftete ihm in Folge davon für sein ganzes Leben an: sein Stil, so edel und schön er in manchen seiner Darstellungen ist, bekam etwas Schwülstiges, und je mehr er schrieb, desto mehr; die Kunst, die Gedanken scharf und kurz auszudrücken, ging ihm mehr oder weniger ab; selbst über die Tragweiten seiner Prämissen fehlte ihn oft die völlige Klarheit; und da er zugleich als sprachlicher Purist alle und jede Fremdwörter vermeiden wollte, war Weitschweifigkeit der Darstellung und des Ausdrucks die fast nothwendige Folge. Die Größe seiner Leistungen gab ihm zugleich ein Bewußtsein seiner geistigen Kraft und ein Selbstgefühl, welches für Viele, namentlich solche, welche in selbständiger Durchdringung einzelner seiner Fächer und Forschungsgebiete mit ihm rivalisirten, verletzend wurde und verleitete ihn oft zu einer Art fürstlicher Souveränitätsgelüste, welche in der Republik der Geister nicht geduldet wird. Und indem er die persönliche Sicherheit, mit der ihm die Richtigkeit der Ergebnisse seiner Forschungen feststand, mit der Wahrheit selbst verwechselte, auch zu wenig an den Verkehr mit den Menschen gewöhnt war, wurde er in seinen reiferen Jahren immer empfindlicher gegen jeden Widerspruch, der sich gegen seine Ansichten erhob. Viele seiner Fachgenossen ließen ihn darum als einen gelehrten Sonderling bei Seite stehen, und er selbst brachte sich durch diese krankhafte Reizbarkeit um einen großen Theil der Anerkennung, die ihm sonst allgemein geworden wäre, und leider auch des verdienten Einflusses.

Manche seiner zahlreichen literarischen Fehden hatten darin ihren Anknüpfungspunkt. Wir übergehen sie. Sie kommen im Leben fast jedes bedeutenden Mannes vor. Ueber viele derselben hat schon der Erfolg gerichtet und gezeigt, wo das Recht war, und eine Masse des literarischen Schundes, den er einst zum Aerger seiner Urheber mit seinem scharfen Urtheil traf, ist längst vor seinem Tode bei Seite gelegt.

Allein Ewald als Mann der Wissenschaft wäre doch nur der halbe Mann. Obwohl Tag und Nacht mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und sich kaum Zeit zur Erholung gönnend, hatte er ein reges Interesse nicht blos für das Gesammtgebiet der Wissenschaften, ihre Förderung und Pflege und die wissenschaftlichen Corporationen, denen er angehörte, sondern auch für das deutsche Volk, Staat, Reich, Christenthum und Kirche. Eine durchaus ideal angelegte Natur, hielt er jene alle für hohe und höchste Güter, die jeder Einzelne nach seinen Kräften zu schützen und zu mehren habe, und Niemand verachtete er so tief und gründlich, als die, welche in Zeiten der Gefahr aus träger Bequemlichkeit, aus Klugheitsrücksichten oder um sinnlicher Vortheile willen nicht einstehen zum Schutze dieser Güter oder ihre bessere Ueberzeugung im Leben zu bethätigen sich fürchten, zumal wenn sie Theologen sind. Gelegenheit, solchen rechtschaffenen Mannes- und Christensinn durch die That zu bewähren, kam ihm reichlich, und je höher er von dem Gewicht dachte, welches sein wohlerworbener wissenschaftlicher Ruhm in die Wagschale lege, desto unbedenklicher stellte er sich in die erste Linie des Kampfes. Die Protestation gegen die Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes, welche er am 18. November 1837 zusammen mit Albrecht Dahlmann, Gervinus, J. und W. Grimm und W. Weber einreichte, trug ihm wie den anderen den Dank und die Verehrung des deutschen Volkes ein. Aber derselbe Mann eiferte in Wort und Schrift gegen das Gebahren des sich souverän dünkenden Volkes im Jahre 1848, weil er Gewaltthat von unten ebenso mißbilligte, wie von oben, und zwar immer dafür hielt, daß das deutsche Volk auf das ihm 1805 zerstörte Reich ein Recht habe, aber solches nicht durch Umsturz und nach französischer Mode, sondern durch freie Vereinbarung der dabei betheiligten Fürsten und Volksstämme hergestellt wissen wollte. Und kaum in seinem Göttingen zum zweiten Mal heimisch geworden, setzte er sofort wieder (was wenig öffentlich bekannt wurde) sein Amt aufs Spiel, indem er die unter dem Ministerium von Borries geforderte Mitwirkung der Beamten zur Durchführung der octroyirten Verfassung vom 1. August 1856 ausdrücklich ablehnte, er allein, soviel bekannt, unter allen Göttinger Professoren, dieses Mal freilich in Folge der in der Staatsrathssitzung von einem Minister für ihn eingelegten Fürsprache mit der Strafe der Absetzung verschont. Daß dieser Mann nach den Vorgängen des Jahres 1866, weil er in ihnen eine Ver-

gewaltigung seines Königs und Landes sah, nicht anders handeln konnte, als er handelte, dürfte leicht klar sein. Wie von nun an seine alte hannöversche Abgunst gegen Preußen sich bis zur bittersten Feindschaft steigerte, und er unbekümmert um die dreimal ihm gemachten gerichtlichen Processe jede Gelegenheit im Reichstage benutzte, um gegen das geschehene „Unrecht“ zu protestiren und Schrift über Schrift dagegen ausgehen ließ, ist noch in Aller Erinnerung. Selbst der Freude über die Wiederherstellung des deutschen Reiches konnte er sich nicht hingeben, weil er des Grundsatzes lebte, daß „aus Unrecht“ nichts Gutes kommen könne. Man mag über diese Grundsätze urtheilen, wie man will, man mag auch staunen über die Kühnheit eines einzelnen Mannes, in dieser Weise sich dem Strom entgegenstemmen zu wollen, aber die Folgerichtigkeit seines Handelns darf man ihm nicht absprechen. Er war in politischen Dingen bis zu seinem Ende derselbe, der er 1837 gewesen war.

Und das Gleiche ist der Fall in seinem Verhältnisse zum Christenthum und zur Kirche. Wie er zuerst gegen die Rationalisten zu Felde zog und dann zumal seit 1840 gegen die Hengstenberg-Harleß'sche Schule, gegen beide als „Vernünftler“ und „Ungeschichtliche“, welche die Bibel nicht geschichtlich verstehen, sondern nach ihren philosophischen und dogmatischen Vorurtheilen deuten wollen, zugleich gegen das ganze System der Staatskirchenmänner, welche, statt männlich und christlich für Recht und Wahrheit einzustehen, die freie Wissenschaft bauen und verfolgen, wie er in Tübingen in der Schweglerschen und Vischerschen Sache sich den Uebergriffen der Kirche gegen die Wissenschaft entgegensetzt und noch im Jahre 1864 für Baumgarten in seinen Händeln mit der mecklenburgischen Kirchenbehörde eintrat, so eröffnete er umgekehrt seit dem Jahre 1849 einen Kampf auf Leben und Tod gegen D. Strauß, Frd. Baur und dessen Schule, weil deren Grundsätze ihm zur Vernichtung des Christenthums zu führen schienen, ein Kampf, der von ihm mit der heftigsten Animosität geführt ihn bis an sein Ende beschäftigte und ihm einen großen Theil seiner bisherigen Verehrer in Feinde verkehrte. Als dann eine ultrakirchliche Reaction vermittelst königlicher Verordnung im April 1862 den Walterschen Katechismus in Hannover einzuführen versuchte, nahm er an der dort entstandenen kirchlichen Bewegung thätigen Antheil und half als gewähltes Mitglied der Vorsynode 1863 das neue hannöversche Kirchengesetz mit begründen, war im September 1863 auch mit in Frankfurt a. M. zur Stiftung des Protestantenvereins, welcher den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf Grundlage des Gemeindeprincips, Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen, Bekämpfung alles unevangelischen hierarchischen Wesens, Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus, Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung

zwischen den verschiedenen Confessionen, Förderung des christlichen Lebens und der sittlichen Kraft und Wohlfahrt des Volkes zu seinem Programm gemacht hatte, und wirkte als Leiter des Göttinger Zweigvereins eifrigst in diesem Sinne, zog sich aber nach der Neustädter Versammlung 1867 wieder von demselben zurück, weil die dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche abholden Elemente darin die Oberhand gewonnen hatten und diese ihm ihre Zwecke mit Hülfe der neuen Staatsgewalten erreichen zu wollen schienen. Daß dieser selbe Mann zuletzt gegenüber den angeblichen Versuchen, die Kirchen der annectirten Länder unter „das preußische staatskirchliche Unionsregiment" zu bringen, sich an die von ihm mitgegründete hannöversche Kirchenverfassung anklammerte, aber dadurch auch den strengeren Confessionalisten wieder genähert wurde, ist wenigstens erklärlich. Und daß in dem Culturkampfe gegen die katholische Hierarchie, gegen welche, als sie noch vom Staate gehätschelt war, er einst in seinen fünf Sendschreiben an den Fürsten von Rom und die päpstlichen Bischöfe 1852—58 einen einsamen Streit, ohne Helfer, geführt hatte, er nun im Reichstage gegen die Regierung auftrat, geschah nicht, weil er über die Verwerflichkeit und Gefährlichkeit der jesuitischen Bestrebungen jetzt anders geurtheilt hätte als früher, oder irgend etwas von dem früher Gesagten zurückgenommen hätte, sondern weil er in idealistischer Betrachtung der Dinge, geistigen Kampf unter allen Umständen nur mit geistigen Waffen gekämpft, und das Papstthum nicht durch Staatsgewalt, sondern zumeist durch Erneuerung und Besserung der evangelischen Kirche überwunden wissen wollte. Das wußten auch die Männer der Centrumspartei; sie haben ihn nie zu den ihrigen gerechnet, aber aus dem derzeitigen zufälligen Zusammentreffen seiner Ansicht mit der ihrigen Nutzen gezogen. Er stand allein. Es war die starre, zähe Consequenz seines Denkens und Handelns, die ihn in diese schiefen und bedauerlichen Stellungen gebracht hat. Aber gegen den oft gemachten Vorwurf, daß er zuletzt ein anderer geworden sei, als er früher war, und daß er früher bekannte und bethätigte Grundsätze zuletzt verleugnet habe, müssen wir ihn alles Ernstes vertheidigen. „Ich kann nicht anders handeln, als ich handle; es wäre gegen mein Gewissen; mein höchster Wunsch ist, daß es mir gelingen möge, niemals, so lange ich noch lebe, mein Gewissen zu verletzen; sie mögen mich verlachen, höhnen, schimpfen und einsperren, ich will rein vor Gott und die Nachwelt treten." Mit diesen Worten hat er noch vor kurzer Zeit alle Einwendungen von uns zurückgewiesen. Wir glauben, jenen Wunsch zu erfüllen ist ihm gelungen. Worin er gegen früher sich änderte, ist nur, daß er in seinem höheren Alter gegen rein wissenschaftliche Dinge sich gleichgültiger verhielt, dagegen sein Hauptinteresse auf Kirche und Staat concentrirte, und unter den aufreibenden Kämpfen seiner letzten Jahre seines christlichen Glaubens und seiner Hoffnung sicherer und froher wurde.

Ein charaktervoller Mann ist in ihm dahingegangen, ein edler Charakter und ein großer Geist, ein Mann aus einem Guß, voll des tiefsten sittlichreligiösen Ernstes, ein im Familienkreise, gegen Freunde und zumal Bedürftige herzensguter, zartfühlender, aufopferungsfähiger Mann, ein Mann außerordentlicher Art in vielen Stücken. Ueber den Werth seiner Grundsätze, für die er kämpfte und litt, wird die folgende Generation sicherer urtheilen können, als die Mitwelt. Ernste Männer haben ihm, trotz seiner Schwächen und Härten, ihre Hochachtung nie versagt.

Wirthschaftliche Sorgen.

Von Wilhelm Hollenberg.

Ein alter leidiger Trost sagt uns, wenn wir über allerlei sociale Mißstände klagen, das sei in Uebergangszuständen einmal nicht anders zu erwarten. Daß dieser Trost nicht mehr recht verfangen will, ist begreiflich. Man bemerkt endlich, daß wir nie aus den Uebergangszeiten herauskommen, und das Beste ist somit, nicht auf andere, bessere, beruhigtere Tage zu warten, sondern sofort den Uebeln ins Auge zu sehen und an die Stelle der Sorge die Fürsorge zu setzen.

Die wirthschaftlichen Sorgen sind nun nicht rein von den anderen zu trennen. Wie Privatcredit mit Staatscredit zusammenhängt, der Staatscredit wieder mit politischer Macht und patriotischer Gesinnung der Bürger, so hängen überall die wirthschaftlichen Aufgaben mit politischen und moralischen zusammen. Aber verhältnißmäßig sind sie doch wieder zu trennen; wenigstens für unsere Absichten.

Die wirthschaftlichen Sorgen dehnen sich augenblicklich sogar in das theoretische Gebiet aus, wie es ja an sich gut und wünschenswerth ist. Wer hätte sich nicht mit Theilnahme den Aufsätzen und offenen Briefen zugewandt, die in dieser Beziehung zwischen Heinrich von Treitschke und Gustav Schmoller gewechselt sind! Beiden Männern hören wir gern zu. Wohl bekannt mit den schweren Verwickelungen des socialen Lebens, deren Lösung von verschiedenen Seiten her angefaßt werden kann, ist es uns weniger wichtig, daß die beiden Gelehrten in einigen Stücken von einander abweichen, als daß sie beide so ernst die dunklen Punkte des socialen Lebens erkennen wollen und an dem allmählichen Siege über viele der drückendsten socialen Uebel nicht zweifeln. Wir können die Streitfragen, die verhandelt worden sind, hier nicht weiter verfolgen, aber das läßt sich wohl noch mit Befriedigung hervorheben, daß die Weise, wie sie erörtert worden sind, im Ganzen einen erfreulichen Eindruck

macht, anders als es bei den Discussionen zwischen andern Nationalökonomen der Fall ist, wie Dühring, Wagner, Rösler, die sich und andere Collegen in einer Weise behandeln, die heutzutage kaum noch unter einigen Vertretern altdeutscher Philologie vorkommt.

Sehen wir also ab von den theoretischen Untersuchungen und bleiben wir auf dem Gebiet der Praxis, so treten uns auch da mehrere Fragen dringender Natur entgegen.

Einige, wie die Eisenbahnbau- und Tariffrage, befinden sich noch in dem Stadium der Voruntersuchung und bieten noch keine rechten Angriffspunkte. Sie werden sich aber in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erzwingen.

Vorerst leiden wir noch am meisten auf dem Gebiete der vereinigten Münz- und Bankfrage. Die greifbarsten Uebel sind nicht die so vielfach genannten und meist übertriebenen Schwierigkeiten in der Beschaffung der kleinen Münzsorten, oder dem Nebeneinander der alten und neuen Münzen. Die eigentlichen Uebel liegen in dem nicht beabsichtigten System der Doppelwährung. Man dachte sich mit Recht die Doppelwährung bei uns nur als kurze Uebergangsform und gab ihr darum keinen gesetzlichen Anspruch für die Zukunft, und da sie nun factisch herrscht und es nicht abzusehen ist, wann die reine Goldwährung eintreten kann, so bleiben die Preise nach dem entwertheten Silber angesetzt, also hoch; selbst die Gotthardactien müssen in Deutschland zu höherem Preise angesetzt werden, damit nicht die deutschen Banquiers die Valutaverhältnisse zu ihren Gunsten ausbeuten. Das kann sich erst ändern, wenn die Banken und Banquiers und großen Kaufleute rechtlich oder factisch nicht mehr das Silber zu großen Zahlungen gebrauchen dürfen und können und wenn die Staatscassen ebenfalls nur in Gold auszahlen. Das hat aber, wie es scheint, noch große Schwierigkeiten. Man hat zwar die Summe des noch circulirenden Silbers mit aller Beredtsamkeit als unbedeutend geschildert. Aber alle diese Angaben entbehren der gesicherten Grundlage und jeder Tag erweckt die Wahrscheinlichkeit, daß noch große Massen von Thalern vorhanden sind, die besonders dann sich der Anschauung aufdrängen und uns in Erstaunen setzen werden, wenn man an die Einziehung mit Ernst herantritt. Das ist bisher von Seiten des Reichs nicht geschehen; denn die Einziehung von circa $42\frac{1}{2}$ Millionen Thlr. ist nichts gegen die Summe von wenigstens 280 Millionen Thlr. Silber, die wir zu viel haben. Gewiß ist der Verlust, den das Reich darauf erleidet, groß genug; bei dem augenblicklichen Curse des Silbers im Weltverkehr zu 57*) beträgt die Differenz

---

*) Nach der abgekürzten Formel $\frac{943}{57}$ ergiebt sich das Werthverhältniß von Silber zu Gold jetzt $1 : 16,_{54}$.

des Werthes gegen unsern Convertirungssatz 1 : 15½ so ziemlich 6,3%. Aber es hilft nichts, weiter zu warten. Die Sachverständigen erwarten eine noch viel größere Entwerthung des Silbers. Das Reich sollte den Credit benutzen, der gerade für seinen Münzetat gewährt ist und sich aller kaufmännischen Mittel und Verbindungen bedienen, um schnell und ohne Aufsehen recht große Mengen Silbers zu verkaufen.

Erwin Nasse hat mit Recht in Hirths Annalen auf die große Vermehrung unseres Metallumlaufs als auf einen Hauptgrund unserer Wechsel- und Valutaschwierigkeiten hingewiesen. Die Vermehrung der Banknoten will er dagegen nicht als Ursache des Uebelstandes mit anerkennen. Ebenso Max Wirth: „Die Reform der Umlaufsmittel." Frankfurt a. M. 1875. Aber, wenn wir nicht die allerletzten Jahre nehmen, sondern 1870 vergleichen, so steht doch neben einer Banknotenmenge von 614 Millionen Mark im Februar 1870 eine solche von 1202 Millionen Mark im Februar 1875; die ungedeckte Notensumme hierin war doch auch um 120 Millionen Mark größer geworden. Das darf doch nicht ganz übersehen werden. Wir leiden nicht an einem einfachen Ueberfluß, sondern an einem doppelten, an dem metallenen und papierenen. Nun hat man viele Hoffnung auf das vorgeschriebene Wegfallen der kleinen Banknoten gesetzt, denn bis zum 1. Juli dieses Jahres müssen die Banknotenabschnitte unter 50 Mark, bis zum 1. Januar künftigen Jahres die unter 100 Mark beseitigt sein. Aber wenn dadurch schon jetzt eine Verminderung der kleinsten Appoints entstanden ist, so ist der Gesammtbetrag nur sehr unbedeutend geringer geworden. In dieser Beziehung ist erst vom 1. Januar künftigen Jahres etwas zu hoffen, wenn die neue Banknotenbegränzung gesetzlich eintreten wird. Bis dahin wird der alte classische Satz uns in der Erinnerung bleiben, den ein Schriftsteller so anwendet: „Im Verkehr Deutschlands ist nur Raum für ein gewisses Quantum Tausch- und Zahlmittel. Diesen Raum nehmen augenblicklich das circulirende Silber- und Papiergeld ein. Prägt man nun noch (200 Millionen Thaler) Gold dazu, so muß die Vermehrung der circulirenden Summe nothwendig eine doppelte Wirkung haben, nämlich zunächst eine fernere Entwerthung der Landeswährung, eine Steigerung aller Preise und ausländischen Wechselcurse, sodann aber ein Ausströmen ins Ausland des werthvollsten Theiles dieser Landeswährung, dieses aber ist das neugeprägte Gold, welches dann nur in Umlauf gesetzt wird, um vom Auslande verschlungen zu werden." Dies wurde 1872 geschrieben und wir wundern uns nicht im Geringsten, daß der Erfolg dies Wort bestätigt hat, denn es sind ganz begreifliche Gesetze, die ihm zu Grunde liegen. Aber wir bedauern die Thatsache doch. Eine Zeitlang schienen die Exporte der Markmünzen nach Brüssel, Paris und London nachzulassen. Jetzt sind

sie wieder systematisch aufgenommen. Auch nach Genf gehen täglich Tausende von Mark. In Berlin und anderswo sucht man die Goldmünzen mit Agio für den Export zu sammeln. Die Abmahnungen der Preußischen Hauptbank von diesem Geschäft haben bei dem Lohnenden des Exports keine Kraft, und die Bank selbst soll einen bedeutenden Posten Goldmünzen mit $2^1/_2$ pro Mille angekauft haben. Alles das macht unsern Uebergang zur Goldwährung nicht unmöglich, aber es erschwert und verzögert und vertheuert ihn. Vertheuert ihn für den Staat und in der Fortdauer der hohen Preise auch für die Mehrzahl der Bürger. Alles weist darauf hin, die Zahlmittel, die aus Silber und aus Banknoten bestehen, zu vermindern. Und jetzt gerade werden diese Verminderungen leichter gemacht durch einen Umstand, der freilich an sich zu den schlimmsten Sorgen Veranlassung bietet. Gemeint ist der aus vermindertem Handelsgeschäft erklärbare geringe Geldbedarf. Die hohen Löhne und die gesteigerten Betriebskosten der meisten Unternehmungen, die gesteigerten Kosten des Eisenbahntransports, die Enttäuschungen der Gründer-Epoche u. s. w., lassen überall die Regsamkeit der nationalen Arbeit erschlaffen. Die Ausweise der Geschäftsbilanzen sind meist niederschlagend, nicht bloß und nicht am meisten bei uns. Von Wien aus wurde neulich noch Schlimmeres mitgetheilt. Außer 12 in Concurs befindlichen Actiengesellschaften waren 104 andere aufgezählt, von denen 59 noch keinerlei Rückzahlung geleistet hätten, die anderen 45, mit einem Capital von 171 Millionen Gulden, nur einen geringen Theil. Aber auch bei uns bringt fast jede Woche noch ähnliche Erscheinungen an den Tag.

Und nun kam in diesen verstimmten Geschäftsverkehr eine statistische Uebersicht amtlicher Art über die deutsche Handelsbilanz im Jahre 1872 und 1873. Wie erschreckend war es den Meisten, daß die Einfuhr an Waaren im Jahre 1872 unsere Ausfuhr schon um 900 Mill. Mark, im Jahre 1873 sogar um 1800 Mill. Mark übertroffen haben sollte! Alle alten, aus dem Mercantilsystem uns anhaftenden Vorstellungen machten sich wieder geltend. Unsere Nachbaren, die Franzosen, hatten im Gegentheil eine größere Ausfuhr zu verzeichnen, sie erwiesen sich aufs neue als arbeitsam und sparsam. Wir fingen an, über uns selbst zu moralisiren, was immer gut ist, wenn man das „uns selbst" nicht zu eng nimmt und etwa allein an unsere eigentlichen „Arbeiter" denkt. Ich hörte noch unlängst von sehr sachverständigen Männern Dinge beklagen, die mir die nationale Unterbilanz mehr erklärten, als manche andern Umstände. Es wurde allgemein von ihnen anerkannt, daß die französischen Industriellen in allen Waarensendungen die größte Realität bewiesen, während bei den Deutschen sehr häufig die Waare hinter der Güte der Probe zurückbleibe. Die Folge sei, daß die vielen deutschen Handlungshäuser im fernen Ausland es hätten aufgeben müssen, das von ihnen zu versorgende

Handelsgebiet mit deutschen Waaren zu versehen, sie ließen lieber englische und französische Artikel kommen, die eben solide gearbeitet seien. Wenn man also die amtliche Publication über unsere Unterbilanz zu allgemeiner moralischer Selbstbesinnung benutzen will, so ist das recht gut. Aber das hindert uns nicht, jene amtlichen Angaben auch näher zu prüfen und zu begreifen. Soetbeer hat dafür in Hirths Annalen (fünftes Heft) seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn eingesetzt und das Schreckhafte in der Thatsache bedeutend gemildert. Er vermuthet nicht bloß, sondern weist nach, daß zwar unser Import seiner Größe nach im Ganzen treu verzeichnet werden könne, der Export aber nicht. Er rechnet auf die Ungenauigkeit, insbesondere auf die zu geringe Veranschlagung des Exports einen Betrag von 575 Mill. Mark für 1873, so daß noch eine Unterbilanz von 877 Mill. Mark bliebe. Von dieser immerhin enormen Summe, die er für im Allgemeinen richtig hält, rechnet er 400—500 Millionen Mark auf die außerordentlichen wirthschaftlichen Vorgänge der Jahre 1872 und 1873 und was dann noch nicht ausgeglichen ist, also 277—377 Millionen Mehrimport an Waaren, hält er für ein normales Verhältniß, „hervorgehend aus dem Ueberschuß aus den sonstigen internationalen Zahlungsbeziehungen Deutschlands, welcher nicht allein den Mehrbetrag der Waareneinfuhr ausgleicht, sondern zugleich im regelmäßigen wirthschaftlichen Verlauf noch Mittel gewährt, um Jahr für Jahr deutsches Capital im Auslande anzulegen und Deutschland in die Kategorie derjenigen Länder zu stellen, welche vorwiegend ausleihen, im Gegensatz gegen die progressiv verschuldeten Staaten." Weil es so oft vorkommt, daß man die französische Kriegsentschädigung für uns als ein Uebel hinstellt, so ist es ganz zweckmäßig, daran zu erinnern, daß die Sache auch anders angesehen wird. Ernst Seyd hat den Unterschied zwischen international wohlhabenden Staaten, wie England, Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, die Schweiz ꝛc. und den international armen mit Recht betont. Er nimmt an, daß England in fremden Staatspapieren und andern fremden Unternehmen so viel besitzt, daß ihm jährlich dadurch 1000 Millionen Mark Einkommen gesichert werden, bei Frankreich nimmt er 3—400 Millionen Mark an, bei Deutschland 400 bis 500 Millionen Mark. Soetbeer und Andere halten die letztere Angabe eher für zu gering. Offenbar ist darum weder in England noch in Deutschland ein Ueberwiegen des Imports ein absoluter Beweis für den Rückgang des industriellen Lebens, aber wir sollen darum nicht sicher werden. Und vor Allem wird es nöthig sein, wenn unsere Handelsstatistik einmal brauchbar sein soll, daß gesetzliche Maßregeln getroffen werden, die den Kaufmann veranlassen, seinen Export genau zu declariren. Was in Frankreich und England ohne Belästigung vor sich geht, kann auch bei uns verlangt werden.

Jedenfalls ist durch Soetbeers Bearbeitung der Handelsbilanzangaben

der erste dumpfe Schrecken gehoben. Es bleibt aber der Antrieb, den Mißständen auf den Grund zu gehen. Und dabei kommt man sofort wieder auf unsere Münzverhältnisse zurück. Und da man nicht wieder mit einer neuen Methode des Ueberganges experimentiren kann, so ist Energie in der Fortsetzung des einmal eingeschlagenen Weges das, was zunächst Noth thut. Wir fürchten, es fehlt uns noch im höheren Reichsdienst an Männern, die ebenso klar und genial unsere internationalen Finanz- und Handelsverhältnisse beurtheilen können, als es unsere Staatsmänner mit den eigenen und nationalen doch glücklicherweise schon lange thun. Sollten sich die erforderlichen Männer nicht finden lassen? Ich dächte man sollte die Frage getrost bejahen. Die rechten Männer müssen sich finden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oberschlesien. Schulverhältnisse. — Wie gerechtfertigt der jüngste Appell des Abgeordneten Wehrenpfennig an das Ministerium war, nunmehr, nachdem die Volksvertretung durch Genehmigung der Gesetze zur Stärkung der Staatsgewalt ihre Pflicht gethan habe, auch dafür zu sorgen, daß dieselben durch zuverlässige Beamte in Ausführung gebracht würden, das beweist wahrlich Nichts mehr als das hinhaltende Verfahren unserer unteren Behörden in der Organisation der simultanen Volksschulen. Wir haben über diese Materie hier schon so oft berichtet, daß wir fast fürchten müssen, die Geduld unserer Leser auf eine zu harte Probe zu stellen. Allein die Wichtigkeit der Sache erheischt die allgemeine Aufmerksamkeit, namentlich die der oberen Behörden, damit die Ausführung ihrer wohlerwogenen Intentionen nicht länger an dem beschränkten Eigenwillen und an den kleinlichen Sonderinteressen der ausführenden Beamten und der communalen Vertretungen scheitern. Das giebt uns das Recht, ja legt uns die unwillkommene Pflicht auf, noch ein einmal diesen Gegenstand zur öffentlichen Besprechung an diesem Orte zu bringen. Die Regierung zu Oppeln hat, wie wir jüngst zu unserer nicht geringen Freude melden konnten, die Districte ihrer Schulräthe neu und zwar ohne jede confessionelle Rücksicht abgegrenzt. Man hätte nun erwarten sollen, namentlich da gleichzeitig ein Regierungsrath den ganzen Bezirk bereiste, um die Gründung von communalen Simultanschulen an Stelle der bisherigen confessionellen Societätsschulen persönlich zu betreiben, daß die Landräthe, Bürgermeister und namentlich die Schulinspectoren als Organe dieser selbigen Regierung nach derselben Richtung hin thätig sein

würden. Aber das Gegentheil davon kommt uns von mehr als von einer Seite zu Ohren. Da ist z. B. eine Stadt von über 5000 Einwohnern, welche eine mehrclassige katholische Schule und gemäß der sehr kleinen Zahl der evangelischen Einwohner nur eine einclassige evangelische Schule hat. Die Regierung ist, wie dies doch wahrlich im wohlverstandenen Interesse der Evangelischen, der Schulen und des Staates liegt, eifrig bemüht, dort eine Communalschule ohne confessionellen Charakter zu etabliren, um die wenigen evangelischen Kinder an den unberechenbaren Vortheilen einer mehrclassigen Volksschule participiren zu lassen. Trotz dieses so einleuchtenden Interesses, das die Evangelischen an dieser Maßnahme haben, versagen gerade sie dem Vernehmen nach ihre Zustimmung zu derselben. Man darf da billig fragen, wie dies möglich ist, wenn der Schulinspector, der zugleich Pastor der Gemeinde ist, seine Schuldigkeit thut, um die wohlgemeinten Absichten der Regierung gehörig ins Klare zu setzen. Entgeht es etwa auch diesem Sachverständigen, daß z. B. Knaben von 12 Jahren aus seiner Schule noch nicht ein Mal die Reife zur Aufnahme in die Sexta einer höheren Lehranstalt nachweisen konnte, während in einer mehrclassigen Schule das hierzu nöthige Maß von Kenntnissen schon bei Knaben mit neun Jahren erreicht wird? In einer andern Stadt, die viele gut besoldete Beamte zählt, hat der Bürgermeister seine Bürger gegen die simultane Communalschule mit dem allerdings sehr verfangenden Hinweis eingenommen, daß bei der Repartition der Kosten einer solchen Anstalt die Beamten nach dem bekannten Gesetz nur mit der Hälfte ihres Einkommens herangezogen werden würden, während diese jetzt, wo die Schulen Societätsanstalten sind, nach ihrem ganzen Gehalt und zwar in ganz unverhältnißmäßiger Höhe besteuert werden. Glieder der evangelischen Geistlichkeit betreiben sogar nach wie vor die Gründung von evangelischen Schulen auf dem platten Lande, obschon doch diese neuen Schulsysteme nur dadurch möglich sind, daß die evangelischen Kinder mehrerer Dörfer im Bereich von etwa einer Quadratmeile in eine Schule gewiesen werden. Wie mag man im Ernste, zumal bei den schlechten Landwegen in Oberschlesien, annehmen, daß ein genügender Schulbesuch und eine irgendwie entsprechende Schulbildung nach diesem Modus erzielt werden kann? Und hier begegnet uns die bezeichnende Erscheinung, daß die evangelischen Landleute selbst bereit sind, ihre Kinder der katholischen Ortsschule anzuvertrauen, während Seitens der evangelischen Geistlichkeit der Besuch derselben ungern gesehen wird. An dieser Stelle noch einmal zu beweisen, daß der Unterricht eines katholischen Lehrers in den Elementarwissenschaften das evangelische Kind in der Treue gegen seine Kirche wahrlich nicht wankend machen kann, wenn nur der evangelische Geistliche in der Religionsstunde seine Pflicht thut, wäre überflüssig. In diesen Tagen ist aber doch unter sehr erheblichen Kosten der Betheiligten und,

wie man hört, sogar unter erheblichem Zuschuß Seitens der Regierung eine neue evangelische Schule in Sußetz im Kreise Pleß eröffnet worden. In diesem Orte ist auch eine katholische Schule, in der 200 Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden. Mit aller Mühe hat man für den evangelischen Lehrer deren fünfzig zusammengebracht. Nun muß doch jeder Sachverständige erkennen, daß in diesem Orte das Richtige nur in der Gründung einer gemeinschaftlichen Schule mit einem katholischen und einem evangelischen Lehrer gelegen hätte; dann hätten drei Klassen eingerichtet und die Schuljugend gefördert werden können. In demselben Kreise ist es vorgekommen, daß dreizehnjährige evangelische Kinder überhaupt noch ohne jede Schulbildung waren, weil die Eltern sie in die katholische Ortsschule zu schicken Bedenken trugen, eine evangelische Schule aber nicht in der Nähe war. Mit vierzehn Jahren erfolgt bekanntlich die Confirmation. Ich möchte wohl wissen, ob der confirmirende Geistliche mit diesen Kindern auch nur eine Seite in der Bibel hat lesen können. Wenn diese es aber nicht konnten, sind sie dann wirklich als würdige „evangelische" Christen zu betrachten? Ein Dorflehrer erzählte mir jüngst, daß eine förmliche Aufregung in den katholischen Dörfern darüber entstanden sei, daß der Schulbesuch der katholischen Kinder mit gebührender Strenge von dem gewissenhaft und ohne Rücksicht auf die Feindseligkeit seiner Confessionsgenossen wirkenden Kreisschulinspector erzwungen wurde, während gleichzeitig die wenigen evangelischen Kinder des Ortes bis in ihr vierzehntes Jahr keine Schule besuchten. Wer mag es da dem ungebildeten und dabei vielfach confessionell aufgehetzten Volke verübeln, wenn es auf die verkehrte Idee kam, daß der evangelische Kaiser die katholischen Unterthanen durch die strengere Durchführung der Schulpflicht nur zum Uebertritt zu seiner Kirche zwingen wolle? Geben solche Vorgänge denn Niemanden etwas zu denken? Wahrlich, wer den Fortschritt der Volksbildung ernstlich will, wer ein ächter Protestant zu sein angiebt, der kann nicht anders als gerade bei uns zu Lande das System der Simultanschule energisch befürworten. Der Regierung aber rufen wir zu: Landgraf, werde hart!

Aus Berlin. Der Besuch des Czaren. Aus dem Abgeordnetenhaus. Theater. — Schon naht wieder die Zeit der Monarchenentrevuen und Fürstenbesuche; ihre Reihe ist, wie fast in jedem Jahre, mit der Durchreise des Czaren eröffnet worden. Der Herrscher aller Reußen wird an unserm Hofe stets mit einer ganz besondern Auszeichnung nicht nur, sondern auch Herzlichkeit aufgenommen, und es ist nicht blos eine Phrase der Courtoisie, wenn man von der innigen Freundschaft spricht, welche die beiden Kaiser verbindet. Die Zuneigung und Verehrung des Czaren für seinen Oheim soll in der That, wie Eingeweihte versichern, eine außerordent-

lich warme und tiefgehende sein, wovon die stets wiederholten und absichtlich gesuchten Zusammenkünfte Zeugniß ablegen. Ich werde Sie nicht von den Festlichkeiten unterhalten, die zu Ehren der russischen Gäste veranstaltet wurden. Dergleichen ist ja ganz stereotyp, Abholen am Bahnhof, jubelnde Volksmenge, Galadiners, Truppenparade u. s. f., und man könnte getrost die Festberichte vom vergangenen Jahr aufs Neue vorsuchen, sie würden aufs Haar wiederum stimmen. Mehr in unserm Geschmack wäre eine Erörterung der politischen Bedeutung dieser Kaiserzusammenkunft. Um ihr eine solche beizulegen, braucht man nicht gerade anzunehmen, daß bestimmte Abmachungen oder Vereinbarungen über concrete Punkte getroffen wurden; es genügt die Thatsache, daß die persönliche Freundschaft der Souveräne auch auf das Verhältniß der Staaten und der beiderseitigen Politik nicht ohne heilsamen Einfluß sein kann. Und auch das ist kein leeres Wort, daß sich Kaiser Alexander dauernd als ein wohlwollender und aufrichtiger Freund des preußisch-deutschen Reichs gezeigt hat. Man kann wohl, ohne in die geheime diplomatische Geschichte bei Ausbruch des französischen Kriegs eingeweiht zu sein, die Vermuthung aussprechen, ohne einen gewissen Druck von St. Petersburg würden die Allianzwerbungen Frankreichs nicht überall so erfolglos gewesen sein, wie sie es zu unserm Besten gewesen. Ein so bewährter Freund ist in der heutigen Zeit der beständigen Kriegsbesorgnisse, des Mißtrauens und der Unsicherheit im Völkerverkehr nicht hoch genug zu schätzen. Solche Erwägungen brechen sich unbewußt selbst in Volksschichten Bahn, die sonst eigentlich politisch nicht zurechnungsfähig sind, und es wird dem Kaiser Alexander, wo er sich auf der Straße zeigt, von Seiten des Publicums mehr Sympathie kund gegeben, als der fremde Fürst mit dem düstern, müden und ernsten Ausdruck im Gesichte unter andern Umständen bei der hiesigen Bevölkerung genießen würde.

Mit solchen allgemeinen Betrachtungen über die politische Bedeutung des Ereignisses wird sich allerdings die geschäftige Phantasie sensationsbedürftiger Zeitungsschreiber, namentlich im Auslande, nicht zufrieden geben; man wird das dankbare Thema zur Production der wunderbarsten Luftgebilde und Hirngespinnste verwenden und die Ohren spitzen, ob man nicht ein Wörtchen erhaschen kann von dem, was der Czar und Fürst Gortschakow mit dem Fürsten Bismark gesprochen und verhandelt haben. Doch wir wollen unsern Collegen von der Feder auf diesem Gebiete nicht folgen, und nicht unsern Mangel an Wissen durch windige Conjecturen zu ersetzen suchen. Begeben wir uns lieber auf einen positiveren Boden!

Unsere Abgeordneten haben jetzt Pfingstferien gemacht und gedenken sich etwa drei Wochen zur Erholung zu gönnen. Sie haben es in der That verdient; denn dieser letzten Tage Qual war groß. Ich wage kaum, Ihnen von den parlamentarischen Vorgängen der verflossenen Woche zu sprechen. Es

waren wieder die alten, nachgerade ausgeleierten Culturkampfdebatten, Klostergesetz, Altkatholikengesetz u. s. w. Die noch einmal in allen Tonarten von leidenschaftlicher Erbitterung bis zu schmerzlichen Klagen sich ergehenden Ausbrüche der Redner des Centrums bei Gelegenheit der Klostergesetzdebatte bewiesen, wie schwer die ultramontane Partei diesen ihrer streitbarsten und einflußreichsten Organisation beigebrachten Schlag empfindet. Ich glaube Ihnen die Redner des Centrums schon früher geschildert zu haben; es sind immer dieselben, und jeder hat seine Rolle, sein Schauspielerfach. Der Eine repräsentirt das gekränkte Rechtsgefühl und führt mit Vorliebe die Verfassung und das Allgemeine Landrecht ins Treffen; der Andere ist der sarkastische Witzbold, der seine mehr oder minder scharfen Pfeile entsendet; der Dritte ist sentimental und will rühren, er spricht von den barmherzigen Schwestern auf den Schlachtfeldern Frankreichs und den greisen, um ihres Glaubens willen hilflos ins Elend gestoßenen Märtyrern; der Vierte ist der Mann der finstern Prophezeiungen; er droht mit der Sozialdemokratie und dem allgemeinen Umsturz, mit Republik und Commune, mit meuternden katholischen Regimentern und blutigem Bürgerkrieg, aber diese ganze Tonleiter ist schon so abgenützt, daß sie nirgends mehr verfängt. Das Ergebniß jeder Abstimmung in diesen Dingen steht ja von vornherein felsenfest: es stimmt das ganze Haus geschlossen gegen das Centrum und dessen Filiale, die polnischen Schmerzensbrüder, deren einziges politisches Princip die absolute Negation und Opposition ist.

Trotz dieses unzweifelhaften Beifalls, dessen sich die gesetzgeberischen Maßnahmen unseres Cultusministers bei der Mehrheit der Volksvertretung erfreuen, muß sein Amt unter den gegenwärtigen Umständen für Freunde eines sorglos heitern Lebens nicht gerade beneidenswerth sein. Glaubwürdiger Meldung zufolge ist der Fall neulich von Seiten des Polizeipräsidenten eröffnet worden, man sei einem Attentat gegen ihn auf der Spur und er möge von seinem Kommen und Gehen die Wächter der öffentlichen Sicherheit vorher in Kenntniß setzen. Nun sind wir zwar im Laufe der letzten Wochen so überreich mit angeblichen Attentaten bedacht worden, daß nachgerade etwas Mißtrauen und Zweifel sich zu regen beginnt, ob in der That das deutsche Reich eine solche Menge von Narren oder Schurken zu produciren im Stande ist, oder ob nicht bisweilen unsere vorsichtige und ängstliche Polizei Gespenster sieht. Aber schließlich ist der Mordversuch von Kissingen doch noch in allzu frischer Erinnerung, als daß man bei der herrschenden Erbitterung und Aufhetzung die Wiederkehr einer solchen That nicht jeden Tag für möglich halten könnte. Fanatismus und Dummheit sind ja zu Allem fähig.

Doch nun zu einem heiterern Gegenstand! Aus unserer Theatersaison ist freilich nicht mehr viel Neues zu erzählen. Das meiste Interesse ziehen

noch immer die „Meininger“ auf sich; ihre neueste Leistung ist der Schillersche „Fiesco“, und in solchen Stücken, die zur Entfaltung der ganzen Costüme Decorationspracht Gelegenheit geben und bewegte, leidenschaftlich aufgeregte Scenen in Fülle enthalten, ist die Gesellschaft unübertrefflich. Wie aus einem Tizianschen Rahmen heraus treten uns diese prächtigen Gestalten des genuesischen Adels, die schönen vornehmen Damen und die stolzen Nobili entgegen. Der Balcon am Fiescoschen Palaste, der durch die plötzlich zurückgeschlagenen Gardinen einen weiten Ausblick auf die vom Sonnenaufgang glutroth bestrahlte genuesische Bucht und die schimmernden Seealpen gewährt, ist ein landschaftliches Bild von wunderbarer malerischer Wirkung. Was wohl der alte Dichter mit seinen bescheidenen Begriffen von theatralischer Ausstattung sagen würde, wenn er diese farbenprangenden, geschmackvoll reichen, kunst- und lebenvollen Gemälde und Figuren sehen könnte! Unsere Landsmännin Fräulein Hedwig Dohm, welche unter Meiningenscher Fahne ihr Debut gefeiert, hat sich bisher ziemlich rar gemacht; doch errang sie sich als „Esther“ in dem gleichnamigen Grillparzerschen Fragment den Beifall, welchen ihr feines Spiel und ihre anmuthig jugendliche Erscheinung verdienen.

Unsere königliche Bühne hat jetzt in anerkennenswerther Weise einen Anlauf genommen, ihrer volksbildenden Mision mehr als bisher gerecht zu werden. Während sonst das „Schauspielhaus“ vermöge seiner hohen Preise und seines beschränkten Raumes eigentlich nur der geistigen und finanziellen Elite der Bevölkerung zugänglich war, ist jetzt eine Serie von classischen Vorstellungeu veranstaltet worden, für welche die mäßigsten Preise angesetzt sind. In Folge dessen strömen nunmehr Volkskreise in das königliche Theater, die sonst ihre dramatischen Bedürfnisse in den Vorstadtbühnen zu befriedigen pflegten.

Uebrigens spricht man schon wieder von einem großen neuen Theater, welches auf einem Häusercomplex der Dorotheenstraße errichtet werden soll. Man sollte eigentlich glauben, die Zahl der Musentempel in Berlin sei nachgerade groß genug, und das Schicksal des vor einigen Wochen sanft entschlafenen „Stadttheaters“ müßte die Speculation auf diesem Gebiete warnen. Allein es scheint doch immer noch Leute zu geben, die überflüssiges Geld und ungebrochene Unternehmungslust besitzen.

Literatur.

Vom Büchertisch. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Oskar Jäger. 3 Bde. (Oberhausen und Leipzig, Spaarmann). — Der Verfasser, der im Verein mit

Theodor Creizenach die neue Herausgabe von Schlossers Weltgeschichte besorgt hat, versucht es, die Ereignisse der letzten sechzig Jahre in kurzer Uebersicht darzustellen, gewissermaßen als Supplement des Schlosserschen Werkes. Er selbst ist sich bewußt, daß er damit ein Wagstück unternimmt. Er meint freilich damit nur die Schwierigkeit, die bei der Darstellung von kaum vergangenen Ereignissen sich ergeben mußte; es war aber auch ein Wagstück Schlosser fortsetzen zu wollen, dessen Geschichtsschreibung sich bei aller Eigenartigkeit doch mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und Studium verband, gegen welche das Jägersche Buch doch sehr oberflächlich erscheint. Es paßt ebenso wenig zu Schlossers Weltgeschichte, wenn es auch deren Ton nachzuahmen sucht, wie die ihm freilich weit überlegene Geschichte der neuen Zeit von Eduard Arnd, welche die Beckersche Weltgeschichte fortsetzen sollte, den ewigfrischen und köstlichen Erzählungston dieser in Wahrheit populären Darstellung aber nicht im Geringsten erreicht hat. Muß man so von diesem Gesichtspunkt aus den Versuch als mißlungen betrachten, so bietet doch an sich das Buch eine brauchbare fesselnd geschriebene Uebersicht, die ganz besonders auch pädagogischen Zwecken zu Gute kommen dürfte, wenn einmal die Ueberzeugung sich Geltung verschafft haben wird, daß es nicht frommt, die neueste Geschichte ganz von der Schule auszuschließen.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 4 Bde. (Leipzig, F. A. Brockhaus). — Schon vier Bände Briefe zwischen „Rählchen" und „Augüstken". Und da sind wir erst beim Jahre 1815 angelangt. Großer Gott, wann soll das enden! Ob es jemanden giebt, der diese vier Bände hintereinander lesen kann? Wir möchten es bezweifeln, und wenn es möglich wäre, ihm müßte der Kopf wirr sein von all dem geistreichen Geschwätz. Denn mehr ist es denn doch nicht, wenn man ehrlich sein will. Rahels rastlos von einem zum andern springender Geist hat etwas nervös aufregendes, man muß dagegen immer eine Dosis Varnhagen einnehmen, der bedeutend ruhiger, behaglicher und kälter schreibt. Dazu beläuft sich der historische Gewinn doch nur auf ein paar Personalnotizen; selbst zur Charakteristik der beiden geistreichen Leute gewinnen wir nichts wesentlich neues, denn Rahels ganze Art ist uns ja längst sattsam bekannt und auch über Varnhagens Wesen waren wir nicht im Unklaren. Er giebt sich sehr liebenswürdig und ehrenwerth in diesem Briefwechsel, wenn auch auf die Dauer die Betonung seiner Inferiorität Rahel gegenüber verstimmen muß. Sicherlich erscheint Rahel hier überall als das männlichere Princip, obwohl sie ihre Weiblichkeit allenthalben hervorhebt. Im Ganzen macht eine solche so viele Bände lange Selbstbespiegelung und gegenseitige Anbetung einen halb lächerlichen, halb traurigen Eindruck, für den man doch durch die Fülle von Sentenzen nicht recht entschädigt wird. Varnhagen schreibt immer so, als müßte es später einmal gedruckt werden; wir

wenigstens haben bei den meisten seiner Briefe dies Gefühl, und das stört. Man hat den Eindruck des photographischen Bildes, das Gesicht ist in die gewünschten Falten gelegt. Rahels Briefe sind, wie ihre ganze Natur, mehr eruptiv. Es gehört fast ein persönliches Familieninteresse an Rahel und ihrem Freunde dazu, wenn Jemand bei der Lectüre seine Rechnung finden will. Wer dieses hat, dem seien die Bände bestens empfohlen.

Bei weitem ein allgemeineres Interesse haben bei aller localen und zeitlichen Beschränkung die von Varnhagen herausgegebenen: Briefe von der Universität in die Heimath (Leipzig, F. A. Brockhaus). Sie schildern das Leben und Meinen eines gescheiten, braven und fleißigen jungen Mannes, der in den Jahren 1803—1807 auf der Universität Halle studirte und wenig später dann durch Krankheit und innere Kämpfe zu Grunde ging, des Bremers Adolf Müller, der zu Steffens, Schleiermacher und Reil in nähere Beziehungen getreten war.

Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

I. Aus der Geschichte und Nationalökonomik.

1. Für das Jahr 1875. Während die politischen Ereignisse, welche die Begründung der deutschen Herrschaft in Ost- und Westpreußen herbeiführten, sicher festgestellt und allgemein bekannt sind, fehlt es an einer gründlichen Darstellung, in welcher Weise zugleich mit ihnen und in ihrer Folge die deutsche Sprache dort mitten unter fremden Sprachen sich festsetzte und zur Herrschaft gelangte. Es ist dieser Proceß ein um so interessanterer, als sich die beiden Hauptdialekte des Deutschen an demselben betheiligten. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine Geschichte der Ausbreitung und Weiterentwickelung der deutschen Sprache in Ost- und Westpreußen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die Betheiligung der beiden deutschen Hauptdialekte an derselben.

Es darf erwartet werden, daß die Archive außer dem bereits zerstreut zugänglichen Materiale noch manches Neue bieten werden; die Beachtung der Eigennamen, der Ortsnamen, der gegenwärtigen Dialektunterschiede wird wesentliche Ergänzungen liefern. Sollten die Forschungen zur Bewältigung des vollen Themas zu umfänglich werden, so würde die Gesellschaft auch zufrieden sein, wenn nach Feststellung der Hauptmomente die Veranschaulichung des Einzelnen sich auf einen Theil von Ost- und Westpreußen beschränkte. Der Preis beträgt 60 Ducaten; doch würde die Gesellschaft mit Rücksicht auf die bei der Bearbeitung wahrscheinlich nöthig werdenden Reisen und Correspondenzen nicht abgeneigt sein, bei Eingang einer besonders ausgezeichneten Lösung den Preis angemessen zu erhöhen.

2. Für das Jahr 1876. Indem die Gesellschaft den

Häringsfang und Häringshandel im Gebiete der Nord- und Ostsee

als Thema aufstellt, glaubt sie mit dieser allgemeinen Fassung desselben nur die Richtung andeuten zu sollen, in welcher sie handelsgeschichtliche Forschungen anzuregen wünscht. Sie überläßt es den Bearbeitern, den Antheil einzelner Völker, Emporien oder Gruppen derselben, wie etwa der hanseatischen, am Häringsfang und Häringshandel zu schildern. Sie wünscht der Aufgabe auch nicht bestimmte zeitliche Grenzen zu stecken, und würde eben so gern eine auf den Urkundenbüchern und anderen Geschichtsquellen begründete

Darstellung des mittelalterlichen Häringshandels, wie eine mehr statistische Bearbeitung des modernen hervorrufen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1877. Der hohe Reiz der italienischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters beruht großentheils darauf, daß sich hier, bei dem zuerst gereiften Volke unter den neueren, schon eine Menge von Bedürfnissen, Grundsätzen und Anstalten der höheren Culturstufen wahrnehmen läßt, während daneben in Italien selbst und mehr noch im übrigen Europa so viel Mittelalterliches noch fortdauert. Auch in der italienischen Volkswirthschaft finden wir denselben Contrast echt moderner Fortschritte auf einer noch wesentlich mittelalterlichen Grundlage. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Ober- und Mittel-Italien gegen Schluß des Mittelalters die modernen Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder andern italienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig.

Da wir hoffen, daß vorstehende Preisfrage namentlich auch in Italien selbst Anklang finden wird, so erklären wir uns für diesen Fall ausnahmsweise bereit, auch in italienischer Sprache abgefaßte Bewerbungsschriften zuzulassen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1878. Bei der historischen Wichtigkeit der Ortsnamen als Zeugen für die wechselnden Wohnsitze der verschiedenen Völker und Stämme, wünscht die Gesellschaft, daß unter sorgfältiger Benutzung des um Vieles zugänglicher gewordenen urkundlichen Materials und andererseits mit gewissenhafter Benutzung dessen, was die heutige Sprachwissenschaft an sicheren Ergebnissen zu Tage gefördert hat,

> eine wohlgeordnete, aus den besten erreichbaren Quellen geschöpfte Zusammenstellung der deutlich nachweisbaren slawischen Namen für Ortschaften des jetzigen deutschen Reiches

veranstaltet werde.

Da eine Bearbeitung des gesammten Stoffes die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würde, bleibt es dem Bearbeiter der Preisfrage überlassen sich irgend ein nicht allzu beschränktes, aber auch nicht übermäßig ausgedehntes Gebiet für seine Untersuchung zu wählen. Preis 700 Mark.

II. Aus der Mathematik und Naturwissenschaft.

1. Für das Jahr 1875. Die Frage nach der Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes ist trotz mannichfacher Bemühungen bis jetzt nicht entschieden worden. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe:

> Es ist durch neue Untersuchungen die Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes **endgültig** festzustellen.

Preis 60 Ducaten.

2. Für das Jahr 1876. Trotz der meisterhaften Arbeiten Leverrier's über die Bewegung des Merkur kann die Theorie dieses Planeten noch nicht als endgültig abgeschlossen betrachtet werden. Die Gesellschaft wünscht eine ausführliche

Untersuchung der die Bewegung des Merkur bestimmenden Kräfte, mit Rücksicht auf die von Laplace (in der Mécanique céleste), von Leverrier (in den Annales des Observatoire und den Comptes rendus de l'Académie des sciences), von Hansen (in den Berichten der Kön. Sächs. Gesellsch. d. W. vom 15. April 1863) und von Wilhelm Weber (vergl. Zöllner über die Natur der Cometen S. 333) angedeuteten Einwirkungen. Außer der vollständigen Berechnung der Störungen ist eine Vergleichung mit den Beobachtungen unerläßlich, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Genauigkeit sich die eingehenden Constanten bestimmen lassen. Die Construction von Tafeln zur Ortsberechnung behält sich die Gesellschaft vor zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1877. Der nach Encke benannte und von diesem Astronomen während des Zeitraumes von 1819—1848 sorgfältig untersuchte Comet I, 1819, hat in seiner Bewegung Anomalieen gezeigt, welche zu ihrer Erklärung auf die Hypothese eines widerstehenden Mittels geführt haben. Da indessen eine genauere Untersuchung der Bahn nur über einen beschränkten Theil des Zeitraums vorliegt, über welchen die Beobachtungen

(seit 1786) sich erstrecken, so ist eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Encke'schen Cometen um so mehr wünschenswerth, als die bisher untersuchten Bewegungen anderer periodischen Cometen keinen analogen widerstehenden Einfluß verrathen haben. Die Gesellschaft wünscht eine solche vollständige Neubearbeitung herbeizuführen, und stellt deshalb die Aufgabe:

> die Bewegung des Encke'schen Cometen mit Berücksichtigung aller störenden Kräfte, welche von Einfluß sein können, vorläufig wenigstens innerhalb des seit dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraums zu untersuchen.

Die ergänzende Bearbeitung für die frühere Zeit behält sich die Gesellschaft vor, eventuell zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1878. Die Entwickelung des reciproken Werthes der Entfernung r zweier Punkte spielt in astronomischen und physischen Problemen eine hervorragende Rolle. In der Theorie der Transformation der elliptischen Functionen wird die zuerst von Cauchy entdeckte Gleichung bewiesen

$$\frac{a}{r}\left(1 + 2e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}} + 2e^{-\frac{4\pi a^2}{r^2}} + 2e^{-\frac{9\pi a^2}{r^2}} + 2e^{-\frac{16\pi a^2}{r^2}} \ldots\right) =$$

$$= 1 + 2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{16\pi r^2}{a^2}} \ldots$$

in welcher mit Rücksicht auf die zu erzielende Genauigkeit die positive willkürliche Constante a so groß gewählt werden kann, daß die Exponentialgröße $e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}}$ vernachlässigt werden darf. Alsdann hat man

$$\frac{a}{r} = 1 + 2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}} + 2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}} + \ldots$$

eine Reihenentwickelung von ungemein rascher Convergenz. Es steht zu erwarten, daß eine auf die vorstehende Formel gegründete Entwickelung der Störungsfunction in dem Problem der drei Körper sich für die numerische Rechnung als vortheilhaft erweisen werde. Die Gesellschaft wünscht eine unter dem angedeuteten Gesichtspunkte ausgeführte Bearbeitung des Störungsproblems zu erhalten.

Indem sie dem Bearbeiter die Wahl des besonderen Falles überläßt, in welchem die numerische Anwendbarkeit des Verfahrens gezeigt werden soll, setzt sie voraus, daß das gewählte Beispiel hinlänglichen Umfang und Wichtigkeit besitze, um die Tragweite der vorgeschlagenen Methode und ihr Verhältniß zu den bisher angewandten hervortreten zu lassen. Preis 700 Mark.

Die Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besondern Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1875 Prof. Dr. Scheibner) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht.

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Berichtigung. Auf S. 760, Z. 7 v. u. lies: „deutsch" statt „in Deutschland". — Auf S. 784 dieser Nummer ist statt „Nationalisten" zu lesen: „Rationalisten".

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 14. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus der römischen Campagna.

Von Woldemar Kaden.

I.

Castel Fusano, August 1874.

In dem aus der Welt verlorensten Winkel schreibe ich Dir, geliebter Freund, diesen Brief und die beiliegenden Blätter, die Dir die gewünschten Nachrichten über die römische Campagna nach eigenen Anschauungen geben sollen.

Du erzähltest mir in beglückten Tönen von Deiner Reise durch das liebliche Badener Ländchen, das gesegnete Thüringen und den sagenreichen, tannenumrauschten Harz, und hast Deine durch das helle Gaslicht und den Kohlenstaub der Städte getrübten Augen in dem sommerlich freudigen Grün der Wiesen und Wälder gesund gebadet, Dein Gemüth erhoben an dem wogenden Reichthum der Felder und dem fröhlichen Wesen der Leute im Lande; hast wohl selbst hie und da ein übermüthiges Lied vom Berg ins Thal als Antwort geschickt den singenden Dirnen im Garten, und schwärmst nun heute in hoher Begeisterung für Deine Reise nach Rom und — die römische Campagna, welch letzte, wie es scheint, Dir unter dem glänzendsten Lichte des Himmels der Romantik zu liegen scheint.

Freund, Du gehst einer gewaltigen Täuschung entgegen, so lange Du die blaue oder grüne lyrische Gemüthlichkeitsbrille trägst, d. h. so lange Du die Landschaft mit den Augen eines deutschen Pfingst- oder Ferienreisenden betrachten willst. Wofür aber schwärmen diese zumeist? O blicke in die vaterländische Lyrik, schlage ein Dutzend Commers- oder Volksliederbücher und Männergesangssammlungen auf, wie heißt es da immer und immer? „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut rc.", „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald rc.", „Durch Feld und Buchenhallen", „In einem kühlen Grunde" u. s. w. So singt es und klingt es von Blättersäuseln und goldgrünen Schatten auf sammtnem Moose am rauschenden Bache, von Waldvögeln, von Wanderburschen- und Schnitterliedern, im Thal, auf den Höhen, im heitern Dorf und auf den fruchtbaumbekränzten Landstraßen. Und mitten drin steht das deutsche Gemüth und sagt [illegible] seufzt: „O wie schön!"

Nimm aber aus dieser „schönen" deutschen Landschaft mit einem Zauberschlage der Phantasie alle Wälder, Felder und Wiesen heraus, entkleide die Berge ihres königlichen Schmuckes, laß die Bäche und Ströme über Nacht versiegen, die leuchtenden gastlichen Ortschaften zu düstern Ruinen verfallen, und laß durch die gleichzeitig entvölkerten Lande die Armseligkeit im Bettlergewande schreiten, und Lied und Ton des Frohsinns in den ehernen Lüften verhallen, Disteln und Dornen aus dem Boden sprießen — ziehe dann noch einmal durch das jetzt so gepriesene Thüringerland, und siehe, welchen Eindruck es Dir nun machen würde. Ja, denke Dich einmal ganz im Ernste hinein in eine so geartete Landschaft: sie würde Deinen Beifall nicht haben.

So aber, und ganz genau so ist die römische Campagna, wenigstens der Theil, der unter diesem Namen von den Meisten verstanden wird.

Und nur ein Unterschied ist da, allerdings ein charakteristisch-bedeutsamer: das ist der Himmel, das Licht, die Beleuchtung der römischen Campagna.

Ein grauer, unentschiedener, weinerlicher Himmel würde die dergestalt verwüstete deutsche Landschaft noch viel elender und trauriger erscheinen lassen, während der leuchtende Himmel hier auch die Wüste in homerische Klarheit und Verklärung hebt.

Ein ehernes Epos haben wir hier, die deutsche Wüste würde einer verschwommenen Mathissonschen Elegie zu vergleichen sein.

Wer nun von deutschen Touristen sich nie um classische Dichtung bekümmerte, wer sich an Odyssee und Iliade nicht erwärmen konnte, wer die süße Lyrik unter allen Umständen der ernsten Epik vorzieht, oder wer auch nur das Land mit den Augen des dem Nützlichkeitsprincip folgenden Oekonomen ansieht — der komme nicht in die römische Campagna. Nein, der komme nicht, denn der versteht sie einfach nicht, der wird nichts Langweiligeres unter der Sonne finden, als diese Landschaft, die sich leer und dürr, wie eines Bettlers Hand, ihm entgegenstreckt. Wo der Maler, der Dichter, der Denker und Forscher mit stummem Entzücken wandeln, und aus den tiefgefurchten Linien dieser Greisenhand alte Orakel lesen, wo diese die Campagnawanderungen zu dem Schönsten rechnen, was Italien bietet, wird jener gähnend an das schöne Lied der Wanderung von Leipzig nach Halle denken:

„Wollt' Einer von Leipzig nach Halle geh'n,
Ei, dacht' er, was werd' ich da Neues seh'n!"

Was er aber sah, waren: „Pappeln nur Pappeln!" Ja, dort doch wenigstens diese noch, hier aber meilenweit nur mannshohe Disteln und verkrüppelte Dornenbüsche, niedere, im Sommer verbrannte Kräuter, Staub, Hitze, und zum Ueberflusse die männermordende Malaria, die Lernäische Schlange, die hundertköpfig aus den Sümpfen aufsteigt, den Wanderer zu verderben.

„Das Land, dadurch wir gezogen sind zu erkunden, frisset seine Einwohner“, sagten die Kundschafter des Moses, als sie entsetzt aus Kanaan zurückkehrten. Das Gleiche kann man mit mehr Recht noch von den römischen Niederungen sagen.

Wie viele Reisende habe ich gesprochen, die ganz außer sich waren darüber, daß man sie in die römische Campagna geschickt; wie wenige, die die hohe ernste Schönheit herausgefunden und sie dann zu würdigen wußten. Denn dazu gehört eine eigens recht ernste Anschauungsweise. Ja, wer diese nicht besitzt, weiß absolut nichts mit dieser Landschaft anzufangen, so sehr ihn auch vielleicht in seiner Heimath die zahlreichen Campagnabilder, auf denen der Maler irgend ein pittoreskes Stück mit origineller Staffage in interessanter Beleuchtung darstellte, angesprochen und verlockt haben mögen. Die Engländer wissen dem Wege noch wenigstens die praktische Seite abzugewinnen und schweifen reitend und jagend über die unendliche, wellenförmige Fläche.

Doch will ich nicht sagen, daß man seine Augen nicht bilden, seine Anschauung nicht vertiefen und dadurch veredeln könnte. Sobald der Tourist nur einmal den grünen Boden hinter sich hat, und sich, von den Alpen nach Süden vordringend, an italienisches Licht, an italienische Vegetation, die in ihrer Farbe und Starrheit der Formen auch mehr den epischen Charakter repräsentirt, gewöhnt hat, sobald er merkt, daß der philisterhafte Begriff „gemüthlich“ auf diesem Boden nicht gedeiht, dafür aber die Tragik überall ernst und voll hervorschießt — alsobald wird ihm, wo anders es mit seinem Studium ihm Ernst ist, auch die Herrlichkeit in den Ruinen, die Schönheit der todten Erde aufgehen, und der Anblick der sich um die Thore Roms lagernden Einöde wird ihn zu Gedanken anregen, die ihm zwischen den vollen Korn- und Weizenfeldern, unter dem sonnendurchwebten Dache seiner einheimischen Buchen und Eichen, auf den wohlgepflegten reinlichen Landstraßen seiner culturreifen Heimath nimmer kommen können. Haben wir mit Ernst und Andacht eine Campagnawanderung, streifend von Berg zu Meer, vollendet, so sind wir vom Geiste der Geschichte durchdrungen, wir verstehen diese selbst; nicht in ihren kleinen unbedeutenden Randbemerkungen individuellen Werthes, sondern in ihrer ganzen großen, gewaltigen, universalen Bedeutung: wir haben das wichtigste Blatt gelesen, das etwa vom Brande der sibyllinischen Bücher übrig geblieben.

Zu diesen Bemerkungen im Allgemeinen füge ich noch einen Ausspruch unseres Winckelmann (Fragment eines „Sendschreibens von der Reise nach Italien“). Er sagt: „die Reise nach Italien gleicht einer Aussicht auf eine weite und große Ebene. Die mehrsten bemerken nur mit Augen und mit Händen, und wenige mit der Vernunft. Einige bemerken in dieser großen Landschaft einen Rauch oder Staub, welcher aufsteigt, oder einen Eseltreiber

mit seinem Thiere eher, als ein schönes Landhaus rc." — Du sollst mir nicht zu jenen gehören, und nun siehe, wie Dir die Campagna gefällt, wenn ich Dir sie näher vor die Augen führe.

Zu diesem Zwecke mache ich Dich vorläufig mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte bekannt. Dieser liegt so recht in der Campagna, bildet aber durch den ihn umgebenden Wald eine kleine Oase in der Wüstenei. Wenn ich mein Leben hier betrachte, so könnte ich anfangen, wie alle Märchen beginnen: „Es war einmal . . . . ." Denn ich sitze auf einem alten verwünschten Schlosse am Meere, das mir durch die Liebenswürdigkeit seines Besitzers, des Principe Chigi zu Rom, seine eisernen Thore geöffnet hat und mir ein gastliches Unterkommen gewährt. Seinen Namen hast Du an der Spitze dieser Blätter gelesen: Castel Fusano. Lebten wir noch im Alterthum, so würde ich wahrscheinlich geschrieben haben: Fusano bei Laurentum; aber das kennt heutzutage kein Postbeamter mehr. Du findest das Märchenschloß, wenn Du von Rom aus die Via Ostiensis oder Laurentina entlang in fast südlicher Richtung nach dem Gestade des Meeres bis Ostia wandelst, von diesem aber links über eine sandige Fläche hin abbiegst. Da erblickst Du alsbald einen Pinienwald, der Dir in überraschender Pracht aus der todten Fläche entgegengrünt. In der Mitte dieses Waldes auf einem weiten sandigen Platze, auf dem noch dürre Spuren eines längst von der Wildniß eroberten Gartens zu sehen sind, liegt das dem feudalen Mittelalter entstammende Schloß. Es hat schon lange die graue Farbe der Wildniß angenommen, sieht aber dadurch mit seinen vier stattlichen Eckthürmen nur um so trotziger aus, um so wilder. Wie ein Edelmann, der zum Briganten geworden.

Eine tiefere Wald- und Welteinsamkeit, als sie diesen Ort umgeben, kannst Du wohl nirgend finden. Wie von der Erde verloren scheint man; man meint der einzig übriggebliebene Mensch zu sein, und die Stille ist so überwältigend, daß man manchmal einen lauten Schrei, einen Pfiff ausstoßen muß, der aber nur ein kurzes, zwischen den Säulen der Pinien verflatterndes Echo findet, um sich seines Lebens, seines Daseins noch zu vergewissern. Hier singt kein Vogel; nur flüchtig eilen sie über die Einsamkeit dahin. Hier plätschert kein Wasser als Quell oder Brunnen. Schweigend und scheu wandeln die drei, vier Campagnolen, Hüter des Waldes und der Ställe, aber von räuberischem Aussehen, die durch langes Schweigen ihre Sprache fast vergessen haben, an den altersgrauen Mauern dahin. Schweigend ziehen die großen schwarzen Waldameisen ihre Karavanenbahnen zwischen den dürren Kiefernadeln; die stummen Schildkröten bewegen sich träge und mühsam zwischen den vertrockneten, spröden Sandkräutern, verfolgt von dem heimlich nach Beute schleichenden Fuchse.

Des Mittags aber schläft Pan und mit ihm die weite, wie in einem

Traume erstarrte Natur — — dann rührt sich kein Lüftchen, und harziger Waldgeruch lagert sich in einer dicken Wolke vor die Thüren und Fenster des Castells. Zitternd und flimmernd, den Blick verwirrend, die Gestalten und Formen phantastisch verschiebend, tanzt dann die Luft über die Haide.

Dann meint man wohl, müsse eine dichte Rosenhecke um das Schloß aufschießen, und in den dunkeln Sälen desselben müßten der König und sein Gemahl, und hoch oben in einem der vier Eckthürme müßte Dornröschen schlafen. Ja, dies alte liebe Kindermärchen tritt hier so lebendig vor meine Seele — und das ist Dornröschens Schloß.

Am Abend, wenn die Sonne sich dem Meere neigt, belebt sich die stille Landschaft für kurze Zeit mit Tönen und Klängen: Heerdengebrüll erschallt und Glöckchen erklingen, und der rauhe Hirt, sein dampfendes Roß anspornend, stößt seine kurzen heisern Rufe aus, die den halbwilden Hunden oder dem unbändig daherbrechenden Stiere gelten. Ihm antwortet der Fischadler mit herabgeneigtem Haupte aus abendlich gerötheter Luft — — der Seewind treibt Schaaren von pfeifenden Möven über die Pinienkronen dahin, landeinwärts — — und wenn Alles in kurzer Zeit verhallte, und der aufgewirbelte Staub in der Dämmerung verweht, so klingt der sanfte und besänftigende Donner der Brandung des nahen Meeres, wie Athemzüge eines schlafenden Titanen, in die bald vom tiefsten Dunkel überschleierte Einsamkeit,

Dann kommt der Mond über die bebuschten Hügel von Laurentum herauf — dann schwebt Orions strahlende Silberampel über dem Meere — und da ist der Zauber vollbracht. Das geliebte Märchen zieht im leuchtenden, flatternden Gewande, uralte Namen in den Nachtwind flüsternd, über die flimmernde Heide, aus der sich, seinem Rufe folgend, mit den nächtlichen Uebeln geräuschlos die verschollenen Gestalten erheben. Seltsame, räthselhafte Töne treffen dann das in die Nacht hinauslauschende Ohr — — ein Schrei — ein wildes Krächzen — von fern herüber ein Schuß — ein Schwirren in den sausenden Pinien. Das ist schauerlichschön, und die Phantasie nimmt sonderbare Flüge.

Von dem buschigen Ardea bis zu der trübseligen Mündung des Tibers, der sich verdrossen in dem lockenen Meersande verliert, und dessen Ausgang keines Menschen Hand segnet, von dort bis hier dehnt sich ein öder armseliger, von Trug und Liebe vergessener Strand, dessen sandiger Boden nur dürftigem Stachelgewächs Nahrung gewährt. Haidekräuter, Lentiscus, wilde Myrten und Oelbäume, und niedrige Eichen, von starkduftenden, halbvertrockneten Kräutern umschlossen, fristen hier ihr kümmerliches Dasein. Der Boden ist stellenweis sumpfig, denn die Bächlein, die ihn zur Regenzeit durchirren, verlaufen sich im Sande, ohne das Meer je zu erreichen, und bilden dann brodelnde Tümpel, aus denen mit den Nebeln in schwarzen Schaaren

die Sumpfmücke, und mit vorrückender Sommersonne das grüne Gespenst der Malaria steigt, das mit knöcherner Hand an die wenigen armseligen Hütten der Hirten und Campagnabauern klopft und jedes Jahr unerbittlich seinen Tribut an Menschenleben einfordert. Den bleichen, doch fröhlichen Hirtenknaben, der ihm sechszehn, siebenzehn armselige Jahre widerstanden, das braune hagere Mädchen, ehe es den dürftig blühenden Kranz tragen sollte, den wettergebräunten harten Mann und sein in heißer Arbeit freudelos dahinlebendes Weib — Alle nimmt es nach und nach bei jährlich erneutem Besuche erbarmungslos bei der Hand, und schleppt die Armen zum Tode und hetzt sie sterbensmatt über die sonnenverbrannte Haide. Und immer kehrt er zurück, und gieriger, und immer wieder.

„Sieh, Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten —"

So fährt der grimme Schnitter über die Campagna, an keiner Schwelle geht er vorbei. Und nach Jahren steht die Hütte leer, der Fuchs schleicht durch die zerbrochene Thür, und der Regen und der Wind gehen durch die hohlen Fenster; Schilf schießt ringsum auf — — und dann findet später der fröhliche Maler eine recht pittoreske Ruine. Er malt sie und pfeift sich das allerneueste Liedchen — und im nächsten Jahre hat ein Sturm die letzten Trümmer der Hütte fortgeblasen.

„Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Wohl gab es Zeiten, wo diese Küste blühete. Da herrschte noch nicht der Meersand, der heute das Land mit silberflitterndem Leichengürtel gürtet, da lebte ein gesundes, tüchtiges Volk von Land zu Meer. Dicht bis an die blauen Wellen, die an die Marmorschwellen seiner Städte schlugen, wohnte es. Und wenn es vom Meer zurückschaute, so blickte es in ein grünes, wohlbebautes Land hinein, das sich bis zu Tiburs Bergen dehnte.

Laurenter nannte sich das Volk, und Antium die alte graue Meeresstadt der Völker, und Ardea, die Stadt des kühnen Turnus und der muthigen Rutuler, und Lavinium, die ehrwürdige, prächtige Bergstadt, waren die wohlbevölkerten Städte jener Zeit.

In Laurentum aber, dem kleinen waldumbuschten, grünte der heilige Lorbeer, und hier bei diesem Küstenheiligthum landeten die Seefahrer von nah und fern, um in dem Heiligthume des Mars ihre Opferungen mit fremdländischen Gaben darzubringen. Unter den geweiheten Bäumen lagerten die feiernden Schiffer und genossen des Schattens der freundlichen Wipfel, in denen der Seewind rauschte, lauschten den Orakeln des klopfenden Spechtes, des heiligen Propheten der Wälder, der ihnen glückliche Heimkehr verhieß. —

Das ist verweht, verrauscht. Das deckt der feine weiße Meersand zu — und kein Schiff landet mehr an der unwirthlichen, schattenlosen Küste. Nur drüben auf der Höhe des Meeres ziehen die lateinischen Segel der napolitanischen Fischer, aber kein Sehnen verlockt sie zu dem Strande, der ihnen nicht einmal eine Quelle spendet.

Wohl klopft in des Frühlings ersten Tagen der heilige Specht noch an die Rinde der Pinien, aber der vogelsprachenkundige Kindermund der alten Welt schloß sich auf ewig, und wir verstehen des Waldes Orakel nicht mehr.

Schon vor der Kaiser Zeit war die Gegend wüster und leerer geworden, und vergebens waren deren gewaltige Anstrengungen, die alternde, immer greisenhafter werdende Natur zu neuem Leben zu erwecken. Man versuchte es mit Canälen, diesen Wasserlebensadern, mit Straßen und Privilegien — alles vergebens Zu Neros Zeit schon war Lavinium, der letzte Rest des lateinischen Bundes, so verfallen und verrufen, daß jeder Römer sich scheuete, einen, wenn auch nur vorübergehenden, Aufenthalt dort zu nehmen. Und der jedesmalige Senator, der wegen des jährlich dort abzuhaltenden Gottesdienstes eine Nacht in Lavinium zu verweilen gezwungen war, verwünscht von innerstem Herzen Numa, als den Urheber jener Sacra.

Zwar standen noch viele römische Villen den Strand entlang bis Ostia, aber sie verfielen von da ab rasch. Reizend ist die Schilderung, die Plinius von seiner Villa Laurentina am Meere giebt, deren einstige Stelle ich von meinem Wüstenschlosse aus in einer Viertelstunde erreichen kann. Das Meer ist dasselbe noch, weithin verlieren sich seine leuchtenden Küsten am blauen Horizonte bis Castrum novum und bis zum Vorgebirge der Circe. Der Himmel ist derselbe noch, auch die Myrtenbüsche duften noch wie damals, und die den Forscher beglückende Ruhe herrscht weitaus — — wo aber ist der veilchenduftende Xystus, der palmenbesetzte Garten des Plinius, sein Lieblingsaufenthalt, wenn er in seinem Laurentinum weilte? Wo sind jene plätschernden Springbrunnen, Wasser und rauschenden Quellen? Gestürzt sind die heitern Säulenhallen, verschlungen vom ewigen Meere, und hinabgezogen in die graue Fluth jene buntgemalten Gemächer, deren Stufen die Wellen bei Südwind einst leicht überspülten, und keine Spur von alter Pracht ist geblieben, als höchstens ein paar Hände voll bunter Mosaik- und Glasstückchen, die uns die Nereiden im tändelnden Spiele vor die Füße werfen. Auch die anderen Villen, welche den Anblick von Städten gewährten dem Schiffer vom Meere aus, dem Wanderer vom Lande, und wo heiteres Spiel und fröhlicher Scherz ertönte — wo sind sie geblieben? An keinen Stein stößt der Fuß des einsamen Wanderers an diesem Strande, von Muschelbrocken nur und wirrem Seegras bedeckt.

Verborgen solange der Nachwelt und von dichtem Schutte überdeckt lag auch Ostia, das alte reiche Ostia, der Römerhafen, jetzt ein Pompeji

am Tiberstrande. An keinem Orte wohl tritt man in die alte Zeit so mitten hinein, wie hier unter die ausgegrabenen Ruinen dieser Stadt, größer und wichtiger als Pompeji. An keinem Orte umweht uns der Hauch der Wehmuth mehr, als an diesen stillen weidenumbuschten Ufern, die einst die goldenen Schätze aller Länder landen sahen.

Pompeji ist fröhlich im Tode, es ist mitten in seinem campanischen Glücke gestorben, dahingerafft wie ein spielendes Kind; Ostias Ruinen sind ernst und trauervoll, sie waren Zeugen römischen Niederganges.

Man kommt nach Ostia von dem Schlosse Fusano aus in viertelstündiger Wanderung und geht gern schweigend und zu höchstem Ernste angeregt durch jene Stätten, die zum großen Theil die starre Distel bedeckt, durch jene Straßen, die das regste Hafenleben bevölkerte, wo wir aber heute nur noch den räuberhaften Hirten oder einen tabakbettelnden Aufseher begegnen. Wild sind die Wellen des Tiber in die Stadt eingebrochen und haben Stücke von jener basaltgepflasterten Hauptstraße verschlungen und haben zähen Schlamm abgelagert auf dem Mosaikfußboden jener reichen Wohnungen und jener Tempel, deren Säulen in tausend Trümmer zerspalten am Boden liegen, deren Marmor, bunt und weiß, in Splittern und Brocken reich dahingesäet ist. Der giftige Sumpf dringt bis unter die Mauern der heutigen Stadt, und die Fieberluft hat die Bevölkerung bis auf wenige denen der unheimliche Tod noch nahe bevorsteht, gemordet.

Ein niedriger Buschwald faßt die Sümpfe ein, und in diesem zieht das halbwilde Rind in schweifenden Heerden. Auf der Straße aber, die ein wenig erhöht, mitten hindurchgeht, sieht man nur selten ein lebendes Wesen: Gras und Kraut wächst auf ihr. Salz streute man früher auf die der Verwüstung anheimgegebenen Städte, Salz lagert auch rings um Ostia, das die Sonne in dem auf den Flächen stagnirenden, durch Canäle herbeigeleiteten Meerwasser austrocknete. Dies ist auch zugleich die einzige Ernte der Gegend: kein Halm der lieblichen Ceres beugt sich der sammelnden Hand des Schnitters, keine schwellende Frucht füllt des Gärtners Hand.

Als ich jene Straße im Hochsommer zog, und im Geiste Vergangenheit und Gegenwart zusammenhielt, glaubte ich Chidher zu sein:

— — — — — — — — — — — — —

„Und aber nach fünfhundert Jahren
Bin ich desselben Wegs gefahren. —
Da fand ich keine Spur der Stadt:
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Dies ist mein ewiger Weideort — —“

Und aber nach fünfhundert Jahren? — Jetzt imponirt zwar der Ort, von Weitem gesehen, durch sein gewaltig-trotziges, mittelalterliches Castell, das seines Gleichen nicht hat, das die einst große Stadt, die fruchtreiche Campagna und die Tibermündung gleicherweise kräftig schützte und an welchem nach und nach sechs Päpste ihre stolzen Marmorwappen aufgehangen haben — in der Nähe jedoch vermag Ostia sein bettelhaftes Gewand nicht zu verbergen.

Leer und verlassen sind die Straßen und Gäßchen und ein Dutzend halbverhungerter, auch in der Mittagsglut sorgfältig in Tücher und Mäntel verhüllter Einwohner schleicht fieberkrank zwischen den Häusern, und diese Häuser sehen dem unvermeidlichen Verfall entgegen. Sträflinge, wie zum langsamen Tod durch die Malaria verdammt, schleppen ihre Ketten durch die öden Corridore des Castells, in denen einst der stolze päpstliche Fuß gewandelt. Man denke: ein Dutzend Einwohner von jenen 80,000, die Ostia zur Zeit Sullas zählte! Verhungertes Volk an Stelle jener Kaiser und Senatoren, die oft und gern in Ostia weilten.

O der Wandlung! Scherben jetzt Alles! Und über Scherben strauchelt der Fuß, und bunte Scherben, Mosaikstücke und in den Farben der Iris schimmernde Glassplitter, Kupfernägel, Lämpchen, Vasentrümmer, Ornamente und bunte Marmorarten bilden den Boden, der die stille alte Stadt hinter dem Castell überdeckt. Jede Scholle, die der Stab des Wanderers von dem Hügellande losbricht, legt die Leichensplitter der versunkenen Stadt in reicher Fülle blos.

Wir stehen und schauen, wir bücken uns und sammeln Hände voll der alten Herrlichkeiten, vermögen aber ein Bild daraus nicht zusammenzusetzen, indessen die Gräberstraße muß prachtvoll und jedenfalls großartiger gewesen sein, als die von Pompeji, das beweisen die Säulenreste, die Marmor- und Mosaikfußböden derselben. Ebenso herrlich nahm sich gewiß der Jupitertempel aus, der, auf dem niedrigen Stadthügel thronend, durch edle Bauart sowohl als durch seine glänzende Marmorbekleidung in dieser ausgedehnten Niederung imponiren mußte. Er ist, was seinen Ziegelsteinkern anbelangt, noch wohl erhalten; und mit wunderbaren Gefühlen steigt der Wanderer die breiten Marmorstufen hinauf zu dem goldenen Wohnsitz des Vaters der Götter. Wohlerhalten auch liegt noch die Schwelle aus feinem afrikanischen Marmor vor dem Eingang, völlig unbeschädigt wölben sich noch die hohen Nischen im Innern, welche einst der marmornen Götterversammlung dienten, aber hohl und leer greifen sie in die Oede hinein, wie die leeren Augenhöhlen der Todtenschädel da unten.

Herrlich jedoch, über alle Maßen entzückend ist das Landschaftsbild, das sich feinlinig, zart und in wunderbarer Farbeneinheit von der Tempelschwelle aus darstellt. Das ferne Gebirge dient als Staffelei. Kein unschöner Zug

unterbricht das Ganze; eine Meisterhand hat mit sicherem Griffel die Cartons dazu gezeichnet; die Sonne aber gab ihm die Farben, mit vollem, glühenden Pinsel trug sie diese auf, und wahrlich, das Bild ist vollendet!

Von Civita Castellana über den Monte Soracte, die Montagna della Sabina hinweg, bis zu den nicht fernen Albanerbergen schweift das Auge in seligem Schauen über einen Zauberkreis, der den Sinn ewig und ewig gefangen nimmt. In der Mitte dieses Kreises ruht die ewige Stadt, auf deren Thürmen der goldene Strahl funkelt. Nichts zieht das Auge störend von dem Fernblick ab, in nichts Einzelnes, nichts Kleinliches vermag es sich, weder in der Nähe noch in der Ferne zu vertiefen.

Das kräftige Sonnenbraun der nächsten Flächen geht ganz allmählich, indem es sich mit den Silbertönen der Ferne und dem schwachen Grün fernen Gesträuches vermischt in sanftes Grau über, welchem der Glanz der Ferne und die Bläue der Lüfte jenen unbeschreiblichen Ton geben, der an hellen Tagen an den breiten Flächen der Gebirgslehnen wie wirkliches Silber leuchtet, in den Schluchten und Falten der Berge aber als lichter Purpur erscheint.

Aber welcher reichen Scala von Wandlungen sind diese Lichter, diese Schatten, diese Farben und Töne fähig! Anders erscheinen sie unter der Sonne des Sommers als des Lenzes, anders im Herbst und im Winter. Wie gewaltig wirkt der Sonnenaufgang, die Mittagshöhe, wie überwältigend auch, obgleich durchaus verschieden der Sonnenuntergang.

Bei den leichten warmen Frühlings- und den ersten Septemberregen: welche kaleidoskopische Wandlung von Minute zu Minute!

Der Himmel ist blau und klar — kleine, zarte, strahlende Wölkchen flattern rosig augehaucht durch den Aether — die Wolken verdichten sich, und schwarz hebt es sich hinter den Sabinerbergen hervor, sodaß diese vom Scheitel bis zum Fuße wie aus Kreide gemauert, wie ängstlich unter dem einseitig einfallenden Lichte stehen. Dann geht ein Regen in breiten dunkeln Streifen plötzlich quer über das Land; doch dicht neben ihm fallen goldene Sonnenlichter, oft auch mitten in dem Regenstreifen, in eigenthümlichem Gemisch mit diesem auf die Landschaft, die nicht weiß, ob sie weinen oder lachen soll. Der Regen zieht weiter, und mit seinem grauen Schleier deckt er eine Ortschaft, einen Hügel, ein leuchtendes Landhaus nach dem andern auf kurze Zeit. Denn bald darauf hüpfen sie wieder in den blendenden Lichtkreis wie Kinder, die aus dem erfrischenden Bade kommen.

Die Sonnenauf-, mehr noch die Sonnenuntergänge muß man vom Monte Soracte, von dem Schloßberge des hochgelegenen Palestrina und dem die Küste beherrschenden Monte Cavo aus gesehen haben, um Bilder in seine Seele aufzunehmen, deren erhabene Schönheit in der Erinnerung ewig die Träume unserer glücklichsten Stunden bilden wird.

Nein, diese Pracht haben wir im Norden nicht, und auf die Gefahr, für den größten Schwärmer gehalten zu werden, dürfen wir behaupten: die Sommersonnenuntergänge in der römischen Campagna sind das Herrlichste, was die Seele genießen kann. Leider genießen derselben nur wenige, denn wenn diese Schaustellungen am großartigsten beginnen, im August ist kein Publicum in der Campagna anzutreffen, und die Natur spielt vor leeren Bänken; in der Einsamkeit erschöpft sie sich, ihre goldenen Farben in Strömen auszugießen, ihre reiche Fülle in üppiger Pracht zu entfalten. Hüllenlos spiegelt sie sich in dem verlassensten Meere, und steigt in die stille Bucht hinab ins Bad zur Nacht, um andern Tages in Reinheit und Schöne Aphroditens, im Schmucke der lautersten Morgensonne aus den Wellen wieder zu erstehen.

Ich erinnere mich voll tiefer Erregung noch eines Sonnenunterganges, wie ich ihn bisher nur einmal erlebte. Wir fuhren an einem ziemlich rauhen Septemberabend, es war gegen das Ende dieses Monats, von der Meeresküste zurückkehrend, die antike Via Ardeatina entlang. Schneidend kalt strich der Nord über die offene Haidefläche daher, und rauschte in dem dürren Gestrüpp am Wege und beugte es zur Erde, und seufzte in den verbrannten Binsen. Ein öder, kalter, trotziger Ton lag auf dem Lande, eine trübe gleichgültige Farbe. Die Campagna hatte das Antlitz eines Menschen, der viel Schmerz erfahren, und jetzt, vor einem neuen Abschiede stehend, die Thränen zurückhält, oder sie mit dem Schleier des Trotzes, der Härte verhüllen möchte. Es war ein Anblick, der die Seele zur tiefsten Trauer stimmen mußte.

Die Sonne steht nur noch wenig über dem Meere, aber vor dem Sinken, im letzten Augenblicke, gießt sie plötzlich ein Gold über die Welt, ein Gold in so vollen Strömen, daß die Augen verwundert und erschreckt, geblendet und bezaubert sich davor schließen müssen.

Kein Grün der Bäume, des hohen Schilfrohres, kein Grau der Mauern und der Feldzäune war mehr zu erschauen; die Blätter, die Halme waren von Metall, ehern und starr, und in tiefes, grelles Gelb war die Natur getaucht. So strahlend wunderbar blieb sie wohl zehn Minuten lang.

Dann — ein Augenblick nur genügte — drang plötzlich aus der Höhe ein lichtes freudiges Roth nach, wie die Rosen der Geliebten, die sie dem scheidenden Freunde noch vom Balkon zuwirft. Dies aber verwandelte sich bald darauf in ernsten majestätischen Purpur — in Violett, das als es langsam aus der übrigen Landschaft zurückwich, sich in den Albanerbergen concentrirte, und dort verharrte, bis es von dem zuletzt erleuchteten Gipfel des Monte Cavo in den der überstrahlenden Abendsterne überging.

Diese grellgelbe Beleuchtung, war sie schön?

Wunderbar, entzückend war sie, ergreifend die Seele mit Gefühlen aus einer andern Welt, einer andern Zeit, die sich unserm Schauen nur selten in tiefen Träumen enthüllt. — Weltenbrand!

Das griechische Unterrichtswesen.

Daß das Unterrichtswesen in Griechenland im Argen liegt, entgeht keinem Fremden, der nur einige Zeit sich hier aufhält. Dessen ist sich auch jeder Grieche bewußt, und die Lehrer der Volksschulen wie die der Gymnasien, die Universitätsprofessoren, der Cultusminister selbst, alle gestehen es ohne Anstand zu. Dieser gräuliche Zustand aber hat seinen Grund darin, daß die leidige Politik in Alles eingreift. Der Volksschullehrer ist genöthigt, sich irgend einer politischen Partei anzuschließen. Ist nun seine Partei am Ruder, so ist er ein gemachter Mann; er mag Schule halten oder in der Weinschenke sitzen und Karten spielen, er mag sich sonst zu Schulden kommen lassen, was es da sei: in Athen ist sein Abgeordneter, der sorgt schon dafür, daß er in seiner Stelle bleibt. Und der Abgeordnete muß sorgen, denn sonst verliert er die Stimme des Schulmeisters und dessen Verwandter. Wird aber nun die betreffende Partei gestürzt und kommt eine andere in die Höhe, so hat diese nichts Eiligeres zu thun, als die Beamten der Gegenpartei abzusetzen und ihren Leuten die Stellen zu geben. Und da bekommt nun auch der Herr Lehrer seine Entlassung. Er hat schon längst seine sieben Sachen zusammengepackt; denn er wußte ja, daß der Abgeordnete der andern Partei dem oder jenem Vetter oder Gevatter die Lehrerstelle vor Monaten versprochen gehabt. Und daß der Abgeordnete sein Versprechen zu erfüllen weiß, daran ist ja kein Zweifel; denn das Ministerium braucht seine Stimme, und namentlich in Tagen, wie der 30. November vorigen Jahres und die folgenden waren, gewähren die Minister dem Abgeordneten Alles, wonach ihm gelüstet. In solchen Fällen schützt den Lehrer, auch den tüchtigen und pflichtgetreuen, nichts gegen die Absetzung. Es bleibt ihm nur übrig, mit Brod und Oliven vorlieb zu nehmen und in Gottes Namen zu warten, bis wieder seine Partei an die Reihe kommt. Und wohl ihm, wenn er ein Häuschen und ein Paar Aecker hat, so daß er warten kann; denn im andern Falle ist es für ihn das Rathsamste, sich einem andern Berufe zu widmen. Und das thun nun nach jedem Ministeriumwechsel gar Manche; denn die sechzig oder achtzig Drachmen, die sie als Dorfschullehrer monatlich bekommen, können sie sich

am Ende doch auch durch irgend eine andere Beschäftigung erwerben. Darum widmen sich auch jetzt keine tüchtigen Leute mehr diesem heruntergekommenen Stande. Es giebt auch im ganzen Königreiche kein Institut, wo Lehrer herangebildet würden.

Diesem Uebelstande will nun der jetzige Cultusminister, Herr J. Valasopulos, ein Arzt aus Sparta, abhelfen, ja nicht blos das, er will zwei Hasen auf einmal schießen, wie wir bald sehen werden. Wie aber, wenn er keinen finge! Es ist wahr, daß Valasopulos mehr Eifer und guten Willen zeigt, als man sonst bei anderen Cultusministern bemerken konnte. Und darum ist er zu loben; aber er sollte sich von Eifer und Ehrgeiz nicht hinreißen lassen, Alles auf einmal verbessern zu wollen. Denn dann wird sein Nachfolger wie Alexander ausrufen müssen: *Τί ὄφελος, ἐὰν ἔχω μὲν πολλά, πράξω δὲ οὐδέν;* So will Valasopulos einmal dem Volksschulwesen auf die Beine helfen und den Klerus zu einer gewissen Bildungsstufe bringen, und zweitens die Universität reorganisiren, manch anderer Pläne und Plänchen nicht zu gedenken. Das Erste soll dadurch erreicht werden, daß man die Pfarrer zu Volksschullehrern macht. Der Minister meint damit nicht, daß man den jetzt liturgirenden Pfarrern den Schulunterricht übertragen solle; denn von denen kann die große Mehrzahl nur zur Noth lesen. Von Schreiben — daß sie orthographisch richtig schreiben können, daran ist nicht zu denken —, von Geographie, Arithmetik und so weiter wissen die allerwenigsten etwas. Wenn man in Griechenland reist und bei Pfarrern einkehrt, so kann man gar manches von ihnen hören, was man nicht für möglich halten würde; wie mich einmal einer im Verlauf eines Gespräches fragte: „Nicht wahr, Serbien ist das Land nördlich von Deutschland?" Edmond About giebt in seinem Buche ein Paar Pröbchen von der Unwissenheit der Pfarrer und Mönche. Aber eben dadurch, daß man dem Klerus die Schulen übergiebt, soll er auch gehoben werden. Denn in Zukunft soll keiner mehr zum Priester in einer kleinern Stadt oder auf einem Dorfe geweiht werden können, der nicht die Prüfung als Schullehrer bestanden, und keiner soll in einer Kreishauptstadt Priester werden können, der nicht die Universität absolvirt hat. Sie sind nun Pfarrer und Lehrer zugleich, und es bekommen die, welche die Universität absolvirt haben, Alles in Allem 150 Drachmen monatlich, die anderen von 60—95 Drachmen. Nun bedenke man aber, daß der Pfarrer, bevor er geweiht wird, sich um seine Ehehälfte schauen muß. Und das hat auch, nebenbei bemerkt, seine Schwierigkeiten; denn die griechischen Frauen sind jetzt anders geworden, als sie früher waren. Nicht jede entschließt sich, auf Theater, Gesellschaften und andere Vergnügungen zu verzichten und mit ihrem geistlichen Ehegespons ein paar hundert Male im Jahre zu fasten. Und auf der andern Seite wird ein Mann, der die Universität absolvirt hat,

doch auch kein Bauernmädchen heirathen wollen. Aber abgesehen davon soll er mit den 150 Drachmen Gehalt in einer Kreishauptstadt leben, sich und seine Familie erhalten und seinen Pflichten als Lehrer und Pfarrer und Prediger obliegen. Wer wird sich wohl bei solchen Aussichten diesem Stande widmen wollen? Auch dann wird es ultima spes sein, δημοδιδάσκαλος zu werden, und nur der Bodensatz der Universität und der Gymnasien wird sich dazu herbeilassen.

Auf eine Bekämpfung des Gesetzvorschlages des Herrn Valasopulos einzugehen, würde zu weit führen; ich habe ja das Alles nur der Curiosität halber angeführt. Sehen wir nun, was der Herr Cultusminister zur Reorganisation der Universität ersonnen hat. Er sagt selbst in seinem Memorandum, daß der Zustand der Alma Mater ein trauriger sei und daß die ganze Nation die Nothwendigkeit der Reorganisation dieser obersten Bildungsanstalt fühle. Die Gründe dieses Zustandes hat er aber wohlweislich verschwiegen. Und auch ich begnüge mich, anzudeuten, daß die Studenten, weil sie keine Collegiengelder zu bezahlen haben, planlos von einem Colleg ins andere laufen, um von möglichst vielen Vorlesungen zu kosten, die Professoren aber aus eben demselben Grunde, d. h. weil sie keine Collegiengelder bekommen, theilweise keinen sehr regen Eifer an den Tag legen. Es fehlt eben der Motor, das Interesse. Ueberdies ist ja auch der Gehalt ein sehr geringer: der ordentliche Professor bekommt ungefähr achtzig Thlr. monatlich und der Gehalt steigt von fünf zu fünf Jahren um zwölf Thaler per Monat. Der Professor ist also genöthigt, andere Erwerbsquellen sich zu erschließen, und die Professur wird manchmal dadurch in den Hintergrund gedrängt.

Der Gesetzentwurf des Herrn Valasopulos betrifft nun folgende Hauptpunkte: 1) wird die Anzahl der Lehrstühle bestimmt; 2) sollen die jeweilig vacanten Lehrstühle durch einen Concurs besetzt werden; 3) werden die Rechte und Pflichten der Privatdocenten auseinandergesetzt; 4) werden den Studenten Collegiengelder auferlegt. Was den ersten Punkt betrifft, so werden dreiundfünfzig Lehrstühle bestimmt, und zwar sechs für die Theologie, zehn für die Jurisprudenz, sechzehn für die Medicin, einundzwanzig für die verschiedenen Classen der philosophischen Facultät. Wir wollen nur die Lehrstühle für die Philologie näher betrachten. Deren sind es sieben, eine ganz ansehnliche Zahl, und zwar folgende (wörtlich übersetzt):

Fünf Lehrstühle für griechische Philologie, d. h. Erklärung der griechischen Schriftsteller, Geschichte der griechischen Literatur, griechische Grammatik und Linguistik, Alterthümer und Mythologie, Metrik, Encyclopädie der Philologie mit Kritik und Hermeneutik und Uebungen im Seminar.

Zwei Lehrstühle für lateinische Philologie, d. h. Erklärung der lateinischen

Schriftsteller, Geschichte der römischen Literatur, lateinische Grammatik, römische Alterthümer und Geschichte der alten Kunst.

Daß die Encyclopädie der Philologie und die Linguistik Theile der griechischen Philologie sind, weiß man wohl anderswo nicht; auch ist das nicht schlecht, daß man die Archäologie als einen Theil der römischen Philologie betrachtet.

Nun kommen wir zum Capitel über die Professoren. Gesetzt der Fall, ein ordentlicher oder außerordentlicher Professor wird nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes zu den ewigen Freuden gerufen, und so ein Lehrstuhl frei. Wie soll er wieder besetzt werden? Da wird nun ein Concurs ausgeschrieben, an dem sich nicht blos die Privatdocenten der betreffenden Facultät betheiligen, sondern jeder, der das Doctorexamen bestanden hat. Eine schriftliche und mündliche Prüfung wird dann entscheiden, welcher der Bewerber die betreffende Stelle erhalten soll. Nun frage ich erstens: Ist überhaupt eine Prüfung zu diesem Zwecke möglich, kann man dadurch den wissenschaftlich tüchtigsten und der Stelle würdigsten Mann herausfinden? Und wenn dies auch an andern Universitäten möglich wäre, so ist und bleibt es doch hier undurchführbar. Wir wollen annehmen, es stirbt der Professor der Botanik (was wir nicht hoffen; denn gerade er ist einer der besten Professoren), und ein Concurs findet statt. Welcher von den Professoren ist im Stande zu entscheiden, ob der Candidat Hans oder der Candidat Georg mehr von Botanik versteht? Das kann in ein Paar Stunden nicht erkannt werden. Noch ein anderes Beispiel! Es wird in diesem Gesetzvorschlage auch ein Lehrstuhl für asiatische Sprachen bestimmt, die bis jetzt hier nicht gelehrt wurden. Wie soll nun die philosophische Facultät entscheiden, welcher von zwei oder mehreren Candidaten der Professur würdig ist, da gar keiner der Professoren nicht einmal eine Idee von den asiatischen Sprachen hat? Und ferner, wie können Anatomen, Physiologen, Geburtshelfer u. s. w. mündlich und schriftlich geprüft werden? Auf welche Weise glaubt man die Männer der Wissenschaft zu erkennen?

Wir sagten oben schon, daß sich außer den Privatdocenten jeder, der das Doctordiplom hat, an einem solchen Concurse betheiligen kann. Der Docent hat nun das Bene, daß er, wenn mit einem andern Concurrenten gleich tüchtig befunden, vorgezogen wird. Dies ist der einzige Gewinn, den der Docent von seiner Lehrthätigkeit hat, und im Grunde genommen, ein sehr zweifelhafter; denn ein solches Bene ist eher eine Schande für ihn. Und dadurch glaubt man das Docententhum zu heben? Sollte dieser Gesetzvorschlag in der Kammer durchgehen, so bin ich fest überzeugt, daß die Universität bald gar keinen Privatdocenten mehr haben wird. Ich sehe gar keinen Grund ein, warum ein junger Gelehrter sich hier z. B. als Docent der

Botanik habilitiren und vielleicht zehn Jahre lang oder noch länger über Botanik dociren soll, da er nicht die Hoffnung hat, daß die betreffende Professur einmal auf ihn übergehen werde. Er hat Jahre lang als Docent gewirkt und nun stirbt der Professor seines Faches. Ein anderer, dem im Concurse die Zunge besser gelaufen, wird ihm vorgezogen. Er zieht mit Schande ab und hat viele Jahre seines Lebens verloren. Und außerdem ist er noch ruinirt für seine Zukunft; denn am nächsten Tage pfeifen seine Niederlage die Sperlinge auf den Dächern. An eine andere Universität kann er nicht gehen, weil keine andere existirt. Nun ist aber noch eine Frage: Wird ein Mann, der Jahre lang als Docent gewirkt, sich herablassen, zu concurriren mit einem jungen Manne, der gerade die Universität verlassen und den er als Schüler gehabt? Ich wenigstens bezweifle es sehr.

Auf diese Weise wird dem Docententhum, das bis jetzt ein Scheinleben gefristet, der Todesstoß versetzt. Die Docenten können hier, so wie die Sachen bis jetzt stehen, kein ordentliches Auditorium haben; denn die Studenten sind verpflichtet, täglich wenigstens sechs bis acht Vorlesungen ordentlicher und außerordentlicher Professoren zu hören, weil sie von ihnen am Ende des Jahres Zeugnisse brauchen. Der Docent kann weder Zeugnisse ausstellen noch examiniren. Das mag anderswo keine Bedeutung haben, hier aber ist es unerläßlich nothwendig. Man gebe dem Privatdocenten das Recht, Zeugnisse auszustellen und zu examiniren, so wird der Student nicht mehr gebunden sein, den Professor zu hören, und er wird den Docenten aufsuchen, wenn dieser ihm besser gefällt, da er ja auch von ihm ein Zeugniß bekommen kann. Nur auf diese Weise wird sich hier ein reger Wetteifer zwischen Professoren und Docenten entwickeln. Letztere werden mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit lehren, ihre Begeisterung wird nicht in Kälte und Reue umschlagen; denn sie ist getragen von der Hoffnung, daß sie einer gesicherten Zukuft entgegengehen. Die fortgesetzte Lehrthätigkeit aber, gleichsam ein dauernder Concurs, eine langjährige, ununterbrochene Prüfung ist besser geeignet gute Lehrkräfte heranzubilden, als jene unwissenschaftliche, um nicht zu sagen, kindische Prüfung, die Herr Valasopulos zur Hebung der Universität ersonnen hat.

Gar Vieles scheitert hier daran, daß man bei einzuführenden fremden Institutionen das Quantum und Quale des Anzuwendenden nicht kennt, oder man mischt verschiedene Systeme, die vielleicht einer Mischung gar nicht fähig sind. So will auch Valasopulos den Concurs dem Organismus der französischen Hochschulen entlehnen und in das deutsche System hineintragen. Die hiesige Universität nämlich wurde bei ihrer Begründung nach dem Muster der deutschen Hochschulen organisirt. Vielleicht machte man damals einige Mißgriffe in der Auswahl dessen, was von den deutschen Universitäten für

die neugegründete griechische brauchbar war, und vielleicht kommt der heutige schlechte Zustand dieses Institutes auf Rechnung dieser Mißgriffe. Das ist aber sicher, daß man damals den Studenten keine Collegiengelder auferlegen konnte, wenn man wollte, daß viele sich den höhern Studien widmen sollten.

War es aber überhaupt ein Heil für das Land, daß man sich mit der Begründung der Universität so sehr beeilte und das Studiren so sehr erleichterte? Ich zweifle daran. Man hätte wahrscheinlich besser gethan, das junge Volk auf andere Bahnen zu lenken und ihm andere Stadien der Wirksamkeit zu öffnen, und in Bezug auf das Unterrichtswesen sich noch für ein Paar Decennien auf gute Volksschulen und einige Gymnasien zu beschränken. Und die, die wirklich Fähigkeit und Drang in sich fühlten, sich wissenschaftlich auszubilden, konnten vom Gymnasium weg nach Deutschland oder Frankreich gehen, wie es ja gar viele jetzt auch noch thun, trotzdem daß die Universität besteht. *Οὐκ ἐν τῷ πολὺ τὸ εὖ, ἀλλ' ἐν τῷ εὖ τὸ πολύ.*

Ernst Haeckels Anthropogenie.

Noch am Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Zoologie, ähnlich wie damals auch Botanik und Mineralogie, als „beschreibende Naturwissenschaft" angesehen. Sie wurde wenigstens in Deutschland beinahe ausschließlich gelehrt als Hülfswissenschaft der Medicin, ihre Freunde betrachteten sie als angenehme „Gemüths- und Augenergötzung", höchstens verwendete man ihre Resultate zu einer Demonstration der Weisheit und Vorsorge des Schöpfers. Ein eigentlich wissenschaftlicher Inhalt fehlte ihr, und diejenigen Forschungen, die wir jetzt als in das Gebiet der wissenschaftlichen Zoologie einschlagend betrachten, wurden von den Fachanatomen und Physiologen nur nebenbei cultivirt. Heut zu Tage haben sich aber die Verhältnisse völlig geändert.

Wollen wir in kurzen Worten die Bestrebungen der modernen Zoologie zusammenfassen, so müssen wir als ihr Ziel bezeichnen: Erkenntniß des Baues und der Entwickelung der gesammten Thierwelt behufs Erkenntniß der Stellung und Entwickelung des Menschen innerhalb der Natur, als Abschluß einer einheitlichen, ausschließlich aus den Resultaten der Gesammtnaturwissenschaften zu gewinnenden Weltanschauung.

Daß solch hohes Ziel in weiter Ferne liegt, daß der Lohn der Männer der Wissenschaft niemals in Erreichung desselben, sondern stets nur im Bewußtsein eines ehrlichen Strebens nach seiner Erreichung bestehen wird, werden wohl nur wenige Heißsporne bezweifeln. Nichts destoweniger müssen wir es

als eine der wichtigsten Errungenschaften unserer Zeit bezeichnen, daß jedem ernstlich Strebenden das Ziel klar vor Augen liegt, und daß alle diejenigen Disciplinen, welche früher schon an und für sich als Inbegriff der Wissenschaft galten, Systematik und Thierkunde, Anatomie und Zootomie, Embryologie und Physiologie, nur Hülfswissenschaften sind, deren Einzelresultate erst dann wirklichen Werth erhalten, wenn sie als Bausteine ihre richtige Einfügung in das Gebäude einer Gesammtwissenschaft der Organismen gefunden haben.

Es ist aber im allgemeinen nicht zu läugnen, daß die eben geschilderte Auffassung der Bedeutung der Zoologie bei den verschiedenen Nationen durchaus nicht gleichmäßig in das Bewußtsein der Gelehrten übergegangen ist. Blicken wir z. B. auf Frankreich, so sehen wir, daß bis vor wenigen Jahren eine bewußte Theilnahme an der Lösung der neuen großen Probleme völlig fehlte. Aber es ist aus seinem tiefen Schlaf erwacht. Es beginnt mit Schrecken einzusehen, daß sein altes Primat nicht nur auf dem Gebiete der Politik erloschen ist; auch das Museum d'histoire naturelle und der Jardin des Plantes stellen nicht mehr den Sammelpunkt und seine Pfleger das Richtercollegium dar für zoologische Forschungen und Entdeckungen. Aber diese bittere Erkenntniß ist nicht ohne segensreiche Folgen geblieben, eine Reihe junger Forscher beginnt mit Macht sich zu regen, um zunächst sich die anderwärts erfundenen Arbeitsmethoden zu eigen zu machen und den weiter vorgeschrittenen Nationen wieder einigermaßen nachzukommen. Die seit 1870 erfolgte Gründung dreier neuer zoologischer Zeitschriften ist hierfür der beste Beweis. Holland und Belgien wären völlig steril, wenn ersteres nicht von Zeit zu Zeit von deutschen Kräften neu befruchtet worden, und wenn nicht in letzterem sich bei der Familie Van Beneden die Freude und Hingebung an ernster gediegener Forscherarbeit traditionell von Vater auf Sohn fortgeerbt hätte. In Norwegen, Schweden und Dänemark ist im Großen und Ganzen die reine Museumszoologie noch tief eingewurzelt; aber neben dieser Richtung ist im ersteren Lande durch die Sars, Vater und Sohn, in Schweden durch die Familie Lovén und in Dänemark auf Anregung des genialen Begründers*) des Generationswechsels stets ein reges Interesse für tiefere Fragen wach gehalten worden.

In England gehen zwei grundverschiedene Richtungen nebeneinander her. Einmal sehen wir, daß eine große Anzahl tüchtiger Kräfte im alten Sinne Zoologie und Anatomie treiben, ohne direct an die weitere wissenschaftliche Verwerthung der gewonnenen Resultate zu denken. Ihren Triumph feiert diese Richtung in dem British Museum, der augenblicklich wohl best-

*) Steenstrup ist Begründer, nicht Entdecker des Generationswechsels, welcher bereits von Chamisso bei seiner Erdumsegelung beobachtet wurde.

assortirten zoologischen Sammlung. Andererseits arbeitet aber England auch nach anderen Richtungen hin mit dem größten Erfolge. War es ein Engländer, der die ersten genaueren Untersuchungen über die Tiefenverbreitung der Organismen im Meere gemacht, aber ganz falsche Anschauungen in die Wissenschaft eingebürgert hatte, weil seine nur für die Endzipfel des Mittelmeeres geltenden Resultate vorschnell als allgemein gültig angesehen wurden, so sind neuerdings neben den Skandinaviern und Amerikanern es die Engländer gewesen, welche die größte Sorgfalt den Tiefseeforschungen gewidmet haben. Die wissenschaftliche Expedition, welche auf dem Challenger eine augenblicklich noch nicht vollendete Erdumsegelung unternimmt, ist ein Beweis hierfür. Aber alle diese Verdienste um die neuere Zoologie sind verschwindend gegen den ungeheuren Einfluß, der von Großbritannien ausging durch die Thätigkeit zweier Männer, von denen der eine vor kurzem in hohem Alter dahinschied: Lyell und Darwin, einem Dioscurenpaar, das stets gemeinsam genannt werden muß. Ist es doch Lyell gewesen, der definitiv die Cuviersche Katastrophentheorie aus der Geologie entfernt hat, der uns gezeigt, daß auch ohne Zuhülfenahme der Hypothese periodisch auftretender Erdumwälzungen von jetzt unerhörter Intensität der Aufbau der Erdschichten sich erklären lasse. Die Erde erscheint uns nach seinen jetzt wohl allgemein getheilten Anschauungen als ein in langsamer allmählicher Entwickelung begriffenes kosmisches Individuum, dessen Ausbildung nur von den Kräften besorgt wurde, die wir noch heute, allerdings ungemein langsam, die Oberflächengestaltung unseres Planeten verändern sehen. Nachdem nun die Katastrophen weggefallen waren, denen noch Cuvier die zeitweilige Zerstörung sämmtlicher Organismen zuschrieb, eine Zerstörung, der eine von höherer Hand herrührende Neubevölkerung der Erde mit neuen vollkommeneren Organismen folgen sollte, konnte es nicht lange dauern, bis auch die schon früher von einzelnen Forschern vertretene Lehre der Continuität der organischen Schöpfung von Urzeiten an sich Bahn brach. Daß der Mann, der diese Lehre neu begründete und „bewundert viel und viel gescholten" sie in den Vordergrund der wissenschaftlichen Interessen stellte, Darwin ist, weiß heut zu Tage jeder Schulknabe; daß diese neue Lehre berufene Apostel in England gefunden hat, daß dort auf dieser Basis eine moderne ausgezeichnete Zoologenschule gegründet wurde, als deren Vorkämpfer wir blos Huxley und Carpenter zu nennen brauchen, ist allbekannt. Aber die religiösen und philosophischen oder richtiger gesagt unphilosophischen Anschauungen des britischen Volkes haben es noch nicht erlaubt, daß diese Lehre hier ihre weiteste Ausbreitung fand. Diese und zugleich ihre weitere Ausbildung bis zu den äußersten Consequenzen ist ihr in Deutschland geworden. Hier fand sie den vorbereiteten Boden in Folge der hochgradigen urdeutschen Entwickelung einiger ihrer Hülfswissenschaften.

Hat der Franzose Bichat die Lehre von den Geweben des thierischen Körpers, die Histologie zu schaffen begonnen, so sind ihr doch erst durch die Deutschen Schleiden und Schwann in der Zelltheorie feste Grundlagen gegeben worden, und Deutsche sind es gewesen, die sie auf den hohen Standpunkt erhoben haben, auf dem sie jetzt steht. Eine histologische Durchbildung wird daher für jeden wissenschaftlichen Zoologen in Deutschland als unerläßlich angesehen, und gerade diese ist es, welche unseren Forschern ein so bedeutendes Uebergewicht über die Ausländer giebt, bei denen, wie namentlich in Frankreich, die Zelltheorie noch keineswegs allgemein durchgedrungen ist.

Aehnlich verhält es sich in Bezug auf die Entwickelungsgeschichte. Hatte Harvey, also ein Engländer, zuerst das berühmte Wort gesprochen, „omne vivum ex ovo“, so können wir doch die Entwickelungsgeschichte in ihrer modernen Form als eine deutsche Errungenschaft ansehen. Wir sind stolz, Caspar Friedrich Wolff und Carl Ernst von Baer trotz ihrer russischen Anstellung als echte Deutsche in Anspruch nehmen zu dürfen; und stolzer darauf, daß, wo sich die entwickelungsgeschichtlichen Studien fruchtbar über die Grenzen Deutschlands hinaus verbreitet haben, Deutsche oder deutsch geschulte und in ausschließlich deutscher Weise arbeitende Männer es sind, denen die wichtigsten Resultate zu danken. Wir brauchen nur Namen wie Fritz Müller, Agassiz und Claparède, sowie die ganze junge russische Zoologenschule zu nennen, um diese Behauptung zu erhärten. Von letzterer ist allerdings noch hinzuzusetzen, daß sie schon jetzt eine selbständige Lebensfähigkeit besitzt.

Aber der fruchtbarste Boden für eine monistische Naturauffassung bleibt doch Deutschland, wenngleich nicht zu leugnen, daß die Descendenztheorie hier in vielen Fällen nicht als eine auszubildende und immer mehr zu befestigende Hypothese, sondern als eine bereits bewiesene Thatsache, ja mitunter sogar geradezu als Dogma aufgefaßt wird.

Ihre extremste, leidenschaftlichste Vertretung findet diese letztere Richtung durch Ernst Häckel, den Jenenser Zoologen.

Werfen wir einen Blick auf die rein fachwissenschaftlichen Arbeiten des vielgenannten Gelehrten, so werden wir mit Bewunderung erfüllt bei der Ueberlegung, welch riesige Arbeitskraft der verhältnißmäßig noch junge Mann angewandt hat bei Herstellung jener ausführlichen Monographieen, deren künstlerisch vollendete Tafeln gleichfalls allein von seiner Hand herrühren. Die berühmte Monographie der Radiolarien begleitet ein Atlas von 35 Kupfertafeln in Folio und seinem neuesten Werke über die Kalkschwämme ist ein eigener Bilderband von gleicher Dicke wie jeder der beiden Textbände beigegeben. Die Specialuntersuchungen, welche in diesen und anderen Monographieen und zahlreichen Journalartikeln niedergelegt sind, haben Häckel aber

nicht ausschließlich in Anspruch genommen. Schon früh hat er zusammenfassend zu arbeiten begonnen. Hiervon giebt Zeugniß seine „generelle Morphologie der Organismen", ein großartig angelegter Versuch, die gesammten Formerscheinungen der organischen Welt unter sich und zugleich mit denen der anorganischen Schöpfung in Verbindung zu setzen. Das zweibändige Buch stammt aus dem Jahre 1866, es prägen sich in ihm aber bereits sämmtliche Eigenthümlichkeiten aus, die seine späteren zusammenfassenden Arbeiten auch da, wo sie integrirende Theile von Specialwerken ausmachen, charakterisiren: Einerseits zeigt sich in jeder Zeile der tiefe Enthusiasmus für eine monistische Weltanschauung und der daraus entspringende Drang, selbst mit Ignorirung widerstrebender Thatsachen und Angaben und mit vielfacher Anwendung kühner Hypothesen die Erscheinungen der gesammten Schöpfung in ursächlichem Zusammenhange erscheinen zu lassen; mit Vernachlässigung aller den Totaleindruck störender Einzelheiten Gesammtbilder zu schaffen und das gemeinsame Schema für möglichst viele Einzeldinge aufzustellen: andererseits die Tendenz, künstliche, durch meist neu geschaffene Schlagwörter charakterisirte Systeme herzustellen. Der Leser soll die Ueberzeugung von dem Zusammenhange aller Dinge gewinnen, damit er die Elemente der zusammenhängenden Reihen aber übersehen könne, werden sie ihm in möglichst viele kleine künstliche Gruppen zerlegt und diese Gruppen in tabellarischer Form zusammengestellt. Heben wir ferner noch die rücksichtslose Polemik, welche gegen alle, auch die gemäßigten Gegner seiner Anschauungen befolgt wird, und die ebenso extreme Werthschätzung seiner Freunde hervor, ein Verfahren, welches an das Motto der Okenschen Kritik in der Isis erinnert „dem Freunde Freund, dem Feinde Feind und nur dem Gleichgültigen Unparteilichkeit", so haben wir die Hauptzüge der Häckelschen Allgemeinwerke zusammengefaßt.

Alle diese Eigenschaften finden wir nun in seinem neuesten Buche, in der „Anthropogenie" wieder.

In diesem entrollt er vor dem gebildeten Publicum das Bild eines Gegenstandes, der bis jetzt, wie Verfasser mit Recht hervorhebt, nur den Fachmännern selbst zugänglich war: die Entwickelung des Menschen, getreu aber seiner Grundüberzeugung, daß die Entwickelung irgend eines Wesens von der ersten Anlage des Keimes bis zu dem sogenannten ausgebildeten Zustande nicht verstanden werden könne, wenn nicht zugleich die Frage nach der allmählichen Entwickelung der Art in der Zeit, wie sie mit Hülfe der Descendenztheorie sich construiren läßt, in Angriff genommen wird, versucht er auch, den Stammbaum des Menschen vom Moner bis zu der Gastraea, vom Urwurm bis zum Schädelthier, vom Urfisch bis zum Amnionthier, vom Ursäuger bis zum Affen uns vorzuführen. Nach einer historischen Einleitung wird die Keimesgeschichte des Menschen zunächst be-

handelt, dann folgt die Stammesgeschichte und als vierter Theil kommt dann die complicirte Entwickelungsgeschichte der menschlichen Organe hinzu.

Wenn je ein Buch den Stempel des Enthusiasmus seines Verfassers für seinen Gegenstand trug, so ist dies bei dem vorliegenden in ganz hervorragendem Grade der Fall und die aus einem Gusse hervorgegangene Darlegung der einheitlichen Anschauungen des begeisterten Apostels der Descendenzlehre ist durchaus geeignet, Interesse und Phantasie der Lehre auf das Lebhafteste in Anspruch zu nehmen. Die scharf entschiedene Weise, in der Häckel die Summe der wirklich wissenschaftlich gewonnenen Resultate und der zur Abrundung nothwendigen Hypothesen als ein untrennbares Ganze gleichmäßig vorträgt, ist für die didaktische Wirkung ebenso wichtig und ersprießlich, als die schon oben bemerkte häufige Ignorirung entgegenstehender Beobachtungen und Meinungen. Aber es ist hervorzuheben, daß das eigentliche Gebiet der ganzen Arbeit, das heißt, die eigentliche Keimesgeschichte des Menschen oder richtiger gesagt der Wirbelthiere ein Feld ist, auf dem Häckel sich als selbständiger Forscher kaum versucht hat, und deshalb hier mehr denn auf anderem Gebiete ihm die Gefahr nahe lag, von zwei controversen Behauptungen die seinem System passendere der beglaubigteren vorzuziehen. Das gleiche gilt von den Abbildungen. So ist es denn auch schon geschehen, daß von sehr berufener Seite eine Reihe derselben einer Kritik unterzogen worden sind, welche zwar herb aber durchaus nicht grundlos genannt werden kann. Ferner ist zu bemerken, daß besonders in den Tabellen und Systemen das Hypothetische von dem Factischen kaum hinreichend gesondert ist, und daß, wenngleich der Fachmann auch hier beides wird auseinanderhalten können, dies doch dem in der Kritik ungeübten Laien unmöglich ist.

Eine so entschiedene Parteinahme für die rein monistische Naturanschauung, wie sie in der Anthropogenie niedergelegt ist, kann nicht verfehlen, im größeren Publikum der weiteren Verbreitung dieser Lehre, der sicher die Zukunft gehört, bedeutend die Wege zu ebenen.

Der Fachmann kann aber nicht übersehen, daß das scheinbar so einheitliche Bild der Entwicklung des Menschen und Menschengeschlechtes, wie Verfasser es uns darbietet, mehr ergänzte Stellen und Uebermalungen enthält, als sein Schöpfer zuzugeben geneigt sein mag.

Die Canaltunnelfrage.

Von Julius Löwenberg.

Die Idee, Frankreich mit England an Stelle der Ueberfahrt zur See über den Canal auf anderem Wege zu verbinden, ist nicht gerade neu. Schon im Jahre 1800 hat der französische Ingenieur Mathieu dem damaligen ersten Consul den Plan zu einem submarinen Tunnel unter diesem Canal vorgelegt, der aber in den turbulenten Kriegszeiten nicht sonderlich beachtet werden konnte und in Vergessenheit gerieth.

Seit Brunels 1842 den Tunnel unter der Themse ausgeführt, wurde der Gedanke eines submarinen Tunnels unter dem Canal von Neuem angeregt. Ein großes architektonisches Wunderwerk war gelungen, der Muth zu Größerem gewachsen. Freilich ist die Themse im Vergleich mit dem Meerescanal nur eine winzige Wasserrinne (der Themsetunnel ist 1140 Fuß lang, der Canal an seiner schmalsten Stelle 5 Meilen breit), und auch die anderweitige Schwierigkeit in der Ausführung des submarinen Tunnels ungleich größer, als die bei der Ausführung des Themsetunnels, aber dafür sind andererseits die Maschinen, die Technik, die Erfahrungen und Arbeitsweisen, kurz alle bei der Arbeit wirkenden Factoren in außerordentlichem Maße vervollkommnet, günstiger geworden. Die Erfahrungen an den Granitarbeiten des Mont Cenis und des St. Gotthard sichern den Arbeiten in der weicheren Kreideformation des submarinen Bodens einen verhältnißmäßig weit schnelleren Fortgang. So sind denn schon seit geraumer Zeit verschiedene Projecte aufgetaucht, Calais mit Dover über- oder unterseeisch zu verbinden.

Schon 1846 phantasirten die Franzosen Franchot und Tessier davon, gewaltige gußeiserne Cylinder auf den Boden des Meeres hinabzusenken, in denen Eisenbahnzüge circuliren sollten. Eben so phantastisch war die Brücke des französischen Injenieurs Boutet, die Frankreich mit England zwischen Cap Blancnez und Cap Shakespeare verbinden sollte. Er hatte schon im Jahre 1868, als er mit dieser Idee heraustrat, von dem Marschall Vaillant und von Favé, Director der polytechnischen Schule, ein Terrain zu Experimenten zugewiesen erhalten. Es hatten sich für sein Project schon Actionaire gemeldet, und es sollte eine Gesellschaft gegründet werden. Auch die Gesellschaft der Ingenieure in London sprach sich in vortheilhafter Weise für Boutets Project aus. Der Krieg brachte von dieser Idee ab. Der dritte im Bunde dieser Phantasten war Burel, der Frankreich mit England durch einen aufgeschütteten Damm, einen Isthmus oder eine Landenge verbinden und den status quo ante wieder herstellen wollte, als Großbritannien durch ein Kreideband, welches sich quer über den heutigen Pas de Calais zog, mit dem europäischen Festlande ver-

bunden war. Er stützte sich auf Erfahrungen, die bei der Rhede von Cherbourg gemacht worden sind. Es ist dort ein Deich von 3600 Meter Länge, dessen Basis 33 bis 34 Meter unter der Wasserfläche zur Ebbezeit liegt, mit Hülfe von „verlorenen Steinen" ausgeführt worden. Der Bau wurde in der Weise ausgeführt, daß in einer Entfernung vom Ufer ein Haufen Steine ins Wasser versenkt wird, und das Meer durch Versandung und allerlei Ablagerungen die Verbindung ausfüllt. Also in geradem Gegensatz des Canals von Suez sollte hier der Isthmus von Calais geschaffen werden, der nur in der Mitte eine Oeffnung haben sollte für die Passage der Schiffe, über welche Oeffnung dann große Dampfpontons den Verkehr ganzer Eisenbahnzüge vermitteln sollten.

Nicht minder phantastisch war das combinirte Project von Dupuy de Lome. Er stellte sich die complicirte Aufgabe: 1. einen Hafen zu bauen, in dem weder Ebbe und Fluth, noch Stürme auf das Ein- und Auslaufen der Schiffe irgend welchen Einfluß haben und der einen stets ungestörten Verkehr gestattet; — 2. ein Schiff zu bauen, welches die Eisenbahnzüge aufnehmen und überführen kann. Der Hafen, der nur für die Aufnahme dieser Schiffe bestimmt ist, hat ovale, muschelförmige Form, von starken Dämmen umschlossen nur einen schmalen Ein- und Ausgang und im Innern an einer Seite einige kleine sackartige Buchten, welche die Hintertheile der Schiffe wie Futterale aufnehmen und unbeweglich festhalten können. Der eine Arm des Hafendammes, an dem diese Buchten, hat Eisenbahngeleise; hier fährt der Zug mit den Passagieren, so weit, bis er die Bucht, in der das Trajectschiff festliegt, passirt ist, dann fährt er auf einem Weichenstrang rückwärts zu der Einschiffungsbucht, die Wagen gehen über eine Zugbrücke direct in das Innere des Schiffes hinein, die Locomotive wird abgehängt und geht, wie sie gekommen, zurück in den Bahnhof. Das Schiff wird dann von den Banden, die es in der Bucht festhalten, gelöst, schwimmt aus dem Hafen über den Canal und landet in einem gleichen Hafen an der jenseitigen Küste und der Zug wird hier per Lokomotive und Eisenbahn ebenso aus dem Schiffe geholt, wie er in dasselbe hineingebracht worden.

Selbstverständlich ist das Schiff in seinen inneren Räumen und Maschinen von außergewöhnlichen Dimensionen. Es hat eine Länge von nicht weniger als 140 und eine Breite von 25 Meter.

Denken wir uns in einem Personenzuge, der von Paris in Calais ankommt und nach Dover gehen soll, so fahren wir auf den Schienen des Hafendammes bis über die Einschiffungsbucht hinaus, dann wieder rückwärts auf einem abgehenden Weichenstrange zu dieser Bucht und hier über eine Zugbrücke direct in das Schiff hinein. „Station Calais! Eine Stunde Aufenthalt!" ruft hier der Schaffner, öffnet die Wagenthüren und wir steigen

aus im comfortablen Wartesaal des — inneren Schiffsraumes. Nach Belieben steigen wir wieder ins Coupé, schwimmen im Eisenbahnwagen aus dem Hafen über den Canal und landen in Dover.

Herr Dupuy de Lome hat unzweifelhaft eine sehr kühne Phantasie, die aber leider vergessen hat, auch die Mittel anzugeben, wie das Schiff außerhalb des Hafens, auf dem offenen, freien Canal vor Fährlichkeiten der Stürme zu bewahren wäre. Vielleicht hat er noch einen Windfang in petto, der vom Schiffsdeck aus ungelegene Stürme wegbläst und so eine ruhige Ueberfahrt sichert.

Der langgehegte Traum, von Frankreich nach England in Eisenbahnwagen zu reisen, ist indeß in neuester Zeit der Verwirklichung nahe getreten.

Der französische Ingenieur Thomé de Gamond hat nach vieljährigen geologischen Forschungen und Studien den Plan eines submarinen Tunnels ausgearbeitet, für dessen Ausführung in Frankreich und England ein gemeinsames Interesse rege geworden ist. Nach diesem Plane geht der Tunnel von Cap Grisnez bis Eastware zwischen Dover und Folkstone. Die Breite des Canals ist hier etwas über 30 Kilometer, die größte Tiefe 54 Meter (d. i. zwölf Meter weniger als die Thürme von Notre Dame, die also, hier versenkt, noch zwölf Meter aus dem Meere emporragen würden). Die Sohle des Tunnels liegt in einer Tiefe von hundert Meter unter dem Meeresniveau, also etwa funfzig Meter tiefer, als der tiefste Punkt des Meeresbodens auf der zu unterbrückenden Strecke (d. i. unter einem natürlichen Gewölbe von der doppelten Dicke der Höhe eines sehr hohen Hauses). Der Tunnel ist cylinderförmig, neun Meter breit, sieben hoch, mit mäßigem Gefälle an beiden Enden; er hat zwei parallele Schienenstränge und zwei Fußwege an den Seiten. Zum Tunnel unter der See führen auf beiden Küsten gewöhnliche Tunnel von etwa vier englischen Meilen Länge und sanftem Gefälle, und der ganze Tunnel, der unterländische und unterseeische, würde also zweiunddreißig englische Meilen lang sein. Erst wo diese Landtunnel das Meeresniveau erreicht haben, fangen die Arbeiten des eigentlichen submarinen Tunnels an. Hier werden an beiden Seiten Schachte von acht Meter Durchmesser und hundert Meter Tiefe ausgeführt, in denen die Bohrapparate und Maschinen aufgestellt und in Thätigkeit gebracht werden.

Die Möglichkeit, unter dem Meere vorzudringen, ohne dem Durchbruch der Fluthen ausgesetzt zu sein, ist erwiesen durch die submarinen Galerien der Blei- und Kupferminen von Cornwall, durch die Bergwerke von Whitehaven und mehreren anderen Lokalitäten in Cumberland, wo man mächtige Kohlenlager unter dem Meeresboden ausbeutet. Zu Botallach holen die Bergleute das Erz unter dem Meere in einer Entfernung von 640 Metern von der Küste. Zu Whitehaven erstrecken sich die Gänge fünf Kilometer weit in

grader Linie vom Strande. Wenn man dazu die zahlreichen Verbindungsstollen rechnet, so hat man ein Netz von Hunderten von Kilometern Wegeslänge unter dem Ocean in Tiefen, welche von 70 bis 220 Meter wechseln. Niemals ist das Meereswasser durchgedrungen, und der Glaube der Arbeiter an die Undurchdringlichkeit des Terrains ist so groß, daß sie meinen, man würde dereinst noch die Küsten von Irland erreichen.

Sir John Hawkshaw, der englische Ingenieur, mit dem sich Herr Gamond verbunden, hat beide Küsten und die Meeresenge selbst in ihrer ganzen Breite auf das Sorgfältigste untersuchen lassen, und eine Linie angegeben, längs der man den Tunnel von einem Ende bis zum andern in einer Schicht von sehr dichter, compacter und gleichmäßiger Kreide durchführen kann. Diese Kreidebank hat auf der englischen Küste eine Mächtigkeit von 140, auf der französischen von 230 Meter. Die Neigung, der Fall der Schichten gestattet den Schluß, daß die an den Küsten beobachteten Massen zu einander gehören, daß sie gleichartig sind und in dieser Eigenschaft auch den Meeresboden bilden. Und so kam man denn, trotz mancher Verschiedenheit geologischer und technischer Ansichten doch darin überein, daß der submarine Kreideboden in der für den Tunnel angegebenen Richtung unbestreitbar die Eigenschaften habe, daß er vom Wasser undurchdringlich, in seinem Zusammenhange ununterbrochen und gleichartig, und zur Tragfähigkeit über alle Nothwendigkeit mächtig ist.

Der vielleicht bewundernswertheste Theil des titanenhaften Baues würde die von Gamond projectirte Seestation an der Klippe Varne sein inmitten des Canals. Die Klippe soll nämlich zur Insel umgestaltet, mit Molen, Häfen und einem Riesenthurm versehen werden, der bis zu den Schienensträngen im Tunnel hinuntergeht, welcher sich hier zu einem Bahnhof erweitert, wo mittelst Vorrichtungen im Thurme die Waggons auf- und niedergehen, so daß oben in den Häfen die Güter verladen und gelöscht werden können, woburch außerordentliche Kosten erspart werden sollen. Die Ausführung dieser Idee ist indeß auf Hawkshaws Einwendung aufgegeben worden, nur wo der submarine Tunnel anfängt, sind auf englischer und französischer Seite Stationen.

Wir können und dürfen auf das Einzelne des Technischen hier nicht eingehen, historisch aber muß darauf hingewiesen werden, daß, als de Gamond mit dem Project seines Canaltunnels auftrat, er ganz England gegen sich hatte, und selbst später, als schon englische Ingenieure sich zustimmend für ihn interessirten, blieben die Politiker und das Volk apathisch gegen ihn. Erst die Freihandelsbewegung erschütterte die Vorurtheile und gewann dem Plane Theilnahme. Cobden schwang sich zu dem Ausspruch empor: „die Ausführung dieses Werkes ist der wahre Kitt der englisch-französischen Allianz.“ Die

Pariser Weltausstellung, 1867, zeigte Pläne und Modelle. Ein Jahr später wandte sich eine Gesellschaft von englischen Ingenieuren, Hawkshaw, Brunels, Law, und von französischen Talassot, Gamond, Michel Chevalier, Lesseps an Napoleon III., um die Ausführung des Projectes seinem Einfluß zu empfehlen. Der Krieg, 1870 und 1871, unterbrach alle weiteren Maßnahmen.

Endlich ist das Project in eine praktische Phase getreten. Die Gesellschaft (eigentlich sind es zwei Gesellschaften, die französische und die englische, die aber das gemeinsame Interesse verbindet) der französischen und englischen Ingenieure und Kapitalisten hat 4 Millionen Francs zu nochmaligen und specielleren Vorarbeiten gezeichnet, sie erhält eine Concession auf 99 Jahre wie die Eisenbahngesellschaften und die Garantie gegen Concurrenz auf 30 Jahre. Der Franzose Lavalley, der ingenieuse Erbauer des Suezcanals, schätzt die Kosten des Werks auf 150 Millionen Francs, die englischen Ingenieure auf 250 Millionen. Auch über die Dauer der Arbeitsjahre sind einige Differenzen, aber wie dem auch sei, und welche Modificationen die Pläne und Entwürfe auch noch erfahren werden, die Ausführung des Werkes ist nicht mehr zu bezweifeln.

Herr Michel Chevalier (er ist Präsident der französischen Tunnelbaugesellschaft) hielt Anfangs April dieses Jahres in Liverpool bei verschiedenen Gelegenheiten Reden über Handelsfreiheit, ein Thema, mit dem sein Name seit langer Zeit ehrenvoll verknüpft ist. In der Jahresversammlung der Liverpooler Handelskammer sprach er über die großen Fortschritte, die Frankreich in dieser Beziehung seit 1859 gemacht hat. Bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett wies er auf die großen moralischen und materiellen Vortheile, welche England der Handelsfreiheit zu danken habe. Wäre der Handelsvertrag zwischen Frankreich und England und die auf ihn folgenden andern Verträge vor zwanzig Jahren abgeschlossen gewesen, so würde die öffentliche Meinung in Frankreich gegen einen Krieg mit Deutschland sich gesträubt haben, und er wäre unterblieben. Er sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß der Canaltunnel, trotz der gewaltigen Naturhindernisse, durch die vereinten Anstrengungen englischer und französischer Ingenieure glücklich vollendet, und eine engere Vereinigung zwischen beiden Ländern hergestellt werden wird. England wird dadurch für alle friedlichen Zwecke ein Continentalstaat werden, für den Fall eines Krieges aber die Vortheile seiner insularen Lage beibehalten. Schließlich erinnerte er, wie Liverpool durch die Handelsthätigkeit seiner Bewohner groß geworden sei. Als König Eduard die Seemacht Englands zum Kriege gegen Frankreich aufbot, da habe Liverpool nur Ein Boot mit sechs Mann stellen können. Und wenige Tage darauf meldete der Telegraph:

„London, Mittwoch 14. April, früh.

„Die englische und die französische Regierung haben sich, wie das amtliche Journal meldet, über Einsetzung einer aus Vertretern beider Länder bestehenden gemischten Commission geeinigt, die das Project der Herstellung eines Tunnels unter dem Canal und alle mit den bezüglichen Interessen beider Regierungen im Zusammenhang stehende Fragen einer näheren Prüfung unterziehen soll. Die englische Regierung hat Kennedy aus dem auswärtigen Amte, Capitän Tyler aus dem Handelsamte und Advocat Watson aus dem Departement für Forsten und Ländereien zu Mitgliedern dieser Commission ernannt."

Schließlich knüpfen wir hieran noch eine kurze Notiz über einen ebenfalls titanenhaften Tunnelbau.

Auch in den nordamerikanischen Freistaaten ist vor kurzem ein großartiger Tunnelbau unter dem Hudsonfluß in Angriff genommen worden, um Newyork mit Jersey zu verbinden. Er wird mindestens 20 Fuß unter dem Flußbett angelegt, 12,000 Fuß lang, 20 Fuß breit, 24 hoch sein, eine Wölbung aus Backsteinen und Cement von 3 Fuß Dicke, doppelte Schienenstränge und Gasbeleuchtung haben. Vorläufig sind 10 Millionen Dollars dazu veranschlagt. Die Arbeiten, die bereits im November begonnen, aber auf Einspruch mehrerer Eisenbahngesellschaften sistirt wurden, sollen in nächster Zeit wieder aufgenommen werden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elsaß. Kriegsgerücht. Die Schulen. — Die durch den bekannten Artikel der „Post" verursachten Kriegsgerüchte haben wenigstens in Frankreich und den Reichslanden über ihren Zweck hinausgehende Erfolge erzielt. Den Franzosen ist nicht allein bewiesen worden, daß wir ihre Rüstungen zum Rachekrieg und zwar ihre Vorbereitungen zu einem möglichst baldigen Hervorbruch ungeheurer Massen gegen den Rhein eifrigst beobachten und danach einrichten, sondern in Folge der officiell befohlenen Friedensparole der leitenden Blätter hat man Gelegenheit gefunden, einmal ernstlicher, als sonst in Frankreich der Fall ist, über die Folgen eines neuen Krieges nachzudenken. Da nun auch heut noch die politische Gedankenentwickelung der Elsässer fast ausschließlich von dort aus bestimmt wird, so können wir hier die für den Frieden so günstige Wirkung jener Erörterung beobachten; zumal noch einzelne Umstände in dem Reichslande wesentlich zur Abneigung gegen den Krieg beitragen. Der Gedankengang der Nationen ist in seiner Naivetät nur zu oft dem von Kindern ähnlich.

In der gedrückten Stimmung, in welche sie durch physische oder moralische Leiden, als Theurungen, Krankheiten, Stillstand der industriellen und gewerblichen Thätigkeit, also durch Verschlimmerung der materiellen Lage, durch das Fehlschlagen lang gehegter Pläne, die Täuschung in allen Hoffnungen und Wünschen gerathen, bescheiden sie sich leicht durch ein blindes Umsichschlagen und Hineinstürzen in eine aufregende Gefahr den auf ihnen lastenden Druck beseitigen zu wollen. Die politische Unzufriedenheit wird aber nicht anhalten, wenn nach vierjährigem Stillstand die Geschäfte lebhaft und gewinnbringend werden, wenn reiche Ernten die Steuerlast nicht fühlen lassen und wenn eine liberale Regierung den Bestrebungen auf Entwickelung politischer und gewerblicher Freiheit in freier Erörterung Gehör schenkt. Die Abneigung gegen einen Krieg, der alle diese Hoffnungen in Frage stellt, wird noch wachsen, wenn die allgemeine Wehrpflicht, das friedlichste Kriegsmittel, Wahrheit geworden sein wird, noch mehr aber, wenn selbst der denkbar günstigste Verlauf eines Kampfes keine Resultate verspricht, welche mit den zu bringenden Opfern und der Gefahr eines Mißlingens im Verhältniß stehen. Für den Elsaßlothringer wirken diese Besorgnisse doppelt schwer. Gegenüber den gewaltigen Rüstungen Deutschlands kann er sich nicht verhehlen, daß sein Land noch in viel stärkerem Grade als 1870 der Kriegsschauplatz sein wird, daß dessen Söhne in beiden Armeen gegeneinander fechten werden und zwar in der persönlich unangenehmsten Stellung. Denn bereits spürt der Reichsländer das Mißtrauen der Franzosen, daß die von ihnen ja nie als Nationsfranzosen angesehenen Bewohner der östlichen Departements sich als Glieder der deutschen Nation wieder erkennen könnten, fühlt, daß jenseits der Vogesen das Interesse an seinem Schicksal verschwindet, ja, daß die Parteien ihn vorläufig gar nicht mehr erwähnen. Die französische Regierung befördert vielmehr — und von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht — die Entwickelung der dortigen Industrie, damit aber das Verdrängen der elsässischen Produkte von dem französischen Markt. Ein für Frankreich siegreicher Krieg würde also dorthin das Geschäft erschweren, die mit großer Mühe endlich gewonnenen Beziehungen zum deutschen Markt aber sofort zerstören. Die Tricolore würde Belagerungszustand, Präfecturwirthschaft, Verfolgung selbst derjenigen Elemente bringen, über deren Zurückhalten im amtlichen Verkehr die deutschen Behörden fortwährend klagen, hohe Steuern und Ungewißheit über den Verlauf der inneren Politik. Ist doch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß das nationale Banner der Lilienfahne weichen würde. So gut katholisch nun auch das Elsaß in dem weit überwiegenden Theil der Bevölkerung ist, so sind doch die liberalen und republikanischen Ideen nicht nur bei seinen politischen Führern und in den Städten zu finden und man sieht daher doch mit einigem Grausen, daß am lautesten und mitunter fast allein die Ultramontanen sich der hiesigen

Bevölkerung erinnern. Ich theile damit freilich noch nicht die Hoffnungen derer, welche glauben, daß sich bald im hiesigen Lande eine Scheidung zwischen den ultramontanen und liberalen Elementen herstellen wird, mit Ausnahme weniger Orte. So lange in Frankreich noch eine andere als die römische Partei den Rachekrieg betreibt — und die Orleans dürften in diesem Punkte den Bonapartisten nicht viel voransein — so lange wird auch nicht leicht eine andere Partei, welche nach der Herrschaft strebt, sich offen gegen denselben erklären können. Für die Franzosen gilt es aber als unumstößliche Wahrheit, daß die deutsche Centrumsfraction mit den von ihnen angeblich vertretenen vierzehn Millionen Katholiken bereit zum Bürgerkrieg, zum Bündniß mit Frankreich gegen das protestantische deutsche Reich ist. Eine baldige Wendung wäre nur dann möglich, wenn die bevorstehenden Wahlen als eine Demonstration für den Frieden sich herausstellen würden; über diese Möglichkeit ist aber nicht an dieser Stelle zu sprechen. Hier ist nun zu constatiren, daß doch auch den elsässer Liberalen die klericale Bundesgenossenschaft, bei welcher sie ja von den Wahlen an nur übertölpelt worden sind, bedenklich wird; es regt sich neben dieser Einsicht doch auch eine gewisse Scham, daß der gemeinschaftliche Gegner, vor Allem der vielgeschmähte Eroberer Kaiser Wilhelm so energisch die Selbstständigkeit gegen Rom wahrt, daß zur Zeit fast allein Deutschland Ideen der geistigen Freiheit vertritt, welche nicht nur Voltaire und seine Zeitgenossen, sondern auch die gallicanische Kirche vertrat, Ideen, denen Frankreich mit Recht für lange Zeit die Führerschaft der Civilisation dankte. Zur Beseitigung der durch die Launen des Kriegsglückes erklärlichen Verbitterung trägt überhaupt die trotz alles Ableugnens zunehmende Beschäftigung mit deutschen Verhältnissen und Anschauungen bei. Die Anerkennung, welche die Leistungen Gambettas, welcher in den Augen hiesiger Republikaner immer mehr die Gestalt eines Heros annimmt, während der Dictatur bis zu seinem Sturz finden, Leistungen, durch welche Deutschland trotz der Capitulation von Paris und der Niederlage Bourbakis bis zu einer gewissen Grenze seiner militärischen Leistungen und für den Fall eines längeren von Gambetta beabsichtigten Widerstandes zu einer ungünstigeren diplomatischen Stellung als unersättlichen Eroberers gegen eine bis auf das Aeußerste sich wehrende waffenlose Masse gebracht worden wäre, versöhnt die solcher Gerechtigkeit des Siegers nicht gewohnten Elsässer nicht weniger, als die Erkenntniß, daß die deutsche Verwaltung sich im Interesse des Landes und nicht nur des Reiches bemüht. Man sei nur vorsichtig und hüte sich speciell von den Erfolgen der Verwaltung oder von dem besonderen Eindruck zu sprechen, den die Persönlichkeit dieses oder jenes Beamten in einem gewissen Kreise zur Vorstellung befohlener, nach französischer Gewohnheit nicht unhöflicher Gemeinderäthe gemacht habe. Wie lächerlich erscheint es einer Besserung der Stimmung zuzuschreiben, daß die

Bezirkstage nur gemäßigte Mitglieder in den Landesausschuß senden; da jener Wahl nur unter sehr schwacher Betheiligung lauter gemäßigte Abgeordnete entsprungen waren resp. die selbständigeren Elemente sich noch wegen des Verlangens des politischen Eides fern halten. Im Interesse der communalen Verwaltung ist dringend nothwendig, daß durch andere Bildung des Landesausschusses den Bezirkstagswahlen auch nicht gesetzlich ein politischer Werth beigelegt werde.

Die zu Ende des Winterhalbjahrs abgehaltenen Schulprüfungen haben wieder bewiesen, daß auf keinem Gebiet die Verwaltung glücklicher vorgeht, als auf dem des Elementarschulwesens. Um die Resultate würdigen zu können, darf man freilich nicht vergessen, in welchem Zustand die Occupation das Schulwesen vorfand. Principielle Verdrängung der deutschen Sprache ein schlecht bezahltes und dem in seiner Qualität entsprechendes Lehrerpersonal, starken Einfluß der Geistlichkeit und eine große Menge von Schulbrüdern und Schulschwestern.

In all diesen Beziehungen sind seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht und dem Inthätigkeittreten der deutschen Kreisschulinspectoren wesentliche Fortschritte gemacht. Man darf wohl behaupten, daß heut die Lehrer bis auf geringe, durch das Alter bedingte Ausnahmen die deutsche Lehrmethode sich angeeignet haben, daß die deutsche Muttersprache überall in ihre Rechte wieder eingesetzt ist und bereits nach den französisch sprechenden Theilen zu Fortschritte macht. Nachdem in kaum vier Jahren bereits diese Grundlagen gewonnen sind, darf bereits für die nächste Zeit auf eine wirkliche Hebung des Unterrichts mit Sicherheit gerechnet werden. Die Mittel dazu sind zu finden, wenn man namentlich überflüssige oder übertriebene Ausgaben, wie solche von über 160,000 Mark für Theater in Straßburg und Metz streicht. Trotz der bisherigen ungünstigen Erfahrungen will man ja noch hoffen, daß die Elsässer und der Reichstag — falls überhaupt noch dieser sich zu der undankbaren, weil ungeeigneten, Thätigkeit eines elsaßlothringischen Landtages hergeben sollte — mit etwas schärferer und sachgemäßerer Kritik an die Berathung des Landeshaushalts gehen werden. Selbstverständlich kann den Elsaßlothringern allein, so lange sie die deutsche Staatsangehörigkeit nicht anerkennen wollen, eine beschlußfassende Stimme überhaupt nicht bewilligt werden. Der Verwaltung wird daher auch ferner noch die nothwendige Freiheit zur Durchführung der Organisation bleiben; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Fall der Bewilligung des vollen Budgetsrechtes jeder derartige Antrag der Regierung durchkreuzt werden würde. Es würde ihr z. B. schwer werden, den freilich nur noch zu einem geringen Theil berechtigten Beschwerden über die ungleiche Behandlung verschiedener Beamtenkategorien gerecht zu werden. Dagegen wird freilich auch bei dem Widerspruch des Landesausschusses nun-

mehr so manche Maßregel, namentlich auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung unterbleiben, die ohne Kenntniß der hiesigen Verhältnisse rein nach preußischer Schablone decretirt würde.

Vom Eriesee. Der dreiundvierzigste Congreß. — Um die Mittagsstunde des 4. März ist der dreiundvierzigste Congreß zu Ende gegangen. Seine Legislaturperiode war durch zwei Sitzungen ausgefüllt; die eine begann am ersten Montag des Monats December 1873 und dauerte bis tief in den Juni 1874 hinein; die andere begann am ersten Montag des Monats December 1874 und dauerte bis zum 4. März 1875. Die erstere Session wird die „lange", die zweite die „kurze" genannt. Die erstere hat bereits eine Besprechung in deutschen Blättern erfahren und auf die letztere soll im Folgenden ein Rückblick geworfen werden. Es ist für den constitutionellen Parlamentarismus gerade keine schmeichelhafte Anerkennung, wenn es am Schlusse einer Legislatursession heißt: „Nun athmet das Volk wieder auf." Stereotyp fast ist diese Bemerkung in unsern Tagesblättern geworden, wenn immer der Draht die Vertagung der gesetzgebenden Körperschaften eines Staates oder des Landes meldet. Man traut eben seinen Volksvertretern nichts anders mehr als Uebles und Unfähiges zu; man ist mit Bezug auf seine selbstgewählten Repräsentanten höchst pessimistisch gestimmt; man hält sie von vornherein für corrupt und unfähig, bis der Gegenbeweis geliefert ist, was selbstverständlich seinen Haken hat und daher freut man sich, wenn der verfassungsmäßige Zeitpunkt eintritt, der der Gesetzgebungsthätigkeit unseres Staates von selbst ein Ende macht. Doch der soeben in die Vergangenheit gesunkene Congreß war besser als sein Ruf, trotzdem sein Nekrolog in der Tagespresse mit den obigen pessimistischen Gedanken gefüllt war. Die Abcanzlung geschah schon mehr schablonenmäßig, ohne Sichtung und Schichtung; man hatte der zweiten Hälfte des dreiundvierzigsten Congresses überhaupt die Existenzberechtigung abgesprochen, da die in ihr herrschende Majorität durch die politische Revolution der Herbstwahlen das Volksvertrauen verloren hatte. Man sagte, es sei eine Königschaft ohne Constitution, die keine Rücksicht zu nehmen brauche und deshalb auch keine verdiene. Es ist das freilich ein Uebelstand, der mit zu den Eigenthümlichkeiten amerikanischer Regierungsform gehört. Denn unsere Congreßmitglieder, d. h. die für das Volks- oder Repräsentantenhaus, werden ein Jahr vor ihrem Zusammentritt gewählt. So kann es denn kommen, daß eine Partei die Zügel der Herrschaft in Händen hält, die durchweg vom Volke refusirt worden ist, was wirklich im letzten Jahre eintrat. Obschon somit ohne Verantwortung, hat dennoch der dreiundvierzigste Congreß nichts gethan, wofür er nicht die Verantwortlichkeit übernehmen könnte. Er war vor allen Dingen ehrlich und mit den Geldern des

Volkes sparsam, was mehr ist, als man von einem Dutzend seiner Vorgänger sagen kann. „Jobs", d. h. Geldbewilligungen aus dem Schatzamt zu Gunsten von Privatunternehmungen oder Bereicherung Einzelner sind in dieser Session nicht durchgegangen. Diese lobenswerthe Enthaltsamkeit hatte hauptsächlich die Untersuchung in die Angelegenheiten der Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft bewirkt. Diese Gesellschaft hatte unter dem patriotischen Gefühl der Wiederbelebung der amerikanischen Schiffahrt jährliche Subsidien von einer halben Million von einem früheren Congreß erhalten. Die Presse aber, welche in diesem Lande die Geheimpolizei für öffentliche Angelegenheiten versieht, hatte herausgeschnüffelt, daß diese Subsidien durch einen Bestechungsfond von 725,000 Dollars erlangt worden waren. So wurde denn eine congressionelle Untersuchung eingeleitet, die auch die Richtigkeit dieser Angaben ergab. Es wurde jedoch nur ein Congreßmitglied ausgefunden, das 300,000 Dollars erhalten, der Rest wurde an verschiedene Beamte des Congresses und an Journalisten vertheilt. Ein Thürsteher erhielt 10,000 Dollars, ein Page 5000 Dollars, ein Journalist 25,000 Dollars u. s. w. Der Journalist ist Col. Forney von der Philadelphia „Presse", der gegenwärtig in Europa herumreist, um die Regierungen zur Theilnahme an unserer Säcularfeier zu animiren! Hoffentlich weist man einem solchen corrupten Burschen in Deutschland die Thür! Das ist ein kleines Beispiel, welch colossale Summen zur Bestechung unserer Gesetzgeber ausgegeben werden. Selbstverständlich wurden der Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft die Subsidien entzogen und alle ähnlichen Pläne für diese Session waren todt.

Den meisten Staub wirbelten zwei politische Maßregeln auf, die sogenannte „Civilrechts- und Gewalts-Bill". Die Civilrechtsbill bezweckt die bürgerliche Gleichstellung der farbigen Race, nachdem ihr die unbeschränkte politische zu Theil geworden. Ein Neger, der Staatsgouverneur, Congreßmitglied, Bundessenator und sogar Präsident werden kann, ist in einigen Südstaaten vom Geschworenendienst ausgeschlossen gewesen, durfte in keinem Hotel erster Classe logiren, erhielt keinen Zutritt im Theater und war an der Benutzung eines Schlafwaggons auf den Eisenbahnen gehindert. Ein farbiges Congreßmitglied von Süd-Carolina beispielsweise muß seine Reise nach Washington in einem schmutzigen Rauchwaggon machen, während irgend ein weißer Bummler und Halsabschneider die Palastcar benutzen kann, wenn er nur die Mittel dafür hat. Es lag in dieser bürgerlichen Ausschließung eine schreiende Ungerechtigkeit, deren einzige Vertheidigung das herrschende Vorurtheil war. Dieses Vorurtheil durch gesetzgeberische Maßregeln zu brechen, war das letzte Streben Charles Sumners; die Civilrechtsbill war daher sein politisches Vermächtniß. Doch ging die Sumnersche Civilrechtsbill viel weiter als die vom Congreß angenommene. Sumner wollte die separaten Raceschulen beseitigen und nur gemischte Schulen bestehen lassen, ebenso verbieten,

einen Neger von irgend einer Kirche oder einen Negerleichnam von irgend einem Kirchhofe fern zu halten. Diese Bestimmungen sind in der neuen Civilrechtsbill fortgefallen. Es ist nun aber durch Gesetz verboten, irgend Jemanden auf Grund seiner Hautfarbe von irgend einem Theater, Hotel oder irgend welchen Bequemlichkeiten auf Eisenbahnen und Dampfschiffen auszuschließen. Die Strafen für die Uebertretung dieses Gesetzes sind sehr streng. Es werden nun freilich im Süden bei der stricten Durchführung dieses Gesetzes Raufereien und wohl auch einige Mordthaten vorkommen, aber mit der Zeit wird man sich wohl in dasselbe fügen lernen. Die Demokraten versuchten alles Mögliche, diese Bill zum Fall zu bringen. Unter der eigenthümlichen Geschäftsordnung des Repräsentantenhauses kämpfte die demokratische Minderheit in einer ununterbrochenen neunundvierzigstündigen Sitzung gegen die Berathung dieser Bill. Und sie kam erst zur Berathung, nachdem die Geschäftsordnung, welche der Minorität eine solche zeittödtende Macht giebt, zu diesem Zwecke abgeändert wurde. Die zweite politische Maßregel war die sogenannte „Gewaltsbill". Dieser Name ist ihr von ihren Gegnern beigelegt worden. Ihr Zweck war, die Wahlen in den Südstaaten unter die Autorität der Bundesbehörden zu stellen und dem Präsidenten das Recht zu geben, die Habeas corpus-Acte zu suspendiren, mit andern Worten, es in die Discretion des Präsidenten zu stellen, irgend einen Staat zu jeder Zeit in den Kriegszustand zu erklären. Eine solch unbeschränkte despotische Macht einem Einzelnen einzuräumen, war denn doch zu gefährlich und die besten Männer der republikanischen Partei erklärten sich dagegen. Die Bill wurde dann dahin abgeändert, daß dem Präsidenten nur auf zwei Jahre das Recht gegeben wurde, in aufrührerischen Districten die Habeas corpus-Acte zu suspendiren. In dieser Fassung passirte sie das Repräsentantenhaus, blieb aber im Senat liegen, weil sie zu kurze Zeit vor der Vertagung desselben dort eingekommen war. Von den andern Maßregeln des Congresses verdient das Finanzgesetz Erwähnung, das zeitig in der Session zu Stande kam. Dasselbe ist weder Fisch noch Fleisch. Für je 100 Dollars Greenbacks (Schatzscheine), die eingezogen werden sollen, sollen 120 Dollars Banknoten ausgegeben werden. Dabei ist nicht einmal die Bestimmung getroffen, daß die eingezogenen Schatzscheine zerstört werden sollen, und wir haben es erlebt, daß ein Finanzminister (Richardson) die früher einmal eingezogenen Schatzscheine auf eigene Verantwortung wieder emittirt hat, um „die Ernte fortzuschaffen". Die einzige heilsame Bestimmung dieses Gesetzes ist die, daß der Baargeldtermin endgiltig auf den 1. Januar 1879 festgesetzt ist. Auch die Budgetberathung erfreute sich sehr lebhafter Discussion. Das Geschäft hat sich in Folge der großen Panik im September 1873 noch immer nicht gehoben. Die Regierungseinnahmen an Binnensteuern und Zöllen blieben daher hinter den nothwendig-

sten Ausgaben zurück, wozu natürlich die Interessenzahlung unserer ungeheuren Schuld und die jährliche Abtragung eines Procents derselben in den Tilgungsfond gehört. Die Regierung berechnete somit in ihren Voranschlägen für das laufende Fiscaljahr ein Deficit von dreißig Millionen, das sie durch eine neue Steuerauflage zu decken vorschlug. Nun sind aber neue Steuern in einer Republik für eine Partei, welche auf der Neige ihrer Macht steht, eine heikle Sache. Aber da es einmal nicht anders ging, so mußte sie in den sauern Apfel beißen und die Steuern auf Schnaps, Champagner, Tabak und Zucker wurden um einen kleinen Procentsatz erhöht; ebenso die zehnprocentigen Einfuhrzölle auf gewisse Manufacturwaaren wieder hergestellt, die im vorigen Jahre reducirt worden. Das Volk wird im Großen und Ganzen diese neue Steuerauflage wenig empfinden. Höchst charakteristisch war die Stellung der Demokraten zu dieser Finanzfrage. Einer ihrer Hauptleiter, Fernando Wood von New-York, schlug vor, den Tilgungsfond fallen zu lassen. Er meinte, daß wie eine Privatperson seine Schulden nur mit seinen Ueberschüssen abzahle, ebenso dürfe ein Staat seine Schulden nur mit seinen Ueberschüssen tilgen! Eine solch ungeheuerliche Finanzpolitik entwickelt die Demokratie! Und diese Partei wird im nächsten Congreß die Mehrheit im Repräsentantenhause haben! Für die Gläubiger der Vereinigten Staaten wird eine schwere Zeit kommen, falls die Demokratie im Jahre 1876 das Weiße Haus beziehen sollte. Denn die Repudiationsgelüste hat diese Partei noch immer nicht aufgegeben. Unter solchen Umständen bleibt die Herrschaft der republikanischen Partei eine Nothwendigkeit für den guten Credit der Union.

Aus Berlin. Die politische Stimmung. Von den Theatern. — Die schwarzen Wolken, welche vor Kurzem unsern politischen Horizont umhüllten, haben plötzlich dem heitersten Himmel Platz gemacht, und der friedliebende Staatsbürger durfte sich ungestört den Freuden des Pfingstfestes hingeben. Es scheint nach Allem, daß der Kaiser von Rußland sich diesmal ein sehr erhebliches Verdienst um die Klärung der Situation und die Beruhigung der kriegerischen Neigungen in Paris erworben hat und daß der französischen Regierung von verschiedenen Seiten aufs Unzweideutigste zu Gemüthe geführt worden ist, an Allianzen sei im jetzigen Augenblick nicht zu denken. Damit ist aber, so lange diese Stimmung der europäischen Mächte andauert, der Friede ziemlich gesichert; denn die Besonnenern wenigstens unter unsern revanchelüsternen Nachbarn werden sich wohl hüten, ohne Rückhalt noch einmal den gefährlichen Waffengang zu wagen.

Der Allarm war diesmal so plötzlich aufgetaucht und so rasch wieder verschwunden, daß Viele an den Ernst der Situation nicht glauben wollten und mit den Worten „Preß- und Börsenmanöver" die ganze Gefahr leugnen

zu können meinten. Allein das ist doch eine leichtfertige und unrichtige Auffassung der damals herrschenden Sachlage. Man hat vielleicht in einigen, notorisch mit dem hiesigen auswärtigen Amt Fühlung erhaltenden Preßorganen etwas zu kräftig in die Lärmtrompete gestoßen und dem politischen Stimmungsbild ein gar zu schwarzes Colorit gegeben; aber daß das französische Cadresgesetz mit seiner riesigen Vermehrung der Feldbataillone bei rascher und vollständiger Durchführung einen bedrohlichen und für einen ganz nahen Zweck berechneten Charakter trug, war doch verständiger Weise nicht in Abrede zu stellen, und Gefahren beseitigt man nicht, indem man die Augen verschließt. Kurzum, es ist kein Zweifel, daß man an maßgebender Stelle in Berlin die Lage eine Zeit lang für sehr bedenklich hielt und sich verpflichtet glaubte, die öffentliche Meinung auf alle schlimmen Möglichkeiten vorzubereiten; der Vorwurf des Chauvinismus oder der unnöthigen Allarmirung ist unter solchen Umständen keineswegs gerechtfertigt; es ist aber auch nicht einzusehen, warum dieselben Regierungsblätter, die zuerst das Gefährliche der Situation kennzeichneten, jetzt mit einemmal am politischen Horizont niemals ein dunkles Wölklein bemerkt haben wollen. Etwas mehr Offenheit und Klarheit im diplomatischen und (was sich heutzutage vielfach berührt) im journalistischen Verkehr wäre sehr zu empfehlen und würde wesentlich dazu beitragen, Mißverständnisse zu beseitigen und die Besorgnisse auf das richtige Maß zurückzuführen. Wir wollen uns in die wunderbaren Preßverzweigungen und Auswüchse, welche bei dieser Gelegenheit wieder einmal zum Vorschein kamen, nicht weiter vertiefen, sondern uns an der erfreulichen Thatsache genügen lassen, daß warnende Worte und stillschweigende Pressionen, an dem ewigen Sitze europäischer Beunruhigungen angebracht, ihre Wirkung diesmal offenbar nicht verfehlt haben und daß eine kleine gereizte Auseinandersetzung vielleicht besser ist, als schleichendes Mißtrauen und heimlicher Groll.

So lebhaft und angeregt es noch auf politischem Gebiete hergeht, so fühlbar macht sich auf dem Felde der geselligen und künstlerischen Genüsse bereits die beginnende Sommersaison. In den vier Monaten etwa, denen wir jetzt entgegengehen, kann Berlin in der That nicht den Anspruch erheben, in dieser Hinsicht einen hervorragenden Platz einzunehmen. Wem es die Zeit und ein hinlänglicher Besitz an Reichsmark erlaubt, rüstet sich bereits, in den Bädern der Ostsee oder in der Bergluft der Schweiz Erholung zu suchen, oder man bezieht die beliebten Sommerwohnungen in der näheren Umgebung der Residenz, um ein zweifelhaftes Landleben und eine noch zweifelhaftere Luftfrische zu genießen. In der Stadt aber beginnt es öde, still und einförmig zu werden, sofern man bei dem rastlosen Verkehre von nahezu einer Million Menschen diese Adjectiva billigerweise anwenden darf.

Ein hübscher theatralischer Genuß wurde uns übrigens dieser Tage noch

durch die Feier des zwanzigjährigen Jubiläums von Karl Helmerding geboten. Der Künstler gehört freilich weit länger schon den weltbedeutenden Brettern an, denn er ist wohl einer der ältesten deutschen Schauspieler; seit zwanzig Jahren aber ist er ununterbrochen die Zierde des „Wallnertheaters" und hat dieser Bühne den wohlverdienten Ruf verschafft, die erste in Deutschland im Reiche der komischen Muse zu sein. Helmerding repräsentirt in der That eine eigene Kunstgattung; er versteht es wie kein Anderer, aus dem reichen, frischen Volksleben, speciell dem Berliner Typus, naturwahre, heitere, lächerliche und auch wieder wehmüthig-rührende Züge zu schöpfen, Gestalten von Fleisch und Blut, von Leben und Wahrheit darzustellen, nicht blos verzerrte Carricaturen eines gezwungenen Witzes. Für seine besten Rollen hat Kalisch die Stücke geschrieben, und unter einem so humor- und gemüthreichen Dichter und einem so begabten Interpreten erreichte es die Berliner Localposse, daß sie eine Zeitlang die einzig gelungene Form darstellte, in welcher sich die komische Seite der dramatischen Kunst in Deutschland äußerte. Der Dichter dieser Stücke ist jetzt todt und hat einen auch nur annähernd ebenbürtigen Nachfolger bisher nicht gefunden, und auch der Schauspieler, wenn man gleich seiner unverwüstlichen Lebenskraft die Jahre nicht anmerkt, wird in nicht allzu ferner Zeit an die Grenze seiner Wirksamkeit gelangen, und dann fürchten wir, daß diese ganze Kunstgattung mehr und mehr verschwindet. Das bedauern wir aber lebhaft, denn an die Stelle eines harmlosen Humors, der die menschlichen Schwächen gutmüthig verspottet und aus dem wirklichen Leben des Volkes seine gehaltvollen Stoffe zieht, wird mehr und mehr das frivole Genre des französischen Lust- und Singspiels, oder auch fade Abgeschmacktheit und baarer Unsinn treten, wie dies leider schon jetzt auf vielen unserer Bühnen allzusehr vorherrscht.

Ein neuer Versuch, die deutsche Komödie zu bereichern, ist seit Kurzem von den nach Neuigkeiten haschenden Dramenfabrikanten mit der Bearbeitung der Fritz Reuterschen Dichtungen gemacht worden. Nachdem wir erst die „Franzosentid" dramatisch zurecht gemacht genossen, ist nun auch die „Stromtid" unter dem Titel „Onkel Bräsig" auf der Bühne erschienen. Mußte doch dieser überreiche Schatz gemüthvollen Humors als eine reiche Fundgrube für geistes- und witzarme Poeten erscheinen, und es war nicht gut anders möglich, als daß ein heiterer Abglanz des ursprünglichen Werkes auch auf der Bearbeitung hafte. Das Letztere zu vermeiden, hat allerdings der dramatische Umbildner sein Möglichstes gethan. Wer Reuter nicht kennt, wird ihn hier schwerlich lieb gewinnen, und wer ihn kennt, erst recht abgestoßen werden. Wir wissen nicht, ob eine geschicktere Bearbeitung bessere Erfolge erzielt hätte; wir halten den ganzen Versuch von vornherein für gänzlich unglücklich; die unzähligen kleinen feinen Charaktermalereien, die liebevolle

Zeichnung des oft unscheinbaren Details, der breite volle Strom der Erzählung, die Schilderungen anziehenden Stilllebens bei oft verhältnißmäßig geringer Handlung, die lange innerliche Entwickelung durch zwei Jahrzehnte, wie kann man alle diese Grundzüge des Originals dramatisch verwerthen, ohne mit roher Hand das Beste zu verwischen? Die Bedingungen einer humoristischen Erzählung und einer Komödie sind nun einmal grundverschieden, und es ist noch Niemanden eingefallen, etwa Jean Paul dramatisiren zu wollen. Dieser neueste poetische Missethäter hat denn auch mit unglaublicher Dreistigkeit sein edles Opfer zerfetzt und zerschnitten, zusammengepreßt und aneinandergestückelt, häßliche Flicken eigenen Machwerks aufgenäht und den äußerlichsten Requisiten eines Dramas zulieb die schönsten Partien der Erzählung unbarmherzig abgeschlachtet. Wenn trotz alledem und alledem noch eine Spur Fritz Reuterschen Geistes übrig blieb, so zeugt dies eben nur von der unverwüstlichen Lebenskraft des letzteren. Als ein weiterer Uebelstand kommt hinzu, daß es nicht möglich ist, wenigstens hier, und auch schwerlich anderswo, eine Schauspielergesellschaft vorzuführen, die in allen ihren Gliedern des platten Idioms von Grund aus mächtig ist. Was hilft es, wenn die eine oder andere der Hauptpersonen ihre Rolle in sprachlicher Hinsicht wirklich beherrscht, die übrigen aber sich mühsam eine fremde Mundart anzuquälen suchen oder auch ungenirt Hochdeutsch sprechen und damit auf unleidliche Weise den Gesammteindruck stören. Kurzum, das Einzige, was wir bei diesen Reuterdramen anzuerkennen vermögen, ist der Umstand, daß man damit wenigstens gewartet hat, bis der Meister im Grabe ruhte. D.

Literatur.

Gymnasium und Realschule. Von Ernst Laas. (Berlin, Karl Hebel.) — Durch die Ernennung des Gymnasial-Directors Dr. Bonitz zum Decernenten des höheren Unterrichtswesens im preußischen Cultusministerium ist offenbar schon die Richtung angedeutet, in der demnächst über die Organisation der höheren Lehrinstitute die Entscheidung im Unterrichtsgesetz fallen wird. Denn, wenn schon von einem Mann wie Bonitz nicht erwartet werden darf, daß er rücksichtslos in die bestehenden Verhältnisse eingreifen und mit einem Gesetzparagraphen die Abschaffung der Realschule decretiren lassen werde, so ist doch andererseits sicher, daß diese höheren Lehranstalten sofort von selbst eingehen werden, sobald ihnen der Schutz entzogen wird, der ihnen bisher

zum unberechenbaren Schaden ebensosehr der Gründlichkeit der gelehrten Bildung wie der Unbefangenheit des deutschen Volksthums von Seiten der Regierung zu Theil wurde. Man gebe nur den Mittelschulen ohne Latein das Recht, das Zeugniß zum einjährig freiwilligen Militärdienst auszustellen, und man wird es in kurzer Zeit erfahren, daß diese Schulen gar keinen Boden in der Nation haben, daß sie eben nur durch das geschraubte Berechtigungswesen künstlich gehalten wurden. Lange Zeit freilich überredete sich der Liberalismus, daß gerade die Realschule seine Schule sei und Großes zu leisten vermöge, namentlich in nationaler und freiheitlicher Erziehung. Der so umfangreiche Betrieb der Naturwissenschaften und die modernen Sprachen schien gegenüber dem im Studium der todten Sprachen verknöcherten Gymnasium den Fortschritt zu bezeichnen. Bestärkt wurde in dieser Auffassung die allgemeine Meinung, weil die als conservativ wohl bekannte Regierung scheinbar für diese Schulen sich gar nicht interessirte und ihre Gründung fast durchweg den Communen überließ. Und doch — die Realschule diente in Wahrheit nur gleichsam als ein „Ableiter", damit sich der Gymnasialunterricht desto entschiedener gegen die realistischen und modernen Disciplinen abschließen konnte. Das Verdienst, dies auf das Klarste dargelegt zu haben, gebührt dem durch seine Arbeiten über den deutschen Unterricht bereits über die Kreise der Pädagogen hinaus rühmlichst bekannten Professor der Philosophie und Pädagogik zu Straßburg, Dr. E. Laas. Seine obengenannte Abhandlung verdient die höchste Beachtung aller derer, die sich über die wichtigen Aufgaben, die der Schule unserer Tage gestellt sind, ein gründliches Urtheil bilden wollen. Ein philosophisch durchgebildeter scharf denkender und urtheilender Universitätslehrer, der bis zu seiner Berufung nach Straßburg als Gymnasiallehrer in den unteren und oberen Klassen eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete gesammelt hatte, spricht sich in so überzeugender Weise über die Fragen des höheren Unterrichtswesens aus, daß auch der Laie durch die Lectüre dieser Ausführungen, die historisch fundamentirt sind, zu einer klaren Auffassung der Sachlage angeleitet wird. Einer historischen Darstellung über den Ursprung und die allmähliche Entwickelung der heutigen Realschule folgt die Erörterung des inneren Widerspruches der Organisation dieser Anstalten. Angezogen wird die auch für unsere Zeit sehr beherzigenswerthe Schrift des Abtes Resewitz: die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit 1773, in der es u. A. heißt: „Es ist der unsinnigste Zeitvertreib, wenn der Knabe, der zum Handwerker bestimmt ist, sich vier, fünf Jahre mit Erlernung einer Sprache zermartern muß, von der er künftig nur den einzigen Gebrauch des Vergessens machen kann. Aber das ist leider der größte Fehler unserer Schulen, daß sie alle die Form von Werkstätten der Gelehrsamkeit haben." Denn daß diejenigen, die heut

zu Tage durch die Gymnasien und Realschulen gehen, wirklich eine gelehrte Bildung brauchten, wird Niemand behaupten. Ist es nicht bezeichnend, daß auf die drei Städtchen in Mecklenburg-Strelitz von zusammen 15000 Einwohnern drei Gymnasien und eine Realschule kommen? So will nun Laas für das Bedürfniß des Bürgerstandes durch die von Hofmann in Berlin vorgeschlagenen Mittelschulen ohne Latein gesorgt wissen, wogegen der Unterrichtsplan der Gymnasien so reformirt werden soll, daß er, wie sehr glücklich Mützell einmal sich ausgedrückt hat, die Jugend zu einer tieferen Auffassung des nationalen Lebens in seiner Besonderheit und in seinem Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung des Menschengeschlechtes vorbilde. Zu einer solchen Bildung aber gehört nicht, daß auf den Gelehrtenschulen ferner noch lateinische Aufsätze angefertigt und metrische und lateinische Sprachübungen angestellt werden, während darüber die allgemeine Bildung empfindlich vernachlässigt wird, so daß ein Gymnasialabiturient z. B. Statik und Statistik verwechselt, von einem erratischen Block Nichts erfahren hat, Bücher wie Helmholtzs populär-wissenschaftliche Vorträge nicht zu verstehen vermag. Auf diesem Wege werden zwar Philologen, aber auch nur solche herangezogen „welche die Verkümmerung des Geistes, an der sie laboriren, weiter und weiter tragen, bis durch diese künstliche Zucht ganze Schichten der höheren deutschen Gesellschaft degenerirt sind.“ In dieser Beziehung sollte doch die Erfahrung viel zu denken geben, daß bekanntlich die Resultate im philologischen Oberlehrerexamen Jahr für Jahr sich ungünstiger gestalten. Also selbst in der Philologie wirkt die jetzige Organisation der Gymnasien erschlaffend. Und nun zeigt Laas, wie sich ein Gymnasium sehr wohl herstellen lasse, das die Realschule überflüssig macht, eine Aufgabe, an der bekanntlich Wiese in den Octoberconferenzen verzweifelte. Vor zwei Jahren brachte diese Zeitschrift bereits einen ähnlichen Vorschlag, wie ihn jetzt Laas machte. Wenn es nun der uns verstattete Raum zuließe, so würde es uns eine angenehme Aufgabe sein, im Einzelnen den Lehrplan des Laasschen Gymnasiums zu besprechen. Allein wir verweisen lieber auf die Schrift selbst und erwähnen als charakteristisch nur dreierlei: 1. unter Abstellung der lateinischen Aufsätze wird dem deutschen Aufsatz eine erhöhte Bedeutung beigelegt. 2. die Ziele in Geographie, Geschichte und Naturwissenschaft werden dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend erweitert; 3. im philologischen Unterricht tritt das Griechische und zwar die Lectüre in den oberen Klassen in den Vordergrund. R—e.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 21. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus der römischen Campagna.

Von Woldemar Kaden.

II.

Non ullus aratro
Dignus honor, squalent abductis arva colonis. (Virg.)

Durch die alte römische Sagengeschichte klingt es, wie die römische Campagna einst von der Tibermündung bis zu den jenseitigen Bergen mit dichtem Wald bedeckt war. So fand das Land noch Aeneas, als er am circäischen Berg vorüberfahrend beim heutigen Ostia landete.

Hier nun sah Aeneas ein großes Gehölze vom Meere aus,
Zwischen demselbigen bricht mit lieblicher Fluth Tiberinus
Unter reißenden Wirbeln und gelb vom reichlichen Sande
Sich die Bahn in die See.

Und diesen Wald bewohnten, außer den Faunen und Nymphen der Mythe, harte Männer, aus Stämmen der rauhen Eiche geboren, ohne Sitten, ohne Zucht, des Ackerbaues ganz unkundig, nur von dem Ertrage der Jagd lebend.

Mitten in diesem Walde aber erhob sich die Stadt Rom, sich und ihren Mauern Raum schaffend durch Fällen der Bäume auf den sieben Hügeln. Dann drang die Axt in die Wälder meerwärts, die Bäume verschwanden, und Acker- und Wiesenland breitete sich in freundlicher Weise um die Stadt her — dies bebaute Land genügte, die wachsende Stadt mit dem nöthigen Lebensbedarf zu versorgen, und nur als der Luxus stieg und das Getreide bequemer von fremden Küsten herbeigeschafft wurde, zog der Luxus, dem die Stadt bereits zu eng wurde, hinaus auf die bereits vernachlässigten Fluren, und schuf glänzende Villen, reizvolle Landhäuser und Prachtgärten zwischen den mehr und mehr sich entvölkernden Dörfern. Aber schon damals hauchte der träge Boden seinen vergiftenden Athem in all die Herrlichkeit hinein, und rächte die ihm angethane Schmach an zahlreichen Menschenleben. Schon zu dieser Zeit stieg das Fieber als grimmigster Feind über die Mauern der starken Stadt und würgte heimtückisch in den Straßen.

So baute man der düstern Göttin Febris drei Tempel zu Rom: einen im Palatium, einen auf dem Esquilin und einen dritten auf dem Quirinal. Aber die Stadt fiel. Und da die Arbeit als Ackerbau keine Geltung mehr hatte, so wurde die immer öder werdende Campagna zuletzt eine zona deserta, eine Gegend wüst und verwüstend, das Leben mordend durch den Gifthauch der Malaria.

Und das ist sie denn noch heute.

Wo man ihr früher Tempel bauete, da errichtet man jetzt der Göttin Febris Hospitäler, welche sich im Sommer mit todkranken elenden Menschen füllen. Eine gar traurige Procession ist die Todtenbrüderschaft, welche die öden Striche durchzieht, um Kranke und Leichen an den Hecken und Gräben aufzusuchen, um erstere dem Hospital, letztere geweihter Erde zu übergeben.

Vor zweitausend Jahren ungefähr, zur Zeit, als pestähnliche Krankheit in Rom wüthete, schickten die Römer eine Gesandtschaft nach Griechenland, und ließen zu sich entbieten den heilbringenden Aeskulap von Epidauros. Heute kommt der Aeluslap des einigen Italiens, der alte Garibaldi, von seiner fernen Felseninsel mit einem Herzen von Hülfsgedanken, und der moderne Römer erwartet sein Heil von ihm und seinem Projecte, die Umgegend der neuen Hauptstadt durch Bebauung der wüsten Striche und Ablenkung des schädlichen Tibers von der Landplage der Malaria zu befreien. Und dazu ist es wahrhaftig an der Zeit, denn nur von der Ausführung dieses Projectes hängt die Zukunft Roms ab.

Das aber ist eine Herkulesarbeit, und mehr als einmal ist sie gescheitert, da das Uebel schon bis auf den Kern gedrungen.

So macht denn dieses große Geschichtstheater den Eindruck grenzenloser Oede. Zu Zeiten steht es ganz leer und ist nichts als ein Tummelplatz windiger Schemen. Wo einst der Siegesschritt der Legionen tönte und Festgeschrei erscholl, wo sich tobende Menschen in Fülle drängten, herrscht heute Schweigen. Kein Volk hat gewagt, wie Chateaubriand sagt, den Weltherrschern auf ihrem heimischen Boden nachzufolgen, und man meint, diese Gefilde noch gerade so zu sehen, wie die Pflugschar des Cincinnatus, oder der letzte römische Pflug sie zurückgelassen. Auf diesem verwilderten Boden liegt wie ein Schatten vergangener Größe die ewige Stadt; wie eine vom Throne gestoßene Königin beweint sie ihr Unglück in der Einsamkeit.

Wir wandern im Hochsommer, wo in Deutschland in allen Feldern „der Schnitter Fleiß erglüht," von der nördlichen Grenze der Campagna bis da, wo die blühenden Gärten des ehemaligen Königreichs Neapel beginnen, ohne nur einigem Leben zu begegnen.

Stolze historische, wohlklingende Namen tönen uns von der Karte des Landes entgegen und welch große Erinnerungen knüpfen sich an sie.

Aber was ist heute Porto d'Anzio, als antikes Antium eine auf weit vorspringender Felsspitze liegende Palaststadt, der Lieblingssitz eines Nero und Caligula, die dort geboren waren, eines Domitian und Hadrian, wie vieler weiser und berühmter Männer. In seinen Tempel- und Villenruinen fand man den Apoll des Belvedere und den sterbenden Fechter, findet man noch jetzt in Menge die prachtvollsten Marmorreste. Was ist sie heute anders als eine am Meere hingestreckte Bettlerin. Was ist Nettuno, so arm, daß auch die reichen schönen Trachten, die Freude aller Maler, in einigen Jahren gänzlich verschwunden sein werden. Borghetto — alt und verfallend, in wüster Gegend mit wenigen lungernden Einwohnern; Civita Castellana — alt, alt, nur gut als Vorwurf zu einem romantischen Trümmerbilde. Oder wer spricht noch heute von dem „süßen Ufer des milden Formiä", wo Apollinaris, der Freund Martials, eine herrliche Villa besaß? Welche Rolle spielt das antike Anxur, jetzt Terracina, in der Geschichte des Fortschritts? Ebenso Ronciglione, Monterotondo, welche alle die trübe Feudalzeit im Keim erstickte, oder im fröhlichen Wachsthume behinderte; Montefiascone, der einst blühende Ort, berühmt durch seinen Est-est, heute: mortuus est.

Dreiundzwanzig reiche und wohlbevölkerte Städte lagen einst in der Campagna; fragen wir nach ihnen, so zeigt man uns einige graue trübselige Häusergruppen, deren Bewohner sich in der weiten Wüste spurlos verlieren und noch dazu in schlechtestem Rufe stehen:

Astigiano sagt:

Aridi campi incolti,
Pallidi, muti, estenuati volti
Vi popol rio, codarto, insanguinato.

Verlassen wir Roms grünen Gartengürtel, wo Ulme und Rebe noch so freudig über die Mauern grüßen, so sind wir nach kürzester Wanderung mitten in der häuserlosen Einöde. Kein freudiges Dorf drängt sich an die alte Wittwe heran, die ihre Kinder durch Trägheit, Lieblosigkeit und Lüsternheit, versenkt Jahrhunderte lang in den frommen Luxus ihrer kirchlichen Prachtgewänder, weihrauchbetäubt, verhungern ließ, ermordet hat.

Siehst du heute die elende abgezehrte Bäuerin auf den Marmortrümmern sitzen, wie sie ihrem fieberkranken Kinde die vertrocknete Brust reicht, so denke an die alabasterweiße Agrippina, die von einer Eselheerde begleitet, deren Milch ihr zum Bade diente, die Kaiserstraße daherzog. Siehst du den halbverhungerten Campagnabauer sich müde durch den Staub der Felder schleppen, so erinnere dich des Cardinals Farnese, der mit seinen dreihundert edlen Pferden wie ein Triumphator durch die Thore Roms prunkte.

Kein Ziegelstein wurde zu einem Neubau in der Campagna verwendet. Was von Wohnungen vorhanden, was aus weiter Ferne deinem Auge als

eine gastliche Herberge erscheint, ist in der Nähe ein mittelalterlicher oder antiker Rest, ein Stück Festungsmauer, in welches der Mensch seine Herberge geflickt, gleich der flüchtigen Schwalbe, die einen kurzen Sommer hier zubringt.

Wer hier wohnt, hat nichts zu erwarten und nichts zu verlieren, und die Eisenstäbe vor dem einzigen Fenster sind mehr ein Zierrath als eine Sicherungsmaßregel. Glücklich noch diejenigen, denen das Unterkommen in einem solchen Casale geworden; hundert andere jedoch wohnen in den niedrigen, feuchten Höhlen des braunrothen Tuffsteines, deren Wände vom Rauche des immer brennenden, fieberabwehrenden Feuers geschwärzt, ein freudloses Dasein umschließen.

Hier stehen die rauhgezimmerten Betten, mit Fellen gefüllt, den Mantel als Decke, noch ganz so bereitet, wie der Sauhirt Eumäos dem heimkehrenden Odysseus eines bot, oder der gastfreundliche Evander dem Aeneas:

„weich von Blättern erhöht und dem Vließ der lybischen Bärin."
„ . . . . . er stellte nahe dem Feuer
Ihm ein Bett, mit Häuten der Schaf' und Ziegen es deckend.
. . . . und über ihn warf er den Mantel
Groß und dichten Gewirks."

Der Säugling aber liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von sonstigem Hausgeräth enthalten diese Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug, das aus dem alten Aratrum, der Bidens, der starkklingigen Falx zusammengesetzt ist, an denen sich seit den Tagen der römischen Republik fast nichts verändert hat, und Milchgeschirr.

Noch andere, das sind die, die nur zu kurzem Aufenthalte herkommen, campiren in leichten Hütten, aus Schilfrohr und Hanfseilen errichtet, in denen die Lagerstätten, Hängematten ähnlich, übereinander geschichtet sind. Die meisten jedoch übernachten unter dem meist ruhigen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Städte ihres geselligen Zusammenlebens. Die Leute, die wir an solchen Orten treffen, sind zum kleinsten Theile eingeborene römische Campagnolen, denn dem römischen Landbewohner ist die Lust am Ackerbau seit Jahrhunderten vergällt; er liebte es, im Elend zu träumen und seine Bettelsuppe vor den Pforten der einst so zahlreichen Klöster zu empfangen. Oder er ging zum Brigantaggio über, und das ist auch des benachbarten Napoletaners Lieblingsbeschäftigung. Es ist wahr, der Napoletaner ist fleißig, aber er kennt nicht die Würde des Pfluges und der Sichel, während der Römer nicht einmal den Nutzen derselben einsieht. In dieser Beziehung ist der Bewohner der Marken und des Abruzzenlandes ein Muster, er arbeitet mit Würde und Verständniß und könnte ein Lehrer werden dem Napoletaner sowohl, wie dem Römer. In ihm wehet noch etwas von jenem antikrepublikanischen Freiheitsgeist, denn nur der Ackerbauer genießt der Freiheit, einer Freiheit,

die ihm nicht die Könige concessioniren. Nur Arbeit und Grundbesitz geben die wahre Freiheit. Beides aber finden die Abruzzesen und Marchianer nicht genügend daheim, und so kommen sie in Schaaren, von der Armuth, die in ihren fruchtleeren Bergen herrscht, getrieben nach der Campagna, im Frühjahr um zu säen, im Sommer zu ernten. Eine trübselige Armee sehen wir dann aus Umbrien und dem Samniterland her durch die todte Ebene schweigend marschiren.

Hager und ausgehungert sind sie alle, haben harte abgearbeitete Fäuste, tragen dürftige Lumpen, diese Jahrtausende alte Uniform der Armuth, die durch vier, fünf Monate nicht abgelegt wird. Sie heben die schweren, breiten Karste von den Schultern, greifen unter Aufsicht eines rohen, unbarmherzigen sogenannten Caporals, von dem sie das bindende Handgeld empfingen, das Land an, machen mit dem alten Cerespflug, wie Schiller sagt: „eine zarte Ritze", wenden eine nur dünne Schicht um, besäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen sich während des Wachsen und Reifens der Saat in die Weinberge und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über die Fluren liegt, zurück, um eine dürftige Ernte einzuheimsen, deren Ertrag dem reichen, faulen, römischen Prinzen oder Herzog und sonstigen Besitzenden die Taschen füllen soll, wie er vor wenigen Jahren noch die gierige manus mortua der in ihrem Fette, hier wahrhaftig „im Fette der Erschlagenen" schwelgenden Kirchen und Klöster füllte.

Ein wirklicher Feldzug ist dieses Leben, und wie aus einem Feldzuge kehren die meisten siech und elend in die Heimath, den armseligen Lohn in das vom Schweiß gebleichte Halstuch gebunden; während andere Kameraden und oft nicht die wenigsten, auf dem flachen Felde dahingestreckt bleiben, in einem öden, hügellosen Grabe unter Thymian und Disteln, ein Opfer der mörderischen Sumpfluft. Da schweigt die Poesie. Das ist eitel nackte, graue und himmelschreiende Prosa. Das ist moderne Sclaverei, und jämmerlicher als jene mit Unrecht so berüchtigte antike.

In ergreifender Weise schildert der italienische Dichter und Patriot Aleardo Aleardi solch trüben Campagnafeldzug:

In all den Furchen der Saturnschen Erde
Erwächst ein ernstes Kraut: das ist der Tod! —
Wenn unter übergroßen Lichtes Fülle
Das Land rings trauert in des Sommers Tagen,
Dann steigen zu ihm nieder tausend Schnitter,
Wie es der grause Hunger ihnen rieth,
Und gleich Verbannten wandeln sie dahin.
Die schwarzen Augen sind getrübt vom Hauche
Der giftgen Lüfte, die sie rings umwehn,

Und nicht ein Ton aus froher Vogelkehle
Erfreuet diese Seelen, nicht ein Lied
Der heimischen Abruzzen mag erquicken
Die melancholisch ernsten Wandrer hier.
In tiefem Schweigen mähen sie die Ernte
Des unbekannten Herrn, und wenn dann endlich
Die mühevolle Arbeit ist vollbracht,
Ziehn sie zurück voll Schweigen, wie sie kamen.
Und manchmal nur, wenn den vertrauten Ton
Der heimschen Cornamusa sie erlauschen
Erwacht verdoppelt heiß der Wunsch der Rückkehr.

Zu Anfang der Zeit der römischen Republik waren es wohl auch Sclavenhände, die das Land bestellten, wo es noch Frucht trug sechzig- und hundertfältig, wo die Wölfin auf dem Capitol, wo noch die ganze wachsende Stadt von dem Ertrag des Pfluges lebte, der die Campagna durchschnitt. Aber der Sclave war Arbeits- und Hausgenosse seines Herrn, saß mit den Söhnen dieses zu Füßen des Patriarchen, ein gemeinsames Mahl genießend; und ein lieblicheres, freundlicheres Bild als Catos Gattin, wie sie die Kindlein ihrer Sclavinnen gleichzeitig mit ihrem neugeborenen Sohne säugt, giebt es nicht.

Das änderte sich später sehr, und gänzlich zur Kaiserzeit.

Die kleinen Besitzer waren den großen Capitalisten verschuldet und so gingen alle Grundstücke nach und nach in deren Hände über und die fluchwürdige Latifundienwirthschaft begann und ist geblieben bis auf unsere Tage. Gesetze (schon im Jahre 268 d. St. wurde eines gegen diesen Mißbrauch erlassen) halfen nicht, das Uebel wuchs, indem die Bevölkerung schwand und der Boden sich selbst überlassen blieb. Die Kaiserzeit bezog, wie gesagt, ihren Bedarf mit Hülfe des Schwertes und einer mächtigen Flotte besser und müheloser aus fernen Gegenden, von Alexandrien und den Küsten des schwarzen Meeres. Der Knecht diente nur noch dem üppigen Herrenleben, der römische Pflug rostete vor den Thoren, der köstliche Ackerboden versumpfte, oder bedeckte sich, da er doch zu sonst nichts gut war, mit weit ausgedehnten Orten der Lust, mit Gärten und Luxusvillen.

Im Mittelalter theilten sich ein paar Dutzend kriegsbereiter Herren in das Land, die fromme mano morta griff zu, das Papstthum machte ein paar krampfhafte Versuche, dem Ackerbau wieder aufzuhelfen (das ging bis auf Pio IX., der den besitzenden Herren persönlich befahl, das unbenutzte Land nach Kräften anzubauen, die Wüste in fruchtbare Felder zu verwandeln), aber es blieb alles beim Alten, denn die Latifundienwirthschaft blieb. Und so stößt die königliche Commission zur Verbesserung der Campagna außer den riesigen technischen Schwierigkeiten auch noch auf juristische Unmöglichkeiten.

Der Agro romano, die eigentliche Campagna, besteht aus 204,351

Hectaren unveräußerlichem Eigenthums, diese sind in Tenuten getheilt, davon kommen auf fromme Stiftungen, Congregationen, die „todte Hand" 60,805 Hectare, auf Majorate, Fideicommisse ꝛc. 63,295 Hectare, und nur 80,981 Hectare sind freier Besitz, der sich unter 220 Grundherren vertheilt. Diese riesige Fläche wird im Sommer von etwa zweitausend fremden Männern besorgt, und ist durchschnitten von nur 102 Kilometern Staats- und 141 Kilometern Communalstraßen. Sie ist also unzugänglich, und da keine Straßen da sind, fehlen auch die Gräben, Canäle sind nicht vorhanden, niemand sorgt für Abfluß des Wassers, und dieses stagnirt in Pfützen, Sümpfen und brakigen Seen, erzeugt die Malaria, diese tödtet das Volk — so dreht es sich weiter im Kreise, und die arme Campagna ist in das Sprüchwort gekommen, der Römer sagt schon längst:

incolta come una campagna romana.

So steht es heute und der geringfügigste Theil nur des so bereitwilligen Bodens ist bebaut. Der Frühling schreitet mit vollen Händen, mit Regen und Sonnenschein über die breite Fläche, aber sein warmer, lebengebender Ruf lockt nur hohes Gestrüpp, Distel und Unkraut hervor, die in ihrer üppigen Lenzesfülle zeigen, daß der Boden bei treuer Pflege so gern der Menschenhand seine köstlichsten Früchte spenden möchte. Wasser und Humusdecke sind genügend vorhanden, wenigstens in den meisten Theilen. Auf diesen gedeiht dann der Weizen vortrefflich.

Maiskorn und Moorhirse, welche in den Vertiefungen des Hügellandes wie von selbst wachsen, und Brod und Brei, aus diesem Getreide bereitet, bilden die hauptsächlichste Nahrung der wenigen ansässigen Campagnaleute. Dazu kommt als Zierde der Tafel ein saurer, freudeloser, oft verdorbener Wein und ranziges Oel, gepreßt aus den Oliven, die man von den dürftigen Oelbäumen am Fuße der umliegenden Berge sammelt, und scharfer, trockener Schaf- oder Büffelkäse. Minervens Baum gedeiht in der Campagna selbst nicht, obgleich die Päpste seine Cultur befahlen und prämiirten. Alle Versuche scheiterten an dem frei herumlaufenden Vieh, dessen Ertrag vorläufig der Hauptgewinn dieser Gegenden ist.

So sind auch die ansässigen Campagnolen vorzugsweise ein Hirtenvolk, ein wildes, rohes Hirtenvolk. Die Cultur schreitet rastlos über die Welt hin, und fährt mit Dampf und spricht durch den Blitz — das kümmert diese Menschen nicht. Seit Jahrtausenden haben sie keinen Theil an der Civilisation genommen, und nichts ist da, was ihr Leben zieren, ihre Leiden lindern könnte. Keine Freude blüht auf ihrem Lebenspfade, keine. Man muß sie kennen, diese wilden Gestalten, diese harten Männer, die als Hirten auf ihren kleinen hagern, langmähnigen Pferden die Steppe beleben. Kein

einziger lyrischer Zug ist an ihnen. Ihr Gesicht ist braun und lederhart, unbiegsam sind die Züge, die sich nie zu einem Lächeln umbilden. Dies sind die wenigen Männer, die übrig blieben, weil sie dem Teufel und dem Fieber Trotz bieten gelernt haben.

„Stark durch Mühsal und Beschwerde."

Sie sprechen nicht, sie denken vielleicht nicht einmal; wenigstens ist ihr Gedankenkreis ein äußerst beschränkter. Aber einen herrlichen Anblick gewährt es, wie sie, verwachsen seit frühester Kindheit mit dem Pferde, sattellos oft, nur auf einem schwarzen Bocksfell hockend; in Felle gewickelt und die Beine bis an die nervigen Schenkel mit harten Lederschienen geschützt, die Flinte auf den Rücken, die Lanze in der Hand, das gefüge Thier nur an der Halfter lenkend, über die Haide streifen, in eine wildweidende Pferdeheerde hineinsprengen, oder die weißen störrischen Ochsen zusammentreiben.

Das sind wahre Nomaden, wie sie Phantasie und Gedicht nicht besser schildern können. Das sind noch die schwarzhaarigen Räuber, wie sie einst dem verwilderten Königssproß, dem antiken Abenteurer des Palatins, Romulus zu willkommenen Raub- und Beutezügen, zu Blut und Tod folgten. Man muß sie sehen, wenn sie muthvoll und kühn, ohne den Applaus der Arena, den wilden Stier zwingen und dem wuthschäumenden furchtlos entgegensprengen. Man muß sie sehen, diese ächten Söhne der Wildniß, wenn sie das halbwilde dreijährige Pferd zur endlichen Bändigung über die Hügel jagen, es fangen und zähmen. Und das, ja das mag wohl ihre Freude sein — eine andere kennen sie nicht. Die wenigsten auch kennen die Liebe, denn diese süße Lebensblume will hier nicht gedeihen. Sie lachen nicht, sie singen nicht, und gleichen darin ihrem Lande, dem laut- und liederlosen.

Dieser Theil der Campagnabevölkerung ist der eigentliche Hirtenstamm, ihn kümmert der Feldbau nicht:

„Wir gehen nicht hinter dem Pfluge einher,
Wir pflügen die Erde mit eisernem Speer." (Lingg.)

Und die Campagna ist vorläufig nur der Heerden wegen da, der Schaf- und Rinderheerden wegen. Da sind vor allen die schöngehörnten, kräftigen Rinder von grauweißer Farbe, ohne welche wir uns die Plätze der römischen Vorstadt und die Flächen und Hügel des Agro romano gar nicht vorstellen können. Sie sind nur halb gezähmt und gehorchen allein der eisernen Rauhheit ihres oft grausamen Bändigers. Sie leben ganz in der Freiheit und schweifen nach Belieben, von den gewaltigen Stieren geleitet, durch den Buschwald, Nahrung oder Wasser suchend, was beides im Sommer, wo der Acker unter dem Gluthenbrand der Sonne ausdorrt, schwer genug ist. So taugen

diese Thiere auch nur zur Arbeit, ihr Fleisch ist zäh, ihre Milch nur gering. Der Römer ißt fast nur Fleisch, das ihm aus anderen Provinzen zukommt.

Diese Heerden schaden der Campagna dadurch, daß sie keinen Baum aufkommen lassen, denn bei dem sonst kargen Futter, fressen sie gierig die jungen Schößlinge des aufkeimenden Wuchses und zertreten das Uebrige. Schön ist es zu sehen, wenn diese Thiere in wildem Laufe durch die Büsche brechen, oder wenn die Führer der Heerden, die mächtigen Stiere, in der Einsamkeit wilde Kämpfe mit einander ausfechten. Aber auch der harmlose Wanderer wird von ihren Hörnern bedroht, und ist verloren, wenn er von einer daherstürmenden Heerde außerhalb eines Schutzes und Zufluchtsortes betroffen wird.

Liebliche Bilder, Bilder des Friedens und der Ruhe, gewähren oft die Schafhirten mit ihren Heerden, wie sie im stillen Nomadenzuge quer über die sonnige Fläche schweifen. Sie sind eine willkommene Staffage der Landschaft, und erfreuen das Auge in den verschiedensten Situationen.

Schön ist z. B. der Aufstieg einer Heerde in den felsigen Gebirgen, welche das Flachland einschließen. Diese sind zur Zeit, wo die Campagna im Brande liegt, mit kurzen kräftigen und überaus duftigen Kräutern bedeckt, und streift die ganze große Heerde durch diese, und weht der Mittagswind von dem Gipfel der Berge zu Thal, so bringt er ganze Wolken von Wohlgeruch mit herunter. Hier trägt der Hirt die Axt im Gürtel, und die Cornamusa, den bocksledernen Dudelsack, unter dem Arme; denn hier gilt es den feigen Räuber der Heerden, den kleinen hagern Campagnawolf, der hier und da noch zahlreich angetroffen wird, abzuhalten, und die irrenden Thiere mit dem schrillenden Klang des Pansinstrumentes zu sammeln.

Am Abend steckt er zwischen den Felsen mit spitzen Pfählen die Hürden für die Nacht ab, verbindet diese mit weitmaschigen Netzen, und zwischen diesen verbringen die Thiere, eng zusammengedrängt gegen den alsbald sich erhebenden Nachtwind, die Zeit bis zur Morgenröthe. Die Hirten entzünden bei hereinbrechender Dunkelheit, den feuchten Nebeln der Thäler und den Wölfen zu wehren, mächtige Feuer, um welche sie im Kreise lagern.

Zu diesen Feuern sammeln sich aber auch zu Zeiten finstere flüchtige Männer, Flinten auf dem Rücken, Gesetzesscheu in den Augen — das sind die Briganten, die Herrscher der weiten Campagna. Wild, trotzig, fordern sie Fleisch und Brod, und finden gar willige Diener in den armen Hütern der Heerden, deren keiner sie je verräth. Durch kein Band ist er an den heimischen Boden gebunden, das ist aber auch der Hirt nicht und nicht der Ackerbauer bis nach Calabrien hinein, und will man gerecht sein, so muß man sagen, daß der Brigantaggio vor allem auf römischem Boden nichts

ist, als ein wilder und brutaler Protest des Elends gegen antike und noch jetzt zu Recht bestehende Ungerechtigkeiten.

Das ist die Prosa der Campagna. Ecco! am Horizonte erscheint die Peterskuppel; der dicht dabei wohnt, segnete einst die zur gefährlichen Ernte ausziehenden Schnitter, segnete das Land mit apostolischem Segen. Das gilt heute nicht mehr, heute müssen des italienischen Parlamentes Gesetze helfen, aber bald! Wie es sprüchwörtlich geworden incolta come una campagna romana, muß Sprüchwort werden: L'antica donna de' sette colli ha rinnovata la pelle come il serpente.

Das Frankfurter Attentat.

Von Wilhelm Stricker.

Der kurze Aufruhr, der am Abend des 3. April 1833 einen Theil der Stadt Frankfurt in Allarm setzte, war bekanntlich die letzte Oscillation des durch die Pariser Revolution auch in Deutschland erschütterten Bodens. Eine Anzahl junger Leute, welche der Ruhm der Julimänner nicht schlafen ließ, hatte die Meinung gehegt, es bedürfe nur eines Anstoßes, um allüberall im Vaterlande eine gewaltsame Veränderung der bestehenden Verhältnisse hervorzurufen. Das reiche Leben Frankfurts, damals des politischen Mittelpunktes in Deutschland, der großartige Fremdenverkehr erklären es, daß gerade hier jenes Unterfangen gezeitigt werden konnte, dem sich an politischer Unreife kaum etwas wird zur Seite stellen lassen, man müßte denn etwa an die That Sands denken.

Ueber den Zusammenhang des Ereignisses mit anderen revolutionären Bewegungen und den Militärverschwörungen in Deutschland hat L. F. Ilse in seiner Geschichte der politischen Untersuchungen gehandelt; die ausführlichste Darstellung des Attentats selbst ist immer noch im Conversationslexicon der Gegenwart Band II. enthalten. Sie ist von dem Darmstädter Flüchtling Wilhelm Schulz (-Bodmer) in Zürich verfaßt und wird durch die nachfolgenden Mittheilungen vielfach berichtigt und ergänzt. Diese selbst beruhen zum Theil auf den Erinnerungen eines der Betheiligten, des mir befreundeten Ernst Matthiä, der jetzt Arzt in Wülflingen bei Winterthur ist, zum Theil auf den amtlichen Mittheilungen der von 1832—1838 erschienenen „Frankfurter Jahrbücher".

Es hatten Versammlungen stattgefunden unter den Verbundenen, die indeß wenig besucht worden waren, Verabredungen waren getroffen worden, so ward auch am Abend des 2. April eine Versammlung in Bockenheim gehalten. Die jungen Leute, welche Handlanger eines verzweifelten Unternehmens waren, dessen Leiter ihnen theilweise immer verborgen geblieben sind, und an dessen Erfolglosigkeit bei der gänzlichen Unzulänglichkeit der Vorbereitung kein Zweifel sein konnte, zumal da es, wie ihnen bekannt, bereits verrathen war, schlugen dennoch los, da aus falschem Ehrgefühl keiner zurücktreten wollte. Die Zeitbestimmung, auf den Abend, wurde erst am Morgen des 3. von den Verbündeten festgesetzt. Im Laufe des Nachmittags (am 3. April) kam dem älteren Bürgermeister (G. F. von Guaita) durch einen anonymen Brief die Mittheilung zu, daß eine unruhige Bewegung für den Abend zu befürchten sei. Obgleich auf diesem Wege schon ganz unbegründete Nachrichten eingelaufen waren, so communicirte von Guaita diese Nachricht doch seinem Collegen, dem jüngeren Bürgermeister Dr. jur. Joh. Kappes, sowie den Deputirten zum Kriegszeugamt und Polizeiamt, den Obersten der Stadtwehr und des Linienmilitärs. Die Hauptwache und Constablerwache wurden mit verstärkter Mannschaft besetzt und das Linienbataillon in der Kaserne bereit gehalten; da in dem Briefe auch vom Sturmläuten die Rede war, wurde an dem Pfarrthurm Polizeiwache aufgestellt. Nach Mainz wurde ein Curier gesandt und von da noch an demselben Abend einige Reiterabtheilungen auf die Frankfurter Landstraße geschickt und ein Theil der Besatzung in Bereitschaft gehalten. In Frankfurt litt der Ernst der Vorsichtsmaßregeln entschieden unter der Möglichkeit, abermals gefoppt zu sein. Man ließ die Mannschaft auf der Hauptwache nicht scharf laden, vertraute ihr Commando dem jüngsten Lieutenant an, und besetzte den Pfarrthurm viel zu schwach. Man erzählt, daß die vier Senatoren in der am Roßmarkt, nahe der Hauptwache gelegenen Wohnung des Dr. Kappes am Whisttisch saßen und eben sich für abermals gefoppt erklärten, als plötzlich das Feuern an der Hauptwache begann. Das schaulustige Publicum war in großer Menge im Theater, wo „Robert der Teufel" aufgeführt wurde, und da man einer besonders glänzenden Vorstellung versichert war, hatten sich auch viele Fremde aus der Nachbarschaft eingefunden. Während man hier dem Spiele lauschte, hatten sich die Verbundenen zum blutigen Ernste gerüstet. In ihrer gewöhnlichen Kleidung, aber mit schwarzrothgoldenen Schürzen umgürtet, die ihnen als Erkennungszeichen dienten, mit alten französischen Musketen und Dolchen, zum Theil mit Pistolen und Degen bewaffnet, hatten sie sich in zwei gleich starke Haufen geschaart, die Punkt 9½ Uhr sich von der Münze aus gleichzeitig in Bewegung setzten. Der eine dieser Haufen, nicht stärker als dreißig bis fünfunddreißig Mann, aus Studenten bestehend, unter der Führung von Rauschenblatts, der polnische

Uniform trug, brach aus der Katharinenpforte plötzlich und schweigend gegen die Hauptwache hervor; sie erschossen die Schildwache und den Sergeanten, bemächtigten sich der Gewehre und befreiten die Gefangenen. Der zweite Haufen: einige Polen, einige Arbeiter und mehrere junge Männer aus Frankfurt, hatte sich gleichzeitig auf die Constablerwache gestürzt, auf das französische Commando eines Polen Feuer gegeben und die Wache überrumpelt. Von den hier Verhafteten wurden die aus politischen Gründen Gefangenen in Freiheit gesetzt. Hierauf suchten sich die Aufrührer des Zeughauses und des darin befindlichen Geschützes zu bemächtigen, kamen aber statt dessen vor ein Spritzenhaus, und konnten dessen Thür erst nach großer Anstrengung erbrechen.

Zur Nachricht, oder erforderlichen Falls zur Hülfe, hatte inzwischen die Schaar, welche die Hauptwache erstürmt hatte, eine Abtheilung nach der Constablerwache geschickt und eine zweite Abtheilung, vier bis fünf Mann stark, nach dem Pfarrthurm entsendet, um die Sturmglocke ertönen zu lassen. Die dazu Auserſehenen hatten sich am Morgen unter dem Vorwand, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, mit der Localität bekannt gemacht. Die am Pfarrthurm postirten Polizeisoldaten wurden ohne Mühe übermannt und von den Aufrührern, die unten am Thurm Wache zurückließen, gezwungen, ihnen die Treppe hinaufzuleuchten und die Sturmglocke zu ziehen. Dies geschah für kurze Zeit und nicht eher als bis in der Hauptsache schon alles vorüber war. An der Hauptwache, wie an der Constablerwache hatten die Angreifenden unter der Versicherung, daß es in diesem Augenblicke in ganz Deutschland losgehe, die neugierig zusammengelaufene Menge aufgefordert, ihrer Sache sich anzuschließen und für die Freiheit zu fechten. Aber die Aufforderung fand keinen Anklang; die dargebotenen Gewehre und Patronen wurden von den einen unter mancherlei Entschuldigungen zurückgewiesen, von andern angenommen, aber doch sogleich wieder bei Seite gestellt. Auf die Kunde von der Erstürmung der Hauptwache hatte das Linienbataillon die Kaserne verlassen und war gegen die Hauptwache angerückt. Nun zogen sich die wenigen, daselbst Zurückgebliebenen, um sich mit dem stärkeren Haufen zu vereinigen, nach der Constablerwache. Nur einer, Student Rubner aus Wunsiedel, hatte sich auf der Hauptwache verspätet, und nach vergeblicher Aufforderung, sich zu ergeben, heftig gewehrt; mit Bajonnettstichen verwundet und mit Kolben niedergeschlagen fiel er in die Hände des Militärs. Dieses rückte nun, einen Zug Schützen voraussendend, gegen die Constablerwache an. Hier entspann sich ein lebhaftes Feuer, und für kurze Zeit ging der Kampf selbst in ein Bajonnettgefecht über. Der großen Uebermacht weichend, zogen sich endlich die Aufrührer in geordnetem Rückzug in die benachbarten Straßen, wo sie auseinander gingen, ohne weiter verfolgt zu werden. Dies hatte

wohl seinen Grund darin, daß das Militär die kleine Anzahl seiner Gegner nicht kannte. Neben fünfzehn Verwundeten hatten die Linientruppen fünf Todte, welche an verschiedenen Orten des Kampfes theils auf dem Platz geblieben, theils in der Nacht oder an den folgenden Tagen an ihren Wunden gestorben waren. Von den Angreifenden wurde einer, früher Unterofficier bei dem Frankfurter Militär, bei der Constablerwache tödtlich verwundet und starb am 6. April. Außerdem hatten diese einige Leichtverwundete und auch aus der umstehenden Menge wurden mehrere leichter oder schwerer verletzt. Alle diese Ereignisse drängten sich in den kurzen Raum einer Stunde zusammen. Etwa um 10½ Uhr herrschte in der Stadt wieder die größte Stille. Im Theater, das bis gegen 10 Uhr dauerte, hatte man von dem ganzen Auftritte nichts vernommen, obgleich das Schauspielhaus der Hauptwache ziemlich nahe liegt. Die befreiten Gefangenen hatten sich selbst gestellt oder waren wieder verhaftet worden.

Während dieser Vorgänge hatte sich von Bonames, einem 1½ Stunde entfernten Frankfurtischen Dorfe an der Nidda, unter der Anführung einiger Verbundenen, ein Haufe von siebenzig bis achtzig Landleuten, mit einer Trommel und einer schwarzrothgoldenen Fahne in Marsch gesetzt. Das auf dem Wege nach Frankfurt liegende kurhessische Nebenzollamt Preungesheim wurde gestürmt, die Papiere wurden vernichtet und die Beamten wurden verjagt. Von da rückten die Bauern gegen das Friedberger Thor, und als sie dasselbe verschlossen und mit verstärkten Wachen versehen fanden, zogen sie sich ohne Versuch eines Angriffs zurück. In der Stadt waren die sogleich getroffenen Maßregeln folgende: vom Einbrechen der Dämmerung an starke Besetzung der beiden Wachen durch das Linienbataillon und Bereithaltung des Restes in der Kaserne; Besetzung der Stadtthore und Patrouillen von Seite der Stadtwehr, Bereitstellung des Polizeipersonals.

Ein Theil der Verbundenen hatte sich in ihre Gasthöfe begeben, wo sie schon um Mitternacht verhaft wurden; anderen gelang es in der Nacht, trotz der verschlossenen Thore, oder am folgenden Tage aus Frankfurt zu entkommen. Am Abend des 4. April waren in Darmstadt vier Studenten verhaftet worden, einer derselben, L. A. von Rochau, wollte nach vergeblichem Befreiungsversuche sich selbst entleiben, wurde aber daran gehindert, von den Wunden, die er sich beigebracht hatte, geheilt, und später zu den anderen Gefangenen nach Frankfurt abgeführt.

Schon am 4. April hatte sich die Bundesversammlung unter dem Präsidium des sächsischen Ministers von Manteuffel zu außerordentlicher Sitzung versammelt, um für die den Umständen gemäß scheinenden Maßregeln Einleitung zu treffen. Außerordentliche und geheime Sitzungen der

gesetzgebenden Versammlung fanden statt am 11., 12. (zwei Sitzungen, Vormittags und Nachmittags) und 13. April. Am letztgenannten Tage mußte der Senat der Bürger- und Einwohnerschaft der Stadt Frankfurt, sowie den Bewohnern der Frankfurter Ortschaften anzeigen, „daß die hohe Bundesversammlung in dem Attentat nicht sowohl einen Angriff auf die Ruhe in hiesiger freier Stadt, als vielmehr auf den deutschen Bund erkannt, und deshalb beschlossen habe, die Stadt und Umgegend militärisch zu besetzen, um jeden Angriff von außen zu verhüten.“ Deshalb werde ein österreichisch-preußisches Corps aller drei Waffengattungen die umliegenden Orte Bornheim, Bockenheim (kurhessisch) und Rödelheim (darmstädtisch) auf dem rechten, Oberrad und Niederrad auf dem linken Mainufer besetzen; Frankfurt und Sachsenhausen solle von aller Einquartirung frei bleiben, in Sachsenhausen nur das Deutschordenshaus, welches Oesterreich sich angeeignet hatte, mit Militär belegt werden. Die Verpflegung und Besoldung der Bundestruppen wurde aus der Bundescasse bestritten. Für den Fall eines gemeinsamen Wirkens war die Frankfurter Militärmacht dem österreichischen Generalcommando untergeben. Nach einer Ermahnung an die Bürgerschaft und Dank an das gesammte Militär schließt der Senat seine Ansprache mit den Worten: „Und so wollen wir vereint hoffen, daß auch gegenwärtiges Ungemach vorübergehen und unsere freie Stadt sich auch ferner erhalten werde.“ Am 15. April rückten 2500 Mann, von Mainz aus, in die ihnen bezeichneten Standquartiere. Aber außer diesen Sorgen war die Bürgerschaft auch durch das Loos der Gefangenen bewegt und besorgt um das Schicksal derer, welche theilweise noch Wochen lang bei Verwandten hier versteckt sich hielten.

Die Untersuchung gegen die Angeschuldigten verblieb zwar den Frankfurter Behörden und wurde zur möglichsten Beschleunigung mit vermehrtem Personal geführt, am 30. Juni jedoch faßte die Bundesversammlung den Beschluß, daß von Bundes wegen eine Centralbehörde niedergesetzt werde, um die in den einzelnen Bundesstaaten geführten Untersuchungen hinsichtlich des gegen den Bestand des Bundes und die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Complots zu überwachen und in Verbindung zu erhalten. Diese Centralbehörde wurde aus Mitgliedern zusammengesetzt, welche die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Baiern, Württemberg und Großherzogthum Hessen ernannten und am 8. August als constituirt erklärt. Am 31. October 1833 gelang es dem stud. juris Bernhard Lizius aus Aschaffenburg an einem nebligen Abend unter Beihülfe von außen, — indem eine vorgebliche Rauferei auf der Straße die Schildwache veranlaßte, sich von ihrem Posten zu entfernen, — sich von dem Fenster seines Kerkes auf der Constablerwache, dessen Stäbe er durchgesägt hatte, herab zu lassen und zu entspringen.

Bald wurde das Lied:

Jetzt, Schnitzspahn, streck die Beine aus,
Die Fall ist offen, fort die Maus;
O Polizei, wie viel Verdruß
Macht Dir Studiosus Lizius
u. s. w.

nach der Melodie: „Ich bin der Doctor Eisenbart" in allen Gassen gesungen.

In größerem Stile fand am 2. Mai 1834 ein Versuch zur gewaltsamen Befreiung aller auf der Constablerwache detinirten Gefangenen statt. Am gedachten Tage, Morgens zehn Uhr, wurde die Wache von Bewaffneten angegriffen und während des Feuerns befreiten sich fünf Gefangene, wovon einer getödet, die anderen aber bis auf einen wieder eingefangen wurden. Der Getödete war der schon genannte Rubner, welcher in Folge einer beim Sturze erhaltenen Kopfverletzung noch in derselben Nacht starb*); der Entronnene war Julius Dankmar Alban aus Gräfentonna**). Während des Auflaufs feuerte die Wache auf die Umstehenden, wodurch mehrere verwundet wurden und ein Schmied, der vor seinem Hause stand, eine tödliche Wunde erhielt.

Die über diese Vorfälle eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Complot unter der Schützencompagnie zur Befreiung der Gefangenen bestanden hatte. Es wurden ein Corporal, ein Gefreiter und sieben Schützen, sämmtlich aus Frankfurt und dessen Gebiet gebürtig, in Untersuchung gezogen. Am 19. Juni 1835 sprach das Kriegsgericht sein Urtheil, welches am 6. August im Hofe der Caserne vor ausgerücktem Bataillon verkündigt wurde. Danach wurde einer der Angeschuldigten zur Todesstrafe, einer zu zehnjähriger Eisenstrafe, einer zu fünfjähriger Zuchthausstrafe, die übrigen zu zwölf bis ein wöchentlicher Arreststrafe, je nach der Schwere ihrer Verschuldung verurtheilt. Die Todesstrafe wandelte der Senat in zwanzigjährige Eisenstrafe um. Außerordentlich groß waren die Kosten, welche die Ereignisse vom 3. April 1833 und 2. Mai 1834 der Stadt auferlegten. Die für die Unterhaltung der Gefangenen, die Untersuchungen und die polizeilichen Maßregeln bewilligten Summen beliefen sich vom 11. Juni 1833 bis 14. Juni 1836 auf 113,300 fl.

Während der langen Haft waren (außer Rubner) zwei Gefangene gestorben, zwei als Wahnsinnige in Irrenhäuser gekommen, der badische Student Eimer nach seinem Verlangen auf die badische Festung Kislau abgeliefert. Endlich am 19. October 1836, also nach mehr als vierthalb Jahren, wurde das Urtheil der Rechtsfacultät Tübingen den Angeklagten eröffnet. Danach

---

*) Nicht „durch einen den Kopf durchdringenden Bajonnetstich", wie es im Conversationslexicon der Gegenwart heißt.

**) Er entkam in die Schweiz, studirte in Zürich, starb als Arzt in Nidau (Kanton Bern).

wurden zehn zu lebenslänglicher, einer zu fünfzehnjähriger, einer zu zwölfjähriger, einer zu sechsjähriger und einer zu fünf monatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Zwei Inquisiten wurden von der Instanz absolvirt.

Am Tage nach der Publication des Urtheils entwich L. A. von Rochau, der ausgezeichnete Publicist und Historiker, der berühmte Verfasser der „Realpolitik," welcher wegen Krankheit auf dem Rententhurme (am Main) gefangen gehalten wurde, mit seinem Gefängnißwärter, den er gewonnen hatte.

Es begannen nun die langwierigen Actenauszüge zur Appellation nach Lübeck, die Zwischenzeit benutzten aber die am meisten Gravirten, um am 10. Januar 1837 unter Mitwirkung des Gefängnißwärterknechts Johann Geiger (aus Orb) aus ihren Gefängnissen auf der Constablerwache zu entweichen. Es waren dieß, laut ihren am folgenden Tage erlassenen Steckbriefen:

1) Ignaz Sartori, stud. juris aus Würzburg (jetzt Oberlehrer an der Kantonschule zu Zürich),

2) Ernst Matthiä, stud. philol. aus Grünstadt in der Pfalz, Sohn des Gymnasialdirectors in Frankfurt, Arzt in Wülflingen bei Winterthur,

3) sein Vetter Eduard Fries, stud. med. aus Grünstadt (jetzt Arzt in Sissach, K. Baselland),

4) Wilhelm Obermüller, stud. med. aus Karlsruhe*),

5) Wilhelm Zehler, stud. med. aus Nürnberg, gestorben in Griechenland,

6) Hermann Friedrich Handschuh, stud. theol. aus Nieder-Werren in Baiern; er war Schulmann in der Schweiz und kehrte nach der Amnestie nach Baiern zurück.

Man hatte zur Ausführung des längst vorbereiteten Fluchtplanes einen Tag gewählt, wo wegen der gegen Abend ankommenden Holzfuhren das große Thor geöffnet werden mußte. Dieß geschah am 10. Januar, wo sehr rauhes Wetter war. Es gelang, die Gefangenen unbemerkt aus ihren Zellen in den Hof zu bringen, während die Wachtmannschaft sich durch Kartenspiel unterhielt und das Aufsichtspersonal sich beim Nachtessen befand. Den dienstthuenden Wärter wußte Geiger durch die Betrachtung geburtshülflicher Tafeln, welche einer der Gefangenen bei seinen medicinischen Studien benutzte, zu beschäftigen. Der Fluchtversuch mußte bis neun Uhr gelungen sein, denn dann wurden die Zellen revidirt, — und es gelang!

Den Schlüssel des Hofthors, welcher ihnen zur Freiheit verholfen, hatten sie mitgenommen, und zur Erinnerung an die gelungene Flucht ließen sie

*) Identisch mit dem Herausgeber eines Hassenpflugschen Organs 1850 in Frankfurt und mit dem Keltomanen, dessen Etymologien alle Sprachforscher jetzt belustigen.

daraus Ringe schmieden, die das Gepräge des Schlüssels selbst und die Jahreszahl trugen. Ein ausgiebiger Gebrauch wurde von der Presse gemacht, um die Flucht als gelungen darzustellen und die Ueberwachung der Stadt abzuschwächen. Das Mannheimer Tageblatt meldete am 15., bereits am 11. seien die Frankfurter Flüchtlinge als Jäger verkleidet auf zwei Jagdwagen bei Neustadt an der Haardt vorbeigekommen. „Vom Main" ließ sich das Frankfurter Journal vom 18. Januar melden, die Studenten hätten auf der linken Mainseite ihre Flucht fortgesetzt. Am Abend des 10. habe in der Nähe des Forsthauses ein vierspänniger Wagen gehalten und sie aufgenommen. Ueber Großgerau, wo sie einige Erfrischungen genommen, hätten sie Oppenheim erreicht und dort den Rhein passirt. Von da verlöre sich jede Spur der Flüchtigen, so daß sie wohl schon die französische Grenze überschritten hätten.

Aus Freiburg am 16. wird dem Frankfurter Journal vom 21. berichtet, Obermüller habe seinen Verwandten in Freiburg gemeldet, daß er mit allen seinen Gefährten in Straßburg angekommen sei.

Aus Paris vom 22. (Frankfurter Journal vom 25.) wird geschrieben: „Sartori ist in Paris eingetroffen, seine fünf Gefährten hat er in Metz zurückgelassen". Die Behörden ließen sich aber durch die Kunstgriffe der Freunde der Gefangenen nicht irre führen und fuhren fort, ihre Steckbriefe zu erlassen.

Fries und Matthiä waren noch fünf Wochen in Frankfurt verborgen, in verschiedenen, stets wechselnden Verstecken. Endlich wurden beide wohlgekleidet, mit Brillen versehen und geschminkt zum Eschenheimer Thor hinaus in offener eleganter Equipage nach Hochheim gefahren, wo das erste Nachtquartier war. Am Abend des folgenden Tages brachte sie ein kleiner Kahn, von vertrauter und kundiger Hand geführt, nach Mainz, wo durch ein kleines Nebenthor die beiden Studenten ungehinderten Eingang fanden. Ihre weiteren Stationen waren Guntersblum, Worms, Frankenthal, Bergzabern, Weißenburg. Die französische Regierung gestattete ihnen nicht, in Montpellier zu studiren, worauf sie sich nach der Schweiz wandten.

Am 28. Februar und 1. März wurden die noch übrigen politischen Gefangenen nach der Bundesfestung Mainz abgeführt, „wo für dieselben nicht nur sehr gesunde und zweckmäßige Arrestlocale eingerichtet sind, sondern auch für gute Beköstigung und genügende Bewegung in freier Luft gesorgt ist" (auf den Hartenberg). Im Jahre 1842 wurde die Bundescentralbehörde aufgelöst und in demselben Jahre verließ die wiederholt, zuletzt bis auf achthundert Mann reducirte Bundesbesatzung Frankfurt.

Da am 18. September wieder eine Bundesbesatzung in Frankfurt ein-

gerichtet wurde, welche bis zum Ende der städtischen Freiheit dauerte, so hat, von den $52^1/_2$ Jahren des Bestehens der „freien Stadt," Frankfurt nur etwa $25^1/_2$ Jahre sich der vollen Souveränetät in Militärsachen erfreut.

Daniel Dollfuß.

Zwischen dem Matterhorn und dem Breithorn in der Monte Rosakette senken sich die riesigen Berge zu einem Passe herunter, welcher von dem Thale der Visp bei Zermatt hinüber nach dem Piemontesischen führt. Zu beiden Seiten dieser immerhin noch 10,000 Fuß hohen Einsenkung, die man den St. Theodulpaß nennt, ziehen sich kolossale Gletscher in die Thäler hinab, und auf einem der benachbarten Gipfel, unter Felsentrümmern, welche die Stürme stets rein fegen, und die aus dem Nebelmeere auftauchen, wie Klippen im Eismeer, befindet sich eine Hütte, welche der Wanderer mit Staunen, auch wohl mit einigem Grauen, vor sich liegen sieht. Unser Führer, ein intelligenter Mensch aus Meyringen, den wir für längere Zeit angenommen hatten, weist lächelnd auf diese Hütte hin, und erzählt uns, daß in dieser grenzenlosen Einöde und unwirthlichen Gegend, welche trotz des leidlich guten, aber selbst im Juli eisig kalten Wetters zu durchschreiten wir uns beeilen, zwei seiner Freunde, ebenfalls Führer aus Meyringen, dreizehn Monate hintereinander gehaust hätten, ohne während dieser langen Zeit viel andere Gesichter als die eigenen, und das eines dritten Genossen gesehen zu haben! Die beiden Meyringer hatten im Jahre 1864 einen hochgewachsenen alten Herrn, mit langem weißen Barte zum ersten Male dorthin geführt. Der Platz gefiel dem Reisenden so wohl, daß er noch in demselben Jahre die genannte Hütte aus Felsstücken aufführen ließ, sie im Innern verhältnißmäßig bequem ausstattete, und dann im Juli 1865 wiederkehrte, um die inzwischen durch klingende Ueberredung dazu gewonnenen Miethsleute in dieselbe einzuführen.

Dieser alte Herr war der fast in der ganzen Schweiz bei Führern und Bergbewohnern, — weniger in den großen Hôtels — unter dem Namen „Papa Gletscherdollfuß, bekannte Naturforscher Daniel Dollfuß-Ausset, aus Mülhausen im Elsaß, dessen Leben und Wirken wir hier mit Benutzung einer Notiz des Herrn Charles Grad mittheilen wollen.

Bevor wir jedoch unsere Aufmerksamkeit dem Gelehrten zuwenden, müssen wir den bedeutenden Industriellen flüchtig auf seinem Lebenswege begleiten.

Daniel Dollfuß wurde geboren zu Mülhausen im Jahre 1797 und gehörte zu einer jener großen industriellen Familien, denen die Stadt Mülhausen ihr Gedeihen und ihren Glanz verdankt. Zu jener Zeit war die Bedeutung der Stadt noch keineswegs die heutige. Seit alter Zeit mit der Schweizer Eidgenossenschaft verbunden, hatte die Stadt soeben ihre Vereinigung mit der französischen Republik nachgesucht, um die aufblühende Industrie den Zollschranken zu entziehen, welche ihre Entwickelung unmöglich machten. Die Stadt hatte kaum 6000 Einwohner, eine Zahl, welche sich in nicht ganz einem Jahrhundert verzehnfacht hat. Da die Verbindungen mit der Schweiz, trotz der politischen Trennung, Bestand hatten, und da Mülhausen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch nicht annäherungsweise die Bildungsmittel besaß, welche heute sein Stolz sind, so wurde der junge Dollfuß zur Ausbildung auf die Kantonalschule zu Aarau geschickt. Einige Jahre später 1814 und 1815 studirte er in Paris Chemie und Physik unter Leitung des Chemikers Chevreul, zu einer Zeit, wo dieser ausgezeichnete Lehrer seine Studien über die Zusammensetzung und das Wesen der Farben erst begann, Untersuchungen, welche der jetzt hoch betagte Greis durch sein ganzes Leben fortgeführt und in welchen er brillante Erfolge aufzuweisen hat.

Neunzehn Jahre alt wurde der junge Student nach Hause zurückgerufen, um sich von seinem kränkelnden Vater die Leitung einer Fabrik, Kattundruckerei, übergeben zu lassen. In einem so jugendlichen Alter, und mit einer noch keineswegs abgeschlossenen Bildung zu einem so bedeutenden Wirkungskreise berufen zu werden, konnte sein Mißliches haben. Unseren Dollfuß jedoch trieb es um so mehr an, die selbst wohl gefühlten Lücken in seiner Ausbildung zu ergänzen, und mit theoretischen Studien praktische Untersuchungen zu verbinden. Ein hervorragender Antheil an den allmählich bewirkten Verbesserungen beim Druck kommt Dollfuß zu, und seinen Anstrengungen, sowie denen einiger anderer ausgezeichneter Zeit- und Fachgenossen, hat die Industrie Mülhausens und des Elsaß ihre große Ueberlegenheit über die anderer Länder zu danken. Namentlich führte Dollfuß zuerst das Verfahren ein die Gewebe durch Anwendung von Kalkmilch zu bleichen, ferner die Verwendung der blausauren Pottaschensalze zum Bedrucken, sowie die Dampfwäsche und Färberei. Später construirte er ein Gestell zum Aufhängen der Zeuge, behufs Fettigung derselben mit Säuren, und zur Vorbereitung derselben die Beize am vollständigsten aufzunehmen, und gleichzeitig veröffentlichte er werthvolle Untersuchungen über den Einfluß der Naturerscheinungen, wie Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, Wolken, Thau 2c. auf die Fabrikation.

Die im Elsaß auf eine so hohe Stufe der Vollendung gelangte Kunst des Bedruckens der Kleiderstoffe ist jedoch nicht im Lande selbst erfunden, worden. Die Entdeckung des entsprechenden Verfahrens fand in der Schweiz

— wahrscheinlicher in Deutschland statt, — genaueres ließ sich darüber nicht ermitteln. Eine größere Menge Werkmeister, die das Verfahren kannten und einführten strömten aus Deutschland und der Schweiz nach Mülhausen. Die erste Indiennefabrik wurde hierselbst im Jahre 1746 angelegt und gedieh vortrefflich, da die Arbeiter die so werthvollen Eigenschaften der Geduld, des Fleißes und der Ausdauer mitbrachten, und den guten Geschmack, durch französische Gehülfen vertreten, vorfanden. Es bedurfte überhaupt Frankreichs, um die Industrie zu ihrer Vollendung kommen zu lassen, da die Gabe der Erfindung die Kunstfertigkeit, die Eigenthümlichkeit und Eleganz der Muster, die Harmonie der Figuren und Farben vorzugsweise die Begabung dieser Nation ausmachten und noch heute ausmachen. Den Verlauf dieser Vervollkommnungen zu beschreiben, würde zu weit führen. Anfangs waren es nur rohe Zeichnungen, welche mit der Hand auf ordinäres Gewebe aufgetragen wurden. Allmählich werden diese Stoffe feiner und feiner, bis zur Durchsichtigkeit, und die Zeichnungen gewinnen stets an Mannigfaltigkeit und Schönheit. Zuerst druckt man nur mit einer, höchstens zwei Farben, welche mittelst Lack und Siccativ aufgetragen werden; später kommt die Beize dazu, das Eiweiß, die Eisensalze, Zinksalze, Mangan und eine ganze Reihe neuer Farben werden auf die Stoffe gezaubert, theils direct, theils durch Reagentien. Es giebt nur noch sehr wenige Farbennüancen, welche man heutzutage nicht mit der erforderlichen Echtheit auf die Stoffe übertragen könnte, und die Erfindungen sind ja noch nicht abgeschlossen! In dem Mechanischen fand ein gleicher Fortschritt statt. Zuerst trug man die Farben mit dem Pinsel auf, wie ungleich und mit welcher Langsamkeit, wird man begreifen, — sodann kamen die Handstempel zur Anwendung, endlich die kupfernen Walzen, auf welche das Muster gestochen ist, und die in ihrer Umdrehung mit mathematischer Genauigkeit nacheinander die sechs oder sieben Farben auf den Stoff übertragen, die man ihm verleihen will. Die Bleiche, welche auf den Wiesen drei Monate dauerte, wird jetzt in drei Tagen bewirkt; zu all und jedem besitzt man heute Maschinen, welche Menschenkräfte ersparen und die Arbeit viel genauer, billiger und schneller machen als früher. Dies sind in kurzen Zügen alle die Verbesserungen, die erforderlich waren, zur Herstellung der Jaquonnets, Piqués, Mousselines, welche die Schaufenster zieren, und uns in jedem Jahre neue Ueberraschungen bereiten. Das Elsaß kann mit gutem Recht den Hauptruhm bei diesem außerordentlichen Aufschwung der Industrie für sich in Anspruch nehmen. Hier ging man voran, erreichte das Höchste und findet sich durch die Industrie keines Landes übertroffen.

Die Vorzüglichkeit der Producte ist aber auch für die elsässische Industrie eine Lebensfrage. Sehr weit entfernt von dem Markte für die Rohstoffe, sowie mit großen Schwierigkeiten beim Absatze der fertigen Waare kämpfend,

nach den meisten Ländern hin mit schweren Eingangszöllen belastet, kann das Elsaß nicht so wohlfeil producieren als beispielsweise England, und hat daher seinen Vortheil nicht in der Masse, sondern in der Güte der Waare zu suchen. Dies haben die Schöpfer der Industrie in Mülhausen sehr bald begriffen. Sie bemühten sich daher, sich einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und einen Halt zu verschaffen, eine Station für die fortwährende Verbesserung des Verfahrens, und die Prüfung aller neuen, das Gebiet der Industrie berührenden Erfindungen. Zu diesem Zwecke wurde die „société industrielle" von Mülhausen in das Leben gerufen, zu deren Gründern unser Daniel Dollfuß mit zweien seiner Brüder gehörte. Einer derselben war lange Zeit Präsident dieser Gesellschaft, der andere erwarb sich besondere Verdienste um die Einrichtung der Arbeiterwohnungen. Dank den Begründern und Mitgliedern, wurde die junge Gesellschaft nicht ein Gegenstand der Liebhaberei, oder der Schauplatz kleinlicher Eitelkeiten, sondern ein außerordentliches Hilfsmittel für die industrielle Fortbildung. Die kleinen Fabrikgeheimnisse, welche man anderswo sehr verborgen hält, werden seit vierzig Jahren und länger in den Sitzungen der Gesellschaft besprochen, in ihren Jahresschriften veröffentlicht, verbreitet, genau beschrieben und durch Zeichnungen erläutert, ohne daß irgend ein Mitglied auch nur je diese großartige Erfüllung seiner Bürgerpflicht zu bereuen gehabt hätte! Man appellirte an die hochherzigen Gefühle, erhob auf diese Weise die Menschen, diente den allgemeinen Interessen und bewies aufs Neue, daß die größte Klugheit in der Offenheit besteht.

Auf solche Weise gedieh die Schöpfung unseres Daniel Dollfuß und seiner Freunde in einer solchen Weise, daß sie jetzt nur ihres Gleichen findet in der „société d'encouragement" zu Paris. Mit den Beiträgen ihrer Mitglieder verbanden sich großartige Schenkungen, welche wissenschaftliche Unternehmungen jeder Art erleichterten oder ermöglichten. Es ist jetzt nicht allein möglich alle neuen Erfindungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, sondern aus dem Schoße der Gesellschaft sind eine Menge, oft sehr wichtiger Entdeckungen hervorgegangen, in Folge Aussetzung ansehnlicher Preise und Belohnungen für gelöste Probleme. Nicht allein Chemie und Mechanik beschäftigt die Mitglieder, auch die Naturwissenschaften, der Ackerbau, die Nationalökonomie, und besonders die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen fanden und finden eine genügende Berücksichtigung bei den Arbeiten dieser vorzüglichen Gesellschaft.

Bei Daniel Dollfuß, wie bei seinem Freunde und Mitbürger, Joseph Köchlin-Schlumberger, dem Verfasser der geologischen Karte des Oberrheins, und einem der thätigsten Mitglieder der „geologischen Gesellschaft von Frankreich", füllte die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nur die Stunden der Muße aus, welche die Thätigkeit in der Fabrik und für die Fabrik ihnen

ließ. Und doch, wie nutzbringend sind diese Mußestunden für die Wissenschaft geworden! Diese energischen und unermüdlichen Männer, für welche die Muße nur in einem Wechsel der Arbeit bestand, wußten so schöne und glänzende Erfolge zu erringen, wie solche nicht alle diejenigen aufzuweisen vermögen, welche wissenschaftliche Arbeiten zu ihrem Lebensberuf gemacht haben. Dabei kam ihnen freilich der Wohlstand zu statten, den ihnen die Industrie gewährte. Dieser setzte sie nicht allein in den Stand, selbst kostspielige Untersuchungen, Reisen ꝛc. anzustellen, sondern ermöglichte es ihnen auch, materiell weniger begünstigte Forscher von Begabung so reichlich zu unterstützen, daß diese, von Sorgen befreit, sich ganz ihrem Werke widmen konnten. Dollfuß betrachtete es als ein großes Glück, einen Theil seines Vermögens der Wissenschaft opfern zu können. Nachdem er beträchtliche Summen, welche sich nach hundert Tausenden von Franken beziffern, auf das Studium der Gletscher verwendet, ein Studium, welches er stets mit besonderer Liebhaberei betrieb, nachdem er die industrielle Gesellschaft Mülhausens, und die geologische Gesellschaft Frankreichs reichlichst bedacht, hinterließ er bei seinem Tode noch ein bedeutendes Vermächtniß zur Errichtung eines meteorologischen Observatoriums in seiner Vaterstadt, und eines Laboratoriums mit vorzüglichen Sammlungen für das Studium aller Fragen, welche sich auf die Fabrikation bedruckter Gewebe beziehen.

Wir kommen jetzt zu dem Geologen und Gletscherforscher Dollfuß.

Unter den neueren Fortschritten der Geologie ist die Gletscherkunde einer der wichtigsten, wegen des Lichts, welches sie auf die letzten Phasen der Entstehung der Erdoberfläche wirft, sowie wegen des Interesses, welches die Erforschung ganz neuer Erscheinungen in uns hervorruft. Dieses Studium ist noch nicht so alt, wie unser jetziges Jahrhundert. Vor 60 Jahren, im Jahre 1815, versicherte ein einfacher Bergbewohner aus Wallis, Perrandin, dem bekannten französischen Geologen de Charpentier, daß die Gletscher in früheren Zeiten eine weit bedeutendere Ausdehnung gehabt hätten, als heutzutage, was zweifellos daraus hervorginge, daß enorme Felsblöcke, losgelöst von der Hauptkette des Gebirges, in der Umgegend von Martigny sich auf Höhen vorfänden, wohin die Wasserströme der Thäler sie nicht gebracht haben könnten, selbst wenn diese je so mächtig gewesen wären, dermaßen kolossale Massen zu bewegen. Saussure glaubte trotz dieser Bedenken, daß diese Blöcke ihre dortige Anwesenheit nur der Bewegung des Wassers verdanken könnten; Charpentier aber überzeugte sich sehr bald nach eingehenden Untersuchungen, daß sein einfacher Führer vollständig Recht habe. In Folge dieser unerwarteten Entdeckung, wandten die Naturforscher den Gletschern eine besondere Aufmerksamkeit zu, um einmal die Spuren ihres Vordringens über die jetzigen Grenzen hinaus zu entdecken, und um die Ursachen ihrer früheren Aus-

dehnung und des jetzigen Zurückweichens festzustellen. Dies konnte nur durch ein Studium der Thätigkeit der vorhandenen Gletscher bewirkt werden. Diese Untersuchungen füllten den größten Theil des Lebens unseres Dollfuß aus.

Im Jahre 1840, bei Gelegenheit eines Ausflugs in die Alpen, traf Dollfuß auf dem Aargletscher einige Naturforscher aus Neufchâtel. Es waren dies die Herren Agassiz, Desor und Guyot, welche an den bald darauf erschienenen schönen „Gletscherstudien" arbeiteten. Der Fabrikant aus Mülhausen begeisterte sich für diese Untersuchungen. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich den Forschern anschließen zu dürfen, und war bald einer der tüchtigsten Mitarbeiter von Agassiz. An Stelle des gebrechlichen Bretterhäuschens, welches die kühnen Gletscherforscher mit dem stolzen Namen „Hôtel des Neufschâtelois" beehrt hatten, ließ Dollfuß auf seine Kosten ein solides Haus, den noch jetzt vorhandenen „Pavillon de l'Aar" errichten. Von da an traf man während einer langen Reihe von Jahren in jedem Sommer, während der Monate August und September in diesem Pavillon zusammen, und die Studien, welche dort über die Entstehung und die Bewegung der Gletscher gemacht wurden, können classische genannt werden. Nicht Ausgaben, nicht Anstrengungen scheute Dollfuß um diese Studien zu fördern. Er lenkte besonders seine Aufmerksamkeit auf die Entdeckung der physikalischen Ursachen der Gletscherbildung, auf das Wachsen und Schwinden der Eisströme. Er errichtete eine meteorologische Station, an welcher während des ganzen Jahres Beobachtungen gemacht wurden, auf der „Grimsel" in der Nähe des Aargletschers, später die auf dem Theodulpasse, höher als jede menschliche Wohnung in Europa. Er machte Studienreisen durch den größten Theil von Europa, um das Vorkommen alter Gletscher zur Zeit ihrer größten Ausdehnung, festzustellen. Mit Herrn Schimper besuchte er Spanien und die Pyrenäen, mit Hogard und Collomb Italien, England und Frankreich, mit Carl Voigt und Kirschlegger die Berge und Thäler des Schwarzwaldes.

Wer das Studium der Hochgebirge unternimmt, um denselben die Geheimniße der Natur abzufragen, unterliegt bald einem wunderbaren Zauber. Ein erhabenes Gefühl der Ergriffenheit überkommt ihn, wenn er die höchsten Spitzen der riesigen Gebirgsketten erklettert hat, und seine Erregung wird um so stärker, je mehr er sie kennen lernt. In jenen Höhen wird Körper und Geist gestählt. Der stolze Bau der Gebirgsketten, die majestätischen Zeugen der Urkraft und Macht der Natur, die Energie, die Alles athmet, der Kontrast der Erscheinungen mit den alltäglich uns überkommenden Eindrücken, das unaufhörlich Neue des Anblicks ergreifen und erheben uns. Nirgends wechseln die Scenen häufiger als in den Alpen. Kein Land in der Welt bietet Bilder dar, wie diejenigen, welche diesen Bergen einen so unvergleichlichen Reiz verleihen.

Auch Dollfuß unterlag völlig diesem Zauber. Dieser, im Vereine mit seinem brennenden Wissensdurst, haben ihn immer wieder zurückgerufen in den Schoß der Gletscher und des ewigen Schnees. Als er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, in einem Alter, in welchem Andere nach einem mühevollen Leben Ruhe suchen, da begann er seine Forschungen mit erneutem Eifer. Sein Observatorium wurde der Reihe nach vom Aargletscher auf die Grimsel, auf das Faulhorn, auf den Paß des großen St. Bernhard, und zuletzt auf den Theodulpaß verlegt. Kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich noch mit der Einrichtung einer letzten Station auf dem Gipfel des Montblanc, ein Unternehmen, welches in der Folge an dem bösen Willen der Führer aus dem Chamounixthale scheiterte, da diese es nicht zugeben wollten, daß die Berner Führer, welche bereits an dem Observatorium auf dem Theodul thätig gewesen waren, sich auf ihrem Territorium festsetzten. Die Zeit zwischen seinen sommerlichen Reisen und Beobachtungen an Ort und Stelle wendete Dollfuß dazu an, die Früchte seiner Thätigkeit zu ordnen, und Pläne für die neue Beobachtungszeit auszuarbeiten. Die von ihm zusammengetragene Sammlung von Gletschergegenständen, welche sich in seinem reizenden Landsitze zu Riedisheim bei Mülhausen befindet, und in zahlreichen Stücken abgeglätteter, und mit Gletscherfurchen versehener Steine jeder Art besteht, von Gletschern der ganzen Erde die noch in Thätigkeit sind, oder schon seit Jahrtausenden verschwanden, würde jedem naturwissenschaftlichen Museum zur Ehre gereichen. Die wissenschaftliche Ausbeute seiner Studien hat Dollfuß zusammengefaßt in seinem großen, 14 starke Bände umfassenden Werk „Materialien, welche zum Studium der Gletscher dienen sollen", und welches von einem schönen, 40 Blätter enthaltenden Atlas begleitet und erläutert ist. Das Werk bildet eine vollständige Gletscherencyklopädie, indem es außer den eigenen Beobachtungen des Verfassers, größere Auszüge aus allen Veröffentlichungen enthält, welche jemals über die Gletscher erschienen.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft beehrten sowohl die geologische, wie die meteorologische Gesellschaft Frankreichs, Dollfuß mit der Würde eines Vicepräsidenten, sowie ihm auch die Mitgliedschaft und Ehrenmitgliedschaft der hervorragendsten ähnlichen Gesellschaften des Auslandes, namentlich Deutschlands, zu Theil wurde. Trotz dieser und vieler anderer ihm gewordenen Ehrenbezeugungen blieb Dollfuß immer der bescheidene, einfache Mann, der Anderen, auch seinen wenigen Widersachern, nicht allein die Verdienste ließ, welche dieselben sich erworben, sondern sie noch besonders hervorzuheben und zu allgemeiner Kenntniß zu bringen wußte.

Am 21. Juli 1870, unmittelbar vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges erlag der Dreiundsiebenzigjährige einer Krankheit, die schon einige Jahre hindurch seinen Körper hinfälliger gemacht hatte, ohne daß die-

selbe jedoch den regen Geist, auch nur vorübergehend, zu trüben vermocht hätte. Es wurde ihm dadurch der Schmerz erspart, an welchem so manche ausgezeichnete Männer der Jetztzeit kranken, daß sie sehen müssen, wie die politischen Ereignisse ihre Verbindungen mit anderen, gleich tüchtigen, Gelehrten, der fremden Nation angehörig, zerrissen, oder doch wesentlich beeinträchtigten. Hoffen wir jedoch, daß die Zeit nicht fern sei, da auf dem neutralen Boden der Wissenschaft die Gelehrten der verschiedenen Länder sich wiederfinden, und die Völker aufs Neue zu gemeinsamen Streben nach Licht und Wahrheit vereinigen.

Der Untergang des kaiserlichen Heeres*).

Aus der Betrachtung der Kriege des großen Friedrich und noch schärfer hervortretend aus den Feldzügen, die Napoleon I. mit seinen an Zahl und Beweglichkeit so gewaltig vorgeschrittenen Heeren führte, ergiebt sich für die Strategie als das auf dem geradesten Wege zu erstrebende Ziel aller kriegerischen Maßnahmen: die Niederwerfung und Vernichtung des feindlichen Heeres. Nirgends in der Geschichte ist dies Ziel so vollständig erreicht worden, als durch den Sieg bei Sedan, welcher die ganze Feldarmee des Gegners entwaffnete.

Wir begleiteten vor einiger Zeit den Vormarsch der deutschen Heere bis in die unmittelbare Nähe der an sich unbedeutenden Festung, welche der Schlacht und Capitulation den Namen gab. Die Streitkräfte waren vertheilt, die Hebel angesetzt, doch die Arbeit selbst, die blutige, welche den Erfolg zur Thatsache machen sollte, begann mit dem frühesten Morgengrauen und hatte den langen heißen Tag hindurch auszuhalten.

Im großen Hauptquartier des Königs lagen am 31. August Nachrichten vor, welche für den nächsten Tag selbst noch eine Vorbewegung der Franzosen auf Metz glaublich machten. Für eine solche immerhin unwahrscheinliche Wendung war deutscher Seits Alles vorgesehen. Das Gardecorps stand zwischen der Maas und der belgischen Grenze, die Sachsen zwar auf dem anderen Ufer, aber unmittelbar am Uebergang von Douzy, das IV. Corps dahinter. Die dritte Armee hatte die Maas unterhalb der Festung erreicht und sollte dem Abmarsch des Feindes auf Mezières in die Flanke stoßen. Für den Fall des Uebertritts auf belgisches Gebiet endlich war bereits die unzweideutige

*) Der deutschfranzösische Krieg. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Heft 8.

Weisung gegeben, der Armee zu folgen, falls sie nicht sofort entwaffnet werden würde. Einige Wahrnehmungen am Abend des 31. ließen indeß an den Beginn der Bewegung nach Westen glauben und die dritte Armee wurde daher aufgefordert, noch in der Nacht den Uebergang über die Maas zu beginnen, um bei Tagesanbruch schon mit entwickelten Kräften an der Straße nach Mezières zu stehen.

Von den bayrischen Corps, welche wie wir wissen in der Mitte der deutschen Heere im Anschluß an die Maasarmee standen, erhielt das I. nunmehr von dem Obercommando der dritten Armee den bestimmten Auftrag, durch einen Angriff über den Fluß oberhalb der Festung die Franzosen festzuhalten, während das II. Corps die Höhen südlich der Stadt und des Flusses gegen einen Vorstoß zu vertheidigen hatte.

Auf die Mittheilung von diesen Maßnahmen entschloß sich der Kronprinz von Sachsen, gleichfalls am anderen Morgen zum Angriff vorzugehen, und nicht nur ein Ausweichen nach Westen, sondern auch über die belgische Grenze zu verhindern.

Somit standen im Osten auf deutscher Seite Garde, XII. und I. bayrisches Corps, im Westen der Stadt das V. und XI. preußische, hinter beiden Flügeln waren noch das IV. Corps und die Württembergische Division bereit, während die Cavalleriedivisionen sich auf den äußersten Flügeln befanden.

Im französischen Hauptquartier ward ein besonderer Befehl für den 1. September nicht ausgegeben. Vorläufig ruhten die Truppen. Der Marschall Mac Mahon glaubte noch nicht an die Nothwendigkeit, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Dennoch waren Offiziere in westlicher Richtung entsendet, um über die Bewegungen der Deutschen Nachricht einzuziehen. Bald nach ihrem Abreiten jedoch traf bereits die Meldung vom Angriff der Bayern auf Bazeilles ein. Der Marschall ritt hinaus und fand, daß das Gefecht in dem Dorf keinen ungünstigen Verlauf nahm. Dagegen wurde das Anrücken neuer Truppenmassen gegen den Grund von Givonne gemeldet und als der französische Feldherr von der Höhe des westlichen Thalrands aus weiter beobachten wollte, verwundete denselben ein Granatsplitter. Er ernannte den General Ducrot zum Nachfolger im Befehl und begab sich zur Stadt zurück.

Der General Wimpfen aber, im Dienste älter und außerdem im Besitze einer Verfügung des Kriegsministers, welche ihn eintretenden Falls zur Uebernahme des Commandos berief, verlangte und erhielt dasselbe von Ducrot, nachdem dieser schon Befehle erlassen hatte. In dieser Lage der Dinge zeigt sich recht deutlich die lockere Gliederung in den oberen Führerstellen der damaligen kaiserlichen Armee. Von dem Eingreifen eines Chefs des Stabes

erfahren wir nichts. Der Stab scheint mit dem Marschall in die Stadt zurückgekehrt zu sein. Naturgemäß hätte ein solcher auch dem Nachfolger im Befehl die Absichten der Heeresleitung und das Gesammtbild der Verhältnisse am besten übermittelt. So geschah es, daß der General Ducrot, welcher am Abschnitt der Givonne commandirt hatte, nach seiner Anschauung der Lage sofort ein staffelweises Zurückgehen der hier aufgestellten Truppen anordnete, um bei der von Nordost her drohenden Umfassung durch die Deutschen eine Stellung von der Festung bis an die Waldungen nahe der Grenze zu nehmen. Von dem Uebergang der Deutschen bei Donchery wußte Ducrot nichts, wohl aber Wimpfen, dessen Corps im Mittelpunkte der französischen Aufstellung dicht nördlich der Festung in Reserve stand. Er betrachtete den Weg auf Mezières bereits als gesperrt und wollte mit der Armee zunächst die an und für sich äußerst feste Stellung um Sedan vertheidigen. Dann hatte er, wie seine Schrift angiebt — die hier auch dem Generalstabswerk als Anhalt diente —, den weiteren Gedanken, nach erfolgreicher Abwehr noch einen Durchbruch auf Carignan zu versuchen.

Wimpfen ließ die bereits zurückgegangenen Abtheilungen wieder vorgehen und da auf einigen Punkten der Kampfeslinie ebenfalls Vorstöße stattgefunden hatten, um den übrigen Truppen das Abbrechen des Gefechts zu ermöglichen, so trat auf diese Weise gegen neun Uhr Morgens aus der Givonne eine allgemeine Vorbewegung ein, welche auf das erst zu einem Theil versammelte XII. Corps traf und auch die in Bazeilles von den Baiern gemachten Fortschritte in Frage stellte.

Bevor wir der Entwickelung der Kämpfe auf deutscher Seite näher treten, mag hier ein Blick auf die Gestaltung des Schlachtfeldes folgen.

Die Hochfläche bei Sedan wird im Süden durch die Maas begrenzt, welche in Folge von Anstauung oberhalb der Festung eine Strecke der etwa 2000 Schritt breiten Thalsohle bedeckte. Im Osten fließt der Givonnebach durch ein tief und sehr steil eingeschnittenes Thal und mündet bei Bazeilles in die Maas. Den westlichen Rand des Grundes hatten zwei französische Corps, 1. und 12., besetzt und durch Erdaufwürfe für die Batterien befestigt. An der Nordspitze des Dreiecks, welches die Aufstellung einnahm, lag das dicht gewachsene Bois de la Garenne. Die nordöstliche Seite bildete der Abhang der Hochfläche, der sich gegen die Dörfer Floing — nahe der Maas — und Illy senkt. Die höchste Erhebung zwischen diesem Dorfe und dem Garennewald trägt den Namen Calvarienberg. Dieser Punkt war ebenfalls durch Schützengräben sorgfältig verstärkt worden. Hier standen die drei Divisionen des 7. Corps. Das Innere dieses Dreiecks auf der Hochfläche ist durch muldenförmige Senkungen mehrfach durchschnitten. Die Festung

selbst liegt in einem Kessel und war auch von den Höhen des südlichen Maasufers erfolgreich unter Feuer zu nehmen.

Die Einzelheiten der Kämpfe sind nur unter beständigem Hinweis auf die vorzüglichen Pläne zu schildern, welche dem achten Hefte beiliegen. Dieselben enthalten außer den scharf hervortretenden Formen der Höhenzüge auch die klare Einzeichnung selbst der kleineren Truppenkörper. Auch soll hier nur versucht werden, die Theilnahme des Lesers auf das Werk selbst hinzulenken, welches neben der übersichtlichen sachlichen Darstellung auch, wie schon öfters von anderer Seite hervorgehoben worden ist, durch die einfache und richtige Sprache sich auszeichnet.

Den Beginn des Kampfes machten zwischen vier und fünf Uhr Morgens die Angriffe der Baiern auf das stadtartig gebaute Bazeilles. Ein großer Theil des Orts befand sich bald in ihrem Besitz, doch an den festungsartigen Umfriedigungen einzelner Gebäude scheiterten zunächst alle Angriffe. Erst nach fast siebenstündigem Kampfe — gegen elf Uhr — war das Dorf vollständig genommen. Neben den Baiern war seit sechs Uhr das XII. Armeecorps in Thätigkeit getreten und führte ein nicht minder heftiges Gefecht um den Besitz einzelner Oertlichkeiten weiter aufwärts im Givonnethal — la Moncelle und Daigny. Erst nach dem Auftreten der gesammten Artilleriemasse, welche in langer Reihe den östlichen Thalrand krönte und dort vielfach unter dem Feuer der weittragenden Gewehre des wieder vordringenden Gegners litt, gelang die Wegnahme der Orte im Thal. Bei der unbeschreiblichen Lebhaftigkeit des Feuers war bei der Infanterie an mehreren Orten Munitionsmangel eingetreten und einzelne sächsische Truppentheile, so das zwölfte Jägerbataillon, mußten sich bereit halten, mit der letzten Kugel im Lauf den Angriff mit dem Bajonnet abzuwehren.

Später als das XII. Corps erreichte die Garde in Folge größerer Entfernung und schwieriger Wege erst um acht Uhr die Gegend des Givonnegrunds bei Villerscernay. Die noch diesseits stehenden schwachen Abtheilungen des Feindes warf die Avantgarde schnell zurück und um zehn Uhr gelangte das Dorf Givonne in den Besitz derselben. Auch an dieser Stelle des Thalrandes trat bald eine mächtige Geschützlinie in Wirksamkeit und bewarf das etwa in gleicher Höhe gegenüberliegende Plateau mit sichtlicher Wirkung. Viele Abtheilungen des Feindes sah man in die Waldungen de la Garenne zurückweichen, aus dessen Mitte bald eine hohe Rauchsäule aufstieg, welche einen neuen Zielpunkt bildete, da dieselbe nach der Karte von einem an der großen Straße Sedan-Illy gelegenen Gehöft herrühren mußte. Gegen Mittag standen vierundachtzig Geschütze gegenüber dem Bois de la Garenne im Feuer.

Nachdem der Führer der Maasarmee aus dem heftigen Charakter des

Gefechts an der Givonne und aus deutlichen Beobachtungen des Feindes auf den jenseitigen Höhen erkannt hatte, daß ihm noch ein großer Theil der französischen Armee und nicht die Nachhut derselben gegenüber stände, mußte sein Bestreben um so stärker darauf gerichtet sein, durch Vorschieben seines rechten Flügels den Feind zu umfassen und der dritten Armee die Hand zu reichen. Die Gardecavalleriedivision war zu diesem Zwecke bereits das Givonnethal aufwärts gegen die Landesgrenze vorgeschoben worden und die erste Gardedivision stand bereit, nach genügender Vorbereitung durch die Artillerie das jenseitige Plateau in der Richtung auf Fleigneux — nördlich Illy — zu ersteigen. Die andere Division hatte bei Daigny in das Gefecht des XII. Corps eingegriffen.

In der Absicht des Oberbefehlshabers lag es, beide Corps in der Richtung gegen Nordwesten zum Anschluß an die dritte Armee vorzuführen und in diesem Sinne hatte bereits das IV. Corps in das Gefecht der Bayern eingegriffen, welche im Vordringen über Bazeilles hinaus begriffen, aber doch zu sehr geschwächt waren, um allein die Rechtsschiebung der anderen Corps zu decken.

Früher, als man erwarten durfte, zeigte sich in der Ferne jenseits der Höhen von Illy eine mächtige Reihe feuernder Geschütze, welche allmählich vorzurücken schien. Das Werk schien sich der Vollendung zu nähern — das Herumgreifen der dritten Armee war in Wirksamkeit getreten. Während die letztere in den frühen Morgenstunden ihren Maasübergang fortsetzte, hatte das Obercommando mit Spannung den nächsten Nachrichten entgegengesehen. Stand der Feind noch bei Sedan oder war er in der Nacht abgezogen? Die Straße auf Mezières war frei aber der bald an Heftigkeit zunehmende Kanonendonner aus der Richtung von Bazeilles gab die Aufklärung und es erging an das V. und XI. Corps der Befehl, den Feind, welchen man im Gefecht gegen das I. baierische Corps und wahrscheinlich gegen die Maasarmee hörte, im Rücken anzugreifen. Die beiden Corps mußten hierzu den langgestreckten Bogen der Maas nördlich umgehen. Die Straße, welche dem Flußlauf folgte, führt auf einer langen Strecke am Fuße von Höhen und überschreitet das tiefeingeschnittene Querthal eines Nebenflüßchens bei seiner Mündung in die Maas.

Diese Umstände mußten natürlich den Vormarsch der Corps, welche den Fluß auf mehreren Brücken bei Donchery überschritten hatten, erschweren und verzögern.

Der Führer des V. Corps bezeichnete demselben dasselbe Dorf Fleigneux für seine Marschrichtung, welches auch das Gardecorps zur Vereinigung mit der dritten Armee in Aussicht genommen hatte.

Das XI. Corps, welches vorn marschirte und nach Durchschreitung des

Engweges das Dorf St. Menges besetzte, entwickelte etwa um neun Uhr seine Batterien gegen Floing und die Höhen. Im Verlauf des Gefechts dehnte sich die Infanterie desselben selbst bis Fleigneux aus, so daß das V. Corps zunächst nur mit seiner Artillerie auf dem linken Flügel des XI. Corps eingriff, und mit der Infanterie geschlossen hinter dasselbe als Reserve rückte.

Bei der schwierigen Entwickelung des Corps aus der Straßenenge war das Gefecht beim XI. Corps mühsam und verlustreich gewesen und hatte seine Artillerie lange Zeit allein im Feuer gestanden. Doch nachdem auf den Höhen südlich Fleigneux 156 Geschütze aufgefahren standen, übten dieselben eine niederschmetternde Wirkung auf die Truppen am Calvarienberge im Verein mit der inzwischen vorgegangenen Artillerie der Garde, deren Anblick jetzt ihrerseits das Corps der dritten Armee mit freudiger Zuversicht erfüllen mußte. Auf dem Plateau von Illy fanden unterdeß unheilvolle Truppenkreuzungen statt, welche unter dem Geschoßregen zu großer Verwirrung und Flucht in das Bois de Garenne führten.

Illy war genommen und es gelang den Franzosen nicht, über den Calvarienberg hinaus, wieder Feld zu gewinnen. Bald wurde auch dieser geräumt. „Der Ausgang der Schlacht war mit dieser massenhaften Entfaltung der deutschen Artillerie auch ohne ein weiteres Vorrücken der Infanterie gewissermaßen schon entschieden." Auch der linke Flügel des VII. französischen Corps kam ins Wanken und wich gegen Sedan. Da warfen sich, wie zu einem glänzenden Schlußact die Cavalleriemassen mit hervorragender Aufopferung in den Kampf. Einige dreißig Schwadronen jagten die westlichen Abhänge der Hochfläche hinunter gegen die Abtheilungen, welche aus Floing vorgedrungen waren. Trotz der Schwierigkeiten des Bodens und der vernichtenden Geschosse drangen diese Schaaren weit in die deutschen Linien ein, bis sie vor dem ruhigen Feuer der Infanterieschwärme zerstoben.

Der Kampf nahm seinen Fortgang gegen den letzten Zufluchtsort des Feindes, das Bois de la Garenne, während der rechte Flügel das XI. an dem Glacis der Festung nothgedrungen zum Stehen kam. Während hier der letzte Widerstand des Gegners gebrochen wurde, entbrannte um zwei Uhr auf der Ostfront noch einmal ein heftiger Kampf. Es war dies der Versuch eines Durchstoßes, zu dem General Wimpfen nunmehr schritt, nachdem er die Stellung bei Sedan als unhaltbar erkannte.

Da der Kaiser Napoleon nicht bei den Truppen erschien, wie ihn Wimpfen aufgefordert, so ging derselbe mit 5—6000 Mann neu geordneter Truppen zum Angriff vor. Der Stoß traf auf die Truppen am Givonnethal auf der Höhe des inzwischen erstiegenen westlichen Thalrandes, doch wurde er nach längerem Ringen entscheidend zurückgeworfen und der größte Theil des französischen Heeres flüchtete sich hinter die Festungswerke, nach-

dem die I. Gardedivision von Osten her in das Bois de la Garenne eingedrungen war.

Nur gegen Balan und Bazailles fanden noch Vorstöße der Franzosen statt. In den Reihen derselben hatte sich das Gerücht von einem gelungenen Durchbruch Bazaines verbreitet. In Folge dessen war die weiße Fahne auf der Festung wieder eingezogen worden und entgegen dem Befehl des Kaisers, zu unterhandeln, führte Wimpfen neue Verstärkungen heran, mit denen Balan genommen wurde, bis unter der Einwirkung der Artillerie die Verluste sich der Art steigerten, daß der Oberfeldherr nunmehr der erneuten Aufforderung des Kaisers nachgab und den Rückzug anordnete.

Vom südlichen Maasufer her hatte unterdeß eine Beschießung der Festung begonnen, welche gegen fünf Uhr an mehreren Stellen Brände hervorgerufen hatte.

Als Abtheilungen des II. bayerischen Corps sich dem Thore der südlichen Stadttheils näherten, wurde von Neuem die weiße Fahne aufgezogen und das Feuer begann zu schweigen.

Die nach Sedan entsandten Offiziere fanden den Kaiser bei der Abfassung der wenigen Zeilen, in denen er sich gefangen erklärt. Der Brief liegt, durch Photolithographie täuschend nachgeahmt, dem Werke bei.

Es folgt die Schilderung der Capitulationsverhandlungen.

Nicht ohne Interesse ist sicherlich die weitere Darstellung, in welcher der Lösung der nächstliegenden, schwierigen Aufgabe gedacht wird, die ungeheure Masse der ausgehungerten Kriegsgefangenen nach Deutschland in Bewegung zu setzen und zu verpflegen. Die Gesammtzahl der letzteren betrug 104,000 Mann.

Noch niemals hatte ein großes Heer ein so vollständiger Untergang erreicht. Die Capitulationen von Ulm und Prenzlau sind schwerlich in Vergleich zu ziehen.

Nur einmal hatte sich das Heer Napoleons I. schon in einer Lage befunden, welche bei einer durchweg energischen Leitung auf Seiten der Gegner die gänzliche Einschließung zur Folge haben konnte. Es war dies in den Tagen von Brienne und la Rothière im Jahre 1814. Heute ist allerdings der Grundsatz, dessen am Eingang gedacht wurde, wohl Gemeingut jeder geschulten Heeresführung geworden. Aber nach den Erfahrungen in den Feldzügen der verbündeten Armeen unter österreichischer Oberleitung mußte erst Clausewitz mit überzeugender Klarheit das wieder aussprechen, was Gneisenau und Blücher darzuthun gehindert worden waren. Denn die Vernichtung des Gegners ist der einzige und schnellste Weg zum Frieden. Der Frieden — wohl ward er nicht die unmittelbare Folge des eben errungenen Sieges, wie wohl Jeder im deutschen Heere damals hoffte. Die Kraft des gesammten

Volkes, die bis dahin dem Heere in Frankreich entfremdet worden war, ruhte nicht, bis auch sie sich im Kampfe geopfert. Aber der Sieg der Deutschen konnte nicht mehr in Frage gestellt werden. So spricht sich auch ein eigenartiges Gefühl der Werthschätzung des Friedens darin aus, daß das deutsche Volk den 2. September, den Tag der vollzogenen Capitulation, als den Denkstein seiner Einigung und Erstarkung aufgestellt hat.

Und wenn am Ausgang des Feldzuges von Belle-Alliance wir uns genügen lassen mußten, nur erst wieder einen Schritt vorwärts zur Einheit gethan zu haben, so brachte uns der zweite Freiheitskrieg doch eine gute Strecke weiter.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Kirchendebatte im Landtag. Gustav Müller. — Die Debatte, welche über die Kirchenpolitik der württembergischen Regierung in unserer Kammer stattfand, hat, wenn man Kleines mit Größerem zusammenstellen darf, viele Aehnlichkeit mit derjenigen gehabt, in welcher die italienische Regierung Rechenschaft von ihrer Haltung gegenüber der Kirche abzulegen hatte. Zwar ist die Interpellation des Freiherrn von Gemmingen wie billig als Episode in einer einzigen Sitzung erledigt worden, während diejenige des Abgeordneten Mancini eine volle Woche in Anspruch nahm. Auch hat die letztere mit einem förmlichen Beschluß der Volksvertretung geendigt, was der unserigen glücklicherweise erspart blieb. Allein das Resultat darf in der That als ein verwandtes bezeichnet werden, wie man ja auch, ohne der Jagd nach gesuchten Parallelen verdächtig zu werden, sagen könnte, daß die württembergische Regierung in ihrer bisherigen Kirchenpolitik sich mehr die italienische als die preußische Staatsleitung scheine zum Vorbild gewählt zu haben. Auch unseren Ministern ist eine Verwarnung zu Theil geworden, auch sie haben für ihre allzusorglose Handhabung des Gesetzes blos dadurch Indemnität erlangt, daß sie Besserung für die Zukunft versprachen, und zuletzt darf schon dies als Gewinn gelten, daß endlich auf öffentlicher Tribüne zur Sprache gebracht wurde, was bisher zwar ernsthaft die Gemüther beschäftigte, aber doch nur von Mund zu Mund getragen und mehr in der auswärtigen Presse besprochen wurde als in der einheimischen. So wie die Dinge lagen, gehörte schon ein gewisser Muth dazu, daß Freiherr von Gemmingen, ein ritterschaftlicher Abgeordneter von ausgesprochen protestantischer Gesinnung, ein Thema anregte, das man bisher durch eine Art stillschweigenden Uebereinkommens ängstlich von der Discussion ferngehalten

hatte. Mit ritterlichem Freimuth zählte er alle die Beschwerden auf, die sich in der Stille gegen den allzuduldsamen Cultusminister, der hierin nur die Haltung seiner Amtsvorgänger fortsetzte, aufgesammelt hatten, natürlich mit Ausnahme des vielbesprochenen Wohlthätigkeitsbazars, der nun einmal unter Allerhöchster Protection ins Leben getreten war und darum schicklicherweise unberührt blieb, und der denn auch vor Kurzem rasch und geräuschlos vollends abgewickelt worden ist. Dagegen brachte er die Agitation für die Papstadresse zur Sprache, die, wie man nachträglich erfährt, trotz der officiösen Abmahnungen des Bischofs doch 38,000 Unterschriften in Württemberg gefunden hat, ferner die Einführung eines infallibilistischen Lehrbuchs, die Anstellung von Priestern, die in Preußen gesperrt sind, vornehmlich aber — und das bildet ja den Kernpunkt der Beschwerden — die unheimliche Ausbreitung des Ordenswesens, die schwer vereinbar ist mit dem klaren Wortlaut der Gesetze. Um dem Cultusminister seine Stellung zu erleichtern, konnte der Urheber der Interpellation an eine Thatsache anknüpfen, welche zwar den höhnischen Uebermuth der Curie aufs grellste beleuchtet, die aber ebenso ein Schlag ins Gesicht unserer Regierung wie des duldsamen Bischofs war, nämlich an die Verleihung des Titels eines päpstlichen Hausprälaten an den Stadtpfarrer Schwarz, denselben, der sich durch seine ultramontane Opposition gegen den Bischof Hefele hervorgethan hat und dessen Wahl zum Decan des Landkapitels Ellwangen vom Bischof bekanntlich nicht bestätigt worden ist. Ueber den letzteren Punkt war nun auch die Antwort des Ministers Geßler von einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Offenbar fühlte sich die Regierung durch diesen demonstrativen Schritt des Papstes nicht minder verletzt als der Bischof, und der Minister konnte mittheilen, daß dem Stadtpfarrer die Führung jenes päpstlichen Titels direct untersagt worden sei. Was er dann über die eigentlichen Beschwerdepunkte sagte, war mehr entschuldigender Natur. Er bemühte sich die Dinge als weniger erheblich und anstößig darzustellen, als sie von der beunruhigten protestantischen Bevölkerung angesehen werden; nur bei dem Capitel der Schulschwestern bedurfte es einer ausführlicheren Vertheidigung, da hier freilich die bisherige factische Duldung schwer mit dem Gesetz in Einklang zu bringen war. Der Minister entschuldigte sich mit den resultatlosen Verhandlungen, die Jahre lang mit dem Bischof über diese Frage gepflogen worden seien; jetzt habe die Reichsregierung die Sache in die Hand genommen und die definitive Entscheidung sei von den Reichsorganen zu erwarten — eine Instanz, an die man bei uns in den Fällen gerne zu appelliren pflegt, wo man eine selbständige Entscheidung zu fällen den Muth nicht findet. Indessen machte doch der Minister zuletzt das Zugeständniß, daß, wenn auch eine sofortige Aufhebung der Schulschwestern nicht thunlich sei, da dies berechtigte Gemeindeinteressen verletzen könnte, doch inzwischen keine neue Ver-

wendungen von Schulschwestern geduldet würden, auch die ablaufenden Verwendungen nicht erneuert und neue Mitglieder des Ordens nicht aufgenommen werden sollen. Das war immerhin, wie die Dinge einmal bei uns stehen, ein erhebliches Resultat, und der Kammer schien es so zufriedenstellend, daß eine eigentliche Debatte an diese Beantwortung sich gar nicht knüpfte. Man war zufrieden, daß der Gegenstand einmal zur Sprache gebracht und nunmehr glücklich erledigt war. Die Debatte fortzuspinnen oder gar Aufregung in dieselbe zu tragen, hatte Niemand Lust. Offenbar war verabredet, daß von protestantischer Seite Niemand mehr das Wort ergreifen sollte, um ja nicht das unschätzbare Gut des kirchlichen Friedens zu gefährden. Den Epilog sprachen lediglich einige katholische Redner, die zum Theil, wie der Domcapitular und päpstliche Hausprälat Dannecker allerdings nur mit süß-saurer Miene sich in die neue Situation ergaben, alle aber mit emphatischen Worten die Erhaltung des confessionellen Friedens als unbedingte Voraussetzung für das Wohl des Landes priesen. Dies war überhaupt der Grundton der ganzen Verhandlung, den übrigens schon der Interpellant angestimmt hatte. Alles athmete zuletzt erleichtert auf, wünschte sich Glück zu der Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit, mit der man die Frage behandelt hatte, und war froh, als unmittelbar darauf, als wäre nichts geschehen, die unterbrochene Budgetberathung fortgesetzt wurde. Man sieht, sehr in die Tiefe wollte Niemand eindringen; das Interesse des Friedens gebot, den heiklen Gegenstand, nachdem er berührt war, rasch wieder zu verlassen; Niemand wäre auf die Vermuthung gerathen, daß Württemberg ein Glied des Reiches ist, das eben im heftigsten Kampf mit der Kirche sich befindet. Dennoch bleibt das nicht zu unterschätzende Ergebniß, daß die vaticanische Partei des Landes zugleich mit dem Ministerium eine Verwarnung erhielt, die von letzterem sogleich mit dem Versprechen der Besserung bescheinigt wurde und mit dem noch tröstlicheren Hinweis auf die Reichsgesetzgebung. Die Ultramontanen wußten sich in der Kammersitzung zu bezähmen, aber die Rede, die Probst noch am nämlichen Abend im katholischen Gesellenverein hielt, verrieth nicht geringe Aufregung über die Niederlage, die ihnen nun auch im Lande des kirchlichen Friedens zugefügt worden.

Einen schweren Verlust hat unser öffentliches Leben durch den Tod des Reichstags- und Landtagsabgeordneten Gustav Müller erlitten. Eine kurze Gehirnkrankheit hat ihn noch im besten Mannesalter mitten aus erfolgreichem Wirken weggerafft. Schon durch Familientradition gehörte Müller, der Inhaber eines großen Handelsgeschäftes, der liberalen Partei an, aber sein nüchterner, praktischer Verstand, verbunden mit einer nicht gewöhnlichen ausgebreiteten Bildung, erhob ihn frühzeitig über die Vorurtheile, die so lange auch unseren Liberalen anklebten. In einem Lande, in dem die schutzzöllnerische

Schrulle allmächtig war, hat er einer der Ersten die Fahne der modernen volkswirthschaftlichen Principien aufgepflanzt. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Stuttgarter Handelskammer und als Beirath der Centralstelle für Handel und Gewerbe hatte er oft genug Gelegenheit, veraltete Theorieen zu bekämpfen, für welche Moriz Mohl als Autorität galt. Bei der Agitation für den französisch-deutschen Handelsvertrag und für die Erhaltung des Zollvereins stand er in erster Linie. Der deutsche Handelstag und der volkswirthschaftliche Congreß ehrten ihn dadurch, daß sie ihn seit vielen Jahren zum Mitglied ihrer ständigen Ausschüsse erwählten. Zumal vom letztgenannten Congreß war er ein regelmäßiger Besucher, denn er gehörte zu den wenigen Schwaben, denen es Bedürfniß war, durch den Verkehr mit den Gesinnungsgenossen und Mitstreitern im übrigen Deutschland sich zu erfrischen. Manche Freundschaft wurde in jenen arbeitvollen und heiteren Tagen angeknüpft, die später im Reichstag erneuert und bekräftigt wurde. So wird denn sein Tod auch von vielen Freunden außerhalb der engeren Heimath betrauert werden, die wohl erkannt hatten, welcher gediegene Kern in dem schweigsamen, selten öffentlich hervortretenden Manne steckte. Am schwersten empfindet den Verlust die deutsche Partei unseres Landes, zu deren Gründern und Leitern er gehörte, und deren Vorstandstelle ihm übertragen wurde, als Hölder, zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt, zurücktreten mußte. Durch seine Persönlichkeit wog er mehr als durch viel Reden. Ein gerader, unabhängiger Charakter, erzwang er sich Achtung auch von den Gegnern. Er war von seltener Hingebung für die öffentlichen Interessen, und auch das darf erwähnt werden, daß, wo es das Vaterland und die Partei galt, er stets wie ein offenes Herz, so auch einen offenen Beutel bereit hatte. Unsere Partei hat in letzter Zeit manche Verluste erlitten, dieser trifft sie besonders schwer, und jedesmal empfinden wir aufs Neue wie spärlich der Nachwuchs von jungen Kräften ist, die in diese Lücken einzutreten bereit und befähigt sind.

Aus Wien. Die Dalmatiner Reise. Schutzzöllnerisches. — Die wunderbar schönen Pfingsttage waren nicht von Jedermann, wie man hätte vermuthen sollen, zur Erholung im Grünen benutzt worden, das „Geschäft" ruhte auch während des Festes nicht, sondern sollte vielmehr durch das Gerücht einer Ministerkrise in neuen Schwung gebracht werden. Der Augenblick war nicht übel gewählt. Daß das jetzige Cabinet seinen fünften Geburtstag erleben werde, würde Niemand zu glauben wagen, wenn auch alle Bedingungen seiner Existenz noch wie am ersten Tage vorhanden wären, das gewöhnliche Vorspiel des Sturzes liberaler Ministerien, die allmähliche Entfremdung zwischen der Regierung und ihrer Partei und das Tasten der ersteren nach rechts hinüber, um neue Stützpunkte zu finden, ist wieder da,

und zudem ist es wohl verzeihlich, wenn von der Reise des Kaisers durch Dalmatien politische Wirkungen erwartet werden, welche sich nicht auf den bergigen Küstenstreif beschränken dürften. Sie kann freilich der Folgen mancherlei haben. Die unvermeidliche ist das Erstarken der slavischen Partei dortzulande, welche jetzt an der Spitze der Kronlandsverwaltung steht, und die in den Personen des Statthalter Rodich und eines andern hohen Beamten bereits die Zeichen allerhöchster Anerkennung empfangen hat. Als das Ziel dieser slavischen Partei betrachtet man von jeher die Constituirung des sogenannten dreieinigen Königreichs Dalmatien-Kroatien-Slavonien; sie macht also Front sowohl gegen das jetzige Ungarn, welches Kroatien und vor allem das kroatische Küstenland nie fahren lassen wird, so lange es Kraft hat, wie gegen „Cisleithanien", während die italienisch gesinnten Dalmatiner sozusagen verfassungstreu sind, weil sie in dem Anschluß an die „im Reichsrath vertretenen Länder" den besten Schutz gegen magyarische Vergewaltigung sehen, — dabei stehen sie allerdings in dem Geruche, gleich den Triestinern nach Italien hinüberzuschielen. In dem beliebten Turnus scheint nun wieder die slavische Partei an die Reihe gekommen zu sein, für die eigentlich österreichische im Lande zu gelten und gehätschelt zu werden, und das kann wohl nicht ohne Effect auf die Nachbarn und Stammverwandten, die Kroaten und Grenzer bleiben, deren große Mehrheit nur mit Murren die Auslieferung an Ungarn ertragen hat. Derartiger Decorationswechsel gehört bei uns bekanntlich zur Tagesordnung, aber es ist wie gesagt verzeihlich, wenn das Publicum glaubt, er könne nicht gut ohne Erschütterung vor sich gehen. Vorderhand werden die Krisengerüchte energisch dementirt, und es ist ja auch nicht nothwendig, daß die Dinge so rasch reifen. Constatirt werden muß die Gelassenheit, mit welcher — außerhalb der Presse — die Eventualitäten erörtert werden. Man ist endlich abgestumpft, man würde auch auf liberaler Seite gegen ein aristokratisches oder ein conservatives Beamtenministerium wenig einzuwenden haben, stünde hinter einem solchen nicht immer der Ultramontanismus als Schreckgespenst.

Inzwischen scheinen die politischen und kirchenpolitischen Fragen von der handelspolitischen in den Hintergrund gedrängt zu werden, und unter deren Einfluß vollzieht sich eine merkwürdige Verschiebung der Parteien. Bisher war es die Börse, welche dem Ministerium wegen seiner „Unthätigkeit" den Krieg erklärt hatte, so „liberal" sie auch sonst zu sein liebt; dagegen nahmen die Conservativen und die Fortschrittspartei sich in diesem einen Punkte der Regierung an, da sie nicht wollten, daß der Speculation auf allgemeine Kosten aufgeholfen werde. Doch konnten auch Rechte und äußerste Linke nicht billigen, daß das Nichtsthun förmlich zur Devise des Staats und durch mangelhafte Organisation die zum Besten des Gewerbes beschlossenen Maß-

regeln zwecklos gemacht wurden. Nun legt das bevorstehende Ablaufen der Handelsverträge mit Frankreich, Italien, Deutschland die Frage nahe, ob der Zustand unserer Industrie die Erneuerung jener auf der früheren Basis gestatte, und wer diesen Zustand ohne Voreingenommenheit betrachtet, muß darauf mit Nein antworten. Die Regierung aber läßt durch ihre Organe erklären, sie denke nicht daran, das Princip des Freihandels aufzugeben, erstens, weil sie von dessen Vortrefflichkeit überzeugt sei, zweitens, weil der Ackerbaustaat Ungarn nie den Schutzzoll zugeben werde, und drittens, weil schutzzöllnerische Tendenzen unsere Freundschaft mit Deutschland trüben würden. Und in dieser Frage erfreut sie sich der kräftigen Unterstützung ihrer ingrimmigsten Feindin, der Verehrerin Ofenheims, der „Neuen Presse“. Ohne Zweifel befindet sich die Regierung in einer schwierigen Lage, aber doch wesentlich nur Ungarns wegen. Der Hinweis auf Deutschland ist ein blinder Schreckschuß, auf ein Lesepublicum berechnet, welches sich um die Dinge selbst nicht bekümmert. Die Industrie beschwert sich mit gutem Grunde darüber, daß sie fort und fort der Politik geopfert werde, ohne daß man jemals die politischen Früchte zu sehen bekomme. Wenn unsere Beziehungen zum deutschen Reiche so inniger Natur sind, so entspricht das ganz den Wünschen des Kerns der deutschen Bevölkerung, aber sentimental brauchen wir deshalb nicht zu werden, und in Berlin wird man gewiß begreifen, daß die Gemeinsamkeit der hochpolitischen Interessen durch die Verschiedenheit der ökonomischen Bedingungen nicht tangirt wird. Vor allem aber ist zu bemerken, daß erhöhte Einfuhrzölle in erster Linie gegen Frankreich gefordert werden, das am meisten begünstigt und am gefährlichsten ist. So zahlt beispielsweise französische Bronze nur ein Drittel des Zolles, welcher auf der deutschen liegt. Ueberhaupt verlangt man anstatt der verschiedenen Verträge einen einheitlichen Zolltarif, und muß ihn verlangen, wenn nicht unsere Industrie erstickt werden soll. So lange das Agio hoch stand, bildete dies einen indirecten Schutz, seit Jahren beträgt es nur etwa neun Percent, die wirthschaftliche Krisis hat den Bedarf im Inlande reducirt und gleichzeitig hat die Weltausstellung mit ihren Folgen uns auf die schmerzlichste Weise dargethan, daß unsere junge Industrie der fremden Concurrenz nicht im mindesten gewachsen ist. Sie repräsentirt aber die Hauptsteuerkraft des Reiches, fast alle unsere Gebirgsländer nur passiv, und Ungarn hat von seinem Kornreichthum nur dann etwas, wenn mit der guten Ernte dort eine schlechte im Auslande zusammenfällt. Es ginge denn doch über allen Sinn und Verstand, wenn die gewerbfleißigen und sparsamen Länder, wie vor allen Böhmen und Mähren, dann Niederösterreich, welche die unproductiven Provinzen miterhalten müssen, auch hier wieder die Zeche für den berühmten schlechten Wirthschafter Ungarn zahlen müßten! Aber man weiß, daß Niemand zäher ist, als ein Doctrinär. Das Evangelium von Manchester ist einmal angenommen worden, und wer nicht darauf schwört, muß in Acht und Bann gethan werden. Politischer Liberalismus und Freihandel werden als siamesische Zwillinge dargestellt und den Handelskammern, Gewerbevereinen und sonstigen Corporationen, welche um Hülfe flehen, wird in officiösen Organen ganz entrüstet vorgeworfen, sie ließen sich von selbständigen Motiven leiten. Wer zweifelt daran, und wer leugnet es?! Es verkennt auch wohl kaum Jemand, daß es viel besser wäre, wenn wir keiner Schutzwehren bedürften, und werden wir vor Krieg und Verfassungsexperimenten bewahrt, so wird ja auch der Zeitpunkt eintreten, wo die österreichische Industrie wieder ins freie Feld rücken kann. Der

Parteikampf wird allem Anschein nach ein sehr hitziger werden, und dabei — haben wir keinen Handelsminister! Allerdings ist vor wenigen Tagen dem Herrn von Chlumecky das Portefeuille, welches er mehrere Monaten hindurch neben dem des Ackerbaues verwaltete, definitiv übertragen worden; doch hat er notorisch sich erst nach großem Sträuben zu dem Wechsel entschlossen, weil ihm die Handels-, Zoll-, Eisenbahnfragen bisher völlig ferngelegen haben. Die Freunde des Ministeriums sagen einfach: ein Mann, welcher die Sache verstünde und zugleich die nothwendigen Garantien des Charakters und der politischen Gesinnung löste, sei nicht zu finden, folglich habe man einen gewählt, dem wenigstens die letzteren Eigenschaften nicht abgesprochen werden können und der außerdem den guten Willen habe, sich in sein neues Fach einzuarbeiten!

Aus Berlin. Aus dem Herrenhause. — Die Blicke der politischen Kreise sind zur Zeit vorzugsweise auf das Herrenhaus gerichtet, welches sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die Stille der Pfingstferien durch seine Unterhandlungen zu beleben. Unsere Lords arbeiten augenblicklich mit einer Ausdauer und Hingebung, die bisher Niemand an dem hohen Hause beobachtet hatte; nicht einmal die nothwendigsten Frühstückspausen werden respectirt. Die Herren unserer ersten Kammer haben allerdings auch Ursache zum Fleiß, wenn sie das vom Abgeordnetenhaus vorgearbeitete gewaltige Pensum ihrerseits vor Eintritt des glühendsten Sonnenbrandes erledigen wollen. Die Arbeiten der letzten Tage waren fast ausschließlich dem Culturkampfe gewidmet, und es zeigte sich wieder, daß auch das Herrenhaus mehr und mehr von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, die Regierung in ihren kirchenpolitischen Maßnahmen zu unterstützen. Das Häuflein der Opposition ist auf nicht viel über ein Dutzend zusammengeschrumpft und besteht außer den paar Mitgliedern des katholischen Adels in Rheinland, Westfalen und Polen aus einer Handvoll evangelischer Ultramontaner nach dem Herzen der „Kreuzzeitung", den Herren Kleist-Retzow, Lippe, Senfft-Pilsach und Consorten, die aus feudalen Schrullen, orthodoxen Liebhabereien und persönlicher Rancüne allmählich zu einem Grad der Feindseligkeit und des Hasses gegen alle Errungenschaften der Neuzeit, gegen alle als Ausflüsse des „Lieberalismus" bezeichneten Fortschritte gedrängt wurden, der stark an die Unzurechnungsfähigkeit streift. Diese Herren haben denn auch jetzt wieder in den heftigsten und gehässigsten Redeausbrüchen ihrer Abneigung gegen den Leiter des Cultusministeriums Luft gemacht und es kam darüber zu recht gereizten und bittern Zwiegesprächen, denn auch der Minister Falk kann in hohem Grade schroff und scharf werden, wenn man ihm mit persönlichen Verleumdungen und Verunglimpfungen zu Leibe geht.

Das Herrenhaus hat also die neuesten Kirchengesetze über Verfassungsänderung, Klosteraufhebung u. s. w. mit stattlicher Majorität angenommen. Wenn man nur nicht das Bedürfniß hätte, von Zeit zu Zeit seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit durch Beschlüsse zu documentiren, welche mit denen der Volksvertretung in schwerem Mißklang stehen. Diese Regungen der Selbständigkeit sind eine sehr unangenehme Krankheit des hohen Hauses, zumal sie sich in der Regel nicht in Folge sachlicher principieller Bedenken äußern, sondern als ein Ausfluß des Strebens, einen eigenen Willen an den Tag zu legen und nicht lediglich die Rolle des Jasagens zu den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses zu spielen. Es sind auch häufig gerade die liberalen

Mitglieder des Hauses, welche diesem Selbständigkeitsdrange erliegen, ein neues Zeichen, daß dieser Factor der Gesetzgebung an einem schweren organischen Leiden krankt. So hat das Haus jetzt wieder das katholische Vermögensverwaltungsgesetz durch eine Reihe von Beschlüssen verunziert und verkümmert, den gebornen Vorsitz des Pfarrers im Kirchenvorstande wiederhergestellt und eine Anzahl anderer Umänderungen in pejus vorgenommen, so daß ernstliche Gefahr vorhanden ist, das Abgeordnetenhaus möchte dieses verwässerte und entstellte Werk zurückwerfen und damit ein überaus wichtiges und werthvolles Gesetz scheitern. Noch größer sind die Gefahren bei der in den nächsten Tagen zur Berathung stehenden Provinzialordnung; auch hier hat die betreffende Herrenhauscommission eine Reihe von Aenderungen vorgenommen, welche im Abgeordnetenhause auf die allerschwersten Bedenken stoßen und im günstigsten Falle neue langwierige und mühsame Verhandlungen in dieser ohnehin durch Compromisse aller Art zu Stande gekommenen Angelegenheit nöthig machen. Sollte gar auch dieses Gesetz, welches als die beste und werthvollste Frucht der ganzen arbeitsvollen Session bezeichnet werden muß, an verhältnißmäßig doch untergeordneten Fragen scheitern, so würde sich allenthalben eine sehr bedeutende Mißstimmung bemerklich machen und der Ruf nach Reform unseres Herrenhauses, der seit dem höchst wohlthätigen Massenschub von 1873 verstummt war, würde aufs Neue laut werden.

Sonst haben uns die letzten Tage auf politischem Gebiet nicht viel des Interessanten gebracht; denn die journalistischen Erörterungen, wie der jüngste Kriegsallarm angefangen hat und von wem er ausgegangen ist, wird man doch dahin nicht rechnen wollen. Auch die zweite Epistel der Bischöfe an das Staatsministerium, die Empfangsbescheinigung jener ersten schlagenden Abfertigung, vermag kaum mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Es ist ein so nichtssagendes und lendenlahmes Actenstück, wie nur je eines aus einer Kanzlei hervorgegangen, und macht den Eindruck, als wären die hochwürdigsten Briefschreiber nachgerade mit ihrem Latein völlig zu Ende. Was soll die zum tausendsten Mal wiederholte Versicherung, das vaticanische Concil habe im Verhältniß der Kirche und des Staats nichts geändert, oder der naive Wink, die römische Curie sei gewiß bereit bei bescheidenen Ansprüchen den Frieden zu gewähren? Mit solchen Redensarten ist doch nachgerade nichts mehr auszurichten. Ob das Staatsministerium sich noch einmal die Mühe gibt, ein Antwortschreiben an diese Gesellschaft zu erlassen? Wir glauben es kaum. Besser als das erstemal kann den Herren doch nicht gedient werden, und die Fortsetzung einer so peinlichen Correspondenz wäre eine Zeitverschwendung.

Literatur.

Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf und Härtel). — Den Inhalt dieses Trauerspiels bildet der Hauptsache nach das, was uns in den letzten fünfzehn Abenteuern des Nibelungsliedes erzählt wird. Was wir dort lesen von der Ankunft der Burgunden beim Markgrafen Rüdeger bis zu Krimhildens Tode, wirkt schon im Liede vielfach ergreifend, zum Theil erschütternd, trotz der gemächlichen, ja zuweilen, so erscheint es beim Lesen, allzu gemächlichen Breite, mit der uns da alles erzählt wird. Anziehend, ergreifend, erschütternd wirkt in viel höherem Maße Dahns Drama, in dem dieselben

Begebenheiten in ihren bedeutendsten Momenten in rascher Folge sich vor uns abspielen, in dem die Gestalten des Liedes vor uns leben und nach der im Liede gezeichneten Eigenart ihrer Charaktere reden und handeln. Aber doch hat der Dichter — selbstverständlich in gewissen Grenzen — ein selbstständiges Werk geschaffen; das besagt schon der Titel, den er seinem Trauerspiel gegeben. Nur auf das Wichtigste soll hingewiesen werden. Er versetzt durch glücklich erfundene Motive Rüdeger schon auf seiner Burg Bechelaren in einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung, in den Kampf zwischen der Vaterliebe und der Treue des Lehnsmannes. Die Liebe zur Tochter ist stärker, als die Treue gegen die Herrin Krimhilde — so lädt Rüdeger eine Schuld auf sich und im Zusammenhange mit dieser erhält dann seine Fahrt an Krimhildens Hof eine tiefere Bedeutung, als dieselbe im Liede hat; so erscheint endlich auch der für ihn so schreckliche Kampf gegen die Burgunden und sein Tod als Strafe für jene Schuld.

Auf diese Weise bewirkt der Dichter, daß unsere Theilnahme für Rüdeger, so sehr auch Krimhilde und die Burgunden in den Vordergrund treten, doch nicht nur rege bleibt, sondern auch sich steigert bis zum letzten Aufzuge. In diesen freilich tritt nach unserm Ermessen Rüdeger zu sehr in den Hintergrund. Während z. B. das schreckliche der an ihn herantretenden Wahl zwischen dem Verrath an der Mannentreue und dem Kampfe mit den Freunden, deren einer seines Kindes Bräutigam geworden, im Nibelungenliede in ergreifender Weise zur Darstellung gelangt, hat Dahn diese Gelegenheit unser Mitleid für Rüdiger auf das Höchste zu steigern, nicht genügend ausgenutzt. Dazu kommt, daß das, was auf Rüdegers Tod folgt, zum Theil zwar sich im innern Zusammenhang mit demselben bringen läßt, aber dem Zuschauer nicht in demselben gezeigt wird, zum Theil aber ohne Beziehung darauf ist, so daß die letzten Auftritte eher dazu angethan sind, uns Rüdegers vergessen zu lassen. Noch etwas schmälert die Wirkung dieses letzten Aufzuges. Es gehen mehrmals zweierlei Handlungen nebeneinander, die eine auf, die andere unsichtbar hinter der Bühne, ohne daß die erstere in engen Zusammenhang mit jener gesetzt wäre. So entscheidet sich drinnen im Saale, dessen Estrade wir zur Rechten auf der Bühne sehen, das Schicksal der Burgunden und Rüdegers. Daran nehmen wir herzlichen Antheil, ja bei der Aufführung des Stückes müßten wir auch Schwerterklirren und Kampfgetümmel hören, das uns an das, was hinter der Bühne vorgeht, erinnert, und doch sollen wir unsere Gedanken auf das Gespräch der auf der Bühne befindlichen Personen richten, das mit jenem Kampfe nicht in Zusammenhang steht. Ja, es erscheint nicht einmal psychologisch richtig, daß z. B., während Dietrich von Bern in den Saal gegangen ist, um Gunther und Hagen zu überwältigen, Krimhild, die doch mit ihrem ganzen rachedurstigen Herzen am Ausgange dieses Kampfes betheiligt ist, sich während desselben von Etzel erzählen läßt, warum er dereinst gerade um ihre Hand geworben habe.

Nach dem allen können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Dichter den letzten Aufzug seines schönen Trauerspieles einer Umarbeitung unterziehen möge, um dem Stücke auch in diesem Theile dieselbe gewaltige Wirkung auf Leser, wie auf Zuschauer zu sichern, die dasselbe in seinen übrigen Theilen sicherlich haben muß. — a. —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 28. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Karl Schnaase.

Von Anton Springer.

Die Gemeinde der Kunstforscher trauert um ihren Altmeister, um ihr willig und allgemein anerkanntes Haupt. Nicht der Silberkranz ehrenvoll verlebter Jahre, um Karl Schnaases Kopf gewunden, war es allein, der die Fachgenossen zu ihm aufblicken machte; er dankt die Erhebung auf den Meisterstuhl nicht minder auch der eigenthümlichen Vollendung seines persönlichen Wesens, der umfassenden Beherrschung der Wissenschaft und der harmonischen Verknüpfung derselben mit den Interessen der Bildung. Bei dem ruhigen, geräuschlosen Flusse seines Lebens ist Schnaases Persönlichkeit weiteren Kreisen nicht nahe vor die Augen getreten. Den Lesern seiner Schriften ist sie aber nicht fremd geblieben, da Schnaase in denselben sich nicht mit dem Anhäufen gelehrten Materials begnügte, sondern auch die Ideen und Empfindungen, die ihn bewegten, im Leben Halt gaben, seine Anschauungen bestimmten, in liebenswürdiger Weise mittheilte. Der Anschluß an die große Literaturperiode liegt in Schnaases Werken offen zu Tage, und das ist es, was ihre Anziehungskraft erklärt und dem Manne über die Fachgrenzen hinaus eine dauernde Bedeutung sichert. In Schnaases jungen Jahren — er ist am 7. September 1798 in Danzig geboren und studirte seit 1817 in Heidelberg und Berlin — glänzte noch der Abendschein der Romantik am Himmel, stieg gleichzeitig das Licht der Hegelschen Philosophie empor. Freilich die Sturm- und Drangperiode der Romantik war längst vorbei; die Begeisterung für die nationale Vergangenheit, das Interesse an mittelalterlichen Kunstformen bildeten gleichsam den letzten Nachhall derselben, welcher sich aber für das Emporkommen kunsthistorischer Studien günstiger erwies, als die erste geniale Periode Tieck-Wackenroders. Vor der Gefahr, in Mysticismus zu verfallen, und in der Formlosigkeit primitiver Kunstproducte überirdische, ideale Schönheit zu erblicken, bewahrte den jungen Mann die norddeutsche Geisteszucht, welche ihn frühzeitig lehrte, die einzelnen Empfindungen in strenge begriffliche Formen zu bannen und jede subjective Einseitigkeit zu fliehen.

Als Schnaase vor einigen Jahren seinem Freunde Waagen einen Nachruf widmete, hat er den günstigen Einfluß der Romantik und der Philosophie

auf das Erwachen und Erstarken der Kunstforschung ausdrücklich anerkannt und einen Fingerzeig seiner eigenen Entwickelung gegeben. „Die Kunstgeschichte hatte (so lange dem antiken Idealismus ausschließlich gehuldigt wurde) nur den relativen Werth, in der Antike den richtigen Weg, den man einschlagen, in den andern Epochen die Verirrungen, die man vermeiden müsse, aufzuzeigen. Es ist begreiflich, daß diese unerfreuliche Aufgabe in möglichster Kürze behandelt wurde und das Verständniß der mit ungünstigen Augen betrachteten Kunstepoche dabei nicht gedeihen konnte. Allerdings erhob sich (im Anfange des Jahrhunderts) immer stärker eine Opposition gegen die ausschließliche Verehrung der Antike und die dadurch begünstigte hohle Idealität zu Gunsten des Mittelalters und der Berechtigung des Individuellen. Die romantische Schule mit empfänglichem und begeistertem Sinne rief eine Fülle von Gestalten aus der Nacht der Vergangenheit hervor, und die Philosophie schickte sich an, neue Anschauungen und Gesetze zu formuliren. Der Grundgedanke der heutigen Kunstgeschichte, der Gedanke des innigen Zusammenhanges der Kunst jeder Zeit mit dem Volksgeiste und seiner weltgeschichtlichen Stellung, wurde von ihr zuerst in umfassender Weise geltend gemacht."

Wie bei den meisten Gliedern der älteren Generation der Kunstforscher, war auch bei Schnaase das Kunstinteresse zuerst allgemein ästhetischer Natur. Die technischen Fragen traten in den Hintergrund, der poetische Gehalt, der vom Standpunkt allgemeiner Bildung am leichtesten verstanden wurde, empfahl sich der nächsten Beachtung. Blieb doch Schnaase darauf angewiesen, nur seine Mußestunden künstlerischen Studien zu widmen. Seine fachmäßige Ausbildung führte ihn der Jurisprudenz zu, in richterlichen Aemtern verbrachte er den größten Theil seines Lebens. Dieser Zwang vorläufig nur nebensächlicher Beschäftigung mit der Kunst, verlockte ihn keineswegs zum Dilettantismus, hatte nur ein langsameres Reifen seiner Bildung zur Folge. Schnaase stand schon in den dreißiger Jahren, als er zuerst als Schriftsteller im Kunstfache auftrat. Die „Niederländischen Briefe", die Frucht einer 1830 unternommenen Reise, erschienen 1834. Sie theilten mit manchem anderen vortrefflichen kunsthistorischen Buche, z. B. mit Rumohrs Italienischen Forschungen, das Schicksal, daß sie mehr gelobt als gelesen wurden und seit längerer Zeit ziemlich in Vergessenheit gerathen sind. Und doch wäre es schwer, ein Buch zu nennen, das besser in das Studium der Kunstgeschichte einführte, als die Niederländischen Briefe, das klarer die verschiedenen kunsthistorischen Aufgaben darlegte und die Lust zu ihrer Lösung lockender gestaltete, als Schnaases Erstlingsbuch. Es überrascht nicht, wenn man in der Vorrede liest, daß er in dem Buche auch Beiträge zur Philosophie der Geschichte liefern wollte, dazu eiferte ihn seine jugendliche Bildung an. Wie vollständig er sich aber bereits aus den Fesseln der Schulphilosophie herausgearbeitet hatte, beweist der Zusatz, den er

gleich anfügt, daß die Philosophie der Geschichte ebensosehr eine Erfahrungswissenschaft wie a priori sei und die Gestalt der Kunstgeschichte für dieselbe eine unbestrittene Wichtigkeit besitze. Als das Motto seines ganzen späteren wissenschaftlichen Strebens möchte man den Spruch auffassen, den er bei Gelegenheit der Schilderung etruskischer Grabkisten (S. 72) fällt: „Die eigenthümlich abweichende Richtung einer ganzen Classe von Künstlern, der Geschmack eines ganzen wenn auch zurückgesetzten Volkes ist nie bloßer Mangel der Vollendung, sondern immer ist damit auch der Ausdruck eines bestimmten, von der herrschenden Richtung abweichenden Geistes verbunden.“ Die Anerkennung des gleichen Rechtes für alle Kunstvölker, die gleichmäßige liebevolle Vertiefung in jede einzelne Kunststufe, ohne welche eine gediegene kunsthistorische Betrachtung nicht bestehen kann, enthüllt sich hier schon im Keime und daneben (in der Vergleichung der etruskischen Gestalten mit altchristlichen) die Freude, Wechselbeziehungen aufzusuchen und Verwandtschaften zu erörtern, wodurch ebenfalls das historische Urtheil an Fruchtbarkeit gewinnt. Das frühe Betonen des universalhistorischen Standpunktes ließ sich bei Schnaase erwarten. Er wäre aber niemals der bedeutende Kunsthistoriker geworden, wenn er nicht auch das lebendige Verständniß und die warme Empfindung für künstlerische Formen in sich entwickelt hätte. Der alte Bädeker fand ganz richtig einen Hauptreiz der Niederländischen Briefe heraus, und wußte die Kunst Schnaases, einzelne Bildwerke anschaulich, greifbar zu schildern, gar wohl zu würdigen. Er hat zahlreiche Stellen aus den Briefen seinem „Belgien und Holland“ einverleibt. Die deutsche Literatur ist nicht so reich an lebendigen Beschreibungen von Kunstwerken, in welchen der Hauch der Phantasie, der jene geschaffen hat, verspürt wird, als daß wir es leichthin übersehen sollten, daß Schnaase auch die Fähigkeit zu malerischer Schilderung in hohem Grade besaß. „Durch da enge waldige Thal drängt sich ein Bach, mühsam über Felsblöcke sprudelnd. Hinter der Capelle auf der Höhe des einen Ufers steht der Mond. Wir sehen ihn nicht selbst, aber sein scharfes Licht trifft den Bach da, wo er hervortritt und blitzt auf den gebrochenen Wellen. Jenseits fallen nur einzelne Strahlen auf das dunkle Grün der alten Tannen, deren scharfe Aeste gegen den helleren Himmel hervortreten. Kein lebendiges Wesen ist sichtbar und nichts unterbricht die Einsamkeit der Nacht, in der wir das Rauschen des Baches stärker zu hören glauben.“ Wohlgemuth kann Schnaase nach diesen Sätzen den Leser fragen: Sie errathen wohl den Maler? Denn keinem Kundigen wird die treffende Charakteristik Ruysdaelscher Landschaften entgehen.

So hat Schnaase schon in seinem Erstlingsbuche seinen Beruf als feinsinniger, tief denkender, anmuthig schildernder Kunstforscher dargethan und wie weit ausgreifend seine Kraft sei, bekundet. Doch wäre er vielleicht nicht zu weiteren größeren literarischen Leistungen gekommen, wenn nicht das Schicksal

sein äußeres Leben günstig gewendet hätte. Länger als ein Jahrzehnt verbrachte er am Rheine, in Düsseldorf. Die rheinische Kunststadt stand in den dreißiger Jahren in ihrer schönsten Blüthenperiode. Die Enge der Verhältnisse, die Armuth an mächtigen Anregungen galt nicht als Hinderniß des künstlerischen Schaffens. Künstler und Publicum standen in freundlichen Beziehungen zu einander, und fanden geringe Ursache, eine Aenderung der Lage herbeizuwünschen. Daß sich auf diese Art keine große nationale Kunst entwickeln lasse, das haben wir später einsehen gelernt. Immerhin dankten dem fröhlich eifrigen Treiben Düsseldorfs die Kunstfreunde mannichfache ästhetische Anregungen. Auch diese schlossen sich enger unter einander an und so zählte Schnaase außer Künstlern auch noch Immermann und Uechtritz zu seinen näheren Freunden. Aus dem benachbarten Bonn sprach der Historiker Löbell öfter vor und brachte die strengeren wissenschaftlichen Interessen im Düsseldorfer Kreise zur Geltung. Er hat dem Schreiber dieser Zeilen viele Jahre später noch mit Behagen von dem genußvollen Leben der Düsseldorfer Freunde erzählt und nicht ohne eine wehmüthige Klage über die veränderten Zeiten geschildert, wie sehr jedes Glied des Kreises bestrebt war, stets das Beste den Anderen zu bieten, und das einzelne Streben mit den allgemeinen Ideen und höchsten Idealen in Einklang zu setzen. Von diesem inneren Zusammenleben und regen Austausch der Gedanken hat sich in unserer Literatur ein köstliches Denkmal erhalten. Schnaase traf auf einer Amtsreise in Westfalen einmal auf Zustände und Gestalten, welche ihm der poetischen Verherrlichung wohl werth dünkten. Er theilte seine Eindrücke Immermann mit, welcher auf Grund der empfangenen materiellen Anregungen den Oberhof und den Hofschulzen schuf. Doch nicht mit den Kunstfreunden allein, auch mit den Künstlern wurde Belehrung ausgetauscht. Seit 1835 hielt Schnaase in einem engeren Kreise Vorträge über die Kunstgeschichte. Zunächst handelte es sich nicht um einen vollständigen, abgeschlossenen historischen Bau. Es sollten die strebsamen Künstler der Gegenwart orientirt werden über die verwandten Bemühungen früherer Zeitalter und gleichsam aus ihrer Isolirtheit, die ja namentlich in Deutschland auf ihnen lastete, gerissen. Die erste Anlage beschränkte sich nur auf einzelne zierlich und fein ausgeführte historische Bilder. Bei Schnaases rastlosem Eifer und immer umfassenderen Studien konnte es aber nicht fehlen, daß die Dimensionen des ursprünglichen Planes bald überschritten wurden und die anregende, für einen kleineren Freundeskreis bestimmte Arbeit in ein grundlegendes Buch sich verwandelte, welches die deutsche Nation ihren besten Schätzen beizählt. Im Jahre 1843 erschien der erste Band der „Geschichte der bildenden Künste“, welchem bis zum Jahre 1864 noch sechs weitere folgten. Daß die Geschichte der bildenden Künste seitdem in einer zweiten Auflage vorliegt, welche bis auf den letzten Halbband vollendet ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Dieser seltene Erfolg macht allen Betheiligten Ehre. Die gebildeten Kreise offenbarten eine frische Empfänglichkeit, wie sie kein Schriftsteller sich lebendiger und dauernder wünschen kann, und die Kritik erinnerte sich ihrer Ehrenpflicht, aufklärend und anregend da zu wirken, wo ihr eine wahrhaft gediegene Leistung entgegentritt. Wenn das Gedächtniß nicht trügt, so war es insbesondere eine begeisterte Anzeige Kinkels in der Allgemeinen Zeitung, welche dem Buche rasche Bahn brach und gleich im Anfange eifrige Leser zuführte. Der Autor selbst aber hat ein Werk geschaffen, in welchem sich nicht allein seine persönliche Entwickelung bis an sein Lebensende hell wiederspiegelt, in welchem er auch der Entwickelung der Kunstwissenschaft einen festen Markstein setzte.

Ueber seine Aufgabe und seine Ziele hat sich Schnaase in dem Vorworte zum ersten Bande (I. Auflage) in folgendem ansprechenden Satze geäußert: „Daß die Kunst einer jeden Zeit der Ausdruck der physischen und geistigen, sittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten des Volkes sei, ist eine Wahrheit, die jetzt im Allgemeinen Niemand bezweifelt. Mir schien aber auch, daß man die Werke der Kunst als solche nur durch die Einsicht in diese Bedingungen ihres Ursprungs völlig verstehen könne, daß daher die Kunstgeschichte selbst auf diese Bedingungen umständlich einzugehen und den Proceß dieser Durchdringung des Kunstsinnes mit den sonstigen Lebenselementen aufzuzeigen habe. Es schien mir ferner, daß die Kunst der verschiedenen Völker eine bleibende Tradition darstelle, daß ein Zusammenhang da sei, welcher verstanden werden müsse, ohne welchen auch die einzelnen Epochen nicht richtig gewürdigt werden könnten." Nach diesen Grundsätzen begann Schnaase die Geschichte der bildenden Künste zu schreiben. Aber unwillkürlich empfingen dieselben im Laufe des Werkes eine Modification. Nicht daß er ihnen untreu wurde, sie aufgab oder verleugnete. Jeden Zeitabschnitt leitet er durch eine culturgeschichtliche Uebersicht ein, stets betont er den Zusammenhang der bildenden Künste mit den Sitten des betreffenden Volkes, mit den literarischen Tendenzen, mit der herrschenden Weltanschauung. Allmählich aber drängt die Fülle und der Reichthum der historischen Erscheinungen die allgemeinen Ideen zurück, das Maß, das anfangs zwischen den beiden bestand, wechselt und während bei der Schilderung der altorientalischen Kunst und selbst der Antike die einzelnen Kunstwerke gleichsam nur als Beispiele herangezogen werden, um die allgemeinen Gesetze zu erläutern, erscheint die liebevolle eingehende Einzelschilderung, die historische Verknüpfung der einzelnen Thatsachen in der Kunstgeschichte des Mittelalters beinahe der selbständige Zweck des Werkes. Den sinnigen, philosophischen Denker hat der kritische Historiker abgelöst. So hat also Schnaase persönlich dieselbe Entwickelung durchgemacht, welche die historische Wissenschaft vollzog. Mit Recht wird deshalb sein Werk

als ein Markstein in der Entwickelungsgeschichte der Kunstwissenschaft gepriesen. In seiner Anlage und in seinen letzten Grundsätzen gehört es einer abgeschlossenen Bildung an, in welche noch die Romantik und die philosophische Lehre hineinragen. Die Macht dieser beiden Elemente ist jetzt verklungen, der Glaube an die Möglichkeit eines philosophischen Begreifens der historischen Erscheinungen verschollen, was an die Stelle trat, zum Theile noch in den Umrissen verschwimmend. Es wird lange währen, bis ein Forscher den Muth finden wird, um wieder ein zusammenfassendes Bild der ganzen Kunstentwickelung zu bieten, und die Continuität und Gesetzmäßigkeit derselben anschaulich darzustellen. Nicht die Masse neuer Entdeckungen, nicht die Fülle des erst in den letzten Jahren zugänglich gewordenen historischen Materiales tritt hindernd in den Weg. Man kann vielmehr in gewissem Betrachte sagen: Seitdem wir vom Oriente, von der Antike so viel erfahren haben, hat sich unser Wissen davon verringert. Wir halten mit unserem Urtheile, mit unseren Erklärungen und Bestimmungen zurück und weisen den Gedanken, daß das Kunstleben jedes einzelnen Volkes und jeder einzelnen Periode nur Vorstufen für spätere Entwicklungsformen bilde, mit Entschiedenheit zurück. Eine ganz andere Vertiefung in das Culturleben der verschiedenen alten Nationen, als sie früher möglich war, müssen wir uns zur Aufgabe stellen, ehe wir wieder die Lösung der Probleme versuchen, in welcher sich ehedem die Philosophie der Geschichte gefiel und gefallen durfte, da jeder andere Weg noch verschlossen war. Wir dürfen von den Arbeiten der Ethnologen und der Sprachforscher den günstigsten Einfluß auch auf die Kunstgeschichte erwarten, wir wissen, daß z. B. das Bild der altägyptischen Kunst erst dann ein frisches farbiges Leben erlangen werde, bis ein Mann es entwirft, der nicht allein die Tempelformen, sondern auch die Tempelinschriften versteht und was uns zum unorganischen Ganzen zusammengeballt entgegentritt, in organische Bestandtheile zu gliedern gelernt hat. Wir sind aber nicht ungeduldig und verlangen nicht vom nächsten Tage die reifende Kraft vieler Jahre. Nur der Mahnung wollen wir eingedenk bleiben, daß die Wissenschaft vorläufig eine Beschränkung auf einzelne historische Kreise empfehle und ein Schweben im Weltäther, ein Träumen weltgeschichtlicher Evolutionen bis auf weiteres verschoben werden müsse. Schnaase ging uns auch darin mit dem besten Beispiele voran. Die letzten Bände der zweiten Auflage seines Werkes sind ein treffliches Muster strenger historischer Methode, welche niemals den festen Boden der Thatsachen verläßt, von der genauen Analyse der letzteren ausgeht, und das volle Recht des individuellen Daseins, für sich zu gelten, sich selbst zu genügen und nicht blos als Vorbereitung einer anderen, höheren Existenz zu leben, anerkennt. An der zweiten Auflage haben zahlreiche jüngere Schriftsteller mitgearbeitet und jeder Mitarbeiter ist von dem Werke mit erhöhter Pietät für Schnaase,

mit entschiedenem Zuwachs an eigenem Wissen und Können geschieden. Dieses befreundete Zusammenleben mit dem jüngeren Geschlechte ist für Schnaase's Persönlichkeit bezeichnend. Niemand konnte williger fremde Verdienste anerkennen, niemand sich herzlicher über das Emporkommen frischer wissenschaftlicher Kräfte freuen. Bedächtig und scharf prüfte er jede fremde Meinung, von raschem, sprungweisen Wechsel der Ansichten blieb er stets weit entfernt. War er aber von der Richtigkeit einer wissenschaftlichen Entdeckung überzeugt, so kostete es ihn nicht die geringste Mühe, etwa den eigenen früheren Irrthum zu bekennen, so galt es ihm als Ehrensache, jener zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Mit ihm zu streiten, brachte stets der Sache Gewinn, und lehrte ihn als Gegner, gleichviel ob er Sieger blieb oder nicht, nur noch höher achten. Schnaase's wissenschaftliche Bedeutung reicht hin, um ihm ein dauerndes ehrenvolles Andenken zu verschaffen. Und doch war die wissenschaftliche Größe nur eine Seite seiner feinen und edlen Natur und besaß er noch viele andere Eigenschaften, die ihm ein liebevolles Gedächtniß in den Kreisen der Zeitgenossen und des jüngeren Geschlechtes sichern. Wir beklagen den Verlust eines hervorragenden Gelehrten, eines ebenso wackeren Menschen.

Franzensbad.

Von Richard Radonel.

Der Weltruf der böhmischen Bäder ist so gar alt noch nicht. Wohl rühmt jener unbekannte Mönch, der zur Zeit der Hohenstaufen in einem norditalischen Kloster den Versuch wagte, ein geographisches Lexikon zu schreiben, den Metallreichthum und die schönen Weine des Böhmerlandes, er gedenkt der Fichten und Tannen auf den Bergen, in denen Bär und Eber hausen und jener sagenhafte Urochs, den die Tschechen Loth nannten, er erwähnt der Futter- und Heilkräuter, die da in Menge wachsen; ja sogar die gemüthliche Höflichkeit der angrenzenden Meißner ist ihm wohlbekannt. Aber von den Heilquellen spricht er nirgends, so wenig er der Mineralbrunnen am Rheine, der Bäder Lothringens, der Salzquellen Sachsens vergißt. Und wenn auch, wie ich vermuthe, sogar die Kunde von den heißen Quellen Islands ihn erreichte, weder vom „Sprudel" und vom „Steinbad" noch vom „Franzensbrunnen" hatte er gehört. Immerhin mag der Gebrauch dieser Quellen weit in vorhistorische Zeiten hineinragen, die so kraftvolle, energisch zu Tage tretende, wohlthätige Naturgaben nicht leicht übersehen konnten. Und so mögen die

Einwohner des nordböhmischen Landes wohl nicht der Schweine Ritter Kolostuis bedurft haben oder des Hirsches Kaiser Karls, jener Thiere, die mit den Entstehungssagen fast aller Bäder seit dem Alterthum verknüpft sind, um die Heilkraft der heimischen Gewässer zu erproben. Freilich sind uns nicht, wie im Westen Deutschlands, Denksteine erhalten, auf denen der römische Officier dem keltischen Sonnengott dankbar die Heilung der Wunden bescheinigt, die er sich in den Markomannenkriegen geholt. Aber kein historisches Bedenken hindert unsere Phantasie anzunehmen, daß wiederum auch schon der markomannische Krieger in den heißen Quellen seines Landes Heilung suchte und fand, wenn wir auch wohl auf die Auffindung einer alten Badeliste für immer verzichten müssen. Wie dem auch sei, erst seitdem im Beginn der neuen Zeiten das Badeleben einen erneuten Aufschwung nahm, sind neben anderen die böhmischen Bäder emporgekommen: Karlsbad unter den Luxemburgern, am Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts Teplitz, und Franzensbad gar erst ein paar Jahrhunderte später.

Wenn man von Marienbad absieht, dessen Quellen eigentlich nur zu den indifferenten zählen und dessen Bedeutung sich mit der der genannten Bäder nicht vergleichen läßt, so ist Franzensbad der jüngste und modernste der böhmischen Curorte. Nicht als ob auch die Quelle von Eger nicht längst bekannt gewesen wäre. Schon bei dem alten Kosmographen Sebastian Münster im sechszehnten Jahrhundert lesen wir, daß die jungen Leute das Wasser des Sauerbrunnens, der auf einem Felde bei Eger entsprang, in Krügen in die Stadt zu tragen pflegten, ein Gebrauch, den man jetzt noch an jedem schönen Abend beobachten kann. Damals wie heute mag das perlende Wasser nicht blos zum Curgebrauch verwandt worden sein; ganz wie es am Rheine Sitte war, mochten auch die ehrbaren Bürger von Eger den schweren rothen Elbwein von Außig, den Podskalkier, wie man ihn hieß, mit ihm gemildert haben. Denn daß die Sitte, Wein mit Sauerbrunnen zu mischen, nicht neu ist, erfahren wir aus dem Reisetagebuch eines lustigen Benedictinermönchs, der bald nach dem dreißigjährigen Kriege mit kaiserlichen Officieren am Rhein herumstrich. „Man hat uns, wie gebräuchlich, ein Sauerbrunnenwasser über Tafel auffgesetzt", schreibt er in Breisach, „so nit fern davon entspringet, von welchem, als wür davon etwas in Wein gegossen, es also aufgestigen mit einem Feimb, als wan es mit dem Wein streiten wolte". In die Zeiten kurz vor dem großen Kriege fällt auch die erste regelmäßige Versendung des Egersäuerlings, zu welchem Zwecke die Stadt in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein eigenes Gebäude in der Nähe des Quells errichten ließ, dem sich dann nicht viel später ein Verpflegungshaus anschloß. Wohl war der Ruf des Wassers, das in mit des Raths Wappen versiegelten Flaschen weit und breit verfahren ward, bald ein

derartiger, daß er der Stadt viel Geld und Nahrung einbrachte, von einem Badeorte aber konnte erst am Ende des vorigen Jahrhunderts gesprochen werden, als Kaiser Franz II. die Protection des rasch aufblühenden Ortes, dem er seinen Namen lieh, übernahm, unentgeltlich Bauplätze vertheilen ließ, Neubauten anordnete oder unterstützte. Leicht überflügelte das Bad nun den Ruf des Kukusbades bei Gradlitz und der Quellen von Desny und konnte sich bald an die Seite von Karlsbad und Teplitz stellen, zumal bald darauf in kurzen Zwischenräumen nach einander noch eine Menge anderer Quellen auf dem sumpfigen Boden entdeckt wurden, die freilich den alten Ruhm des neuen „Franzensbrunnen" nicht überboten. Die Gründung des Curorts war nicht die schlechteste Maßregel des Kaisers, dessen Broncestandbild den Eingang des Parkes zu zieren bestimmt ist. Wir möchten bezweifeln, daß es diesen Zweck erfüllt. Freilich war es nicht die Schuld Schwanthalers, wenn die Figur den Eindruck fast peinlicher Langeweile macht, eine Eigenschaft, die sie indeß mit den meisten Standbildern deutscher Fürsten aus neueren Zeiten theilt.

Aber nicht nur die Statue, auch der ganze Curort trägt das Gepräge des Eintönigen. Eine langweilige Freundlichkeit liegt auf seiner breiten Physiognomie; keine krumme Straßenlinie, keine vorspringende Ecke, kein kecker Wurf irgend eines verwegenen Baukünstlers belebt dies starre Antlitz. In ausgedehnter Behaglichkeit liegt die Kaiserstraße da, parallel mit ihr oder rechtwinklig sie durchschneidend laufen noch einige andere Straßen ganz gleichen Aussehens, hie und da zeigen sich am Rande breiter Wiesen oder kümmerlichen Gebüsches einige andere größere oder kleinere Gebäude mit den unvermeidlichen Säulengängen, da und dort ein paar Kiosks oder runde Tempel, unter denen Quellen sprudeln, ein mäßiges Quadrat voll leidlich alter Bäume, das den Namen „Park" trägt. Da haben wir den ganzen Ort. Wie aus einer Spielschachtel ausgepackt, stehen Straßen und Häuser da, recht geradlinig, sauber und anständig. Will man diesen Eindruck in seiner ganzen Fülle genießen, so braucht man nur mitten in der Saison etwa in den späten Morgenstunden durch die Kaiserstraße zu gehen. Zwischen den vielfenstrigen, mehr oder weniger eleganten Miethcasernen, die in der grellen Sonne liegen, zittert dumpfglühende Hitze über der breiten staubigen Straße; keine Seele ist weit und breit zu erblicken; unter irgend einer der zahllosen grünen Bänke, die an den Häusern stehen, liegt ein Hund, der selbst zu faul ist, nach den Fliegen zu schnappen, die seine Nase umschwärmen; alle Fenster sind geschlossen; an einer Stelle klingt wohl dumpfes Claviergeklimper, mit dem eine heroische Berlinerin der Grabesruhe und der zum Nichtsthun zwingenden Hitze zu trotzen sucht. Es überkommt einen die Stimmung, in welcher der Indier sich platt auf die Erde wirft und ehrfurchtsvoll das große Wort

„Om“ sagt. Ich glaube, man könnte es ruhig thun, ohne auch nur bemerkt zu werden. Höchstens der Kellner würde sich wundern, der dort mit einem Teller Suppe vorsichtig über die Straße schleicht. Der große Pan schläft. Das ist etwa der Anblick des Ortes im Sommer zwischen zehn und ein Uhr am Tage.

Ganz anders in den frühen Morgenstunden, ganz anders am Nachmittag. Schon kurz nach Sonnenaufgang ziehen einzelne Schwärmer durstig den heilenden Quellen zu. Von da an steigert sich das Leben auf den Straßen und in den Colonnaden bis gegen acht Uhr, um dann wieder rasch abzunehmen. Ein buntes Gewimmel lauscht den Weisen der Curcapelle, die in der Nähe der Franzensquelle spielt, alle möglichen und unmöglichen Morgentoiletten werden da zur Schau getragen, vor allem aber mag der Freund schöner Frauenhaare dann seine Rechnung finden. Denn in natürlicher Gestalt und Fülle, unbeengt durch die Kunst der Mode, ist der Schmuck da zu sehen, und da die Badegäste meistens Frauen sind, so verlohnt sich die morgendliche Studienreise zu den Quellen gar wohl.

Die Hauptbestandtheile der Quellen von Franzensbad sind eisenhaltige Salze und vor allem Kohlensäure in gewaltiger Menge. Die letztere wiegt vor in der Neuquelle und Franzensquelle, sowie im kalten Sprudel, die ersteren in der Salzquelle und Wiesenquelle; unangenehm wegen ihres Eisengehaltes schmeckt die Louisenquelle, die wohl aus diesem Grunde meist nur zu Bädern benutzt wird. Die älteste Quelle, der Franzensbrunnen, ist am wohlschmeckendsten und erfrischendsten, sie befindet sich unter einem säulengetragenen Rundbau in der Nähe des Curhauses, an welches sich die mit Kaufläden besetzte Colonnade anschließt, die bei schlechtem Wetter der einzige Zufluchtsort der Gäste ist, wie bei gutem der sogenannte „Park“. Salzquelle und Wiesenquelle, die etwas abseits von diesem Mittelpunkte des Curlebens liegen, sind durch ein langes, wenn auch nicht „herrliches“, so doch „säulengetragenes Dach“ mit einander verbunden. Unter einem und demselben Baue hausen der kalte Sprudel und die Louisenquelle. Die Neuquelle hat ihren Tempel für sich. Natürlich helfen wie allenthalben die Quellen gegen Alles, in Wahrheit aber wirken sie bei fehler- oder mangelhafter Blutbildung, bei gestörter Ernährung und bei Erschlaffung des Nervensystems wirklich oft wunderbare Resultate, wozu denn freilich, wie uns von kundiger Seite versichert ward, der Mangel aller und jeder Aufregung sein wohlthätiges Scherflein mit beisteuert. Und so nimmt auch die Langeweile die tröstliche Maske der Heilgöttin vor und der langsame, würdevolle Schritt des Curgastes, sein ganzes ennuyiertes Air wird zugleich Mittel und Symptom der Heilung.

Ist die Trinkcur beendet, so begiebt man sich in den „Park“, in dessen breiter Hauptavenue der Kaffee getrunken wird, meist von vorzüglicher

Güte, nach den Strapazen des Auf- und Abwandelns, das zur Verdauung des ungewohnten kalten Wassers von den Aerzten verordnet ist, ein wahres Labsal. Nach kurzer Pause begeben sich dann die Meisten in die Bäder, die zum Theil Moorbäder, zum Theil Quellenbäder sind, oft auch vereinigt werden. Die Quellenbäder werden auf besondere Art geheizt. Durch Oeffnungen im Boden der Wannen steigt dann das Wasser am Körper empor, den es im Nu mit den silberblinkenden Bläschen kohlensauren Gases überdeckt, das eine so erfrischende und anregende Wirkung auf die Haut ausübt, daß die triviale Redensart, man fühle sich wie neugeboren, zur Wahrheit wird. Franzensbad besitzt drei große Badehäuser, von denen das Loimannsche in jeder Beziehung das erste ist, ein umfangreicher Bau, der gegen zweihundert Badezellen enthält, die sich durch Eleganz und Sauberkeit vor denen vieler anderer Bäder, auch besonders vor den meisten Karlsbads, vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff zu den Moorbädern liefert die feuchte Torfrinde, die großentheils den Boden des weiten Thalkessels, in welchem der Ort liegt, in einer Mächtigkeit von fast acht Ellen bedeckt. Appetitlich sieht ein solches Moorbad freilich nicht aus, und es mag Ueberwindung kosten, zum erstenmal in die lauen, schwarzbraunen Schlammmassen, in denen sich zwar Holzstückchen, Wurzelenden und Fasern, viele andere Dinge aber nicht erkennen lassen, hineinzusteigen. Aber auch hier ist die Wirkung eine staunenerregende. In Folge des Gehaltes an Gerbestoff ist der Einfluß dieser verästelten und conglomerirten Materie, in der man beim Zerreißen die feinen silberweißen oder gelblichen Fäserchen des kristallisirten Eisensalzes oft erblicken wird, ein im hohen Grade tonischer. Die Elasticität der Haut wird durch die Reizung wieder hergestellt und damit auch die erschlaffte Thätigkeit der inneren Functionen. So ist ihre Heilkraft noch größer als die der bloßen Quellenbäder, beide aber werden an Wirkung noch übertroffen durch die reinen Gasbäder, deren Herstellung bei dem Ueberfluß des Bodens an kohlensauren Gasen nicht viel Schwierigkeiten bereitete. Nach dem Genuß des Bades ziehen sich die Gäste in ihre Wohnungen zurück, um zu schlummern, Briefe zu schreiben, zu lesen und mit der Toilette den Plan für den Tag zu machen.

Und dieser Plan ist meist sehr einfach. Das Fatum des Curgastes ist der schon oft genannte „Park", der die Kaiserstraße abschließt. Das ist der einzige schattige Platz des weiten Thals und das muß man ihm schon lassen. Sonst verdient er seinen Namen kaum; es ist eine breite, kurze Straße, die von beiden Seiten durch einen kleinen Wald begrenzt wird. Hier ist der Sammelplatz des gesammten Badeorts früh und Nachmittags. Wenn man das unvermeidliche „Wiener Schnitzel" zu einem „Pfiff" Böslauer verzehrt hat, sei es nun im Rosengarten des „Brandenburger Thors", in der „Post" oder in einem der anderen Gasthöfe, aus denen uns

beim Eintritt, wie fast in allen diesen böhmischen Erquickungsorten, der wohlbekannte Duft von Pferdestall und Backhändeln entgegenströmt, so geht es zum Concert in den „Park". Die Musik ist, wie überall in Böhmen, meist vortrefflich; an den zahlreichen weißen Tischchen mit den rothgeblumten Kaffeedecken sitzt eine reichgeschmückte Damengesellschaft aus allen Ländern Europas, wenige Herren, die rauchen und die Zeitung lesen, dazwischen im Waldesgrün, wie Eier auf dem Salat, die weißen Uniformen der Officiere der Egerer Garnison, die seit alter Zeit Verpflichtung und Vorrecht haben, hier die „verfluchten Kerle" zu spielen, was ihnen bei ihrer Ausdauer hin und wieder gelingen mag. Mit der Dämmerung leeren sich die Tische, Alles begiebt sich zur Ruhe, man müßte sich denn in das Theater zwängen, wo irgend eine Wiener Posse schlechtest nachgeahmt wird, oder einer Reunion im Cursaale beiwohnen wollen, auf der dann vielleicht Fäden weitergesponnen werden, die im „Park" angeknüpft wurden.

Weiter als in den „Park" wagt sich der rechte Curgast nicht, es müßte ihn denn in einem kühnen Augenblicke der Wegweiser verlocken, auf welchem die Worte stehen: „Nach der Ludewigshöhe". Nun Glückauf! In einer Viertelstunde bist Du durch die paar Kornfelder auf die sogenannte Höhe gelangt. Und welche Aussicht! Die Hauptsache ist doch abermals wieder der „Park". Aber wer so recht Muth und Kraft im Herzen spürt, der geht wohl auch eine Viertelstunde weiter und trinkt seinen Kaffee in der „Stöckermühle" oder gar auf der „Antonienhöhe", die indeß noch am meisten einen Besuch lohnen dürfte. Hier gewinnt man doch einen Ueberblick über den weiten Thalgrund, der von den Ausläufern des voigtländischen Hochlandes, des Fichtelgebirges und der Vorberge des Böhmerwaldes, sowie von den Höhen des Egerthales eingefaßt wird, ein mit Schlössern, Capellen, Klöstern, Dörfern und kleinen Städtchen reichbesetztes Terrain, blühend und vorzüglich angebaut. Allenthalben wird der Blick hinausgedrängt, der Curort vermag uns nicht zurückzuhalten; wir folgen gern, denn uns wird leicht zu folgen. Freilich sind die Pfade meist sonnig, die wir wandern; nur selten neckt uns spärlicher Baumwuchs mit der unerfüllten Hoffnung labenden Schattens. Hat man diese Beschwerlichkeit aber einmal überwunden, so zeigt sich die Umgegend doch in hohem Grade des Besuches werth.

Wenn man die Kaiserstraße entlang an dem Dorfe Schlada vorüber die Straße nach Eger einschlägt, stößt man rechts bald auf einen wohlgepflegten Weg, der zu dem heute noch immer räthselhaften Kammerbühl führt, möglicherweise dem Reste eines Schlammvulcans, welcher durch das Interesse, das Goethe an ihm nahm, eine classische Bedeutung erlangt hat. Mehrere Male hat er ihn besucht, in Begleitung des Grafen Sternberg; der in den Hügel gelegte Stollen verdankt wohl seiner Anregung sein Entstehen. Vom

Wege aus erblickt man über das wogende Korn den Hügel kaum, er ist nur etwa ein halb Hundert Ellen hoch, langsam steigt er vom Wege aus an, um steiler an der entgegengesetzten Seite abzufallen. Aus dem kurzen Rasen, den die rothe Pechnelke und der würzige wilde Thymian zieren, der Feldquenel, „die kleine Feldkönigin"*), ragen schwarze Basaltsäulen auf, wie in einem Kranze den elliptischen Gipfel umgebend, an dem Tuff und poröse Lava zu Tage treten, dessen theilweise aufgegrabener Krater verwitterte Laven und Basalte an seinen senkrechten Wänden bloslegt. In toller Studentenlaune haben wir hier einst um Mitternacht um ein hochloderndes Feuer gesessen und gräßliche Töne in die stille Nacht entsandt, bis die Hunde anschlugen in den entfernten Höfen und Lichter sichtbar wurden in den Fenstern. Die Wachtel schlug in den Getreidefeldern, wir aber zogen heim in dem stärkenden Bewußtsein, den sinkenden Volksaberglauben wieder ein gut Stück auf die Beine geholfen zu haben. Denn so recht geheuer soll es in dem alten Feuerberg doch nicht sein, Gnomen und anderes Gesindel haben hier allzeit eine bereite Stätte gefunden. Aus den Tuffblöcken des Kammerbühls ist auch jener uralte Wartthurm in Eger erbaut worden, wann und von wem kann Niemand sagen, aber das ist sicher, daß er älter ist als die ganze Stadt. Er erinnert an die räthselhafte Warte von Eilenburg, mehr noch an die Bauart der merowingischen Porta nigra im alten Trier.

Er ist das erste, was man vor der Stadt Eger erblickt, die man auf der Straße nach der Oberpfalz in einer guten Stunde erreicht. Rußig und finster tritt uns die alte, interessante Stadt entgegen; mit hohlen Augen schauen uns die Trümmer des Staufenschlosses an, in dem die Generale des Friedländers ihr berühmtes Banquet abhielten, darüber der Heidenthurm, zu unsern Füßen die Eger, deren Krümmung der Stadt ihren böhmischen Namen Cheb gab, und über ihr an den Felshängen des steilen Flußufers Gärten und Landhäuser in Fülle. Der Eindruck latenter Reinlichkeit kennzeichnet, wie die meisten böhmischen Städte, auch Eger; selbst der Ring der Stadt ist davon nicht ausgenommen, nur die neuen Stadttheile nach dem Bahnhofe zu zeigen hierin einen Fortschritt. Und doch ist Eger eine deutsche Stadt immer gewesen in ihrem Charakter und an Gewerbfleiß, Handel und Industrie, nach Prag und Reichenberg heute die erste Stadt des Landes. Als militärische Position gegen die vordringenden Slaven gewann die Gegend früh Beachtung und Bedeutung, und bis in die neuesten Zeiten hinein haben sich im Egerlande Trachten, Sitten und Gebräuche alter Tage schärfer als anderswo erhalten. Hier in der Gegend schlug wahrscheinlich der Wendenkönig Samo

---

veltquenela mittelhochdeutscher Glossare. Die Deutung verdanke ich einer mündlichen Mittheilung Adolf Bacmeisters.

im siebten Jahrhundert die Truppen seines früheren Landesherren Dagobert, hier im Thale des Flusses Agara kämpften die sächsischen Truppen des Prinzen Karl, eines Sohnes von Karl dem Großen, gegen die Tschechen und jagten ihnen solche Furcht ein, daß der verkehrte Name des großen Kaisers, Kral, dem slavischen Manne fürder zur Bezeichnung des Herrschers überhaupt ward. Ein Jahrhundert später haben dann die Markgrafen von Vohburg, denen die Wacht an der Eger übertragen ward, Burg und Stadt gegründet, in der die Hohenstaufen viel Haus hielten, nachdem die Stadt durch die bekannte Heirath des Rothbarts an die Familie gekommen war. Seitdem war Eger Reichsstadt. Während des Interregnums bemächtigte sich der schlaue Böhme Ottokar der Stadt, sie ward ihm indeß 1276 durch ein Austrägalgericht abgesprochen und als Reichsdomäne betrachtet. Als solche ward sie von Ludwig dem Baier an Johann von Böhmen verpfändet, bei welcher Krone sie denn auch fürder verblieben ist. Im Jahre 1270 brannte die Stadt ganz nieder bis auf die Spitalkirche zum heiligen Geist, heute St. Bartholomäi. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Grenzpunkt schon früh ein Mittelpunkt des Handels ward, schon im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts machten die Juden ein volles Viertel der Bevölkerung aus, bis sie im Jahre 1350 durch den Pöbel sämmtlich ermordet wurden. Heute bilden sie jedoch wieder einen ganz beträchtlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft, wenn eine Wanderung durch die Straßen diesen Schluß gestattet. Unter den Geschlechtern der Stadt sind die Schlicks zu nennen, Rathsherren und oft Bürgermeister, mit ihnen verwandt war Caspar Schlick, der bekannte Rath Kaiser Sigmunds, der, wie wir sehen werden, auch ansässig in der Gegend war; dann die Spervogel von Neuhaus, deren Wappen mit der Jahreszahl 1292 im Kreuzgang des Dominicanerklosters zu finden ist. Man kennt einen Minnesänger Spervogel, ich vermuthe, daß er in diesen Gegenden zu Hause war. Das Stammschloß der Familie, Neuhaus, ward von der Stadt gebrochen. Später ward Eger eine Festung, bis sie im Jahre 1809 geschleift ward; im vorigen Jahrhundert galt sie für den festesten Ort in ganz Böhmen. Der Rath besaß die Landesunmittelbarkeit und das Münzrecht, das er noch im Jahre 1743 ausübte. Wir ziehen durch die krummen und bergigen Straßen der Stadt und lassen uns in dem sauberen Weinhaus der Bindergasse aus gewaltiger Zinnkanne einen frischen Trunk Nesmelyers verabreichen, dann gehen wir über den Ring nach dem Stadthaus. „Ist der Herzog in seinem Zimmer bei der Alten Apothekhen in Alexander Pachelbels Hause niedergemacht" steht im Stadtbuch des Egerer Archivs. Das Zimmer, in welchem Wallenstein ermordet ward, wurde mir nicht gezeigt, wohl aber die Räume, die er sonst bewohnte; da werden Briefe von ihm vorgewiesen und einige sonstige Reliquien. An der Wand hängt sein Bild

mit schroffen, realistischen Zügen, ohne jeglichen Ausdruck sterndeutrischer Speculation. Auch Kaiser Leopold I. besuchte einst den Ort, noch im Jahrhundert der Ermordung. Als einer der Hofherren mit loyalem Eifer ausrief, daß hier die Stätte sei, wo der große Verräther seinen Lohn gefunden, wandte sich Leopold und sagte: „Weißt Du gewiß, daß er ein Verräther war?" Schon damals also regten sich Zweifel an der Echtheit der Beschuldigung des Verrathes, vielleicht lag noch mehr in der Aeußerung des Fürsten: die vorsichtige Verneinung des Verdachtes. Durch die Convention von Znaim war die Macht des Kaisers factisch in Wallensteins Hände gerathen, er hatte mit seinem höchsten Triumph sein Todesurtheil unterzeichnet. Er oder der Kaiser! Ferdinand konnte nicht anders; Wallenstein hatte die Noth des Kaisers in einer Weise ausgebeutet, die eine andere Lösung nicht zuließ. Dies ist die Erklärung des Vorgangs, nicht seine Entschuldigung. In der Burg besichtigen wir noch die Doppelcapelle, neben denen von Landsberg und Freiburg an der Unstrut eines der wenigen Beispiele dieser merkwürdigen Bauten in Deutschland.

Auf bergiger Straße kehren wir der alten Stadt den Rücken und wandern durch den Wald, immer auf der Landstraße, über den Grenzort Wies, der mitten in hübschen Baumgruppen liegt, nach dem bayerischen Markt Waldsassen, den man in zwei guten Stunden von Eger aus erreicht. Weithin sieht man die Thürme der Cistercienserabtei schimmern, die im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts in der Waldeinöde an der Wondreb gegründet wurde. Von dem alten Bau ist, wie gewöhnlich in Bayern, nichts mehr übrig; an seiner Stelle erhebt sich in jesuitischem Barocstil eine jener zweithürmigen, weißangestrichenen Kirchen mit rothem Dach und seltsam ausgeschnittenen Fenstern, die mit wenigen Ausnahmen in fast allen katholischen Ländern des deutschen Südens die edlen Formen des romanischen und französisch-deutschen Stiles verdrängt haben. Ob man Maria Taferln und Mölk an der Donau sieht, die Wallfahrtskirche von Friedberg im Lechgebiet oder Banz und Vierzehnheiligen am Main, überall derselbe Charakter schnörkelhaften, zuckerbäckerischen Schwulstes, mit dem allerdings die Malerei, Wolken und Posaunenengelsculptur und die goldflitterstarrenden Knochen im Innern wohl übereinstimmen. Man darf wohl sagen, daß die Natur bedeutend dadurch geschädigt wird, in Umkehrung des Spruches auf jenem Karlsbader Denkmal, das ein Curenthusiast „dem Verschönerer der Natur", Herrn Baron Soundso, dankbar errichtet hat. Regensburger Würstchen und ein Ablaßbrief des Bischofs Ignatius, der an den Häusern angeklebt ist, verkünden einen neuen Culturkreis.

Von Waldsassen kann man auch einen Fußweg durch ein prächtiges Waldthal nach der Höhe der Annacapelle wählen, die weitleuchtend das Thal von Franzensbad

beherrscht und von der man den Ort in einer guten Stunde erreicht. Der Weg ist einsam und wenig begangen, schöne Kirschfalter setzten sich mir zutraulich auf Hut und Rock, und nur einen Holzfäller traf ich. Er zeigte mir den Weg zu einen traulichen Jagdhaus, wo sich halbwüchsige Jungen eben damit beschäftigten nach einem mächtigen Bilde des großen Kurfürsten, das Gott weiß wie dahin gekommen sein mochte, mit Holzpfeilen zu schießen, natürlich in voller politischer Unschuld. Sie kannten den alten Herrn übrigens nicht, sie fanden nur, daß er eine sehr dicke Nase habe. Vom Forsthaus steigt man dann über Moorgründe den Berg zur Capelle hinauf, von wo man Gott sei Dank den „Park“ wiedersieht. Thalatta! Thalatta!

Das ist wohl der größte und lohnendste Ausflug, der sich uns bietet. Nicht zu verachten ist indeß ein nochmaliger Einfall auf bayrisches Gebiet, diesmal nicht in die katholische Oberpfalz, sondern in das protestantische Franken. Da hängt steil über der Eger stark umwaldet ein altes Felsennest der Brandenburger, die Burg Hochberg, in den Hussitenkriegen als starke Feste oft genannt, mit prächtiger Aussicht über ein weites Waldgebiet.

Näher noch und bequem auf Wiesenpfaden zu erreichen ist das Schlößchen Seeberg, einst im Besitze Caspar Schlicks, nun eine Domäne der Stadt Eger. Es trägt im Ganzen noch den Charakter der Burgen des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa wie die sächsischen Schlösser im Muldenthale: Kriebstein, Rochsburg, Wolkenburg. Der Fels tritt hier in sonst einförmiger Gegend an einigen Stellen schroff zu Tage. Von Fels zu Fels führt eine Brücke, unter der der Seebach der Eger zueilt.

Wenn man zu diesen Wanderungen nicht das langweilige Mariaculm, eine Wallfahrtskirche gemeinsten Schlages in der schattenlosen Höhe von mehr als dreitausend Fuß, deren sagenhafte Gründungsgeschichte, vielfach dramatisch verarbeitet, das Herz schon mancher gefühlvollen Köchin bewegt hat, hinzufügen will, so ist damit der Kreis der landschaftlichen Genüsse unseres Badeortes erschöpft und es bleibt uns nichts übrig, als in einem Winkel des „Parks“ nach der Scheibe zu schießen und der alten Wahrheit eingedenk zu sein, daß das Nützliche nicht immer mit dem Angenehmen verbunden ist.

Ein undankbares Geschlecht, wie wir nun einmal sind, lassen wir uns nicht genügen an der Heilkraft allein; geistige Frische wollen wir uns zugleich mit der körperlichen aus den Quellen holen. Aber die Najaden achten des Spottes nicht, Segen gießen sie aus ohne Ende über Gerechte und Ungerechte, unermüdet spenden sie das perlende Naß und sie wissen ja doch, daß Tausende dankbar ihrer gedenken.

Parteien und Männer in Ungarn.

Die neueste ungarische Geschichte datirt vom Jahre 1867, da die Länder der Stefanskrone aus dem Verbande des österreichischen Staatenbundes ausgeschieden, sich selbst, oder vielmehr den Magyaren wiedergegeben wurden. Wenn auch das Ausland den Chauvinismus der Kalpakträger belächelte, die da meinten, es würde der neue Staat im europäischen Volksleben eine erste Rolle spielen, so begleiteten dennoch die besten Hoffnungen die Auferstehung der ungarischen Nation. Man hielt die Magyaren für ein politisch reifes Volk, für patriotisch und freisinnig, und glaubte auch, daß es an Männern nicht fehlen würde, die Einsicht mit gutem Willen vereinigten, um das Land, das lange unter dem physisch und geistig ertödtenden Drucke der Wiener Hofburg schmachtete, zu heben, zu veredeln. Und in der That besaß die ungarische Nation damals einen Mann, dem ganz Europa das vollste Zutrauen mit Fug und Recht entgegenbrachte. Der edle Franz Deak schien vollständig geeignet, dem neuen Staatswesen auf die Beine zu helfen, und daß die Nation dem Worte dieses seltenen Mannes unbedingt Folge leistete, wird ihr auch zur Ehre gereichen. So lange Deaks Wort im ungarischen Parlamente ertönte, ging es auch ganz leidlich; freilich war der greise Volks- und Staatsmann nicht im Stande, den magyarischen Chauvinismus, der den „ungarischen Globus" erfunden, auszurotten, allein er hielt ihn wenigstens mit Kraft und Strenge nieder, so daß er blos zur Geltung kam, um sich lächerlich zu machen. Doch leider gestattete Deaks Gesundheit dem Staatsmanne nicht, sich längere Zeit an den politischen Geschäften seines Landes zu betheiligen, und in dem Momente, da es bekannt wurde, daß Deak für die Mitwelt gestorben sei, ging auch in Ungarn Alles außer Rand und Band. Wohl fristete die Partei der Deakisten noch einige Zeit hindurch eine Scheinexistenz unter verschiedenen Häuptern, die sich jedoch mit einer Raschheit, die selbst bei den Haremscreaturen in Constantinopel aufgefallen wäre, abnutzten, und immer mehr wich die Partei von ihren Grundsätzen ab. Der wahre Liberalismus, der in der Anerkennung Anderer besteht, wurde beseitigt, indem man den nichtmagyarischen Nationalitäten ein angebliches Culturjoch aufnöthigte; man unterdrückte Slaven und Deutsche, und versuchte Ungarn, das neben fünf Millionen Magyaren zehn Millionen anderer Nationalitäten besitzt, in einen Nationalstaat zu verwandeln. Die Sachsen in Siebenbürgen wurden vergewaltigt, die Slovaken und Ruthenen rechnete man gar nicht, und selbst in Pest, wo man Mühe hat, mit der magyarischen Sprache fortzukommen, untersagte man den Gebrauch der deutschen Sprache im Gemeinderathscollegium.

Diese Politik, die von den Deakisten inaugurirt wurde, war blos eine Concession an die chauvinistischen Elemente, welche auf der Seite der Opposition saßen. Diese denuncirten die gemäßigten Staatsmänner des Vaterlandsverrathes ob des mit Oesterreich geschlossenen Ausgleiches, und verlangten die vollständige Unterdrückung der anderssprachigen Nationalitäten, um die staatsrechtliche Sünde zu sühnen. Und die Herren Szlavy, Bitto und wie die politischen Eunuchen alle heißen mögen, die den ungarischen Standesgeschäften vorstanden, ließen sich von dem Geschrei der Linken vollends verwirren; sie machten in großmagyarischer Politik und vergaßen darob alles Andere. Unter solchen Umständen ging die Administration, die aus den Händen Oesterreichs ziemlich gut übernommen worden war, zu Grunde; türkische Zustände bürgerten sich ein, und im Gefolge hiervon blieben türkische Finanzcalamitäten nicht aus. Es kam die Zeit der schweren Finanznoth, da man Anlehen auf Anlehen aufnehmen und mit zwölf bis zwanzig Procent bezahlen mußte, Scandale beschämender Art, durch welche Staatsmänner und Deputirte von Namen beschmutzt wurden, kamen ans Tageslicht — und endlich sah man auch in Pest ein, daß es so nicht weiter gehen konnte. Der Ruin des Landes erschien in drohender Gestalt, und man begann zu fürchten, daß Ungarn, welches man trotz der vorangegangenen „Aussaugung“ durch Oesterreich für fähig gehalten hatte, dreißig Procent zu den gemeinsamen Auslagen Oesterreich-Ungarns beizusteuern, nach achtjähriger Herrschaft der Freiheit und Selbständigkeit so entnervt worden sei, daß es diese Summe nicht mehr aufbringen könnte.

Endlich ließ man deshalb in Pest die hohe Politik, die in staatsrechtlichen Zänkereien gipfelte, fallen und beschloß, fruchtbarere Gegenstände auf die Tagesordnung zu setzen: es kam zu Beginn dieses Jahres zur sogenannten Parteifusion. Die Deakisten abdicirten und die Opposition begrub ihr staatsrechtliches Programm, um gemeinsam mit den ehemaligen Anhängern Franz Deaks das rapide Sinken der Nation hintanzuhalten. Das deakistische Ministerium Bitto trat zurück, und ein Fusionsministerium Wenkheim-Tißa wurde installirt, das von sämmtlichen Parteien, die Altconservativen und Kossuthianer ausgenommen, freudig begrüßt wurde.

Dieses Ministerium steht heute an der Spitze der Geschäfte. Das Programm dieses Cabinets ist ein rein finanzielles, die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte sein Hauptziel. Alle alten Parteidifferenzen sind in den Hintergrund getreten, und Männer, die einander früher auf das Heftigste bekämpften, sitzen heute nebeneinander auf der Ministerbank. Das Fusionscabinet ist entschlossen, Ersparungen einzuführen, allein zunächst glaubt es blos durch eine ausgiebige Erhöhung der Steuern die finanzielle Ehre Ungarns retten zu können. „Vorerst müßt Ihr zahlen, und dann werden

wir sehen, Was zu reformiren ist", lautet der trostlose Zuruf an die Steuerträger Ungarns, dessen wenig logische Schärfe einer bedeutenden parlamentarischen Minorität, die staatsrechtliche und reactionäre Ziele verfolgt, zum Vorwande der Parteibildung diente. Die sogenannten Altconservativen, die einer klerical-absolutistischen Regierung als Ideal nachjagen, haben die Fusion nicht anerkannt und sind aus dem Schooße der Deakpartei, dem sie einige Zeit lang angehörten, geschieden, um unter nationalökonomischer Firma politische Opposition zu üben. Das Haupt dieser Partei, die berufen scheint in Ungarn eine Rolle zu spielen, da ihr die Sympathien des Hofes gehören, ist Baron Sennyey, ihre Mitglieder, Repräsentanten der höchsten Aristokratie, die Apponyi, Andrassy u. s. w.

Sennyey ist einer der fähigsten Staatsmänner Ungarns; Freund einer guten Administration, scheint er auch Fähigkeiten genug zu besitzen, diese dem Lande zu geben, und schon darum wäre er der Bevölkerung, die unter der Paschawirthschaft der Beamten schmachtet, willkommen. Sennyey würde Ungarn entschieden in die Bahnen der Civilisation lenken, die es gegenwärtig blos scheinbar wandelt — allein mit eiserner Faust und rücksichtsloser Strenge. Er ist kein Freund des Parlamentarismus, am allerwenigsten des ungarischen, und würde ohne Frage die Nationalversammlung zu einer Scheinexistenz verurtheilen. Man ist überzeugt, daß Sennyey der Mann wäre, Ordnung in die ungarischen Verhältnisse zu bringen — allein man glaubte das mit dem Verlust oder der Einschränkung der Freiheit zu theuer erkauft, und wandte sich deshalb von dem Führer der Altliberalen ab. Allein die Sirenenrufe Sennyeys beginnen zu wirken und täglich vermehrt sich die Zahl seiner Anhänger, so daß es nahezu fest steht, daß nach dem nicht ganz unwahrscheinlichen Sturze des Ministeriums Tißa die Majorität des Parlamentes einen Versuch mit den Altliberalen machen wird. Wohl stehen die Neuwahlen vor der Thüre, und Niemand kann deren Resultat genau vorhersagen, allein die Physiognomie des neuen Hauses kennt man schon; man weiß, daß sich dieselbe nicht wesentlich verändern wird. Bei dem Umstande, daß Ungarn die Institution des allgemeinen Stimmrechtes nicht kennt, ist das Resultat der Wahlen nicht allzu schwer vorauszusehen.

Weniger maskirt, dafür aber energischer macht die äußerste Linke, die Partei der Kossuthianer, der Regierung Opposition; für diese ist die finanzielle Noth des Landes nicht vorhanden, wie sie überhaupt blos ein Ziel kennt: die vollständige Losreißung Ungarns von Oesterreich. Diese Partei, deren Haupt die Herren Simonyi, Iranyi und Leute ähnlichen Schlages sind, macht wohl sehr viel Lärm, bedeutet aber ziemlich wenig, gar Nichts; sie hat im Lande wenig Rückhalt, denn die Ueberzeugung hat sich selbst in den stockmagyarischen Kreisen Bahn gebrochen, daß die Aufrechterhaltung der

österreichischen Monarchie weit eher im Interesse Ungarns liege, wie im Interesse der Erblande. Es scheint übrigens diese Partei der Achtundvierziger auf dem Aussterbeetat gesetzt; sie wird mit den Männern aus dem Sturm und Drangjahre zu Grabe getragen werden.

Viel ernster zu nehmen, und weit gefährlicher für die Selbständigkeit Ungarns sind die verschiedenen nationalen Parteien, die im Parlamente wenig, dafür aber um so schärfer im öffentlichen Leben hervortreten. Diese Parteien und Fractionen unterstützten die Ungarn in ihrem Ringen um Selbständigkeit, da auch sie des deutschen Corporalstockes überdrüssig waren. Allein jetzt, wo sie Gelegenheit haben, einen magyarischen Erziehungscursus durchzumachen, sehnen sie sich zurück nach den entschwundenen Zeiten und arbeiten an dem Zerfall Ungarns; sie hassen und verabscheuen das ungarische Regiment und suchen das Joch abzuschütteln. Die ungarische Regierung hält wohl mit mächtiger Hand die Ruhe im Lande aufrecht, allein bei dem Umstande, daß zehn Millionen gegen fünf Millionen Magyaren stehen, ist es sehr fraglich, ob der Zustand für die Dauer haltbar ist. Namentlich gefährlich scheint den Ungarn die serbische Agitation, die mit ausländischem Gelde vom Abgeordneten Miletics sehr geschickt geleitet wird und trotz aller Strenge bisher nicht niedergehalten werden konnte. Allein auch die kroatische Opposition ist nicht zu verachten, trotzdem sie in einschmeichelnden Formen sich präsentirt.

Und diesen Parteien und Fractionen steht das Cabinet Wenkheim-Tißa mit einem rein finanziellen Programme und einer überaus zahlreichen parlamentarischen Unterstützung gegenüber. Das Programm dieser Regierung haben wir bereits angedeutet, und es läßt sich auch wenig mehr darüber sagen. Wollte man jedoch von den Männern des Cabinets auf dessen intime Politik schließen, dann wäre die Confusion groß. Die Elemente, aus denen es zusammengesetzt, sind durchaus heterogen. Die leitende Kraft des Ministeriums Koloman-Tißa ist liberal, ja schwärmerisch demokratisch. Tißa will die Trennung der Kirche vom Staate, Einführung der Civilehe, Gleichberechtigung der Confessionen, die in Ungarn noch nicht herrscht rc. Der Ministerpräsident Wenkheim hingegen ist ein Staatsmann für Alles, nur nicht für die Demokratie. Durch und durch conservativ ist er ein Verehrer der katholischen Kirche, deren Einfluß er nach Kräften zu fördern trachtet. Und nun erst die übrigen Minister! Neben dem intelligenten Szell, der den Einfluß deutscher Bildung zu schätzen weiß, thront als Handelsminister ein Stockmagyare Pechy, der kaum in einem Duodezstaate als Amtsdiener Verwendung fände. Pechy ist von einer unvernünftigen Magyarisirungswuth befallen, und findet im Cabinet leider zu wenig Opposition.

Die hervorragenden Männer der Regierungspartei im Parlamente hängen

gleichfalls sehr verschiedenen Principien an. Ausgesprochene Jesuiten gehen Hand in Hand mit rothen Demokraten, und wahrlich, man muß die Macht des Patriotismus bewundern, der diese widerstrebenden Elemente zusammenhält. Ehrliche reichen gebrandmarkten — Ehrenmännern die Hand, ein Ghyczy schämt sich nicht der Bundesgenossenschaft eines Lonyay! Die allgemeine Noth hat sie zusammengeführt, und so lange diese andauern wird, kann die Coalition Bestand haben, wenn nicht die zahlreichen, unsauberen Elemente, die in derselben sich befinden, aus egoistischen Motiven eine Krise herbeiführen — was nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich ist.

Der weibliche Unterricht im Reichslande.

Weit mehr, als bei den Knabenschulen, tritt die Schwierigkeit einer Organisation des reichsländischen Schulwesens hervor, wenn man dem Mädchenunterrichte seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die ungünstige Lage desselben in Frankreich ist bekannt; nachdem die Kammer aus dem Guizotschen Gesetz den Artikel über das Mädchenschulwesen gestrichen, blieb, von der unbedeutenden Ordonnanz des Jahres 1836 abgesehen, dieses ganze Feld bis zum Fallouxschen Gesetze vom 15. März 1850 unangebaut liegen. Die alsdann äußerlich angestrebte Besserung scheiterte in erster Linie an dem innerlichen Widerstreben der Regierung selbst, wie an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung; erschwert wurde sie ohnehin durch die Abneigung der Franzosen gegen gemischte Schulen und durch die unbedingte Gültigkeit der lettres d'obédience für Lehrerinnen. Eine solche lettre d'obédience war die von der jeweiligen Oberin ausgestellte Bescheinigung, daß man einer Unterrichtscongregation angehöre; sie gab im Elementarfache alle Rechte einer geprüften Lehrerin und wurde sogar dem Bestehen des übrigens nicht öffentlichen Examens vorgezogen. (L. du 15 m. 50, art. 49).

Der Widerwille gegen gemischte Schulen entsprang aus dem südlichen Temperament und dem klericalen Element der Franzosen. Er erhöhte zunächst ungemein die Kosten. Gemeinden von 800, resp. 500 Seelen (l. du 10 avr. 67) neigten zur Herstellung von zwei getrennten Schulen, wo eine einzige genügt hätte. Wenn endlich der Drang der Umstände zum Nachsuchen um die Erlaubniß, eine gemeinschaftliche Schule zu errichten, zwang, so war dieselbe, abgesehen von der durch Unterhandlungen verlorenen Zeit, oft in sich nicht lebensfähig. (l. du 15 m. 50, art. 15). Die unbedingte Anerkennung der

lettres d'obédience aber spielte diesen ganzen Unterricht den weiblichen Genossenschaften umsomehr in die Hände, als die anfangs geringen pecuniären Anforderungen derselben eine wesentliche Erleichterung den neu dekretirten Ausgaben widersprachen.

Freilich lag die Erziehung der Mädchen in Frankreich schon längst kraft der Geschichte und Tradition in der Hand der Schwestern. Aber seit dem Gesetze von 1850, d. h. seit der staatlich auferlegten Nothwendigkeit des weiblichen Unterrichtes, läßt sich ein ganz bedeutendes Anwachsen der Congregationen nachweisen. Ihre Bemühungen zur Behauptung und zur Ausdehnung des ererbten Gebietes gelangen unter der geheimen Unterstützung der Regierung und der offenen der Geistlichkeit vollkommen. Im Jahre 1843 wurden 505,775 Mädchen in 6496 kirchlichen Schulen von 13,830 Schulschwestern unterrichtet; 1863 war die Zahl der Schülerinnen in derartigen Anstalten auf 1,166,942 gestiegen, hatte sich also um 661,167 vermehrt. Die Institute eingerechnet, betrug um dieselbe Zeit die Zahl der weiblichen Congregationisten, welche dem Unterrichte oblagen, 38,205. Nach dem 1869 in Paris erschienenen statistischen Werk von Manié: „les progrès des congregations religieuses en France" werden gegenwärtig in den öffentlichen Schulen Frankreichs mehr als ein Sechstel der Knaben und mehr als zwei Drittel der Mädchen, in den Privatschulen mehr als zwei Fünftel der Knaben und über drei Fünftel der Mädchen von Mitgliedern religiöser Genossenschaften unterwiesen. Im Ganzen haben sich nach Manié von 1861—1866 die congregationistischen öffentlichen Unterrichtsanstalten um 3823 vermehrt, dagegen die öffentlichen Laienschulen um 854 vermindert.

Von 17,565 Schulschwestern nun, welche 1863 an öffentlichen Schulen wirkten, besaßen nur 802 ein Brevet de capacité und von 19000, welche an freien, d. h. an Privatschulen arbeiteten, nur 1000. Ein gleiches Verhältniß läßt sich bis in die vornehmsten Pensionate verfolgen. Die Folge dieser Zustände ist, daß selbst in den gebildetsten Familien bei dem weiblichen Theile eine unglaubliche Unwissenheit — oft die Mutter der gerühmten Naivetät — und ein unglaublicher Fanatismus herrschte. Diese Richtung gilt, soweit die Macht des Familienlebens sich erstreckt. Der weibliche Theil kommt nie aus seinem Kreise heraus; der Knabe aber unterliegt von vornherein häufig doppelten Einflüssen: zu Hause der Bigotterie und der ängstlichsten Beobachtung eines complicirten Ceremonials, im Lyceum aber einem gewissen human-skeptischen Liberalismus. Das leidenschaftliche Jünglingsalter läßt den letzteren gewaltig anwachsen, ohne das entgegengesetzte, durch Sympathieen und Kunst befestigte Element gänzlich überwältigen zu können. Der Mann leidet an dem gleichen Widerspruche zwischen öffentlichem und privatem Leben; die Gewißheit und Sicherheit der Ueberzeugung in vielen wichtigen Dingen

geht verloren; es bildet sich die Gewohnheit des Gehenlassens, des Abfindens mit Lächeln und Achselzucken. Aehnliches finden wir schon, durch die Leichtlebigkeit des gallischen Temperamentes begünstigt, seit Cartesius in den literarischen Kreisen Frankreichs vor; schließlich aber ergiebt sich die Gewährung von Zugeständnissen, deren Umfang und Wirksamkeit nur von der Energie der Frau abhängt. Jedenfalls leidet die Harmonie und Geschlossenheit der Bildung und zum Theil auf Grund dieser zu wenig gewürdigten Thatsachen, entstand die ausgeprägte Neigung und Fähigkeit des heutigen Franzosen zum Aufstellen von Theorien, welche er nicht befolgt, und zur Ausführung von Handlungen, welche er mit schönen Theorien zudeckt.

Aehnlichen Zuständen begegnen wir im Elsaß: neben großer Unwissenheit einen religiösen Fanatismus, der den Duldsamen oft erschreckt. Allerdings hat die germanische Natur der reichsländischen Frauenwelt, trotz ihres stark französischen Anstriches eine Tugend in höherem Maße bewahrt, als dieselbe in Frankreich vorhanden ist: die der bescheidenen, treuen Hausfrau. Das Bewußtsein dieses Unterschiedes macht sich gelegentlich geltend. Vergangenen Winter wurden durch Zusammenwirken mehrerer Kräfte der französischen Partei in einigen Städten sogenannte wissenschaftliche Vorträge gehalten, deren eigentlichster Zweck in Anspielungen gegen die deutsche Regierung gipfelte. Als in einem derselben geringschätzige Aeußerungen über die häusliche Tüchtigkeit der deutschen Frauen, gegenüber dem Salontalent der Französinnen fielen, trat in gewissen elsässischen Damenkreisen nachträglich ein lebhafter Widerspruch zu Tage; man schätzte die betreffende Eigenschaft hoch, weil man sie selbst noch besaß. Die würdige Beurtheilung der häuslichen Pflichten aber zeugt von einen tieferen, gemüthsvolleren Wesen, welches manche Einseitigkeiten der Bildung wieder gut macht.

Ein bedeutender Theil des weiblichen Unterrichtes nun ist auch hier in den Händen der Schulschwestern. Nach einer von Dr. Schricker veröffentlichten Statistik des Klosterwesens in Elsaß-Lothringen, giebt es in Oberelsaß 606, in Unterelsaß 619, in Lothringen 900 Schulschwestern, zusammen 2125 auf 1,223,000 Katholiken. Von diesen haben beispielsweise im Oberelsaß nur 3 ein brevet de capacité. Sie unterrichten in Elementarschulen wie in höheren Pensionaten. Von besonderern Bedeutung sind die Schwestern der göttlichen Vorsehung in Rappoltsweiler, die Schwestern von der Vorsehung mit einem Mutterhause in Portieux und einem anderen zu Evreux und in der Normandie, ferner die Schwestern von der Vorsehung von Peltre, einstweilen in Jouy aux arches. Welcher Genossenschaft indessen die Schwestern angehören mögen, ihr Fanatismus und ihre Abhängigkeit, durch die Zeitlage noch gesteigert, sind dieselben; ihre pädagogische Bildung wird im Princip da-

durch genügend gekennzeichnet, daß dieselbe auf einer Ersetzung der Staats- durch eine Genossenschaftsqualification beruht.

Je länger nun diese Klasse in Thätigkeit blieb, desto mehr wuchs bei der vorschreitenden Organisation des Knabenunterrichtes der zwischen der Bildung beider Geschlechter vorhandene Spalt und drohte sich noch durch scharfe Ausprägung des anti-deutschen Elementes zu erweitern: wir liefen Gefahr, die dort mühsam errungenen Vortheile, durch die hier hervortretenden Nachtheile paralisirt zu sehen. Denn der Einfluß dieser Schulschwestern war ein bedeutender; sie erfreuen sich einer unstreitigen Beliebtheit. Den Schulbrüdern, wie den männlichen religiösen Corporationen überhaupt, haftet seit der Zeit ihres Bestehens eine nicht zu überwindende Scurrilität an; die Schulschwestern, wie alle weiblichen Genossenschaften, erscheinen als duldende Heilige, und als heilige Mitdulder. Neben ihrer Wirksamkeit in der Schule, entwickeln sie eine ebenso bedeutende als Krankenpflegerinnen, Freunde und Rathgeber in der Familie. Wenn dieser Einfluß auch in gewisser Hinsicht anerkennenswerth ist, so vermag er nicht die schädliche Wirkung ihrer hierarchischen Gesammtrichtung zu ersetzen.

Erschwert schon diese Intimität mit der Bevölkerung ihre Verdrängung so geschieht dies andererseits durch die mangelnde Selbständigkeit des weiblichen Wesens. Ein deutscher Lehrer mag sich unter Umständen hier auf einem Dorfe behaupten; eine Lehrerin bedarf in Folge ihrer schutzlosen Stellung, selbst bei uns zu Hause, auf dem Lande der Anlehnung an eine bekannte Familie. Die im Elsaß geltenden französischen Anschauungen machen dies so nothwendig, daß auch die Schulschwestern ohne ihren religiösen Charakter und den Schutz des Geistlichen nicht bestehen könnten. Nimmt man dazu den geringen Gehalt: 800 Fr. für eine Lehrerin der I., 700 Fr. für eine der II. Klasse, 450 Fr. für eine Hülfslehrerin und den Mangel an Lehrerinnen überhaupt, so ergiebt sich die ganze Schwierigkeit der vorliegenden Frage.

Bei der Lösung derselben macht sich hier für den Unbefangenen ein Mangel an leitenden Gesichtspunkten bemerkbar, der zum Theil von dem übergroßen Einfluß der Verwaltung, auf nur von Pädagogen richtig zu beurtheilende Verhältnisse, herrühren mag. Entgegen der gewöhnlichen Meinung muß die Germanisirung, zumal der weiblichen Jugend, nicht vom Lande, sondern von den Städten, und in zweiter Linie von den Cantonshauptorten ausgehen; in ihnen muß man sich concentriren, um allmählich nach allen Seiten Radien auszustrahlen. Hier allein finden Lehrerinnen die nöthige Anlehnung an eine Beamtenschaft und eventuell den erforderlichen Schutz; hier allein sind einstweilen deutsche Lehrerinnen verwendbar. Freilich bedarf es dazu, den elsässer Verhältnissen gegenüber, einer bedeutenden Erhöhung der Gehälter. Die oben genannte allgemeinen Sätze steigen zwar in einzelnen Städten für die fest

angestellten Lehrerinnen auf 12—1600 Fr.; indessen dürfte sich kaum eine tüchtige Lehrerin bei diesem Satze zu einer Wirksamkeit in dem fremden und höchst theuren Lande verstehen. Nur tüchtige und erprobte Lehrerinnen aber sind hier am Platze, da mittelmäßige Kräfte den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachsen sind und höchstens schaden. Wenn daher die Regierung etwas von den Mitteln, welche sie an einzelnen verlorenen Posten zwecklos auf die Unterhaltung der Collegien verwendet, dem weiblichen Elementarunterricht zukommen ließe, die Ausgabe würde weit angebrachter und ersprießlicher sein! Denn eine Heranziehung weiblicher Kräfte für die größeren Orte thut noth, da die bisher für die Unterweisung der Mädchen getroffenen Anstalten nicht genügen oder doch eine Ersetzung der Schulschwestern in zu weite Ferne rücken.

Diese Anstalten culminiren zunächst in den beiden weiblichen Seminarien zu Straßburg und Schlettstadt. Ersteres, früher aus Privatfonds unterhalten und von Diakonissen geleitet, wurde nach Wiedererwerbung des Landes als evangelisch-staatliches Seminar eingerichtet; seine beschränkten Räumlichkeiten gestatten kaum die Aufnahme von mehr als vierzig Zöglingen; es dient selbstverständlich für die 250,000 Protestanten. Letzteres, seit einem Jahre in Thätigkeit, ist auf einen dreijährigen Cursus, à 25, also auf 75 Schülerinnen berechnet; es dient für die 1,223,000 Katholiken. Beide Anstalten entwickeln sich unter sachgemäßer und tüchtiger Leitung vortheilhaft; aber das Bedürfniß deckt besonders die letztere nicht annähernd.

Seit Juni 1872 bis Herbst 1873 bestand an der höheren Töchterschule in Mülhausen ein Cursus zur Ausbildung von Lehrerinnen beider Confessionen; derselbe ist trotz seiner guten Erfolge aufgehoben worden.

Die zuerst beabsichtigte und schon angebahnte Errichtung eines Seminars in dieser Stadt wurde plötzlich abgebrochen, obwohl sie vortheilhafte Anerbietungen gemacht hatte.

Was die äußere Ausstattung der Mädchenschulen betrifft, so bleibt dieselbe selbst in den größeren Städten hinter aller Kritik zurück. Diese Seite des elsässischen Schulwesens ist aber zu unbekannt, um viele Worte darüber zu verlieren. Wenn auch bei uns in Deutschland nicht alles so gut ist, wie es jetzt dem Deutschen im Elsaß erscheint, so steht doch verhältnißmäßig die Entwickelung auch der äußeren Seiten des Schullebens allenthalben höher.

Neben den öffentlichen Schulen nun bestehen zahlreiche Pensionate. Dieselben umfassen bei ihren billigen Preisen alle einigermaßen besseren Elemente, vom halb vermöglichen Bauersmann an bis zur Geldaristokratie. Sie sind noch weit deutschfeindlicher und unterliegen einer zu geringen Beaufsichtigung. Ein energischeres Eingreifen und eine schärfere Controle wäre diesen Sammelplätzen des Fanatismus gegenüber höchst angebracht, selbst auf die Gefahr hin, bei dem zarten Geschlechte in den Ruf der Barbarei zu kommen.

Solchen Verhältnissen entsprechend, war die Lage des mit Töchtern beglückten Beamten eine sehr bedauernswerthe. Der Besuch der Volksschule verbot sich bei dem dort herrschenden Elemente; der Besuch der Institute aber, wo solche vorhanden waren, wurde durch das geradezu feindliche Auftreten der Vorsteherinnen meist unmöglich gemacht. Als endlich die Gefahr wuchs, die Kinder ohne Erziehung aufwachsen zu sehen, griff die Beamtenschaft vielfach zur Selbsthülfe und ließ sich hier und dort eine gemeinschaftliche Lehrerin kommen. In anderen Orten gewährte die Regierung eine Unterstützung und errichtete unter Beihülfe der Lehrer an den Collegien höhere Töchterschulen, so in Zabern und Markirch. In Colmar wurde ein Contract mit einem Privatinstitute, bezüglich der Aufnahme deutscher Schülerinnen, geschlossen. Wo nun solche Anstalten selbst mit einem Regierungszuschusse von 3—400 Fr. bestehen, haben sie zunächst wenig Halt im Publicum; sie sind reine Beamtenanstalten, mit dem ausgeprägten bureaukratischen Charakter, den hier im Elsaß das Deutschthum leider an sich trägt.

Merkwürdig und eigenthümlich ist die Gestaltung der höheren Töchterschule in Mülhausen. Nach einem kürzlich erschienenen Programm begann die Organisation derselben, Herbst 1872 auf städtische Kosten, mit einem Regierungszuschusse von 5000 Franc, indem die sogenannten classes speciales des filles von der Centralprimärschule losgetrennt und selbständig mit dem den Umständen angepaßten Lehrplane einer höheren Töchterschule constituirt wurden. Im October dieses Jahres erfolgte die Verlegung in ein neues Local unter lebhafter Betheiligung der Stadtverwaltung. Gegenwärtig zählt diese Schule laut beigefügter Statistik 219 einheimische, 57 eingewanderte, also zusammen 276 Schülerinnen und scheint daher in der vollsten Entwickelung und Mischung elsässischer und deutscher Elemente begriffen zu sein. Obwohl nun Mülhausen seit langem durch sein Interesse für Unterrichtswesen in ganz Frankreich berühmt war, so ist doch bei dem ausgesprochenen französischen Charakter der Stadt obiges Resultat für den Kenner elsässischer Verhältnisse merkwürdig; es zeigt, was bei umsichtiger Benutzung der Verhältnisse geleistet werden kann.

Mit diesem Ereignisse, dessen Wichtigkeit bei näherer Betrachtung nur gewinnt, möge die im Einzelnen mangelhafte, im Ganzen richtige Darstellung der Lage des hiesigen Mädchenunterrichtes schließen. Sie zeigt, welches Capital von Energie und Opfern zur Wiedergewinnung des verlorenen Bodens nöthig ist. Ueberhaupt wird der Germanisationsproceß nicht dem raschen Verlaufe einer siegreichen Schlacht, sondern der langwierigen Belagerung einer zwar verlorenen, aber sich zähe vertheidigenden Stadt gleichen. So versinnbildlicht das Schicksal Straßburgs gleichsam das Schicksal des elsässischen Franzosenthumes.

Holländische Eindrücke.

Von Arthur Kleinschmidt.

I.

Wir ließen das alte Cleve hinter uns und ein Trajectboot nahm die Eisenbahn auf, um uns auf die linke Seite des Rheins zu bringen. Auch noch in Elten begegnete uns der schwarzweiße Schlagbaum und erst in Zevenaar betraten wir den Grund und Boden eines anderen Volkes; wir hörten eine andere Sprache, wir waren Fremdlinge auf fremder Erde. Was mir sogleich auffiel, war die Liebenswürdigkeit, mit der die Beamten Einem entgegenkamen, die Geduld, mit der sie uns instruirten, wenn wir wie die Verkörperung des bekannten „kan niet verstan" vor ihnen standen, die Höflichkeit, mit der sie das lästige Geschäft der Revision vornahmen. Die gemüthliche Gefälligkeit dieser ersten Holländer widersprach bereits dem Vorurtheile, welches ich als Deutscher gegen die steifen, kalten und unfreundlichen Nachbarn bisher gehegt hatte. Noch stärker war der Eindruck, den ein anderer Umstand auf mich machte. Nirgends erblickt das Auge Berge, üppige fette Wiesen indeß, wohin es sich wende; mitten durch sie ziehen sich kleine Canäle, slooten, sie in lauter Rechtecke zertheilend; sie sind die Ursache der reichen Fruchtbarkeit des Landes. Wer eine solche Trift gesehen hat, der hat ein Bild des ganzen holländischen Landes; überall kehren sie wieder, diese herrlichen grünen Wiesen, diese segenspendenden Canäle, umrahmt von niedrigen Weidenbäumen. Und überall erblickt man auf diesem saftigen Grün die mächtigen holländischen Ochsen und Kühe, gewaltige Figuren, wie sie Potter so unnachahmlich naturgetreu auf die Leinwand übertragen hat. Die Kräftigkeit dieser Thiere ruht in erster Linie daher, daß sie von Frühjahr bis Herbst Tag und Nacht im Freien bleiben, ohne ein anderes Obdach als den Himmel; selten kommt es vor, daß ein Bauer sein Vieh so verzärtelt, um ihm bei gar zu schlechtem Wetter eine Decke überzuwerfen. Charakteristisch sind ferner die zahlreichen Mühlen, wie ja Holland das Land der Windmühlen ist. Diese Landschaften mit dem Vieh und den Windmühlen treten uns wie in der Natur, so auf den Bildern eines Paul Potter, eines Ruysdael und Hobbema entgegen. Der erste Eindruck, den allenthalben der Fremde in Holland empfängt, ist der der Wohlhabenheit und Behäbigkeit. Ueberdies fällt einem Jeden auf die große Reinlichkeit der Orte, die er passirt; mögen sie klein oder groß, reich oder arm sein. Es ist für das Auge eine Wohlthat, diese mit glatten „Klinkers" gepflasterten Straßen, diese kleinen Häuser aus braunrothen Ziegeln mit den blinkenden Fallfenstern zu sehen; mit Lust verweilt es bei den kräftigen Gestalten der Landleute. Wie appetitlich erscheinen uns die Dorffrauen und die Mädchen, deren ganze Kleidung weiß

ist mit Ausnahme der langen kleidsamen Jacke und des Oberrockes von helllila Kattun, dieser Anzug mit der hohen weißen Haube ist gleichsam Uniform der Dienstmägde, nie habe ich während zweier Monate eine Dienerin in schmutzigem Kleide gesehen. Es genügt dem Holländer nicht, sein Haus innen sauber und pünktlich zu halten, auch das Aeußere soll untadelhaft sein; mit einer wie Gold funkelnden messingnen Handspritze werden alle Fenster besprengt und dann mit einer riesenhaften Bürste abgerieben, bis sie die Helle eines Spiegels haben; auch das Haus selbst wird abgebürstet. Ein derartiges „schoonmaken" kann nicht genug empfohlen werden; es erschwert dem Ungeziefer seine Niederlassung besser als jedes Insectenpulver, denn es beugt vor, während letzteres das vorhandene Unheil wieder beseitigen soll. Nur einer Landplage kann es nicht in den Weg treten, den Mäusen; dieselben glauben in Holland eine Art Berechtigung zu haben. Denn dort pappt man nicht, wie bei uns, die Tapeten auf der Wand fest, sondern wegen der Feuchtigkeit, die dort herrscht, leimt man sie auf Leinewand, die lose an der Wand hängt und nur oben nnd unten befestigt ist. Hinter diesen leinenen oder auch ledernen Wällen treiben die grauen Störenfriede ihr Spiel. Gegen die Plage der Feuchtigkeit aber braucht der Holländer das Wasser selbst als Gegengift. Er füllt die Wände seiner Keller, die durchgehends aus weißen Porcellantafeln bestehen, bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser an und concentrit somit die Feuchtigkeit, die sonst sein ganzes Haus ergreifen könnte, im Souterrain; wer in den Kellern einen Nagel einschlägt, erhält einen Wasserstrahl als unerwartetes Douchebad.

Große Gebiete des Königreiches waren Morast oder mit Wasser ausgefüllt; mit rastlosem Fleiß aber trocknete sie der Landmann aus und dämmte sie ein, um eine neue Ueberfluthung unmöglich zu machen; solche Gebiete, die er dann anpflanzt, nennt er „polder"; sie sind von ungeheurer Ergiebigkeit. Einer der berühmtesten Polder ist das Haarlemer Meer. Dasselbe war vor nicht fünfundzwanzig Jahren noch sechs Stunden lang und drei Stunden breit und stand mit der Zuydersee in Verbindung; es drohte den Städten Haarlem, Amsterdam, Utrecht und Leyden Gefahr. Diesem Uebel abzuhelfen, unternahm König Wilhelm II. 1840, und die Vollendung der Austrocknung ist das unvergängliche Verdienst seines Sohnes, des regierenden Wilhelm III. 1853 war das Werk mit einem Kostenaufwande von acht Millionen Gulden beendet und 3½ Meilen des herrlichsten Ackerlandes warteten der Ansiedelung. Derselbe Monarch hat auch das Y, einen Arm der Zuydersee, einzudämmen angefangen, wodurch wieder eine große Strecke Landes gewonnen wird. Dies sind die Annexionen des Königs der Niederlande. Im Y wird der neue Centralbahnhof von Amsterdam Platz finden, der sehr großartig zu werden verspricht. Von dem ganzen Y soll nichts übrig bleiben als ein Canal, der

Amsterdam direct mit der Nordsee verbinden und an 26 Millionen Gulden kosten wird. Dadurch ist Amsterdam die Stellung einer Seestadt ersten Ranges für ewig verbrieft, während Rotterdams Aufblühen ihm bisher bedenkenerregend erschien.

Dem Umstande, daß Holland ein Wasserland ist, ist es nicht nur zuzuschreiben, daß trotz aller Dämme und Erdarbeiten zuweilen furchtbare Ueberschwemmungen eintreten, wie 1861 in der Gegend von Veenendaal und am Bommelerwaard, wobei der König in seine Krone das Reis des Erretters der Ertrinkenden flocht, sondern auch daß das ganze Land unter Wasser gesetzt werden kann, sobald Holland in Noth ist. Dies geschah bekanntlich 1672 gegen Ludwig XIV. So ist das feuchte Element zugleich Fluch und Segen der Niederlande.

An der interessanten Hauptstadt Gelderns, Arnheim, vorübereilend, bringt uns das Dampfroß nach Utrecht. Diese alte fürstbischöfliche Stadt ist in unserer Zeit wieder oft genannt worden, denn sie ist seit Jahrhunderten der Sitz der Jansenisten; von hier aus erhielten jetzt die ersten Altkatholiken ihre Geistlichen, der utrechter Erzbischof gab ihnen die Weihe. Nachdem wir auch Gouda bei Seite gelassen, langen wir auf dem Rhyn Spoor in der Residenz, im Haag, an.

's Gravenhage oder 's Hage ist der holländische Name der Stadt, der das Gehege des Grafen bedeutet, dies weist darauf hin, daß der Haag früher ein Jagdschloß der Grafen von Holland war, um welches sich mit der Zeit Wohnungen ansammelten.

An die alten holländischen Grafen erinnert noch gar Manches im Haag. Dort residirte Graf Wilhelm II., der sich einen römischen König nannte und nach kurzem Schattenregimente 1256 von den freiheitliebenden Friesen erschlagen wurde; er erbaute, wie Merian sagt, den Binnenhof. Wenige Schritte vor dem Eingang in denselben bemerkt man einen rundlichen Stein, der das übliche Pflaster unterbricht; er ist das Denkzeichen an eine entsetzliche Scene. An dieser Stelle ließ Graf Wilhelm VI. von Holland die Maitresse seines Vaters Albert, Alyt von Poelgeest, am 22. September 1392 erdolchen.

Mit der Tochter Wilhelms VI., Jacobäa, einer sehr thatenlustigen aber abenteuerlichen Frau, die viermal vermählt war, erlosch das bayerische Haus in Holland 1435. Von ihr sieht man noch vielfach Kännchen und Töpfchen, die sie in großer Anzahl selbst aus Thon verfertigte; einige sind in dem Curiositätencabinet des Maurits-Huis zu finden. „Jacoba von Beyeren" lebte in der holländischen Dichtung fort. Ihren Namen tragen auch im Bosch einige mächtige Buchen, während ebenda eine Rieseneiche von Kaiser Carl V. herstammen soll.

Der Binnenhof ist ein höchst interessantes Gebäude; er besteht aus

verschiedenen Häusern, die nach und nach aneinander gereiht wurden; wohl der älteste Theil ist der sogenannte Loteryzaal, ein Bau, an dem höchstens die zwei Seitenthürmchen auf einige Schönheit Anspruch machen können; derselbe war früher Rittersaal, ähnelt aber weit mehr einer Capelle. In dem Binnenhofe versammeln sich die Generalstaaten von Holland noch jetzt. Hier residirten die Statthalter aus dem oranischen Geschlechte. Aber im Binnenhofe spielten sich auch furchtbare Ereignisse ab. Oldenbarneveld wurde im Binnenhofe am 13. Mai 1619 enthauptet. Der Binnenhof wird auf der einen Seite von einem Graben begrenzt, in dessen Mitte eine kleine dichtbewachsene Insel liegt. Von dem Weiher, den der Graben bildet, dem Bijver, heißt die breite ihm entlang laufende Avenue mit den herrlichen Bäumen der Bijverberg; an ihm und an der ein Quadrat weiter sich hinziehenden Voorhout (Vorholz), die eben solche Alleen zieren, erheben sich die zahllosen Paläste der reichen und vornehmen Holländer; hier vermählen sich Geburts- und Geldaristokratie. Man kann kaum etwas Schöneres und Prächtigeres sehen als all diese stolzen Bauten, und ihre bequeme und comfortable Einrichtung ist der Einsichtnahme würdig. Die Häuser sind hier wie überhaupt in den guten Quartieren des Haag breit und zwei, höchstens drei Stockwerke hoch. Freilich architektonische Ausschmückungen findet man selten an diesen Palästen; hierauf legt der Holländer weit weniger Werth als auf den Comfort. Selbst die Palais des königlichen Hauses im Haag bieten höchst wenig architektonischen Zierrath; sie imponiren nur wie die anderen großen Bauten durch ihren Umfang und ihre massige Erscheinung. Weder das Palais des Prinzen Friedrich, noch das des Prinzen Heinrich oder das des Thronerben kann ein Kunstwerk genannt werden, ebensowenig wie die Residenzen des vorigen und des jetzigen Königs oder die Regierungsgebäude und Ministerien. Ueberall ist es derselbe einfache Styl, der uns begegnet, überall ist die Zweckmäßigkeit die Richtschnur des Baumeisters gewesen.

Sobald wir den Binnenhof, den Zeugen so vieler historischen Ereignisse, verlassen, betreten wir den Buitenhof. In demselben steht ein Denkmal Wilhelms II., welcher jedenfalls würdig gewesen wäre, ein schöneres zu erhalten. Die Gestalt des Monarchen ist gänzlich verunglückt. Weit interessanter aber ist das Haus, welches den Buitenhof abschließt, die Gevangenpoort. In diesem altersgrauen, verwitterten, einstöckigen Häuschen haben viele Hunderte von Unglücklichen im Laufe der Zeit geschmachtet, hier sieht man die entsetzlichen Gefängnisse, in die nie ein Strahl der Sonne dringen konnte, hier sind doppelt und dreifach vergitterte Zellen, in denen man nicht aufrecht stehen kann. In einer derselben, die von den anderen nur durch Größe ausgezeichnet ist und wenigstens ein freilich sehr hoch angebrachtes Fenster hat, saß 1672 Cornelis de Witt, fälschlich eines Attentats auf das

Leben Wilhelms III. von Oranien beschuldigt. Das schöne aber einfache Haus Jan de Witts am Kneuterdijk soll jetzt zum Wohnsitze des Prinzen Alexander der Niederlande eingerichtet werden, ein Oranier wird das Haus des aristokratischen Republikaners einnehmen, dem die Oranier den Tod gegeben haben.

Eines der schönsten Gebäude im Haag ist die Bibliotheca regia an dem Voorhout. Das ganze Treppenhaus ist von grauem und weißem Marmor. Die Bibliothek ist täglich außer Samstags und Sonntags von zehn bis drei Uhr geöffnet und gestattet der liebenswürdige Oberbibliothekar, Dr. Campbell, bereitwilligst ihre Benutzung; sie zählt über 100,000 Bände und ist trefflich assortirt; nur fehlt ihr ein alphabetischer Katalog, was mir ein Mangel scheint. In demselben Bau, wie die Bibliothek, ist die unter der bewährten Leitung des Dr. Meyer stehende Sammlung von Münzen, Medaillen und Cameen. Sie zählt über 40,000 Exemplare und es haben besonders die Könige Wilhelm I. und II. viel zu ihrer Erweiterung beigetragen. Auch aus dem Orient weist sie manche Rarität auf, selbstverständlich auch aus den holländischen Colonien. Auch an Cameen birgt das Cabinet bedeutende Schätze, die meistens dem Alterthume angehören. Die größte dort befindliche Camee ist die Apotheose des Kaisers Claudius Nero auf Onyx. Ein Theil dieser Cameensammlung war Eigenthum des bekannten Philosophen Franz Hemsterhuis und dann seiner Freundin, der geistvollen Fürstin Amalie Galitzin.

Ein anderes Gebäude, in dem ich täglich ein- und ausging, war das Rijksarchief an dem schönen Platze, den man kurzweg Plein nennt; dasselbe ist eine wahre Fundgrube für archivalische Studien und die innere Einrichtung eine musterhafte. Die Direction des Reichsarchives ist in den Händen eines ausgezeichnet tüchtigen Fachmannes, L. Ph. C. van der Bergh, der mit der höchsten Liebenswürdigkeit die Benutzung seiner Schätze gestattet. Das mächtige Archivgebäude war eine Zeit lang Residenz des Königs Wilhelm I. und dient noch nicht sehr lange wissenschaftlichen Zwecken. Ebenso interessant ist das königliche Hausarchiv im Noordeinde; es enthält die ganze Correspondenz des oranischen Hauses seit dessen ersten Anfängen und wird gegenwärtig von dem pensionirten Generalmajor Mansfeldt, bisherigen commandirenden General in Hertogenbosch, administrirt; auch hier erfuhr ich dieselbe Freundlichkeit, fand ich die gleiche Zuvorkommenheit wie überall und bei allen Behörden. Groen van Prinsterer hat aus diesem Hausarchive seine Geschichte Wilhelms des Schweigers zusammengestellt; sein Bild hängt inmitten des Saales, der die Correspondenzstücke Wilhelms enthält. Auch Motley und unser Ranke haben hier gearbeitet.

Sprach ich oben davon, daß die Statue Wilhelms II. mißlungen sei, so gebührt hingegen die vollste Anerkennung dem Künstler, der sich die Person

des Schweigers zur Aufgabe genommen hat, Royer. Vor dem gothischen Palais des vorigen Königs, gegenüber dem jetzigen Residenzschlosse, erhebt sich sein herrliches Reiterstandbild, welches mich unwillkürlich an dasjenige Eberhards im Barte im Hofe des alten Schlosses zu Stuttgart erinnerte. An den Seiten des Postamentes sind die Wappen der sieben Provinzen angebracht und keine Inschrift könnte besser gewählt worden sein, als die scheinbar so einfache und doch die ganze oranisch-holländische Geschichte umfassende „Gubernatori rex“, die Wilhelm II. 1845 an den Sockel schrieb. Drei Jahre später setzte das dankbare Volk dem Schweiger, dem „vader des vaderlands“ ein zweites Standbild auf dem Plein. Der eherne Prinzstatthalter, ebenfalls Royers Werk, steht da in Lebensgröße, angethan mit dem spanischen Hofkleide; um auf den Charakterzug des Fürsten, die Verschwiegenheit hinzudeuten, erhebt die Statue ein wenig den Zeigefinger der rechten Hand. Zu Wilhelms Füßen schmiegt sich sein Hündchen, ebenso wie auf seinem Grabmale in Delft; es erinnert daran, daß Wilhelm 1572 den Spaniern in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht der Hund bei Zeiten aus dem Schlafe geweckt hätte. Noch ein anderes Denkmal verdient erwähnt zu werden; es ist das am Ende des „korten Voorhout“ errichtete zu Ehren des niederländischen Generallieutenants Herzogs Carl Bernhard zu Sachsen aus dem Hause Weimar. Dasselbe verdankt aber doch wohl in erster Linie dem Umstande sein Entstehen, daß die Tochter des Herzogs einen holländischen Prinzen geheirathet hatte; aus Courteoisie für Amalie setzte man ihrem Vater die Denksäule und wählte ihretwegen den Platz vor ihrem Palaste. Nicht aus Rücksichten der Convenienz und der Verwandtschaft, sondern aus dem Herzen der Nation hervorgegangen, aus der Liebe zu den Oraniern und der Unabhängigkeit geboren ist das 1863 begonnene und 1869 enthüllte Nationaal Monument auf dem sogenannten Plein 13. Im Willemspark November 1813 erhoben zuerst Gysbert Karel van Hogendorp aus einer patriotischen Kaufmannsfamilie, Fr. Ad. van der Duyn und der Graf L. von Limburg-Styrum die verpönte oranische Cocarde wieder auf den Hut und ritten so im Haag einher; der alte Ruf: Orange boven! durchzitterte wieder die Luft, nachdem er so lange nicht gehört worden war. Man wagte es, Napoleon den Gehorsam zu kündigen und die Preußen rückten alsbald unter Bülow, die Russen unter Benkendorf in Holland ein und trieben die Franzosen hinaus. Von seiner Partei zurückgerufen, langte Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien aus England an und betrat den befreiten Boden seines Vaterlandes am 30. November bei Scheveningen. An der Landungsstelle errichtete das treue Volk 1865 einen Obelisken. Für die drei Männer aber, die zuerst offen ihre oranische Gesinnung bekundeten, führte Holland das grandiose Nationaldenkmal im schönen Wilhelmsparke auf, welches sie, den Prinzen, die Wappen des Reiches und der Provinzen und die alle-

gorischen Gestalten der Freiheit und des Gesetzes darstellt. Denn nicht allein die Freiheit ging von ihnen aus; der von Wilhelm I., dem vom wiener Congresse zum König der Niederlande erklärten Oranier, gegrafte Hogendorp wurde der Gesetzgeber seiner Nation, er verfaßte „Neerlands Grondregt", er entwarf die Constitution vom 30. März 1814. Auf der Spitze des in den schönsten Formen errichteten Denkmals steht Batavia, in der Linken hält sie die glorreiche Fahne, in der Rechten das oranische Bündel Pfeile, und zu ihren Füßen lagert der Löwe der Dynastie Nassau. Das Denkmal ist entworfen durch van der Pieterszen. Ein neues Denkmal wird sich bald den anderen zugesellen, das des großen holländischen Staatsmannes Thorbecke; der haager Gemeinderath hat im September 1874 endlich die lange schwebende und mit großer Erbitterung der politischen Parteien geführte Streitfrage dahin entschieden; schmählicher Weise bestand die Majorität nur aus zwei Stimmen, obwohl Thorbecke der größte und weiseste Minister der Niederlande in unserem Jahrhunderte war.

Auch das schöne alte Rathhaus des Haag, welches die stolze Inschrift „Ne Jupiter quidem" trägt, verdient der Erwähnung, besonders wegen der berühmten „Doelen- und Regentenstücke" des Jan van Ravestein und des Bartholomäus van der Helst. Ein anderes Gebäude, welches seltene Schätze birgt, ist das schöne Museum Meermanno-Westreenianum, welches leider nur zweimal im Monate zugänglich ist und nur von zehn bis drei Uhr. Dasselbe ist eine Gründung des Grafen Meermann und des Barons Westreenen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; diese beiden Kunstfreunde hinterließen ihre Sammlungen nebst dem prächtigen Gebäude der Stadt Haag und stehen erstere unter der Obhut des Dr. Campbell, den ich schon früher nannte. Das Museum enthält Münzen, antike Vasen, eine Masse Ausgrabungen aus Pompeji, seltene Waffen u. s. w.; seine merkwürdigsten Schätze aber bestehen zum Theil in alten Drucken, z. B. besitzt es alle Bücher, die bei Elzevier in Leyden erschienen; sodann birgt es eine große Anzahl Manuscripte und Palimpseste. Der werthvollste Gegenstand der ganzen unschätzbaren Sammlung ist eine von Fust unterzeichnete Bibel, ein prachtvoller Druck in zwei Bänden, für den 100,000 Gulden geboten worden sind; sie ist in Mainz erschienen und einer der ersten Drucke, die gefertigt wurden. Viele Holländer machen freilich unserem Guttenberg die Erfindung der Buchdruckerkunst streitig und behaupten, dieselbe sei in Holland aufgekommen, Lourenz Janszoon Coster aus Harlem habe den Druck mit beweglichen Lettern erfunden und sein Gehülfe Jan habe die Kunst an Guttenberg verrathen. Der erste Druck Costers, „Spiegel onzer behoudenis" wird in Haarlem gezeigt, auch das Museum Meermanno-Westreenianum hat Drucke von ihm; Harlem setzte ihm 1856 ein großes Standbild. Aber alle

Gründe, die die Holländer für Coster vorbringen, können mich nicht überzeugen, daß Guttenberg der Preis der Erfindung fälschlich zuertheilt wurde und er ein zweiter Amerigo Vespucci, Coster aber ein Columbus gewesen sei. Somit ist und bleibt die Erfindung der lichtbringenden Buchdruckerkunst durch die Holländer eine Erfindung, die patriotischem Stolze ihre Geburt verdankt.

Von dem interessantesten Institute der Residenz will ich nun sprechen, von dem Museum, welches sich in dem imposanten weißen Gebäude befindet, welches mit der Front nach dem Plein, mit der Rückseite nach dem schönen Bijver ausschaut. Dieser Bau, das Mauritshuis, wurde erbaut und bewohnt von dem Prinzen Jan Maurits von Nassau-Siegen, holländischem Gouverneur von Brasilien, der 1679 verstarb. Im Parterrestocke sieht man eine Flucht von Gemächern, angefüllt mit Reliquien und Erinnerungen der holländischen Geschichte und der oranischen Dynastie, mit Erzeugnissen der Colonien des Reiches, mit chinesischen und japanesischen Gegenständen ohne Zahl. Ueber eine breite Treppe steigt man den zweiten Stock hinan und befindet sich, sobald man die letzte Stufe verläßt, mitten unter den Gemälden. In dieser kostbaren Galerie sind sie alle vertreten, die Rubens, van Dyck, Rembrandt, Teniers, Ostade, Potter, Mieris, Steen, Hondekoeter, Weenix, Dow, Metzu, van der Werff, van de Velde, Snyders, Wouvermann, Breughel, Schalken, Netscher, Ruysdael, Berchem, Backhuyzen und wie die anderen Größen Niederlands heißen. Die beiden Perlen der holländischen Gemälde der Galerie sind der Stier von Paul Potter und die Anatomie Rembrandts. Ersteres Bild nahmen die Franzosen nach der Occupation Hollands, welches Napoleon als Anschwemmung der französischen Flüsse bezeichnete, mit sich nach Paris, wo man es im Louvre, damals dem Sammelorte der geraubten Schätze der Welt, aufstellte; es galt für das viertbeste im ganzen Louvre. 1749 hatten es die Holländer für 630 Gulden gekauft, vergebens boten sie Napoleon I. 60,000 Gulden; erst in das befreite Niederland kehrte der feurig schnaubende Stier zurück. Vergebens haben sich in unserer Zeit Engländer erboten, das riesenhafte Bild mit doppelten Sovereigns zu belegen, wenn es ihr Eigenthum werden könnte; trotz allen Erwerbssinnes giebt es Holland nicht her, es hängt an dem einst geraubten und mühsam wieder erworbenen Kinde. Die Anatomie Rembrandts war früher Eigenthum der anatomischen Schule zu Amsterdam, von der sie der kunstliebende König Wilhelm I. für 32,000 Gulden erstand; sämmtliche Köpfe des Gemäldes sind Bildnisse von Zeitgenossen Rembrandts; alle umdrängen den einen, den berühmten Anatomen Tulp, der einer Leiche den Arm secirt. Nach dem Tode König Wilhelms I., der als Graf von Nassau 1842 verstarb, kam das Bild in die Galerie seines Sohnes, der colossale Summen für letztere verwandte. Bei seinem Tode 1849 wurde die Sammlung verwerthet und in alle Winde zerstreut; die Anatomie aber

kam in das Mauritshuis. Vor Potters wie vor Rembrandts Meisterwerke sind Gitter angebracht, vor denselben stehen Bänke, um dem Besucher der Galerie das längere Verweilen vor den beiden Gemälden zu erleichtern. Das Mauritshuis birgt eine Gemäldesammlung, die sich würdig den ersten und glänzendsten der Welt zur Seite stellen kann, wie sie in der That des Vaterlandes eines Rubens und Rembrandt würdig ist. Auch schöne Privatgemäldesammlungen sind im Haag zu finden, so die des Baron Steengracht de Osterland.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Der Besuch des Königs von Schweden. Die Provinzialordnung. — Wenn man aus dem Herbeiströmen regierender Herren auf die politische Bedeutung einer Hauptstadt schließen darf, so nimmt Berlin zur Zeit unstreitig den ersten Rang in Europa ein. Im Laufe von vierzehn Tagen folgten sich der Kaiser von Rußland, der König von Sachsen und jetzt, als neuester Gast unseres Kaiserhauses, der König Oscar von Schweden. Ich will die ziemlich stereotypen publicistischen Erörterungen, welche in den Blättern an diese Fürstenbesuche geknüpft zu werden pflegen, nicht wiederholen; nur die eine Thatsache mag hervorgehoben werden, daß der jetzige König von Schweden eine durchaus freundschaftliche und anerkennende Gesinnung gegen Deutschland und Preußen hegt und sich hierin vortheilhaft von seinem verstorbenen Bruder unterscheidet. Während der letztere seine französischen Sympathien, die ihm als Sprossen der Bernadottes noch im Blute liegen mochten, niemals verleugnete, den Dänen in ihren Kämpfen gegen Deutschland unverhohlen seine, wenigstens moralische, Unterstützung und Gunst zu Theil werden ließ und von der Herstellung einer engen, gegen Deutschland keineswegs wohlwollenden scandinavischen Union träumte, hat König Oscar II. gleich bei seinem Regierungsantritt unzweideutig kundgegeben, daß er auf ein freundnachbarliches Verhältniß zum deutschen Reich entschieden Werth lege, wie denn auch sein persönliches Interesse an unseren Staatseinrichtungen, unserer Sprache und Literatur längst bekannt war und sich in der Begünstigung deutscher Wissenschaft und der eigenhändigen und zwar sehr gelungenen Uebersetzung von mehreren unserer classischen Dichtungen ins Schwedische bewährt hatte. Auch während des deutsch-französischen Krieges, zur Zeit, als er noch Kronprinz war, soll er seine Sympathien für uns niemals verhehlt haben, trotzdem er sich dabei keineswegs im Einklang mit der Mehrheit seines

Volkes befand. Daß diese persönlichen Eigenschaften des nordischen Herrschers ihm einen über die conventionelle Höflichkeit hinausgehenden freundlichen und herzlichen Empfang an unserem Hofe und im Volke verschafften, ist begreiflich.

Die Feierlichkeiten, die man hier fremden Fürsten vorzuführen pflegt, sind überwiegend militärischer Natur. Was könnte man auch Anziehenderes und Imposanteres zeigen, als unsere prächtigen Garderegimenter, welche die kunstvollsten kriegerischen Exercitien mit unübertrefflicher Leichtigkeit und Präcision ausführen? Es ist kein Wunder, daß diese außerordentliche Zucht, Ordnung und Uebung die höchste Anerkennung aller fremden Militärs findet. Bis in welche Ferne sich Deutschland des Ruhmes erfreut, die erste Waffenmacht der Welt zu sein, das beweist die Thatsache, daß nicht nur der Sohn des Vicekönigs von Aegyppten, sondern sogar ein naher Verwandter des Kaisers von Japan gegenwärtig bei Berliner Regimentern Dienste thun. Giebt es eine glänzendere Anerkennung unserer kriegerischen Erfolge?

Mit der Abreise des schwedischen Königs, dessen Aeußeres übrigens keineswegs den nordischen Typus trägt, dessen braune Gesichtsfarbe und schwarze Haare vielmehr deutlich die südliche Abstammung verrathen, wird es an unserem Hofe still werden: Die Kaiserin ist schon längere Zeit abwesend und in den nächsten Tagen rüstet sich auch der Kaiser zur Abreise; das officielle Berlin schüttelt dann überhaupt, so weit es geht, den Staub der Residenz von den Füßen.

Diesem Beispiele kann jedoch fürs Erste der Landtag noch nicht folgen. Noch immer sitzen die „Herren“ und die Abgeordneten und arbeiten im Schweiße ihres Angesichts. Und gerade in den letzten Tagen sind parlamentarische Ereignisse eingetreten, welche in vielen Gemüthern die schwere Besorgniß erzeugt haben, die ganze Thätigkeit eines Vierteljahres sei nutz- und zwecklos gewesen. Sie wissen, daß der Schwerpunkt der in dieser Session dem Landtag vorgelegten gesetzgeberischen Arbeiten in der Provinzialordnung ruht. Das Abgeordnetenhaus hatte dieses Gesetz, welches die mit der Kreisordnung begonnene Selbstverwaltung nach Oben hin um ein gutes Stück weiter führt, durchgängig im Einverständniß mit der Regierung in langer eingehender Berathung festgestellt, und nun kommt das Herrenhaus und bringt wieder einmal die traurigste Stockung in die parlamentarische Maschine, der Minister des Innern, Graf Eulenburg aber, dessen wechselnde Taktik kein Mensch ergründen kann, spricht sich sehr anerkennend über die im Herrenhause aufgetauchten neuen Vorschläge aus und ermuthigt gewissermaßen selbst den Widerstand, anstatt das ganze Gewicht seines Amtes und seiner Persönlichkeit für die Annahme des bis zu diesem Stadium glücklich vereinbarten Gesetzes in die Wagschale zu legen.

So hat denn das Herrenhaus eine Anzahl von Beschlüssen gefaßt, die für das andere Haus absolut unannehmbar sind. Der Streit dreht sich hauptsächlich um folgenden Punkt: den neuen Verwaltungskörpern der Provinzen sind neben den wirthschaftlichen Aufgaben, der Fürsorge für Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten, für den Chausseebau und dergleichen eine Reihe wichtiger staatlicher Functionen, „allgemeine Landesangelegenheiten" übertragen, welche bisher rein bureaukratisch von den Oberpräsidien und Bezirksregierungen ausgeübt wurden; namentlich gehört dahin die Aufsicht über die Kreise und Städte. Nach der Meinung des Abgeordnetenhauses und der ursprünglichen Regierungsvorlage sollten diese beiden Zweige der Thätigkeit von demselben Organ, dem Provinzialausschuß, besorgt werden, der sonach zugleich als staatliche und communale Behörde fungirte und seine doppelte Natur nur durch den wechselnden Vorsitz des Oberpräsidenten und des Landesdirectors kundgab. Daran nahm nun das Herrenhaus Anstoß und setzte für die „allgemeinen Landesangelegenheiten" an Stelle des Provinzialausschusses eine neue Behörde, den „Provinzialrath", der aus drei berufsmäßigen Beamten und nur vier Delegirten des Ausschusses bestehen sollte, sonach die Bureaukratie auf Kosten des nur zur Ausstaffirung hinzugezogenen Laienelementes ungebührlich in den Vordergrund schob und die Selbstverwaltung im Wesentlichen auf die allernächsten materiellen Interessen beschränkte. Und nicht nur die feudale Seite des Herrenhauses stimmte für diese Beschlüsse, sondern auch die liberalen Mitarbeiter, namentlich die Bürgermeister, welche als Vertreter der großen Städte der ganzen Provinzialordnung kühl gegenüberstehen, da sie eine Unterdrückung der Städte durch die ländlichen Elemente, den Junker und den Bauer, befürchten zu müssen glauben.

Die Provinzialordnung in derart verkümmerter Gestalt kommt nun an das Abgeordnetenhaus zurück, und dieses ist in großer Verlegenheit und einer wirklich peinlichen Situation. Der nächste und von Vielen empfohlene Gedanke ist: Ablehnen. Allein es ist doch auch kein leichter Entschluß, das mühsame Werk monatelangen Fleißes preiszugeben, die ganze Verwaltungsreform und eine Reihe anderer Gesetze, welche das Bestehen der Provinzialordnung zur Voraussetzung haben, zu einem verderblichen Stillstand zu verurtheilen, vor dem Lande mit leeren Händen zu erscheinen und die liberale Partei mit dem Vorwurf unfruchtbaren Schaffens und Strebens zu beladen, ganz zu schweigen von den neunzehn Millionen, welche den Provinzen als Selbstverwaltungsfonds überwiesen werden sollten und nach der Meinung sachverständiger Männer schwerlich noch einmal von einem preußischen Finanzminister angeboten werden dürften. Diese Erwägungen ziehen den Abgeordneten schwer durch Kopf und Herz und haben bei einem großen Theil derselben die Neigung erzeugt, bis an die Grenze des Möglichen zu gehen, um

das Gesetz zu Stande zu bringen. Es existirt nun ein von dem Oberbürgermeister Hobrecht von Berlin gestellter Vermittlungsantrag, welcher jenen Provinzialrath zwar beibehält, aber um je ein Mitglied das Laienelement darin verstärkt und das Beamtenthum vermindert, so daß der bureaukratische Charakter dieser Behörde wesentlich zurücktritt. Der Vorschlag ist allerdings vom Herrenhause abgelehnt worden, allein er wird möglicherweise im Abgeordnetenhause wieder aufgegriffen und dann auch von der Pairskammer als Compromiß zugestanden werden. Jedenfalls bildet er die einzig mögliche Basis, auf der eine Uebereinkunft geschlossen werden könnte. Ob die Dinge in der That diesen, verhältnißmäßig günstigen Verlauf nehmen, ist zur Stunde, wo wir schreiben, nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wogt und gährt noch in der Volksvertretung und die Stimmung gegen das Herrenhaus, das sich als ewiges Bleigewicht an jede Reform hängt, und gegen die Regierung, der man nicht ohne Grund Mangel an Klarheit und Entschiedenheit vorwirft, ist eine keineswegs rosige. Hoffen wir, daß der parlamentarische Horizont sich bald wieder aufklärt und der große Ausgleicher der Gegensätze, der Compromiß, sich auch diesmal nicht verleugnet. O.

Literatur.

Vom Büchertisch. Zur Geschichte der Brockenreisen. Von Gustav Heyse. 4. Aufl. (Aschersleben, Schnock.) — Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß das vorliegende bescheidene Büchlein schon die vierte Auflage erlebt hat, um zuzugeben, daß der Brocken nicht zwar der höchste, doch der berühmteste und besuchteste ist unter den deutschen Bergen. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts botanisirte der berühmte Arzt Johannes Thalius an seinen Abhängen und einige Jahre darauf zeigte Heinrich Julius von Braunschweig seiner jungen Gemahlin, der dänischen Elisabeth, von seinem Gipfel einen Theil des ihr nun zugehörigen Landes. Dann ziehen ein Schulrector aus Ilsenburg; ein Gärtner, der nach seltenen Pflanzen sucht, herauf; im dreißigjährigen Krieg endlich eine Schaar Quedlinburger Gymnasiasten. Das sind die ersten bekannten Brockenbesucher. Daß indeß doch auch früh schon auf ein zahlreicheres Publicum gerechnet ward, beweist der Umstand, daß an einem guten Quell auf dem Gipfel an einer eisernen Stange sich durch eine Kette befestigt eine eiserne Kelle befand. Das war schon 1649 der Fall. Der Löffel ward natürlich bald gestohlen. Doch war der Besuch auch

im siebzehnten Jahrhundert noch ungemein beschwerlich und daher sehr schwach. Indeß findet sich schon eine gelehrte Reisebeschreibung in Hexametern vor, auch schrieb der berüchtigte abergläubische Johann Prätorius ein dickes Buch über den Brocken oder mehr noch über die Sagen, die von ihm gingen. Ewig zu beklagen ist, daß Otto von Guerike die von ihm beabsichtigte Besteigung nicht ausführte. Er wollte die Höhe des Berges barometrisch messen, aber dicht unter dem Gipfel zerbrach der Diener das unter einer Blechkapsel verschlossene Instrument. Im Jahre 1697 besuchte auch Peter der Große den Brocken. Sonst sind es noch einige jetzt verschollene deutsche Fürsten, ein paar Aerzte und vor allen auch Schatzgräber, von denen wir lesen. Hatten sich früher die Herzöge von Braunschweig um die Wege auf den Berg sehr verdient gemacht, so blieben im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Herren des Brockens, die Grafen von Stolberg, nicht hinter ihnen zurück. Die kleine Hütte, die seit 1736 errichtet war, ward seit 1743 durch ein Wirthshaus auf der Heinrichshöhe unterstützt, im Jahre 1800 endlich ward auf dem Gipfel selbst ein größeres Haus erbaut. Die Besucher mehren sich, unter ihnen finden wir Albrecht von Haller; 1750 ward der Berg vom Grafen Schmettau zu Gradmessungen zuerst benutzt. Hatten früher die Kiselacks die Felsblöcke des Gipfels mit ihren werthen Namen bemalt, so ward nun seit dem Jahre 1753 ein Fremdenbuch aufgelegt, das seitdem ohne Unterbrechung fortgeführt worden ist, wenn es auch nicht ganz erhalten blieb. Es ist bekanntlich im Auszug von dem Brockenwirth Nehse im Jahre 1850 herausgegeben worden. Schon im Jahre 1779 finden wir 421 Besucher, heutzutage freilich durchschnittlich im Jahre 6000. Fast alle deutschen Fürsten nennt uns das Fremdenbuch; natürlich am zahlreichsten die Anhaltiner, auch der König von Westphalen übernachtete im Jahre 1811 auf dem Brocken. Gleim, Göckingk, Nicolai, Ebert, A. W. von Schlegel, Heine, Andersen, Coleridge treten auf, vor allen Goethe, der den Brocken dreimal erstiegen hat. Einmal auf der bekannten Harzreise 1777, am 10. December, nicht am 7., wie er selbst einmal irrthümlich annimmt in seinen Erläuterungen zur „Harzreise". Zum zweiten Male war Goethe am 31. September 1783 auf dem Brocken. Das Buch zeigt seinen Namen „J. W. v. Goethe — F. v. Stein. — v. Trebra, zum dritten Mal hier." Zum dritten Mal besuchte er den Berg am 4. September 1784. Er schrieb in das Fremdenbuch:

Quis coelum posset nisi coeli munere nosse,
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Auch Leopold von Buch und Alexander von Humboldt gehören zu den Besuchern des Berges. Als Curiosum mag noch erwähnt sein, daß auf Uebungsmärschen auch Kanonen den Brockengipfel berührten, so eine braunschweigische Batterie von vier Sechspfündern im Jahre 1840. Der Transport

geschah ohne alle Schwierigkeit. Das interessante Büchlein, das auch eine Uebersicht der Brockenliteratur giebt, ist dem Touristen freundlichst empfohlen.

Jacob III. Markgraf zu Baden. Von Arthur Kleinschmidt (Frankfurt a. M., Winter). — Markgraf Karl II. von Baden Durlach hatte die Reformation in seinem Lande eingeführt, durch schmeichlerische Jesuiten zum alten Glauben zurückgeführt, rottete sie sein Sohn Markgraf Jacob III wieder aus. Diese Verhältnisse bilden den Inhalt der fleißig gearbeiteten kleinen Schrift, die dem Andenken des ersten regierenden Convertiten in Deutschland gewidmet ist. Man sieht wiederum klar, wie die faule Friedensseligkeit der Protestanten, ihre Zerspaltung und Haltlosigkeit, der geschlossenen Macht der katholischen Kirche, dem Eifer ihrer begabten und rastlos thätigen Streiter nothwendig unterliegen mußte, wie jene gewaltige Machtentfaltung der Habsburger im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts vorbereitet ward, die wohl den alten Gedanken einer Universalmonarchie wieder aufnehmen konnte.

Löwenkämpfe von Nemea bis Golgatha. Von Paulus Cassel. (Berlin, Calvary.) — In wunderlicher und widerlicher Weise hat der Verfasser die schönen Sagen des classischen Alterthums mit der christlichen Ueberlieferung durch das Band mystisch-symbolischer Erklärung zusammenzuschweißen sich unterfangen. Für einen gesunden Sinn wird derartiges immer haarsträubend sein. Es liege eine ungemeine Poesie in den Legenden vom Christuslöwen, meint der Verfasser, „denn in ihm geht in Erfüllung, was die Griechen in ihrem Herakles ursprünglich gesucht. Er ist dazu gekommen, der Hydra auf das Haupt zu treten. Was Dionysos bezeichnet, ist in ihm wirklich vollendet. Das Sabazios findet in ihm die wahre Ruhe. Alle Löwenbändiger bis auf Orpheus vollenden in ihm. Kein Anderer als Er kann Leidenschaft und Tod bewältigen. Herakles überwand den Löwen und nahm das Fell, um selbst ein guter Löwe zu sein. Jesus überwand die Leiden des Kreuzes — und das Kreuz ward seine Herrlichkeit. In diesem Zeichen liegt aller Sieg!" Dies nur zur Probe. Es würde derlei Machwerk nicht der Erwähnung werth sein, wenn nicht die Anmaßung, solche Dinge einem wissenschaftlichen Publicum anzubieten, eine öffentliche Rüge verdiente.

Hallbergers Illustrated Magazine. Conducted by Ferdinand Freiligrath (Stuttgart, E. Hallberger) bringt in dreiwöchentlichen eleganten Heften eine Auswahl der neuesten in englischen Zeitschriften erschienenen Romane, Novellen und Gedichte und ist für die Kenntniß der englischen Umgangssprache allen Lernenden sehr empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 4. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Italien und Deutschland.

Nachdem die verschiedenen Zusammenkünfte zwischen den gekrönten Häuptern und die Rundreise des deutschen Kronprinzen in Italien, Ereignisse, an welche sich so viele politische Conjecturen geknüpft haben, ihren vorläufigen Abschluß gefunden, lohnt es vielleicht der Mühe, die Stellung, welche Italien zu den wichtigsten europäischen Fragen, namentlich Deutschland gegenüber, einnimmt, näher ins Auge zu fassen.

Dieses Land hat in den letzten Wochen das Schauspiel erlebt, daß einer der mächtigsten Monarchen und ein Fürst, der dazu bestimmt ist, dereinst die erste Krone Europas zu tragen, in feierlicher Weise seinen Boden betreten und die sympathischen Kundgebungen von Regierung und Bevölkerung mit hoher Befriedigung entgegengenommen hat. Diese selben Italiener, welche vor noch nicht zwanzig Jahren getheilt und zerrissen, ohne Kraft und Einfluß, ja mißachtet waren, haben mit Recht in diesen Besuchen einen Beweis davon gesehen, wie viel Gewicht heutzutage im Auslande auf das Verhalten ihres Vaterlandes gelegt wird.

In der That hängt von der Entscheidung, die Italien über die den wichtigsten Fragen gegenüber einzuhaltende Linie, getroffen hat oder treffen wird, nicht wenig ab, und dies bedingt zum Theil die Lösung derselben in diesem oder jenem Sinne. Seine geographische Lage ist eine derartige, daß es seinen beiden Nachbarn, wenn sie anderweitig beschäftigt sind, durch eine kleine Diversion ernste Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereiten, andererseits durch eine freundliche Haltung ihre Unternehmungen außerordentlich begünstigen und unterstützen kann. Sein Heer ist freilich erst in der Bildung begriffen, hat aber von allen Fortschritten und Erfindungen der Neuzeit Gewinn gezogen und soll in seinem Material, Ausrüstung und Organisation, wie Sachkenner behaupten, keinem anderen nachstehen. Der höhere Unterricht nimmt einen solchen Aufschwung, daß er binnen kurzer Zeit dem Staat eine reiche Anzahl vortrefflich ausgebildeter junger Leute zuführen wird, die das beste Material für Staatsmänner und Feldherren abgeben. Die ungeheure ungenützte Arbeitskraft von so vielen Millionen Armen in den niederen Ständen, darf nur geweckt und richtig gelenkt werden, um den ökonomischen Zustand

des Landes zu heben und die drückenden finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo dies in wunderbarem Aufschwung begriffene Land nicht mehr nöthig haben wird, alljährlich so viel Auswanderer über die Meere zu schicken und ganz Europa mit Steinklopfern, Straßenarbeitern und Bänkelsängern zu versehen.

Daß ein Staat mit solchen Perspectiven ein gesuchter Bundesgenosse ist, nimmt nicht Wunder. Wir haben fast alle nacheinander um seine Gunst buhlen sehen. Frankreich hat seinen Thiers geschickt, und will ihn wieder schicken, wie es heißt. Oesterreich hat sich durch seinen Kaiser selbst vertreten lassen, und der deutsche Kronprinz soll die Bahn ebnen für den unermüdlich angekündigten, obwohl immer wieder hinausgeschobenen Besuch seines Vaters.

Wer wird nun den Preis davontragen, und die vielumworbene Braut heimführen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vorerst die Interessen, Wünsche, Strebungen Italiens nach den verschiedenen Seiten klar zu machen suchen.

Die brennendste und schwierigste Frage betrifft die Stellung des Papstes. Noch hat die italienische Regierung, wie es scheint, keinen endgültigen Entschluß gefaßt, wie sie sich diesem Unterthan gegenüber, der doch kein Unterthan ist, verhalten soll? Aber die Strömungen, welche auf ihre Position einwirken und dieselbe schließlich bestimmen werden, sind doch erkennbar genug. Eine religiöse Frage, wie in Deutschland oder selbst in England, existirt in Italien nicht. Der gebildete Mittelstand und was von dem höheren Adel und Beamtenthum nicht gerade in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Vatican oder den Jesuiten steht, alles was denkt und sich einer gewissen behaglichen Existenz erfreut — ist in diesem Lande religiös vollkommen indifferent. Die Gleichgültigkeit geht nur in Haß über, wo es sich um den höheren Klerus handelt, dieser ist nirgends beliebt. Bei den Gebildeten aber, obwohl sie sich im Grunde aus der Kirche nichts machen, findet die neuerdings viel gebrauchte Unterscheidung zwischen dem wahren Katholicismus und dem römischen unverhehlten Beifall und in dieser Beziehung scheint ihnen Bismarck lobenswerth. Den Katholicismus glauben sie nämlich nicht entbehren zu können, weil sie nichts an dessen Stelle zu setzen wissen und eine Art von horror vacui empfinden, wenn von Abschaffung desselben die Rede ist, schon der Kinder wegen, für die man es angemessen hält, sie durch etwas Positives zu dem Indifferentismus und der absoluten Negative übergehen zu lassen. Außerdem, wenn sie auch an keine Dogmen glauben und der positive Gehalt der Religion ihnen völlig gleichgültig ist, geben sie doch zu, daß es Situationen im Leben giebt, in denen man zu einem solchen Anhalt gern greift. In Krankheit, Unglück, namentlich in Gewissensqualen will der Mensch beruhigt sein und

nach dieser Seite hin erfüllt keine Kirche ihren Zweck so vollkommen, wie die katholische. Sie verlangt keine inneren Kämpfe, kein mühsames Ringen; auf das Sündenbekenntniß folgt die Absolution, um so unbedingter und großmüthiger, je geängstigter das Gemüth ist. Es wird von einem Priester in Rom erzählt, daß er sich in der Predigt darüber beklagt habe, daß die Beichte so schlecht besucht werde. Zu ihm sei einmal eine augenscheinlich in ihrem Gewissen schwer bedrängte Frau gekommen, und habe ihm anfangs nur geringe Sünden bekannt; da habe er gelächelt. Sie sei muthiger geworden und habe eine schwerere ausgesprochen; darauf habe er laut gelacht. Und je offener die Frau, durch sein Benehmen kühn gemacht, alle ihre gravissima peccata bekannte, um so schallender sei sein Gelächter geworden. Schließlich habe die Frau ihn gefragt: er der fromme Pater müsse doch wohl recht schwere Sünden begangen haben, wenn er über die ihrigen sich so erheitere. Der Priester darauf: ja ich habe viele Vergehen auf dem Gewissen, aber kein so schweres wie Du; wenn ich gelacht habe, so ist es nur geschehen, um Dich zum vollen Aussprechen zu bewegen, und dadurch Dein Herz zu erleichtern.

Daß eine solche Religion im Volke Anhalt findet, ist leicht begreiflich. Die ungebildete Masse möchte sie denn auch um keinen Preis missen. Viel innige Frömmigkeit ist freilich in den unteren Schichten der italienischen Bevölkerung auch nicht vorhanden; der colossale, wahrhaft unverschämte Götzendienst, der in den Kirchen verübt wird, begegnet beim Volke keiner ernsthaften Auffassung, sondern wird mehr naiv als eine Art von Unterhaltung betrachtet. Auch hier ist der höhere Kleriker verhaßt; nur der niedere Priesterstand steht in naher Fühlung mit dem Volke.

Mit diesen Factoren hat die Regierung zu rechnen, wenn sie eine Reform in der Kirchenverfassung in Angriff nehmen und sich mit den Grenzen der Machtvollkommenheit des Papstes befassen will.

Und dieser Papst selbst ist vor allen Dingen ein Italiener. Und die Italiener, will mir bedünken, haben sich alle untereinander gern. Nirgends verkehrt Hoch und Niedrig so liebevoll und ungezwungen miteinander. Ein jeder bleibt tactvoll innerhalb seiner Grenzen; aber als Sclave fühlt sich der Niedrigstehende dem Reichen oder Vornehmen gegenüber nicht und benimmt sich auch folglich nicht wie ein solcher. Nun ist aber dieser Papst ein Mensch, wie er mit so eigenthümlichen Befugnissen ausgerüstet (mögen sie angemaßt oder berechtigt sein, ist gleichgültig, auf die thatsächliche Ausübung kommt es an), nur einmal auf der Erde existirt. Und dieser Mann ist ein Italiener. Sollte er wieder einmal, wie früher, sein Interesse mit dem der italienischen Nation identisch halten, so würde daraus ein unberechenbarer Gewinn für diesen Staat zu ziehen sein. Der letztere Gedanke wird nur hier und da schüchtern geäußert; unbe-

dingt aber von Vielen im Stillen gehegt; und wenn er auch für den Augenblick wenig praktische Consequenzen haben könnte, so braucht man doch nur an Gioberti zu denken, um sich davon zu überzeugen, daß eine staatliche Nutzbarmachung der päpstlichen Persönlichkeit nicht außer dem Bereiche der Speculationen italienischer Politiker liegt.

Wie zaghaft die Regierung Jahre lang den Ansprüchen des Papstes entgegengetreten ist, haben die Interpellationen von La Porta und Mancini offen dargelegt. Wie wenig sie in sich die Kraft fühlt, in Zukunft energischer aufzutreten, hat sie selbst gestehen müssen. Nun kommt ein auswärtiger Staat und erhebt den Anspruch, man soll die kirchliche Gesetzgebung zu seinen Gunsten ändern. Eine Zumuthung, die für die Italiener fast unbegreiflich ist. Denn eine religiöse Frage haben sie, wie gesagt, nicht, und die deutschen Zustände, obwohl die Zeitungen mit den preußischen Kirchengesetzen und den Erzählungen eingekerkerter Geistlicher angefüllt sind, verstehen sie nicht. Aber abgesehen hiervon, haben die von Berlin erhobenen Anforderungen bei der italienischen Regierung, und was schlimmer ist, beim Volk, einen peinlichen Eindruck hinterlassen. Man darf nicht vergessen, daß dieses Land erst seit sechszehn Jahren im Besitz seiner Selbständigkeit ist, und wird begreiflich finden, daß es ängstlich und eifrig über der Erhaltung derselben wacht. Wir sind nun freilich der Meinung, daß Italien, wenn es energischer gegen die Uebergriffe des Jesuitismus einschritte, pro domo arbeiten würde, aber es kommt bei dieser Gelegenheit weniger auf die Sache, als auf die Form an. Man ist verletzt, weil man von außen gedrängt wurde. Ganz anders wäre das Verhältniß, wenn man vorher selbständig die Initiative ergriffen hätte. Nur der Pression eines Fremden glaubt man nicht nachgeben zu dürfen. In dieser Stimmung haben die Minister und alle Officiösen bei der Beantwortung der Interpellationen von La Porta und Mancini einen — zu ihrer Ueberzeugung wenig stimmenden — wohlwollenden und versöhnlichen Ton mit Rücksicht auf den Papst angeschlagen. In derselben Stimmung bekämpft die ganze officiöse und conservative Presse das Vorgehen Bismarcks gegen die Klericalen in Deutschland; ja ein Theil der unabhängigen, demokratischen und republikanischen Blätter, die sonst fast ausnahmsweise deutschfreundlich gesinnt sind, steht ihr hierin zur Seite. Aus derselben Stimmung sind die Worte geflossen, mit welchen sich die hochofficiöse Opinione mit unverkennbarer Tendenz über die Interpellation Sullivans im englischen Parlament und die Antwort D'Israelis vernehmen läßt: „Die Britische Regierung wohnt dem Kampf zwischen Klericalismus und moderner Civilisation mit Gleichmuth bei, und zweifelt nicht am Siege. Das Beispiel Deutschlands ermuthigt England nicht, die Klericalen mit repressiven und präventiven Gesetzen zu bekämpfen, und es sieht keine Veranlassung zur Aenderung seiner Regierungsmethode.

Auf die Zeit und auf den Sieg der Civilisation muß man sein Vertrauen setzen. Was mit Gewalt bekämpft wird, steht wieder auf; dagegen sterben in Wahrheit nur diejenigen Institutionen und Glaubensarten ab, welche ihren Geist und ihre Lebensberechtigung verlieren." Nun können wir freilich diesen Gedanken nicht für aufrichtig halten; denn die Regierung sieht mit steigender Besorgniß — und die Berichte aus Bonghis Ministerium legen officiell dafür Zeugniß ab — wie im Stillen die Macht der Jesuiten in Schulen und Familien um sich greift, wie sie das Schlachtfeld nach allen Seiten hin durchstreifen und die günstigsten Positionen auszuwählen im Stande sind, wie sie sich aus den Unwissenden, Verwahrlosten, Ungebildeten eine Armee schaffen — während die Fortschritte der Bildung und Civilisation auf der anderen Seite keineswegs gleichen Schritt halten. Wir sind der Meinung, daß es eitle Phrasen und Heuchelei sind, was die Opinione vorbringt, aber daß das erste Organ der Regierung dergleichen auszusprechen veranlaßt wird, ist bezeichnend, und giebt einen Begriff von der Richtung, in welche die höheren Kreise sich entweder freiwillig begeben oder durch den Gang der Ereignisse gedrängt werden. Dieses Abwartungs- und Abstinenzsystem, dies religiöse und kirchliche Laissez-faire mag in England nicht übel angebracht sein, obwohl seine letzten Consequenzen auch dort erst abzuwarten sind; für Italien scheint es uns schlecht gewählt und kaum anwendbar, wird auch durch die aggressive Haltung des päpstlichen Stuhles unmöglich gemacht. Weil aber die Regierung noch gar keinen festen Plan gefaßt, noch gar keine Bestimmung über die zukünftig einzuhaltende Richtung getroffen hat, sucht sie Zeit zu gewinnen, durch Adoption eines Systems, welches ihr bequem scheint.

Diese Unentschiedenheit und Zaghaftigkeit der italienischen Regierung erschwert in diesem Augenblick ein gutes Einvernehmen mit Deutschland. Das letztere verlangt einen klaren Standpunkt, eine unzweideutige Stellung; wir wollen nicht untersuchen, ob es zur Hervorrufung derselben nicht etwas geschickter hätte vorgehen können. Diese Divergenz der Aussichten über das gegen die Jesuiten zu beobachtende Verfahren ist auch der wahre Grund, weshalb die Reise des deutschen Kaisers nach Italien immer wieder hinausgeschoben wird; es lagert ein unheimlicher Schatten zwischen beiden Regierungen. Ehe derselbe zerstreut ist, scheint eine ungezwungene Annäherung unmöglich. An die Bedeutung der Gesundheitsrücksichten glaubt Niemand. Ebenso gut wie der Kaiser nach Gastein reisen kann, kann er auch nach Verona gehen; und die kleine Strecke von dort bis Mailand oder Florenz wäre auch wohl zu überwinden. Schließlich fragen sich die Italiener: wenn ihm etwas zustoßen sollte, warum kann er in Italien nicht ebenso gut sterben wie in Deutschland?

Und doch war diese Reise von Berlin aus mit so ängstlicher Hast an-

gekündigt, als sich die Nachricht von der Zusammenkunft Franz Josephs mit Victor Emmanuel verbreitete und es schien nothwendig, um den Eindruck der letzteren zu mildern, daß wenigstens der deutsche Kronprinz sich in Italien zeigte. Woher diese unruhige Geschäftigkeit? War es bloß die unangenehme Empfindung, in der Höflichkeit zurückgeblieben zu sein, indem man dem österreichischen Kaiser den Vorsprung bei Abstattung des Gegenbesuches lassen mußte? Gewiß faßte man die Bedeutung der Zusammenkunft in Venedig tiefer auf; und mit Recht.

Die Stellung Italiens zu Oesterreich ist in der That eine solche geworden, daß nichts mehr ihre Interessen scheidet und manches in den augenblicklichen Verhältnissen Europas dazu angethan ist, sie einander noch mehr zu nähern. In der römischen Frage beobachten beide Regierungen eine vorsichtige Haltung, vermeiden die Einmischung in kirchliche Dinge, so lange es nur angeht. Sie sind beide keine katholischen Staaten in dem Sinne wie Frankreich oder Spanien, die ungeheure Anzahl der religiös indifferenten Italiener und die verhältnißmäßig ebenso zahlreichen Katholiken in Oesterreich müssen der Kirchenpolitik hier und dort eine ganz andere Richtung geben, als der Fanatismus der fast ausschließlich katholischen Bevölkerung Frankreichs und die alten Denkgewohnheiten der Spanier sie erheischen. Andererseits werden beide Länder von der Curie absichtlich mit Rücksicht behandelt, um ihnen jeden Vorwand zu energischem Vorgehen zu nehmen. Sie befolgt die Taktik, zuerst den Hauptfeind, Deutschland, zu isoliren und niederzuwerfen, in der sicheren Hoffnung, nachdem dies gelungen, auch mit den übrigen in ihrem Sinne fertig zu werden. Daß beide Monarchen in Venedig übereingekommen seien, die päpstliche Frage als eine innere italienische zu betrachten, wie behauptet worden ist, scheint uns unwahrscheinlich, obwohl sicherlich die persönlichen Ansichten Franz Josephs und seiner hochkatholischen Hofkreise einem solchen Pact nicht abgeneigt sind. Wir glauben nicht, daß irgend welche bestimmte politische Abmachungen das Resultat der venetianischen Zusammenkunft gewesen sind, sondern daß — was an sich schon bedeutungsvoll genug ist — Besprechungen stattgefunden haben auf dem Grunde eines bereits vorher erzielten Einverständnisses über die wichtigen Fragen gegenüber zu beobachtende Haltung. Daß nun kein Grund vorliegt, weshalb Oesterreich in der päpstlichen Frage einen anderen Weg einschlagen sollte, als Italien, liegt auf der Hand. Beide Staaten scheinen entschlossen, sich ebenso fern von dem französischen Processionschwindel und der von Paris, Orleans und anderen Centren Frankreichs ausgehenden directen Ermuthigung der Aussprüche des Vaticans zu halten, wie sie abgeneigt sind, die Kampfweise Bismarcks nachzuahmen.

Aber in anderer Beziehung sind die Interessen Oesterreichs und Italiens

noch weit gleichartiger, fast identisch. Beide fürchten gleich sehr die Herrschaft Rußland auf der Balkanhalbinsel. Sobald Constantinopel und in Folge dessen auch Smyrna moscovitisch ist, wird nicht nur der bedeutendste Theil des Handels von Triest und Venedig schwere Verluste erleiden, sondern die Seemacht Rußlands wird im Stande sein, der italienischen die östliche Hälfte des Mittelmeeres zu verschließen. Wir wollen die Wichtigkeit dieses Ereignisses in seinen Consequenzen nicht weiter verfolgen, zumal diese bereits oft erörtert sind. Es genügt uns bei dieser Gelegenheit zu constatiren, daß die orientalische Frage, wie sie für Oesterreich über Leben und Tod entscheidet, so von Italien im antirussischen Sinne aufgefaßt wird.

Oesterreich ist es offenbar unheimlich in dem Bündniß mit seinen beiden übermächtigen Nachbarn. Wie kann es aufrichtig an Rußlands Seite stehen, dessen Interessen den seinigen diametral entgegengesetzt sind, ja für welches eine entscheidende Erfüllung seiner erträumten Mission nur über den Leichnam Oesterreichs hinüber stattfinden kann. Fast ebenso mißtrauisch muß Oesterreich gegen Deutschland sein, wenn dieses auch für den Augenblick die Erhaltung oder sogar die Beseitigung dieses unnatürlich zusammengeschweißten Mosaikstaates wünschen mag. Denn, daß weder die deutschen Bevölkerungen Oesterreichs auf die Dauer ihre Isolirung vom Reich und ihre oneröse Ver-Verbindung mit Polen, Magyaren und Serben, für die sie die fehlenden Steuern aufzubringen haben, ertragen werden, ist selbstverständlich. Aber sähe sich Oesterreich auch nicht direct in seinem Bestande bedroht durch die natürlichen Machterweiterungsgelüste seiner scheinbaren Alliirten, so müßte ihm doch unheimlich werden in ihrer Mitte, so oft es erwägt, wie vollkommen dieselben Interessen Deutschlands und Rußlands sich decken, welche den seinigen durchaus entgegengesetzt sind. In der That kann nur ein oberflächlicher Beurtheiler das deutschrussische Bündniß durch die Freundschaft der augenblicklichen Herrscher beider Länder bedingt sehen; auf welcher innigen Gemeinsamkeit aller wesentlichen Interessen es — unsrer Ansicht nach leider! — gegründet ist, wird erst dann recht klar werden, wenn die Stelle der jetzigen Monarchen in Berlin und Petersburg durch andere, die sich persönlich weniger nahe stehen, eingenommen sein wird.

Oesterreich sucht also naturgemäß anderswo nach einem Anhalt und findet ihn — da England ihm im entscheidenden Augenblick wohl günstig sein aber wenig nützen wird — nur in Italien. Was hat es aber Italien zu bieten, um nur seine freundliche Neutralität zu erwirken? Es ist bekannt, daß zum politischen Glaubenbekenntniß der Italiener die Erwerbung Südtirols ebenso gehört, wie die Rückeroberung Nizzas und die Annexion von Corsica. Obwohl die Bewohner der Apenninenhalbinsel sehr höflich sind und z. B. in einem am Vorabend der Zusammenkunft in Venedig im Teatro

della Scala in Mailand ausgeführten Galaconcert die österreichische Nationalhymne mit den Variationen von Haydn aufführen ließen und am Tage darauf in den Zeitungen unbedingte Uebereinstimmung darüber herrschte, daß dieses Stück — trotzdem der immortale Maestro Rossini, Beethoven und Weber zugleich durch ihre ersten Meisterwerke vertreten waren — den Preis davon getragen habe — alles, wie gesagt, aus purer Höflichkeit —; so sind sie doch sehr praktische Leute, die ihr Hauptziel nie aus den Augen verlieren. So haben sie denn auch nicht unterlassen, bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Venedig wieder und immer wieder daran zu erinnern, daß Südtirol noch in den Händen Oesterreichs sei; und haben Victor Emmanuel und Visconti-Venosta in allen Tonarten apostrophirt, daß sie nur ja keine voreiligen Tractate mit Franz Joseph schließen sollten, wodurch ihnen die Hände für die Zukunft gebunden würden. Die Italiener pflegen zu sagen: für Oesterreich ist Südtirol wenig, aber für uns viel. Wir begreifen eigentlich nicht, warum das so sein soll? Aber gewiß ist Oesterreich einer von den Kranken, die zur Erhaltung ihrer wesentlichsten Glieder von Zeit zu Zeit ein unwesentliches amputiren lassen müssen. Das wird es sich auch in dem vorliegenden Falle ins Gedächtniß gerufen haben und gerne Südtirol hingeben, wenn damit eine festere Bundesgenossenschaft Italiens zu erkaufen ist, zumal dieses noch ein ganz besonderes Interesse an der Erhaltung der wesentlichen Gliedmaßen Oesterreichs hat, und es im Fall der Cession von Südtirol sicherlich auch mit materieller Kraft zu unterstützen bereit ist. Triest ist bekanntlich eine schöne, herrliche, reiche Stadt, man spricht dort auch vorzugsweise Italienisch; sie ist im Handel eine siegreiche Rivalin Venedigs geworden. Mit sehnsüchtig-begehrlichem Auge schaut der Italiener nach dem benachbarten Istrien hinüber und findet, daß von dort noch eine schöne Perle dem Kranze seiner vaterländischen Provinzen hinzuzufügen wäre. Aber die Verständigen und alle politisch denkenden Leute begreifen, daß dieses Kleinod nun einmal weder auf die eine noch auf die andere Weise zu haben ist. Auf die eine Weise nicht, weil Oesterreich es nicht herausgeben würde, bevor es nicht am Ende seiner Kraft wäre; auf die andere Weise nicht, weil das deutsche Reich, wenn es sich über die deutsch-österreichischen Provinzen ausdehnt, noch viel weniger gesonnen sein wird, sich vom adriatischen Meer ausschließen zu lassen. Unter diesen Umständen fragen sich die Italiener natürlich, in welchen Händen ist es am besten aufgehoben? und unter welchen Bedingungen schadet es uns am wenigsten? Die Antwort hierauf ist leicht für sie; in Oesterreichs Händen dünkt es sie weniger gefährlich; während sie meinen, die ungeheure deutsche Macht in unmittelbarer Nachbarschaft würde empfindlich auf Italien drücken.

Also auch auf dieser Seite liegt die Erhaltung Oesterreichs im Interesse Italiens und Deutschlands Machtausdehnung scheint ihm furchtbar.

Wohin wir blicken, in diesem Augenblick kreuzen sich überall die Bestrebungen und Interessen Deutschlands und Italiens, während Oesterreich auf das letztere und dieses wieder auf Oesterreich naturgemäß gewiesen scheint. Mögen die drei Kaiser noch so oft zusammenkommen, mögen die Begrüßungen zwischen ihnen noch so warm und herzlich sein, Rußland und Oesterreich können auf die Dauer nicht zusammengehen, weil die Interessen der respectiven Staaten entgegengesetzt sind. Auch täusche man sich in Deutschland nicht, wie der Kronprinz selbst getäuscht worden zu sein scheint, über die Tragweite der herzlichen Umarmungen und den cordialen Empfang, den „Fritz“, wie ihn die Italiener mit mühsamer Aussprache aber unverkennbarem Behagen zu nennen lieben, in Neapel beim König und sonst von Ministern und Würdenträgern des Reiches erfahren hat. Man vergesse namentlich nicht, daß dieser König und seine ganze Umgebung die ausgesprochensten französischen Sympathien haben und daß, wenn der zweite Theil von Lamarmoras „Un po più di luce“ erscheinen wird, kein Zweifel mehr übrig bleibt, warum der Krieg 1866 nach Custozza nicht energischer fortgeführt wurde? Doch was davon und wann es der Oeffentlichkeit übergeben wird, warten wir ruhig ab. Vorläufig ist dazu noch keine Aussicht.

Für uns gilt es nur, muthmaßlich zu ergründen, welche Stellung Italien in dem großen Weltkampfe einnehmen wird, dessen fernes Donnergrollen wir schon vernehmen, welchen keine künstlichen Kriegsgerüchte zu beschleunigen, aber auch keine Friedenshymnen hinauszuschieben vermögen, ja welchen, wir wagen es zu behaupten, auch keine Kaiserzusammenkünfte zu beschwören im Stande sind.

Um darüber zu einiger Klarheit zu gelangen, haben wir bisher nur die Stellung der italienischen Regierung und die Verhältnisse der großen auswärtigen Politik betrachtet; wollen wir aber zu einem abschließenden Urtheil gelangen, so müssen wir auch die Stimmungen und Strömungen im Volk mit in Anschlag bringen. Die Regierung ist französisch gesinnt, die deutsche Politik ist ihr antipathisch; sie findet in Oesterreich einen natürlicheren Anhalt; sie fühlt nicht die Kraft in sich und will sich der Unbequemlichkeit nicht aussetzen, den Vatican energisch zu bekämpfen. Alle diese Punkte sind ebensoviel Trennungsmittel von Deutschland. Aber das italienische Volk, der unabhängigere Theil, namentlich die Jugend, denkt ganz anders. In diesen Schichten sind aufrichtige lebhafte Sympathien mit Deutschland vorhanden. Dazu trägt weniger die Begeisterung für die jüngsten Errungenschaften des Reiches und die entgegenstehende Abneigung gegen Frankreich bei, als vielmehr der Haß gegen Papstthum und Jesuitismus und der offen ausgesprochene Wunsch im bevorstehenden Kriege an der Seite Deutschlands Nizza und Corsica zu erkämpfen. Die demokratischen und republikanischen Blätter fordern offen dazu auf und unterstützen die Regierung bei jedem Schritt, den sie zur Verbesserung

des Heerwesens thut. In diesem Sinne sprechen namentlich das Diritto in Rom, das Secolo (seit kurzer Zeit mit der Gazetta di Milano zu einem Blatt verschmolzen) im Besitz Eduard Sonzognos; die Opinione nazionale in Florenz, die Zeitung der Stallknechte, Kellner, Friseure, Kleinhändler 2c. geschickt redigirt und von entscheidendem Einfluß auf die großen Massen, eine ähnliche Rolle in Mittelitalien spielend, wie das Siècle ehedem in Frankreich.

Wie entschieden die eben genannten und andere Organe derselben Farbe es mit der Bismarckischen Kirchenpolitik halten, zeigte sich namentlich in dem Moment, als die Versuche des Reichskanzlers, das italienische Garantiegesetz abändern zu lassen und die belgische Preßgesetzgebung zu beeinflussen nicht aller Billigung fanden. Damals beschworen ihn die unabhängigen italienischen Organe, von diesen fruchtlosen Einmischungsversuchen abzustehen, weil er damit nur seinen Feinden in die Hände arbeite, die nichts mehr ersehnten, als den Augenblick, wo er isolirt darstehen würde.

Dieser Theil der italienischen Presse, der auch in anderen Fragen wie auf eine Art von mot d'ordre immer auf Seiten der deutschen Interessen steht, hat seinen entsprechenden Hintergrund im Volke selbst. Es giebt namentlich einen vielversprechenden Theil der italienischen Jugend, vornämlich an den Universitäten, welcher entschieden zu Deutschland hinüberneigt, sich zur deutscher Wissenschaft und Literatur heranbildet, von der Verbindung beider Völker eine schönere Zukunft träumt.

Gewiß ist, daß die Regierung, sollte sie wagen, in einem zu erwartenden Weltkrieg, wenn nicht activ, so doch durch eine freundliche Neutralität die Sache Frankreichs gegen Deutschland zu schützen, in diesem Theil des italienischen Volkes einen schwer zu überwindenden Widerstand finden würde. Andererseits ist es sehr fraglich, ob die deutsche Politik von dieser günstigen Volksstimmung Gebrauch zu machen, d. h. sie im rechten Augenblick für sich zu stärken und nutzbar zu machen versteht? Bisher hat sie in dieser Richtung keine Erfolge aufzuweisen; im Gegentheil durch mancherlei Ungeschicklichkeit Alles gethan, um ihre Sache zu verderben. Ueber dem Bündniß zwischen Preußen und Italien, dessen erste Keime sich bis in die Geschichte Savoyens und Brandenburgs zurückverfolgen lassen, von dem die Fieberträume Cavours auf seinem Sterbebett erfüllt waren — über diesem Bündniß waltet ein merkwürdiger Unstern. Oft ist es vorbereitet, in der Regel nie zur Ausführung gekommen; gewöhnlich aber nach langen und schmerzlichen Wehen als Fehlgeburt ans Licht gekommen. So namentlich 1866. So steht es wieder, wie sich jetzt herausstellt, mit dem neuen Versuch, der 1873 feierlich sanctionirt wurde durch Victor Emmanuels Besuch in Berlin. Preußen und Italien sind wie zwei Liebende, die wohl bei flüchtigen Begegnungen früh erkannt haben, daß sie für einander bestimmt sind, über deren Lippen aber zur rechten Zeit das

schüchterne Wort der Erklärung nicht gekommen ist, und die in vorgerückter Lebenszeit, nach dem viel andere Eindrücke auf sie gewirkt und nach dem sie ihre Augen bereits nach zu vielen Seiten geworfen haben, zu einer feurigen jugendkräftigen Umarmung nicht mehr gelangen können. Es trennt sie des Gedankens Blässe. Nur der Augenblick würde wahrhaft fruchtbar für eine große gemeinsame Action beider Staaten gemacht werden, welcher einen großen italienischen Staatsmann an der Seite eines ebenso großen deutschen fände; welche beide die respectiven Interessen ihrer Länder mit Uebergehung alles Unwesentlichen scharf ins Auge zu fassen und den entscheidenden Verbindungspunkt entdecken vermöchten. Hoffen wir, daß ein solches glückliches Zusammentreffen stattfindet und daß es nicht zu spät dafür geworden ist!

Karlsbad.

Von Richard Radonel.

Karlsbad ist ohne Zweifel das erste Bad der Welt. Denn die intensive Wirkung seiner heißen Quellen steht einzig da im Gesammtbereich der Culturländer und sein altbewährter Ruhm trotzt der Mode, deren feine und feste Hand auch den Besuch der Heilbäder lenkt. Es ist im Ganzen gleichgültig, wo man den stärkenden Wogenschlag der See genießt: in Trouville, Brighton, Ostende, am Strande von Scheveningen oder auf der Düne von Sylt; nicht viel Unterschied wird es machen, ob man vertrauensvoll in Marienbad oder in Kissingen den perlenden Becher leert, ob man in Gastein oder in Teplitz badet, in Wiesbaden oder in Ischl spazieren geht: Karlsbad aber duldet keine Vergleichung. Es mag sein, daß in unseren Zeiten, in denen Zahllosen das Leben am Pulte des Contors, des Büreaus oder der Studierstube verfließt, die Allgemeinheit und weite Verbreitung jener Krankheiten, die dem Mangel an körperlicher Bewegung ihren Ursprung schulden, den Zuzug so Vieler in das enge Thal der Tepel gelenkt hat. Auch die Lage des Ortes, so recht im Centrum des Welttheils, hat das ihre gethan, vielleicht auch die Pracht des wundervollen Waldthals, in dessen Engen und an dessen Hängen die freundlichen Häuser und Häuschen des Curortes liegen.

Freilich ist die Erkenntniß, daß es kein zweites Karlsbad gibt, dem Bade, was Comfort und Eleganz betrifft, lange Zeit nicht günstig gewesen; erst in den letzten Jahren hat man vernachlässigte Quellen gefaßt, Colonnaden erneuert, das stattliche Curhaus errichtet, das nun doch wiederum kaum dem Bedürfniß genügt. Wenn so nun auch Karlsbad keine Prachtbauten aufzu-

weisen hat, so gewähren seine hellen Gebäude, die in bunter Mannigfaltigkeit den Windungen des Thales folgen, einen ganz allerliebsten Anblick.

Besonders schön ist die Aussicht auf die Stadt vom „Friedrich Wilhelmssitze“, noch umfassender vom Dreikreuzberg. Die beiden langen Straßen längs der Tepel sind die Wiesen, der winklige Häuser- und Straßencomplex an der Krümmung des Flusses ist die eigentliche Stadt, weiterhin nach dem Bahnhof ziehen sich wieder freundliche Straßen und Häuserreihen am Abhang felsiger Höhen hin, hie und da von Gärten umgeben. Allenthalben schimmern aus dem Waldesdunkel an den Berghöhen Villen, Wohnhäuser und Gastwirthschaften, dazwischen an den Waldblößen die Spuren wohlgepflegter Wege bis auf die höchsten Gipfel hinan. Auch die Straßen der eigentlichen Stadt klettern und winden sich an den Felsen herum, die dann, wie in manchen Häusern der Mühlbadgasse, theilweise die Mauern des Kellers und der Hintergebäude ersetzen müssen oder doch mit ihren farrenbewachsenen, von ewiger Feuchtigkeit rinnenden Wänden die engen Höfe begrenzen; in schmalen Gäßchen klimmt man auf Stiegen oft mühsam zu breiteren Straßen, selbst der Marktplatz ist theilweise auf einer Treppe von Steinfließen zu begehen. Er liegt auf dem linken Ufer der Tepel, welche die Stadt in zwei Theile schneidet, und bildet in Wahrheit das Centrum des Curortes, da mehrere Quellen auf ihm selbst, andere in seiner unmittelbaren Nähe entspringen. Der Fluß, der mit laulichem, schlammigen Wasser dahinfließt, welches die Fische, die er nährt, ungenießbar macht, umfließt bald darauf in einem Bogen die steilen Felshänge des Hirschensteins und ergießt sich in der Nähe durch Wiesengebreite in die stattliche Eger. Gegenüber dem Marktplatz auf dem andern Ufer des vielfach überbrückten Flusses lehnt sich an die ziemlich steilaufsteigende Höhe ein sehr ausgedehnter Stadtheil an, aus dem die doppelthürmige Kirche hervorragt. Er verengert sich auf der einen Seite nach der neuen Wiese zu, auf der andern nach einer freundlichen Straßenzeile; hoch über ihm windet sich am Horizont auf imposanten Steinrampen die Straße nach Prag. Hier liegt auch am Abhang mit Glasfirlefanz und allerlei Statuen sehr geschmacklos ausgeschmückt die Lützowsche Villa, ein besuchter Vergnügungsplatz. Nach einer andern Seite zu erhebt sich einsam und still aus dunklem Gebüsch der Helenenhof, während der sechsziger Jahre ein paarmal der Aufenthalt des Reichscanzlers, der den König von Preußen hierher begleitete. Man sah seine hohe Gestalt nicht häufig und seine Secretäre pflegten sich über die Fülle der Arbeit zu beklagen, die ihnen nur selten erlaubte, an schönen Abenden im „Hopfenstock“ ein Glas Bier zu trinken und der munteren Resi die Cour zu schneiden. König Wilhelm aber pflegte stattlich im Civil die alte Wiese hinabzuschreiten, er zeigte sich heiter und leutselig, kaufte wagenradgroße Blumenbouquets, unterhielt sich mit den reizenden Kaffeemädchen im „Elephanten“, be-

lachte im Theater die Wiener Possen und erlaubte sich gelegentlich auch ein Späßchen mit den Häuptlingen seines Heeres, denen er auf seinem Gang begegnete. Er galt für den eifrigsten Sprudeltrinker und schon deßhalb sah der Curgast ehrfurchtsvoll zu ihm auf, obwohl noch nicht die Kränze von 1866 und 1871 sein graues Haupt schmückten. Auf dem rechten Ufer hinter der neuen Wiese liegt dann noch die protestantische Kirche, weiterhin kommt man durch dichten Wald zum „Dorotheentempel“ und zu einem Sauerbrunnen, der das Karlsbad am rechten Ufer hier abschließt, wie auf demselben Ufer am entgegengesetzten Ende ein reizend gelegener Eisenquell; mit beiden sind Badeanstalten verbunden.

Mit Ausnahme des Sprudels und der ihm benachbarten Hygieaquelle durchbrechen die meisten Quellen Karlsbads auf der linken Seite der Tepel die braune Kalksinterdecke, die, seit Jahrtausenden aus dem Niederschlag der Quellen gebildet, nun fast den ganzen Badeort trägt. Nicht weniger als vier Quellen entspringen am Markte oder in seiner Nähe; das Centrum dieser Quellen wird vom Marktbrunnen gebildet, der mit dem Schloßbrunnen hier am meisten getrunken wird. Einen anderen Mittelpunkt bildet der Mühlbrunnen mit dem Neubrunnen und Theresienbrunnen, noch einen anderen endlich die Bernhardsquelle mit wieder vier in ihrer Nähe entspringenden Brunnen. Ich weiß freilich nicht, ob sich diese topographische Eintheilung auch aus inneren Gründen rechtfertigen läßt. Jedenfalls steht fest, daß der Unterschied dieser Quellen, die sämmtlich einem großen Wasserreservoir angehören, dessen unmittelbarste Oeffnung der Sprudel ausmacht, nur ein Temperaturunterschied ist, der mit der Entfernung vom Sprudel zu wachsen scheint. Diese Differenz beläuft sich auf beinahe zwanzig Grad, am kältesten ist die Quelle zur russischen Krone am Markte, die nur dreißig Grad, am heißesten der Sprudel, der neunundfünfzig Grad zeigt. Die chemische Zusammensetzung dieser glaubersalzhaltigen Quellen enthält nur wenige Nüancen, auch sind Aussehen und Geschmack des Wassers fast aller Quellen ganz dieselben. Das Wasser sieht überall etwas trübe und bräunlich aus und schmeckt bald wie heiße, bald wie lauwarme, stark verdünnte Geflügelbrühe. Im Beginn der Cur bringt es im Verein mit der veränderten Lebensweise leicht Schwindel und einen der Trunkenheit ähnlichen Zustand hervor, den sogenannten „Brunnendusel“. Da begegnet es wohl, daß einer am Briefschalter viertelstundenlang einen Brief anstarrt, der seinen Namen trägt, und dann doch seufzend davon geht, ohne ihn mitzunehmen. Indeß man gewöhnt sich bald daran und die wohlthätigen Wirkungen des Wassers, der Diät, der Ruhe und der Bewegung in freier Luft treten erfreulich hervor, wenn anders das Leiden nicht zu eingewurzelt war.

Die genannten und angedeuteten Quellen sind nicht die einzigen; im

Keller manchen Hauses entspringt noch mancher warme Brunnen und der Bohrer würde deren noch viele zu Tage fördern können. Auch unter der Brücke entquillt der Kalksinterdecke, über die der Fluß geht, ein Quell, der weithin das Wasser erwärmt. Hier mag man Eierschalen, Strohhalme, Aehren und Blumen hinlegen, die in einiger Zeit mit einer dünnen rothbraunen Kalkschicht überzogen werden, die ihnen doch ihre Form läßt. Neben den aus dem Kalksinter der Brunnen, dem sogenannten „Sprudelstein", gefertigten Dosen, Briefbeschwerern und Zündbüchschen, neben den prächtigen Krystallgläsern böhmischer Arbeit, deren gelblicher Glanz dem bläulichen des englischen Fabricats nichts nachgiebt, neben dem soliden Schuhwerk, den Stecknadeln und den „Oblaten", einem runden, waffelartigen Gebäck, bilden diese Incrustate mit einen Hauptbestandtheil des Karlsbader Kleinverkehrs.

Die Hauptmerkwürdigkeit bleibt immer der Sprudel. Wie durch Dampfgewalt getrieben steigt brodelnd und kochend in kurzen Stößen die schäumende Wassersäule durch eine Holzröhre, die direct in die Sinterdecke eingeführt ist, ein paar Fuß hoch empor, um weithin spritzend und klatschend in ein Steinbecken niederzufallen, durch welches das Wasser dann theils abfließt, theils zu weiterer Verwendung aufgefangen wird. In weißem Dampf lagern die condensirten Wasserbläschen über der Schüssel, um die sich die Trinkenden sammeln, pustend und in kleinen Schlucken den Heiltrank genießend. Nicht jeder Besucher des Curorts wird zu diesem energisch wirkenden Quell vom Arzte zugelassen und keinenfalls wird mit seinem Genusse begonnen. Nur fortgeschrittene Krankheiten des Magens und der Leber, der Galle und der Milz, sowie der Nieren berechtigen zu seinem Gebrauch, und Diätfehler haben schon manchen hier in ernstliche Gefahr gebracht, aber Linderung hat der Genuß der Quelle stets und Heilung in den meisten Fällen gespendet. An sie allein knüpft sich der Ruhm Karlsbads und seine Bedeutung und es wäre wohl Zeit, daß auch ihr die Stadt einen würdigen Tempel baute. Die Temperatur des Sprudels, der in der Minute über sechs Eimer Wasser auswirft, hat sich in einem Jahrhundert nicht verändert, so sehr er gerade in dieser Zeit sonstigen Veränderungen ausgesetzt war. Oft brach das Wasser an einem anderen Orte aus und der alte Quell versiegte dann. Da hieß es schon im sechszehnten Jahrhundert, daß der Sprudel zur Strafe der geizigen Einwohner verschwunden sei. Denn solche Ausbrüche verdankten ihren Ursprung allerdings der mangelhaften Bohrung und Fassung, wohl auch heftigen Eisgängen, die die Sinterdecke zertrümmerten, wie dies im Jahre 1620 der Fall war. Als ein Jahrhundert später, im Jahre 1727 ein neuer Ausbruch der Art stattfand, daß die gewöhnlichen Mittel nicht mehr zu verfangen schienen, beschloß der Rath endlich dem Uebel gründlich zu begegnen und ordnete zu diesem Zwecke eine Durchbrechung der Kalksinterdecke an. Das heiße Wasser

drang denn auch häufig hervor, man fand unter der ersten Sprudelschale viele größere und kleinere Höhlen, alle mit Wasser angefüllt, auf diese folgte abermals eine Sprudelschale, unter der sich wiederum ein großes mit Wasser gefülltes Bassin vorfand, das seinerseits auf einem dritten festen Grunde ruhte, über dessen Beschaffenheit man sich indeß zunächst nicht klar ward, da Dampf und Hitze ein weiteres Fortarbeiten unmöglich machten. Indeß fand man doch, daß es abermals eine Sintercruste war, nach deren Durchbrechung man endlich auf das große Wasserreservoir gelangte, das die Karlsbader seitdem den „Kessel" nennen. Indeß geschah keine Abhülfe; im Jahre 1749 durchbohrte man das heutige Springerloch, das bis zum Jahre 1766 so zugewachsen war, daß da abermalige Ausbrüche erfolgten; nicht minder 1788 und 1799, vor allem aber im September 1809. Hoch auf wallte das Wasser bis zur Spitze des Tempels, dann sank es plötzlich und rührte sich nicht, an anderer Seite aber sprang krachend die Sprudelschale handbreit kreuz und quer nach allen Richtungen, das Gemeindebadhaus erhielt mehrere große Risse, mehrere Sprudelmauerquader trennten sich zollbreit, selbst das Gassenpflaster nahe am Sprudel hatte fingerbreite Spalten. Das alles in ein paar Minuten. Schwarzes und rothes Wasser färbte weithin den Fluß. Uebrigens wissen wir, daß der Sprudel schon 1571 an der jetzigen Stelle entsprang. Bis 1797 war er nur mit schlechtem Holz und Mauerwerk eingefaßt, in diesem Jahre erhielt er einen Tempel mit korinthischen Säulen. Der Mühlbrunnen ward erst seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts benutzt, seit dessen Mitte der Neubrunnen, noch später wurden die übrigen Brunnen benutzt und entdeckt. Ganz besonders war es damals die Gunst Karls VI. und seiner großen Tochter, die dem Badeorte von weitgreifendem Nutzen war, wie früher die Karls IV.

Denn Karl IV. ist es bekanntlich gewesen, der den alten Badeort, den die Tschechen einfach das Warmbad nannten, Wary, zuerst in Aufnahme brachte. Nur dieser Thatsache gedenken die beiden ältesten Schriftsteller über Karlsbad, Wenzel Payer und Caspar Bruschius; die bekannte Hirschgeschichte taucht erst 1571 bei Fabian Summer auf, der ein vielgelesenes Buch über unsere Thermen schrieb. Nur soviel steht sicher fest, daß Karl von Böhmen, der oft auf seiner nahen Burg Elbogen saß, hier die Cur gebrauchte, sich ein Schloß baute und als Kaiser im Jahre 1370 der Stadt Karlsbad dieselben Freiheiten verlieh, wie seinem lieben Elbogen, wo er bekanntlich seine traurigen Jugendjahre verbracht hatte. Kaiser Sigmund verpfändete das Elbogner Gebiet und mit ihm Karlsbad an die Grafen von Schlick, von denen es im Jahre der Schlacht bei Mühlberg an Ferdinand I. und somit wieder an die Krone Böhmen kam. Wenzel und Rudolf II. bestätigten die Privilegien Karls, gewährten der Stadt Jahrmärkte und das Recht mit rothem Wachs

zu siegeln; kein Jude durfte sich seßhaft machen und seit Ferdinand II. und III. brauchte Karlsbad keine militärischen Einquartierungen mehr aufzunehmen, Bestimmungen, die indeß die Bestätigung Franz II. vom Jahre 1793 wesentlich modificirte. Im sechszehnten Jahrhundert war der Umfang des Städtleins nur gering und als 1614 ganz Karlsbad abbrannte, waren nur 102 Häuser vom Feuer verzehrt worden. Schon lange vorher hatten die Schlicks ein Armenbad angelegt. Der Beschreibung Summers nach muß es dem Stadthurm gegenüber gelegen haben.

„Unter demselben Fels", Summer hat eben vom Schloß gesprochen, „ist vor Zeiten eine große quell gewesen, die mit großem rauschen und brausen aufquollen. Welches Wasser für andern quellen heißer, aber etwas dann der Brudel lälichter gewesen. Dieser quell ist vor etlichen Jaren der Creusin bad genannt worden, wegen desselben herbrig. Und derweil er der leut haut bald auffgebissen oder auffgefressen ist er genannt der Fresser; denn in dem auffbeißen hat solches Wasser die andern alle übertroffen." Man erinnert sich dabei, daß es Sitte war, stundenlang in dem heißen Wasser zu sitzen, bis abgestorbene Hautreste sich lösten, was man damals als eine der wohlthätigsten Wirkungen des Bades betrachtete. An vielen Orten sonst quoll das Wasser nach Summer hervor, und die Quellen, die man später faßte, sind wohl in der Hauptsache schon zu seiner Zeit bekannt gewesen. Damals hat Philippine Welser das Bad benutzt, um Anderer zu geschweigen. Nach dem großen Brande von 1617 besuchte Peter der Große Karlsbad, sechsmal war August der Starke da, der mancherlei Bauten aufführte und allerlei Feste gab. Im Mai 1759 brannte die Stadt abermals ab, diesmal schon 224 Häuser. Seitdem ist sie von größerer Feuersgefahr verschont geblieben, wenn auch, wie leicht begreiflich, um so verheerender Ueberschwemmungen gewirkt haben, die in dem engen Thale oft genug vorkamen, besonders im Jahre 1582, wo der geschwollene Fluß ganze Häuserreihen darniederriß.

Der Besuch wechselte: während des Jahres 1778 finden wir nur 59 Parteien, im Beginn unseres Jahrhunderts werden nicht viel über 800 jährlich aufgeführt, das letzte Jahr aber wies über 20,000 Personen auf.

Aber auch die Art des Gebrauchs hat sich vielfach verändert. In den ersten Zeiten pflegte man das Wasser nicht zu trinken, sondern nur in ihm zu baden. Das Trinken kam erst etwa während der Reformationszeit auf, aber auch da noch herrschte das Baden vor und zwar derart, daß, wie unser alter Gewährsmann Summer erzählt, die Leute oft zehn bis zwölf Stunden im Bade saßen „bis ihnen die ganze Körperhaut aufgefressen war und aus derselben durch mehrere Tage eine häufige Feuchtigkeit floß". Auch das Trinken artete aus, vor hundert Jahren trank man vierzig Becher an einem Morgen, zur Zeit der Befreiungskriege etwa die Hälfte davon, heutzutage kaum ein Viertel. Auch

trank man damals bei geschlossenen Fenstern und in warmen Kleidern, um tüchtig zu schwitzen, während man heute bei ziemlich niedriger Temperatur im Freien herumläuft.

Außer den wirklich Leidenden, die man am Gange wie an der gelben Gesichtsfarbe leicht erkennt, besteht der Haupttheil der Curgäste aus Hypochondern, stattlichen Herren und Damen mit leiblichem Teint und strammer Haltung, aber mit äußerst besorgten Mienen. Mit einer ausführlichen Darstellung seines Zustandes von der Hand seines Hausarztes naht der Leidende in besorgter Erwartung dem berühmten Badearzt, geheimen Medicinalrath, Ehrenbürger, emeritirten Secundararzt des Wiener Krankenhauses, Stadtrath, Ritter, u. s. w. der ihn in seinem eleganten Sprechzimmer empfängt, durch die golden Brille einen Blick in den Bericht wirft und ihn dann bittet, sich etwas zu entkleiden und auf ein Ledersopha zu legen. Mit prüfender Miene und kalten Fingern pocht der Schweigsame ihm dann auf der Leber und auf dem Magen herum. „Anschoppungen!" sagt er nach langer Pause, indem er eine Prise nimmt. „Trinken Sie drei Becher Mühlbrunnen! Ich sehe Sie morgen". Die erste Consultation ist glücklich beendet, weitere finden nun im Freien statt. Während der Trinkcur in den frühen Morgenstunden steht der Arzt an einer bestimmten Stelle in der Nähe irgend eines Brunnens und hört die Berichte seiner Kranken ab, die in langer Reihe einer nach dem andern, den weißen Porzellanbecher in der Hand, aufmarschiren, etwa wie auf ägyptischen Denkmälern die Todten vor dem Osiris erscheinen. Das Antlitz des Arztes verräth die strengste Aufmerksamkeit und den feierlichsten Ernst. „Trinken Sie zwei Becher mehr"! „Trinken Sie einen Becher weniger"! „Wir wollen nun zum Schloßbrunnen vorschreiten"! „Essen Sie keine Erdbeeren"! „Meiden Sie schlechtes Bier"! Das ist ungefähr, was man zu hören bekommt. Dankbar und ehrfurchtbewegt tritt der Hypochonder zurück, um einem anderen Platz zu machen, trinkt einen Becher mehr, schaut verächtlich auf die schönsten Erdbeeren, gönnt sich ein besseres Glas Bier und ist bis zum nächsten Morgen gerettet. Bald darauf rasselt die Equipage des Orakelspenders donnernd über das Pflaster des Marktes, um irgendwo anders Trost und Hülfe zu bringen, was ihm um so leichter wird, als er nichts dazu bedarf als ein unbefangenes, zutrauliches Entgegenkommen.

Während die Curcapelle, unter des jungen Labitzky Leitung, treffliche Weisen spielt, wandert gedrängt aneinander vorüber ein Publicum aus allen Welttheilen. Noch haben die einen ihre Curpromenade nicht beendet, die sie vielleicht eben unterbrochen haben, um hastig einem jener weißen, fensterlosen Hüttchen zuzueilen, die überall durch die Blätter schimmern und deren Bestimmung nicht zu verkennen ist; noch steht eine Anzahl in Reih und Glied wartend an den Quellen, um der Hand der Waisenmädchen den gefüllten Becher zu

entnehmen, da wanderen andere schon mit großen Papierdüten in die Bäckereien, vielleicht zu Pitroff, um sich voller Appetit das blendendweiße Gebäck, den Ruhm der Stadt, selbst zu holen, die trefflichen „Kipfeln", „Stangeln" und das unübertreffliche „Potockibrod", mit Erdbeeren in frischen „Schmetten" getaucht, wie die Sahne hier heißt, eine nicht curgemäße, aber köstliche Näscherei der auch in Karlsbad nicht selten vertretenen Backfische.

Schaaren von Mädchen mit Erdbeeren lehnen am Gemäuer der Tepleinfassung an der Mühlbadbrücke und bieten die verführerische Waare preis, die dem Curgaste versagt ist; daneben die Fülle der herrlichsten Blumen, Sträuße und Kränze, welche bald die zahllosen Kaffeetische schmücken, die die Straßen entlang vor den Häusern stehen oder im Grün der Gärten, und an denen der Kaffee getrunken wird, hier ein Stück des täglichen Brodes, nicht ein bloßes Genußmittel. Denn da in Karlsbad die Diät mit zur Cur gehört, so ist das Essen allewege erbärmlich; die dünnen Suppen, die mageren Braten und Gemüse mit ihrem Minimum Fettzuthat erfüllen jeden gebildeten Magen mit wahrem Abscheu; er ahnt, daß hier ärztliche Tyrannei und gastwirthlicher Geiz ein tadelswerthes Bündniß geschlossen haben, und knurrt prüfend vom „Sächsischen Saal" zu den „drei Fasanen", von der „Stadt Hannover" zu „Angers", vom „Goldenen Schild" zur „Fischotter", ohne zu einem anderen Resultat zu kommen, als zu der Einsicht, daß er sich fügen müsse. So kommt es, daß der Kaffee, den man bald als „Verkehrt" d. h. vorherrschend weiß, bald als „Capuziner" d. h. vorherrschend schwarz trinkt, eine präponderirende Rolle im Leben des Curgastes spielt, eine Thatsache, die zugleich ein Grund seiner Vortrefflichkeit sein mag. Das Abendessen ist im Ganzen auch untersagt, nur eine dünne Gerstelsuppe wird verordnet, obwohl man auch hierin in neueren Zeiten liberaler geworden ist.

Aber nicht nur der Gebrauch der Quellen und die dadurch bedingte Diät gehören zu den Curmitteln, vor allem wird auch Ruhe erfordert. Und wer den rechten Gewinn haben will, der soll Sorgen und Geschäfte bei Seite lassen und jegliche Aufregung, welcher Art sie sei. Darum hat auch nie das leidige Spiel hier Fuß fassen können, wenigstens ist es nicht öffentlich getrieben worden, selbst in den Tagen der Karlsbader Beschlüsse nicht, die leider das Andenken an unsere schlimmsten Zeiten mit dem schönen Orte auf immer verknüpft haben. Und auch die Demimonde hat hier nie Boden gefunden, wohl haben sich dann und wann die flatternden Roben de ces dames blicken lassen, aber immer nur auf kurze Zeit; die Badepolizei hat ihrer Abreise nichts in den Weg gelegt und die eigene Erfahrung sie nur beschleunigt.

Harmloser sind die Genüsse, welche die Cur bedingt: hübsche Concerte am Nachmittag, eine ziemliche Auswahl jeglicher Lectüre, recht gute Possen im Theater und vielleicht einmal eine tanzende Reunion im sächsischen Saal

oder Curhaus. Dazu das behagliche Flaniren in den Straßen der Stadt, leichtgeschlossene Bekanntschaften und der angenehme Verkehr mit der Bevölkerung, welcher der stete Umgang mit gebildeten Fremden Gewandtheit und gefällige Formen verlieh. Man setzt sich auf die grüne Bank etwa vor der „böhmischen Krone“ und erfährt von der angenehmen Hauswirthin die Chronik der Saison, Namen und Geschicke der oder jener vorüberschwebenden Schönheit und all das Wissenswerthe der neuesten Badeliste. Dann streicht man an den Läden der alten Wiese herum, feilscht zum hundertsten Male um den Preis eines Trinkglases, das man erst in drei Wochen kaufen wird, entdeckt eine neue Sorte Meerschaumpfeifen, ohne die man Karlsbad doch gewiß nicht verlassen kann, sieht einem Schuster zu, der in offener Bude arbeitet, trinkt ein Glas Gieshübler Sauerbrunnen und starrt in den tiefblauen Himmel, der sich über den grünen Bergen erhebt. Endlich kommt langsam aus allen Ecken zögernd die zusammengewürfelte Schaar der Spaziergenossen, die der gemeinsame Brunnen oder der gemeinsame Tisch vereint hat, und die nach Tisch, wie sie sagen, nur „ein wenig auf dem Sopha gesessen haben.“ Denn der Schlaf ist auf das Strengste verboten. Und doch sitzt er ihnen allen noch in den zwinkernden Augen und auf den gerötheten Wangen. Aber der Sanitätsrath darf es beileibe nicht wissen. Es ist nicht „curgemäß“. Dies kleine Wörtchen ist das Schiboleth des Besuchers von Karlsbad, man würde ihn erkennen an diesem Zeichen, es ist sein Moralcodex, seine ganze Lebensweisheit in nuce. Handle curgemäß! lautet sein kategorischer Imperativ. Und er handelt nach ihm, so lange, bis er vor seiner Abreise gewogen worden ist, gefunden hat, daß er nun neunzehn Pfund leichter sei und in blumengeschmücktem Wagen der Heimath zurollt. „Nun kann ich mich doch wieder anständig heranarbeiten!“ sagte mir ein Herr, der auf das peinlichste Vorcur, Cur und Nachcur, wie die sinnige Trias heißt, durchgemacht hatte. „Ha, das thut wohl, der erste nach sechs Wochen!“ fügte er hinzu, als er auf dem Bahnhof in Reichenbach ein halbes Fläschchen Sect leerte. Aus solchen jovialen Leuten mag doch auch ein Theil der Curgäste bestehen und es ist dies ein tröstlicher Gedanke, wenn man die schweren Ziffern der Besuchsstatistik überläuft.

Das hauptsächlichste Arzneimittel ist aber die Bewegung in freier Luft. Und dafür ist denn in Karlsbad auf das reichlichste und reizendste gesorgt; ich weiß nicht wie viel Ellen Fußweges im Zickzack und in Schlangenlinien in die Nähe und Ferne, über Berg und Thal hinlaufen; der Karlsbader pflegt seinen Stolz in diese Zahl zu setzen. Immerhin mag es einige Wochen kosten, sie „curgemäß“ abzulaufen. Der Zug der Spaziergänger drängt naturgemäß nach Westen, dem Tepelthal und seinen Bergen zu. Die besuchtesten Punkte im Grunde des Thales: der „Posthof“, die „Freundschaft“ und der

„Kaiserpark" sind äußerst langweilige Orte, die nur, weil sie bequem zu erreichen sind, noch besucht werden, denn sie haben durchaus nichts charakteristisches an sich, und könnten ebensogut sonstwo liegen. Dazu sind sie entweder zu schattig, wie der „Posthof", oder zu sonnig, wie der „Kaiserpark". Die Glanzpartie schien mir persönlich immer der Weg über den Hirschensprung zum Aberg. Mit ein paar Schritten ist man aus dem Staub der sonnigen Straße unter dem Blätterdach des Buchenwaldes, an einer Kapelle vorüber dringt man auf steilen Pfaden zu den mit Tempeln und Obelisken geschmückten Felsklippen des Berges, der gerade über der Stadt hängt. Steigt man aber wieder abwärts, so befindet man sich bald auf einem prächtigen Plateau, unter einer gewaltigen Buche, und weidet die Blicke an den Linien des Erzgebirges, an der Kegelform des Spitzberges und den breiteren Segmenten des Fichtelberges und Sonnenwirbels, wie der Keilberg sinnvoll bei den Deutschen des Egerthales geheißen wird. Fast steil fällt das waldige Gebirge in das breite Flußthal hinab, das mit Dörfern und Städtchen in reicher Menge geschmückt ist. „Wandrer, bleibe stehen und sei Mensch!" sagt die köstliche Inschrift einer nahen Klippe. Am Wirthshaus aber saß früher immer ein unermüdlicher Fiedler, der augenblicklich sein: „O du mein Oesterreich!" zu geigen begann, sobald man aus dem Walde heraustrat. Wenn man ihm zu schweigen winkte, so spielte er: „Wenn ich zu meinem Kinde geh" und darin ließ er sich dann nicht weiter stören. Vom Hirschensprung gelangt man schnell zum „Jägersaal", am „Klein Versailles" vorüber, Goetheschen Andenkens, und nach der „Freundschaftsanhöhe". Von da führt ein breiter Weg nach einer großen Tanne mit dem Bilde der schwarzen Mutter Gottes, welches in sagenhafte Verbindung mit den Hussitenkriegen gesetzt wird. Von hier theilen sich verschiedene Wege in die Seitenthäler, gerade aus führt durch den der Stadt zugehörigen Hochwald über Höhen und Thäler der Weg an den Gipfel des Aberges, den man durch einen gewundenen engen Pfad durch dichtes Fichtendunkel erreicht. Auf dem Plateau erhebt sich ein Aussichtsthurm, in der Bretterhütte und Erdhöhle, die im Sommer die Restauration birgt, fehlt es auch nicht an einem Situationsplan, der uns aus der Menge waldiger Kuppen, die uns umgiebt, eine Menge Namen nennt, die wir wieder vergessen haben, ehe wir vom Thurme herunterkommen. Unvergeßlich aber wird uns die weite, einsame, prächtige Waldlandschaft sein, Ruhe und Frieden ausathmend aus ihrem dunkelgrünen Wipfelmeer.

Wer ein guter Fußgänger ist, wird gutthun, durch den Wald nach Aich hinabzusteigen im Thal der Eger und dann den Fluß entlang, dessen Thal immer enger wird, zu dem Wirthshaus zu wandern, dem gegenüber sich die grotesken, zerklüfteten Felsklippen erheben, die als Hans Heilingsfelsen bekannt

sind. Jedermann kennt sie aus Marschners Oper. Der Name Heiling ist uralt, in einem Urbar der Stadt Elbogen aus etwa der Zeit von 1530 wird eine „Heilingswiese“ erwähnt, die an anderen Orten, die „Heilige Wiese“ heißt, deren Oertlichkeit aber mit der Lage der heutigen Hans Heilingswiese übereinstimmt. Der Hans ist also erst in den letzten Jahrhunderten hinzugekommen. Wer die Felsen von Adersbach bewundert, an der harzischen Teufelsmauer oder an der sächsischen Schweiz Geschmack findet, wird sich auch mit den Heilingsfelsen befreunden können. Es ist das Tropfsteinhöhlenpublicum, welches seinen Spaß daran findet, einen Felsen in Gestalt eines Meerschweinchens, eines Zuckerhutes oder einer Bischofsmütze zu sehen, dasselbe Publicum, welches an Kälbern mit zwei Köpfen und an Katzen mit acht Beinen am liebsten die Allmacht der Natur bewundert, dieses Publicum ist es, welches auch die „frappante“ Aehnlichkeit der Felsen mit einer nordböhmischen Bauernfamilie vor ein paar Jahrhunderten herausfindet. Uebrigens ist die Scenerie wild genug, um die Fabel, die vielleicht erst Körner und Spieß den besten Theil ihrerselbst verdankt, vergessen zu lassen. Man kommt dann durch das wilde Thal weiter nach dem alten Sitz der Vohburger, Elbogen, an einer Krümmung der Eger, über die hier eine Kettenbrücke führt. Auf schroffem Granitfels hängt das finstere Schloß, man zeigt noch das Gemach, in welchem Johann von Luxemburg seinen dreijährigen Prinzen Wenceslaus, den späteren Karl IV., gefangen hielt, weil ihn die Großen auf den Thron zu heben gedachten; man zeigt auch dort den „verwunschenen Markgrafen“, einen mächtigen Meteorstein, der schon im siebzehnten Jahrhundert zu den Alterthümern der Stadt gehörte. Karlsbad erreicht man auf der Egerer Straße mit dem Wagen in zwei Stunden, man kann auch nach Chodau gehen und von dort mit der Eisenbahn fahren.

Nach ganz entgegengesetzter Seite führt ein breiter Fahrweg meist durch den Wald an den Klippen des Schömitzsteines vorüber und an einer Felswand, in der sich in den künstlichen „Zwerglöchern“ wohl Spuren eines uralten vorhistorischen Bergbaues finden, nach dem Sauerbrunnen von Gieshübel, zu Ehren des Königs von Griechenland, Ottosquelle genannt. Das starkschäumende, kristallklare Wasser, das jetzt weit versendet wird, wie der Brunnen von Selters, entspringt unter einer Colonnade am Berghange. Das nahe Dorf Rodisfort hat vielleicht nichts Merkwürdigeres, als die Sage seiner Entstehung, welche in Aussicht auf baldig erscheinende Curgäste von einem Schwachkopf schnell fabricirt ward, und nun schon als Volkssage in den Reisebüchern steht. Ritter Rod, liest man da wörtlich, war ein leichtsinniger Patron, der all sein Hab und Gut verpraßte, verspielte, vertrank. Als ihn seine Gläubiger einst in seiner Burg belagerten, empfahl er sich heimlich, und als diese nun fragten, wo er sei, sagte die Dienerschaft: „Herr Rod is fort“! Man

beeilte sich, die Burg also zu nennen, die natürlich auch erst erfunden werden mußte. Ist das nicht sinnig? Ist die sagenbildende Kraft im Volke wirklich erloschen, wie so mancher gelehrte Märchenromantiker meint?

Wenn man die Höhe der Pragerstraße erstiegen hat, sieht man in der Ferne auf einem 2000' hohen basaltischen Phonolith die Ruine der Burg Engelhaus emporragen, die wegen des Berges, auf dem sie steht, wie wegen der Aussicht wohl besucht zu werden verdient. Auch über Engelhaus gehen manche Sagen, die schon der Name veranlaßt, sonst weiß man nicht viel von ihr. Die Burg war seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts im Besitz der Herren von Plauen und noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts bewohnt. Früher ward man von einem alten Schulmeister des Dorfes auf die Burg geführt und erhielt die in Verse gebrachte Sage, die auch schon Maltitz, neben Theodor Körner der Hauptsänger Karlsbadischer Localitäten, in einem langen, langen Gedicht verarbeitet hat.

Diese drei Ausflüge, die ungefähr in der Richtung der drei Straßen gehen, die in Karlsbad münden, der nach dem Westen, Osten und Süden sind die weitesten, aber auch lohnendsten. Innerhalb ihres Bezirks giebt es der Spazierwege noch in Masse. Da ist das Dorf Hammer im Tepelthal, am Fuße der imposanten Mecséryhöhe, mit seiner interessanten Porzellanfabrik und seiner weitberühmten Stiefelindustrie; da ist der stattliche Dreikreuzberg am Eingang des Thales mit den drei Kreuzen auf seinem Gipfel und der weiten, über die ganze Gegend orientirenden Aussicht; da ist Dallwitz, jenseits der Eger, dessen gewaltige Eichen und Linden Körner und Egon Ebert besungen haben.

Noch näher sind dann die zahllosen, oft mit zweifelhafter Architektur, Plastik und Poesie verzierten „Höhen", „Sitze", „Ruhen", „Plätze" und „Plätzchen" an denen Karlsbad vor anderen Bädern reich ist. Man kann oft nicht zehn Minuten gehen, ohne auf eine solche Erinnerung an längst verschollene Personen zu stoßen, denen die schwärmerische Freundschaft Mitlebender oder die Dankbarkeit der Stadt ein Stückchen Erde geweiht hat. So jammert E. F. v. R. an der Felsbank der „Vieruhr Promenade":

„Heilig war uns mancher Tag,
Mancher Abend heilig;
Freundschaft schuf uns manches Gutes,
Freundschaft macht uns frohes Muthes,
Ach! und schwand so eilig."

So haben „Hulda und Sophie", im Jahre 1808 in ein Felsstück schreiben lassen: „Wem höher die Freundschaft den Busen schwellet, der trette hieher!" So stand auf einer Bank: „Haltet hier und huldiget dem Gotte der Liebe, denn diese Bank war der Ruheplatz seines Meisterstückes. Frau von Narischkin hatte sich auf diesen Platz gesetzet, als sie den Hammer zu Fuße be-

suchte. Diese Bank wurde zum Andenken erhoben durch ihren Schwager Grafen Sollohub am 9. August 1806." So las man in „Dorotheens Tempel": „Ich fliehe die Menschen, nicht weil ich sie hasse, sondern weil ich sie zu lieben fürchte", aber doch auch wiederum aus trauriger Zeit an hoher Felswand: „So kühn und frey wie dieser Fels erheb auch dich o Deutschland! 1808". Hervorzuheben scheint uns von allen diesen Orten nur der „Russellsitz" der sehr bequem zu erreichen ist, etwa vom Hirschensprung aus, ein mächtiger Felsblock mitten im Walde, von üppiger Vegetation umgeben. Nach allen Punkten hin führen saubere Wege und Straßen und es fehlt nicht an Wegweisern, so daß man des lästigen Fragens überhoben ist. Von allen Wanderungen aber wird man immer wieder gern in die freundlichen Straßen der Stadt zurückkehren, die es so meisterlich versteht uns in kurzer Zeit heimisch zu machen.

Heutzutage fährt man von Norddeutschland bequem über Leipzig und Dresden mit der Bahn nach Karlsbad; noch vor wenigen Jahren mußte man über die Pässe des Erzgebirges, sei es über den Keilberg und Joachimsthal, sei es, was vorgezogen ward, über Schwarzenberg, von wo man im Wagen in der Nacht durch das Gebirge fuhr, große Strecken durch den Wald, an hohen, steilen Bergwiesen vorüber, auf denen der Mond schimmerte, nur begleitet von dem weithallenden Rauschen der Wasser. Noch in der Nacht ward die Grenze passirt, Koffer und Reisetaschen untersucht, noch einmal ein Umspannen der Pferde in einem in tiefer Dämmerung liegenden Städtchen, auf dessen Markte die Bildsäule des heiligen Nepomuck stand, in dessen Poststube schlafende Harfenistinnen am Boden lagen, während Fuhrleute bei einer Laterne Karten spielten und Pflaumenschnaps tranken, und weiter ging es in das böhmische Land hinein durch halbschlafende Städtchen und Dörfer, in denen zerlumpte, schmutzige Kinder neugierig ans Fenster eilten beim Ton des Posthorns, an Christusbildern vorbei, die dem nordischen Gaste ein ungewohnter Anblick waren, bis endlich der Dreikreuzberg sichtbar ward und man nach langer Fahrt über die weite Flußebene durch die Egerstraße in Karlsbad einfuhr. Freundlich und einladend erschien dann schon dem übernächtigen Reisenden die Stadt und gar bald mußte er, um mit den Worten Goethes zu schließen, erfahren, wie

Dem Genes'nen, dem Gesunden
Biethen sich so manche Schätze,
Daß der Freund den Freund gefunden
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinnerung köstlich sey.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde froh und frey.

Holländische Eindrücke.

Von Arthur Kleinschmidt.

II.

In der Nähe des Mauritshuis auf dem Plein verdient noch ein herrliches Bauwerk Beachtung; ich meine das Gesellschaftshaus der „Nieuwe Societeit"; dieses auf das Prachtvollste und Comfortableste ausgestattete Haus mit seiner Verschwendung an Marmor und Stuccatur umschließt eine Reihe der reichst assortirten Lesezimmer. Durch einfache Einführung von Seiten eines Mitgliedes der Gesellschaft, die sich auch „Literaire Societeit" nennt, ist man berechtigt, hier seine Zeit zu verbringen; nach einem Monate hört die Erlaubniß auf, denn dann muß man Mitglied werden. Mit den Lesesälen steht auch eine größere Bibliothek in Verbindung. Diese Gesellschaft hat im Bosch ein abgesperrtes Vergnügungslocal, die Tent (Zelt), zu dem es einer weiteren „Introductie" bedarf. Der Bosch ist eine der Hauptzierden der schönen Residenzstadt, einer der herrlichsten Wälder, der sich stundenweit ausdehnt, und der theilweise Urwald geblieben ist, theilweise durch die Anlage der breitesten und schattigsten Alleen zu einem Lieblingsorte der Haager geworden ist. Hier im Bosch spielt die ausgezeichnete Grenadiermusik unter der Direction des auch als Componist bedeutenden Dunkler. Zur Seite dieses wundervollen Parkes liegt das Schloß der regierenden Königin, ihr Sommersitz, Huis ten Bosch; dasselbe macht einen eigenthümlichen Eindruck dadurch, daß das mittlere Gebäude in weißen, die anderen Theile in den landesüblichen braunrothen Steinen aufgeführt sind. Das Schloß, vor dessen Aufgang zwei vom Czaren geschenkte colossale Marmorvasen stehen, wurde 1647 von der Wittwe des großen Oraniers Friedrich Heinrich, Amalie von Solms, zu seinem Gedächtnisse erbaut und in ihrem Auftrage stellten die berühmtesten Maler Hollands, Jordaens, Honthorst, Everdingen und andere Schüler Rubens, das berühmte curriculum vitae des Prinzen zusammen, indem sie den achteckigen hohen Saal des Schlosses mit Gemälden bis zur Kuppel hinan bedeckten, die das Leben und die Thaten Friedrich Heinrichs von der Wiege bis zum Grabe, zum Theil in allegorischer Form, darstellen. Dies ist der merkwürdige Oranjezaal.

Im Arbeitszimmer der Königin, deren großer Verstand von ganz Holland gewürdigt wird, hängt ein treffliches Bild des amerikanischen Historikers der Niederlande, Motley, welcher sich lange als Gast der Königin Sophie im Haag aufhielt und ihrer Freundschaft sich erfreute. Von Napoleon III., ihrem Freunde, sowohl als auch von dem Papste sind schöne Gaben an die Monarchin gelangt und in dem Schlosse zu sehen.

Die bisher genannten Bauten und Sammlungen sind wohl die bedeutendsten des Haag. An Kirchen bietet derselbe wenig der näheren Erwähnung würdige, denn die St. Jacobskirche ist ohne weiteres Interesse; nur besitzt sie mehrere schöne Grabmäler und stört ihre Nachbarschaft jede Viertelstunde durch ein altes Glockenspiel, welches irgend eine bekannte Weise in höchst primitiver Art hören läßt; es ist seltsam, daß die im Allgemeinen so ernsten Holländer diese Glockenspiele, die in jeder Stadt vertreten sind, die allerbanalsten Melodien, die erbärmlichsten Gassenhauer recitiren lassen. Eigenthümlich ist von den Kirchen des Haag nur die Nieuwe Kerk gebaut. Im Gegensatz zu den Kirchen muß ich aber nun vom Theater reden. Dasselbe steht auf dem Tournooiveld, am Ende des Voorhout, und wird in holländischer Spruche „Schouwburg" genannt. Man spielt dreimal wöchentlich französisch und zweimal holländisch; ich war wegen zu geringer Kenntniß der letzteren Sprache nur in französischen Repräsentationen. Das théâtre royal français ist vorzüglich dirigirt von Monsieur Defossez, der über die besten Kräfte verfügt. Ich sah dreimal die allerliebste Oper, welche jetzt die Runde in Europa macht, Lecocqs Fille de Madame Angot. Vergebens hat man dieselbe in das Deutsche und Holländische übertragen, in diesen Sprachen wird sie gemein, weil ihr die unnachahmliche französische Grazie und verve verloren geht. Außerdem wohnte ich der Aufführung der Oper Romeo und Julie bei, sowie der großartigen Abschiedsvorstellung, in der die schönsten Scenen aus den Hugenotten, Faust, dem Capellmeister von Venedig, dem Troubadour, Lucie von Lammermoor u. s. w. zur Darstellung gelangten, auch ein prächtig gelungenes Ballet stattfand. Die bedeutendsten Künstler wurden mit Blumen überhäuft, so Mademoiselle Mezeray, Madame Massart, die Tenore Jordan und Roussel, der Bassist Horeb, der Comiker Staveaux; ja die Primadonna Mademoiselle van den Berghe, erhielt einen vollständigen Brillantschmuck, auf offener Scene überreichte ihr denselben der älteste Acteur. Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen, nicht nur diesen Abend, an welchem man von sieben bis ein Uhr spielte, sondern auch bei den anderen Darstellungen. Die Holländer erwiesen sich als nichts weniger als apathisch, sie jubelten laut; die Fille de Madame Angot ist dem leidenschaftlich den Gesang liebenden Holländer zu einer Art Nationalhymne geworden; wohin immer man kommt, eine der packendsten Melodien der fille wird Einem entgegentönen. Sein Theater liebt der Haager und er hat wahrlich alle Ursache dazu, denn es ist vortrefflich zu nennen; das Gebäude selbst läßt freilich Manches zu wünschen übrig, doch ist dem um so schwerer abzuhelfen, da sich der Hof gar nicht um das Theater bekümmert; der König besucht es nie. Alles in Allem genommen, ist's Gravenhage eine der schönsten Städte Europas, wie dies Voltaire schon 1722 aussprach. Der Haag hat indeß etwas ausgeprägt Aristokratisches, er ist

der Sitz des Königs und des Hofes, des Adels, der Regierung und der ersten Beamten; zugleich hat er ein reiches Gepräge, denn hierher ziehen sich die „gemachten Leute" zurück, um von ihren Renten zu leben. Hier wohnen die in Indien reich gewordenen Holländer, ein mit den stattlichsten Häusern besetzter Complex im Norden der Stadt heißt die Java Straat; hier verleben sie in ungestörtem Genuß ihren Lebensabend. Immer hatte der Haag dieses aristokratische Wesen, schon als er noch Dorf war, denn die Regierung hatte hier ihr Centrum. Erst König Ludwig Napoleon erhob den Haag zu einer Stadt; letztere zählte im Jahre 1796 41,266, 1830 56,105, am letzten December 1861 bereits 81,393 Einwohner und hat deren jetzt an 95,000, eine ziemlich starke Vermehrung für eine aristokratische Stadt, die keine Quellen inneren Reichthums hat, wie sie in Amsterdam und Rotterdam fließen. Ein Kranz schöner Villen umgiebt die stolze Capitale Hollands von allen Seiten; ihre reizende Lage und ihr gesundes Klima locken die Holländer an, sich hier niederzulassen.

Der nächste Ausflug, den wir vom Haage aus unternehmen wollen, gilt dem Seebade Scheveningen. Eine dichte Allee alter Bäume, zumal Eichen, führt dahin; auch kann man mit der Pferdebahn oder dem Ziehschiffe (Treckschuit) rasch dahin gelangen. Auf dem Wege liegen die königlichen Villen Zorgvliet, Rustenburg und Buitenrust, welche einst der Königin Anna Paulowna gehörten, dann aber ihrer Tochter, der regierenden Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, zufielen, und durch einen großen prachtvollen Park verbunden sind. Zorgvliet ist das holländische Wort für Sanssouci. Man liebt in Holland sehr die Bezeichnung der Villen oder buitenplaatsen mit derartigen Inschriften, die man am Thore oder oben an dem Landhause anbringt. Das Haus Zorgvliet wurde eine Zeit lang bewohnt von Jacob Cats, einem Staatsmanne und Gelehrten, der 1660 daselbst verblich; er war ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und der Lieblingsdichter seiner Nation, die naiver Weise den oft sehr cynischen „Vater Cats" direct neben die Bibel stellte. Trotz aller Verehrung, die Holland für seinen Cats hegt und trotzdem es wagt, Aehnlichkeit zwischen ihm und Shakespeare zu finden, kann ich nach dem wenigen höchst Mittelmäßigen, was ich von ihm gelesen, nicht in dies Lob einstimmen. Später gehörte Zorgvliet der gräflichen Familie Bentinck. In Scheveningen angelangt, bestieg ich die Terrasse des Hotel Zeerust (Seeruhe), und als ich die Augen erhob, lag das Meer vor mir. Eine hohe Düne schützt das Fischerdorf Scheveningen, welches eine Vorstadt des Haag ist und etwa 8000 Einwohner hat, gegen das Meer. Die Düne wird mit Seegras bepflanzt, um den Sand festzuhalten, welchen das Meer aufwühlt und der Wind herbeiträgt. Diese Dünen sind Hollands Schutz gegen den Ocean und es ist die erste Sorge der Regierung, sie stets

in gutem Zustande zu erhalten. Zugleich dienen sie zum Vergnügen, indem es eine Nationalbelustigung ist, sich von denselben an den Strand herabzurollen, ähnlich wie man in Rußland die Eisrutschpartien liebt. Scheveningen ist zwar ein Dorf, aber seine lange Straße, die Keizer Straat, hat viele Häuser, die einer Stadt Ehre machen würden. Die Kirche soll früher inmitten des Dorfes gewesen sein, dann aber soll 1. November 1570 eine Springfluth 125 Häuser verschlungen haben, wodurch die Kirche das Westende des Ortes bildet. Am Strande liegen reiche Villen, der königlichen Familie und Privaten gehörig, außerdem mehrere Hôtels und Badehäuser im elegantesten Stile. Das neueste ist jetzt in der Vollendung begriffen und stellt selbst das große Badehaus, ein Riesengebäude, welches der Stadt Haag gehört, in den Schatten; es ist im Elisabethenstile aufgeführt und besteht aus lauter kleinen Häusern, die zwei Zimmer mit Küche parterre und zwei weitere im ersten Stocke haben; eine solche Wohnung kostet in der Badezeit den Monat 500 Gulden. Ueberhaupt ist Scheveningen eines der theuersten Seebäder, weit kostspieliger als Ostende. Hier baden die Geschlechter getrennt, während sie in Ostende gemeinschaftlich baden. Den ganzen Tag sitzt man am Strande in eigenthümlich geformten Stühlen mit Oberdach; stellt man deren mehrere zusammen, so kann man sich nach Herzenslust mit seinen Nachbarn unterhalten und empfindet weder Wind noch Sonne. Sehr störend ist in Scheveningen die auf Betteln und Stehlen eingeübte Fischerjugend. Steht Jemand vor dem früher erwähnten Obelisken zur Erinnerung an die Landung König Wilhelms I., so drängt sich gewiß ein Junge herzu, instruirt ihn: „Mynheer, dat is de naald (Denkmal)“ oder deutet auf das Meer und sagt treuherzig: „Mynheer, dat is de zee“ — dann aber streckt er die Hand aus, um sein Trinkgeld zu erhalten. Am Strande liegen eine lange Reihe von Pinken (Fischerbote), die von der Fahrt ausruhen oder der Reparatur harren. Die gefangenen Fische und kleinen Krebse, besonders Schollen, Zungen und Garneelen werden in großen Körben an das Land getragen und dort versteigert. Auch Häringe werden viele gefangen. Kräftige Weiber bringen die ersteigerten Fische und Krebse auf dem Kopfe oder auf Hundekarren nach dem Fischmarkte im Haage. Die Scheveninger sind ein lustiges Völkchen, voll Patriotismus und Anhänglichkeit an die Oranier, dabei aber voll Sinn für die Unabhängigkeit ihrer eigenen Person. Dem Militärdienste sind sie deshalb abhold und entziehen sich ihm. Ihre Sprache ist ein verschlechtertes Holländisch und für den Fremden durchaus unverständlich. Die eigenthümliche Tracht ist im Gegensatze zu so manchem Nationalcostüme unschön. Die Frauen tragen unter der sorgfältig gebügelten und gefälteten Haube ein Kopfeisen von echtem Silber oder Gold, welches über den Schläfen in Verzierungen ausgeht, die wie Schmetterlinge aussehen. Dieser Schmuck und die echten Spitzen, die man

so vielfach bei den Scheveningerinnen vertreten sieht, vererben sich von Generation zu Generation. Die Röcke sind sehr weit und abstehend, und werden von an den Hüften angebrachten Polstern gehalten; den Oberkörper umschließt die lange Schoßjacke. Die ungeheuren Sturmhüte, die sie tragen, erinnerten mich an diejenigen, womit die Damen zur Zeit des Directoriums in Frankreich den Kopf bedeckten. So viele Hunderte von Frauen und Mädchen ich hier sah, so habe ich doch keine schöne Erscheinung unter ihnen gefunden; alle waren von großer Kraft und gesundem Bau, dabei aber plump und ganz ohne den Reiz der Naivetät, den unsere Landmädchen sich oft noch bewahrt haben. Diese Frauen und Mädchen arbeiten außergewöhnlich viel und tüchtig, rauchen aber Pfeifen und sind den Getränken sehr hold und ich habe nie etwas Abscheulicheres gesehen, als eine betrunkene Scheveningerin. Die Männer gehen für gewöhnlich in hohen Wasserstiefeln, kurzen rothen Hosen und langen, blauen Kitteln einher.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Volksabstimmung über Bundesgesetze. Internationales. Innerer Conflict. — Der 23. Mai war für die Schweiz ein wichtiger Tag. Die am 19. April des vorigen Jahres mit einer Mehrheit von 100,000 Stimmen angenommene neue Bundesverfassung stellte die Erlassung einer Reihe neuer Gesetze in Aussicht, zugleich aber ertheilte sie dem Volke das Recht, über die von den eidgenössischen Räthen verfaßten und angenommenen Gesetzentwürfe innerhalb einer bestimmten Frist Abstimmung zu verlangen. Von diesem Rechte wurde sofort Gebrauch gemacht gegenüber den zwei Gesetzen betreffend die Führung der Civilstandsregister durch weltliche Beamte und die obligatorische Civilehe und betreffend das Stimmrecht der Niedergelassenen und Aufenthalter. Es gelang den Gegnern dieser Gesetze in kurzer Zeit die für das Verlangen einer Volksabstimmung nöthige Zahl von Unterschriften weit zu überbieten; von mehr als 100,000 Stimmen wußte man also zum voraus, daß sie die Gesetze verwerfen würden. Auch die Gegenpartei blieb nicht unthätig; in Zeitungen und Versammlungen wurden die Gesetze, dasjenige über das Stimmrecht allerdings weniger entschieden als das andere, den Bürgern zur Annahme empfohlen. Daß die ultramontane Partei die Civilehe verwirft, bedarf keiner Erklärung; aber auch protestantische Elemente schlossen sich, freilich aus verschiedenen Gründen, der Opposition an. Eine conservativ-föderalistische Partei, welche noch kurz vor der Abstimmung sich als förmlicher Verein gegenüber der mehr centralistisch for-

schreitenden Tendenz des schweizerischen Volksvereins organisirt hat, erklärte sich mit der Civilehe materiell einverstanden; fand aber in dem vorliegenden Gesetzentwurf die Competenz der Bundesversammlung und den Wortlaut der Bundesverfassung überschritten, indem das Gesetz nicht blos die Schließung, sondern auch die Scheidung der Ehe in seinen Bereich gezogen habe, wodurch die Glaubensfreiheit der Katholiken verletzt werde; auch tadelte man einzelne materielle Bestimmungen, daß z. B. jungen Leuten die Schließung der Ehe allzusehr erleichtert werde. Diese Bedenken waren ungegründet oder engherzig, aber sie wurden in anständiger Form vorgebracht und erweckten keine Leidenschaft. Anders verhielt es sich mit dem Gesetz über das Stimmrecht. Dieses war erlassen worden, weil in manchen Cantonen Niedergelassene und Aufenthalter in cantonalen und Gemeindeangelegenheiten wirklich unbillig vom Stimmrecht ausgeschlossen oder von der Ausübung desselben abgehalten wurden, während man sie doch zu Leistungen heranzog. Da nun die neue Bundesverfassung unter andern das Postulat enthält, daß die Verhältnisse der Niedergelassenen und Aufenthalter überhaupt, also auch ihre Besteuerung, durch ein Bundesgesetz geregelt werden sollen, fanden Manche, es widerstreite dem Wortlaut jener Bestimmung, das Stimmrecht allein und zum voraus schon zum Gegenstand eines Gesetzes zu machen. Aber weder jener Wortlaut noch die Logik der Sache selbst verbieten das eingeschlagene Verfahren, und es ist nichts als billig, daß die von dem Gesetz Betroffenen, wenn dasselbe zur Abstimmung kommt, auch selbst an derselben sich betheiligen dürfen. Schwerer als dieses formelle Bedenken wog aber an vielen Orten das Widerstreben der Bürgerschaft, ihre Interessen gegen die Mitbestimmung derselben durch fremde Elemente, besonders das unstäte der bloßen Aufenthalter in größeren Städten, gefährden zu lassen; man prophezeite daraus den Verfall der Grundlage des ganzen republikanischen Wesens, eines gesunden und soliden Gemeindehaushaltes. Dieser Gesichtspunkt vereinigte Leute von sonst sehr verschiedenen Ansichten, und man konnte wieder einmal erkennen, daß Menschen, die bereit sind, in Angelegenheiten eines weiteren Gebietes einen gewissen Freisinn und Fortschritt walten zu lassen, leicht ängstlich und engherzig werden, je näher es ihnen an die eigene Haut geht.

Bei dieser Sachlage war das Schicksal der beiden Gesetze sehr zweifelhaft, und das Ergebniß der Abstimmung, welche übrigens allenthalben in völliger Ruhe und Ordnung verlaufen ist, konnte nicht viel anders ausfallen als es nun vorliegt. Das Civilehegesetz ist mit einer Mehrheit von ungefähr 8000 Stimmen angenommen, das Stimmrechtgesetz mit einer Mehrheit von ungefähr 4000 verworfen worden; es konnte also, auch wenn geschlossene Parteien sich gegenübergestanden hätten, jedenfalls keine sich eines Sieges rühmen; daß das Civilgesetz gerettet worden ist, darüber muß man froh sein,

denn das Gegentheil wäre eine Calamität gewesen, ein wirklicher Rückschlag, den besonders die Ultramontanen ausgebeutet hätten; aber eigentlich freuen kann man sich nicht, wenn ein Gesetz von solcher Bedeutung nur mit so geringer Mehrheit durchzudringen vermochte. Daß das Stimmrechtgesetz gefallen ist, ist Schade, aber kein Unglück; das war keine so principielle Frage und die betreffenden Bestimmungen werden ohne Zweifel wenig verändert in Verbindung mit dem ganzen Gesetz nächstens wieder aufgenommen werden. Immerhin muß die Mehrheit der Bundesversammlung aus dieser Abstimmung dieselbe Lehre entnehmen wie aus der Verwerfung der Revision im Jahre 1872: daß man dem Volke nicht zu viel auf ein Mal zumuthen darf und mit den Verhältnissen rechnen muß. Aus den Ergebnissen der Abstimmung läßt sich noch manche andere, nicht gerade erfreuliche Beobachtung schöpfen, die aber für das Ausland von geringerem Interesse ist. Daß die Betheiligung an der Abstimmung in vielen Cantonen geringer war als bei der Abstimmung überi de Bundesverfassung selbst, erklärt sich aus der umfassenderen Wichtigkeit der letzteren; daß aber die Stimmenzahl für und wider beide Gesetze überall ziemlich gleich war, deutet darauf, daß die Stimmung vom einen auf das andere übertragen und die innere Verschiedenheit beider einigermaßen übersehen wurde.

Durch die Annahme des Civilgesetzes ist ein großer Schritt zur Vermeidung kirchenpolitischer Streitfragen für die Zukunft gethan; aber daß durch dieselbe die schon seit einiger Zeit schwebenden Fragen dieser Art gelöst werden, ist leider nicht zu erwarten, da ja auch in diesem Sinn kein Gesetz rückwirkende Kraft haben kann.

Die Bundesversammlung hatte im März die Recurse, welche aus dem bernischen Jura gegen die Absetzung des Bischofs von Basel erhoben worden waren, abgewiesen, weil durch jenen Act keine verfassungsmäßigen Rechte verletzt worden seien. Ein Mitglied des Nationalrathes hatte damals ganz treffend gesagt, mit der Freiheit des Glaubens sei nicht auch die Freiheit der katholischen Kirche als Staat im Staate durch die Bundesverfassung garantirt. Im Nationalrath standen 80 Stimmen gegen 24 für jenen Entscheid; die Minderheit wünschte gütliche Beilegung des Streites durch den Bundesrath. Der Ständerath stimmte dem Nationalrathe bei, übrigens in der Voraussicht, daß die Sache dadurch nicht erledigt sei, da unterdessen bereits neue Recurse aus dem Jura eingelaufen waren, welche sich, auf Grundlage der neuen Bundesverfassung, gegen die Beschränkung des römisch-katholischen Cultus in der Mehrzahl der Gemeinden durch Ausweisung der Geistlichen richteten. Da man vermuthen zu müssen glaubte, der Bundesrath werde diesen Recurs nicht leicht abweisen können und wahrscheinlich der bernischen Regierung zumuthen, die in jenem Landestheil herrschende Aus-

regung endlich irgendwie zu beschwichtigen, so versammelten sich noch am Schlusse der Sitzung der Bundesversammlung die bernischen Nationalräthe mit den Gesinnungsgenossen aus andern Cantonen und beschlossen, für den Fall, daß der Bundesrath den neuen Recurs gutheißen würde, eine außerordentliche Sitzung der Bundesversammlung zu verlangen. Die damit eingetretene Spannung wurde natürlich nicht gemindert durch den Erlaß einer päbstlichen Encyclika an die schweizer Katholiken, worin u. a. auch die neu angestellten Professoren der altkatholischen Facultät in Bern verdammt und die Gläubigen zum Widerstand gegen das neue Ehegesetz aufgefordert wurden. Andrerseits erklärte die Regierung von Bern auf die Zumuthung der katholischen Abgeordneten der Bundesversammlung, es möchte die katholische Kirche in der Stadt Bern, welche den Altkatholiken überliefert worden war, den Neukatholiken zurückgegeben werden, nicht eintreten zu können. Diese locale Streitfrage bildet nur ein kleines Intermezzo und soll jetzt auf dem Wege des Civilprocesses entschieden werden; es darf aber nicht verschwiegen bleiben, daß die Gesandten der katholischen Mächte in Bern mit einiger Ostentation den Besuch der altkatholischen Kirche vermeiden und ihre Equipagen vor einem Privatlocal halten lassen, in welchem unterdessen die römisch-katholische Messe gehalten wird.

Schon am 27. März hatte der Bundesrath den neuen Jurarecurs, betreffend Rückgabe der Kirchen und Kirchengüter und Herstellung des römisch-katholischen Cultus, abgewiesen, da die neue Bundesverfassung keine Rechte bestimmter Kirchen anerkenne und das neue bernische Kirchengesetz die Cultusverhältnisse geordnet habe. Soweit kam also der Bundesrath der Berner Regierung entgegen und es war zu erwarten, daß nun auch diese etwas nachgeben werde, um so mehr, da auch freisinnige schweizer Blätter davor warnten, den Culturkampf aufs Aeußerste zu treiben. Aber in dem Hauptpunkt, der jetzt noch schwebte, betreffend Zurücknahme der Ausweisung der jurassischen Priester, welche Schweizerbürger waren, glaubte die Regierung noch immer nicht ohne Weiteres nachgeben zu dürfen, weil die Zurückgekehrten neue Unruhen veranlassen würden. Nun entstand die Frage, ob der Bundesrath alle Maßregeln, welche eine Cantonsregierung zur Aufrechthaltung des confessionellen Friedens und der öffentlichen Ordnung treffen zu müssen glaube, einfach gutzuheißen habe, auch wenn sie gegen andere Bestimmungen der Bundesverfassung (betreffend individuelle Rechte der Bürger) verstoßen. Der Bundesrath glaubte ein Oberaufsichtsrecht ansprechen zu müssen und wenn insbesondere in Betreff der Ausweisung schweizer Bürger das Beispiel des Bischofs Mermillod angeführt wurde, welcher, obwohl schweizer Bürger, vom Bundesrathe selbst ausgewiesen worden sei, so wurde dagegen erinnert, daß dies ein internationaler Conflict der Schweiz mit dem päpstlichen Stuhle gewesen sei, der in Genf unrechtmäßig ein neues Bisthum errichten wollte.

Am 31. März antwortete die Berner Regierung dem Bundesrathe, daß sie durch den Entscheid desselben zunächst befriedigt sei und daß sie zur Erledigung des Uebrigen ein Gesetz ausarbeite, welches die Maßregeln enthalten werde, die gegen die Priester zu ergreifen wären, wenn sie nach ihrer Rückkehr abermals widerspenstig gegen die Staatsordnung sich zeigen würden. Da das Erscheinen dieses Gesetzes zögerte, so erließ der Bundesrath eine neue Nachfrage, was die Regierung zu thun gedenke, um den Ausnahmszustand im Jura aufzuheben. Darauf erfolgte die Antwort, das versprochene Gesetz könne zwar dem bernischen Großen Rath erst im August vorgelegt werden, es solle aber dem Bundesrath schon nächstens mitgetheilt werden. Abzuwarten ist, was die auf den 14. Juni einberufene Synode der schweizer Altkatholiken beschließen werde. Es wird ihr der Entwurf eines Gesetzes über die Competenz des Synodalrathes und über die Wahl eines Bischofs vorgelegt werden. Die Bestimmungen lauten befriedigend und werden ohne Zweifel angenommen werden; aber daß die altkatholische Kirche der Schweiz auf dieser Grundlage eine Macht werde, welche weiter um sich greife, bleibt fraglich; denn auch die altkatholischen Gemeinden des Cantons Bern haben sich organisirt, ohne daß der oben geschilderte Zustand dadurch verändert werden wird.

Es ist gut, daß zu den innern Streitfragen in letzter Zeit nicht auch noch äußere hinzugekommen sind. Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Belgien mußten die Schweiz jedenfalls interessiren; denn wenn auch ein ähnlicher Fall zwischen Deutschland und der Schweiz gegenwärtig nicht vorliegt und durch den Kirchenstreit schwerlich veranlaßt werden wird, so kann er bei anderm Anlasse einmal unerwartet gegenüber irgend einer benachbarten Großmacht eintreten. Alsdann wird die Schweiz, wie Belgien, einerseits erklären, allen Verpflichtungen, die ihre Neutralität und schon die Nachbarschaft überhaupt ihr auferlegen, gewissenhaft nachkommen zu wollen; aber so lange der Umfang und das übrige Maß jener Verpflichtungen nicht durch einen internationalen Vertrag für alle Staaten festgesetzt ist, werden diese sich das Recht vorbehalten, in streitigen Fällen selbst zu entscheiden, was sie schuldig zu sein glauben. Das Compliment, das deutsche Blätter der Schweiz gemacht haben, als ob sie Strafgesetze von der Art besitze, wie man sie Belgien zumuthete, beruht auf irriger Auffassung oder gewaltsamer Ausdeutung von Bestimmungen, welche sich auf hochverrätherische Unternehmungen gegen das eigene Land beziehen, nicht auf Bezeugung von Sympathie mit Bewegungen in einem andern Lande, welche diesem allerdings unangenehm sein, aber nicht von ihm einseitig und ohne Weiteres als feindliche Gefährdung angesehen und behandelt werden darf, wenn überhaupt zwischen den Staaten ein Recht, nicht die bloße Macht gelten soll.

Am 31. Mai hat der Bundesrath auf die letzte Erklärung der Regierung von Bern, wonach dieselbe die Ausweisung der Geistlichen erst, nachdem das fragliche Gesetz vom Großen Rathe und vom Volke angenommen sein werde, successive aufheben könne, geantwortet: die Regierung von Bern ist eingeladen, die Ausweisung der Geistlichen aufzuheben; es wird ihr hierzu eine Frist von zwei Monaten bewilligt.

Die Regierung von Bern hat gegen den Beschluß des Bundesrathes an die Bundesversammlung recurrirt und den Großen Rath einberufen, um den Recurs bestätigen zu lassen, zugleich aber auch um das fragliche Gesetz vorzulegen. Der Conflict steht also in voller Blüthe, wird aber trotzdem schwerlich ernsthaft werden, da die Bundesversammlung, welche nächste Woche beginnt, ihn irgendwie beizulegen wissen wird, oder schließlich das Bundesgericht. Weitere Schritte sind nun nächstens nicht mehr zu erwarten.

Aus Berlin. Auswärtige Politik. Parlamentarisches. Georg v. Vincke †. — Die Enthüllungen und Erörterungen über das Entstehen und Vergehen des jüngsten Kriegsallarms sind in der Presse noch in vollem Flusse begriffen und aufs Neue durch die Rede Lord Derbys im englischen Oberhause angeregt worden. Viel Klarheit hat diese Rede freilich auch nicht in die Situation gebracht, zumal es bei dem wichtigsten Punkte, wo es sich nämlich um die Vorstellungen unseres Botschafters Grafen Münster wegen des französischen Cadresgesetzes handelt, bis jetzt nicht hat festgestellt werden können, was der Lord eigentlich gesagt hat. Die Derbysche Rede ist überhaupt für Staatsmänner ein Muster, wie man lästigen Fragern einen weitschweifigen und anscheinend eingehenden Bescheid ertheilen kann, ohne daß dieser und mit ihm die lauschende Welt im Grunde auch nur um das Geringste klüger geworden wäre als vorher. Es ist Schade, daß der Reichstag nicht beisammen ist, sonst hätte der Abgeordnete Jörg unzweifelhaft wieder gefragt, wo denn in dieser schweren Stunde der Noth der Bundesrathsausschuß für auswärtige Angelegenheiten gesteckt habe, und hätte vielleicht den Reichskanzler veranlaßt, seinerseits etwas Licht in diese Vorgänge zu bringen. Wie es heißt, soll ja in der That dieser mysteriöse Ausschuß jetzt in Gang gebracht werden. Wir zweifeln hieran allerdings, bevor wir Proben seiner Wirksamkeit erblicken, und können uns auch nicht denken, welchen Werth es haben soll, wenn etwa ein bayrischer oder sächsischer Legationsrath die Thätigkeit unseres auswärtigen Amtes unterstützen würde.

Um auf die Haltung der englischen Regierung bei den jüngsten diplomatischen Vorgängen zurückzukommen, so läßt sich nicht verkennen, daß die Schritte des Londoner Cabinets in hiesigen leitenden Kreisen eine gewisse Verstimmung hervorgerufen haben. Es könnte diese Thatsache befremdlich erscheinen, da doch

die Vermittelungsdienste, auf die man sich in England so viel zu gute thut, in der wohlmeinenden und aufrichtigen Absicht angeboten waren, den bedrohten Frieden zu erhalten. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß die englische Friedensstiftung von vornherein von einem für Frankreich sympathischen Standpunkt ausging. In befangener und voreingenommener Weise wurde von Anfang an Berlin als der Sitz des Allarms angesehen. Wenn die französische Diplomatie und Presse zu verstehen gab, daß die angeblichen Besorgnisse wegen des französischen Cadresgesetzes lediglich ein Vorwand seien, um über das wehrlose und unschuldige Frankreich aufs Neue herzufallen, so beeilte man sich in London, dieser Anschauung vollständig beizupflichten und erblickte seine friedenstiftende Aufgabe darin, die angebliche kriegslustige Stimmung in Berlin zu beschwichtigen. Eine solche von Anfang an parteiische diplomatische Intervention kann dann freilich bei der benachtheiligten Seite nicht auf Dank rechnen. Wir sind auch, ohne auf Vertrautheit mit diplomatischen Geheimnissen im Geringsten Anspruch erheben zu können, der Ansicht, daß das schließliche Ende des ganzen Zwischenfalls dadurch herbeigeführt wurde, daß man den Hochdruck an der wirklichen Quelle der europäischen Beunruhigungen, in Paris, anbrachte, nicht, wie die englische Staatskunst meinte, in Berlin.

Doch lassen wir diese dem gewöhnlichen Sterblichen verschlossenen Regionen der hohen auswärtigen Politik, zumal die Erörterung dieser Vorgänge eigentlich nur noch ein historisches Interesse hat, und sehen wir uns in unsern eigenen vier Wänden um, wo die Dinge wenigstens den Vorzug haben, sich vor Aller Augen zu vollziehen.

Die Wolken, welche den parlamentarischen Horizont in der vergangenen Woche verdüstert, haben sich jetzt gelichtet. Es ist kein Zweifel mehr, daß die Provinzialordnung auf Grund des bekannten Compromisses zu Stande kommt. Es hat sich freilich im Abgeordnetenhause und noch mehr in der Presse eine starke Opposition gegen diese Uebereinkunft erhoben und die nationalliberale Partei insbesondere ist mit einer Fluth von Schmähungen und Vorwürfen überschüttet worden, als ob sie ihre eigenen Grundsätze preisgegeben und der schwärzesten Reaction Schergendienste geleistet habe. Wie solche Anklagen erhoben werden können, ist geradezu unerklärlich, wenn es nicht aus bösem Willen geschieht. Die liberale Grundforderung, daß die Selbstverwaltung sich neben wirthschaftlichen Dingen auch auf staatliche Angelegenheiten erstrecke und auch bei der Verwaltung der letzteren eine ausreichende und wirksame Betheiligung des bürgerlichen Elementes stattfinde, ist in dem Gesetze nach der Fassung des Compromisses ebensogut gewahrt, als in dem ursprünglichen Entwurfe, und die Thatsache, daß auch die hervorragendsten Mitglieder der Fortschrittspartei, namentlich der sächsisch-holsteinische Professor Hänel, die erste Autorität der Fraction in diesen Fragen,

sich für den Ausgleich entschieden haben, sollte doch schon die Grundlosigkeit oder mindestens Uebertriebenheit der Behauptung darthun, daß man in schwachmüthiger Nachgiebigkeit die wichtigsten Grundsätze geopfert habe. Eine neue Absplitterung einzelner Mitglieder wird wohl für die Fortschrittspartei, die bereits im Reichstage ihre fähigsten Köpfe verloren hat, die Folge dieser Vorgänge sein.

Die Anklagen gegen die Freunde des Compromisses entspringen im Grunde auch gar nicht der Ueberzeugung, daß das Gesetz wesentlich entstellt oder verkümmert sei, sondern ein großer Theil unserer Presse, voran sämmtliche kleinere Berliner Zeitungen und viele der großen Provinzialblätter, sind noch immer derart in den alten fortschrittlichen Traditionen und Doctrinen befangen, daß sie den Conflict als die Seele des Constitutionalismus betrachten und jedem Pactiren mit der Regierung oder gar mit dem Herrenhause Mißtrauen entgegensetzen; das gute Einvernehmen, welches in allen großen Fragen zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei besteht oder hergestellt wird, ist diesen Politikern längst ein Dorn im Auge.

Und nun lassen Sie mich von dem parlamentarischen Leben des heutigen Tages einen flüchtigen Blick auf eine kurze Vergangenheit werfen. Der Tod des Mannes, der in den Annalen des deutschen Parlamentarismus einen Namen fast ohne Gleichen hatte, des Freiherrn Georg von Vincke, legt eine solche Betrachtung nahe. Erst acht Jahre sind es, daß dieser Mann, der zwei Jahrzehnte hindurch unstreitig den ersten Rang in den verschiedensten Landtagen einnahm, sein Volksvertretermandat niederlegte und sich vom öffentlichen Leben in stille Abgeschiedenheit zurückzog: und doch ist sein Name schon halb verklungen, nur die älteren unter uns erinnerten sich noch bisweilen seiner mächtigen Persönlichkeit. So rasch leben wir und so ereignißreich ist die Zeit, daß ein Jahrzehnt genügt, um aus dem lebendigen Bewußtsein der Mitwelt zu verschwinden. Und vor Allem vergänglich ist der parlamentarische Ruhm; wenn das Wort des Redners ausgeklungen, ist er auch von der Menge vergessen.

Vinckes Beredtsamkeit war, wie Männer, die ihn gekannt, versichern, außerordentlich hinreißend und zündend, stets schlagfertig, alle Töne beherrschend vom höchsten sittlichen Pathos bis zur bittern Polemik und zum beißenden Witze; auch die Gegner erkannten seinen reinen Patriotismus, sein ernstes Streben und seine staatsmännischen Fähigkeiten an, die er freilich praktisch zu bethätigen niemals Gelegenheit hatte; denn in der Beamtenlaufbahn brachte er es nur zum Landrath. Als der vereinigte Landtag im Jahr 1847 zusammentrat und damit das parlamentarische Leben in Preußen begann, wußte der damals 36jährige Mann bereits einen bedeutenden Einfluß auszuüben als der eigentliche Führer der „Verfassungspartei", welche, ebenso-

fern vom ständischen Feudalismus und vom Absolutismus wie von der revolutionären Demokratie, ein wahrhaft constitutionelles Staatsleben zu begründen trachtete, ein Streben, welchem freilich die Revolutionsstürme der folgenden Jahre hemmend in den Weg traten. Dann gehörte Vincke der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche an, und zwar mit Radowitz als der Führer der äußersten Rechten, viel gelästert als starrer Reactionär und gefürchtet als schneidiger Gegner der ziel- und haltlosen Demokratie. Was er und die „erbkaiserliche" Partei damals wollten, ist im Grunde dasselbe, was wir in den letzten Jahren erreicht: eine feste Einigung der deutschen Staaten unter preußischer Führung, aber auf vertragsmäßiger Grundlage, nicht unter revolutionärer Zerstörung der bestehenden Staatszustände. Der Mann, der diese Idee schließlich verwirklicht, Fürst Bismarck, erging sich damals noch in sehr reactionären Bahnen und kam mit Vincke vielfach in gegnerische Berührung, ohne daß jedoch die Anerkennung, welche die beiden gegen einander hegten, darunter gelitten hätte. Die deutsche Politik des spätern Ministerpräsidenten Bismarck hat Vincke von Anfang an kräftig unterstützt, wenn er auch in Fragen der innern Politik weit liberalere Grundsätze hegte.

Seit 1849 gehörte dann Vincke fast ununterbrochen bis 1867 dem preußischen Landtag an und zwar durch die „neue Aera" und die Conflictsperiode hindurch als eigentlicher Führer der constitutionellen Mittelpartei. Die bittern Erfahrungen während dieser Zeit mögen ihn am parlamentarischen Leben, das verfassungstreuen und liberalen Männern so viele Enttäuschung bereitete, übersättigt haben; bald darauf, nachdem er noch dem ersten norddeutschen Reichstag beigewohnt, entzog er sich der öffentlichen Wirksamkeit. Vielleicht hätte er auch unter den neuen Verhältnissen eine bedeutende Rolle gespielt, denn unsere gesetzgebenden Körperschaften sind nicht überreich an Männern von so glänzenden Geistesgaben, solcher Festigkeit des Charakters und so aufrichtigem und edlem Streben. D.

Literatur.

Die neue Machiavelliausgabe. — Von der neuen Gesammtausgabe der Werke Niccolo Machiavellis ist kürzlich der dritte Band erschienen, also seit dem Jahre 1873 je ein Band; dies zeigt ein, wenn auch langsames, so doch stetiges Vorrücken an. Die Vorbereitungen haben freilich schon viel früher begonnen, sie gehen bis zum Jahre 1859 zurück, wo es einer der ersten Beschlüsse der provisorischen Regierung Toscanas war, dem großen Landsmann

den man mit Recht als einen Begründer der Nationalität, als Propheten der italienischen Einheit feierte, durch Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe seiner Werke ein würdiges Denkmal zu setzen. Verschiedene Hindernisse verzögerten die Ausführung, vor Allem der Tod mehrerer Gelehrten, die sich zur Herausgabe verbunden hatten, so daß erst im Jahre 1873 der erste Band erscheinen konnte. Die Herausgeber waren P. Fanfani und L. Passerini (Firenze, tipogr. Cenniniana); auf den beiden folgenden Bänden ist G. Milanesi neben Passerini als Mitherausgeber genannt — lauter Namen, denen man gerne ein solches Unternehmen anvertraut weiß.

Der erste Band enthielt außer einer kurzen Biographie, in welche der freilich spärliche Ertrag neuerer Funde übersichtlich eingetragen ist, die Istorie Fiorentine revidirt nach der Handschrift in der Laurenziana und nach den ältesten Drucken. Der zweite Band gab eine Nachlese hinzu, bestehend in historischen Fragmenten und Skizzen, sowie die im Jahre 1520 geschriebene Lebensbeschreibung des Castruccio Castracane. Der dritte Band bringt nun den Anfang der Legationen und Commissariate, bis zum Jahre 1502. Es versteht sich, daß die Herausgeber auf die Quellen zurückgingen und dem Wiederabdruck dieser Correspondenzen die Manuscripte zu Grunde legten, die man zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus Staub und Moder wieder zu Tage gefördert hat. Sie haben sich aber nicht darauf beschränkt, die von Machiavelli geschriebenen Gesandtschaftsberichte mitzutheilen, sie trugen vielmehr sorgfältig aus den Archiven alle Schriftstücke zusammen, welche sich auf die Gegenstände seiner diplomatischen Reisen beziehen, so namentlich die Instructionen, welche ihm mitgegeben wurden, aber auch anderweitige Instructionen und Beschlüsse der Dieci, die zu denselben Staatsactionen gehören, und die allerdings zum Theil von der Hand Machiavellis selbst, in seiner Eigenschaft als Staatssecretär, geschrieben sind. Es läßt sich ja überhaupt nicht strenge scheiden zwischen dem, was er als Schriftsteller und dem, was er als Beamter geschrieben hat. Auf diese Weise ist manches ans Licht gestellt worden, was bisher unveröffentlicht war, und, an sich von ungleichem Werth, doch zum besseren Verständniß der Missionen Machiavellis dient. Außerdem ist eine fortlaufende kleine Chronik über die politischen Ereignisse dieser Jahre mitgetheilt, die in der Nationalbibliothek zu Florenz sich befindet, unter den Papieren, die einst Machiavelli gehörten. Sie ist, wie es scheint, von Biagio dei Buonaccorsi verfaßt und im Wesentlichen identisch mit derjenigen, welche Polidori bereits im IV. Band des Archivio Storico veröffentlicht hat. Doch finden sich auch wieder Abweichungen; das in der Nationalbibliothek aufbewahrte Exemplar, scheint im Secretariat der Dieci und zwar speciell für den Gebrauch der Canzlei nach den eingelaufenen Berichten verfaßt worden zu sein; es ist auch nicht durchaus von derselben Hand

geschrieben und enthält eigenhändige Correcturen Machiavellis. Diese Chronik thut den Dienst einer gedrängten Zusammenfassung des Materials, das in den Documenten dargeboten wird, und außerdem ist durch einleitende Bemerkungen der Herausgeber für zweckmäßige Orientirung gesorgt.

Die wichtigsten Gesandtschaften Machiavellis in diesen Jahren sind einmal die im Pisanerkrieg vom Jahre 1499, welchen Florenz mit Hülfe des Königs von Frankreich führte, dann im folgenden Jahre die erste Gesandtschaft an den französischen Hof, die mit dem unerwünschten Verlauf des genannten Krieges in Zusammenhang stand, ferner die drei Commissionen nach Pistoja im Jahre 1501, wo es galt, die durch den Zwist der beiden Parteien der Panciatichi und der Cancellieri schwer gestörte Ordnung wieder herzustellen, endlich die Commissionen im Feldzug gegen das rebellische Arezzo im Jahre 1502. Den Schluß des Bandes bildet das bekannte Gutachten Machiavellis „über die Art und Weise, die aufrührerischen Völker der Valdichiana zu behandeln", das sich eben auf die Pacification Arezzos bezog und in dem wir bereits der Eigenthümlichkeit des Autors begegnen, zeitgenössische Vorgänge durch Beispiele aus der altrömischen Geschichte zu illustriren.

Von Berichtigungen, welche dieser Band enthält, erwähnen wir einmal, daß diejenige Legation, die bisher als die erste Machiavellis galt, nämlich die an Jacopo d'Appiano, Herrn von Piombino, vom November 1498, gestrichen wird, da sich aus den Originaldocumenten herausgestellt hat, daß diese Legation vielmehr einem Niccolo Mannelli anvertraut war. Erst vier Monate später, im März 1499, wurde Machiavelli an den Herrn von Piombino abgesandt, der als Condottiere im Dienst von Florenz Erhöhung seines Soldes verlangt hatte. Eine andere Berichtigung ist diese: während des Bürgerkrieges in Pistoja wurde Machiavelli dreimal in diese Stadt geschickt, aber je nur auf kurze Zeit. Dagegen war sein Vetter gleichen Namens, Niccolo Machiavelli, Sohn des Alessandro, drei Monate lang residirender Commissär in dieser Stadt, und dieser war in den bisherigen Ausgaben mit unserem Niccolo, Sohn des Bernardo Machiavelli, verwechselt worden. Die Documente, welche über die Parteiunruhen in Pistoja von unseren Herausgebern veröffentlicht worden, sind in Anbetracht ihrer Bedeutung fast allzureichlich; freilich sind auch die zahlreichen Instructionen, welche die Dieci ihren Commissären nach Pistoja senden, durch seine Hand gegangen, häufig von ihm selbst geschrieben, und er war, wie aus einem zusammenfassenden, jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Bericht über die Ereignisse in Pistoja hervorgeht, der Urheber der strengen Maßregeln, die gegen die Häupter beider Parteien ergriffen wurden und die wenigstens eine Zeit lang die Ruhe daselbst wieder herstellten.

Ueberhaupt ist schon in dieser frühesten Zeit Machiavelli der fertige,

überall verwendbare Diplomat seines Staates. Er eignet sich wegen seines Ranges und seines Vermögens nicht zu eigentlichen Botschafterposten, aber zu gelegentlichen leichteren und schwierigeren Missionen wird er jeden Augenblick verwendet, frühzeitig schätzt man seinen Scharfblick und seinen Eifer, in seinen Berichten ist die Lust zu spüren, die es ihm macht, in diesem Element sich zu bewegen. Von ausdauernder Zähigkeit, Geduld und Biegsamkeit, wenn er mit mächtigen Herren, wie am französischen Hofe, verhandelt, ist er von rücksichtsloser Kälte und Härte, wo er es mit kleinen Herren oder mit bezwungenen Rebellen zu thun hat. Von idealen Motiven, gar von nationalen Träumen noch gar keine Spur: er ist ganz der hingebende Diener seines Gemeinwesens, ein eifriger Anhänger des französischen Bündnisses, mit dessen Hülfe Florenz allein seiner Bedrängnisse sich erwehrt; er macht sich kein Gewissen daraus, die Lucchesen und andere Landsleute gelegentlich beim allerchristlichsten König anzuschwärzen. Mit allen Mitteln auf die Verfolgung des speciellen Zweckes bedacht, der ihm aufgegeben ist, hält er sich zugleich immer den Blick frei für den Zusammenhang der politischen Lage, er späht nach den Zeichen am Horizont und wird nicht müde, seine Auftraggeber auf die bedenklichen Punkte hinzuweisen, zumal auf die Gefahren, die der Republik in diesen Jahren von den angemessenen Entwürfen Cäsar Borgias drohten. Dabei werden aber schon in den Briefen aus Frankreich jene peinlich berührenden Klagen laut über die allzu kärgliche Besoldung, die ihn zwingt, sich Entbehrungen aufzulegen, vom eigenen Vermögen zuzusetzen, um seine diplomatische Würde nicht zu compromittiren, und die ihn sogar nöthigt, wichtige Staatsdepeschen der königlich französischen Post anzuvertrauen, weil er nicht im Stande ist, eigene Couriere abzusenden. Es scheint aber nicht, daß seine dringenden Bitten erhört würden, wenigstens wiederholen sie sich fortwährend und motiviren ab und zu seinen Wunsch, abberufen zu werden. Mit der Staatscasse in Florenz scheint es freilich übel bestellt gewesen zu sein. Wenigstens ist der Rath der Dieci zähe, wenn Frankreich Geldforderungen an die Republik erhebt, und an ihre Commissäre in Pistoja schreiben sie einmal kläglich: „Vom Heere des Valentino (Cäsar Borgia) wissen wir nichts Neueres, als was Euch gestern amtlich geschrieben worden ist; wir sind in beständigen Sorgen und bieten Alles auf, was möglich ist, bei so knappen Mitteln und meist schlechten Zeiten."

Den nächsten Band wird die Gesandtschaft zu Cäsar Borgia eröffnen, zu dem dämonischen Mann, dessen Unternehmungen Macchiavelli als so bedrohlich für seine Vaterstadt erkannte, mit dem ihn aber zugleich ein unverkennbarer Zug der Sympathie verband und aus dessen Erfolgen er für seine Staatskunst so viel erlernte, als aus den Beispielen der Alten. Schreiten die Herausgeber in derselben Weise fort, so werden allein die Gesandtschaftsberichte noch eine Reihe von Bänden füllen. Allerdings stellen sie damit

einen Reichthum von Documenten zusammen, die, wenn auch nur zum Theil für die Biographie Machiavellis, doch jedenfalls für die Detailgeschäfte von Florenz von Werth sind. Am meisten darf man darauf begierig sein, welche Ausbeute der vervollständigte Briefwechsel liefern wird. Bis jetzt scheint ein eigenes Mißgeschick über den Briefen Machiavellis zu walten, von denen bis dahin nur ein kleiner Theil, aber auch dieser für die Beurtheilung des Mannes vom höchsten Interesse, zur Veröffentlichung hat gelangen können. Ganze Bände der Familienbriefe, die sich im Besitz der Familie Vettori befanden, sind, wie die Herausgeber erzählen, aus Italien verschwunden, durch Habsucht und Betrug eines Priesters sind sie an den Lord Guildford verkauft worden, später gelangten sie in die Hand eines Mr. Philipps, der, so lange er lebte, seine kostbaren Schätze mit eifersüchtiger Sorge verschlossen hielt. Er gestattete nicht einmal Einsicht davon zu nehmen, noch weniger sie zu copiren, als die provisorische Regierung von Florenz für die im Jahre 1859 angeordnete Ausgabe durch ihren Gesandten darum ansuchen ließ. Als er starb, vermachte er seine Schätze dem britischen Museum; allein auch jetzt sind sie noch unzugänglich, denn die Gläubiger des Verstorbenen haben sich ins Mittel gelegt, und verhindern bis jetzt die Ausführung des Testaments.

Hoffentlich wird dieses Hinderniß längst beseitigt sein, bis die Herausgeber an die Briefe gelangen. Allein, auch von dieser Hoffnung abgesehen, ist jetzt schon ein reichliches Material vorhanden, das seiner Verwerthung für eine eigentliche Biographie noch immer harrt. Man weiß, daß ein Gelehrter, der wie Wenige dazu berufen ist, Pasquale Villari, an einer Biographie Machiavellis arbeitet; möge ihm das Unternehmen bald ebenso glücken, wie ihm sein Savonarola geglückt ist. Hätte Herrmann Grimm mit seinem Leben Michelangelos warten wollen, bis auch der briefliche Nachlaß seines Helden endlich ans Tageslicht gekommen wäre, so besäßen wir heute noch nicht das schöne Buch, an dem wir uns seit fünfzehn Jahren erfreuen. Es ist wahr, ein Leben Machiavellis kann erst auf Grund eindringenden Studiums eines Materials geschrieben werden, das sich noch fortwährend vermehrt. Aber andererseits kann auch erst der gelungene Versuch eines ausführlichen Lebensbildes das volle Verständniß des merkwürdigen Mannes erschließen, den der neueste Literarhistoriker Italiens mit einem kühnen und paradoxen, aber doch sinnvollen Worte den Luther Italiens genannt hat.

Wilhelm Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 11. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Georg von Vincke.

Von einem Zeitgenossen.

Zu den bedeutenden Männern, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts von 1840 bis 1864 der Entwickelung freierer Zustände, dem Ansehen Preußens und der Einigung Deutschlands vorarbeiteten, gehört vorzugsweise Georg v. Vincke, der Mann, welcher getragen von sittlichem Ernste und strengem Pflichtgefühl zuerst wagte, der Krone entgegenzutreten und sie muthig und energisch an ihre Pflichten zu erinnern, gleichviel, ob es galt, das nach schweren Freiheitskämpfen errungene Versprechen vom Jahre 1815 zur Erfüllung zu bringen oder das in Olmütz untergrabene Ansehen Preußens zu wahren oder Deutschlands Einigung durch die Consolidirung Italiens zu befördern.

Im raschen Wechsel zwischen Beifall und Anfeindung wurde er von dem Volke bald hochgetragen, bald tief in den Staub herabgezogen, das eine Mal als „westphälischer Junker" geschmäht, das andere Mal als Liebling des Volkes, als kühner Vertheidiger seiner Rechte gepriesen. Mehrere Male war ihm das Ministerium angeboten worden, während ihn zu anderen Zeiten der König Friedrich Wilhelm IV. seinen Unwillen und seine Abneigung fühlen ließ. Er selbst hatte sich in den Reihen der kühnsten Opposition, wie an der Spitze der Reaction befunden und doch hatte dieser ächte Sohn der rothen Erde zu keiner Zeit seine politische Anschauung gewechselt und seinen Grundsätzen war er unter dem Getriebe der Parteileidenschaft mit eiserner Beharrlichkeit treu geblieben.

Bereits auf dem westphälischen Provinziallandtage hatte er Reichsstände verlangt und auf dem Vereinigten Landtage war von ihm der Kampf der Opposition begonnen worden. Schon war damals der größere Theil der Versammlung geneigt, dem Antrage des Grafen von Arnim, welcher die Wahrung der Rechte in der Adresse als unnöthig, unzeitig und schädlich dargestellt hatte, beizustimmen, als Vincke mit kühnem Muthe entgegentrat und Worte aussprach, welche seit 1815 nicht mehr in Preußen gewagt waren. Er erklärte, „daß die Rechte, welche das Volk bereits besitzt, nicht zu erbitten wären. Zwar sei dankend anzuerkennen, daß die Stände aus dem beschränkten Kreise der Provinzialstände zu dem gemeinsamen Gefühle des Staatsverbandes

und der gesammten Landesinteressen wiedergeboren worden, jedoch liege in dem Patente eine Verletzung wohl hergebrachter Rechte und der Monarch sei nicht befugt, verfassungsmäßige Grundgesetze ohne Zustimmung der Stände aufzuheben. Vor Allem sei daher nothwendig, daß die Stände ihre durch frühere Gesetze verbürgten Rechte wahren." Aus diesen Gründen war er auch der erste, welcher sich gegen die Bewilligung eines, für den Bau der Ostbahn bestimmten Anleihens erklärte, obwohl er anerkannte, daß die Bahn für die Verkehrsverhältnisse der Provinz Preußen dringend nothwendig wäre. „Es giebt Lagen in dem öffentlichen Leben der Staaten," — so sprach er — „wo der Patriot sein Haupt verhüllt, in sein Innerstes zurückgeht und den festen Entschluß faßt, nur der inneren Stimme zu folgen, welche ihm zuruft: thue recht und scheue Niemand. In einem solchen Momente befinden wir uns jetzt. So lange nicht die Uebereinstimmung der gegenwärtigen Gesetzgebung, die das Datum des 3. Februars trägt, mit den Gesetzen vom Jahre 1820 hergestellt ist, so lange ferner die Stände der allernothwendigsten Grundlage für die Erhaltung ihrer Rechte entbehren, der Grundlage, daß, wie es stets in Deutschland Rechtens gewesen, ihre Rechte nicht alterirt werden können, ohne ihre ausdrückliche Zustimmung, — so lange werde ich mein Votum nicht für die Bewilligung irgend eines Darlehns zu Gunsten des Staates abgeben." Nicht blos die Regierung, auch den König persönlich griff er an, indem er seine Lieblingsidee vom christlichen Staate mit sarkastischen Worten bekämpfte. „Die Religion," sagte er, „beruhe auf der inneren und individuellen Ueberzeugung; der Staat aber, als ein Complex von Individuen, könne keine allgemeine Ueberzeugung, also auch keine bestimmte Religion haben. Er habe auch nicht die Bestimmung, als Executor der Kirche die Glaubenssätze einer bestimmten Confession zu realisiren, und ebenso wenig könne er die Grundsätze der christlichen Moral in der Gesetzgebung durchführen; der Staat verdamme nicht den Krieg, er gestatte Eide und kenne in der auswärtigen Politik nicht die Gebote „liebet eure Feinde" und „wenn dir Jemand einen Backenstreich giebt, so halte ihm die andere Backe auch hin."

Heute erscheinen diese Worte von geringerer Bedeutung, aber zu der Zeit, wo sie gesprochen wurden, gehörte Muth und Kühnheit dazu, um den Herrscher in seinen Lieblingsideen anzugreifen und die Unhaltbarkeit derselben zu zeigen, und wie sich Vincke nicht scheute, dem Könige selbst gegenüber zu treten, so war er auch der gefährlichste und schärfste Feind der damals noch allmächtigen Bureaukratie. Er trat ihr offen entgegen, riß ihr den Schleier ab, zeigte ihre Blößen, durchlöcherte ihre Untrüglichkeit und forderte zum Schutze gegen ihren Absolutismus die längst versprochene Reichsverfassung.

Solche Sprache war bisher in Preußen nicht gehört worden. Er war der Träger der Wünsche seines Volkes, der Führer und Leiter der Gesinnungs-

genossen, der muthigste Vorkämpfer der liberalen Partei. Welche bedeutende Männer auch der Vereinigte Landtag zählte, so hatte doch Preußen, ja das ganze deutsche Volk damals keinem so viel zu danken, als ihm; keiner wurde aber auch von der Regierung so gehaßt, wie er, welcher ihr mit offenem Visir und scharfen Waffen entgegengetreten war, und doch gehörte Vincke wenige Monate später, als die Tage, welche dem 18. März vorhergingen, Gefahr für den Thron befürchten ließen, zu den Ersten aus der Aristokratie, welche nach Berlin eilten, um den Thron zu schützen und die Autorität der Regierung aufrecht zu erhalten. Mit demselben Muthe, mit welchem er ein Jahr vorher dem Könige und der Regierung opponirt hatte, trat er jetzt den Uebergriffen des Volkes entgegen. Die Mißbilligung der Massen war ihm ebenso gleichgültig, wie die Gunst des Hofes. Er stimmte bei dem zweiten Vereinigten Landtage gegen das Versammlungsrecht und wollte die Wählbarkeit der Abgeordneten von späteren Jahren abhängig machen. Andererseits war er bemüht, das Vertrauen zu dem neuen Ministerium zu erwecken, und ihm vorzugsweise war zu verdanken, daß demselben die geforderten vierzig Millionen bewilligt wurden.

Je mehr die Revolution um sich griff, desto inniger und fester schloß er sich der conservativen Partei an und in der Paulskirche waren er, der eifrige Protestant, und Radowitz, der strenggläubige Katholik, die Führer ihrer Partei. Um seinen Standpunkt von Anfang an der Versammlung kund zu thun, erklärte er schon im Mai 1848, „er sei weder reactionär, noch revolutionär. Er halte dafür, die Versammlung habe Deutschland zu constituiren, ihm eine Verfassung zu geben und an die Stelle ungeordneter Zustände wieder einen geordneten Rechtsboden zu setzen.“ Bald darauf, bei der Berathung über die provisorische Centralgewalt, wies er darauf hin, daß er von der Grafschaft Mark gewählt sei, deren Bewohner noch jetzt stolz darauf sind, daß sie der große Kurfürst „seine ersten und gehorsamsten Unterthanen“ genannt habe. „Wir, in der Grafschaft Mark“ — so erklärte er — „begeistern uns gern für die Einheit und denken dann auch daran zurück, daß Deutschland am größten unter seinen Kaisern war. Wir lieben die Monarchie, weil wir in ihr die Krone auf eine Höhe hinaufgerückt sehen, wo sie nicht durch den niederen Ehrgeiz angestrebt werden kann, weil wir glauben, daß unsere Fürsten sich des Ruhmes erinnern werden, den ihre Väter ihnen hinterlassen haben, und weil wir in ihnen die erblichen Träger jener ewigen Grundsätze des Rechts erblicken, die stärker sind, als die ephemeren Launen des Tages.“

Von dem Streben ausgehend, einen festen Rechtsboden wieder zu gewinnen und Autorität und gesicherte Zustände herbeizuführen, verlangte er, daß die Berathung über die Grundrechte, welche nur die Rechte der einzelnen Individuen im Volke feststellten und wodurch man nur den Particularismus

aufrege, aufgeschoben und vor Allem eine definitive Organisation der Centralgewalt durch die Feststellung der Befugnisse derselben und durch die Organisation der gesetzgebenden Körper in Deutschland gegründet werde. Den Abschluß des Waffenstillstandes mit Dänemark forderte er, weil nach Lage der europäischen Verhältnisse von Dänemark nicht mehr, als es eingeräumt hatte, beansprucht werden könnte. Er erachtete es als ein Misére, daß Deutschland vierunddreißig Nationen habe, und hielt es für eine Hauptaufgabe des Reichstages, diesem Misére ein Ende zu machen. Er hielt aber auch dafür, daß Erniedrigung der höchsten Gewalt im Staate den Staat selbst stürze, und forderte daher absolutes Veto und Erbkaiserthum, welches er für Preußen in Anspruch nahm.

Aus seinen Worten und seiner Thätigkeit in Frankfurt geht hervor, „daß ihm das Recht," — wie er einmal Heinrich Simon erwiderte, — „stets ein und dasselbe war," daß es ihm durch die Zeitverhältnisse nicht geschmälert und geändert werden konnte, daß er es in gleicher Weise gegen alle Parteien in Berlin gegen die Reaction und in Frankfurt gegen die Uebergriffe der Demokratie aufrecht hielt und daß er stets den Muth hatte, seine Ueberzeugung offen und wahr auszusprechen. Er war sich consequent geblieben, während die Parteien und die Männer, welche ihnen angehörten, durch die Zeitereignisse fortgerissen waren.

Noch vor der Abstimmung über Reichsverfassung und Kaiser war Vincke als Abgeordneter der zweiten preußischen Kammer nach Berlin gegangen und finden wir ihn am 22. Februar 1849, dem Tage der Eröffnung derselben, als Führer der rechten Seite. Neben ihm Graf Arnim-Boitzenburg, Kleist-Retzow, Meusebach, Graf Renard, Bismarck, aber auch Wenzel, Heyland, Fürst Hatzfeld, von Saltzwedel, Immermann, Auerswald, Harkort, v. Bodelschwing, v. Patow u. s. w. Nicht lange vermochte er mit Männern, wie Arnim, Kleist-Retzow und dem damaligen Bismarck zusammen zu bleiben, und als die Adresse beschlossen und die octroyirte Verfassung anerkannt war und die deutsche Frage zur Berathung kam, trennte er sich von der conservativen Partei. In der Kammer erklärte er die Politik des Ministeriums als entschieden nachtheilig für die deutsche Angelegenheit, verlangte Anerkennung der deutschen Reichsverfassung und Annahme der deutschen Krone, jedoch unter Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen. Er verwies den König „auf das Beispiel seiner Ahnen, die sich an die Spitze der Zeitrichtungen gestellt hätten", und erklärte mit Hinblick auf das Schwanken und rathlose Umhertreiben der Regierung, „daß das Staatsschiff die günstige Luft der öffentlichen Meinung in vollen Segeln aufnehmen und getragen von ihr zu der Höhe hinan segeln müsse, der es jetzt so nahe sei."

Wahrscheinlich wäre er bei längerer Dauer der Kammer an die Spitze der durch Wentzel einerseits und durch Harkort andererseits gebildeten Mittel-

parteien getreten und nicht mit Unrecht rief ihm damals Bismarck zu, „daß alte Liebe nicht roste“. Diese alte Liebe, nicht für die Opposition, wohl aber für Recht und Vaterland zeigte sich aufs Neue beim Erscheinen des octroyirten Wahlgesetzes. Vincke erklärte, daß dasselbe mit der Verfassung des 5. December im Widerspruche stehe und zu Unrecht erlassen sei und in Uebereinstimmung mit der Demokratie wurde auch von ihm jede ihm angebotene Wahl abgelehnt.

Nachdem die Verfassung beschworen und das Wahlgesetz angenommen war, wurde er aufs Neue zum Abgeordneten gewählt und nahm diese Wahl an. Damals war er der Erste, welcher nach der schmachvollen Niederlage bei Olmütz die erbärmliche Politik des preußischen Ministeriums und die traurige Situation des Landes mit frischen Farben schilderte. Er erklärte: „die Ehre des Landes sei verletzt und dasselbe sei an den Rand des Verderbens gebracht, alle seine Wünsche concentrirten sich in dem einen: „weg mit dem Ministerium“. Zugleich verlangte er, daß beim Könige darauf angetragen werde, dem Systeme ein Ende zu machen, durch welches das Land in die verhängnißvolle Lage gebracht sei und dessen Träger die verantwortlichen Rathgeber der Krone wären. Der Antrag bewirkte Vertagung der Kammer und als sie wieder zusammenkam, hatte die Reaction volle Kraft erhalten und scheute sich nicht mehr, sich offen kund zu geben. Von dieser Zeit an trat Vincke aufs Neue an die Spitze der Opposition und redlich und kräftig hat er seinen Platz ausgefüllt. Auch dann noch behauptete er ihn, als seine politischen Freunde, ihm gleich an Gesinnung, nicht aber an Muth und Entschiedenheit, zur Zeit der sogenannten neuen Aera die Leitung des Staates übernahmen.

Erst als Waldeck Anfang 1861 in die Kammer trat, trennte sich die freisinnige Partei und Vincke gehörte von da an zu der Mittelpartei; aber nach wie vor war er es, der am entschiedensten die nationalen Ideen durchzuführen suchte und es durchsetzte, daß in der Adresse von 1861 der Satz aufgenommen wurde, „der fortschreitenden Consolidirung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse.“

Nach dem Kriege von 1866 unterstützte er Bismarck mit der kleinen Partei, die ihm treu geblieben war. Schon 1860 hatte er bei einer Besprechung mit vertrauten Freunden erkannt, daß v. Schleinitz, der damalige Minister, zu schwach sei, um die äußeren Angelegenheiten zu leiten, und daß allein Bismarck der Mann wäre, welchem in der schwierigen Lage Preußens die Leitung nach Außen anvertraut werden könne.

Auf dem ersten Reichstage ging Vincke mit der Unterstützung Bismarcks weiter, als selbst die freie conservative Partei, die zum großen Theile aus seinen langjährigen reactionären Gegnern bestand.

Selbständigkeit und Consequenz waren Vincke eigen. Er beugte sich weder vor einem Menschen, noch vor der schnell wechselnden Meinung der Massen. Fest stand er, gleichviel, ob Ebbe oder Fluth vorherrschte, ob die Wogen der Bewegung oder die der Reaction stiegen; aber eben darum wurde er auch nicht selten Gegner der herrschenden Meinung und die Folge hiervon war, daß die Menge die Größe seines Charakters und seine Verdienste um das Vaterland verkannte und herabzog. Seine Feinde benutzten dies und er hatte deren nicht wenige. Seine Rücksichtslosigkeit, seine Schlagfertigkeit, sein Witz, sein sarkastischer Humor, seine Herrschsucht und seine gänzliche Formlosigkeit ließen bei seinen Angriffen Wunden zurück, die nicht leicht vernarbten. Selbst seine Parteigenossen schonte er nicht und nicht wenige unter ihnen fanden sich schon um deshalb zurückgestoßen, weil sie nicht begreifen konnten, warum der kühne und entschiedene Mann, der bis dahin nicht blos mit ihnen gegangen, sondern sie auch in den Augenblicken des heftigsten Kampfes geführt hatte, plötzlich stillstand, allein zurückblieb und im weiteren Ringen und Kämpfen nicht mehr auf ihrer Seite war, sondern sich bemühte, die Gegner um sein Banner zu sammeln.

Solche Charaktere sind der Menge unerklärbar, denn sie stehen über Parteihaß und Parteileidenschaft, ihnen steht das Vaterland höher, als das Parteiinteresse. Niemals war Vincke Parteimann. Sein Ziel war, dem Vaterlande zu dienen, dessen Heil und Größe zu erstreben und den Rechtsboden gegen jeden Uebergriff der Parteien zu schützen.

Zur Geschichte von Trippels Goethebüste.

Von F. Jonas.

Nachfolgende zwei Briefe Trippels, deren Originale sich in der Fürstlichen Bibliothek zu Arolsen befinden, geben einen interessanten Beitrag zu der Entstehungsgeschichte der Büste Goethes von Trippels Meisterhand, über welche bekanntlich einige spärliche Aufschlüsse Goethe selbst schon in seiner „Italienischen Reise" gegeben hat.

Der kunstsinnige oder, wie Goethe ihn nennt, „vollkommene und unterrichtete" Prinz*) hatte den Dichter in Rom und Neapel mehrfach zum gemeinsamen Genusse der Sehenswürdigkeiten eingeladen und scheint Goethes Gesellschaft sehr werth geachtet zu haben. Wenigstens schreibt dieser am 28. März 1787: „Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim

*) Geb. 1744, wurde 1794 österreichischer General der Cavallerie, 1797 portugiesischer General-Feldmarschall, starb 1798 zu Cintra.

Abschied: denn er sprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten sollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen." Gerade fünf Monate später an seinem Geburtstage meldet der Dichter: „Hab' ich Dir schon gesagt, daß Trippel*) meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig und es macht ein gutes Ganzes. Sie ist in einem sehr soliden Stil gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gypsform darüber machen und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht; denn was sich in dieser Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen". In dem auf diesen Brief folgenden „Bericht" rühmt Goethe den Einfluß des Umgangs mit Trippel auf sich: „Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt und um über ihre Proportionen als Kanon und als abweichender Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neufchatel gekommen."

Ich will hier auf die Wahrscheinlichkeit aufmerksam machen, daß gerade dieser Apollokopf auf die „Apollonisirung" Goethes durch Trippel eingewirkt habe, ob dies aber wirklich und in welchem Maße es geschehen sei, überlasse ich geübten Kunstforschern zu beurtheilen.

Trippels Büste wird gewiß mit Recht als Kunstwerk allgemein hochgeschätzt, aber wie sie ähnlich gewesen sein soll, werden alle Beschauer derselben wohl gleich mir nicht verstehen. Und doch schreibt nicht nur Trippel, daß Goethe mit der Aehnlichkeit zufrieden gewesen, sondern wir haben Goethes eigenes Zeugniß seiner Befriedigung. Am 12. September 1787 schreibt er: „Meine Büste ist sehr gut gerathen; jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet".

---

*) Geb. 1744 zu Schaffhausen, gest. 1793 zu Rom.

Das Räthsel löst sich leicht, wenn wir beachten, wie bescheiden und gänzlich verschieden Goethes Ansprüche in Bezug auf die Aehnlichkeit eines Portraits waren von denen unserer Zeit, in welcher den Malern und Bildhauern bekanntlich in dieser Hinsicht die unfehlbare Sonne gefährliche Concurrenz macht. Ein geistvoller Mann, dem ich die Briefe Trippels in Abschrift mittheilte und dem ich manchen guten Wink zu danken habe, schrieb mir, er sei geradezu geneigt, anzunehmen, Goethe habe folgende Worte im Wilhelm Meister (Buch 8, Cap. 1) in Gedanken an seine Büste von Trippel ausgesprochen: „Er sah zum ersten Mal sein Bild außer sich, zwar nicht wie im Spiegel ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann."

In Trippels Briefen wird eine zweite Büste des Meisters erwähnt, die Friedrich den Großen darstellte, und ebenfalls auf Bestellung des Prinzen von Waldeck gefertigt wurde. Dieser machte später beide Büsten seinem Bruder, dem damals regierenden Fürsten Friedrich zu Waldeck, zum Geschenk, und noch heute schmücken sie würdig das stolze Treppenhaus des weiten, stattlichen Residenzschlosses zu Arolsen.

Ich lasse nun die Briefe Trippels ihrem genauen Wortlaute nach folgen, mit peinlicher Beobachtung sogar der Orthographie, wenn anders dieser Name der verworrensten Schreibweise gegenüber überhaupt noch gemißbraucht werden darf.

I.

Durchlauchtigster Fürst
Gnädigster Herr.

Vor etlichen Monathen berichtete ich den Hrn. Dischbein nacher Neapel das ich das Modell zu der Busto des Hrn. Geheim Natht Göden fertig habe, und ob Ihre Durchlaucht einen Abgus dafon verlangten, da ich aber keine antwort darauf von Hrn. Dischbein erhalten habe, so gebe ich mir die Freiheit, um Ihro Durchlaucht nachricht zu geben, das die Busto jetzunder in Marmor fertig ist. Der Marmor ist vortrefflich und ohne Flecken sehr weis, geht aber ein wenig in das gelblichte über und verursacht ihm einen warmmen Thon. sie ist gantz in dem Anticken still, die Harre sind lang und hangen gantz locker herunder, ud machen von fornnen die Form eines Apollo Kopff, er hat ein Mantel um, der ist auf der Rechten Schulter zusammen geknüpft. Der Knopff dafon stelt eine Tragische Muse vor. mit

gleichheit wahr der Hr. G: R: von Göeden sehr damit zufrieden, wie alle, die sie gesehen haben, ud was das gantze da habe ich meinen Möglichsten Fleiß dabey angewandt.

Die Buste des letzts Verstorbenen Königs von Preußen ist das Modell fertig in Gips, alle Preußen, die hier sind ud die übrigen Leüte, die ihn im Leben gekannt haben, finden sie auserordentlich gleich, nicht nur allein in der Geschicht bildung sondern auch in dem ausdruck ud bewegung des Kops mit den Schultern, welches ihn ein wenig geschmuckt ausdrückt so wie er ihm Leben wahr, seine Harre kurtz ud Strublicht Thut zu seinem feurigem Geschicht sehr gut, der Harnisch ist Römisch ud einfach, auf der Brust ist ein Adler angebracht mit ausgebreiteten Flügeln ud steht in einem Lober Krantz, der Mantel hängt nachläsig über seiner Linken Schulter mit einem großen Knopff der ihn zusammenhängt. Darauf ist der Medusen Haupt angebracht. Die Verwitwete Hertzogin von Sagssen Weimmer hat die Buste sehr gleich gefunden, ud sagte noch das seine Buste wehre besser gemacht worden nach seinem Tod als sie ist bey seiner Lebzeit gemacht worden, dieser Tage habe ich sie in Marmor angefangen, es wahr mir sehr Leid, das ich sie nicht eheder habe können anfangen, die ursach wahr weillen ich die Masque von Berlin nicht eheder habe bekomen können. Das Sinnbild oder das Parelief was zu des Königs Postament kommen soll ist das Modell fertig ud stelt vor, wie die Weisheit under der Gestalt der Minerva ud des Mars sich einander die Händen geben, zwüschen ihnen ligt ein Schild, worauf eine Eüle sitzt, dise Alogri hat dem Marchese Lucasini sehr gefallen, wie auch dem Hrn. G. R. von Göden. Nun weis ich nicht wie Ihro Durchlaucht befehlen das Postament machen zu lassen viereckit oder Rund, ich glaube aber das das letzstere am besten darzu Acordieren würde, ud ob Sie befehlen sie hier machen zu laßen oder in Deuschland, so wolte ich eine Zeichnung darzu machen mit dem Masstab darzu, ich glaube aber hier hat man mehr die Wahl den Marmor zu wehllen als in Deüschland.

Nun bleibt mir nichts mehr übrig zu wünschen, als das dise wenige Arbeitten Dero Hohen beifall von Eüver Durchlaucht als den Würdigsten Kenner Zugefallen, so würde ich mich glücklich schätzen, ud meine Wünsche wurden dadurch erfült mich ferner in dero Hohe Gnade ud Huld zu Entfehlen, der mit aller Tiefferster Demutht die Gnade hat zu sein

Dero
aller undertenigster
ud Gehorsamster
Dienrd

Rom d 18t. Novbr. 1788. Alexander Trippel.

II.

Durchlauchtigster Fürst Gnädigster Herr!

Dero Gnädiges Schreiben von Semelin aus habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten, es wahr wider all mein vermuthten, mitten aus dem Waffen Platz wo Sie mit überhäuften Geschäfften beschwert sind nachricht zu Erhalten, aber die Grösten Helden ud Eroberer bey all Ihrer Beschwerlichen ud Mühsammen arbeit verlangt die Natur einige Augenblicke der ausruhung, ud haben dise den Künsten gewipmet, sowie Ihro Durchlaucht die Ihrigen denen Künsten Schenken.

Die Buste des verstorbenen Königs von Preusen würd in Zeit von ein Par Monat ferttig. ich bin sehr Glück mit dem Marmor er ist vortrefflich ausgefallen ud von einer Warmmen und angenemmen Farbe, es giebt welchen der Kalt ud Kalchicht aussiht diser aber komt dem Grischischem gleich. Das Parelief ist in Arbeit ud kan beynahe zu der nemlichen Zeit ferttig werden mit der Buste. Nun weis ich nicht ob ich recht gethan habe die Postamenten laße ich von schönem Rothtem orientalishem Granit*) machen, ich habe vor die oster Feier Tage gutte gelegenheit gehabt um ihn Wohlfeil zubekommen, so das er nicht vill mehr kost als der gefärbte Marmor, vom Weißem würde er sich nicht geschickt darzu haben, den eins würde sich von dem andern nicht abgenommen haben, dise angenehme Röthte würd sich vortrefflich mit einander verbinden ud ist Rahrer als alle andere Marmor in Deüschland, was die arbeit betrüfft, da bin ich besorgt das so billich als möglich ist zu machen, ohne das dadurch die arbeit soll vernachläsiget werden.

Was die Besorgung der Einpackung betrüfft, da werde ich sehr darauf acht geben wie auch mit der Spedition, das alles wohl erhalten in Wien soll anlangen, da stehe ich gutt dafor, ud die Angabe ihres Werths davon würd allezeit gering angegeben von Kunstsachen in den Fracht Brieffen. Es gibt oefters gelegenheit gutte Anticken Busten zu Kauffen ud besonders Philosoffen, ich werde mich besonders bemühen um was guttes zu bekommen, das wahr Antick ist ud vom besten Still, das wenig daran Restariert ist oder gar nichts, es ist mir um so vill lieber das es keine Eile hat, so hat man Zeit zu wehlen.

Ich habe den auf Trag bekommen von der Frau Hertzogin von Sagsen Weimart vor Ihren Herren Sohn dem Hertzog die Buste von Hrn. v: Goethen in Marmor zu machen, ud die von Hrn. Consistorial Ratht Herder, welcher

*) Die Büsten stehen in Arolsen auf Postamenten von rothem Granit.

sich in dem Gefolge der Hertzogin befindt, das Modell dafon habe ich ferttig, ud sobald der König ferttig ist so werd ich dise zwey letzstere anfangen in Marmor *).

Vor acht Tagen ist das Grabmahl welches ich vor den Graffen von Czernichew verfertigte von hier abgegangen nacher Petersbourg, ich habe es hier oeffentlich sehen laßen, wan ich mir selber schmeicheln darff ohne zuerröthten, so scheint das es zimlich den beyfall des hiessigen Bublicum erhalten, ich werde es Jetzunder in Kupffer Stechen laßen von einem der besten Kuper Stecher hier.

Nun bleibt mir nichts mehr übrig zu wünschen, als Jhro Durchlaucht Sigreich ud gesund wider zu sehen der es von gantzem Hertzen ud Selle wünscht Empfihl sich in Dero Hohe Gnade

Dero aller unterthenigster
Diener
Alexd. Trippel.

Rom d. 25t April
1789.

Der Hr: Dischbein ist über die oster Feier Tage hier gewesen, ich sagte ihm das Sie so lange kein Brieff von ihm bekommen haben die villen geschäfften hätten ihn dafon abgehalten, sobald er wider in Neapel anlange, so werde er sich die Freiheit geben ud Schreiben.

Das Fagnanische Institut zu Brixen.

Neben dem alterthümlichen Schloß, dessen Thürme und Kapelle sich mit dem einförmigen Viereck der Flügelgebäude zu einem gefälligen Ganzen verbinden, schmiegt sich ein winziges, von Baumgrün umwobenes Häuschen an die verwitterte Umfassungsmauer. So farblos Dach und Außenwände und so bescheiden die Zimmer, in denen einst Baumann und Caplan, des Grafen weltlicher und geistlicher Diener, gehaust, so malerisch der Schloßhof, Garten und Wald. Mehr als die prächtigen Linden mit zersplitterten Kronen und

*) Beide Büsten befinden sich in Weimar. Goethes Büste genau wie die Arolsener, nur daß der Knopf statt mit der Tragischen Muse mit Arabesken geschmückt ist. Es ist mir erzählt, Trippel habe dieselbe Büste zum dritten Male für den Herzog von Mecklenburg-Strelitz in Marmor gearbeitet. Die Büste zu Neu-Strelitz habe wiederum „den Knopf mit der Muse, aber das Gewand sei verändert und lasse die linke Seite der Brust frei.

der Cypresse schlanker Schaft, mehr als das Epheugeflecht auf dem zerbröckelnden Gemäuer, als Rebenleiten und des Feigenbaums Blätterschmuck fesselte mich das parkartige Gehölz, an dessen Saum ein Trümmerfeld von Porphyrblöcken die Scenerie der Wildniß in die gesegneten Fluren des Hochlandes stellt.

Ein Junimorgen hatte allen Zauber des Südens über diese Landschaft gebreitet, Goldglanz auf das Dolomitgebirge, goldigen Schimmer auf die Föhrenwipfel gelegt, des Kastanienlaubes breite Schatten mit den feineren Strichen des Nadelgewebes gekreuzt. Amsel- und Finkenschlag, des Spechts Gehämmer und des Kukuks Ruf mischten sich mit dem Sang der Meisen, mit der Grasmücke Lied, und wenn die Vöglein schwiegen, ging ein geisterhaftes Flüstern und Säuseln von Zweig zu Zweig. War es das Morgenlied der gefiederten Sänger, war es des Waldes würziger Hauch, was jenen träumerisch sinnenden Jüngling, der mit aufgestütztem Kopf vor einem grünen Tische saß, so früh auf den einsamen Waldsteig gelockt? Dann und wann schweifte sein Blick in die Weite, als wollte er die Geheimnisse des Waldes erspähen, dann und wann schloß sich sein blaues Auge, um wieder über die Zeilen eines aufgeschlagenen Buches zu gleiten; doch blieb er regungslos auf einem Felsblock sitzen als der geflügelte Chor in den Schatten des Unterholzes verschwand, und schien erst durch das Geräusch meiner Schritte aus tiefen Betrachtungen aufgeschreckt. Es war Graf B., des Hauses jüngster Sproß, den die Freude an den Erscheinungen des Naturlebens aus seinem Studirzimmer ins Freie getrieben, und der sein Lehrbuch der Geschichte bei Seite schob, um mir Geschichten aus dem Fagnanischen Institut zu erzählen, das unter Leitung der Jesuiten die Förderung hierarchischer Zwecke auf tirolischem Boden verfolgt, seitdem ihr Orden Italien verlassen hatte.

Zu meiner Zeit, sagte der Graf, mochte die Anstalt dreihundertdreißig Zöglinge zählen, von denen die Mehrzahl der italienischen Nationalität angehörte, ein kleiner Bruchtheil aus Spanien, Frankreich, Belgien und Deutschland stammte. Der Unterricht ward ohne Innehaltung des Lehrplans nach einer Methode ertheilt, die weder der geistigen Kraft des Schülers noch den Grundsätzen der Pädogogik entsprach, mehr auf Uebung des Gedächtnisses als Entwickelung des Verstandes berechnet war und außer den theologischen Fächern, der Kirchengeschichte u. s. w., nur dem Latein eine gründlichere Pflege angedeihen ließ. Wenn die Professoren wechselten, fragte der Nachfolger nicht, wie weit wir gekommen seien, sondern begann nach Belieben auf einer niedrigeren oder höheren Stufe, ohne sich um Systematik oder Vortragsweise seines Vorgängers zu kümmern. Physik, Natur- und Erdkunde blieben vernachlässigt, das Turnen ausgeschlossen — in einem Semester war nur zweimal Geschichte vorgetragen worden —, dagegen hatten wir um so

fleißiger Märtyrergeschichten und Lebensbilder der Heiligen zu lesen und zweimal wöchentlich unsere Versündigungen gegen den Geist der Anstalt zu beichten. Freilich sahen wir uns genöthigt, dem Pater auch über andere Dinge Aufschluß zu geben, denn wir wurden ebenso sorgfältig nach den Familienverhältnissen, geselligen Beziehungen, Verbindungen und dem Vermögen der Eltern als nach unsern Fehltritten befragt und nicht minder über die Neigung ausgeforscht, unsere Kraft für das Leben dem Orden zu widmen. Nachdem ich vier Studienjahre vertrauert und mein Vater jährlich siebenhundert Gulden Unterhaltungskosten geopfert hatte, mußte ich zu meinem Schmerz erfahren, daß mir nicht blos in den Realien, sondern auch im Latein die Kenntniß für die fünfte Klasse des Obergymnasiums fehle.

Von allem Umgange mit der Außenwelt abgeschlossen, jedem Verkehr mit Fremden, jeder formlosen Unterhaltung mit Studiengenossen entrückt, empfand ich nach meinem Eintritte nur zu bald den Druck der einförmigen Lebensweise und des erziehlichen Zwanges, der alle freien Regungen frohsinniger Naturen niederhielt. Wenn den Zöglingen ausnahmsweise gestattet wurde, ihre Angehörigen in der Anstalt zu sehen, so mußte immer ein Professor Zeuge der Unterredung sein; als die Mutter eines italienischen Knaben aus Besorgniß über dessen Schicksal von Palermo nach Brixen gekommen war, durfte sie mit ihrem Sohn weder allein, noch außerhalb des Sprechzimmers zusammentreffen: mit bewundernswürdiger Umsicht war dafür Sorge getragen, daß von den Vorgängen im Innern keine Kunde nach außen dringe, daß selbst den Eltern der Studirenden die Art und Weise der Lehre, Zucht und Gewöhnung ein Geheimniß bleibe. Erst wenn die Zöglinge das Institut verließen, ohne dienende Werkzeuge des Ordens geworden zu sein, fanden sie Gelegenheit, ihre Erlebnisse zu Nutz und Frommen Anderer mitzutheilen. Dessenungeachtet war der Andrang der Zöglinge aus Italien so groß, daß der Director zweitausend Zöglinge hätte aufnehmen können, wenn nicht die Räumlichkeit der Anstalt für eine solche Zahl zu klein gewesen wäre.

Obwohl wir gegen Zahlung regelmäßiger Beiträge in eine besondere Casse die Berechtigung erhielten, an gemeinsamen Ausflügen theilzunehmen, blieben wir doch auf Wegen und Stegen wie an dem Ziel der Reise von jeder Berührung mit Fremden ausgeschlossen. Still und trübselig zogen wir paarweise durch die Straßen der Stadt, sahen Bürger, Soldaten, Dienstmädchen und Arbeiter sich frei bewegen, nach Belieben plaudern, — und mußten lautlos, wie Gefangene, an allem vorüberschreiten, was uns das Leben Verlockendes vor die Augen stellte. Nachdem ich auf einer sogenannten Vergnügungsfahrt dicht in die Nähe meiner Heimath gekommen war, wurde mir die Erlaubniß zum Besuch meines kranken Vaters versagt. Ebenso systematisch wußte man uns den Naturgenuß zu verkümmern. Nicht im

Walde, wo wir am Sang der Rothschwänzchen und Grasmücken uns erfreut, Eindrücke aus der Kinderwelt erneuert haben würden, sondern auf schattenlosem Anger war unser Lagerplatz, und während die Sonne unsere Scheitel durchglühte, bereitete sich der Präfect das Vergnügen, durch eine langweilige Vorlesung über die Gedankenverirrung unbekannter Heiligen uns jedes Bewußtsein der freien Stunde zu rauben. So konnte selbst das klingende Spiel der Capelle, die uns bisweilen begleitete, keine heitere Stimmung der Spaziergänger erzeugen. Wenn der Aufseher dennoch eine Aeußerung der Freude über den Anblick des Gebirges, über das Gezwitscher einer Meise erlauschte, so säumte er nicht, das aufkeimende Naturgefühl durch den Tadel weltlicher Gesinnung, durch den Ruf Silentium, augenblicklich zu ersticken. Wie bestäubt, erhitzt und durchnäßt wir endlich von der Wanderung heimkehren mochten: niemand durfte seinen Körper von Unsauberkeit befreien, durch Bad oder Abwaschung erfrischen, niemand im Laufe des Tages auch nur die beschmutzten Hände waschen, wenn ihm dies nicht als Eitelkeit verwiesen werden sollte.

Wie der Unterricht, ließ auch die Tagesordnung die Absicht auf Gewöhnung an äußere Form und Regel erkennen. Sämmtliche Zöglinge waren nach Alter und Größe in sechs Abtheilungen geschieden, deren jede einen besonderen Schlaf- und Studiensaal benutzte. Drei Aufseher, die sich erst um Mitternacht zur Ruhe begaben und schon um vier Uhr früh ihr Lager verließen, hatten bei uns die Innehaltung der Hausordnung zu überwachen. Unser Schlaf mußte mit der fünften Morgenstunde beendet sein. Jeder schlüpfte in einen weiten, den Körper bis zur Fußspitze verhüllenden Sack, streckte den Kopf durch einen Schlitz und mühte sich dann, so gut es gehen wollte, die Kleider anzulegen. Beim Waschen war das Aufstreifen der Rock- und Hemdärmel, das Entblößen des Arms oder einer anderen Körperstelle als unkeusch verboten. Im anstoßenden Studienzimmer gaben uns gemeinsames Gebet und beschauliche Betrachtungen eine Stunde lang Beschäftigung; der Vorbereitung für den Unterricht durften anderthalb Stunden gewidmet werden; um 7½ Uhr gingen wir zur Messe, um 8 Uhr war das Frühstück, Kaffee, Milch und Brot aufgetragen: fünfzehn Minuten später begann der Unterricht, der nur auf eine halbe Stunde durch geistliche Exercitien unterbrochen und um zwölf Uhr beendet wurde. Jedes Pult barg die Lehr- und Andachtsbücher des Schülers, war zur Arbeit wie zum Knien während des Gebets eingerichtet und mit beweglichem Sessel versehen.

Betend stiegen wir die Treppe zum Speisesaal hinauf und hinab, schweigend setzten wir uns zu Tische, gaben dem Diener durch Zeichen mit den Fingern unser Begehr zu erkennen und hörten während des Mahls, zu dem jeder Schüler ein Seidel kräftigen Weines erhielt, Legenden und Märtyrergeschichten, die uns

regelmäßig vorgelesen wurden. Nach dem Essen war uns freie Bewegung auf dem Hofplatze vergönnt, doch blieb hierbei jede Abtheilung von der andern getrennt. Und während wir paarweise nebeneinander einherschritten, plauderten, oder Kegel spielten, mußten wir sowohl Lachen als Schreien vermeiden und durften nicht vergessen, daß die Aufseher jedes Wort unseres Gespräches hören konnten, daß sich auch unter den Schülern Spione befanden.

Der Nachmittag war, von zwei bis vier Uhr, dem Unterricht, geistlichen Uebungen, Privatstudien, der Erholung und dem Gebet, immer unter Aufsicht, gewidmet: an den Bacanztagen Dienstag, Donnerstag und Sonntag, wurde die Vorlesung des Statutes wiederholt, das die Bildung christlicher Grundsätze durch Lehre und Uebung als wichtigsten Zweck des Institutes bezeichnete und 136 Regeln für die äußere und innere Dressur der Studirenden enthielt. So groß die Zahl, so verwirrend das Gemisch von bedeutsamen und bedeutungslosen Satzungen. Weshalb wir beim Sprechen mit Anderen nicht die Augen aufschlagen, beim Sitzen nicht die Beine kreuzen sollten, das ist mir noch heute nicht klar geworden; wohl aber habe ich die Tragweite jenes Paragraphen erkannt, der uns zu unbedingtem, schweigendem Gehorsam gegen das Gebot der Oberen auch dann verpflichtete, wenn wir offenbares Unrecht begehen sollten, indem nicht uns, sondern den Vorgesetzten allein die Verantwortlichkeit träfe.

Nach dem Abendessen kehrten wir auf eine Stunde in den Studiensaal zurück, stellten unsere Sessel in einen Kreis, erfreuten uns an der Tagesübersicht, welche der Präfect mit überraschender Kenntniß aller Einzelheiten zusammenstellte, und konnten dann, falls nicht Märtyrergeschichten unsere Phantasie erhitzten, mit harmlosem Geplauder und stillen Betrachtungen über ein gegebenes Thema das Tagewerk beschließen. Diese Meditationen däuchten mir eben so seltsam als nutzlos und waren in der That wenig mehr als ein äußerer Bann; wir knieten nieder, stützten den Kopf auf das Pult, verdeckten das Gesicht mit beiden Händen, dachten der Heimat und — schliefen. Der Act des Auskleidens ward uns durch den übergestreiften Sack unnöthig erschwert. Die Zöglinge durften weder einen entblößten Körpertheil sehen, noch zur Schau stellen; nur der Kopf blieb sichtbar, nur die Bewegung der grauen Leinwand verrieth das Bemühen jedes Einzelnen, die Kleidung abzustreifen, und erst im Bett durfte man sich dieser Hülle entledigen. Das mitgebrachte Bett ward häufig zur Vermeidung von Ungleichförmigkeit gegen ein gröberes umgetauscht und beim Austritt aus der Anstalt selten zurückgegeben. Kurze Zeit nach meinem Eintritt fand ich eines Morgens die linke, acht Tage später auch die rechte Tasche des Beinkleides zugenäht.

Selbstverständlich war den Schülern nur die Benutzung von Büchern erbaulichen und beschaulichen Inhaltes gestattet und zur Pflicht gemacht: —

alle Erzeugnisse der profanen Literatur, die deutschen Classiker nicht ausgenommen, blieben aus den geheiligten Räumen des Institutes verbannt, wurden confiscirt, vernichtet und durch Schriften aus der Bibliothek ersetzt. Einem Ankömmling wurden Goethes und Schillers Werke ohne Rücksicht auf den Anschaffungspreis der sechsunddreißig schöngebundenen Bände fortgenommen und im Ofen verbrannt, auf den Versuch bescheidener Einsprache die Strafe der Entlassung angedroht.

Aus der genauen Kenntniß dessen, was wir Auffälliges gesprochen und gethan, wie geheim wir es gehalten hatten, entnahm ich bald, daß der Präfect ein Spionirsystem ausgebildet haben müsse, das für die Charakterbildung der Zöglinge von den verderblichsten Folgen war. Der Angeber fand Gunst und Aufmunterung, der Verräther Lob und Lohn: wie der graue Sack, war die Heuchelei eine Maske, die uns mit Nothwendigkeit aufgezwungen wurde. Wer sich nicht zum willenlosen Werkzeug erniedrigen lassen wollte, der hatte die Tyrannei des Präfecten zu erdulden, seinen Freimuth durch geistige Vereinsamung zu büßen. Um den Eigenwillen eines selbstbewußten Knaben zu brechen, verbot der Aufseher allen Kameraden, auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen, und ließ diese grausame Strafe drei Jahre lang in Kraft. Zufällig fand ich einmal in meinem Pult ein Blatt, das die Adresse „an den Senior der Congregation zum heiligsten Herzen Jesu" trug und die schriftliche Weisung enthielt, auf das Wohl der Mitstudirenden in jeder Weise bedacht zu sein, sie deshalb vorsichtig zu überwachen und den Inhalt ihrer Reden treulich dem Präfecten zu berichten. Wo sich Streit erhöbe, wo ein Schüler beschuldigt werde, da möge er sofort zur Schlichtung oder Vertheidigung herbeieilen, um über Ursache, Entwickelung und Abschluß des Zwischenfalls genauen Aufschluß geben zu können.

Nachdem dies Schriftstück, das nur aus Versehen in meine Hand gekommen war, den Beweis für die Anwendung der Spionage geliefert hatte, beschloß ich im Verein mit zuverlässigen Genossen den Director um Beseitigung des Ueberwachungssystems und um Schutz gegen das Willkürregiment des Präfecten Recagni zu bitten. Von dem Grafen Pallavicini, der sich durch Aufstachelung seines Ehrgefühls zur Aufgabe der übernommenen Rolle und zum Anschluß an unsere Verschwörung bestimmen ließ, erfuhr ich die Namen der geheimen Wächter und ward dadurch in den Stand gesetzt, das Geheimniß meines Planes zu bewahren. Die Beschwerdeschrift verbarg ich auf der Brust vor ihren Späheraugen und übergab sie mit der Unterschrift von dreißig Genossen dem Leiter des Instituts. Graf Salis schien von den Mißbräuchen in unserer Abtheilung wenig oder nichts zu wissen und erwiderte auf meine Klage über die Tyrannei des Präfecten, der uns mit geistlichen Exercitien und Vorlesungen, von Märtyrer- und Heiligengeschichten martere,

den Zwang der Anstalt in unerhörter Weise verschärfe und ein so gehässiges, rücksichtsloses, auf Spionage gegründetes Regiment übe, daß alle Lust und Freudigkeit zum Studium in uns ertödtet werde: „Was die Anstalt von ihren Zöglingen fordert, das ist in den Regeln des Statuts ausgesprochen; werden diese Vorschriften gewissenhaft erfüllt, dann dürfte es kaum nöthig sein, daß für euer Wohlverhalten noch durch besondere Aufmerksamkeit der Mitschüler Sorge getragen, daß die allgemeine Ordnung durch beschränkende Bedingungen für eure Abtheilung abgeändert werde." Zwar entsprach der Erfolg des Wagnisses nur theilweise unseren Erwartungen, da der Präfect erst im folgenden Jahre versetzt wurde, aber es hatte den Muth meiner Kameraden gehoben, die Späher allgemeiner Verachtung preisgegeben. Nach wie vor blieben wir der Gewalt unserer Oberen auf Gnade und Ungnade unterworfen; Klagen an die Eltern über Bedrückungen hätten nichts gefruchtet, da alle Briefe durch die Hände des Präfecten und Directors gingen, ehe sie zur Post gelangten oder dem Schüler ausgehändigt wurden: meine Gesuche um Rücknahme aus dem Institut hatte der Vater gar nicht erhalten, viele eingelangte Briefe wurden den betreffenden Zöglingen blos auszugsweise vorgelesen.

Die leibliche Pflege war gut, obwohl die Beschränkung auf drei Mahlzeiten uns verleitete, beim Mittagessen des Guten zu viel zu thun, uns den Magen übermäßig zu beschweren. Wenn die Abgeschlossenheit in den Mauern der Anstalt, die Eintönigkeit des täglichen Getriebes, die Mechanik der geistigen Arbeit die meisten Zöglinge anfangs mit Widerwillen gegen die Clausur erfüllte, so wich dieser Zustand der Mißstimmung in der Regel dumpfem Hinbrüten und unbewußter Hingabe an die Zwecke der Erziehung. Was mich vor Verzweiflung bewahrte, das war die Theilnahme an den Uebungen des kirchlichen Gesang- und Musikchors und an den Unterrichtsstunden, welche der Capellmeister von Brixen dreimal wöchentlich in der Anstalt gab. Konnte hierbei keine Unterhaltung gepflogen werden, da dem Lehrer nur die Erläuterung technischer Ausdrücke gestattet war, so vergaß ich doch über dem freien Rhythmus der Melodien den Zwang und ergötzte mich an den weltlichen Stücken, welche, mit umgetauftem Namen, den Kreis der Hymnen und heiligen Lieder erweiterten. Noch heute erinnere ich mich eines, zu Ehren der Unfehlbarkeit Pio Nonos componirten Marsches, der außerhalb des Instituts als Parodie auf die Verherrlichung des Papstes galt.

Daß die Professoren sich beim Unterricht der italienischen Sprache bedienten und deutschen Knaben den Gebrauch ihrer Muttersprache verboten, diese Rücksicht auf die Nationalität der Lehrer und ihrer wälschen Zöglinge hielt viele Deutsche von dem Eintritt in die Anstalt zurück. Der Director war ein Schweizer, von deutscher Gesinnung und ehrenhaftem Charakter, aber

kaum im Stande, seine mildere Auffassung in dem festgeschlossenen, streng-gegliederten Gefüge der Anstalt gegen die italienischen Patres zur Geltung zu bringen. Die Mängel des Unterrichts konnten dem staatlichen Schulaufseher nicht verborgen bleiben. Man hatte am ersten Tage der öffentlichen Prüfung alle Deutsche zurückbehalten, um das italienische Gepräge der Anstalt deutlicher hervorzuheben; allein der Schulrath mochte diese List durchschaut haben und ließ am folgenden Morgen alle Vertreter des germanischen Stammes versammeln, um in Gegenwart des Directors ihr Wissen und Können zu erforschen. Das Ergebniß war so ungenügend, daß Herr Dr. Krischeck seine Unzufriedenheit über die Schwäche unserer Leistungen nicht verbarg und mich dadurch ermuthigte, unsere Unwissenheit durch Hinweis auf die Gebrechen der Lehrweise zu entschuldigen. Von der Willkür, welche die Professoren in Abänderung des Lehr- und Stundenplans und in der unmethodischen Behandlung der Unterrichtsgegenstände geübt, mußte ich freilich im Beisein unseres verehrten Herrn Directors — schweigen und durfte ebenso wenig verrathen, wie sehr die Mechanik des Erziehungssystems mit seinem Zwang, seinen religiösen, kirchlichen, erbaulichen und beschaulichen Uebungen darauf berechnet sei, die Geisteskraft einzuschläfern, den Willen zu brechen, das Urtheil abzustumpfen, das Selbstgefühl zu tödten und die Sittlichkeit zu untergraben, mit welchem Unbehagen diese Dressur strebende Naturen erfülle.

Der Tag meiner Erlösung nahte. Schon vorher mußten die Jesuiten erfahren haben, was ihnen bevorstand, denn ehe der Unterrichtsminister den Zöglingen aus Oesterreich die Freiheit gab, war schon im Institut ihre Entlassung beschlossen: mit dem Beginn der Vacanz, am 21. Juli, öffneten sich dreiunddreißig deutschen Studirenden die Pforten des Fagnanischen Instituts, nachdem fast alle Austretenden sich dem Orden für immer verpflichtet hatten.

Teplitz.

Von Richard Radonek.

Wer die Stadt Teplitz vom Bahnhofe aus betritt, merkt wenig davon, daß er sich in der Nähe eines großen Badeortes befindet; selbst auf dem weiten Markt und in seinen vielen Gassen wird man selten einen Fremden treffen, so rege hier das Leben oft zu sein pflegt. Erst wenn man die ganze Stadt durchwandert und am Ende der Langen Straße den Schloßplatz erreicht hat, deuten elegante Spaziergänger, zahlreiche Gartenrestaurationen und nach mittelalterlicher Weise benannte Häuser an, daß hier der Curort Teplitz begonnen hat.

Nach allen Seiten hin dehnt sich nun das Bad aus, so weit es auf der rechten Seite nicht durch die ansteigenden Hügel gehindert ist. Links

schiebt sich indeß bald eine mit Häusern und Gärten gekrönte Porphyrkuppe vor und hindert den Breitanschluß an das benachbarte Schönau, dessen Quellen Teplitz mit in seinen Bereich gezogen hat. Wenn auch dieses Dorf nur wenige Bäder besitzt, so wird es doch als Wohnort von den meisten Curgästen der geräuschvolleren nnd staubigeren Stadt vorgezogen, mit der es ja durch Gassen und Häuserreihen in naher Verbindung steht. Da nun so Quellen und Wohnungen auf einem sehr ausgebreiteten Terrain zerstreut sind, so wird es begreiflich, daß selbst dann, wenn das Bad überfüllt ist, der Eindruck des Badetreibens kein so imposanter ist, wie er durch natürliche Bedingungen hervorgerufen in den anderen böhmischen Bädern erscheint. Dazu kommt, daß in Teplitz fast gar nicht getrunken, sondern in der Hauptsache nur gebadet wird, welcher Umstand ein gleichzeitiges massenhaftes Auftreten der Curgäste, wie in Franzensbad oder Karlsbad, von selbst ausschließt. Und doch gehört das Bad mit zu den besuchtesten, beinahe zwölftausend Personen hatte die letzte Badeliste aufzuweisen, welche hier Hülfe, zumeist gegen die Qualen rheumatischer Affectionen, suchten.

Denn diese sind es hauptsächlich, denen der Gebrauch der warmen Bäder fast sichere Heilung verheißt, wenn natürlich auch noch eine Menge anderer Leiden als hier allein heilbar verzeichnet wird. Ganz besonders auch zur Heilung von Wunden und zur Kräftigung invalider Krieger dienen die Quellen, und sowohl Oesterreich, wie auch Preußen und Sachsen haben seit dem Beginn des Jahrhunderts schon in Teplitz ihre eigenen Militärhospitäler. Man darf dabei nicht vergessen, daß das Klima des Ortes, der durch die mächtige Mauer des Erzgebirges auf der einen und durch die Höhen des böhmischen Mittelgebirges auf der entgegengesetzten Seite vor Nord- wie Südwinden gleichmäßig bewahrt ist, durch eine rechte Vertheilung waldiger und unbewaldeter Strecken weder allzuviel Feuchtigkeit noch allzuviel Trockenheit aufkommen läßt, wenn auch die Uebergänge von Wärme zur Kälte und umgekehrt, wie in ganz Nordböhmen, nicht selten sehr rasch eintreten.

Nicht weniger als elf Quellen entspringen dem Boden, die jedoch nicht immer die Bäder ein und desselben Badehauses speisen, zuweilen auch zu zweien unter einem und demselben Dach sich befinden. Ihr Temperaturunterschied ist ein ziemlich bedeutender. Während die Urquelle im Stadtbad 39 Grad hat, die daneben befindliche Weiberbadquelle nur einen Grad weniger zeigt, beträgt die Wärme der im Curgarten befindlichen Augenquelle nur 22 Grad. Auch ist die Ergiebigkeit der Quellen eine sehr verschiedene. Das bedeutendste Bad ist das Stadtbad, das schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt wurde und in welchem sich auch die der Stadt gehörigen Bäder für die Armen befinden. Dann ist noch das Steinbad und das Stephansbad, die nahe bei einander liegen, hervorzuheben, alle Bäder

unter städtischer Verwaltung. Von den Bädern, die dem Fürsten Clary gehören, verdient das Herrenhausbad genannt zu werden, am Curgarten, das indeß keine eigenen Quellen hat. In Schönau liegen das Neubad und das Schlangenbad, beide mit eigenen Quellen. Es sind meist stattliche Gebäude, die die Bäder beherbergen, mit Säulengängen geschmückt. Gegen Ende des sechszehnten, im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts sind die meisten Quellen schon mit Gebäuden versehen. Die Badezeit ist meist auf die Morgenstunden beschränkt. Nachmittags sind die Bäder sogar um die Hälfte billiger. Die Gründe sind theils sanitärischer, theils praktischer Natur. Vorher und nachher pflegt das Publicum sich in dem schönen Curgarten zu ergehen oder in dem durch seine alten Bäume und seine Fischteiche berühmten Schloßgarten, ohne Zweifel einem der prächtigsten Parks in Böhmen. Vorzüglich vor Tisch trifft man hier die Badewelt in der großen Hauptallee, die den Park der Länge nach durchschneidet, versammelt. Der Park grenzt unmittelbar an das imposante, breit hingestreckte Schloß an, welches dem Fürsten Clary gehört, dem Grundbesitzer von Teplitz. Ganz nahe am Eingange des Gartens ragen in einiger Höhe zwei uralte Thürme empor, die ältesten Baureste in Teplitz, offenbar Ueberbleibsel eines alten tschechischen Burgwardiums.

Hier soll der Sage nach jener Colostuj gehaust haben, dem im Jahre 762 seine Schweine die heilkräftigen Quellen verriethen. Jedenfalls ist das Bad, wie schon der Name Teplice zeigt, schon in ältesten Zeiten von den Tschechen benutzt worden, vielleicht schon bald nach der slawischen Invasion im sechsten Jahrhundert. Denn das weite Thalbecken, in welchem die Stadt liegt, ist mit den böhmischen Heldensagen, den echten des Cosmas wie den unechten der berühmten Handschrift, eng verwachsen. Ich meine, daß das Lied von Zaboj und Slavoj, welche Böhmen im Kampfe mit dem feindlichen Heerführer Ludêk befreien, diesen Gegenden zwischen dem Mileschauer und der Elbe angepaßt ist. Ebenso soll das Lied der Königinhofer Handschrift welches den Sieg eines Heerführers des Herzogs Neklan über den Fürsten Wlaslaw von Saatz besingt, nicht weit von diesen Gegenden seinen Schauplatz haben. Aber auch die echte böhmische Heldensage knüpft an das Thal der Bila an; ohne Zweifel war hier ein Hauptausgangspunkt tschechischer Geschichten. Das weite fruchtbare Thal in der Nähe des großen Stromes war wohl früh bewohnt, uralte Begräbnißstätten in der Umgegend, die noch an die keltischen Zeiten der Bojer heranreichen, sind deß Zeugen. Gleich nach der slawischen Einwanderung mochte die Gegend eine einflußreiche Position einnehmen.

Von den drei Mädchen, die der alte Tschechenführer Krok zurückgelassen, Bila, Teta und Libussa, heißt es, war die letzte durch die Kunst der Weissagung emporgekommen über ganz Böhmen. In ihrer auf steilem Fels gelegenen Burg Libin, dem späteren Wyssegrad bei Prag, sprach sie Recht über ihre

Lechen und Wladyken, würgte die Männer, deren sie überdrüssig war und warf sie kurzweg aus ihrem Badgemach, das man noch heute sieht, in die darunter fließende Moldau, bis die Tschechen endlich darauf drangen, daß sie sich verheirathe und dem Lande einen Herzog gebe. Da, wie es scheint, keiner von den Großen rechte Lust hatte, dieser Xantippe sich zu nahen, so wählte sie einen Geringeren, den wackern Landmann Przemysl, der eben bei dem Dorfe Stadiz, eine gute Stunde von Teplitz, im Schatten saß und auf einer blanken Pflugschar sein einfaches Butterbrod verzehrte, als ihm die vornehmen Gesandten mit leichterem Herzen Hand und Krone der Herzogin anboten. Vergnügt steckte der Cincinnatus von der Bila die Haselruthe, mit der er sein Gespann gelenkt, in den Boden und sie trieb alsbald üppig grünende Zweige. Er selbst aber hauste in Prag an der Seite seiner schönen Gemahlin und noch Cosmas sah die Schuhe aus Weidenbast, die der Herzog als Bauer getragen. Andere vermuthen freilich, es seien die Pantoffeln seiner Frau gewesen, die sie so mannhaft über ihm und ihren Unterthanen geschwungen hatte. Sie sind jetzt verloren gegangen, aber die Haselstaude bei der Mühle von Stadiz blüht noch, und das Feld, das er gepflügt, ist auch noch zu sehen. Mehr noch als das Andenken der Przemysliden lebt im Volke heute noch der Name Libussas, der populärste neben dem des Königs Wenzel, dem man oft im Gespräche mit Leuten aus dem Volke begegnet. „Lustig wie der böhmische Wenz", sagt man, und die, die recht hoch hinaus will, wird wohl eine Libussa geheißen. Kurze Zeit nach dieser Begebenheit, die man in den Anfang des achten Jahrhunderts setzt, fanden eben die Hirten Kolostuis jenes Schwein, das sich im Stadtbad verbrüht hatte. „Tepla woda," „warmes Wasser", riefen sie aus, und Teplitz war entdeckt. Jedenfalls muß die Urbadquelle damals noch heißer gewesen sein als später, wo Peter der Große, einer andern Geschichte nach, noch einen Ofen in das Wasser setzen und mehrere Glas Branntwein trinken mußte, um die ihm passende Temperatur zu erzielen. Nach dem zweifelhaften Lichte dieser Sagen herrscht lange Dunkel über der Teplitzer Gegend. Im zwölften Jahrhundert hat die Böhmenkönigin Judith, Wladislav II. Gemahlin, hier ein Nonnenkloster gegründet, von dem auch nichts mehr zu sehen ist, zu dem aber das nahe Städtchen Grab, daher Klostergrab genannt, gehörte, im Beginn des dreißigjährigen Krieges oft genannt. Erst die Brandfackeln der Hussitenkriege werfen einen grellen Schein über die Gegend. Der Ausgang der Schlacht von Außig im Jahre 1426 lieferte auch Teplitz in hussitische Gewalt. Dann kamen die Schweden im siebzehnten Jahrhundert und im achtzehnten die Preußen und im neunzehnten Jahrhundert die Tage von Kulm und Arbesau und der Abschluß der heiligen Allianz hier im Hauptquartier der Verbündeten. So berührt sich Teplitz doch überall mit den großen Kriegen der neueren Geschichte.

Außer dem Schloßpark und dem Curgarten findet sich keine Promenade, welche die Curgäste in größerer Menge vereinigte, manchmal nur lockt die Curcapelle, die jeden Morgen im Schloßpark spielt, Nachmittags die Badenden auch an das Schlangenbad von Schönau, Abends aber recht leidliches Spiel viele von ihnen in das neue Schauspielhaus im Curgarten, welches seit kurzem die engen Räume des Clary'schen Schloßtheaters ersetzt.

Immer noch sind die „Post“ und „Stadt London“ die besuchtesten Hotels, der „Gartensalon“ und das „Goldene Schiff“, einst das Wohnhaus Seumes, mit ihren eleganten Räumen die besuchtesten und empfehlenswerthesten Restaurationen. Das Essen ist, da besondere diätetische Vorschriften hier nur in gewissen Fällen angewendet werden, besser als in den übrigen böhmischen Bädern und auch ein gut Glas Wein ist im „blauen Hecht“ zu bekommen.

Keines der böhmischen Bäder ist so reich an mannigfaltigen Ausflügen in die Nähe und Ferne, keines, selbst Karlsbad nicht, so prächtig gelegen. Fast von allen Punkten der Stadt aus gelangt man bald zu herrlichen Aussichtspunkten, schon mit wenigen Schritten kann man sich große landschaftliche Genüsse bereiten, sei es daß man die paar Stufen aus der Stadt bis zur Königshöhe emporsteigt, auf der ein Monument an Friedrich Wilhelm III., den alten Freund der Teplitzer Thermen, erinnert, oder die paar Schritte weiter zur Schlackenburg wandert, einem wunderlichen Bau aus Ziegelsteinen und zerbrochenen Bierflaschen, dessen Geschmacklosigkeit doch auch immer noch sein Publicum hat, sei es daß man bloß den Mont de Ligne ersteigt, jene natürliche Grenze zwischen Schönau und Teplitz, deren anmuthige Lage zuerst der geistvolle Fürst entdeckte, von dem der Berg seinen Namen trägt Auch Schönau selbst ist sehr lieblich gelegen und wem des Schattens hier nicht genug ist, der mag behaglich zum nahen Turner Park wandern, in welchem es ebenfalls nicht an lauschigen Stellen mangelt.

Etwas schattenlos ist der Weg zum Schloßberg, der sich hinter Schönau erhebt, mit seinen wenig bewachsenen Gängen und seinem kahlen Gipfel, auf dem die stattlichen Ruinen der Burg der Herren von Dubrowitz thronen. In den Wirren der Hussitenkriege setzte sich ein Herr von Wrzesowitz hier fest, er und sein Haus, das sich um das Aufkommen des Bades vielfach verdient gemacht hatte, beherrschen Burg und Stadt bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Dann traten die Kinsky auf, die ebenfalls den Bädern ihre Gunst zuwandten, und als ein Kinsky mit Wallenstein zugleich ermordet worden war, geht Schloß und Stadt an den kaiserlichen Feldmarschall Johann von Aldringen über, später an dessen Schwester, die den Italiener Clary heirathete, von dem noch die heutigen fürstlichen Besitzer abstammen. Die Burg, ehemals sehr fest, umfangreich und bedeutend, liegt seit dem siebzehnten Jahrhundert in Trümmern. Die Rundschau ist sehr ausgedehnt.

Ganz im Westen leuchten aus dem grünen Abhang des Erzgebirges Görkau und Rothenhaus, weiter rechts dann das Mückenthürmchen hoch auf dem Gebirgskamm, dann die Schlachtendörfer Kulm und Arbesau, weiterhin Aussig mit der Elbe, endlich der Mileschauer und all die Kuppen des Mittelgebirges. Der Schloßberg ist jedenfalls der schönste und bedeutendste Aussichtspunkt der Gegend, wenn man vom Mileschauer absieht, den Alexander von Humboldt hoch gepriesen hat, der aber doch schon eine starke Wanderung erfordert.

Der zahlreichste Zug der Wanderer richtet sich nach den waldgrünen Höhen des Erzgebirges, welches ziemlich steil nach Böhmen abfällt. Da wird das alte Bergstädtchen Graupen aufgesucht, von wo aus man entweder die Wilhelmshöhe, eine hübsch gelegene Restauration, ersteigt oder die prächtige Rosenburg, so genannt von dem Reichthum an Rosen, der die schönen, mit Grotten und Aussichtspunkten vielfach versehenen Anlagen schmückt, die geschickt die grauen Trümmer der Burg, Graupen mit in ihren Bereich ziehen. Der Gegensatz der verfallenden Mauerreste und des bunten Blumenlebens, das sie umrankt und umduftet, ist von trefflicher Wirkung. Unten im Städtchen wirft man wohl einen Blick in die am Wege liegende Pfarrkirche, einen Wallfahrtsort mit alten Holzbildern aus der heiligen Geschichte, deren häßlicher Realismus kleine Kinder schrecken könnte. Die holprige Straße hinan über alte Schutthalden hinweg, die von den Zinnbergwerken stammen, kommt man nach mühsamer Wanderung bei dem Mückenthürmchen auf der Höhe des Gebirges an, einem Aussichtspunkte, von dem der königlich sächsische Curgast mit Befriedigung die Gegend von Dresden erblicken kann. Sollte man überflüssige Zeit haben, so kann man sich noch die Wallfahrtskirche von Mariaschein ansehen, was sich indeß kaum eines Umweges verlohnt. Im Kloster und in seiner Nähe befinden sich ein paar Quellen, die in der Umgegend berühmt sind, und so wird auch diese Stiftung, wie so manche ähnliche, auf eine uralte Quellenverehrung zurückzuführen sein.

Lohnender noch ist, wegen des prächtigen Waldes, den man überall durchwandern muß, die Partie nach dem Claryschen Jagdschlosse Doppelburg, mit seinem großen Thierpark. In der Nähe des Forsthauses findet man Bänke und Tische, und gar oft kommen gewaltige Hirsche über die angrenzende Wiese bis an die Tische heran und setzen die Damen und ihre friedlichen Begleiter in unnöthige Angst.

Ein anderer schattiger Weg führt nach dem in kühler Bergschlucht gelegenem Eichwald, das eine Kaltwasseranstalt besitzt, und eine Menge stattlicher Häuser. Auf herrlichen Waldpfaden steigt man von da zu einem einsamen Forsthaus, dem Schweißjäger, das an der Spitze einer auf beiden Seiten von dunklen Waldsäumen begrenzten Bergwiese gelegen eine der entzückendsten Fernsichten bietet.

Weitere Partien, die einen Tag in Anspruch nehmen oder mehr giebt es in Fülle: das freundliche Dux vor allem mit seinem Wallensteinischen Schlosse, in welchem sich eine kleine Gallerie meist niederländischer Gemälde befindet, mit seiner Rüstkammer, wo man einen blutigen Hemdkragen des Friedländers, seine Stiefel und die Hellebarde seines Mörders gezeigt bekommt, mit seiner Bibliothek, die reich ist an venetianischen Gesandtschaftsberichten, vielleicht noch ein Verdienst des alten Casanova, der hier als Bibliothekar seine berühmten Memoiren schrieb. Weiterhin schimmern die weißen Gebäude des Cistercienserklosters Osseg mit seiner Riesenburg, das uralte Bilin am Fuße des eigenthümlich gestalteten Borschen, mit seinem berühmten Sauerbrunnen, den man in seinen blauen Glasflaschen in ganz Oesterreich vorfindet, Klostergrab mit den Grundmauern jenes Kirchleins, dessen Niederreißung das Signal zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs gab, eine grasbewachsene Stelle, die kein Tertianer ohne welthistorische Gefühle verläßt; die Geiersburg, eine alte Grenzveste der Böhmen gegen Meißen schon in den Tagen Kaiser Heinrichs III., die classische Stätte der böhmischen Ritter- und Schauerromane, Burg Kostenblat, endlich das Schlachtfeld und die Siegesdenkmäler von Kulm und Priesten.

Nur die allernächsten Touren sind damit bezeichnet; der Mileschauer, Aussig, Tetschen, Lobositz, Eisenberg, Komotau, Brüx sollen nur genannt sein, um den weiten, abwechselungsvollen Kreis landschaftlicher Genüsse anzudeuten, die dem Teplitzer Curgast geboten sind.

Holländische Eindrücke.

Von Arthur Kleinschmidt.

III.

Trennen wir uns wieder von dem wundervollen Blicke auf die Nordsee und kehren nach dem Haage zurück. Ein kleiner Ausflug führt uns über Ryswyk nach Delft. Ryswyk ist ein schönes Dorf, berühmt durch den 1697 auf dem dortigen Schlosse Nieuwburg geschlossenen Frieden. An Stelle des verschwundenen Schlosses errichtete Prinz Wilhelm V. 1792 eine einfache Denksäule. In einem Landhause in Ryswyk lebte der gefeierte patriotische Dichter Hendrik Tollens Corneliszoon, der Lieblingsbarde seiner Nation, der daselbst 1856 starb und auf dem Friedhofe beigesetzt wurde; in seiner Vaterstadt Rotterdam steht sein Denkmal. Von Ryswyk gelangen wir nach Delft, welches einst seiner Fayencewaaren wegen hoch berühmt war, während letztere jetzt wenig gesucht werden; es sind ziemlich geschmacklose Malereien, die man

auf diesem Halbporzellan findet. Delft ist der Sitz eines stark besuchten Polytechnicums, welchem eine ausgezeichnete Modellkammer angehört. In Delft zeigt man in der Caserne, dem frühern Prinzenhof, die Stelle, wo der Schweiger von Gérard erschossen wurde, 1584. Die alte gothische Kirche hat einen etwas schiefen Thurm, wie wir ihn in Gelnhausen besitzen; sie enthält die Grabmäler der großen Admiräle Tromp und Hein. Weit lohnender ist der Besuch der neuen Kirche, die ebenfalls aus dem funfzehnten Jahrhunderte herrührt; sie ist das Todtenhaus der Oranier; hier ruhen alle Glieder des Hauses von dem großen Wilhelm I., dem Opfer Gérards, an; der letzte Sarg wurde im Mai 1872 in die Gruft gesenkt, es war der der Prinzessin Heinrich. Hier steht man auf den Grüften eines glorreichen Hauses, das eine kleine Welt für sich bildet; die Geschichte von dreihundert Jahren liegt unter unseren Füßen. Ein ungeheures Denkmal haben die vereinigten Provinzen 1621 Wilhelm von Oranien hier über der Gruft gesetzt. Sein Sarkophag, auf dem er im Todtenkleide ruht, steht unter einem Thronhimmel, der von vier Säulen getragen wird. Die lebensgroßen Gestalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Religion umgeben den Todten, zu dessen Füßen sein historischer Hund lagert. Alle diese Figuren sind, wie die Säulen und der Thronhimmel, aus Marmor. Hinter dem Todtenlager sitzt der Prinz in voller Rüstung, eine sehr schöne Erzstatue, und das mächtige Erzbild der in die Posaune des Ruhms stoßenden Fama ist in höchst kunstvoller Weise nur mit einer Zehe des linken Fußes am Boden befestigt. Gegenüber diesem imposanten Monument, welches den Begründer des niederländischen Staates verherrlicht, ist in der Wand der Kirche eine lange lateinische Inschrift eingefügt, die uns verkündet, daß hier noch ein anderer Begründer den ewigen Schlaf schläft, ein Pionier des Lichtes, ein Bahnbrecher der Humanität; hier ruht Hugo Grotius, der Vater des Völkerrechts. Es überkam mich wie eine Weihe, als ich dachte, daß zu meinen Seiten die größten Männer Hollands schlummerten, daß nur ein kleiner Raum zu meinen Füßen ihre Särge von einander trennte. Delft ist berühmt als Geburtsort des Grotius, des großen Prinzen Friedrich Heinrich, des Großpensionairs Heinsius und des Naturforschers Antoni van Leeuwenhoek. In Delft ist auch das Grabmal jenes Abenteurers Naundorf, der als Ludwig XVII. auftrat und in Delft 1845 starb; auf dem Steine nennt man ihn den Sohn König Ludwig XVI. und Marie Antoinettens. Sein Sohn, Adalbert von Bourbon, der die Prätentionen an Frankreich erneuert hat und kürzlich abermals von den französischen Gerichten zurückgewiesen wurde, lebt im Haag und oft habe ich den wohlbeleibten „Bourbon", der holländischer Offizier ist, auf den Straßen flaniren sehen. Viele Leute in Holland, selbst aus der besten Gesellschaft, sind übrigens der Ansicht, er sei der legitime Enkel des sechszehnten Ludwig.

Die Eisenbahn trägt uns von Delft über Schiedam, wo der Jenever, der Nationalbranntwein, erzeugt wird, nach Rotterdam. Die Stadt hat ihren Namen von dem Flüßchen Rotte, welches sich hier in die Maas ergießt. Rotterdam ist die zweite Handelsstadt Hollands und zählt gegenwärtig ca. 122,000 Seelen, während es 1860 nur 106,000 und 1795 nur 53,000 Einwohner besaß; es hat sich also sehr rasch vermehrt und verdankt sein Emporblühen dem Jahre 1830. Durch die Ablösung Belgiens von Holland wurde Rotterdam nämlich von der transatlantischen Concurrenz Antwerpens befreit, welches bis dahin ihm den Rang im holländischen Außenhandel streitig gemacht hatte. Die Maas ist bei Rotterdam, etwa fünf Stunden von ihrem Ausflusse in die Nordsee, ein mächtiger Fluß, der auf seinem breiten Rücken riesenhafte Schiffe trägt. Ausgezeichnet geräumige und geschützte Häfen bergen stets eine große Zahl von Ostindienfahrern und Dreimastern, die längs der Quais hin sich wie im Kranze lagern und mit ihren Segeln und dem Takelwerke in die Luft hineinragen, den Horizont stellenweise verdeckend. Viele Canäle oder Häfen durchschneiden die Stadt, welche die Form eines Dreieckes hat; sie sind so tief, daß die größten Schiffe mit voller Ladung bis an die Magazine heranlaufen können. Die Kaufleute importiren besonders Colonialwaaren, außerdem wird sehr viel Baumwolle eingeführt und in den großen Kattunfabriken verarbeitet; daher sieht man die enormen Ballen Baumwolle auf den Werften liegen. Rotterdam ist zugleich der Sitz der Rheindampfschifffahrt, sowie großer Auswanderungscomptoire nach Amerika. Die verschiedenen Theile der Stadt werden durch Dreh- und Zugbrücken verbunden, die beseitigt werden, sobald ein größeres Schiff unten vorbeiziehen will. Dann staut sich der Verkehr einen Augenblick; sobald aber die Brücke wieder eingefügt ist, stürzt der Menschenknäuel hinüber; dies sieht man noch deutlicher in Amsterdam. Ein hoher Damm durchschneidet Rotterdam und schützt den hinter ihm gelagerten Stadttheil vor Ueberschwemmung. Durch Zurückdrängung des Flusses hat man Raum für einen neuen Stadttheil, die „Willems Kade" gewonnen, und jetzt denkt man bereits an weitere Ausdehnung der Stadt. Man will Delfshaven mit Rotterdam vereinigen und so die Stadt zu einer ersten Ranges erheben. Der interessanteste Spaziergang ist der längs der Maas; hier zieht sich eine lange Allee, mit kleinen Bäumen bepflanzt, hin, welche „de Boompjes" heißt; hier wohnen die reichen Rheder und Kaufherren; hier sind die Entrepôts, die Handelsgesellschaften und derartiges. Die Gebäude in Rotterdam sind meistens schmal und sehr hoch, sechs Stockwerke ist durchaus keine Seltenheit; man sucht eben den Raum in der Luft, weil er auf der Erde zu theuer ist; die Bauart ist übrigens die gleiche, wie in ganz Holland, mit den öfter erwähnten braunrothen Ziegeln. Oft sieht man in Rotterdam Kneipen oder Geschäftslocale, zu denen man eine Treppe hinuntersteigen muß,

natürlich sind diese Läden oder Wirthschaften zum Bewohnen höchst ungesund wegen der Feuchtigkeit. Letztere sind stets überfüllt von Matrosen und dem niederen Volke, welches sehr nach „sterke dranken" lüstern ist. Durch diese plebejischen Massen unterscheidet sich Rotterdam völlig von dem Haag; dort ein Jagen und Drängen nach Erwerb, eine Anwendung des „time is money", im Haag das Ausruhen nach gethaner Arbeit. Dadurch kommt es auch, daß Rotterdam nie die Reinlichkeit der Residenz nachahmen kann und daß es mit seinen schmalen hohen Häusern, die auf Sparsamkeit und Verwerthung hindeuten, nie den Vergleich mit den breiten vornehm dreinschauenden Bauten von 's Gravenhagen wagen darf. Ueber die Maas ist jetzt eine auf vier mächtigen Pfeilern ruhende Eisenbahnbrücke errichtet worden, welche am Ende der Boompjes steht; dieselbe wird als Viaduct weiter geführt über einen Theil von Rotterdam hin —, stellt also die Verbindung zwischen beiden Ufern der Maas her und schließt sich an die Riesenbrücke an, welche über das „Hollandsche Diep" nach Moerdyk und Belgien führt.

Auch die Kunst und Wissenschaft hat in Rotterdam ihre Stätte. Wir finden dort eine schöne Gemäldegalerie, das Museum Boymans, welches leider seine Hauptbilder durch einen Brand 1864 verloren hat, aber noch viel Sehenswerthes, besonders aus der holländischen Malerei, besitzt. Auch ist dort eine Academie für bildende Künste und Wissenschaften, eine Musikschule ꝛc. Wie wäre aber auch der Mangel an gelehrten Anstalten mit einer Stadt vereinbar, in deren Mauern der feine Epikuräer, der philosophische Theologe Erasmus — sein eigentlicher Name war Gerrit Gerrits — das Licht der Welt erblickte, und in der Tollens geboren wurde. Beide haben hier ihre Denkmäler, Erasmus auf dem großen Markte. Bemerkenswerth ist noch die Laurentiuskirche mit ihrer berühmten Orgel. Nahe der Bahn befindet sich der zoologische Garten. Derselbe hat sehr schöne Thiere, doch gefielen mir ihre Behälter gar nicht und fand ich diejenigen in dem Thiergarten im Haag viel besser und zweckmäßiger. Die Anlagen des rotterdamer zoologischen Gartens hingegen sind allerliebst und wohl noch gemüthlicher als die im Haag und in Amsterdam.

Wir kommen ferner nach Leyden und finden hier den Vater Rhein wieder, aber in einem höchst erbärmlichen Zustande, er hat bereits die Schwindsucht im höchsten Grade. Der Rhein gleicht hier einem breiten Canale, trägt noch Dampfschiffe und ergießt sich bei Katwyk, zwei Stunden von Leyden, in die Nordsee.

Den reizendsten Anblick bieten Ende April bis Anfang Mai die Umgebungen der Stadt Haarlem; man kann nichts Lieblicheres sehen als diese weiten Flächen, die Riesenteppichen in den lebhaftesten und schillerndsten Farben gleichen, als die Hyacinthen- und Tulpenbeete, die weithin ihre herrlichen

Wohlgerüche entsenden. Haarlem ist das Centrum der holländischen Blumenzucht, die von hier aus sich gleichsam in Strahlenform über das ganze Reich verbreitet; von hier und den Nachbarorten Overveen und Bloemendaal werden die Zwiebeln in alle Welt verschickt. In den Jahren 1636 und 1637, in dem goldenen Zeitalter der Nation, zur Zeit Friedrich Heinrichs, herrschte in Haarlem ein Blumenschwindel ohne gleichen, der bald ganz Niederland ergriff. Für eine seltene Zwiebel zahlte man bis zu 13,000 Gulden und wenn man keine Seltenheiten besaß, so versprach man sie bis zu einem gewissen Termine zu beschaffen, ganze Vermögen gingen auf diese Weise verloren oder wurden gewonnen; der Schwindel erreichte schnell sein Ende und die Zwiebeln sanken eben so rasch im Preise wie sie gestiegen waren. Haarlem ist der Sommeraufenthalt der reichen Amsterdamer, die hier reizende Landhäuser besitzen. In der Nähe von Haarlem liegt eine viel besuchte kleine Stadt, Zaandam, die mit ihren unzähligen Windmühlen einen eigenthümlich ländlichen Eindruck macht. Hier concentrirt sich der ganze Fremdenschwarm um eine kleine Hütte, die aus rohen Brettern zusammengefügt ist, hier arbeitete Peter der Große acht Tage lang als Zimmermann, dann aber ging er auf die Werfte der ostindischen Compagnie in Amsterdam, da ihn in Zaandam das ganze Dorf neugierig begaffte. Nicht weit von Zaandam ist der als der reinlichste Ort der Welt gleichsam verschrieene Ort Broek im Waterland, von wo die Edamer, die bekannten Käse aus süßer Milch, ausgehen. Die Straßen sind mit Klinkers, oft in Figuren, gepflastert. Manches der Häuser öffnet seine große Thür nur zu besonderen Festlichkeiten oder Familienereignissen. Durch den Kuhstall geht man in das Haus; derselbe ist so reinlich, daß man ohne jeden Ekel darin wohnen, essen und schlafen könnte. In Broek leben viele reiche Leute, auch mancher Großhändler, und ist ein Einwohner des Ortes durch einen Unglücksfall heruntergekommen, so muß ihm das Rathhaus jährlich achthundert Gulden anweisen, damit er anständig leben kann und dem Orte keine Unehre bereitet. Die Broeker heirathen nur unter einander und sind eine sehr reiche und industrielle Bevölkerung.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Bürgermeistergeschichten. — Unser „kleiner Kaufmann" wird also im Reichstage chemisch analysirt werden, oder um eine respectsvollere Sprache zu gebrauchen: der Minister Eulenburg wird in seiner Antwort auf die Interpellation Windthorsts die Gründe angeben, welche die Regierung bestimmt haben, dem einstimmig gewählten Oberbürgermeister von Bonn,

Leopold Kaufmann, die Bestätigung zu versagen. Aufrichtig gesagt, wir Rheinländer, die wir uns zur liberalen Partei rechnen, glauben nicht, daß der Vorgang der Regierung in dieser Sache sich durch Klugheit auszeichne und bleiben der Ansicht, daß die fernere Amtsführung des Herrn Kaufmann ein geringeres Uebel gewesen wäre, als der jetzt bewirkte Eintritt der ganzen Kaufmännischen Sippe — denn Herr Kaufmann repräsentirt eine zahlreiche Menschenclasse am Rhein — in die Reihen der Centrumpartei.

Wir wollen zwei Dinge gleich vorweg feststellen. Erstens, daß die Motive der Windthorstschen Interpellation durchaus der Wahrheit entsprechen, nur wörtlich wiederholen, was der Bürgermeister Kaufmann seinen Freunden im Stadtverordnetencollegium über sein Examen durch den Kölner Regierungspräsidenten im strengsten Vertrauen mitgetheilt hatte. Zweitens, daß wir für den Bürgermeister Kaufmann durchaus nicht schwärmen, und wenn wir in den folgenden Zeilen sein Portrait zeichnen, durchaus nicht die Absicht haben, ihm zu schmeicheln. Herr Kaufmann taucht zuerst im Jahre 1848 als Referendar und Verweser eines Landrathamtes auf. Wie die meisten jungen katholischen Juristen der Rheinlande zeigt er damals eine bedenkliche Zuneigung zur Demokratie und hätte vielleicht nichts Arges darin gefunden, wenn der in ultramontanen Kreisen geflüsterte Plan eines selbständigen katholischen Rheinstaates verkörpert worden wäre. Jedenfalls blühten ihm keine glänzenden Aussichten in Staatsdiensten und als die Bonner ihn an des wackeren Oppenhof Stelle 1850 zum Bürgermeister wählten — er besaß in dieser seiner Geburtsstadt eine zahlreiche Verwandtschaft —, nahm er das Communalamt freudig an. Wir können nicht sagen, daß ihm die ersten zwölf Jahre seiner Amtsführung viele Freunde verschafft hätten, aber bei der wiederholten Wahl siegte er doch immer, da es unmöglich war, einen Gegencandidaten mit Hoffnung auf Erfolg aufzustellen, und das letzte Mal einigten sich sogar alle Stimmen, auch die der protestantischen Stadtverordneten auf seine kleine, allmählich rund gewordene Person. Das ging so zu. Nur ein katholischer Jurist hat in Bonn Aussicht, die Mehrheit bei der Bürgermeisterwahl zu gewinnen. Die Umschau zeigte, daß weder das Amt eines Bürgermeisters unter den gegenwärtigen Verhältnissen als ein begehrenswerthes gilt, noch unter den vorhandenen Candidaten irgend einer den besonderen Vorzug vor Kaufmann verdient, für welchen der Umstand spricht, daß seine Mängel längst bekannt sind, und daß mit ihm wie mit einer bekannten Größe (das Wort nur im mathematischen Sinne genommen) genau gerechnet werden kann. Herr Kaufmann nahm sein Amt ziemlich leicht, von der Energie, welche Männer wie Bredt, Lischke, Bachem im Communaldienste zeigten, war bei ihm nichts zu merken. Aber in der kleinen stillen Stadt Bonn war großer Eifer bald gegenstandslos. Er besaß, wie die Schwaben sagen, ein ästhe-

tisches Geschmäckle. Die Decoration des Kirchhofes, die Restauration kleiner Capellen u. s. w. bildeten seine Liebhaberei. Das war zuweilen lästig aber, nicht gemeinschädlich. Für die Universität hatte er besonders in früheren Jahren kein übermäßiges Wohlwollen bereit, er wahrte jedoch wenigstens mit derselben ein äußerlich höfliches Verhältniß, was man von den hohen Regierungsbeamten in Köln und Koblenz während der Reactionsperiode nicht unbedingt behaupten kann. Durch seine Heirath in eine ultramontane kölnische Familie band er sich allerdings an die ultramontane Partei und war gewiß nicht zu bewegen, direct dieselbe anzugreifen, unmittelbar gegen sie vorzugehen. Er war aber vom Fanatismus ziemlich frei und nicht unempfänglich für weltliche Auszeichnungen und politische Ehren. Wir zweifeln nicht, daß er den rothen Adler dem päpstlichen Sylvester vorzieht und sich lieber Geheimrath nennen läßt als Ritter des goldenen Sporns. So ist der Mann beschaffen, welcher seit einigen Wochen zu unverdienter Berühmtheit emporstieg. Was hat er gethan, um die Regierung zu veranlassen, an ihm ein besonderes Exempel zu statuiren? Die öffentliche Meinung in Bonn (freilich nur durch die nicht ultramontane Minorität vertreten) hat es ihm in hohem Maße verdacht, daß er seinen Urlaub im letzten Jahre am Tage vor der Sedanfeier angetreten hat. Das war in der That unklug und unvorsichtig. Einen Tag zu früh oder eine Woche zu spät hat er Bonn den Rücken gekehrt. Da er aber nur einen von der Regierung ihm bewilligten Urlaub benutzt hat, kann die Anklage sich nicht auf diesen Punkt berufen und bleibt es bei den anderen Vorwürfen, daß er den Maigesetzen nur einen äußerlichen Gehorsam entgegenbringe und daß er gegen den Bonner Oberpfarrer Neu, den ultramontanen Pfiffikus von Bonn, dessen Treiben, so gehässig es sein mag, doch kein Gesetz bis jetzt entgegenstand, nicht gern vorgehen wolle. Hier verliert die Angelegenheit die persönliche Spitze und wird principiell bedeutsam. Was liegt der Welt daran, ob in dem kleinen Bonn dieser oder jener Mann die Bürgermeisterkette trage, was will es schließlich sagen, ob der Bonner Stadtvorstand Kaufmann oder Krämer heiße. So steht aber die Sache nicht. Wir fragen vielmehr: verlangt die Regierung nicht Dinge, die von der Mehrzahl der rheinischen Katholiken schwerlich erfüllt werden können? Kann sie hoffen, auf solche Weise den Sieg zu erringen? Daß wir dieses bezweifeln müssen, erfüllt uns mit tiefer Trauer.

Von dem Minister Eulenburg rührt das geflügelte Wort der „eleganten Kriegsführung" her. In dem Culturkampfe, so weit er von seinen Organen geführt wird, hat sich diese elegante Methode bis jetzt nicht gezeigt. Wir klagen nicht über die allzugroße Strenge und Härte, wir bedauern dagegen die ungleichmäßige, bald scharfe bald schwache, immer nervöse, immer aufgeregte, immer befangene Ausführung der Gesetze, und beschweren uns über

das Schwankende, Unsichere und darum wenig Vertrauen Weckende der administrativen Politik.

Wir sind die letzten, welche glauben, daß eine rückhaltlose Strenge voraussichtlich keinen Erfolg verspreche. Wenn der Gensdarm nur ebenso derb und grob auftreten würde, wie der Hetzcaplan, so dürften die Wahlen gar bald ein regierungsfreundlicheres Gepräge empfangen. Bei der Masse der Bevölkerung wirkt der Ton der Drohung meistens mehr als der Inhalt, und entscheidet das größere Maß von Furcht; was aber viele der sogenannten intelligenten Römisch-Katholiken betrifft, so hat ihr Betragen, als die Klosterfrau Lasaulx, die Oberin des katholischen Hospitals in Bonn von ihrem ultramontanen Vorgesetzten geplagt und gepeinigt wurde, bewiesen, daß in ihren Wörterbuche das Wort Courage keinen Platz hat. Wenn es eine katholische Aristokratie am Rhein giebt, so zählte die Familie Lasaulx dazu, wenn eine Person für die Hebung der katholischen Interessen am Rhein, für die gesteigerte Achtung der Klosterfrauen, für die Ueberlassung der Krankenpflege an geistliche Orden große Dienste leistete, so war es das Fräulein oder die Schwester Lasaulx. In den gutkatholischen Kreisen wurde sie anfangs wie eine Heilige verehrt. Und dennoch, als ihr Gewissen sich gegen die Anerkennung der vaticanischen Ordonanzen sträubte, und als sie das Bekenntniß ihrer Gewissensscrupel mit der Vertreibung aus dem Bonner Hospital, mit der Internirung im Kloster zu Vallendar büßen mußte, wagte es kein einziger ihrer „intelligenten" Freunde und Verehrer, die Hand zu ihren Gunsten zu erheben. Und als sie im Winter 1872 in Vallendar bei Koblenz starb, war wieder Niemand rechtzeitig bereit, für die letzten Ehren der seltenen Frau Sorge zu tragen. Der kräftigen Intervention zweier protestantischen Damen, von welchen die eine ihren fürstlichen Rang in die Wagschale werfen durfte, bleibt es zu danken, daß nicht Schwester Lasaulx in einem stillen Winkel verscharrt wurde. Glaubt man etwa, die früheren römisch-katholischen Verehrer hätten sich innerlich von ihr abgewandt? Mit nichten. Heimlich verehrten sie die Verstorbene nach wie vor, heimlich ärgerten sie sich über die intoleranten ultramontanen Geistlichen, welche der Armen die letzten Lebenswochen verbittert, heimlich verwünschten sie deren Macht und hätten jedem gedankt, der dieselbe gebrochen. Und das thun die intelligenten Römisch-Katholischen auch heutzutage noch. Wer sie von dem ultramontanen Joch befreit, darf auf ihre Zustimmung rechnen, nur möge er nicht verlangen, daß sie selbstthätig mitwirken, ihren eigenen Willen kundgeben. Sie werden die Freiheit tragen, wie sie das Joch getragen haben, passiv bleiben und sich ihr Schicksal schenken lassen. Denn sie haben ihren Willen geopfert, wie die unter ihnen stehende Masse den Verstand.

Wenn also die Regierung in den Rheinlanden ein strenges Regiment durchführen will, so wird ihr kein Widerstand begegnen. Aber gleichmäßig

muß sie dasselbe durchführen, nicht in Düsseldorf dulden, was sie in Bonn verdammt, nicht in jedem Regierungsbezirke, in jedem Kreise eine andere Politik gelten lassen, nicht ihre Unentschlossenheit und ihre Schwäche dadurch verrathen. Wen der Rheinländer nicht fürchtet, dem folgt er auch nicht.

Nun kann aber die Regierung sich auch für einen anderen Weg entscheiden, und wir glauben nicht zu irren, daß sie diesen anderen Weg in der That einzuschlagen die Absicht hat. Ihr entgeht es so wenig, als es uns entgangen ist, daß die deutsche Bildung längst die katholischen Geleise verlassen hat, die römische Kirche als Culturmacht bei uns nicht die geringste Bedeutung mehr besitzt. Das erklärt den Haß der Curie gegen Deutschland, das verleiht uns aber auch volle Zuversicht zum Ausgang des Streites. Wir haben nur zu sorgen, daß in den rheinischen Schulen die deutsche Bildung heimisch werde, was sie bis jetzt nur ausnahmsweise war, und wir haben das römische Element aus unserem nationalen Organismus gründlich und für immer vertrieben. Nichts ist lehrreicher, als die Propaganda, welche die deutsche Wissenschaft zu unseren Gunsten in katholischen Kreisen treibt. Mit strengen katholischen Anschauungen beginnt der Jünger, aber schon in kurzer Frist, wenn er es nur ernst meint mit seinen Studien, verlieren dieselben alles Herbe und Ausschließliche. Zuletzt hat sich der gebildete Mann mit den Grundgedanken der Reformation befreundet und lebt mit uns in demselben Ideenkreise und unterordnet diesem, was sich als Rest katholischer Erziehung etwa in ihm erhalten hat. Das künftige Geschlecht gehört uns, mit dem gegenwärtigen müssen wir versuchen, uns theils gütlich auseinander zu setzen, theils durch Gewalt es zu bändigen.

Wäre der römische Katholicismus nur ein Bekenntniß, so hätte der Streit niemals einen so großen Umfang angenommen. Denn das Bekenntniß ist bei der Mehrzahl der besser erzogenen Katholiken durchlöchert. Auf wie viele Dogmen wird nicht das bekannte Wort Reichenspergers angewandt: das ist ja nur römischer Curialstil. Der römische Katholicismus ist aber, wenigstens in den Rheinlanden, auch Sitte, eingebürgert durch die Familientradition, verknüpft mit unzähligen Gewohnheiten, ehrwürdig durch alte Erinnerungen und wird festgehalten, nicht weil man von seiner Wahrheit überzeugt ist, sondern weil er zur rheinischen Eigenart gehört, durch welche man sich von den Bewohnern anderer Provinzen unterscheidet. Das zwingt zu einem bedächtigen Vorgehen und mahnt die Regierung zur Vorsicht. Sie darf nicht den Schein wecken als wollte sie die Sitte selbst unterdrücken, sie muß sich begnügen, die Herrschaft derselben einzuengen, die Einförmigkeit der Partei zu brechen. Mit den bissigen, finsterblickenden, abgezehrten Fanatikern, wie sie sich unter dem jüngeren Klerus, unter dem untergeordneten Gerichtspersonale und herabgekommenen Handwerkern vorfinden, ist keine Verständigung möglich.

Eine nicht geringe Anzahl von Katholiken giebt es aber im Rheinlande, die wie sie den Kampf des Staates mit der Kirche beklagen, so auch den Kampf der Kirche gegen den Staat verdammen, die den Frieden und die Ruhe wünschen, und die unter der Voraussetzung, daß man nicht fromme Ueberzeugungen von ihnen fordert, geneigt sind, mit dem Staate in Frieden zu leben. An diese behaglichen, nicht granitenen, aber wie Ziegelsteine zum Bauwerke ganz brauchbaren Elemente muß die Regierung sich wenden, diese muß sie und kann sie durch ein schonendes Verfahren, durch mannigfache Begünstigungen für sich gewinnen. Man kann sicher sein, daß sie keinen Angriff gegen die Staatsgesetze unternehmen werden, sie werden dann in ihrem eigenen Interesse es verhindern, daß nicht andere diese Angriffe versuchen, sie werden den Gesetzen zuerst nur äußerlich gehorchen, aber allmählich auch Vernunftgründe für diesen Gehorsam entdecken. Wenn die Regierung mit diesen Leuten es verdirbt, erschwert sie sich nur den Sieg und macht dies Interregnum, bis das neue deutsch gebildete Geschlecht heranwächst, für uns alle unerträglich. Und da kommen wir wieder auf den speciellen Bonner Fall zurück. Gerade solche Männer, wie der Bonner Bürgermeister, ließen sich, geschickt behandelt, noch verwenden und verwerthen und hätten den Grundstock zu einer Mittelpartei gebildet. Man sagt jetzt freilich: aus dem Umstande, daß Windthorst sich des Bürgermeisters so warm annahm, ersehe man, daß auch der letztere innerlich zur Centrumpartei gehöre. Wir antworten darauf: ohne seine Absetzung wäre er ihr niemals in die Arme getrieben worden. Es ist gewiß wünschenswerth, daß die Beamten auch von der Würdigkeit und Nothwendigkeit der Gesetze, welche sie handhaben, überzeugt sind; wenn aber die Regierung von den katholischen Beamten der Rheinprovinz mehr fordert, als äußeren Gehorsam, dann wird sie ihre Reihen noch sehr lichten müssen. Liegt das in ihrem Interesse? Jupp.

Aus der Provinz Preußen. Handel und Industrie. — Auch bei uns ists wirklich in diesem Jahr grün geworden. Ja, wer nur Geduld hat! Geduld muß man freilich bei uns haben, mehr als anderswo. Aber mit der Zeit pflückt man auch in der Provinz Preußen Rosen. In diesen Tagen ist die Bahnstrecke von jenseits Tilsit bis Memel — mitten durch das Littauerland — eröffnet, und wir erleben es wohl noch, daß auch die gewaltige Brücke über den Memelstrom fertig wird und jener nördlichste Zipfel deutschen Gebiets durch eiserne Klammern in sichere Verbindung mit dem Hauptkörper gebracht erscheint. In der sonst so rührigen Seestadt hat es in letzter Zeit auch sehr bedenklich „gekracht“; ein großes Fallissement ist schon gemeldet und andere dürften nahe bevorstehen. Die Holzhändler klagen, daß ihre Geschäfte zurückgehen, und die Flachsvorräthe entwerthen sich bei dem Preis-

rückgang täglich mehr und mehr. Ob sich nun die Hoffnungen, die auf die Eisenbahn gesetzt sind, auch nur zu einem bescheidenen Theil erfüllen werden? Es wäre zu wünschen. Aber Sachverständige haben von Anfang an darauf aufmerksam gemacht, daß diese Bahn erst durch eine Fortsetzung nach Rußland hinein im Anschluß an Libau und Riga ihren rechten Werth erhalten könnte. Riga hat Verbindung mit der großen Eisenbahnlinie Petersburg-Warschau-Odessa und durch sie mit dem weiten russischen Hinterlande. Der Seeexport von Riga aus ist aber während der fünf bis sechs Wintermonate theils gänzlich ausgeschlossen, theils sehr behindert; auch Libau leidet unter klimatischen Einflüssen, Memel aber hat einen stets offenen Hafen und würde — übrigens ohne Schädigung der russischen Seeplätze — im Winter per Bahn die Waaren heranziehen können, die nicht auf die Ausfuhr von Riga oder Libau warten wollen. Es ist zwar richtig, daß eine Bahn, die in einen Seehafen ausläuft, nie als eigentliche Sackbahn bezeichnet werden kann, aber gewisse Nachtheile einer solchen können doch nicht ausbleiben, wenn sie dem Exportplatz nicht das ihm nach der geographischen Lage zukommende nächste Handelsgebiet öffnet, sondern ihn auf die Concurrenz mit dem viel stärkeren Nachbar anweist. Dieser Nachbar ist Königsberg. Sehen wir den Handels- und Schifffahrtsbericht für das Jahr 1873 ein — der für das letzte ist noch nicht erschienen — so finden wir das erfreulichste Wachsthum constatirt. Königsberg ist nicht vorwiegend Fondsbörsenplatz und „unsere Börse war dem soliden und bedächtigen Charakter der hiesigen Bevölkerung entsprechend bei den speculativen Ueberschreitungen auch nicht entfernt so weit gegangen, wie manche andere Fondsbörse." So wurde denn auch der Handel nicht in demselben Maße wie wohl anderwärts in Mitleidenschaft gezogen, und das Resultat konnte im Allgemeinen als ein „befriedigendes" bezeichnet werden. In besonders günstigem Aufschwunge begriffen zeigte sich das Getreidegeschäft; das bis dahin beispiellos dastehende Jahr 1871 (mit einer Gesammtausfuhr von 6,388,000 Centner im Werth von 17,900,000 Thaler gegen circa drei Millionen Centner im Werth von 8½ Millionen Thaler im Jahr 1869) wurde noch durch einer Gesammtausfuhr von 7,314,000 Centner im Werth von 20,400,000 Thaler nicht unerheblich übertroffen. Nicht ohne Interesse ist es dabei zu erfahren, daß davon mehr als vier Millionen Centner im Werthe von reichlich zwölf Millionen Thaler aus unserer Provinz herrührten und in ihrem Erlöse ihr zu Gute kamen, während nur der kleinere und überdies nicht gleichwerthige Rest von Rußland herangezogen war. Es ergiebt sich daraus ebenso die gesunde Grundlage des Königsberger Handels in dieser Branche, als die Berechtigung der Annahme, daß derselbe noch einer großen Erweiterung in der Zukunft fähig ist, da der Größe der bebauten Länderstrecken nach in der Zufuhr von Rußland und von der Provinz her das

umgekehrte Verhältniß richtiger erscheinen würde und bei ruhiger Fortentwickelung unserer Verbindungen mit dem Nachbarlande unzweifelhaft auch faktisch werden wird. „Nicht minder colossal", wir geben absichtlich die Worte des Berichts wieder, „war das Wachsthum in der Zufuhr des zweiten Hauptproductes, welches uns aus Rußland zugeht. 763,000 Centner Flachs, Hanf, fast acht Millionen Thaler werth und überwiegend russisches Product, kamen hier an", und die Ausfuhr war noch bedeutender. Finanziell befriedigend war auch der Heringshandel mit einer Zufuhr von 172,000 Tonnen. Ueber zweitausend Schiffe gingen im Vorhafen Pillau ein und aus. Der Import betrug im Ganzen 14½ Millionen Centner im Werthe von beinahe 85 Millionen Thaler, der Export zwölf Millionen Centner im Werthe von mehr als 78 Millionen Thaler. Davon kommt bei der Einfuhr etwa ⅓, bei der Ausfuhr etwa ½ auf den Seeverkehr. Diesem Aufschwung des Handels giebt das neue Börsengebäude, ein von dem Bremer Baumeister Müller ausgeführter Monumentalbau von würdigster Gestaltung, sichtlichen Ausdruck. Im Uebrigen aber geschieht für die Verschönerung der alten, höchst unregelmäßig gebauten Stadt wenig, und daß ein reicher Privatmann sich zu seinem Gebrauch ein stattliches Haus baut, das über die gewöhnlichste Handwerkerarchitektur hinausgeht und die Augen der Vorübergehenden mit einigem Recht auf sich ziehen darf, gehört noch immer zu den größten Seltenheiten. Die Betheiligung bei gemeinsamen Werken zur Erinnerung an verdiente Mitbürger ist meist eine recht spärliche, und die Beiträge stehen außer jedem Verhältniß zu der Wohlhabenheit der Zeichnenden. So müht sich die Bankgesellschaft schon seit Jahren vergebens, ein Capital zur Wiederherstellung der sogenannten Stoa Kantiana hinter dem Dom, der Begräbnißstelle des weltberühmten Philosophen, nach dem sich Königsberg noch jetzt so gern die „Stadt der reinen Vernunft" nennen hört, zusammenzubringen; so fließen die Beiträge zu dem Monument, für einen um die Stadt sehr verdienten Arzt (Dr. Burow) langsam markweise zusammen; so muß für ein Kriegerdenkmal im Volksgarten gesungen und geredet und schließlich vielleicht sogar Lotterie gespielt werden. In allen diesen Fällen handelt es sich um einige Tausend Thaler, soviel eine kleine Zahl wohlhabender Männer, die das Herz nicht im Geldsack stecken haben, zur Ehre der Vaterstadt einwerfen könnte, um sich zugleich selbst eine Ehre zu erweisen. Aber dafür fehlt noch gar sehr das Verständniß. Bei solcher Generosität könnte die Einschätzungscommission ein höheres Einkommen wittern und die Steuerschraube anziehen. Was den Sinn für Gemeinnütziges anbetrifft, ist Danzig der Provinzialhauptstadt weit voraus. Dort ist noch ein schöner Rest von dem altpatrizischen noblesse oblige zu finden. — „Gegründet" ist auch bei uns, aber in einigen Fällen recht reell, und nur in wenigen geradezu unreell. Zu den

letzteren gehören noch nicht ohne Weiteres die Unternehmungen, die zu Grunde gegangen sind, wie die Elbinger Actiengesellschaft für Eisenbahnbedarf. Das beste Gründungsmaterial haben die Bierbrauereien hergegeben; die Actien einiger derselben sind auch in der schlimmsten Zeit kaum gewichen; sie stehen noch heute weit über pari, und andere, die allerdings zeitweise einbüßten, haben sich schnell wieder gehoben. Es müssen aber auch selbst die Baiern, die hieher verschlagen werden, einräumen, daß man selbst in München so schönes und kräftiges Bier nicht trinkt. Eine Spinnerei, eine Torffabrik und wenige andere Unternehmungen, bei denen die Verarbeitung heimischen Materials ins Auge gefaßt war, halten sich; die Zeitungen, die an Actiengesellschaften übergegangen sind, werfen den Inhabern des Papiers gute Procente ab. Die Gründer werden sich auch hier nicht vergessen haben, aber neben den Collegen auswärts, in deren Machinationen das Publicum in letzter Zeit Einsicht erlangt hat, scheinen sie doch immer noch „ehrliche Ostpreußen" gewesen zu sein und sich mit bescheidenen Vortheilen begnügt zu haben. Im Allgemeinen hat, in Folge des Aufschwungs unseres Handels und der Verbesserung unserer Communicationen, der Wohlstand in allen Schichten der Bevölkerung zugenommen; Landwirthschaft und Handel arbeiten einander in die Hand. Noch vor wenigen Jahren war oft für die besten Hypotheken kein Geld vorhanden, heute wird es oft vergeblich ausgeboten; obgleich die Landschaft die Beleihungsgrenze für ländliche Grundstücke nicht unerheblich erweitert hat, stehen doch die $4^1/_2$ procentigen Pfandbriefe 102—103. Sollte es sich bestätigen, daß die beiden hochmögenden Herren Canzler bei der letzten Kaiserzusammenkunft in Berlin auch über Erleichterungen des Grenzverkehrs verhandelt haben, so würde die Provinz Preußen sich bedanken können. Die Freude über diese Nachricht ist nur ein wenig durch das unheimlich auftauchende Gespenst des Schutzzolls gestört. Hoffentlich nur ein Gespenst! Aber das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft hat doch für gerathen gehalten, ihm sofort zu Leibe zu gehen. Mit Bremen, dem Vorort für die Freihandelsagitation, ist schon in einer Adresse Fühlung gesucht, und so wird man gerüstet zum Kampfe dastehen, wenn er wirklich versucht werden sollte. Wir haben lange genug unser Eisen zu Gunsten der westlichen Provinzen theuer bezahlen müssen, und haben wenig Lust, uns wieder als Stiefkind behandeln zu lassen. N—s.

Aus Berlin. Der Schluß des Landtags. Proceß Arnim. — Endlich ist unser Landtag, der sich schon wie weiland der Regensburger Reichstag für permanent erklären zu wollen schien, doch zu Ende gegangen, und es ist zu guterletzt Alles erreicht und zu Stande gebracht worden, was überhaupt in Gefahr stand. Die Hitze der letzten Tage und das allgemeine Gefühl, daß es jetzt Zeit sei nach Hause zu gehen, hatte die friedfertige Stimmung

in beiden Häusern des Landtags so verstärkt und das Entgegenkommen beiderseits so befördert, daß schließlich Alles mit einer Glattheit abging, als hätte eine Meinungsverschiedenheit nie bestanden. Das Abgeordnetenhaus hat, um die Session nicht unfruchtbar verlaufen zu lassen, in allen trennenden Punkten nachgegeben, soweit es nur möglich war, und das Herrenhaus hat dann seinerseits gezeigt, daß es nicht so schlimm ist als sein Ruf, und hat, nachdem es seine Würde und Selbständigkeit gewahrt und eine Zeitlang die wichtigsten Gesetze in die äußerste Gefahr gebracht, am Ende die dargebotene Friedenshand ergriffen und die Dinge ohne weiteres Besehen angenommen, wie sie aus der neuen Beschlußfassung des anderen Hauses zurückkamen.

Auf solche Weise ist auf der Grundlage des bereits in diesen Blättern besprochenen Compromisses die Provinzialordnung glücklich zu Stande gekommen; zu der Opposition im Herrenhause gehörten schließlich fast nur eine Anzahl von Bürgermeistern, wie die Herren von Forckenbeck und Hasselbach, welche nun einmal an der Besorgniß festhalten, die städtischen Interessen seien bei den neuen Provinzialbehörden nicht hinlänglich vertreten. Es ist freilich in vieler Hinsicht ein Experiment und zwar ein gewagtes, was mit der Uebertragung wichtiger staatlicher und wirthschaftlicher Angelegenheiten an diese Selbstverwaltungskörperschaften gemacht wird, von denen im Grunde noch Niemand weiß, wie sie ausfallen, weß Geistes Kind sie sind und welche Gesinnung und Hingebung für öffentliche Dinge bei ihnen herrschen wird. Allein ohne eine starke Dosis von Optimismus und Vertrauen werden große Reformen niemals ins Leben gerufen werden können, und ein Gesetzgeber, der nicht wagt, ist überhaupt nicht im Stande, grundlegende Umgestaltungen vorzunehmen. So wollen wir denn hoffen, daß dies Vertrauen gerechtfertigt wird und die Provinzialordnung sich als ein weiterer fester und gediegener Grundstein bei dem Umbau der innern Landesverwaltung in Preußen bewährt.

Wenn wir auf die Thätigkeit des nunmehr verflossenen Landtags zurückblicken, so ragen neben den Verwaltungsgesetzen als zweite große Gruppe die Kirchengesetze hervor. Auch sie sind sämmtlich, fünf an der Zahl, nachdem das Herrenhaus erst einige derselben aufs Häßlichste entstellt und verunziert hatte, nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses angenommen worden. So ist denn jetzt die Verfassung von einigen unklaren, phrasenhaften und vielmißbrauchten Sätzen befreit, den unbotmäßigen katholischen Priestern ist der staatliche „Brodkorb" entzogen, die Klöster sind aufgehoben, die Verwaltung des katholischen Kirchengemeindevermögens ist gegen schlechte Wirthschaft und Entfremdung sichergestellt; auch das aus dem Schooße der Volksvertretung hervorgegangene Altkatholikengesetz ist von beiden Häusern gebilligt und der Zustimmung der Regierung gewiß; es wird sonach der staatstreuen Genossenschaft innerhalb der katholischen Kirche der gebührende Genuß und Antheil am

Kirchenvermögen in Preußen nicht länger vorenthalten werden. Wir könnten die Aufzählung der legislatorischen Errungenschaften noch lange fortsetzen, denn nie ist eine Session fruchtbarer gewesen. Ich erinnere nur an ein so wichtiges und schwieriges Gesetz wie die Vormundschaftsordnung, welches unter anderen Umständen den Hauptinhalt einer ganzen Session hätte bilden können, jetzt aber im Drange anderer Angelegenheiten von noch größerem Interesse fast spurlos an der öffentlichen Aufmerksamkeit vorübergegangen ist. Wir leben nun einmal in einer Zeit des überspanntesten Bedürfnisses nach Reformen auf allen Gebieten des inneren Staatslebens. Die deutsche Einigung sowohl als die Vergrößerung und Neugestaltung des preußischen Staates stellen Ansprüche an die gesetzgeberische Thätigkeit, die geradezu beispiellos in der Geschichte sind. Man sollte aber nicht, wie es von conservativer Seite geschieht, diese Thatsache, welche aus den Ereignissen sich mit Naturnothwendigkeit ergiebt, einem unserer Zeit eigenthümlichen krankhaften Drange zuschreiben, Alles umzuändern und auf den Kopf zu stellen. Es werden auch wieder stillere Zeiten kommen, wo wir die Grundlagen für unser öffentliches Leben, wie sie die heutigen Verhältnisse erfordern, fertiggestellt haben und ruhig an Ausbau und Entwickelung arbeiten können.

So mögen denn jetzt Herren und Abgeordnete mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und erfolgreichen Fleißes in die sauer verdienten Ferien gehen und sich stärken für die in einigen Monaten aufs Neue beginnenden Arbeiten des Reichstages. In Berlin aber wird es still und öde werden, und der stoffbedürftige Journalist kann nur hoffen, daß irgend ein auswärtiges Land die Kosten der politischen Unterhaltung für Europa übernimmt. Von unserm regen parlamentarischen Leben, wie es während fast neun Monaten geherrscht, ist jetzt nichts mehr übrig als die Reichsjustizcommission, welche mit rühmlichem Eifer die ganze lange Civilprozeßordnung durchberathen und sich bereits an den Strafprozeß gemacht hat, auch gesonnen ist, in edler Aufopferung und Entsagung noch länger allen Unbilden des Berliner Sommers zu trotzen. Allein der Fachmann mag ihren Berathungen mit höchstem Interesse folgen, das große Publicum muß darauf verzichten, in die Geheimnisse des juristischen Handwerks einzudringen.

Auch der Bundesrath, der etwas Leben in die politische Windstille zu bringen vermöchte, wird sich in den nächsten Tagen verflüchtigen; über seine Thätigkeit in der letzten Zeit verlautet, daß er die Steuererhöhungsfrage lebhaft und erfolgreich discutirt und zwei der eifrigsten Factoren des socialen Lebens der Neuzeit als die geeignetsten Objecte für diesen Zweck ausersehen habe, nämlich die Börse und das Bier.

Wenn dann auch der Bundesrath der Reichshauptstadt den Rücken gekehrt haben wird, sind wir vollständig in der Zeit der „sauren Gurke“ angelangt.

Das einzige „Ereigniß", welches die allgemeine Stille durchbricht, ist der Proceß Arnim, der nunmehr in zweiter Auflage erscheint. Bekanntlich haben beide Parteien gegen das erstinstanzliche Erkenntniß Berufung eingelegt und das Kammergericht ist zur Stunde, wo wir schreiben, gerade daran, die Angelegenheit in zweiter Instanz zu behandeln. Der dicke Actenstoß wird noch einmal durchgearbeitet und die schlagfertigen Vertheidiger des Grafen legen noch einmal ihre scharfe Lanze zu seinen Gunsten ein. Ob es ihnen gelingen wird, ein günstigeres Urtheil für ihren Clienten zu erzielen, darüber wollen wir gerne keine Prophezeihung aussprechen, wir bezweifeln es aber sehr, selbst gegen die Autorität der vier berühmten ausländischen Juristen, welche die „Arnimschen" ins Treffen geführt haben. Das Interesse an diesem Proceß hat sich begreiflicher Weise sehr abgeschwächt, und es ist im Grunde ziemlich gleichgültig, wie der Gerichtshof urtheilt, zumal der Angeklagte seine Strafe durch die Untersuchungshaft bereits nahezu verbüßt hat. Sein Ruf als Diplomat und Beamter würde auch durch eine etwaige Freisprechung nicht wiederhergestellt werden; politisch und moralisch ist doch gegen ihn entschieden, wenn auch der Strafrichter keine Schuld an ihm entdecken sollte.

D.

Literatur.

Al. v. Humboldt über Varnhagens „Gallerie von Bildnissen". — In der russischen Zeitschrift Otetschestwenija Sapiski (Vaterländische Denkwürdigkeiten) schilderte N. Melgunoff seinen Besuch bei Alexander von Humboldt. Der Artikel ging auch in deutsche Zeitschriften über (Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 37. 1840). Melgunoff berichtete darin:

Humboldt sprach von Varnhagen: — „Das ist," sagte er, „auch ein Mann, der gern Portraits zeichnet, und ohne Zweifel wird ihm Niemand seine große Geschicklichkeit abstreiten. Unlängst hat er eine Gallerie von den Personen herausgegeben, welche zu dem geselligen Kreise seiner Frau gehörten. Er schneidet darin hier und da zwar ins frische Fleisch (il coupe dans les chairs vives)", „doch dies Alles," fügte er lächelnd hinzu, „sind kleine Indiscretionen, die ich ihm seines guten Zweckes wegen gern verzeihe."

Kaum war Melgunoffs Artikel in Deutschland bekannt geworden, so desavouirte Humboldt Varnhagen gegenüber diese ihm zugeschriebene Aeußerung. Am 18. März 1840 schrieb er ihm (Briefe A. v. Humboldts an Varnhagen Nr. 41): „Eine geschmacklose Streitschrift des Herrn Gretsch gegen Melgunoff und gegen das mir ganz unbekannte Buch von König, voll Sibirien, Strangulation, geheimen Fonds und russischem Patriotismus, ein unausstehliches Machwerk! Wollen Sie es lesen, mein Theurer? Denn Sie allein verstehen es ganz. Das Buch könnte mich fast mit Herrn Melgunoff versöhnen, gegen den ich schon einigen Groll gefaßt. Ich habe zwar

keine Erinnerung von ihm und meinem Gespräch mit ihm, aber die Sprache, in der ich zu ihm sprach, muß er sonderbar gedeutet und in die seine übertragen haben, wenn er mich gegen den auftreten läßt, dessen große geistige Gaben und Anmuth des Stils wie der Sitten ich überall preise. Wie ist es glaublich, daß ich gegen Sie ausbrechen werde in der einzigen Unterhaltung, die ich mit einem Manne habe, der mir einen Brief von Ihrer Hand bringt! Wer kennt an mir so unvorsichtige Orinoco-Sitten? —"

Diese Aeußerung sollte aber wohl nur ein calmirender Bleiwasserumschlag auf Varnhagens eitle, leicht reizbare Empfindlichkeit sein. Denn in der That hatte Humboldt schon vier Jahre früher, bald nach dem Erscheinen der erwähnten „Gallerie von Bildnissen," am 25. Mai 1836 auch an Frau v. Wolzogen fast wörtlich dasselbe Urtheil geschrieben.

„Lesen Sie," schreibt er der Freundin in einem bisher unbekannt gebliebenen, uns im Original vorliegenden Briefe, „Varnhagens Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang. Die Briefe von Genz sind wundervoll, die von Caroline Humboldt, so schön sie sind, hätte ich doch weggewünscht, die Gesellschaft mit Graf Tilly, Gualtieri . . . . mißfällt mir. Caroline gehört einer höheren, reineren Sphäre an. Von Burgsdorf steht auch mehr darin, als ich wünschte. Doch seien Sie nicht ängstlich deßhalb. Diese Art, wie ein Ehemann aus intellectueller Ruhmbegier die zartesten Verhältnisse der Gattin, wie das Kind*) (dont le livre est plustot une gest qu'un discours) seine weibliche Unwürde zur Schau giebt, sind Zeichen der Zeit, — nicht der Zeit, die Sie, Edle, so meisterhaft geschildert: Solche Publicität erfreut allerdings nach Jahrhunderten. Wie gewinnt man es aber über sich selbst, wenn die Asche noch kaum erkaltet ist, so rauh einzuschneiden in das, was Fleisch war!" —

Nun, auch Ludmilla hats über sich gewonnen, die „theure, liebe, geistreiche Freundin," wie sie Humboldt öfter nennt, in der von ihr schon in seinem Todesjahre besorgten Ausgabe der „Briefe Humboldts an Varnhagen." Von Humboldts Zweizüngigkeit war übrigens auch der General Friedrich von Gagern überzeugt. Er saß einst in Berlin neben Humboldt zu Tische, und dieser unterhielt ihn von der doppelten Rolle des Malers Vernet, der bald in Paris sich über den russischen Hof, bald in Petersburg sich über den französischen Hof lustig mache. Gagern fügt dieser Erzählung hinzu: „Ich glaube, daß andere Leute eine ähnliche spielen." (Leben Friedrichs von Gagern, von Heinr. v. Gagern. III. 488). J. L.

*) Bettina, „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde." Berlin 1835.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 18. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eduard Mörike.

Von Wilhelm Lang.

In den letzten Tagen, bevor er von der tödtlichen Krankheit befallen wurde, trug sich David Friedrich Strauß mit dem Gedanken, einen biographischen Versuch über Eduard Mörike auszuarbeiten und denselben seinen Ludwigsburgern vorzutragen, in deren Mitte er vor Kurzem zurückgekehrt war. Die Landsleute sollten wissen und schätzen lernen, welch seltener Dichtergenius aus ihrer Mitte hervorgegangen sei. Ihm selbst wäre es eine erquickliche Beschäftigung gewesen, inmitten der verstimmenden Kämpfe, in die ihn der Alte und Neue Glaube verwickelt hatte, ein stilles Asyl, in das er vor dem tobenden Lärm sich zu retten gedachte. Von früher Zeit hatte er den älteren Freund beobachtet, zum Studium gemacht, sich dessen eigener Art erfreut und sie mit so viel Strenge als Liebe beurtheilt. Die gelegentlichen Aeußerungen, die er über Mörike veröffentlicht hat, zeigen, daß er sich ebenso in den innersten Kern von dessen Natur zu versetzen und mit ihr zu empfinden wußte, als ihm die Schranken derselben und ihre Mängel gegenwärtig waren. Der Tod hat ihn verhindert, seinen Vorsatz auszuführen, Jetzt entbehren wir eine Charakteristik aus der competentesten Feder. Strauß stand ihm nahe genug, daß er mit den Bedingungen völlig vertraut war, aus denen ein so eigenartiges Talent erwuchs, und sein Urtheil war andererseits unbestochen genug, auch dem Freunde die Wahrheit nicht zu ersparen. Er stand zu ihm in einem ähnlichen Verhältniß wie zu Justinus Kerner, an den ja auch mehr als eine Seite in Mörikes Wesen erinnert. Freilich der Eine war immer im Verkehr mit allerlei Arten von Menschen, die ganze Welt drückte er an sein weites Herz, während der Andere ängstlich darauf bedacht war, sie sich vom Leibe zu halten. Aber die beiden Ludwigsburger Poeten waren Originale. Darin vor Allem glichen sie sich, daß auf ihrer Persönlichkeit ein eigener poetischer Zauber lag. Man kannte sie nur halb, wenn man nur ihre Gedichte kannte. Bei beiden gehörte die Kenntniß des Menschen dazu, um den Dichter zu verstehen.

Das äußere Leben Mörikes ist freilich einfach genug verlaufen. In sich selbst eingesponnen begehrte er wenig von der Welt. Nur den nächsten

Freunden erschlossen und mittheilsam, kümmerte ihn wenig was draußen vorging. Heiter, voll innerer Freiheit, die ihm widrige Lebenserfahrungen nicht rauben konnten, voll Schalkhaftigkeit und Laune, die er in der Gebrechlichkeit des Leibes sich bewahrte, so verharrte er bis zum Ende in seinem Schneckenhaus, die feinen Fühlfäden fest eingezogen, sich selbst genug in der eigenen Welt, die ihm die ewig bewegliche, immer neue Tochter Jovis zu einem seltsam wunderprächtigen Palast ausschmückte.

Er war am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, als Sohn des dortigen Oberamtsphysicus, achtzehn Jahre jünger als Justinus Kerner, drei Jahre älter als Strauß und Vischer. Zur Theologie bestimmt, kam er mit vierzehn Jahren in eine jener klösterlichen Anstalten Württembergs, deren Vorzüge und Schattenseiten schon so oft beschrieben sind. Für seine Promotion war Urach an der Reihe; wie Blaubeuren in einem verborgenen Waldthal der schwäbischen Alb gelegen. Fächerartig verzweigen sich hier nach allen Seiten die Thalgründe, dichte Buchenwälder bedecken rings die Berge, ihre Stirnen sind mit sonnigen Kalkfelsen bekrönt, auf einem derselben steht die Burg Hohenurach aufgerichtet und hinter ihr aus heimlicher Waldesecke stürzt ein Wasserfall in leichtem Schwung zu Thale. Mörike hat die Reize des geliebten Thals — „Du meines Lebens andere Schwelle! Du meiner tiefsten Kräfte stiller Heerd! Du meiner Liebe Felsennest!“ — in einem seiner schönsten Gedichte besungen, ein Denkmal zugleich und classischer Ausdruck der süßen Gefühle, unter denen empfängliche Jugend Jahr aus Jahr ein in dieser klösterlichen Einsamkeit heranreift.

Im Jahre 1822 traf er mit seiner Promotion im Tübinger Stift ein. Es scheint aber nicht, daß er jemals ernstlich irgend welchen Studien obgelegen hat. Von der Muse berührt, begabt zu allen Künsten, ein musikalisches Talent und mehr noch ein mimisches, wob er schon jetzt eine poetische Welt um sich, zu der nur wenige gleichgestimmte Freunde Zutritt hatten. Als die Eingeweihten schlossen sie sich streng gegen die profane Welt ab, sie ersannen sich eine eigene Mythologie, ein eigenes Fabelland, das sie mit den Gestalten ihrer schwelgerischen Phantasie bevölkerten. Aus dieser Zeit stammt „der letzte König von Orplid“, der später als Schattenspiel seine Stelle im Maler Nolten gefunden hat, wie ihr Ludwig Bauers „Heimlicher Maluff“ und „Orplids letzte Tage“ angehören. Der frühreife Wilhelm Waiblinger, freilich eine ganz andere Natur, war anfangs ein Genosse dieses Kreises, er war gleichen Alters mit Mörike, in demselben Jahre ins Stift getreten. Enger schloß sich dieser an L. Bauer an, der ein Jahr älter war, und der Schilderung, welche Strauß von dem Letzteren entworfen hat, verdanken wir auch einige Federstriche über Mörike, welche zeigen, wie früh sich dieser zu der eigenthümlichen Natur entwickelte, deren Züge seitdem unverändert feststanden.

„Welche Kluft" — schreibt Strauß — „zwischen Mörike, der mit nordisch-ossianischer Sehnsucht in den verödeten Gassen seines selbstgeschaffenen Orplid weilt, und Waiblinger, den sein Genius unwiderstehlich nach dem Süden, zu den Denkmälern römischer Kunst und Größe treibt. Jener so innerlich, daß es ihm schwer wird aus sich herauszukommen; dieser so außer sich, daß er oft genug sich selbst verliert! Jener mit unwiderstehlicher Neigung zum Träumen; dieser mit nie gestillter Sehnsucht nach Gestalten. Der Eine in seinem Schneckenhause sich reinlich aber weichlich gegen die Wirklichkeit verbauend; der Andere in den Strudel des Lebens sich werfend, ohne weder den Kampf noch den Schmutz desselben zu scheuen . . . War Waiblinger imposant, so erschien Mörike räthselhaft. Er blendete schon deswegen nicht, weil er sich entzog. Von dem geheimnißvollen Brunnenstübchen, von dem am Tage künstlich verdunkelten und kerzenerleuchteten Gartenhause, worin er mit seinen Erwählten im Shakespeare lese, oder von Orplid, der Stadt der Götter, sich unterrede, gingen nur dunkele, wunderliche Sagen im Volke. Nun wurde es Einem einmal so gut — das hielt aber schwer —, in seine Nähe zu kommen, und war er ernst, von seinem aus innersten Seelengrunde heraufquellenden Worte getroffen, oder in heiterer Stunde von seinem unvergleichlichen Talente humoristischer Mimik fortgerissen zu werden. Man wußte nicht, wie Einem geschah; an die Geniefrage dachte man gar nicht, so wenig als Mörike selbst daran dachte: das aber wußte man, fast ohne noch seine Gedichte zu kennen, daß hier ein Dichter sei. Ja, Mörike ist für uns Alle, die sein Wesen unmittelbar oder mittelbar berührt hat, das Modell dessen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken. Und wir waren an kein schlechtes Modell gerathen, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man Keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können, daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe hergezogen, sondern so wie sie leiben und leben, mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter." Das war der Eindruck, den Alle von ihm hatten. Noch während der Universitätszeit schrieb Ludwig Bauer an den wegen Krankheit Abwesenden im Ueberschwang jugendlichen Freundschaftgefühls: „Wenn ich an Dich gedenke, ist mirs, wie wenn ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber dies ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelruthe meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. O Eduard, jetzt weiß ich erst, wie lieb ich Dich habe. Die Poesie des Lebens hat sich mir in Dir verkörpert, und Alles was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von Dir an."

Zunächst verlangte die Prosa ihr Recht. Von Tübingen ging es den gewöhnlichen Weg eines württembergischen Theologen. Der geprüfte Candidat wurde Pfarrvicar in verschiedenen Dörfern des Landes, und im Jahre 1834 erhielt er die Pfarrei Cleversulzbach bei Weinsberg. Es ist dasselbe Dorf, in welchem Schillers Mutter begraben liegt. Mörike ließ ihr im Jahre 1837, zur Zeit da Schillers Denkmal in Stuttgart aufgerichtet wurde, einen Denkstein setzen und widmete ihr die Distichen: „Auf das Grab von Schillers Mutter." Schon zwei Jahre, bevor er in das Pfarrhaus zu Cleversulzbach zog, dessen Idylle im „Alten Thurmhahn" verewigt ist, war sein Roman „Maler Nolten" erschienen, ein Jugendwerk, das aber, reich an Erfindung, zugleich eine ungewöhnliche Reife verrieth, in der Mannigfaltigkeit der eigenthümlichen Charaktere, wie in der Kunst der Darstellung. Ein eigener Zauber lag in der kunstvoll behandelten Sprache. Das Tragische und das Komische schien gleichmäßig dieser Dichter zu beherrschen, der seltsam ergreifende Töne anzuschlagen verstand. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der noch nichts von der Welt gesehen, war es ein vielversprechender Anfang, der nicht voraussehen ließ, daß der Dichter nie wieder an einem Stoff von ähnlichem Umfang und ähnlicher Bedeutung sich versuchen werde. Mörike hat später noch andere erzählende Gedichte geschrieben, in Prosa und in Vers, aber sie sind anspruchslos, sie wollen blos erzählen, sie erzählen vortrefflich, aber das ist Alles. In jenem Roman hatte es geschienen, als traue er sich die Kraft zu, an gewaltige Schicksalstoffe, vielleicht an gesellschaftliche Probleme sich zu wagen. Allein diese Saiten hat er nie wieder berührt. Die Lust am Erfinden und Erzählen ist ihm geblieben, aber was er erzählt ist ein heiteres Begebniß, ein Schwank, ein Märchen, ein Idyll. Die Idylle vom Bodensee hat nur ein echter Dichter erfinden können, aber es fehlt ihr der Hintergrund von Hermann und Dorothea.

Die volle Eigenthümlichkeit des Dichters offenbarte sich erst in den Gedichten, deren erste Sammlung 1838 erschien. Im Jahre 1873 erschien die fünfte, ein Hinweis, wie langsam er sich Bahn brach. Vergebens hatte Friedrich Vischer sofort in den hallischen Jahrbüchern auf den Goldgehalt dieser Dichtungen hingewiesen. Nur spät gewann das Publicum ein Verhältniß zu dem Dichter, der in der That in so eigenartiger und fragwürdiger Gestalt hervorgetreten war, daß er eher ein Räthsel aufzugeben als zum Genuß einzuladen schien. Auch die schönste Gabe war wenigstens nicht ohne eine Beimischung von Räthselhaftem. Aus verborgenen Tiefen glänzten die Edelsteine herauf, aber sie ließen sich nicht mit Händen greifen. Wunderbar trifft Mörike den Ton des Volksliedes, wie nur Wenige, aber das frischeste und leichteste Gebilde hat zugleich wieder einen vornehmen hohen Klang, der die Profanen abweist. Man sollte nicht so viel darüber schelten, daß er nicht

populär geworden ist. Er ist wirklich nicht für die große Menge. Die Schönheit seiner Muse ist schlicht und doch fremdartig, sie liegt nicht offen zu Tage, ja sie scheint sich scheu und absichtlich zu verbergen. Sie läßt sich suchen, beglückt überreich den, der sie gefunden, und wer sie dann kunstgerecht zergliedern will, dem zerfließt sie ins Weite.

In den hergebrachten Kategorien war dieser Dichter schwer unterzubringen. Mit der älteren schwäbischen Schule hatte er offenbar kaum einen Zusammenhang. Am ehesten durch die romantischen Elemente seiner Poesie; allein auch sie erscheinen bei ihm in neuer selbständiger Gestalt. Nichts ist überkommen, Alles frei ersonnen. Wo er Romanzen singt, bearbeitet er nicht ältere, gegebene Stoffe, er erfindet sie selber, und er gewinnt so an Stimmung, was an Deutlichkeit der Zeichnung abgeht. Denn in der Stimmung sind diese Bilder immer vortrefflich, auch wenn die Umrisse vor der Einbildungskraft des Lesers unsicher verschweben. Mörike hat das Wunderbare, Traumhafte, das Märchen mehr cultivirt, als irgend einer der schwäbischen Dichter. Allein vom Mittelalter ist in seinen Liedern keine Spur. Nichts von biederen Recken, mächtigen Humpen, Harfenspiel und zarten Ritterfräulein. Der ganze Apparat des Mittelalters, nicht blos die Tendenz, ist abgestreift; nur als reines Spiel der absichtslosen Phantasie tauchen seine Gestalten auf und flattern vorüber, nachdem sie die Seele geisterhaft berührt. Mit seinen Traumgestalten war es übrigens Mörike sozusagen Ernst. Wirklichkeit und Dichtung flossen ihm ineinander. So sehr hatte er sich in seine poetische Welt eingelebt, daß sie ihm als die wirkliche galt. Verborgene Kräfte fühlte er um sich walten, er glaubte an Ahnungen, an einen mystischen Zusammenhang mit den Geistern abgeschiedener oder ferner Personen; aus seinem eigenen Leben konnte er mehr als einen Vorfall dieser Art gläubig erzählen und sich ernsthaft darüber besinnen, wie dies mit den Gesetzen des gemeinen Lebens zusammenhänge. Gespenster pflegten ihn in jedem Hause zu beunruhigen, ihm sprachen die Vögel, die Quellen, der Wind und der Wald, nur daß man freilich nie bei ihm wußte, wo der Dogmatiker aufhörte und der Poet begann, wo der Ernst in Schalkhaftigkeit umschlug. Denn er vermied eine klare Auseinandersetzung zwischen dem naiven Dichter und dem aufgeklärten Denker in ihm. Vielmehr ergötzte ihn das verworrene Spiel, das die beiden in ihm trieben. Und wenn er in witziger Laune war, schonte er sich selber am wenigsten.

Zu jenem romantischen Element seiner Poesie kam aber nun ein anderes, das er noch weniger von den älteren Schwaben überkommen hatte: die zierliche Heiterkeit, die spielende sinnvolle Grazie. Er hatte sie bei den Griechen gelernt, von denen die Elegiker und die Epigrammatiker ihm ganz besonders ans Herz wuchsen. Das Sonett „Antike Poesie“ ist schon aus dem Jahre 1828, seine Distichen an Theokrit von 1837. Im Jahre 1840 gab er eine

„Klassische Blumenlese" heraus, „eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien und Idyllen, Gnomen und Epigrammen von Griechen und Römern". Er übte sich auch selbst in der Uebersetzung namentlich Anakreons und Theokrits, und zumal die späteren Gelegenheitsgedichte sind ganz im Geiste dieser Vorbilder erfunden und ausgeführt. Aber etwas von diesem Sinn für graziöse Form ist seinen Liedern überhaupt eigen; auch wenn er ein phantastisches Märchen erzählt, ist es von einem Strahl classischen Formensinnes durchleuchtet, selbst das Märchen vom „Sicheren Mann" ist in das homerische Versmaß gegossen, und so wird denn, wenn man überhaupt die Ingredienzien seiner Poesie am Finger herzählen will, gesagt werden können: auf dem Boden des Volksliedes breitet sich eine phantastische Traumwelt aus, die aber durch die Form der Antike gebändigt und zur Schönheit bezwungen ist: die Mischung dieser Elemente, das war eben seine Eigenthümlichkeit, seine dichterische Individualität.

Auch so noch umspannte diese Poesie ein Gebiet von nur mäßigem Umfang. Die Welt der Wirklichkeit dichterisch zu gestalten, war ihm nicht gegeben. Wie er in sich selbst, eine reine harmonische Natur, nichts von Kämpfen wußte, so griff auch seine Muse nichts an, das sie erst hätte bewältigen müssen. Strauß nannte ihn einen Schmetterling. „Wir möchten Mörike", schrieb er schon vor dreißig Jahren, „stärkere Assimilationsorgane, oder um es richtig zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungsorgane wünschen. Die rauhe rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlicher Schale ist unserem zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat." Die Freunde haben Mörike nicht verwöhnt, sie ließen es nicht an Rath und Aufmunterung fehlen. Aber versuch es bei dem Vogel, der in den Zweigen singt, mit wohlgemeinten Rathschlägen! Mörike wäre nicht Mörike gewesen, wenn er sich wirklich an die harte Nuß hätte machen wollen. Alles äußere Begebniß war für ihn nicht vorhanden; die Zeit, in der er lebte, hat keinerlei Spur in seine Dichtungen eingedrückt. Es soll nicht als Tadel gesagt sein, aber es ist charakteristisch, daß die fünfzig Jahre Weltgeschichte, die der Dichter miterlebte, daß die Kämpfe der Zeitgenossen, des Vaterlandes Sorgen, Leiden und Triumphe ihm auch nicht eine Zeile zu entlocken vermochten. Und doch war er nicht theilnahmlos. Man weiß durch Paul Heyse, daß Mörike über der Politik mit seinem demokratischen Freund Hermann Kurz zerfiel. Doch seine Muse hielt er rein und frei von solcher Berührung. Zeitlos, träumend von anderen Sternen, ging sie durch diese Welt.

Volle Gaben hat sie gespendet, aber seltene. Mörikes Dichterquell ist kein reichsprudelnder gewesen: die späteren Ausgaben haben nicht sehr erhebliche Bereicherungen erfahren. Um die Wahrheit zu sagen: die Willenskraft ist

unter den Eigenschaften des liebenswürdigen Dichters nicht die vornehmste gewesen. Er rief die Muse niemals heran, noch suchte er die widerstrebende festzuhalten; vielmehr wartete er die glückliche Stunde ab, da ihm die Göttin erschien. Er dichtete, wenn er bei Laune war; alle seine Lieder sind, im Goetheschen Sinne, Gelegenheitsgedichte. Was er außerdem schrieb, geht in wenige Bändchen zusammen: eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen unter dem Titel „Iris“ (1839), die Idylle vom Bodensee (1846), das Stuttgarter Hutzelmännlein (1853), Mozart auf der Reise nach Prag (1856), vier Erzählungen (1856), dazu noch Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie und den Elegikern; das ist Alles. Auch die Beschwerden des Leibes mochten sein Schaffen vielfach hemmen. Kränklichkeit, und wohl auch Mangel an innerer Neigung, hatten ihn veranlaßt, die Pfarrerstelle in Cleversulzbach aufzugeben. Die nächste Zeit hielt er sich in Hall, später in Mergentheim auf. Später wurde ihm eine Lehrstelle für deutsche Literatur am Katharinenstift in Stuttgart, einer Erziehungsanstalt für Töchter, übertragen, die er bis zum Jahre 1866 bekleidete. Von da an lebte er zumeist in ländlicher Abgeschiedenheit in den Städtchen Lorch und Nürtingen, über die Grenzen Schwabens ist er nicht hinausgekommen, und die letzten Jahre brachte er wieder in Stuttgart zu, fast völlig vereinsamt, in seinen Griechen übersetzend, zuweilen durch kleine poetische Gaben die wenigen Freunde erfreuend, und in der letzten Zeit noch mit dem Plane beschäftigt, eine zweite, theilweise umgearbeitete Ausgabe des „Maler Nolten“ zu veranstalten. Sorge, häusliches Ungemach und Krankheit haben ihn bis zuletzt heimgesucht, dem Adel seiner Seele vermochten sie nichts anzuhaben. Er war ein seltener Mensch und ein Dichter von Gottes Gnaden, der dem geistigen Besitz unseres Volkes echte, unvergängliche Perlen hinzugefügt hat.

Die Vorbildung der Geistlichen.

Von Janus.

Die Nummer 16. dieser Zeitschrift brachte einen Aufsatz über „den Theologenmangel und die Zukunft der theologischen Facultäten“, in welchem die Auflösung der letzteren befürwortet wurde. Es war damit erstmals ein Gedanke zur öffentlichen Besprechung gebracht, der Vielen längst im Sinne lag, und der sicher einmal angeregt, nicht wieder zur Ruhe kommen wird, bis er irgendwie Verwirklichung gefunden hat. Je ernstlicher man jenen Vorschlag von den verschiedensten Seiten aus erwägt, desto entschiedener empfiehlt er sich. Daß der Staat, der jetzt eben im Begriff steht, seine bisherigen engeren Beziehun-

gen zu den privilegirten Kirchengesellschaften aufzuheben, ohne Selbstwiderspruch künftig nicht mehr Facultäten zur Ausbildung der Diener zweier besonderen Confessionen halten darf, das ist ja wohl eine Jedermann einleuchtende, fast selbstverständliche Wahrheit. Kommt dann noch hinzu, daß innerhalb jeder der beiden Confessionen der Gegensatz der Richtungen zwischen Alt- und Neugläubigen ein so schroffer und unversöhnlicher wird, wie dies eben seit den letzten Jahren in beiden Kirchen der Fall ist, so wird es ja dem Staate geradezu unmöglich, bei der Besetzung der theologischen Facultäten diejenige Unparteilichkeit zu bewahren, die doch in Zeiten erregter religiöser Leidenschaften für den Staat geradezu erste Pflicht einer weisen Politik sein muß.

Dieser Grund fällt allein schon so stark ins Gewicht, daß schon von hier aus angesehen, die Aufhebung der theologischen Facultäten von Regierungen und Volksvertretungen alles Ernstes ins Auge gefaßt zu werden verdient. Wir mögen uns ja immerhin der Ueberlegenheit unserer deutschen Kirchenpolitik über die italienische rühmen; aber Etwas von den klugen Italienern zu lernen dürfte denn doch auch uns schwerfälligen Germanen gar nichts schaden. Möchten also die Leiter unserer inneren Politik doch auch einmal etwas eingehender die Frage studiren, ob denn nicht am Ende doch dieselben Gründe, welche im neuen Italien für Aufhebung der theologischen Facultäten sprachen, auch im neuen deutschen Reich ebenso entschieden dafür sprechen dürfen, rein vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet.

Allein dieser Gesichtspunkt ist nach unserer Ansicht noch nicht der einzige. Außer dem Interesse des Staats, spricht auch dasjenige der Universität oder Wissenschaft und sogar das des religiösen Volkslebens für die Aenderung der bisherigen Weise der Vorbildung der Geistlichen.

Daß unser Universitätswesen an tiefgehenden Mängeln leidet, welche dringend der Abhülfe bedürfen, soll nicht der Nutzen dieser Bildungsanstalten für die Zukunft arg verkümmert werden, das ist ja wohl von allen competenten Stimmen gegenwärtig anerkannt. Ebenso ist auch darüber kaum ein Zweifel, daß unter den der Abhülfe bedürftigen Mängeln die zunftmäßige Absperrung der Facultäten und der Disciplinen gegeneinander nicht der kleinste und letzte ist. Nun scheint uns aber dieser Zunftcharakter bei keinem Fach so groß und schlimm zu sei, als bei der Religionswissenschaft. Die Religion ist in der Wirklichkeit des Menschenlebens eine Erscheinung von nichts weniger als isolirtem Charakter; sie greift thatsächlich, empfangend wie gebend, in alle andern Lebensgebiete ein und zwar oft genug als ein Hauptfactor ihrer Gestaltung und Entwickelung. Die politische und Culturgeschichte läßt sich ohne sie gar nicht verstehen; sie steht mit der Philosophie bald im Bund bald im Gegensatz; sie greift tief ein in die Geschichte der Sprachbildung und der Poesie der Völker; sie spielt in der Geschichte der Erziehung und des Schulwesens

eine hervorragende Rolle; sie übt auf die Bildung des Rechtsbewußtseins und der Rechtsinstitutionen zeitweise einen wichtigen Einfluß; selbst in der Geschichte der Medicin wäre es nicht schwer, ihre Spuren aufzuweisen. Historiker also, Philosophen und Philologen, Pädagogen und Juristen und fast auch Mediciner — sie alle hätten eigentlich Grund, sich für die Religionswissenschaft zu interessiren. Warum thun sie es doch factisch nicht? — weil dieselbe ihnen nur als theologische Zunftweisheit entgegentritt! Eingeengt in die Grenzpfähle einer besonderen Facultät, welche durch ihren praktischen Zweck als Bildungsanstalt für die Diener der einzelnen Kirchen, an deren particuläre Interessen und Statuten gebunden ist, kann natürlich die Wissenschaft der Religion kaum anders als von engen und einseitigen Gesichtspunkten aus behandelt werden. Daraus ergiebt sich aber die nothwendige Folge, daß die in solcher Zunftweisheit gebildeten Religionsdiener ihr Leben lang eine einseitige und verschrobene Ansicht über Religion und Kirche und deren Verhältniß zu Wissenschaft, Staat, Gesellschaft und dergleichen behalten, daß ihnen die wirkliche Welt, in der sie leben und wirken sollen, von Anfang und für immer ganz fremd und unverständlich ist, daß ihnen das irdische Vaterland, dessen Bürger sie miterziehen sollen, dem himmlischen gegenüber ganz werthlos ist. Ebenso natürlich ist es aber auch auf der andern Seite, daß die meisten Nichttheologen sich um eine zünftige Theologie nichts kümmern und in Folge dessen dann freilich von religiösen Dingen überhaupt nur eben soviel wissen, als sie von den dunklen Erinnerungen ihrer Schulzeit her noch etwa zufällig behalten haben. Begreiflich ist dies Alles recht gut; aber gut und heilsam ist es gewiß nicht, am wenigsten in unserer kirchlich so bewegten Zeit. Wie können denn die Männer, die sich über dieses ganze Gebiet nie klare und wissenschaftlich begründete Ansichten gebildet haben, in richtiger Weise in den kirchlichen Kämpfen mitrathen und thaten? Oder wie Viele unter den am kirchlichen Kampf betheiligten Nichttheologen mögen es wohl sein, die jemals es der Mühe werth fanden, die Entstehung und die Entwickelung der christlichen Religion und Kirche zum Gegenstand eines über die Schulcompendien und über das Conversationslexicon hinausgehenden Studiums zu machen? Nein, man ist ja von der Universität her nicht anders gewohnt, als daß diese Dinge Niemanden etwas angehen, als eben nur den Fachtheologen; dazu sind ja eben die theologischen Facultäten da, um das eben ausschließliche Privilegium auf alle diese Wissenszweige zu haben und anderen Leuten das unbequeme Nachdenken darüber zu ersparen! Wie nun aber, wenn gerade die Fachtheologen meistens jene Fragen eben nicht rein wissenschaftlich geschichtlich, sondern vielmehr nach feststehenden dogmatischen Voraussetzungen und im Dienste der apologetischen Interessen ihrer Kirchen behandeln, also von einem Standpunkt aus, der zum Geist der Gegenwart in so schneidendem Wider-

spruch steht, daß in seinem Lichte betrachtet, die heutige Kirchenpolitik des Staates fast nur als sacrilegischer Frevel erscheint? Denn man bedenke wohl, daß eine derartige kirchlich gebundene Theologie, wie sie an fast allen Facultäten gelehrt wird, jene Autonomie der Schule und Wissenschaft, der Ehe und des Staates, wie sie unsere Zeit kategorisch fordert, nun und nimmer zugeben kann, ohne ihren eigensten Voraussetzungen von der Kirche als ausschließlicher Inhaberin der Wahrheit und Gerechtigkeit ungetreu zu werden! Zu welch heilloser Verwirrung der Geister muß es am Ende führen, wenn ein Theil der künftigen Volkserzieher an der staatlichen Hochschule, also im Namen und Auftrag des Staates selbst, zu Anschauungen herangebildet wird, die denen des Staates selbst und den Principien seiner Gesetzgebung und Praxis diametral widersprechen?

Wir wissen nun zwar wohl, daß unter den fachmäßigen Theologen nicht alle an jener kirchlichen Gebundenheit leiden, sondern daß auch Einzelne und sogar einige ganze Facultäten liberale Theologie treiben. Aber wer kann es verkennen, daß die Stellung dieser liberalen Theologen gegenwärtig höchst precär, ihr öffentlicher Einfluß sogut wie ganz verschwindend ist? Welcherlei Gründe auch zu dieser auffallenden Erscheinung mitgewirkt haben mögen — leugnen läßt sie sich nicht wohl. Und vielleicht sind doch auch die liberalen Theologen selbst dabei nicht ohne Schuld. Ihre steten Versicherungen, sich mit der Kirche der Apostel und Reformatoren in wesentlichem Einklang zu wissen, mögen sie immerhin subjectiv ganz wahr und von den edelsten Motiven der Pietät gegen das geschichtlich Bestehende eingegeben sein, sind doch ein schwacher Punkt, die eigentliche Achillesferse ihrer Stellung in der Gegenwart. So lange sie daran festhalten, werden sie immer den Orthodoxen gegenüber dieselbe unhaltbare Position einnehmen, wie sie Luther bei der Leipziger Disputation gegen Eck einnahm, ehe er mit der Autorität der Concilien rund und offen zu brechen wagte. Ueberdies werden sie der studirenden Jugend gegenüber, welche für gar zu feine dialectische Distinctionen wenig Sinn und noch weniger Geschmack zu haben pflegt, stets mit dem Odium der Unklarheit, wo nicht einem noch schlimmeren, behaftet sein. Und während alle ihre Bemühungen um kirchliche Anerkennung und Gleichberechtigung von orthodoxer Seite stets nur mit höhnischem Protest zurückgewiesen werden, verscherzen sie nur immer mehr auch das Vertrauen der gebildeten Welt, die sich nun einmal schwer davon überzeugen kann, daß man zugleich und gleich gut im Dienste der Kirche und der Wissenschaft stehen könne; die ihnen daher im günstigsten Falle jene gnädige Duldung zu gut kommen läßt, welche sich vorbehält, „im Stillen über die Halben und Gesprenkelten zu lächeln". Wir können kaum glauben, daß diese Situation der liberalen Theologen eine so angenehme sei, um ihre Verlängerung wünschenswerth erscheinen zu lassen;

wir sollten daher meinen, daß ihnen der Gedanke eines Uebergehens in die von keiner Kirche mehr gebundene philosophische Facultät sich wohl empfehlen dürfte. Immerhin wäre es interessant, über diese Frage auch einmal aus der Mitte der liberalen Theologen eine Stimme zu vernehmen, wozu wir hiermit Anlaß geben möchten.

Was aber ferner die orthodoxen Theologen betrifft, so werden diese hoffentlich am wenigsten sich beschweren wollen, wenn man ihr stetes Verlangen, die Wissenschaft solle den Glauben unbehelligt lassen, nun einmal so gründlich erfüllt, wie es eben durch Aufhebung der theologischen Facultäten geschehen würde. Ihre Kirchenlichter haben von Katheder und Kanzel aus so unermüdlich versichert, daß die menschliche Vernunft grundverderbt und die weltliche Wissenschaft grundverkehrt sei, daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn die Gesellschaft die Consequenzen aus diesen Sätzen in der Art zieht, daß sie das Tischtuch zwischen Kirchenglauben und Wissenschaft oder Universität definitiv entzwei schneidet. Und wenn es wahr ist, was man stets von jener Seite hörte, daß die Brust den Theologen mache (Pectus est, quod facit theologum), so wird ja wohl der volle kräftige Brustton in der frischen Luft des bewegten Menschenlebens noch besser gedeihen, als in der gepreßten Luft der theologischen Hörsäle. Im Ernst, wir halten einen einfachen, natürlichen und unbefangenen Herzensglauben für ebenso berechtigt und menschlich schön, wie irgend eine wissenschaftliche Bildung; und es mag auch ganz wohl sein, daß solch ein Glaube bei der großen Mehrzahl der Menschen ohne wissenschaftliche Ausstaffirung lebendiger und gesünder sich erhält als mit ihr. Unschön aber und geradezu schädlich finden wir nur den Glauben, der seine natürliche Gestalt in den Schnürleib einer falschen Wissenschaft, einer theologischen Scholastik, einpressen läßt, und seine frische Naturfarbe mit der Schminke einer auf Theatereffecte berechneten Apologetik verdirbt.

Damit sind wir schon auf einen weiteren Hauptpunkt gekommen: auch dem religiösen Volksleben würde der besprochene Vorschlag nicht nur nicht schaden, vielmehr mehrfach nützen. Wenn man sich fragt, woher doch wohl die auffallende Abnahme des Einflusses der (besonders protestantischen) Geistlichen auf das Volk zu erklären sei, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß die jetzige Vorbildung der Geistlichen eine unrichtige sein müsse. Und zwar will uns scheinen, sie sei theils zu hoch, theils zu nieder, durchweg aber dem lebendigen Volksbewußtsein zu weit entfremdet.

Was man auf dem Lande vom Pastor begehrt, ist vor allem ein warmes Herz für des Volkes Wohl und Wehe in geistiger wie auch leiblicher Hinsicht, ein eingehendes Verständniß für seine Denk- und Lebensart, für seine Sitten, Bräuche, Meinungen und Vorurtheile, ein kluger Tact in Behandlung der verschiedenen Menschen und Stände, endlich ein gewisses Decorum in allen kirch-

lichen Dingen. Zu all dem bedarf es nun eigentlich keiner akademisch-theologischen Vorbildung, die vielmehr jenen Eigenschaften oft mehr schädlich als förderlich sein dürfte. Ist es doch bekanntlich eine häufige Erscheinung, daß Candidaten, die in Folge allzu jovialer Studienzeit ihr theologisches Examen höchst nothdürftig bestanden haben und auf eine abgelegene Dorfpfarre geschickt wurden, sich hier binnen kürzester Zeit als vortreffliche Pastoren erweisen; während umgekehrt Andere, die den Kopf mit theologischer Schulweisheit angefüllt haben, für die praktischen Bedürfnisse ihrer Gemeinden häufig wenig Sinn haben und den richtigen Ton in deren Behandlung nur schwer und spät, wenn überhaupt je, finden lernen. Solche Erfahrungen lassen den Werth und die Nothwendigkeit der akademischen Vorbildung für die ländliche Pfarrgeistlichkeit höchst zweifelhaft erscheinen. Wie wäre es nun, wenn man bei dem immer stärker werdenden Theologenmangel den Lehrern an den Volksschulen die Möglichkeit eröffnete, Landpastoren zu werden? Faktisch sind sie es ja schon jetzt nicht selten, indem sie nicht nur den Religionsunterricht in der Schule haben, sondern auch in den Filialkirchen den Pastor ganz vertreten. Es würde sich also einfach darum handeln, durch gesetzliche Bestimmungen ihnen die selbständige Führung eines Pfarramtes zu ermöglichen und die hierzu etwa noch nöthige Ergänzung ihrer Seminarbildung ihnen leicht zugänglich zu machen. Ein halbjähriger oder höchstens einjähriger Curs an einem Predigerseminar oder als Pfarrgehülfe bei einem älteren erfahrenen Geistlichen könnte hierzu reichlich ausreichen. Der Vortheil dieser Einrichtung wäre aber ein mannigfacher. Nicht nur würde sie dem Theologenmangel aufs Einfachste abhelfen; sie würde auch die bedauerliche Kluft zwischen Schule und Kirche wieder überbrücken. Der Lehrer, der wüßte, daß ihm selber jederzeit der Weg ins Pfarrhaus offen stehe, würde von selbst bald aufhören, sich dem geistlichen Stande wie einer feindseligen Macht entgegenzustellen, würde sich vielmehr bald mit demselben solidarisch verbunden fühlen. Zugleich wäre aber die so hergestellte Verbindung von Kirche und Schule frei von all den mißlichen Folgen, welche die früher bestandene oft hatte; der in Mitte des Volkslebens aufgewachsene, ihm wie entfremdet gewordene, blos durch Seminar und Volksschule hindurch gegangene Lehrerpastor, würde wohl keinerlei Neigung zu staatsfeindlichen Umtrieben verspüren und würde schon als ein self-made-man mehr Selbständigkeit kirchlichen Oberen gegenüber besitzen, als dies jetzt bei der niederen Geistlichkeit beider Kirchen meistens der Fall ist. Und, was die Hauptsache ist, es würden solche Pastoren, die mit dem Volke schon durch das Medium der Schule in so inniger Fühlung blieben und durch keine specifisch höhere Bildung seinem Bildungskreis entfremdet wären, sein Vertrauen von Anfang an viel leichter gewinnen und wären so im Stande, den schwindenden Einfluß des Pfarramtes auf Volkserziehung wieder herzustellen.

Während wir also eine akademische Vorbildung überhaupt für viele Landpfarrer nur als überflüssigen Luxusartikel betrachten, glauben wir andererseits, daß für städtische Geistliche diejenige specifisch theologische Bildung, wie sie an den theologischen Facultäten überliefert wird, durchaus ungenügend, ja zweckwidrig sei. Denn die gebildete städtische Bevölkerung verlangt von ihren Geistlichen durchaus eine der ihrigen ebenbürtige humane Bildung. Diese aber liegt von der theologischen Fachgelehrsamkeit sehr weit ab und fällt fast ganz mit demjenigen Bildungsgebiet zusammen, wie es die höheren (humanistischen) Schulmänner sich anzueignen pflegen. Es gehört dazu die Kenntniß der antiken und modernen (deutschen) classischen Literatur, der Geschichte und der Philosophie. In diesen Stücken sollte ein städtischer Geistlicher nicht etwa nur so nebenher bekannt, sondern gründlich bewandert sein, wenn er als Ebenbürtiger mit den Besten der Gemeinde auf gleichem Fuße verkehren will; und ohne das fehlte es ja seinem amtlichen Wirken an allem Boden. Ueberdies bietet eine solche humane Bildung auch die beste Garantie dafür, daß der Geistliche seine einflußreiche Stellung nicht in inhumaner Weise mißbrauche. Staat und Gesellschaft haben also das Recht, eine derartige akademische Vorbildung zur Bedingung für das höhere, städtische Kirchenamt zu machen. Zu ihrer Erlangung bedarf es aber wieder keiner theologischen Facultät, sondern einfach eines Curses an der philosophischen Facultät, zumal wenn diese unter ihren Disciplinen neben der classischen auch biblische Exegese und neben der Weltgeschichte auch Kirchengeschichte aufgenommen haben wird.

Ist nun hiernach der Bildungsgang für den höheren Lehrer und für den höheren Geistlichen so ziemlich derselbe, so bietet sich auf dieser Stufe wieder die Möglichkeit eines ähnlichen Ueberganges vom einen zum andern, wie zwischen dem Volksschullehrer und dem ländlichen Pastor. Und das hat wieder seine mannigfachen Vortheile. Es braucht dann nicht mehr der Abiturient gleich beim Betreten der Universität sich für Theologie oder Philologie zu entscheiden, sondern er wird in voller Unbefangenheit so studiren, daß ihm nachher der Weg ins Lehr- oder geistliche Fach offen steht; es wird dann auch nicht mehr der Candidat sich schon mit jenem specifisch geistlichen Nimbus umgeben zu müssen meinen, wie er ein so häßliches Attribut der meisten neumodischen Candidaten zu sein pflegt. Und auch später noch wird dem Lehrer der Rückzug ins geistliche Amt, dem Geistlichen der in ein Schulamt jederzeit offen stehen, was für den Einen, wie den Andern unter Umständen willkommen sein dürfte. So werden dann jene feinsinnigen und wohlwollenden Pfarrherren aus der guten alten Zeit wieder häufiger werden, welchen ihr Schiller und Goethe so vertraut war, wie ihr Gesangbuch, oder welchen ein schöner Spruch aus Horaz und Virgil näher lag, als eine Fluchformel aus dem Syllabus. Freilich das sind für die heutige Generation unerhörte Dinge aus

antediluvianischer Zeit; antediluvianisch war sie auch, denn sie lag jenseits der leidigen Sündfluth kirchlicher Reaction.

In der That dürfte die wesentliche Gleichartigkeit der akademischen Vorbildung für Geistliche und Lehrer von unschätzbarem Segen für beide Theile sein. Sie würde Christianismus und Humanismus wieder in die enge Verbindung bringen, in welcher beide von Gott- und Rechtswegen immer stehen sollten, und welche nur durch ein künstlich zurechtgemachtes Kirchlichkeitssystem abgebrochen wurde. In dieser Verbindung würden die Religionsdiener ihren Vernunft- und Welthaß verlernen, der ebenso sehr gegen den Sinn der großen alten Kirchenlehrer (der griechischen Logoslehrer z. B.) ist, wie er dem modernen Bewußtsein nun einmal so unerträglich erscheint, daß dieses, vor das Dilemma: Christianismus oder Humanismus? gestellt, letzterem sicher den Vorzug geben würde. Aber auch die Schulmänner könnten aus dieser Verbindung mannigfachen Nutzen ziehen und Einseitigkeiten, die sich immer fataler fühlbar machen, verbessern lernen.

Denn wer mag es leugnen: auch in der Vorbildung der Philologen steht nicht Alles so, wie es sollte? Wenn diese jungen Herren ins praktische Schulamt kommen, so wissen sie sich viel mit allerlei Conjecturalkritik, vergleichender Grammatik und dgl., aber daß sie den Geist des Alterthums der Jugend aufschlössen und an demselben das jugendliche Gemüth mit Liebe zum Wahren, Schönen und Guten überhaupt erfüllten, daran fehlt es jetzt leider mehr denn je. Es ist eben im Grunde hier derselbe Formalismus, der über dem Buchstaben den Geist vergißt, wie bei den Theologen, die in den scholastischen Bekenntnißformeln die Religion ersticken. Darum, meine ich, könnte es den Schulmännern nur nützlich sein, wenn sie schon von der Universität her auf die erziehende, charakterbildende Aufgabe der Schule directer hingewiesen würden, als dies jetzt der Fall zu sein pflegt. Dazu würde aber ganz besonders auch dies beitragen, wenn sie schon bei den akademischen Studien auf die große Erziehungsanstalt der Menschheit, auf die Religionsgeschichte, eine nähere Aufmerksamkeit richteten. Es führt uns das auf das schon Bemerkte zurück. Die Religion ist in der Wirklichkeit des Lebens eine Macht, die sich nichts weniger als isoliren läßt, die vielmehr in alle Gebiete eingreift. Ob in segensreicher Art, das hängt zumeist davon ab, daß sie gepflegt wird im Sinne jenes schönen Heidenwortes: Nil humani a me alienum puto, oder des Apostelwortes: Alles ist euer, ihr aber seid Gottes; es hängt m. a. W. davon ab, daß die Religion in lebendiger Wechselwirkung mit allen Seiten des Menschenlebens stehe, von allen ebenso gesunde Einflüsse empfangend, als sie alle mit ihrer ethisirenden Kraft veredelnd. Statt nun aber diese Wechselwirkung auf jede Weise zu fördern, schließt man die künftigen Religionsdiener in die Hürde einer Facultät ein, welche (schon um ihr Pri-

vilegium auf absonderliche Weisheit zu documentiren) ihren Gesichtskreis in einer durch ein Jahrtausend von uns geschiedenen Vergangenheit nimmt, welche ihren Schülern die Controversen über die drei Personen der Trinität und über die zwei Naturen Christi als höchste Wissensprobleme vordocirt, und welche die künftigen Volkserzieher mit der Ueberzeugung von der totalen Verdorbenheit und Verfinsterung der menschlichen Vernunft erfüllt! Ist es da noch ein Wunder, wenn zwischen Kirche und Schule, zwischen Religionsunterricht und profanem Unterricht die Kluft immer gähnender wird? wenn die zwischen solchen Gegensätzen hin- und hergezerrte Jugend bald den Glauben an alle Wahrheit verliert und in jene Stimmung geräth, wie sie auf unsern Schulen immer häufiger sich findet, in eine Blasirtheit, die das Gegentheil alles Idealismus, aller Virtus ist?

Wer es gut und redlich meint mit unserer Jugend und mit der Zukunft unseres Volkes, muß wünschen, daß hier bald der Hebel des Culturkampfes angesetzt werde, sonst könnte am Ende aller politische Kampf doch nur zu ephemeren und scheinbaren Erfolgen führen. Also — videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica!

Russische Truppen in Mittelasien.

Unter den fünf Mächten, in deren Hand die alten Publicisten die Geschicke der Welt legten, waren der König von Abessinien und der Chan der Tataren nicht die letzten. Während jenem das fabelhafte Afrika gehorchte, war diesem das ganze weite Asien unterworfen, soweit es nicht dem Schah von Persien gehörte. Die Vorstellungen verliefen sich fast in das Mythische, der Maßstab der Macht war der der räumlichen Ausdehnung. Selbst so umsichtige Staatsmänner, wie Rusdorf im siebzehnten Jahrhundert hielten daran fest, und bis in die neueste Zeit hatte sich beim gemeinen Manne die Tradition von einer gewaltigen Heeresmacht im Herzen Asiens erhalten, die den europäischen Waffen gewachsen sei, eine Ueberlieferung, die vielleicht ihre letzten Wurzeln in den Zügen Solimans hat. Es waren die Völker, die „hinten weit in der Türkei" aufeinanderschlugen. Der Besuch des Schah von Persien, die Flucht der Chiwesen, der Sieg von Magdala haben diesen alten Aberglauben für immer zu nichte gemacht. Die beiden großen internationalen Mächte der Gegenwart haben rasch mit den Ueberbleibseln dieser sagenhaften Herrlichkeit aufgeräumt; zwei kurze Sommerfeldzüge genügten, sie zu stürzen. Dem englischen Sieg über Habesch war bald der russische über Chiwa gefolgt.

Die Umsicht der russischen Führer, wie die Ausdauer ihrer Truppen haben allenthalben die gerechte, wenn auch nicht neidlose, Anerkennung gefunden. Wenn man die Schwierigkeiten ins Auge faßt, welche Klima und Natur des Bodens dem Unternehmen entgegenstellten, so wird man in der bekannten Geschichte vielleicht nur ein Analogon finden, den Zug des Kambyses durch die lybische Wüste nach der Oase von Siuah. Die Mühsale waren bei weitem bedeutender als in irgend einem der letzten Barbarenkriege, mögen wir an das gestrüppreiche Terrain des Aschantifeldzuges oder an die Lavabetten der Modocs denken, an Sir Samuel Bakers Züge in den Nilgebirgen oder an die Atchinesen. In diesem eigenartigen Feldzuge haben sich die russischen Truppen entschieden Ruhm erworben, weniger wegen der Bezwingung eines Feindes, der kaum Stand hielt, als wegen der Ueberwindung jener natürlichen Hindernisse. Nicht mehr sichert die wasserlose Steppe dem turkmenischen Räuber Straflosigkeit zu; in diesen weiten Strichen hat sich der russische Name durch diese gelungene Unternehmung eine Bedeutung verschafft, die England unmöglich gleichgültig übersehen kann.

In diesen Tagen, in denen die europäische Presse den Gedanken einer englisch-russischen Allianz hin und her wendet, ist man besonders versucht, um hier den rechten Maßstab zu gewinnen, Historie und politische Traditionen wieder hervorzuholen. Zum mindesten zweifelnd wird man die Gründe zu Gunsten eines solchen Projectes betrachten, immer wird man sich sagen müssen, wie wenig gemeinsam doch, von einzelnen Fällen abgesehen, die Interessen beider Länder sind, wie gerade der Punkt, an dem sie sich voraussichtlich einmal räumlich berühren werden, sie für immer trennen wird: Mittelasien. Die Furcht vor einem Zusammenstoße an den indischen Grenzgebirgen gegen Norden hat in den letzten Jahren wieder neue Nahrung gewonnen und sie wird nicht erlöschen, so lange England an der Herrschaft über den indischen Handel gelegen ist. Denn hierin liegt der Grund jener neidischen Aufmerksamkeit, mit der man in London die Politik der Russen in Centralasien verfolgt, ihre Bündnisse mit den Hordenführern der Steppe, ihren freundlichen Verkehr mit Persien. Es war gewiß richtig, wenn nach der Unterjochung Chiwas durch die Russen die englische Presse mit sauersüßer Miene versicherte, daß das Ereigniß für England kein unmittelbares Interesse habe. Seine Beziehungen zum Chanat waren allerdings sehr unbedeutend, weder in Freundschaft noch in Feindschaft trat es England nahe. Waren es doch nur Sklaven, mit denen der Steppenstaat Handel trieb und fand doch England damals gerade in seinen Bemühungen, den Menschenhandel an der afrikanischen Ostküste zu unterdrücken, daß dies ein mehr kostspieliges, als ersprießliches Geschäft sei. Indeß ließen die Zeitungen doch

die Behauptung weniger Optimisten, daß das Vordringen der Russen in Centralasien ein reiner Gewinn für England sei, da Rußland die Tatarei der Civilisation erschließe, nur mit Vorbehalt gelten. Während Indien, meinte man, jedem Reisenden geöffnet ist, bleibt das russische Turkestan jedem Britten verschlossen, da die russische Handelspolitik ausschließlich danach strebt, das Gebiet ihrer Monopole zu erweitern. So hatte Rußland in allen neuerworbenen Provinzen Prohibitivzölle gegen die englischen Waaren eingeführt, und selbst dem unabhängigen Buchara verstand es mercantile Fesseln anzulegen. Die russische Presse machte damals kein Hehl, daß es ihr um die Gewinnung neuer Handelsgebiete zu thun sei, und so sehr man sich in England bemühte, dies um des guten Friedens willen zu ignoriren: der erneute Versuch, die mittelasiatischen Märkte zu monopolisiren, erfüllte die kaufmännischen Kreise Englands — und welche Ausdehnung haben diese nicht — mit Haß und Besorgniß, gegen welche das damals noch im Gerücht erst vorhandene Project einer Familienverbindung durchaus kein Gegenwicht bildete. Es ist auch ganz erklärlich, daß Handelsinteressen in Ländern so primitiver Natur die erste Rolle spielen.

Man war sich in England gleich im Januar 1873 klar, als Graf Schuwalow in vertraulicher Sendung von Petersburg eintraf, welche Stellung man einzunehmen habe. Gleich damals erklärten einflußreiche englische Blätter, daß man eine „Nichtinterventionspolitik" festhalten werde, so lange nicht Afghanistan oder die Fürstenthümer am oberen Amur und Sir, welche letzteren von Afghanistan als botmäßige Landschaften betrachtet wurden, bedroht wären. Darauf ist man denn im Laufe des nächsten Halbjahrs in England immer wieder zurückgekommen, ohne daß die faule Friedenspolitik Gladstones in der That sich zu Präventivmaßregeln bewegen ließ, wie sie im Parlament des öftern vorgeschlagen wurden. Die Herren Grant Duff und Eastwick, die bewährten Kenner asiatischer Verhältnisse, hielten stundenlange Reden, deren Gelehrsamkeit die Presse wohlgefällig verbreitete: man müsse Afghanistan, Kelat, Nepal und Burmah auf das festeste an England ketten, mit Kaschgar und Persien dauernde Bündnisse schließen, Peschawer zu einer uneinnehmbaren Position machen. Es geschah nichts von dem, auch dann nicht, als nach dem Tode des Kaisers Napoleon die Frage in aller Schärfe in den Vordergrund getreten war. Nur zogen nach wie vor brittische Agenten in den Grenzlanden umher, wo russische meist schon gewesen waren. Und so gingen die Dinge ihren Lauf. Die mittelasiatische Frage klärte sich zu der Erkenntniß ab, daß Rußland sich Indien nicht über Persien, sondern über Turkestan nähern werde. Früher oder später wird England hier die Grenzlinie aufzustellen haben. Das ist auch jetzt noch der Stand der Frage, die jeden Augenblick eine brennende werden kann und zwischen einem herzlichen

Einvernehmen Englands und Rußlands ein für allemal steht. Wer die englischen Zeitungen jenes Jahres täglich verfolgt hat, wird über die Wichtigkeit einer räumlich wie zeitlich scheinbar so fern liegenden Eventualität kaum Zweifel hegen.

Um so bedeutsamer erscheint im gegenwärtigen Moment das Werk des preußischen Lieutenants Hugo Stumm*), welcher bekanntlich auf russische Einladung freiwillig den chiwesischen Feldzug mitmachte. Zunächst liegt der erste Theil vor, welcher die geographischen und militärischen Operationsbasen der russischen Expedition behandelt. Die ersteren sind durch mehrere Publicationen auch der größeren Menge näher gerückt worden, nur bei den letzteren sei hier gestattet, ein wenig zu verweilen, da die Darstellung dieser Verhältnisse wohl der dankenswertheste Theil des schönen Buches ist.

Der Schauplatz der russischen Operationen während des chiwesischen Feldzuges gehört zum größten Theil dem Turanischen Tieflande an, in dessen Mitte der Staat Chiwa liegt, ringsum von einem Wüstengebiet umgeben, das ungefähr den Gesammtflächeninhalt Deutschlands, Italiens und Frankreichs umfaßt. Dieser Wüstengürtel wird von der russischen Machtsphäre allerdings zum großen Theil umschlossen, nur im Südosten nicht, wo er an die Gebiete von Chorassan, Afghanistan und Buchara grenzt. Sonst stehen im Westen, Norden und Nordosten russische Posten, selbst im Südwesten. Die Ost-, Nord- und Westfront sind es die bei den Operationen in Betracht kommen, da die Südfront nur eine beobachtende Neutralitätsstellung einnahm. Naturgemäß theilen sich die in Betracht kommenden Länder in drei große Operationsfelder, die im Ganzen mit amtlichen und militärischen Bezirken übereinstimmend sind: das westliche oder kaukasische, welches in den Mangischlaker Abschnitt, das Marschterrain Oberst Lomakins, und in den Balkanabschnitt, das Marschterrain Oberst Markosows zerfällt; das nördliche oder Orenburgische, das Operationsgebiet des Generallieutenants Werewskin, und das östliche oder Turkestanische, auf welchem General von Kauffmann selbst vorrückte. Diese Gebiete entsprechen amtlich der Statthalterschaft des Kaukasus und den beiden Generalgouvernements von Orenburg und Turkestan. Der Hauptsitz des Stabes ist natürlich Petersburg, dessen Entfernung von den drei politischen und militärischen Hauptorten der genannten Operationsfelder: Tiflis, Orenburg und Taschkend schon in der bloßen Luftlinie eine ganz enorme ist, 436 geographische Meilen von Taschkend, 244 von Orenburg und 308 von Tiflis. Directe Eisenbahnverbindungen giebt es nicht, wenn auch eine telegraphische. Nur bis zur Wolga reichen die Bahnen, dann

---

*) Der russische Feldzug nach Chiwa. 1. Theil. Historische und militärstatistische Uebersicht des russischen Operationsfeldes in Mittelasien. Von Hugo Stumm. Mit drei lithographirten Karten in Buntdruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

ein Stück Dampfschifffahrt, endlich die Poststraßen nach Orenburg und weiter nach Turkestan, die Steppe ist natürlich ganz weglos. Zwischen neun und vierzehn Tagen liegt das Mittel der schnellsten Beförderung zwischen Petersburg und Tiflis, noch viel ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse für Orenburg und Taschkend, wohin der Courier drei Wochen brauchen würde, Postsendungen aber erst nach Ablauf eines Monats eintreffen. Dies alles durch staubige oder grasbewachsene Flächen bei geringer und schlechter Verpflegung. Man wird an die römischen Itinerarien der Kaiserzeit erinnert, wenn man die Stationenverzeichnisse bei Stumm liest, oft sind nur einzelne Gebäude genannt, wie die mutationes der Römer. Ueberhaupt hat die ganze Organisation hier an den Barbarengrenzen ungemein viel Aehnlichkeit mit den altrömischen Einrichtungen und kann vielfach dazu dienen, uns diese zu vergegenwärtigen. Man kann sich unter diesen Verhältnissen die Bewegung großer Truppenmassen denken. Eine marschirende Truppenabtheilung, die ihren Proviant bei sich führt, könnte im günstigsten Falle den Weg von Orenburg bis Taschkend in $4^1/_3$ Monat zurücklegen. Da der Kaukasus mit Orenburg nur durch die Wolgalinie in Verbindung steht, so ist im Winter jeder Verkehr aufgehoben, nur zwischen Orenburg und Turkestan findet einige Berührung statt. Daher ist nur über St. Petersburg eine zuverlässige Verbindung zwischen den drei Gebieten möglich.

Von diesen drei großen Militärbezirken ist der Kaukasus der einzige, dessen Kriegsmacht neben den Grenztruppen und den Irregulären größtentheils aus russischen Linientruppen besteht, deren Traditionen höchst ruhmvoll sind, deren Officiere auf unseren Berichterstatter einen sehr guten Eindruck machten. Militärische Gewandheit und Eleganz vereinigen sich hier mit ganz besonderer Kriegstüchtigkeit, zu der sich noch eine durch das Klima bedingte Zähigkeit und Ausdauer gesellt, welche den kaukasischen Soldaten ganz besonders zu Unternehmungen in extremen Temperaturzonen geeignet machen. Die Streitmacht zerfällt, wie auch im europäischen Rußland in die Feldarmee und die Localtruppen, beide Körper wiederum mit irregulären Elementen versetzt. Von der allgemeinen Wehrpflicht, die ja neuerdings auch in Rußland proclamirt ward, ist der Kaukasus eximirt. Der Kriegsetat der ganzen Armee betrug 1873 196,331 Mann, und 344 Geschütze, während sich der Friedensetat auf 140,340 Mann mit 172 Geschützen belief. Die Feldarmee besteht außer den regulären Truppen noch aus den Grenztruppen, die zum Schutze der Provinz an deren Grenze sie stehen, verwendet werden sollen, sowie zum Theil auch aus irregulären Truppen, von denen besonders die Cavallerie gern zur Feldarmee verwendet wird. Während die kaukasischen Liniensoldaten hauptsächlich aus Großrußland rekrutirt werden, werden die Irregulärtruppen ohne Ausnahme aus den Kosakenländern rekrutirt. Die Kosaken sind vom siebzehnten Jahre an militärpflichtig, früher auf Lebenszeit, jetzt nur auf fünfundzwanzig

Jahre, werden durch Landbesitz und reichlichen Urlaub entschädigt und bilden zwei Heere: das Kuban- und das Terekheer. Die Localtruppen bestehen theils aus Reserven und aus den Festungsbataillonen, theils aus Stadtbesatzungen und aus den eingeborenen kaukasischen Milizen. Von diesen erwähnten Streitkräften garnisoniren die Truppen der eigentlichen Feldarmee abwechselnd in den größeren Städten und Festungen, die Localtruppen in ihren stehenden Garnisonen, die irregulären in ihren Bezirken am Terek und Kuban, die Milizen in den Distrikten, in denen sie entstanden sind. Vielfach stehen die Soldaten der Feldarmee auch in den kleinen Forts, die überall zum Schutz der Straßen und Pässe angelegt und meist sehr ursprünglicher Natur sind, oft nur aus einem Thurme bestehend, oder aus mehreren, die durch ein Mauerwerk verbunden sind. Zwischen den einzelnen Forts liegen dann allarmirende Wachtposten, ganz genau so, wie wir es im Alterthum an der römischen Militärgrenze im westlichen Deutschland finden. Die Mortalität ist eine höchst geringe, während hingegen die Ziffer der leichten Erkrankungen eine sehr hohe ist. Die Flotte des schwarzen Meeres besteht aus achtundzwanzig Schiffen mit dreiundfünfzig Kanonen, die des kaspischen aus einunddreißig Schiffen mit fünfundvierzig Kanonen. Außerdem stehen im Kriegsfalle die Dampfer der Wolgagesellschaften der Krone zur Verfügung. Was die Naturalverpflegung der kaukasischen Armee betrifft, so wird sie durch die Production des Landes reichlich gesichert, obwohl der Kaukasus ein Hauptbedürfniß Thee und Zucker nicht liefert. Weizen und Roggen werden in großer Menge hervorgebracht, auch der Tabak wird reichlich angebaut und die Weingärten Kachetiens liefern über hundert Millionen Hektoliter. Dazu werden überall Pferde gezüchtet, Rindvieh, Schafe, Schweine und Ziegen in gewaltigen Massen. Die Pferde, wenn sie auch nicht immer zu den edleren Rassen gehören, liefern doch ein unschätzbares Material für den Steppenkrieg, wie das Donsche Kosakenpferd, das Steppenpferd und das kabardinische oder tscherkessische Gebirgspferd. Ganz edeler Rasse ist dagegen das kleine Karabagsche, welches neben dem Turkmenenpferd unter den asiatischen Pferden etwa denselben Rang einnimmt, wie das englische Vollblut unter den europäischen. Bei allem Reichthum der Production für Militärzwecke fehlen doch dem Kaukasus vor allem auch Salpeter und Schwefel, überhaupt vielerlei, das zur Kriegsausrüstung gehört; die heimische Industrie liegt noch in der Entwickelung und ist völlig außer Stande, den Bedarf auch nur annähernd zu decken; Geschütze, Handfeuerwaffen und Seitengewehre werden nebst allem, was dazu gehört, von auswärts bezogen, nur für die irregulären Truppen reicht die Handindustrie des Landes hin. Säbel und Dolche werden noch immer in großer Menge gefertigt, da die mittelalterliche Sitte des Waffentragens, gegen die die Regierung oft schon vergeblich Maßregeln getroffen hat, wie überall, wo die äußere Sicherheit

zu wünschen übrig läßt, nicht auszurotten ist. Man sieht, wie alle Bedingungen trotz einzelner Mängel vorhanden sind, den Kaukasus als eine militärische Position ersten Ranges erscheinen zu lassen.

Aus asiatischen und europäischen Bestandtheilen gemischt ist der Militärbezirk Orenburg, der zum großen Theil die Kirgisensteppe in sich begreift und sich seit dem vorigen Jahrhundert um die gleichnamige Hauptstadt, den Mittelpunkt des Handels zwischen Asien und Rußland, gruppirt hat. Der Uralfluß trennt hier zwei Welten. Auch hier ist die allgemeine Wehrpflicht beschränkt auf die Gouvernements Orenburg und Ufa. Die Occupation hatte durch das Vorschieben kosakischer Linienbataillone stattgefunden, die Folge davon ist eine weitausgedehnte Zerstreuung der einzelnen Truppenkörper, der man jetzt durch ein Streben nach Centralisation mehr und mehr entgegenarbeitet. Es ist dies um so nothwendiger, als die Stärke der hier vereinigten Streitkräfte nur eine geringe ist. Die Totalsumme des Kriegsetats beläuft sich auf 40,469 Mann, des Friedensetats auf 19,798 Mann, wobei noch die in Turkestan stehenden Kosaken, 3500 Mann stark, mit eingerechnet sind. Die Kirghis Kaissaken sind hier indeß nicht mit einbezogen, aber auch wenig verwendbar. Der allgemeine Charakter der Grenztruppen läßt sich nicht recht bestimmen, die Leute werden in den öden Forts und Garnisonen zu allen andern Verrichtungen mehr, als zum Militärdienst verwandt und ihre militärischen Qualitäten sind im Allgemeinen geringer. Aber auch ihnen ist Ausdauer und Zähigkeit im Ertragen klimatischer Strapazen nicht abzusprechen. Ihren wesentlichsten Bestandtheil bilden die Kosakenheere. Die Officiere sind meist aus Unteroffizieren hervorgegangen, die höheren Chargen werden von anderswoher besetzt. Erst in neuerer Zeit ist für die Ausbildung der Leute und Officiere mehr geschehen und immer noch werden Reformen vorbereitet, besonders auf taktischem Gebiete. Der Gesundheitszustand ist ein guter, auch läßt sich sagen, daß das Generalgouvernement von Orenburg gleichwie der Kaukasus durch seine Production den Kriegsbedarf seiner Truppen selbst deckt, doch trifft dies nur auf den cisuralischen Theil des Gouvernements, während der ganze asiatische Theil von Norden her versorgt werden muß. Der Ackerbau steht in hoher Blüthe und die Pferdezucht ist noch bedeutender als im Kaukasus. Auf 100 Einwohner rechnet man etwa 62 Pferde. Es fehlt an Kohle nicht und nicht an Salz; Honig wird viel gewonnen, Mastvieh in Menge gezüchtet. Auch der Tuch- und Lederbedarf für militärische Zwecke wird durch die Orenburger Industrie versorgt, während Montirung und Waffen, sowie größere Pulverquantitäten aus Westrußland bezogen werden müssen. Diese günstigen Verhältnisse beziehen sich natürlich nicht mit auf die Kirgisensteppen, welche den Truppen nur verschwindend kleine Ressourcen zu bieten vermögen. Von großer Wichtigkeit ist hier

neben dem Kamel als Zug- und Transportthier das Kirgisenpferd, dessen Verwendbarkeit im chiwesischen Feldzug sich erprobt hat und welches in Zukunft auf dem centralasiatischen Kriegsschauplatz eine Rolle spielen wird.

Der jüngste der drei asiatischen Militärbezirke ist Turkestan, etwa erst seit zehn Jahren völlig in russischem Besitz. Die Grenzen nach Chiwa und dem Aralsee hin werden auf den russischen Karten weislich nie angegeben. Im Beginn des Jahres 1873 ist unter anderen auch Samarkand hinzugekommen und das Ganze als Provinz Turkestan dem General von Kauffmann unterstellt worden, der, da ihm zugleich die diplomatische und politische Vertretung des weiten an Buchara grenzenden Landes anvertraut ist, hier eine exceptionelle Stellung einnimmt. Der Generalgouverneur waltet hier rein despotisch; Militär- und Civilverwaltung sind in nichts getrennt, der Charakter militärischer Occupation noch nirgend verwischt. Ständige Gesandte der Chanate von Buchara und Chokand weilen in seiner Hauptstadt Taschkend und zahlreiche Agenten kleinerer Fürsten, sodaß diese Unabhängigkeit von Petersburg bei der Langsamkeit und Unsicherheit aller Communication wohl geboten erschien. So kommt es, daß der Generalgouverneur den Namen „Halbsultan" bei den umwohnenden Stämmen führt. Der neue Verwaltungsplan, den man eben für Turkestan ausarbeitet, wird diese Verbindung der Militär- und Civilgewalt nicht alteriren, da sie den asiatischen Anschauungen so sehr entspricht. Ihrem Werthe nach stehen die Streitkräfte des turkestanischen Militärdistriktes in der Mitte zwischen denen der obengenannten Provinzen. In Orenburg fehlen noch alle regulären Elemente, im Kaukasus herrschen sie in einer Weise vor, daß die dortigen Truppen einen der besten Bestandtheile der russischen Feldarmee bilden, in Turkestan sind beide fast gleichmäßig vertheilt. Es beläuft sich ihre Stärke hier auf etwas über 25,000 Mann, deren größter Theil zur militärischen Occupation und zur Bewachung der Grenzen des Landes nach Süden und Südosten dauernd verwandt werden muß, so daß nur sehr wenige Tausend zur freien Verfügung des Generalgouverneurs stehen. Stumm berechnet die Zahl dieser verfügbaren Mannschaften auf etwa 7500, was nach europäischen Begriffen allerdings sehr gering, für die asiatischen Verhältnisse aber völlig hinreichend ist. Fanden doch im gesammten chiwesischen Feldzug etwa nur 12,000 Mann Verwendung, die sich auf fünf Colonnen vertheilten. Nie waren seit der ersten Expedition unter Bekowitsch gegen Chiwa im Jahre 1717 mehr als 4—5000 Mann ausgezogen, so daß diese Streittruppen sicher ihren Zweck erfüllen können. Die wichtigste Rolle bei der Feldartillerie spielen die Raketenbatterien, deren Wirkung auf der Furcht beruht, welche der Lärm und die Feuerentwicklung dem Steppenbewohner einflößen. Hunderte von Reitern wurden durch ein paar solche Geschosse in regellose Flucht getrieben.

In der Kosakenreiterei erkennt unser Gewährsmann „eine sehr zweckmäßige und kunstvolle Combination aller drei Waffengattungen, Cavallerie, Artillerie und Infanterie, wie sie für irreguläre Verhältnisse und Anforderungen kaum irgendwo anders so gelungen ist und wie sie namentlich für den Steppenkrieg sehr tauglich erscheint"; durch das Fußgefecht und eben durch den combinatorischen Charakter wird es den Kosakenheeren möglich, die ihnen an Zahl, Gewandtheit, Pferdematerial und Terrainkunde überlegenen asiatischen Reiterschaaren der Usbeken, Kirgisen und Turkmenen zu überwinden.

Die Marine des Turkestaner Militärbezirkes auf dem Aralsee und auf dem Amu- und Sir Darja beläuft sich auf 19 Schiffe mit etwa 22 Geschützen. Ungemein rasch haben sich die Turkestaner Truppen in ihren Garnisonen heimisch gemacht, die Hitze, der Staub und das bösartige Ungeziefer der mittelasiatischen Städte ist von ihnen leicht überwunden worden, ein fröhliches Lagerleben hat sich überall ausgebildet. Und wenn der Winter wenig Arbeit und wenig Vergnügen bietet, im Sommer fehlt es nicht an Abwechslung. Die Tigerjagd ist eine der Hauptpassionen der Officiere. Wenn man die Dislocationstabelle der Turkestaner Truppen bei Stumm vergleicht, so muß man die Unerschrockenheit der Russen der numerischen Ueberlegenheit des Feindes gegenüber wohl bewundern. Der Dienst ist in der nassen Jahreszeit sehr anstrengend und die Gesundheitsverhältnisse sind sehr ungünstig, es herrscht hier die größte Sterblichkeit von allen Militärbezirken Rußlands. Die Flußniederungen sind immer Stätten des Fiebers, die Temperaturunterschiede sind grell, Wasser und Nahrung schlecht. Die Production für den Militärbedarf zeigt die größten Extreme, so jedoch, daß er nirgends auch nur annähernd durch das Land selbst befriedigt wird. Der Gesammtbedarf der Truppen, alles Kriegsmaterial muß aus Europa bezogen werden; ein einziger Kanonenschuß, der in Taschkend abgefeuert wird, kostet der Regierung 12 Rubel. Die Kosten der Verwaltung sind ungeheuer, sie betrugen in fünf Jahren 29 Millionen Rubel, von denen die Provinz selbst nur 10 Millionen aufbrachte.

Wenn wir die russischen Operationsbasen in Mittelasien, ein Gebiet von 46,000 Quadratmeilen mit 9½ Millionen Einwohner, zusammenfassend betrachten, so finden wir einen Kriegsetat von 264,000 Mann mit 424 Geschützen, eine Macht, die geschult, ausdauernd, landkundig wohl im Stande ist, ihre Position zu behaupten, wie ihren Willen durchzusetzen. Man kann den Stimmführern für die militärische Reorganisation Indiens, die hin und wieder im Parlament auftauchen, nur die volle Berechtigung zu ihren Klagen zugestehen: mit einer ganz anderen Energie tritt Rußland an diesen Flanken der Civilisation auf, als England, dessen großsprecherische Politik in neueren Zeiten doch allzusehr des realen Hinterhaltes entbehrt.

Wir glaubten in Kurzem gerade diese Verhältnisse an der Hand unsers Buches andeuten zu sollen, da gerade ihre Darstellung auf meist noch unbekannten Quellen beruht, da gerade sie für die in diesen Tagen wieder oft genannte mittelasiatische Frage von großem Interesse und von maßgebender Bedeutsamkeit sind.

Nicht als ob mit diesen militärischen Dingen der Inhalt des Buches erschöpft wäre, dessen Werth neben dem gründlichen Studium gedruckter, aber dem des Russischen nicht kundigen Leser unzugänglicher Quellen, neben dem Verkehr Stumms mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Feldzugs, hauptsächlich auf der eigenen Anschauung und Erfahrung des Verfassers beruht. Nicht gerade Neues dürfte der erste Abschnitt enthalten, welcher die Geschichte der mittelasiatisch europäischen Beziehungen darstellt, er war indeß der Vollständigkeit wegen wohl nicht zu umgehen; reich ist das statistische und geographische Material, welches von einigen Karten unseres unübertrefflichen Kiepert zu klarster Anschauung gebracht wird, bedacht. Der Glanzpunkt der trefflichen Arbeit scheint uns die Schilderung des Gouvernements Turkestan zu sein. Jedermann wird sich an der klaren und frischen Darstellung nur erfreuen können.

In den tiroler Bergen.

Von Gustav Dahlke.

Hatte im vorigen Jahre die Romantik des pragser Sees mich an das Ufer des einsamen, von stolzen Felskolossen umgürteten Gewässers gelockt, dessen Spiegel im Frühlicht wie im Abendsonnenschein durch märchenhaften Farbenzauber das Auge verwirrt, so wollte ich diesmal den zweiten Arm des stillen Thals nach dem Bade Altprags verfolgen, das als Sammelpunkt von pusterthaler und etschländischen Bauern, von Waldbesitzern, Handelsleuten, italienischen Nobili, deutschen Gelehrten, Bürgerfrauen und Edeldamen, die Annehmlichkeiten einer buntgemischten Gesellschaft zu den Reizen der Bergwelt fügt. Um den Staub der Heerstraße zu meiden und freieren Ausblick auf die Umgebungen zu gewinnen, überschritt ich bei Welsberg die Rienz und das Bahngeleise, folgte dem ebenen, vielfach gewundenen Wiesensteige bis zur Vertiefung des Seitenthals und traf hier auf grünem, von Gebüsch bekränzten Rasen eine Arbeiterfamilie, die nach dem Mittagsmahl Siesta hielt. Das fahle Gesicht des schlafenden Mannes trug die Spuren der Erschöpfung und war dem halberloschenen Feuer zugewendet; seine abgezehrte, mit grauem Hemd und Leinenbeinkleid, verblichenem Hut und groben Holzschuhen dürftig

bekleidete Gestalt stand mit der gefälligen Erscheinung seiner jugendlichen Frau und eines blühenden Mädchens, dessen glattgescheiteltes Haar in feinen Ringeln die sonnverbrannte Stirn umwob, in grellem Gegensatz. Auf die Frage nach der Entfernung des nächsten Ortes sprang die Kleine mit den Worten: „Mutter, ich zeig dem Herrn den Weg" hastig auf, ging mir, bald pfadlos, bald auf erkennbarem Geleise, bis in die Nähe von Schmieden voran und plauderte so vertraulich von ihrem Schicksal, als wollte sie einem Freunde Lust und Leid ihres Daseins offenbaren.

„Wir sind vorige Woche zweimal in Schmieden gewesen," erzählte die zehnjährige Barbara, „die Mutter Gottes um Regen für die Felder zu bitten und ihr dann für den Regen zu danken: unser nettes Caplanchen — Sie werden ihn wohl kennen — hat die Procession geführt. Ich weiß, daß meine Schutzpatronin bald mit einem Thurm, bald mit einem Becher in der Hand abgebildet wird, und hab auch im Bildstöckl die heilige Katharina geschaut, die der Kaiser für ihren Glauben rädern lassen wollte und, als das Rad zerbrach, mit dem Schwert hinrichten ließ." — „Wer hat Dir diese Legenden erzählt?" — „Der geistliche Herr in der Schule zu Gries." — „Haben Deine Aeltern dort gewohnt?" — „Wissen Sie," fuhr das Mädchen treuherzig fort, „ich bin ein lebiges Kind und kenne meinen Vater nicht; die Mutter hat erst im vorigen Jahre geheirathet und mich, als ich noch klein war, zu einem Bauern in Gries am Brenner gegeben. Da fand ich harte Arbeit, schmale Kost, war im Sommer Hirtin und durfte nur im Winter zur Schule gehen." — „Was hast Du denn gelernt?" — „Nur lesen und schreiben — fürs Rechnen ist mein Kopf zu klein, das hab ich nimmer fassen können . . . aber in Gries werden bei der Prüfung auch nur kleine Bildchen, so für acht oder neun Kreuzer das Stück, vertheilt und in Welsberg bekommen die fleißigen Kinder große Prämien, Bücher mit Heiligengeschichten und schönere Bilder . . . da können sie wohl mehr und leichter lernen." So ausdruckslos Barbaras rundliches Gesicht im Schweigen blieb, so belebt erschienen die Züge im Fluß der Rede und wenn sie die Worte nur langsam aneinander reihte, so fehlte doch den Sätzen weder Zusammenhang noch richtiger Sinn. Rührend, wie die leise Klage über den Druck der Dienstbarkeit in Gries, war ihre Erzählung von der Werkthätigkeit in ihrem jetzigen Heim, des Stiefvaters gutherzigem Sinn, ihre Anerkennung der Mutterliebe. „Im Winter spinnt die Mutter Wolle, ich spule das Garn und der Vater wirkt Decken oder gemusterte Fußteppiche, die er bald nach Bruneck, bald an tefferegger Händlerinnen aus dem Hause verkauft."

Der Hintergrund des pragser Thales kam in Sicht. Neben der vielzackigen Felsenkrone des Dürrenstein trat die gegenüberliegende, am Fuße von Nadelholz beschattete Halde des Herstein, und weiterhin die Matte von

St. Veit so lichtvoll in den Vordergrund, daß ich über dem Schauen und Vergleichen der formenreichen Gebilde das Maß der Zeit vergaß. Auch die zerstreuten Höfe des Weilers Schmieden in der Thalverästelung, und die kleinere Gebäudegruppe zur Linken mit Holzgallerien an den Giebeln der Häuser und einer Capelle, beschäftigten die Phantasie, ehe das pragser Badehaus, hart an der Felswand eines bewaldeten Kofels, sich in das Sehfeld schob. Ehrfurchtgebietend thronen die wildzerrissenen Schrofen des Dürrenstein über der Wiesenau, an deren Saum das Hauptgebäude seine lange Fensterreihe aussichtverheißend nach Süden kehrt; aber der Morgensonne erfreuender Strahl grüßt erst spät die Bewohner und des Berges Schatten verdüstert des Kranken Blick.

Das Wasser der Heilquelle, nach unverbürgter Ueberlieferung von Jägern entdeckt, die einen angeschossenen Hirsch in dem Naturbade belauschten, und seit Jahrhunderten gegen Unterleibsleiden, Verwundungen, Lähmungen, Rheumatismus, Skropheln, Skorbut, Steinbeschwerden und andere Uebel mit Erfolg benutzt, sprudelt aus einer Kalksteingrotte oberhalb der Badeanstalt in durchsichtiger Klarheit hervor und verräth schon von weitem durch den Geruch seinen Schwefelgehalt. Beim Eintritt in das Badehaus und in die rückseitig belegenen Zimmer fühlt man die Brust von dem kühlen Wasserdunst unangenehm berührt; und die mangelhafte, fast ärmliche Einrichtung der meisten Gemächer ist ebensowenig geeignet, heitere Empfindungen in dem Curgaste zu wecken, als die rücksichtslose Weise, in welcher die Schaffnerin ihre Schlüsselgewalt gegen Fremdlinge übt. „Alle Zimmer besetzt, ein Bett können Sie haben, aber nicht allein im Zimmer." Diese Ankündigung, ein Blick auf die mir zugedachte, unsaubere Ruhestätte und wenige Athemzüge in der dumpfen Zellenluft reichten hin, mich von weiterer Werbung um Herberge zurückzuschrecken. Nicht minder rauh war der Empfang eines zweiten Touristen, der von der Haushälterin mit den Worten: „Nun, wollen wir uns wieder um Bett und Zimmer zanken?" in eine Zelle der Hinterseite verbannt wurde, obwohl zwei freundliche Gemächer neben dem Saal zu freier Verfügung standen. Ob Mangel an Verständniß oder Eigennutz des Wirthes ob die Anspruchlosigkeit der Tiroler, denen eine reichbesetzte Tafel und guter Wein genügen, diesen Uebelstand verschuldet haben, ist schwer zu sagen. Jodelten doch junge Bursche und alte Schützen im Grünen so laut bei der Flasche, als wollten sie ihre übersprudelnde Lebenslust der ganzen Welt verkündigen, und der volltönige Gesang:

„Beim Diendl ihrer Hütten Thür
Da singen die Schwalm,
Da streichen die Gamserln
Frisch über die Alm" —

verrieth eine Freude am Naturgenuß, die keine Regung des Unmuths über die Trübseligkeit ihres Schlafgemaches dämpfte.

Stiller wars freilich im Nebengebäude, dessen bettenreicher Saal eher einem Lazareth als einem Sommerfrischhause glich, da die bresthaften Greise, halbgelähmten Männer und bleichen Jammergestalten, welche hier Kameradschaft hielten, in trauervolles Sinnen über eignes Leid versunken blieben, wie verlockend auch der Jubel zechender Sänger durch die geöffneten Fenster drang. Kaum bedurfte es des melodischen Scheidegrußes:

„Bhüt euch Gott, ös braven Leutlein all,
ich geh wieder heim ins liebe Pusterthal".

um mich an die Rückkehr von dem „Diplomatenbade" nach Schmieden zu mahnen, wo ich in dem sonnigen Eckzimmer des bäuerlichen Wirthshauses der zweifelhaften Badeherrlichkeit vergaß.

Bei heiterblauem Morgenhimmel durfte ich um so sorgloser die Wanderung nach Schluderbach wagen, als mir ein Bauer, der zur Heumahd auf die pragser Wiesen zog, seinen Buben zum Wegweiser und Träger meiner Tasche überließ. Hans kannte alle Vieh- und Wandersteige zum Her- und Dürrenstein und war unzufrieden, daß er mich auf dem gebahnten Fahrwege, nicht mitten durch das Dickicht zum Joche führen sollte; ohne auf das Meisengezwitscher, des Kreuzschnabels gellenden Pfiff und der Rinderheerde Geläut zu achten, ohne des Hirtenbuben Ruf aus dem Tann zu erwidern, schritt der Knabe durch das Stangengehölz der Schlucht schweigend bergan, und wenn ich stehen blieb, einen zerbrochenen Lärchenwipfel oder knorrigen Arvenstamm anzuschauen, irrte sein mattes Auge ziellos über dem Boden umher. Dennoch war es nicht Theilnahmlosigkeit, was ihn still und stumm an den Erscheinungen der Natur vorübergehen ließ, denn am Rande einer rinnsalartigen, von Dolomittrümmern eingefaßten Runst, die quer durch den Nadelwald eine Furche zog, bemerkte er in raschem Redefluß: „Hier hatte ein Hochgewitter den Weg und die Wiese verschüttet und so viele Bäume niedergerissen, daß die Bauern wochenlang das Holz zusammenlesen und nach Hause führen mußten" —, und als einmal der Bann gebrochen war, blieb Hans auch weiterhin ein gesprächiger Kamerad.

Seine Studien in der zweiten Klasse zu Schmieden waren beendet, seine Kenntnisse auf Lesen, Schreiben, Rechnen und die Glaubenslehre beschränkt geblieben, von Erd- und Naturkunde hatte er nichts erfahren, die Erzählungen aus der tirolischen Geschichte wieder vergessen. „Unser Lehrer ist brav, bei der Prüfung ist keiner weggeblieben, und der Schulinspector hat uns belobt." Nach dieser Einleitung fuhr das Büblein fort: „ich kann einen Brief nach Dictando schreiben, Gedrucktes und Geschriebenes mit deutschen und

lateinischen Buchstaben lesen, aber s Rechnen hat mi nimmer gefreut und i bring nit zusamm, wie viel i in zwei Wochen verdien, wenn i um sechsundzwanzig Kreuzer Tagelohn zur Arbeit mi verding." — Wirst Du die Wiederholungsschule besuchen, um das Versäumte nachzuholen?" — „Nein." — „Bist Du fleißig zur Schule gegangen?" — „Im Sommer hab i die Ochsen und Küh gehütet und im Winter bin i lieber mit dem Vater in den Wald gangen oder hab in Haus und Hof geschaffet." — „Fragte der Lehrer, weshalb Du vom Unterrichte weggeblieben?" — „Gefragt hat er wol, aber i hab ihm gsagt: i hätt nit derweil — — und so an fünfzehn Bubn, die habens machet wie i und sind weggeblieben, so viel sie konnten."

„Kennst Du die Vögel im Walde?" — „Meisen, Grasmücken, Drosseln, Zeisige und Finken gibts gnua, der Gugu und der Kreuzschnabel, der Specht und das Rothschwänzchen sind auch da, aber die Buben fangen sie mit Leimruthen weg, sperren sie ins Bauer, verkaufen sie, und schießen heimlich den Spielhahn, das Steinhuhn oder die Gams." — „Euer Sonntagsvergnügen?" — „Die Bursche kegeln und karten, singen und trinken, aber tanzen thun sie nit — und wenn der Vater kirchen geht, gibt er mi im Wirthshause immer einen Wein." — So plauderte Hans Oberhammer unbefangen von seiner Schul- und Arbeitszeit, indeß wir langsam zur Matte aufstiegen und einen niedrigen, mit Wachholder, Heidelbeer- und Alpenrosengebüsch bewachsenen Bergrücken überschritten, dessen Abhang weit und breit mit rosafarbenen Blüthen überzogen war, die in wunderbarem Farbenglanze auf dem grünen Grunde schimmerten. — „Siehst du die Alpenrosen?" — „Ich siech sie nicht, i kann ja kaum die Bäume erkennen" — klagte der kurzsichtige Begleiter und löste mir das Räthsel seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit gegen die Formenschönheit der Natur; dann pflückte er von der nächsten Staude für Schwester Anna einen Strauß.

Die Veränderung der Landschaft bot auf jeder höheren Stufe neuen Reiz: während des Dürrensteins First dem Auge entschwand, der hohen Geisel blut- und ziegelroth betupftes Riesenhaupt im Vordergrunde und des Seekofels trotzig aufstarrender Scheitel zur Rechten über den Wald herniedergrüßten, glänzte rückseitig — am nördlichen Horizont — der Tauernkette silberstrahlender Firn. Malerische Lärchen- und Arvenstämme, massenhafte Dolomittrümmer und die Zwerggestalten der Legföhre ließen die Natur des Hochwaldes an der Baumgrenze ahnen; aus der Mulde des Weidelandes am Fuß der hohen Geisel leuchtete der Matte lichtes, von dunklem Nadelfilz überwobenes Grün — und des Dürrenstein westliche Flanke schattiren halbverdorrte, bald ast- bald wipfellose Nadelholzstämme, die hier im Kampfe gegen die Elemente des Hochgebirges, gegen Schneelauinen, Steingeröll, Schuttmuhren, Sturm- und Regenfluthen — zu Grunde gehen.

Die Wasserscheide war erreicht. Runde, kunstlos übereinander gelegte, theilweis vermoderte Fichten und Lärchen trennen die Mahdwiesen von dem Weiderevier; ein roh gezimmertes Gatter schließt den Fahrweg, dessen Geleise quer über die sogenannten „Plätzen" an verstreuten Heustadeln vorüber zur südlichen Halde führt. Nachdem Hans mir die Ochsenmatte seines Vaters auf dem „Dürrelstein" gewiesen und seine erste Besteigung des Bergriesen, wie die Fernsicht von dem Gipfel „auf alle schiechen Kofel und Ferner rund herum" geschildert hatte, ließ er mich auf dem Joche allein. In zielloser Wanderlust schweifte ich zwischen Dolomitblöcken und auf blumigem Rasen umher, hier von der Welt des Kleinen, dort von der Scenerie des Gebirges angezogen. Wenn Vergißmeinnicht, halbverblühte Primeln, Orchideen und Läusekraut — Pedicularis, dessen gefiedertes Blattwerk so reizende Blüthen umflicht, Gentianen, Eisenhut und grüner Germer, duftige Nigritellen, der Rapunzel blauer Schopf — Phyteuma hemisphaericum —, Scabiosen und Glockenblumen den Rasen der Matte musterten, so war der hügelige Boden außerhalb der Einfriedigung von Moos und Heidelbeeren, Farnen, Gras und Blattgewächsen überzogen, zwischen denen die Türkenbundlilie ihre prachtvollen Glocken niederhängen ließ. Dagegen zeigte das Thierleben geringe Mannigfaltigkeit: Schmetterlinge, Bienen und Käfer irrten wie verloren über den Blumen umher, wenige Steinschmätzer flogen von Stein zu Stein, aus der Ferne ertönte des Falken durchdringender Schrei.

Hatten sich beim Aufstieg zum Joch die zillerthaler Ferner scheinbar in die Weite und Breite gedehnt, so kamen von der Hochfläche der „wälschen Böden" das kahle Felsenriff des Monte Cristallo mit dem stumpfen Thurm des Piz Popena, südöstlich die nadelartigen Cadinispitzen in Sicht; gegenüber dem amphitheatralisch aufgebauten, in blutrother Marmorirung leuchtenden Dolomitkoloß der Geisel schmiegt sich des Dürrenstein abgerundeter Rücken in anmuthiger Senkung an die Wellenlinien der Alm, deren bewaldete, nach Süden und Norden abgedachte Halden den Ueberblick der Tauern und der ampezzaner Alpen gestatten. Hier, durch den „Daum" des Herstein in zwei Theile geschieden und das Schneefeld der Riesenfernergruppe überragend, blitzendes, glitzerndes Gletschereis; dort in grauenhafter Wildheit ein hochaufstarrendes, weißbetupftes Felsgewirr — Thurm an Thurm, Zinne an Zinne gereiht, Pfeiler und Pyramiden, mit hundertfachen Spitzen krabbenartig verziert. Bei dem gleichartigen Gefüge des Kalksteins und dem gleichmäßigen Gange des Verwitterungsprocesses erscheint das Formenspiel der äußern Gestaltung ebenso räthselhaft als die Größe dieser gewaltigen, von winzigen Korallen des Urmeers aufgebauten Berge.

Im Gegensatz zu den lieblichen, durch Duft und Farbenzauber ent-

zückenden Alpenblumen bieten die regellos gestalteten, zum Theil abgestorbenen Lärchen und Arven, welche noch fünf- oder sechshundert Fuß über dem Joch am Abhange des Dürrenstein aufsteigen, einen seltsamen Anblick dar, ob nun ihr wipfeldürrer Schaft armleuchterartig gebogene Glieder oder gerade Spieren, rechtwinklig abstehendes oder kraus verschränktes Astwerk mit lockerem oder dicht gewobenen Nadelfilze trägt, ob um den bleichenden, der Rinde und Zweige beraubten Stamm graue Flechten gespensterhaft flattern: jeder Baum ein Charakter mit eigenartigen Zügen — und neben den Riesen des Waldes der Legföhre zwerghaftes Gestrüpp!*) Verschiedenheit des Untergrundes und der Humusdecke, die bald flach über dürre Felsen gebreitet tiefgreifenden Wurzeln kümmerliche Nahrung beut, bald in mächtigen, von Quellen durchrieselten Schichten zahllose Keime des organischen Lebens zur Entwickelung bringt, bedingt die Fülle oder Armuth der Pflanzenwelt, deren wundersame Formen auf dem Hochgebirge Sinn und Phantasie des Beschauers berücken. Den Baumriesen gesellen sich gnomhafte Latschen, die mit hundertfachem, undurchdringlichen Ast- und Wurzelgeflecht lose Dolomittrümmer umspannen, Hasen, Schnee- und Steinhühner vor den Klauen des Adlers schirmen — der Matte schützender Hort. Bisweilen findet man neben diesen Pionnieren der Cultur auch Wachholder, dessen dichtverschlungener Nadelfilz ebenso erfolgreich den Elementen trotzt und durch blaulich grüne Schattirung die Farbenharmonie des Untergrundes erhöht. Dem Forscher bieten Moose, Flechten, Lagerung und Zusammensetzung des Gesteins, dem Maler abenteuerliche Arven und die Umrisse des Gebirges zu Studien willkommenen Stoff: — des Aethers erfrischender Hauch schwellt des Touristen Brust.

Zwischen die südlichen Ausläufer der hohen Geisel und des Dürrenstein schiebt sich der rauhe Knappenfußberg, an dessen Westseite ein schaurig wilder Riß nach Ospedale — der ersten wälschen Ansiedelung im ampezzaner Thale — leitet, während man neben dem Seelandbach im Osten auf holperigem Pfade nach Schluderbach hinuntersteigt. Hin und wieder war der Weg überfluthet, da und dort durch umgestürzte Bäume versperrt — steile Abstürze ermüdeten den Fuß: aber die wechselnde Durchblicke auf der Tofana beeiste Gipfel, der Cadinispitzen ödes Riff und das Moränengeschiebe des Cristallogletschers hielten fort und fort die Schaulust wach, und den letzten Abschnitt des Weges erleichterte eine Holzriese, deren glattgeschliffenes Geleise als Rutschbahn für Alpenfahrer dient. Bald sah ich das Wirthshausschild

---

*) Von Emil Lotzes Ansichten aus den tiroler Bergen — Verlag von Fr. Moser in Bozen. 141. fl. Folio — geben die „Baumstudien im Oetzthale", „Gebirgsstudie in Villnöß", „Zirbelbäume" und „Zirbelwald bei Gurgl" ebenso anschauliche als anziehende Bilder des Hochgebirgswaldes.

„Zum Monte Cristallo“ durch grüne Bogen blicken und fand mich wenige Minuten später aus der Wildniß in das Leben und Treiben einer bunten Gesellschaft versetzt, die jeden Sommer von Nord und Süd in Ploners lauschiger Einsiedelei zusammentrifft.

Bergsteiger, Gemsenjäger und Sommerfrischgäste füllten Saal und Nebenzimmer, hüben wie drüben verschönerten Damen und Kindergestalten die Gruppen, hüben wie drüben waren Künstler und Gelehrte den Freunden der Natur gesellt und mit der deutschen Rede mischte sich das romanische Wort. Stellwagen, Lohn- und Privatfuhrwerke brachten neue Gäste, die von der Hausfrau mit freundlichem Willkomm aufgenommen wurden, und noch in der Dämmerung sah sich die erfindungsreiche Wirthin durch die Mitglieder einer Gerichtscommission von Auronzo in Verlegenheit gesetzt, denen eine Leichenschau am Misurinasee willkommener Anlaß zur Vergnügungsfahrt über die Grenze gewesen war: es galt nicht blos für den Bezirksrichter und dessen Kanzelisten, für den Finanzcommissär und dessen Begleiter, sondern auch für den Adjunct, des Unterrichters Gemahlin und Knaben Raum zu schaffen, nachdem bereits alle Fremdenzimmer des Haupt- und Nebengebäudes besetzt waren —, und die heitere Stimmung der Südländer durch kein versagendes Wort zu trüben.

Nach der Abendtafel nahm der Schreiber, dessen Falstafffigur mit rundwangigem Gesicht und blondem Schnurrbart die künstlerische Ader kaum vermuthen ließ, seine Guitarre zur Hand und bezauberte mit wundersamer Melodei das Ohr der Genossen, die abwechselnd des Minnesingers Lied mit vielstimmigem Chor begleiteten, indeß das Bübchen schweigend die Saiten der Geige strich. Als der Quell der Poesie verronnen war, weckte der rechtsbeflissene Musikant durch Walzer, Polka und italienische Nationaltänze neue Lust; der Adjunct eröffnete mit seiner Signora den Reigen, die Töchter und Dienerinnen des Hauses traten ergänzend ein und Defreggers Ball auf der Alm — fand ein Gegenstück, das der Verherrlichung durch Stift und Pinsel würdig gewesen wäre, obwol die deutsche Tischgesellschaft sich kühl, fast abweichend gegen den Humor der Romanen verhielt. Der preußische Regierungsrath verrieth nur durch leises Lächeln seine geringschätzende Meinung über des Kanzelisten Belustigung. Die liebenswürdige Wienerin ließ beim Durchgange kaum einen flüchtigen Seitenblick über die tanzenden Paare gleiten —: und doch hatten die Aristokraten am Tage vorher dem Sang und Zitherspiel tirolischer Bursche mit Vergnügen gelauscht, doch hatten norddeutsche Herren und österreichische Damen dem Jodler des Buben und des Mägdeleins Lied rauschenden Beifall gezollt. Dessenungeachtet wurden die Fremden, welche aus Neugier näher traten, von den wälschen Nobili in verbindlicher Weise begrüßt, von dem Bezirksrichter freundlich zum

Verweilen eingeladen: deutscher Ernst und deutsche Gesinnung trat hier mit italienischer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zusammen, die sich gefällig in widerstrebende Formen fügt. Signora reichte dem Finanzbeamten in silberbebortirter Uniform, wie dem Straßenarbeiter im bestäubten Baumwollhemde mit gleicher Grazie die Hand, sah ihren Gemahl, die dienende Maid in ebenso achtungsvoller Weise als Ploners Tochter zum Tanze führen: nicht der beengte Raum und die Julihitze, nicht der fahrenden Themisgänger Ermüdung störte das Faschingsvergnügen, bis um Mitternacht der Hand des schlaftrunkenen Kanzelisten der Bogen entfiel.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Florenz. Zur äußeren Politik. Reformen. — Die letzten vier bis sechs Wochen sind in legislatorischer und politischer Beziehung für die italienischen Verhältnisse von nicht geringer Wichtigkeit geworden. Außerdem sind im Parlament, in der Presse, im Publicum Fragen zur Verhandlung gekommen, deren Bedeutung sich weit über die Grenzen des Landes hinaus erstreckt und die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich gezogen hat.

Welch ein entschieden politischer Charakter der Reise des deutschen Kronprinzen, welche noch den größten Theil des Monats Mai ausgefüllt hat, zugeschrieben werden muß, haben die wiederholten Zusammenkünfte mit Minghetti, namentlich die letzte in Venedig, in ziemlich auffallender Weise dargethan. Daß die kirchliche Frage, speciell die die Papstwahl betreffende, Gegenstand der Verhandlungen gewesen ist, lag zu nahe, als daß man daran zweifeln könnte. Man würde aber, glauben wir, sehr irren, wenn man aus den Aufmerksamkeiten und der Herzlichkeit des Empfanges, welcher dem Kronprinzen zu Theil geworden ist, auf die Bereitwilligkeit der italienischen Regierung der deutschen auf diesem Gebiet Concessionen zu machen, schließen wollte. Zunächst sind diese Sympathiebezeugungen, soweit sie vom Hof, dem Ministerium, überhaupt den öffentlichen Kreisen ausgegangen, in ihrer Bedeutung viel zu sehr überschätzt. Hier zu Lande ist eben die Höflichkeit zu Hause und der leicht erregbare liebenswürdige Charakter des Südländers verführt Viele, seinem warmen Entgegenkommen einen zu großen Werth beizulegen. So scheint es auch dem Kronprinzen selbst, seinem Telegramm aus Neapel und anderen Aeußerungen nach zu schließen, ergangen zu sein. Dann aber darf man nicht vergessen, daß die Stellung der italienischen Regierung zu der Frage,

welche in Deutschland die Gemüther vorzugsweise beunruhigt und unsere Staatsmänner fortwährend in Athem erhält, eine zu verschiedene ist von der in Berlin eingenommenen, als daß an ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten in derselben Richtung gedacht werden könnte. Vor allen Dingen existirt eine sogenannte religiöse Frage in dem Sinne, welchen man in Deutschland mit diesem Wort verbindet, in Italien überhaupt gar nicht. Die höheren und gebildeten Stände sind hier zu Lande völlig indifferent — abgesehen von einer geringen, zu dem Jesuitismus in näherer Beziehung stehenden Minorität —; das niedere Volk aber möchte den Katholicismus gar nicht missen, weil er seine Sinne lebhaft beschäftigt, und ohne Zweifel eine Menge von humanen Zügen und eine den wichtigsten Lebens- und Gemüthsbedürfnissen geschickt angepaßte Praxis entwickelt hat, welche die innerhalb dieser Kirche stehenden, namentlich die Armen und die Hilflosen, die in diesem Lande so zahlreich sind, von der Geburt bis zum Tode mit unzähligen Banden an sie knüpft. Abgesehen von diesen Stimmungen der Bevölkerung hat auf den Standpunkt der Regierung auch das Bestreben Einfluß, der päpstlichen Frage ihren inneren italienischen Charakter zu bewahren. Ob sie schon jetzt daran denken mag oder kann, daß sie sich dereinst einmal des Papstes als eines politischen Werkzeuges bedienen könnte, mag dahin gestellt bleiben. Im Hintergrund, wenn auch mehr unbewußt, wirkt diese Erwägung gewiß entschieden auf ihr Verhalten ein. Sie fürchtet nichts mehr, als daß die jesuitische Partei ihren Plan, einen Ausländer auf den Stuhl Petri zu erheben, durchsetzen könnte; daher die Milde und Schonung gegen den Papst und das Cardinalcollegium, dessen überwiegende Majorität doch aus Italienern besteht. Die Jesuiten werden nur deshalb wenig belästigt, weil gerade dieser Papst von ihnen umstrickt ist; dagegen werden sie von der Regierung gehaßt, gerade um ihrer Absicht willen, einen kosmopolitischen Nachfolger an Stelle von Pio IX. zu setzen, der den allgemeinen Interessen der Kirche die speciellen Italiens stets aufzuopfern bereit wäre. Mit ängstlicher Sorge überwacht die Regierung jeden Schritt, den die ultrakatholische Partei in dieser Richtung thut. Die Ernennung von Manning und Deschamps zu Cardinälen hat sie mit demselben Mißfallen gesehen, wie den langen Besuch des irischen Cardinals Cullen in Rom.

Daß in Venedig zwischen Franz Joseph und Victor Emanuel über eine gewisse Gleichmäßigkeit des Verhaltens der päpstlichen Frage gegenüber, verhandelt worden ist, und daß namentlich Oesterreich den italienischen Standpunkt, welcher auf den inneren Charakter derselben das größte Gewicht legt, bis zu einem gewissen Grade gebilligt hat, wird nicht nur durch die in kirchlichen Dingen festere Haltung der italienischen Regierungspresse seit jener Zusammenkunft wahrscheinlich, sondern namentlich durch die an Trotz grenzende

Unnachgiebigkeit des Ministeriums bei Gelegenheit der Interpellation La Porta-Mancini bewiesen.

Vigliani und Minghetti haben sich kaum verlegen gezeigt, als ihre Schwachheit in Handhabung des Garantiegesetzes und ihre Nachgiebigkeit gegen die Uebergriffe des Klerus bei den Discussionen im Parlament öffentlich zur Sprache kam. Als ihnen in specie bei derselben Veranlassung die laxe Art und Weise, in welcher sie die Bestimmungen über das Exequatur zur Ausführung gebracht, vorgeworfen wurde, schien ihnen nicht einmal eine Vertheidigung oder Rechtfertigung nöthig, sondern sie haben den von ihnen eingehaltenen Standpunkt einfach ferner beibehalten zu wollen erklärt. Ja sie waren ihrer Sache so gewiß, daß sie der charakterlosen, in steter Furcht vor einem aus der Opposition zusammengesetzten Ministerium schwebenden Majorität eine unverdient günstige Tagesordnung auspreßten, ohne weitere Garantie für die Zukunft zu geben als die nichtssagende, fast höhnisch klingende Erklärung, sie wollten ferner das Gesetz mit Festigkeit handhaben, indem sie den besonderen Umständen Rechnung tragen würden.

Die Organisation des italienischen Militärwesens hat im Wesentlichen ihren vorläufigen Abschluß gefunden durch eine Reihe von Gesetzen, die in den letzten Wochen die Sanction der Kammern erhalten haben. Einzelheiten bedürfen der Natur der Sache nach immer noch der besonderen Regelung, wie z. B. das Transportwesen nachträglich erst vor einigen Tagen den neuesten Erfahrungen entsprechend reformirt worden ist. Von der Verpflichtung zum Militärdienst ist nach Annahme des Recrutirungsgesetzes kein Stand, keine Classe der Bevölkerung mehr befreit. Der Senat hat freilich, indem er die Regierungsvorlage in Betreff der Heranziehung der Geistlichen zum Heeresdienst annahm, dem Kriegsminister durch eine Tagesordnung empfohlen, die frommen Leute vorzugsweise zur Verwundetenpflege, Seelsorge und ähnlichen Beschäftigungen zu verwenden. Zugleich hat jedoch die hohe Körperschaft das Princip der allgemeinen Dienstpflicht in absoluterer Weise anerkannt als die Deputirtenkammer, indem selbst die Studenten der Medicin, zu deren Gunsten bisher eine Ausnahmebestimmung existirte, allen übrigen gleich gestellt worden sind.

Wie sehr es in manchen Theilen Italiens an der öffentlichen Sicherheit fehlt, dafür geben die Berichte aus den südlichen Provinzen genügende Belege. Die Frage, auf welchem Wege Ruhe und Ordnung, namentlich in Sicilien, wiederherzustellen sind, hat in der letzten Zeit die Gemüther lebhaft beschäftigt, zumal die Regierung um ihre dort durch Camorra und Maffia untergrabene Autorität wieder herzustellen, außerordentliche Vollmachten verlangte, deren Ausdehnung der Majorität der zu ihrer Prüfung eingesetzten Abgeordnetencommission ebenso bedenklich erschienen ist, wie dem Publicum. Die ursprüng-

liche Gesetzvorlage ist freilich der Praxis des Ministeriums gemäß, wieder zurückgezogen, der Vorschlag der Commission, vorher eine Enquête anzustellen, gebilligt worden. Dagegen verlangt die Regierung mit außerordentlichen Befugnissen bekleidet zu werden, um im Fall einer erneuerten Zunahme des Brigantenthums und anderer Unordnungen energische Mittel zur Unterdrückung des Unwesens in der Hand zu haben. Diese ausnahmsweisen Vollmachten sollen übrigens nicht auf Sicilien beschränkt bleiben, sondern für den ganzen Staat gültig sein; darunter befinden sich z. B. Bestimmungen wie folgende: daß Jemand, der im Verdacht steht, der Camorra, Maffia oder anderen gefährlichen Verbindungen anzugehören, mit Präventivhaft bestraft werden kann; daß es der Regierung frei steht, Internirung auf ein bis fünf Jahre anzuordnen. Daß solche Anforderungen, deren Erfüllung die Freiheit eines jeden bedrohen und der Willkür der Polizei und der Regierungsbeamten Preis geben, von einsichtigen Leuten, auch wenn sie im Princip mit dem Ministerium darin übereinstimmen, daß die Autorität der Regierung, wo sie bedroht ist, wieder hergestellt werden muß, als höchst bedenklich angesehen werden, ist natürlich. Was speciell Sicilien betrifft, so hat die Regierung seit längerer Zeit den Auswurf des Beamtenthums dahin gesendet, so daß dort eine ganz besondere Gefahr aus der Anwendung von Ausnahmegesetzen fließen würde, und zwar nicht blos für die Uebelthäter, sondern ebensowohl für den ruhigen Bürger. Ueberdies sind die socialen Zustände auf der Insel solche, daß der Zweifel berechtigt ist, ob außerordentliche Maßregeln der Polizei- oder Militärmacht mehr als Palliativmittel sein können. Daß in einem Lande, wo nur eine verschwindende Minorität lesen kann, wo es an Wegen fehlt, wo ausgedehnte Striche durch das Vorhandensein von Sümpfen oder aus anderen Gründen so ungesund sind, daß sie unbewohnt bleiben müssen und die Bevölkerung sich auf enge Kreise zurückzieht, wo die Zahl und Lage der Armen eine entsetzliche ist; daß in einem solchen Lande außerordentliche Krankheitserscheinungen vorkommen, ist durchaus nicht auffallend. Will man hier heilen, so muß man das Uebel im Grunde anfassen. Dieser Ansicht sind auch fast alle, die die Verhältnisse jener südlichen Länder studirt haben, so z. B. La Porta, selbst ein Sicilianer, und Villani, ein Neapolitaner von Geburt, der in seinen Lettere meridionali kürzlich ein so farbenreiches und ergreifendes Bild von den Zuständen seiner Heimat gegeben hat. Nur die sklavische Kammermajorität sucht, um das augenblickliche Ministerium zu stützen, nach einem Compromiß, bei dem nicht viel herauskommen wird. In diesem Moment ist noch nichts entschieden. Mehrere stürmische Sitzungen des Abgeordnetenhauses, welche der Discussion der Frage gewidmet waren, haben die Sache nicht gefördert.

Wie erregbar und zugleich unreif die Bevölkerung selbst noch in dem

Hauptcentrum des Südens ist, haben die Studentenunruhen in Neapel bewiesen. Es giebt oder gab in Italien zwei Arten von sogenannten freien Universitäten. Die eine, zu der z. B. Ferrara und Macerata gehören, trägt ihren Namen, weil die dazu gehörigen Institute nicht vom Staat, sondern von den Gemeinden abhängig sind. Die andere Art war schließlich durch Neapel allein vertreten. Dort bestand, im Unterschied von allen übrigen Staatsuniversitäten, die Freiheit, sich inscribiren zu lassen. Daraus folgte, daß viele Studenten sich um den Universitätsunterricht nicht kümmerten; sondern einige Jahre lang ihrem Vergnügen oblagen, bis sie sich zum Zweck des Examens der Dressur eines Einpaukers überlieferten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ließ Bonghi durch ein besonderes Gesetz die Ausnahmestellung der Universität Neapel aufheben. Dadurch werden viele Privatinteressen verletzt, weniger die der Studenten, als die der Privatlehrer, von denen eine bedeutende Anzahl in Neapel lebt und aus der besonderen Stellung der Universität ihren hauptsächlichsten Unterhalt zieht. Diese und ein Theil der Universitätsbeamten, die seit Jahren mit Fälschung von Zeugnissen und Diplomen beschäftigt gewesen waren, sollen die Studenten zuerst aufgehetzt haben. Im Verlauf der Tumulte gesellten sich jedoch allerlei andere Elemente zu den Universitätskreisen, und wie bekannt, wurde selbst die Anwendung von Waffengewalt unvermeidlich, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch die verlängerte Schließung der Universität schien dem Unterrichtsminister nöthig. Unter den Verhafteten haben sich viele Handwerker und Arbeiter befunden; wieweit dagegen socialistische Umtriebe vor denen hier zu Lande eine fast komische Panik herrscht, mitgewirkt haben, kann erst durch die gerichtliche Untersuchung festgestellt werden. Wie fast immer, so wurde auch in diesem Falle wieder behauptet, ein Communist oder angehender Petroleur, den man eingefangen zu haben triumphirte, sei der Hauptanstifter der Uebelthaten gewesen.

Aus Berlin. Eine patriotische und eine ultramontane Jubelfeier. Proceß Kirst. — Die vergangene Woche war einer altpreußischen Gedenkfeier gewidmet: der Schlacht von Fehrbellin, deren Jahrestag nunmehr zum zweihundertsten Male wiedergekehrt ist. Es war auch durchaus passend und gerechtfertigt, ein patriotisches Fest zur Erinnerung an diesen Tag zu veranstalten; denn auch neben den größeren Siegestagen der Befreiungskriege und der jüngsten Feldzüge bewahrt Fehrbellin seine historische und nationale Bedeutung und für den Brandenburger insbesondere, der noch auf Schritt und Tritt an die volksthümliche Gestalt des großen Kurfürsten erinnert wird, geziemt es sich, an die erste Kriegsthat zurück zu denken, durch welche die Wehrmänner der sandigen Mark ihren militärischen Ruf begründeten. Damals zum ersten Male, nachdem man lange Jahrzehnte nichts als Schmach

und Niederlagen erlebt, empfand man wieder eine Spur von nationalem Stolz und patriotischer Hoffnung, die Vorboten einer fernen besseren Zukunft. Fürwahr das preußische Volk und das Hohenzollernsche Fürstenhaus haben Ursache, heute im Genuß der gewaltigsten Errungenschaften mit stolzer Genugthuung zurückzublicken auf jene alte Zeit, da etliche märkische Dragonerregimenter eine große Militärmacht aus den Landesgrenzen schlugen und dem kleinen, armen und unbekannten Staat einen Namen von Klang und Ansehen in Europa errangen, ihm die Fähigkeit erwarben, Kern und Mittelpunkt eines neuen deutschen Reiches zu werden.

Während die gesammte Presse weihevolle und gehobene Ergüsse über die Bedeutung dieses nationalen Festes brachte, hatten einzig die ultramontanen Blätter wieder einmal nichts als hämische Glossen oder völliges Stillschweigen übrig, obwohl doch wahrhaftig der Fehrbelliner Sieg an sich mit confessionellen Dingen nichts zu thun hat. Allein er war eben die Geburtsstunde der großen Zukunft des preußischen Staates und das Gedeihen und Aufblühen dieser akatholischen Macht ist auch längst vor dem „Culturkampf“ den Ultramontanen ein Aergerniß gewesen. Dafür hatten auch die letzteren in der verflossenen Woche eine Jubelfeier. Es war ja der Tag, wo die berühmte Weihe der ganzen Welt an das „heiligste Herz Jesu“ stattfand. Man kann freilich nicht sagen, daß die Welt über diese an ihr vollzogene Execution in sonderliche Aufregung gerathen wäre. Nur in Paris, wo man bis über die Ohren in dem jesuitischen Unfug steckt und für die specielle Neigung des Herzens Jesu, die „Rettung Frankreichs“, begreiflicher Weise große Anerkennung besitzt, hat man sich veranlaßt gefunden, einigen kirchlich-politischen Pomp bei dieser Gelegenheit zu entfalten, und die Hälfte der Volksvertretung hat es für zweckmäßig erachtet, dabei zu assistiren. Was wohl die großen Revolutionshelden, die vor achtzig Jahren Thron und Altar zusammen in Trümmer schlugen, zu diesem neusten Zerrbild der freien Republik sagen würden!

Und nun lassen Sie mich, um auf die Vorgänge in unserer engeren Heimath zu kommen, ein Zeichen der Zeit von einem anderen Gebiete berühren, nämlich den großen Betrugsproceß, der augenblicklich das hiesige Publicum außerordentlich interessirt und in vieler Hinsicht mit der berühmten Spitzeder-Affaire in München verglichen werden kann. Im kronprinzlichen Palais zu Potsdam war eine Hofwaschfrau, Namens Kirst, angestellt, welcher es Jahre hindurch gelang, durch den plumpsten Schwindel sich in den Besitz ganz bedeutender Geldsummen zu setzen. Lediglich dadurch, daß die Angeklagte im kronprinzlichen Hause beschäftigt war und hie und da geheimnißvolle Andeutungen über momentane Geldverlegenheit der hohen Herrschaften fallen ließ, daß sie ungeheure Wucherzinsen versprach und gelegentlich aus dem Erlös neuer „Geschäfte“ einige alte Schulden deckte, wußte die schlaue Schwindlerin

sich einen ausgedehnten Credit zu verschaffen und sowohl angesehenen Kaufleuten große Capitalien, als armen Arbeitern ihre sauer verdienten Groschen abzunehmen. Man staunt, wenn man hört, daß die auf solche Weise contrahirten Schulden dieses Weibes sich auf nahezu 100,000 Thaler belaufen. Und ein solches Schwindelgebäude konnte Jahrelang bestehen, ohne zusammenzubrechen; einer der Hauptbetheiligten konnte ein kleines Uhrmachergeschäftchen aufgeben, sich ein Rittergut kaufen und als großer Cavalier auftreten, ohne daß den Geprellten die Augen aufgegangen wären. Man sollte eine solche Vertrauensseligkeit und Arglosigkeit heutzutage nicht mehr für möglich halten.

D.

Literatur.

Gedichte von Giuseppe Giusti. Deutsch von Paul Heyse. Berlin 1875. Hofmann u. Co. — Mit dem vorliegenden Bande hat soeben die zweite Serie der Publicationen des „Vereins für deutsche Litteratur" begonnen und es ist zu hoffen, daß die vorzügliche Arbeit, welche derselbe enthält, eine gute Vorbedeutung für die Qualität der nachfolgenden Bände sein werde. Wer immer die Novellen Paul Heyses, welche uns in italienisches Volks- und Naturleben führen, mit größerer Aufmerksamkeit betrachtet, mußte sich sagen, daß diese schönen und stimmungsvollen Bilder auf tiefen Studien beruhen und nicht geschrieben werden konnten ohne ein volles sich Versenken in das Leben, die Literatur, die Sprache Italiens. Eine Probe dieser Studien Heyses erhalten wir in seiner Uebersetzung giustischer Dichtungen, denen als Anhang noch zwei kleinere Aufsätze über Vittorio Alfieri und Vincenzo Monti, sowie eine sehr schöne (die Goethesche in gewisser Beziehung entschieden übertreffende) Uebersetzung von Manzonis berühmter Ode auf Napoleon beigegeben ist. Aber diese Probe von Heyses italienischen Studien ist ganz anderer Art als diejenige war, welche wir 1860 in seinem „Italienischen Liederbuche" empfingen. In jenem Liederbuche die duftigen Blumen italienischer Volkspoesie, die naive Herrlichkeit der Rispetti, Vilote, Ritornelli, der volksmässigen Balladen und Lieder; in den vorliegenden Uebersetzungen die schneidige Gedankenpoesie eines politischen Satirikers, der freilich auch gerade deshalb so groß ist, weil sich diese Schärfe des Geistes mit ebenso großer Innigkeit und Tiefe des Gemüthes verbindet und auf eine wunderbar graziöse Weise zum Ausdruck kommt. Mit Recht ist Heyse in der sehr beachtenswerthen Einleitung zu seiner Uebersetzung geneigt, Guiseppe Giusti unter den neuern Dichtern Italiens einen Platz unmittelbar neben Manzoni und Leopardi anzuweisen, in dem Sinne nämlich, daß nur diesen dreien ein Platz in der Weltlitteratur gebühre. Bei einem größeren deutschen Publicum, dessen Ver-

ständnisse solch genialer Humor und zugleich so tiefer und charaktervoller politischer Ernst auch heute noch nicht sehr nahe liegt, dürfte diese Schätzung Giustis Widerspruch finden, aber richtig ist sie nichtsdestoweniger. Ja fast möchten wir sagen, Giusti stehe noch über den Genannten, weil er vielseitiger ist und weil er in seiner politisch-satirischen Dichtung ein Gebiet beschritten hat, auf welchem der Lorbeer schwerer zu gewinnen ist; denn es bedarf eines ganz ungewöhnlich organisirten Geistes, um die Welt, in welcher sich Giusti zumeist bewegt, mit dem Blicke des Künstlers zu betrachten und ihre Gestalten in das Meer des Schönen einzutauchen.

Guiseppe Giusti starb im Jahre 1850. Vom Anfang der dreißiger Jahre datirt seine Dichtung; schon 1833 ward die köstliche Satire „Die Dampfguillotine" geschrieben. Von Anfang an stand seine Dichtung im Dienste seines Volkes, welchem auch er zu seiner Wiedergeburt mit verholfen hat, wie Dall' Ongaro, Aleardi und viele Andere. In Giustis Dichtung spiegeln sich die Zeiten des Henkerthums unter Franz dem Vierten von Modena, des engen kurzsichtigen Systems polizeilicher Bevormundung und nörgelnder Chikane unter Leopold II. in Toscana, die Hoffnungen des „Landes der Todten" zur Zeit des Krieges gegen Oesterreich unter Carlo Alberto und die Rückkehr der Reaction mit der Rückkehr der verhaßten Fremden nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes. In wechselnden Zeitverhältnissen war Giusti immer derselbe und die Freiheit blieb immer sein höchstes Interesse. An Tommaso Grossi sprach er es als seinen höchsten Wunsch aus, daß ihm einst nur der Stein auf seinem Grabe stehen bleiben möchte, auf dem zu lesen sei: „Nie wechselt' er die Fahne." Der Vorwurf, sich ungetreu geworden zu sein, blieb ihm gleichwohl nicht erspart. Aber denselben konnten eben nur diejenigen erheben, deren Charakterlosigkeit er selbst in seinen Gedichten so vernichtend gekennzeichnet hat.

Denn nicht in abstracten Gedanken und allgemeinen Exclamationen äußert sich Giustis politisches Pathos. Meist in ganz concreten Gestalten tritt es uns entgegen: die gesinnungslosen Schmarotzer, die feilen und servilen Carrièremacher, die Angeber, die herabgekommenen Nobili, die Geldprotzen, kurz die Bedientenseelen, die Lumpe und Windbeutel aller Sorten, vom Fürsten herab bis zu seinem untersten Günstling, alles in seiner ganzen lächerlichen Erbärmlichkeit. So in den Gedichten: „Dampfguillotine", „Strafgesetz für die Beamten", „Gelehrtencongreß", „Praeteritum plusquamperfectum von Denken", „Schnecke", „König Klotz", „Humanitarier", „Verlobung", „Congreß der Sbirren", besonders aber „Gingillo". „Ein erhabenerer Cynismus," sagt mit Recht der Uebersetzer, „eine kühnere Mischung des Sublimsten und Lächerlichsten, von sittlichem Ernst und künstlerischer Ausgelassenheit ist schwerlich irgendwo nachzuweisen als in den Glanzstellen

dieses Gedichtes." Es ist Dichtung im Geiste des Aristophanes. — Doch diesen politischen Satiren, die Gelächter scheinen und doch zumeist nur Schmerzensausdruck sind, folgen noch andere, welche Heyse unter dem Titel „Vermischte Gedichte" zusammengestellt hat. Hier geben wir, ohne den Werth des tiefgefühlten „An die ferne Geliebte" u. A. herabzusetzen, den „Erinnerungen an Pisa" und der „friedfertigen Liebe" unbedingt den Vorzug. Ein so tiefgemüthlicher genialer Studentenhumor geht durch das erstere, daß wir ihm auch nur ähnliches nicht an die Seite zu setzen wüßten:

„In diesem prahlerischen
Börsenjahrhundert,
Das hohl und heuchlerisch
Den Schein bewundert:
Dies holde, cynische
Jugendbehagen,
Lachend umherzugehn
Mit leerem Magen
Arm und zerrissen —
Wer möcht es missen?"

Und: „Nie hat auf Erden sich zurecht gefunden Wer keine Ader hat Vom Vagabunden". Doch man kann aus diesem Gedicht keine Stelle auswählen, ohne sofort zu empfinden, daß man ebensogut alle andern citiren sollte, und das geht hier nicht an.

Mit seiner Uebersetzung hat Heyse einem großen Manne ein wohlverdientes Denkmal auf deutschem Boden errichtet. Es gebührt ihm dafür der wärmste Dank. Um so mehr als der Uebersetzte fast unübersetzbar war und die Arbeit von den größten Schwierigkeiten begleitet. Das kann ganz nur empfinden, wer Giustis Gedichte im Originale vergleicht. Wie kurz und beziehungsreich, wie leicht und gedankenschwer sind diese Verse, noch dazu fast durchweg durch den Reim verbunden. Heyse hat sich auch dieser letztern drückenden Fessel für den Uebersetzer nicht entschlagen (wie es z. B. ganz vor kurzem Hamerling in der Uebertragung des „Legge penale per gl'impiegati" gethan hat). Er hat sich damit seine Aufgabe unendlich erschwert. Aber um so schöner nur ist das Ziel, zu dem er gekommen. — An Lesern wird es dem Heyseschen Giusti bei der Verbreitung der Sammlung, in welcher er erschienen, nicht fehlen. Wir wünschen ihm unter den Lesern recht viele Freunde. —i—

Berichtigung: Auf S. 930 Z. 9 v. u. lies: Cavours, S. 927 Z. 24 v. u.: Befestigung.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google